BILD UND LEBEN, EINE UNTERHALTUNGS-LECTÜRE ... HRSG. VON M. J. LANDAU

Moses Israel Landau

Digitized by Google

7 40. 123

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild und Leben,

eine illustrirte

Unterhaltungs-Lektüre.



Redigirt und herausgegeben

von

M. J. Landau.



Vierter Band.

Prag 1847.

Druck und Verlag des M. J. Landau, lange Gasse, Nro. 922.

104842-C.

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Lautner und sein Hund.

Vaterländische, historische Novelle von Wilhelm Wolfner.

Wo das Brdi-Waldgebirge sich langsam in wellenförmigen Terrassen gegen die Wasserscheide der Litawka abstuft, erblickt das Auge auf der westlichen Seite ein Plateau, das eine der herrlichsten Gegenden des berauner Kreises darstellt. Ueppige Wiesengründe in herrlichstem Grün prangend wechseln mit den gelben, wogenden Saaten der fruchtbaren Weizen- und Kornfelder, und zwischen ihnen ziehen sich Obstbaumalleen mit saftigen Früchten beladen in allen Richtungen hindurch. Auf der nördlichen Seite ragt der kahle Kamm des hohen Pleschiwetz, auf der südlichen der Haussina-Wald in die blaue, sonnige Luft. Eine schnurgerade, im besten Stande erhaltene Landstraße durchschneidet das Plateau von Osten nach Westen und verbindet die Stadt Hostomiz mit den Dörfern Wscheradly, Wessow, und Skripel. Wer nur an einem schönen Sommertage von letztgenanntem Orte den Weg nach der Stadt Dobrisch einschlägt, wird einige tausend Schritte hinter dem Dorfe, mit Staunen mitten zwischen fruchtbaren Feldern und Wiesen einen großen, ausgedehnten, fast quadratischen Wall erblicken, dessen Schanzen wohl sechzig Fuß über das Niveau der flachen Umgebung emporragen. Allein keine bemoosten Steinblöcke, keine zerfallenen Mauern verleihen diesem Ueberbleibsel aus einer urgrauen Zeit irgend ein malerisches oder romantisches Interesse. Ein üppiger Rasen voll duftender Blumen, überzieht vielmehr dessen Fläche und der Alterthumsforscher würde in diesem Walle, der wohl einige Aehnlichkeit mit den Rings aus den Zeiten der Avaren haben mag, nichts weniger als die Ruinen eines alten, prächtigen Schlosses vermuthen.

Etwa vor fünf hundert Jahren, einige Zeit nachdem Mathias von Arras im Auftrage Karl IV. die berühmte Burgveste Karlstein vollendet hatte, ließ dieser große Monarch von eben demselben Baumeister, der auch die prager Schloßkirche erbaute, den Plan zu zwei Schlössern entwerfen, wovon eines Schloß Karlik, das andere Schloß Skripel genannt wurde. Hier pflegte sich abwechselnd die Kaiserin Elisabeth nebst ihrem weiblichen Hofstaate während der Sommermonate aufzuhalten; denn nach einem ausdrücklichen Befehle des Königs durfte in Karlstein kein Frauenzimmer übernachten. Kaiser Karl gab dieses, freilich weder zur Sicherheit noch zur Verschönerung seiner Burg etwas beitragende Gesetz, wie er sagte: aus Ehrfurcht gegen die heiligen hier aufbewahrten Reliquien. Allein König Wenzel IV., Karls Sohn und Nachfolger, betrachtete das Schloß Karlstein schon nicht mehr mit der ausgezeichneten Gunst wie sein Vater. Andacht und ein stilles, eingezogenes Leben behagten ihm wenig oder gar nicht, und wenn er ja im Verlaufe einiger Jahre einmal Karlstein zu besuchen pflegte, so war die Burg nicht mehr „ein Tempel der Andacht und der Ruhe,“ sondern der Schauplatz wilden, bacchantischen Treibens.

Es war im Jahre 1394 zu Ende des Juli, als König Wenzel IV. (als Kaiser, Wenzel I.) auf der Burg Karlstein sich befand, wo er einige Verträge der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg mit ihren Landständen aus Lüneburg bestätigte. Nebst den vielen Fremden, die sich zu dieser Zeit, theils aus dem böhmischen Adel, theils aus den Großen Deutschlands dort eingefunden hatten, waren auch verschiedene Springer, Gaukler und Sänger dahingekommen, um sich von den vielen Grafen, Herren und Rittern schauen und hören zu lassen.

Wie sich nun im Burghofe Alles laut durch einander trieb, standen an einem Thore, hinter der Brüstung eines mächtigen Pfeilers, zwei Männer in vertraulichem Gespräche. Der Eine von ihnen, weibisch geputzt, in gewaltigen Schnäbelschuhen, das hochrothe Wamms mit klingenden Schellen besetzt, schien kaum die vierzig überschritten zu haben. Ein Ausdruck von List und Verschmitztheit war der hervorstechendeste Zug seiner Physiognomie und eine breite, überaus hohe Stirne und dichtbehaarte schwarze Augenbrauen ließen auf eine feste, unzerstörbare Willenskraft schließen. Es war Ludger, der Kämmerer und Günstling des Herzog Bernhard von Braunschweig. Der Andere war ein hochgewachsener junger Mann aus der untern Volksklasse. Er zeigte ein Paar sehnigte nackte Arme, einen dicken apoplektischen Hals und ein Paar Augen, die unwillkührlich durch ihren falschen, katzenartigen Ausdruck, jedermann augenblicklich die unerklärlichste Abneigung gegen diese Person einflößten. Er hieß Prokop und war seines Standes ein Seiltänzer und Acrobat, allein seit einigen Jahren in Ludgers Diensten.

Also wie ich dir sage, Prokop! fuhr Ludger mit gedämpfter Stimme in seinem Gespräche fort, du nimmst mein bestes Pferd und in drei Stunden bist du an Ort und Stelle. Vergiß nicht meinen respektvollen Gruß an Jungfer Veronika zu vermelden und sage ihr, daß ich nichts Sehnlicheres wünsche, als sie recht bald hier in der Burg zu sehen, und wende alle deine Redekraft an, sie zu bewegen, dich hierher zu begleiten.

Aber ihr Vater —

Der Vater, antwortete Ludger höhnisch, vagabundirt bereits seit acht Jahren in der Welt herum! Du kannst ihr zu verstehen geben, daß sie bei mir nähere Nachrichten von ihm erhalten wird, und da-

Digitized by Google

bei meines Reichthums und meiner Schlösser in Lüneburg erwähnen. Du verstehst mich schon?

O ja, gnädiger Herr! entgegnete Prokop grinsend; Ihr hättet die redlichsten Absichten, Ihr wolltet sie als eheliches Gemal in Euere Burg aufnehmen und so weiter. O, ich verstehe mich schon auf dergleichen Sachen!

Ich vertraue dir, Prokop! entgegnete Ludger wohlwollend; aber das Mädchen ist nicht der Hauptpunkt in meiner Sendung, vergiß nicht den wesentlichen Theil meines Auftrages!

O, ich hab' mir ihn wohl gemerkt! Ich soll Kurt von Schwiechelt und Hans von Steinberg auf den 10. August nach Walmode bescheiden, wo Ihr vereint mit ihnen den Herzog Friedrich von Braunschweig gefangen nehmen wollt.

So ist's, Prokop, du hast ein gutes Gedächtniß. Jetzt mache, daß du fortkommst — hier hast du ein kleines Trinkgeld für deine Dienstleistung. Bei diesen Worten ließ er zwei Goldstücke in die Hand des Seiltänzers gleiten, der nach einer demüthigen Verbeugung schnell aus dem Burgthore eilte. Allein so abgelegen auch der Platz war, wo das vorhergehende Gespräch gepflogen wurde, war doch nicht eine Sylbe von einem ältlichen, blinden Manne, an dessen Seite ein großer Pudel stand, überhört worden, und der hinter einem Gerüste von Brettern auf einer Rasenbank Schutz vor der heißen Mittagssonne gesucht hatte. Nachdem auch Ludger den Pfeiler verlassen, erhob sich der Blinde von seinem Platz, und wankte, von seinem Hunde, den er an einem Stricke führte, geleitet, dem Burgraume zu.

Prokop hatte indeß einen herrlichen Apfelschimmel bestiegen und trabte in langsamen Paß den steilen Weg von der Burg zum Beraunflusse herab, über dem nur diese Zeit eine Schiffbrücke geschlagen war. Er hatte bald das Dorf Litten im Rücken, und hier schlug er quer durch Felder reitend seinen Weg nach dem Schlosse Skripel ein. Wie bereits gemeldet, wurde dieses herrliche Schloß von dem weiblichen Gefolge des Hofes bewohnt. Allein, obwohl seit Karls Tode in Karlstein selbst sich mehre Gäste mit ihren Weibern und weiblichem Gesinde aufzuhalten pflegten, so bot doch dieser Ort nicht genug Bequemlichkeit und Raum dar, um alle Gäste in seinen Mauern zu bergen. Auch jetzt sah sich König Wenzel gezwungen, mehre Ritter sammt deren Gefolge theils im Schlosse Karlik, dessen Ruinen noch heut zu Tage eine halbe Stunde vom Dorfe Dobrechowitz zu sehen sind, theils im Schlosse Skripel unterzubringen. Am letzten Orte waren auch Kurt von Schwiechelt und Hans von Steinberg, zwei Ritter aus dem Schwabenlande, die mit den beiden Herzogen von Braunschweig nach Böhmen gekommen waren, und noch zehn andere Ritter aus Braunschweig einquartirt. Außer ihnen befanden sich noch ein Burgvogt, der zugleich Schloßverwalter war, sammt Weib und Kindern, einige Troßbuben der Ritter und Jungfer Veronika mit ihrer Mutter daselbst.

Es mochte ohngefähr vier Uhr Nachmittags gewesen sein, als Prokop vom Schweiße triefend über die Zugbrücke in den Hofraum des Schlosses einritt. Einige Knappen nahmen ihm sogleich das Pferd ab, und er stieg über eine marmorne Treppe das erste Stockwerk hinauf, wo in einem großen Saale mehre Ritter bei einem Humpen echten Tokayers sich wacker Bescheid thaten.

Kurt von Schwiechelt, ein alter Haudegen von herkulischem Bau, mit einem Gesichte voll Narben, saß oben an. Ihm zur Seite wiegte sich auf einem gothischverzierten Stuhle der jugendliche Hans von Steinberg. Sein Kinn ließ noch kaum Spuren eines Bartes sehen; allein seine ganze Gestalt verrieth dennoch eine echt männliche und ritterliche Haltung. Er hatte bereits zum dritten Male unter fröhlichem Gejauchze der anwesenden Ritter die Nagelprobe bestanden und er schickte sich eben an zum vierten Male den bis an den Rand gefüllten Humpen zu leeren, als Prokop in den Saal trat.

Gott zum Gruß, gestrenge Herren! nahm er sich verbeugend das Wort; wer von Euch sind die ehrenwerthen Ritter Kurt von Schwiechelt und Hans von Steinberg?

Ich heiße Kurt!

Und ich Steinberg! entgegneten die beiden Ritter, sich von ihren Sitzen erhebend; sag', welche Botschaft hast du an uns? denn daß du ein Bote bist, erkenne ich an deiner bestäubten Kleidung.

Meine Botschaft, gnädiger Herr! entgegnete Prokop, sich an Kurt wendend, kann ich Euch nur unter vier Augen mittheilen. Es ist eine wichtige Angelegenheit —

Leere diesen Becher und stärke deine Zunge, entgegnete Kurt, dann rede ohne Scheu; alle diese ehrenwerthen Ritter sind unsere Verbündeten.

Prokop that einen langen Zug aus dem Humpen, wischte sich mit dem Rücken seiner Hand den Schweiß von der Stirne und begann: Ludger, Euer Freund und Bundesgenosse, läßt Euch seinen Gruß und Handschlag vermelden. Ihr sollt übermorgen mit Tagesanbruch von hier aufbrechen und trachten, am 10. August in Walmode einzutreffen, da der Herzog Friedrich von Braunschweig einen Tag später ebendaselbst und zwar mit wenigem Gefolge ankommen wird.

Beim heiligen Georg! rief Hans von Steinberg, vom Sopha aufspringend, ich will diesen Bärenbeißer nicht lange auf mich warten lassen! Er soll das Burgverließ in meinem Schlosse recht bald näher in Augenschein nehmen können, und wie ich Euch sagte, Kurt, nicht ein Deut darf von den sieben tausend rheinischen Goldgülden fehlen.

Sieben tausend rheinische Goldgülden? rief ein junger Ritter mit granatrothem Barette, der sich Kunz von Wolfsthal nannte, wahrlich das dünkt mir etwas zu viel; wo wird der arme Herzog diese Ablösungssumme auftreiben können? Ihr wißt doch, daß er diesen Monat an Wenzel allein zehn tausend Mark Söldlingslohn zahlen mußte, und es ist noch nicht lange her, daß er uns für seinen Bruder Bernhard eine eben so große Summe gab!

Das ist seine Sorge, erwiederte Kurt, und übrigens, Ihr bekommt Euern Antheil, er mag sich das Geld schaffen, woher er will; aber wir haben den Boten nicht ausreden lassen; was hast du uns noch mehr von Ludger auszurichten? —

Nichts von Belange, gestrenger Herr! Ihr und Ritter Hans sollt morgen nach Karlstein hinüber kommen und Euch bei Sr. Majestät und bei den beiden Herzogen verabschieden. Ihr könnt irgend einen Vorwand, den Ihr selbst ersinnen möget, als Ursache dieses plötzlichen Aufbruches angeben, und trachten, daß Ihr bei Nacht in Walmode anlangt. Beim Ueberfalle müßt Ihr Euer Gesicht schwärzen und Euere Kleider wechseln. Er selbst, Junker Ludger nämlich, wird Euch schon die Schlüssel von den Gemächern des Herzogs in Walmode zukommen lassen, denn er verläßt erst mit ihm zu gleicher Zeit Karlstein.

Das wird Alles geschehen, entgegnete Kurt; jetzt geht zum Burgvogt und läßt Euch von ihm in meinem Namen einen Imbiß geben; denn Ihr werdet hoffentlich noch heute zurück nach Karlstein reiten?

Freilich, edler Herr! allein ich habe noch einen Auftrag an Jungfer Veronika.

An das hübsche Blondköpfchen? rief Hans lebhaft, was hast du für eine Botschaft an sie?

Das ist ein Privatauftrag, gestrenger Ritter! und es wäre unbescheiden von mir, die Geheimnisse meines Gebieters fremden Ohren mitzutheilen. Entschuldigt daher —

Nun, nun, ich bin nicht so neugierig, entgegnete Hans lachend, wahrscheinlich irgend eine Liebesbotschaft — wir kennen schon dergleichen Geheimnisse! Sie sitzt gerade in ihrem Zimmerchen allein, wenn du mit ihr sprechen willst, so brauchst du nur da nebenan einzutreten.

Prokop empfahl sich und bald darnach stand er dem schönen Mädchen gegenüber.

Veronika war die Tochter Benno's, eines geborenen Böhmen, der von Kaiser Karl an den verstorbenen Herzog von Braunschweig empfohlen, und von diesem zum Vogt von Wolfenbüttel ernannt wurde. Seit acht Jahren lebte sie mit ihrer alten gichtbrüchigen Mutter zu Skripel; denn nach der Ermordung des Herzogs durch den Quaden Otto ward Benno plötzlich unsichtbar und sein armes Weib wurde mit der

Digitized by Google

damals acht Jahre zählenden Veronika schimpflich aus dem Lande gejagt, und von Hunger und Noth halb getödtet, kam sie nach einer zweimonatlichen beschwerlichen Fußwanderung in Prag an. Hier warf sie sich dem Könige Wenzel zu Füßen, erzählte ihm ihre namenlosen Leiden, und der gutherzige Monarch wies ihr in dem Schlosse Skripel ein Zimmer und einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern an. Dort wuchs nun Veronika zu einer blühenden Jungfrau heran. Sie lebte einsam und abgeschieden von aller Welt, nur für ihre kranke Mutter, und man nannte sie in der ganzen Gegend nicht anders als die gute Veronika. Sie hatte zwar noch einen Bruder, allein sie kannte ihn nicht; denn zehn Jahre älter als sie, wurde er noch als Kind, von einer herumschweifenden Zigeunerbande bei Wolfenbüttel gestohlen, und seit dieser Zeit vernahmen die unglücklichen Eltern nie mehr eine Sylbe von ihm. Ludger, der einige Tage vor dem Beginne unserer Erzählung in Skripel zu Besuch bei seinen verbündeten Freunden gewesen war, hatte Veronika gesehen und ihre Schönheit hatte einen auffallenden Eindruck auf sein verstecktes Herz ausgeübt. Er wußte auf die leichteste Art das unschuldige und arglose Mädchen mit Liebesgeständnissen und Heiratsanträgen zu verblenden und die arme Veronika ging blindlings in die Falle. Sie erzählte ihm das plötzliche, unerklärliche Verschwinden ihres Vaters in Wolfenbüttel, den Raub ihres Bruders, und schloß mit den Worten: So stehe ich einsam in der weiten Welt! Meine theuere Mutter wird bald einem bessern Leben angehören und Ihr und Euere Liebe sind die einzige Hoffnung, die mich noch auf dieser Erde festhalten kann! Ludger versprach ihr, bei König Wenzel um sie zu werben und sie und ihre Mutter mit sich auf eines seiner Schlösser in Lüneburg zu nehmen. Wie froh mußte das Herz des armen Mädchens pochen, als sich ihr jetzt Prokop als einen Boten von Ludger vorstellte.

Ich soll Euch also nach der Burg Karlstein begleiten? fragte erröthend Veronika, als Prokop mit seiner Grußvermeldung und Botschaft zu Ende war.

Ja, meine holde Jungfer! ich glaube, Junker Ludger will Euch seinem gnädigen Herrn, dem Herzoge Bernhard von Braunschweig vorstellen, und dann hat er Euch auch Nachrichten von Euerem Vater mitzutheilen.

Von meinem Vater? rief Veronika, von ihrem Stuhle aufspringend, mit freudestrahlenden Augen, — also lebt mein Vater noch? wo? Ist er vielleicht in Karlstein?

Ich will Euch nicht mit falschen Hoffnungen hinhalten, entgegnete Prokop mit einer Miene der aufrichtigsten Theilnahme; denn wie ich aus seinen Reden muthmaßte, schienen es gerade nicht die erfreulichsten Nachrichten zu sein, die er Euch mitzutheilen hat; allein jedenfalls wird er Euch einen genügenden Aufschluß geben.

Und noch heute soll ich mit Euch hinüber? fragte Veronika nach einer Pause mit gesenkter Stimme.

Noch heute, entgegnete Prokop; denn Junker Ludger verläßt morgen Karlstein.

Aber meine arme kranke Mutter! fragte Veronika mit besorgter Stimme; was gebe ich ihr als Ursache meines Weggehens an?

Nun, Ihr sagt, daß Ihr in Karlstein Nachrichten von Euerem Vater erhalten werdet.

Das leichtgläubige, unschuldige Mädchen war zufrieden gestellt. Sie versprach dem Boten, in einer Stunde reisefertig zu sein, und Prokop eilte herab, um sich bei einem tüchtigen Mahle gütlich zu thun.

Die Sonne stand schon tief am westlichen Horizonte und vergoldete mit ihren brennenden Strahlen die abgerundeten Koppen der Kalkberge, welche das romantische Kesselthal von Karlstein umringen, als Ludger durch den Hofraum der Burg einherschritt und dem bunten Treiben der sich hier producirenden Gaukler und Künstler zusah. Es schien als ob ihm diese halsbrecherischen Künste besonders gefielen; denn er theilte einige Geldstücke unter die Acrobaten aus. Doch als er seine Schritte auf die entgegengesetzte Seite des Hofes lenkte, bemerkte er einsam am Thore stehend einen alten blinden Lautner und einen Hund an seiner Seite. Nicht so lebhaft wie die übrigen Sänger, denen Gottes herrlichste Gabe, das Augenlicht nicht mangelt, stand er in sich gekehrt und still harrend, bis man ihn etwa rufen würde, bei der Tafel die ihm verliehene Gabe des Gesanges hören zu lassen. Doch vergebens wartete er lange. Der Morgen verging, der Mittag kam heran und ging dahin, und schon glühete der Abend im Westen und noch hatte man ihn nicht gerufen. Wer hätte denn auch aus dem bunten Haufen der reichgekleideten Lustigmacher, gerade den ärmlich gekleideten blinden Greis gewählt? — Als Ludger in die Nähe des Hundes kam, stieß er diesen, obgleich er ihm nicht im Wege stand, verächtlich mit dem Fuße. Winselnd schlich sich das Thier nach einer andern Ecke. Nun kam Ludger an den Lautner. — Was harrst du hier, du alter Maulwurf! fuhr er ihn an, gehe in des Schlosses Gemächer und ergötze gleich den Uebrigen den Kaiser mit deinen Schwänken.

Kein Possenreißer bin ich, entgegnete Beneš, der Lautner; aber Euere Stimme ist mir zu bekannt, als daß ich noch zweifeln könnte, daß Ihr besser dahin gehört!

Hochroth, gleich seinem Wamms, glühete Ludgers Gesicht, er hob die Hand, dem Blinden einen Streich zu versetzen; aber wie ein Blitz flog der getreue Hund heran und hinderte nicht nur den Schlag, sondern zerriß im Abwehren das Gewand des Kämmerlings so elendiglich, daß schrillend die Schellen über die Steine des Pflasters umhersprangen. Er zog das Schwert, allein der Hund setzte ihm so hart zu, daß er sich gezwungen sah, hinaus aus dem Thore zu eilen. Wohl hatte das Alles der blinde Greis gemerkt; allein vergeblich mahnte er den Hund ab. Als aber der feige Fant das Hasenpanier ergriffen hatte, schmiegte sich das treue Thier selbstzufrieden zu den Füßen seines Herrn, die strafende Hand desselben liebreich leckend. Da griff der Lautner in die Saiten und voll Rührung sang er zu dem Klange des Instrumentes, das Lied von der Treue, das folgendermaßen lautete:

Die Treue ist verschwunden
Von diesem Erdenrund,
Wer hat sie wohl gefunden?
Mein Lied, o gib es kund!

Man spricht von Lieb und Treue,
Es ist ein eitler Wahn;
Dem Alten folgt das Neue —
Und Niemand denkt daran!

Das Mädchen liebt den Knaben
Und schwört ihm ew'ge Treu' —
Wer wird so stumm begraben
In seines Lebensmai?

Der Jüngling ist's, der Traute,
Die Untreu brach sein Herz!
O brich, du alte Laute,
Denn Treue ist nur Scherz!

Der Freund bricht sie dem Freunde,
Das Kind dem Vater auch.
Die Liebe wird zum Feinde —
So ist's der Welten Brauch!

Die Treue ist verschwunden
Von diesem Erdenrund,
Wer hat sie wohl gefunden?
Mein Lied, o gib es kund!

O seht dies Thier, dies alte,
Das meine Schritte lenkt,
Das ich am Stricke halte
Und das den Kopf nun senkt —

Digitized by Google

Dieß Thier hat sie gefunden!
Mein Lied, o gib es kund!
Die Treue ist verschwunden,
Doch nicht bei meinem Hund!

Während Beneš sang, merkte er durch eine nahe Wärme, daß Jemand neben ihm stehe, und kaum war der letzte Accord der Laute verklungen, als folgende Worte an ihn gerichtet wurden: — Gar wohl hat mir dein Liedlein gefallen, trauter Gesell! Das sollst du mir beim Imbiß wiederholen! He! Bartoš! führe den Lautner in die Küche und labe ihn; doch vergiß auch seines Hundes nicht, denn wohl habe ich des Thieres Tugend geschaut. — Dankend ging Beneš von Bartoš geleitet nach des Kaisers Küche; denn es war Wenzel selbst, der es gesprochen und der eben von der Warte des Thurmes herabsteigend unter dem wilden halbverrückten Treiben und Walten im Hofe verweilt hatte. Doch kaum war er einige Schritte im Burgraume vorwärts gegangen, als Prokop mit Veronika im Hofe erschien. Die züchtigliche Jungfrau blickte mit verwunderten Augen auf den giganten festen Bau des Schlosses, und der hohe Thurm mit seinen zahlreichen Fahnen und Drapperien schien besonders ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Sie trug nach der damals gebräuchlichen Mode ein blaues wollenes Kleid mit kurzem Leibchen, ein zierlich gekräuseltes Corsetchen, dessen Garnitur bis zum Ohre reichte, und auf dem Kopfe ein dunkelgrünes Tuch, das in Form einer Tartarenmütze das blonde schlicht heruntergekämmte Haar bedeckte. Ein Paar gelbe Nestelschuhe mit gespaltenen Spitzen, ließ ein kleines niedliches Füßchen sehen, um dessen großer Zehe zwei Ringe von echten böhmischen Corallen sich herumwanden. Prokop eilte mit ihr an Beneš vorüber, einem nahen Erker zu, in welchem Ludger sein Zimmer hatte; allein kaum hatte der Hund das Mädchen erblickt, als er sich mit aller Kraft von dem Stricke, an dem ihn der Blinde führte, losriß, und mit freudigem Gebelle um das erschrockene Mädchen herum sprang. Alles Rufen von Beneš war vergebens; der Hund war von Veronika nicht hinwegzubringen. Er erschöpfte sich in Liebkosungen und Sprüngen, und Prokop, der ihn mit seinem Stocke wegjagen wollte, wurde von ihm in die Waden gebissen. Der Zorn des rohen Menschen war auf's Aeußerste gestiegen, er schimpfte laut den armen blinden Lautner, der sich umsonst bemühete, durch liebkosendes Rufen seinen Hund zu beschwichtigen. Jetzt trat Ludger in den Hof, und Prokop erzählte ihm, wie er von der alten Bestie hier molestirt wurde.

Wart, du verdammte Blindschleiche! rief der erboßte Kämmerling; ich will kein ehrlicher Ritter sein, wenn nicht du sammt deinem verfluchten Aase noch heute hängst! Jetzt komm, Prokop! und auch du, meine holde Veronika! ihr werdet von dem weiten Ritte ermüdet sein! Er faßte das zitternde Mädchen bei der Hand und wollte mit ihr in die nahe gelegene Erkerthüre treten; doch das aufgeregte, treue Thier widersetzte sich mit aller Kraft diesem Vorhaben. Es faßte die am ganzen Leibe bebende Veronika am Rocke und versuchte, sie zurückzuziehen; doch Prokop hatte einen Stein vom Boden aufgehoben und warf ihn mit aller Kraft auf den Pudel. Das getroffene Thier sprang laut heulend einige Schritte zurück, und während dessen hatte Ludger die Thüre geöffnet und zog das Mädchen mit sich in das Haus. Der durch diesen Auftritt verursachten Lärm hatte mehre Leute aus der Burg herbeigelockt, und als ihnen Prokop den Hergang erzählt hatte, schimpfte Alles auf den armen Beneš, der mit thränenden Augen und zitternder Stimme seinen treuen Hund rief. Doch das plötzlich umgewandelte Thier schien seinen Ruf nicht mehr zu kennen. Es lagerte sich vor der nun geschlossenen Erkerthüre auf die Erde und wer sich ihm nahen wollte, wurde durch schreckliches Gebell und muthige Angriffe zurückgescheucht. Bartoš, der Leibdiener des Kaisers, hatte die ganze Szene als stummer Zuschauer mit angesehen und wandte sich jetzt mit folgenden Worten an die Umstehenden: Dieser arme, blinde Sänger hat sich des Wohlwollens Sr. Majestät zu erfreuen; wer ihm oder seinem Hunde das Geringste zu Leide thut, hat zu zittern! — Das diene Euch zur Richtschnur; und jetzt, ihr Schlingel, packt Euch an Euere Arbeit!

Die mit offenem Munde zuhorchende Menge verlor sich einige Minuten darnach aus dem Hofe, und Beneš wankte, nachdem er noch einige vergebliche Versuche gemacht hatte, seinen Hund zu sich herzulocken, mit Bartoš in die kaiserliche Küche.

Die Nacht breitete ihren Schleier über die reizend gelegene Burgveste Karlstein und eine tiefe Stille herrschte in der ganzen Umgebung. Die Fenster des Schlosses waren hell erleuchtet und besonders glänzte diejenige Fronte des herrlichen Gebäudes, wo sich der berühmte Aufbewahrungssaal für die kostbaren Reichsinsignien hinzog. König Wenzel war in einer der lebhaftesten Stimmungen und er wollte den beiden fremden Herzogen einmal die unermeßlichen Schätze und Kleinodien zeigen, die in jenem noch heut zu Tage erhaltenen Saale, niedergelegt waren. Und wahrlich, das Auge wurde fast geblendet von der außerordentlichen Pracht und Eleganz, von den unschätzbaren Kostbarkeiten, die sich hier vorfanden. Die Wände waren bis an die Decke mit großen fünfeckigen Platten von Jaspis, Achat und Karneol ausgelegt und der Fußboden bestand aus dendritischem Marmor, der mit golddurchwirkten, himmelblauen Teppichen bedeckt war. Der Saal wurde in der Mitte durch ein eisernes, stark vergoldetes Gitter in zwei Hälften getheilt, und von den reichverschlungenen Zierrathen und Arabesken des ciselirten Karnißes hingen 500 mächtige Edelsteine auf seidenen Fäden herab. In der Mitte des Gitters befand sich eine Thüre mit fünfundzwanzig Schlössern, und durch sie gelangte man in die eigentliche Schatzkammer, wo in einer, mit feinem vergoldeten Holze ausgelegten Wandnische, Krone, Reichsapfel und Scepter auf golddurchwirktem purpurnen Polster lagen. Heute waren in dem ersten Saale zwei lange Tische aufgestellt, die mit goldenen und silbernen Geräthen bedeckt waren. Um sie herum saßen beim schäumenden Tokayer König Wenzel, die beiden Herzoge Bernhard und Friedrich, mehre Edle aus dem alten Geschlechte der Rosenberg, und noch viele andere Herrn und Damen aus dem Gefolge des Königs und der beiden Fürsten. Die Pracht und Eleganz der Kleidung gränzte an's Unglaubliche. Da sah man nichts als Gold, Silber und Edelsteine. Der König trug einen intensivgrünen Mantel aus golddurchwirktem Rasche, der durch zwei zu Agraffen geformten großen Rubinen zusammengehalten ward. Ein blitzendes Diadem, blos aus Diamanten und Carfunkeln zusammgesetzt, prangte auf seinem Haupte, und über die Brust hing eine schwere goldene Kette herab, die am Schlusse in ein großes aus Smaragd geschnitztes Crucifix endete. Die beiden Herzoge trugen bauschige Pluderhosen, die an verschiedenen Stellen aufgeschlitzt, mit schwarzem Damaste durchzogen waren und eine Art kurzer, römischer Toga von granatrothem Satin hing über die Schulter herab bis an den Gürtel, der aus schuppenförmigen goldenen Gliedern zusammengesetzt, sich fest um die Hüften spannte. Auch Ludger, der Günstling Bernhards von Braunschweig, saß an der königlichen Tafel und erschöpfte sich in Lobpreisungen über die wahrhaft königliche Pracht des Saales und des Gastmahls. Allein sein Herz war im Grunde schlecht und neidisch und er blickte mit scheelen Augen auf die Reichthümer des böhmischen Königs. Auch war jetzt in seinen Zügen eine Art Ungeduld und Unruhe zu lesen; denn er konnte es nicht erwarten, bis die Tafel aufgehoben wurde, um die arme leichtgläubige Veronika, die in seinem Zimmer seine Zurückkunft abwartete, noch mehr zu bethören und ihrer Unschuld durch Schmeicheleien und Liebesworte nachzustellen. — Jetzt wurde auf einer großen silbernen Schüssel von vier reichgekleideten Dienern eine Art hoher Torte aufgetragen und auf die Mitte der Tafel gestellt. Aller Augen waren auf dieses seltsame Gebäcke gerichtet; denn nicht nur seine auffallende Größe, — es mochte ohngefähr zwei Fuß hoch sein, — sondern auch die merkwürdigen Schnörkeln und Verzierungen, die auf demselben angebracht waren, erregte die Neugierde der anwesenden Ritter und Damen.

Nun, meine ehrenwerthen Gäste! nahm der König nach einer Pause schmunzelnd das Wort; rathet einmal, was in dieser Torte verborgen ist! Setzt Euern Scharfsinn auf die Folter, und wer es

Digitized by Google

erräth, erhält von mir diesen herrlichen Topas, der gerade über meinem Haupte von dem goldenen Kandelaber herunterhängt!

Alles blickte lüstern auf den köstlichen Edelstein, der im Reflexe der Hunderte von Lampen funkelte; allein Niemand wußte zu sagen, was in diesem Gebäcke zu finden sei. Die Ritter riethen auf Helme, Panzer und Dolche, die Damen auf Rosenstöcke, auf Körbchen und Schmuck; doch der König schüttelte immer verneinend mit dem Kopfe. Als nun sämmtliche anwesende Gäste, selbst die beiden Herzoge vergebens hin und hergerathen hatten, sprach König Wenzel lachend: Also weiß Niemand von Euch dies Räthsel zu lösen, was in dieser Torte ist?

Ich weiß es! ließ sich plötzlich eine heisere kichernde Stimme vernehmen, und wie durch ein Wunder öffnete sich der kegelförmige Deckel des Aufsatzes und heraus trat ein kleines winziges Männlein in weitem bauschigen Gewande und mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe. — Hans von Pardubitz, der Narr, ist in der Torte verborgen! rief er über die Kandelabre und Schüsseln wegschreitend und vor den König hintretend; mein ist der Topas, ich hab's errathen! Und ohne die abwehrende Hand Wenzels zu berücksichtigen, riß er den Edelstein von dem Seidenfaden ab und verbarg ihn in den Taschen seiner weiten Hosen. — Die anwesenden Ritter und Damen ergötzten sich männiglich an den possirlichen Sprüngen und Grimassen, die das kleine Männlein auf dem Tische producirte, und nachdem er Jedem irgend ein Sprüchlein vorgesungen hatte, stieg er vom Tische herab und eilte in die Küche, um auch seinem kleinen Magen Genüge zu leisten.

Laßt einmal den blinden Lautner kommen, der mich heute baß ergötzte! wandte sich jetzt der König an Bartoš; denn wohl wird sein Lied die edlen Herren hier auch erfreuen, da auch sie der Hunde Treue kennen.

Der Leibdiener willfahrte sogleich dem Wunsche des Königs und einige Minuten später stand der arme, blinde Greis vor dem Könige und den reichgeputzten Gästen in dem hohen hellerleuchteten Saale. Beifällig nickten ihm die Fürsten und anwesenden Gäste zu; aber Ludger, der bereits dem Herzoge sein Abenteuer mit dem Lautner, aber lügenhaft entstellt, erzählt hatte, zischelte seinem Herrn in's Ohr: Seht da den Frevler, der in meiner Person Euere Hoheit verschmähete! Ein Wink, den der Herzog ihm zuwandte, beschied ihn abzuwarten, was sein Herr und Gebieter für gut zu thun finden würde. Beneš mußte auf das ausdrückliche Verlangen des Königs nochmals das Lied von der Treue wiederholen, und als er geendet hatte, setzte ihm der Mundschenk auf des Kaisers Wink einen vollen Pokal mit Wein zur Labung vor. Da wandte der Herzog sich zum Kaiser und sprach: Es will mich fast bedünken, großmächtigster Herr Kaiser! als ob Ihr mich nur deßhalb nach Karlstein beschieden hättet, um hier meiner Person zu h ö h n e n!

Verwundert und ungewiß schaueten die übrigen Tafelgenossen bald auf den Herzog, bald auf den Kaiser, und dieser sah ernst, fast wild den Herzog an, und fragte ihn, wie er das meine, und was ihm Ursache gegeben, dergleichen zu denken? Da erzählte der Herzog, was ihm Ludger vorgelogen hatte.

Es thut mir leid, lieber Vetter! sprach der Kaiser, daß Euch der Lügenmund Eures Dieners genarrt; habe ich doch selbst erst in der Nähe und dann von der Warte herab zugesehen, als der Hund Euern Diener anfiel, und weiß gar wohl wie das gekommen ist! Und nun erzählte er den wirklichen Hergang und das fernere Abenteuer mit Veronika. Während dessen aber fielen nicht nur des Herzogs, sondern auch der Gäste Blicke strafend auf Ludger, der bald erröthend, bald erbleichend, bei dem Credenztische stand.

Und wer ist denn das schöne Mädchen, das Ihr in Euer Zimmer geführt habt, und das der Hund des armen Greises, zu meiner Verwunderung, so genau zu kennen schien? wandte sich der Kaiser an den Kämmerling; das Thier legte eine besondere Theilnahme für diese hübsche Jungfer an den Tag!

Ew. Majestät! entgegnete Ludger zitternd, sie ist aus dem Schlosse Skripel, die Tochter eines vagabundirenden Taugenichtses, mit Namen Benno, der längere Zeit in Wolfenbüttel lebte und dann seine Frau und Kind heimlich verließ.

Benno? rief der Kaiser verwundert; hütet Euere Zunge! Benno wurde von meinem höchstseligen Vater dem Herzoge Johann von Braunschweig empfohlen und ich erinnere mich gar wohl, er war ein braver Mann.

Ew. Majestät geruhen Fürsprache für ihn einzulegen, und ich verstumme, entgegnete Ludger, sich tief verbeugend.

Darin thut Ihr recht, entgegnete Wenzel; denn ich ehre die treuen Diener meines höchstseligen Vaters — doch was wollt Ihr mit dem Mädchen machen?

Ich will sie als Kammerzofe nach Lüneburg mitnehmen, entgegnete der Kämmerling mit erheuchelter Theilnahme.

Nun, das ist brav von Euch, sprach der Kaiser; . . . aber was macht unser Sänger? Er möge uns noch ein Liedlein zum Besten geben aus dem reichen Schatze seiner Phantasie!

Allein Beneš stand starr, gleich einer Leiche an den Stäben des vergoldeten Gitters gelehnt und die Laute war seinen Händen entfallen. Die Erwähnung Benno's und seiner Tochter hatte auf den armen blinden Greis lähmend gewirkt, und ungehört von den anwesenden Gästen war ein leiser Schrei seinen Lippen entfahren und nur mit Mühe hatte er sich zum Gitter hingeschleppt, wo eine vollkommene Bewußtlosigkeit seine Sinne überfiel. Der Kaiser befahl theilnahmsvoll, seine Schläfe mit Wein zu reiben, und nach einigen Minuten hatte sich der Greis so weit erholt, daß er auf die Frage Wenzels antworten konnte.

Der feurige Wein, Ew. Majestät! sprach er mit zitternder Stimme, hat betäubend auf meinen schwachen Körper gewirkt; entschuldigt meine Schwäche, ich bin schon ein alter Mann und nicht gewohnt des geistigen Getränkes.

Ihr seid entschuldigt, entgegnete Wenzel gütig; doch Ihr müßt uns noch ein Liedchen zum Besten geben, das meine edlen Gäste erfreuet.

Beneš verneigte sich tief, ergriff seine entfallene Laute und sang mit tiefer, sonorer Stimme:

Es prangen die Blumen im herrlichen Flor,
Es tönt in den Lüften der Sänger Chor;
Doch traue ja Niemand dem Scheine, —
Es lauert der Wolf in dem Haine!

Es glänzet der Strom in goldenem Strahl,
Es sonnen die Fischlein sich allzumal;
Doch traue ja Niemand der Glätte —
Es birgt sich ein Hay in dem Bette!

Es sitzen zwei Brüder beim festlichen Schmaus,
Und fröhlich und ruhig zieh'n sie nach Haus —
Wer ist's, der sie schirme und hege?
Es lauert Verrath auf dem Wege!

Wohl glänzen die Fluren, wohl duftet das Thal,
Doch d'rin eine Straße so sumpfig und hohl —
Es traue ja Niemand dem Scheine,
Es lauert ein Wolf in dem Haine!

Der Kaiser und die Gäste horchten verwundert auf diesen seltsamen Sang, und besonders Friedrich und Bernhard von Braunschweig schüttelten die Köpfe und warfen sich gegenseitige Blicke zu. Ludger hatte gar wohl den mystischen Sinn dieses Liedes verstanden, und sein schuldbewußtes Herz pochte furchtsam unter seinem Wammse. — Die alte Blindschleiche muß meinen Plan durch irgend einen Zufall erfahren haben, murmelte er vor sich hin; ich muß mit Peckop reden, daß er ihn unschädlich mache!

Die Tafel wurde indessen aufgehoben und der Kaiser entließ seine Gäste mit der Versicherung seines Wohlwollens. Die beiden Herzoge hatten sich während des Aufbruches unbemerkt dem blinden Lautner genähert, und geboten ihm, ihnen in ihr Gemach zu folgen.

Digitized by Google

Als Benes nun von einem gutmüthigen Diener des Kaisers geleitet in das Zimmer der Herzoge getreten war, befand sich nur Friedrich von Braunschweig darin.

Was wolltest du mit deinem Gesange? fragte ihn der Herzog mit neugieriger Stimme nach einer Pause.

Euch warnen, edler Herr! sprach der Sänger mit einer Verbeugung; denn über Euch bereitet die Bosheit arglistige Schlingen; doch nun soll das Böse nicht wieder obsiegen! Und er erzählte, wie er erst vor wenigen Wochen auf Walmode gewesen, wo Kurt von Schwichelt, Hans von Steinberg und Ludger mit mehreren andern hildesheimischen Stiftsjunkern Mahl gehalten, und dort, da man des blinden Sängers nicht geachtet, sich verbündet haben, den Herzog Friedrich auf seiner Heimreise aus Böhmen aufzufangen und ihn nur gegen 7000 rheinische Goldgulden wieder frei zu geben; wie sie es früher mit Herzog Bernhard gethan, und ich — fuhr der Lautner in seiner Erzählung fort — säumte nicht länger, mich auf den Weg zu machen und Euch zu warnen!

Wie mag das sein, Alter? fragte Friedrich verwundert; sind sie doch seit der Schlacht von Winsen an der Aller, unsere Bundesgenossen und Freunde?

Wohl glaubt Ihr das, edler Herr! entgegnete Benes; auch glaubtet Ihr dem Kämmerling Ludger, der nach jener Schlacht an Euern Hof kam und Euer Vertrauen zu erschleichen wußte; aber nimmer hättet Ihr geahnt, daß er der Hildesheimer geheimer Ausspäher ist.

Betroffen, aber zweifelnd, ja fast ungläubig stand Herzog Friedrich da. So eben trat auch Herzog Bernhard in's Gemach, dem Jener des Blinden Eröffnung mittheilte. Da fuhr Herzog Bernhard ihn an: Nun muß ich doch glauben, alter Graukopf! was der Kämmerling mir erzählt! Bist du da, den Frieden zu stören? Meinen Kämmerling und mich zu höhnen? Den Leumund meiner Bundesgenossen zu schänden? Gehe und lasse dergleichen nicht mehr hören, sonst möchte selbst des Kaisers Burgfrieden dich vor der Strafe nicht schützen!

Trauet Ihr, antwortete dieser, zwei Schritte vorwärtstretend, der Warnungsstimme eines armen blinden Greises nicht, so wird wohl Benno's Rath bei Euch Gehör finden!

Benno's? fielen schnell die beiden Fürsten ein.

Ja, erwiederte dieser, ich bin Benno, der Vogt von Wolfenbüttel, den Kaiser Karl einst Eurem Vater empfahl, der treulich diesem diente, und den nach dessen Ermordung der Quade Otto, wegen der Treue zu Euch, blenden ließ und vertrieb! Ihr kennt, fuhr er fort, indem er seine Brust entblößte und eine Narbe zeigte, die Wunden, die ich am Deister empfing, als ich den Tod Eueres Vaters rächte? Sein Mörder fiel durch mein Schwert, und nimmer wird es sein Sohn vergessen, daß er den Vater gegen den Eurigen verlor! Und dieser Sohn, der Euern Untergang sucht, ist Ludger, Herzog Bernhard's Kämmerling!

Den beiden Fürsten fiel es wie Schuppen von den Augen. Sie betrachteten den armen, blinden Greis näher und erkannten seine Gesichtszüge; es war in Wirklichkeit Benno, der treue Diener ihres Vaters, der sie noch als Kinder auf seinem Schooße geschaukelt, der ihnen manche kindliche Freude verschafft hatte. Und wie mit einem alten, langentbehrten Freunde sprachen nun die Herzoge mit Benes; er mußte ihnen erzählen, wie er blind nach Loretto und Compostell gewallt, wie er Noth und Trübsal gelitten und wie er endlich wieder als Lautner in seine Heimat zurückgekommen, überall offene Thüren gefunden und unerkannt auf Walmode den Bund wider Herzog Friedrich vernommen habe. — Und erst heute früh, fuhr der Greis in seiner Erzählung fort, war ich neuerdings ein unbemerkter Zuhörer von dem schändlichen Komplotte, das wider Euch, edler Herr! gesponnen wurde. Euer Kämmerling schickte nämlich einen Boten, Namens Prokop, nach dem Schlosse Skripel, um seine Verbündeten von Euerer Ankunft am 10. August in Walmode zu berichten; denn daselbst wollen sie Euch gefangen nehmen.

Der Schurke! riefen die beiden Brüder mit Entrüstung.

Doch nicht allein Ihr, unterbrach sie Benes, seid das Ziel seiner böswilligen Absichten, auch mir armen Greis hat er den Untergang beschlossen.

Wie das? fragte Friedrich theilnahmsvoll.

Ach, gnädiger Herr! erwiederte der Lautner mit schluchzender Stimme, ich hatte ein Weib und ein liebes goldenes Kind — als ich von Wolfenbüttel vertrieben wurde, blieben sie dort zurück in Elend und Noth! Was wurde aus ihnen? Ich wußte es nicht! Ich irrte acht lange Jahre herum in der weiten, weiten Welt, und konnte nirgends ihren Aufenthalt erfahren! Erst heute, vor einer halben Stunde an der kaiserlichen Tafel, hörte ich das erste Mal nach so langen Jahren meinen und meiner Tochter Namen nennen. — Ihr werdet Euch erinnern, edler Herr! wie Ludger äußerte, daß er Benno's Tochter als Kammerzofe nach Lüneburg mit sich nehmen will!

Freilich haben wir es, entgegneten die beiden Herzoge.

Was will er mit meinem Kinde? Hat er und sein Bruder Otto nicht genug des Elends auf mein Haupt herabbeschworen? Soll mein Kind nun auch seinen Lüsten fröhnen? O heilige Mutter Gottes! lasse sie lieber gleich mir erblinden — diesen Schmerz ertrag ich nicht!

Die beiden Herzoge waren fast bis zu Thränen gerührt und Bernhard reichte ihm seine Hand. — Beruhige dich, ehrliche, treue Seele! sprach er; ich werde dich und deine Tochter beschützen, gedulde dich nur bis Morgen, heute ist's schon zu spät, sonst würde ich gleich Ludger rufen lassen. Wehe ihm, wenn er sich von deiner Anklage nicht freisprechen kann! Jetzt gehe in deine Zelle, alter Mann, und schlafe ruhig.

Auf einen Wink des Herzogs erschien ein Diener und geleitete Benes die Treppe herab.

Während der Lautner mit den beiden Herzogen im Gespräche vertieft war, hatte der Kämmerling Prokop zu sich in sein Zimmer bescheiden lassen. Da jedoch dieser Mensch erst aufgesucht werden mußte, so tändelte Ludger indessen mit Veronika, dem lieblichen Mädchen. Sie saß an einem Tische mit gesenktem Köpfchen und verschämten Blicken.

Nun, meine Traute! nahm der Kämmerling, sie bei der Hand fassend, das Wort, wie behagt es dir bei mir?

Recht gut, Herr Ludger! entgegnete Veronika erröthend; allein Ihr versprachet mir ja, mich dem Herzoge vorzustellen, als Euere . . . hier stockte sie, das Wort Braut wollte nicht von ihren Lippen.

Freilich werde ich dich vorstellen, sprach er, sie feurig umarmend; aber nicht hier, sondern erst in Lüneburg.

Und warum nicht hier?

Es hat seine triftigen Gründe — übrigens wirst du schon übermorgen Karlstein verlassen und mit mir nach Walmode reisen.

Jesus Maria! schrie erbleichend das Mädchen, was fällt Euch ein? Was würde meine arme Kranke allein ohne mich machen?

Dafür ist gesorgt, entgegnete Ludger, ein Mädchen aus dem Dorfe wird sie pflegen und nach einigen Wochen lasse ich sie nachkommen.

Es kann nicht sein, rief Veronika traurig, den Kopf schüttelnd, ich reise nicht mit Euch . . . ich könnte keine ruhige Minute zubringen, wenn ich meine arme Mutter allein zu Hause wüßte!

Nun, es steht dir frei, zu machen was du willst, entgegnete Ludger mit gleichgiltiger Miene; . . . allein dein Vater, der gegenwärtig in Walmode krank darniederliegt, wird sich höchlich wundern, wenn er mich allein ankommen sieht.

Mein Vater — krank — in Walmode?! schrie das arme Mädchen mit zitternder Stimme; also lebt er noch?

Freilich lebt er noch, entgegnete Ludger, ich habe von einem Freunde gestern die Nachricht erhalten. Er wünscht dich noch einmal vor seinem Tode zu sehen.

Schwere Thränen entstürzten bei dieser Nachricht den Augen Veronika's. Freude, Schmerz, Zweifel und Hoffnung durchwogten abwechselnd ihren Busen. Das Mädchen befand sich in einer unaus-

Digitized by Google

sprechlichen Verlegenheit. Sollte sie mit diesem, ihr fast noch fremden Ritter nach Walmode? Lag ihr Vater wirklich dort krank darnieder? Oder war die ganze Geschichte nur ersonnen, um sie nach Walmode zu locken?

Ludger weidete sich an ihrer Unentschlossenheit; denn der Bösewicht war seines Sieges gewiß. Er war nach einem wohlberechneten Plane zu Werke gegangen; er hatte ihre Kindesliebe mit in's Spiel gezogen — sie mußte unterliegen!

Jetzt trat Prokop in das Zimmer; doch seine Miene trug den Ausdruck der Besorgtheit und des zweifelhaften Erstaunens.

Ihr habt mich rufen lassen, edler Herr! sprach er beim Eintritte, und ich war gerade im Begriffe zu Euch zu kommen und Euch eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen.

Folge mir in das Nebenzimmer, winkte Ludger dem Acrobaten, und du, meine holde Maid! überlege dir indessen meinen Vorschlag ... ich will dich keineswegs zwingen.

Nun, Prokop! zuvorderst deine Neuigkeit, nahm Ludger das Wort, als sie mitsammen in das Nebenzimmer getreten waren, und dann werde ich dir meinen Auftrag mittheilen.

Gnädiger Herr! entgegnete Prokop näher tretend, mit leiser Stimme, wißt Ihr, wer dieser blinde Lautner eigentlich ist, der mich und Euch heute so geärgert?

Wer er sein mag? rief Ludger verächtlich; ein vagabundirender Bettler.

Da seid Ihr in einem gewaltigen Irrthume, entgegnete Prokop ... er ist Jungfer Veronika's Vater!

Wie? schrie der Kämmerling, drei Schritte zurückprallend; Benno von Wolfenbüttel? Der Mörder meines Vaters?

Ja, gnädiger Herr! Benno soll er heißen.

Beim heiligen Georg! rief Ludger freudig und ein teuflischer Zug spielte um seinen Mund; diese Nachricht ist für mich unschätzbar! ... Doch woher weißt du es?

Ich saß im untern Wirthshause bei einem Glase Apfelmost und plauderte mit den anwesenden Gästen. Das Gespräch kam auch auf mein heute stattgehabtes Abenteuer mit dem Hunde und dem blinden Lautner. Da meinte einer von den Anwesenden, der arme Greis hätte in seinen alten Tagen ein besseres Loos verdient, als obdachlos in der Welt herumzuwandern. Warum? fragte ich neugierig. Er war in seiner Jugend ein tapferer Degen, entgegnete der Fremde, und Vogt von Wolfenbüttel. Seine Frau und Tochter wohnen gegenwärtig im Schlosse Skripel und ich habe ihn trotz seines schlechten Anzuges und trotz seiner Silberhaare recht wohl erkannt.

Kommst du mir also neuerdings in's Gehege, alter Fuchs? rief Ludger mit höhnischem Lachen; hab' ich und mein Bruder dich umsonst geblendet? Du durchkreuzest wieder meine Plane? Wahrlich, diesmal entwischst du mir nicht! Wisse, fuhr er, sich zu Prokop wendend, mit leiser Stimme fort, der alte Schuft muß unser heutiges Gespräch entweder belauscht oder auf eine andere Art erfahren haben. Er warnte heute Abend bei der kaiserlichen Tafel die beiden Herzoge vor Verrath in einem Liede, und wurde auch von ihnen alsogleich nach dem Mahle auf ihr Zimmer beschieden; er ist noch drüben bei ihnen, siehst du ihn? Bei diesen Worten führte er Prokop an's Fenster, und da das Zimmer der beiden Herzoge gerade dem Fenster gegenüber lag, so konnte man deutlich alle Personen in demselben gewahren.

Richtig, er ist's! rief Prokop leise.

Er ist's, wiederholte Ludger, und hat wahrscheinlich dem Herzoge meinen Plan entdeckt; ich muß den Schuft unschädlich machen, und dazu habe ich dich eigentlich rufen lassen.

Was soll ich thun, gnädiger Herr? fragte Prokop vom Fenster wegtretend.

Ich habe Beweise von deinem Muthe und deiner Unerschrockenheit, ich nehme sie jetzt neuerdings in Anspruch. Fünfhundert Goldgülden sind dein, wenn du den Auftrag zu meiner Zufriedenheit ausführst.

Fünfhundert Goldgülden? fragte der rohe Kerl mit lüsternen Blicken.

Fünfhundert blanke Goldgülden und noch mehr, nur klug und vorsichtig! Jetzt höre mich an: der Blinde muß nun schon bald von den Herzogen herunterkommen — die Nacht ist stockfinster ... du wartest ihm im Hofe auf ... und machst ihn stumm!

Trotz dem verstockten Herzen des brutalen Menschen machte ihn doch dieser Auftrag beben, und er zauderte, den ihm von Ludger hingereichten Dolch anzunehmen.

Nun, was zögerst du? fragte Ludger mit verwundertem Tone; hast du plötzlich deinen Muth verloren?

Gnädiger Herr! entgegnete Prokop mit unsicherer Stimme, es ist ein ... Menschenleben!

Ein Menschenleben! lachte der Kämmerling höhnisch auf, ein blinder Greis, der höchstens ein Paar Monate noch zu leben hat! Du bist sehr skrupulös!

Und warum soll ich ihn tödten? fragte Prokop nach einer Pause.

Ich muß mich dieses Menschen um jeden Preis versichern, entgegnete Ludger, lebend oder todt! Er hat geplaudert und darf nicht als Zeuge gegen mich auftreten! Fürchtest du vielleicht Entdeckung? Da kannst du ganz sorglos sein; werfe ihn in den tiefen Brunnen, da wird ihn Niemand suchen.

Aber das Blut auf dem Boden? fragte Prokop schon etwas beruhigter.

Da hast du Recht! daran hätte ich vergessen! ... Doch mir fällt was ein; hier nimm diesen Strick und erdrossle ihn, da bist du ganz außer Gefahr und die fünfhundert Goldgülden sind dein!

Der Acrobat überlegte noch einige Sekunden; allein der letzte Funke menschlichen Gefühls in seiner Seele wurde durch seine Habsucht erdrückt. Er nahm den Strick, verbarg ihn unter seinem Rocke und wollte sich entfernen.

Wart ein Wenig, rief ihm Ludger nach, dein Unternehmen könnte mißlingen; als Fürsorge nimm hier diesen Dolch und sattle noch schnell zwei Pferde, wir dürften ihrer vielleicht benöthigen ... übrigens brauchst du mir heute, wenn dein Anschlag gelingt, was ich gar nicht bezweifle, keinen Bericht zu erstatten, es ist Zeit bis morgen.

Habt keine Sorgen, gnädiger Herr! entgegnete Prokop, ich werde Alles zu Euerer Zufriedenheit vollenden. Bei diesen Worten verließ er das Zimmer durch die Hinterthür des Nebenzimmers, die sich unweit dem tiefen merkwürdigen und noch heut zu Tage erhaltenen Brunnen befand.

Ludger blieb einige Minuten allein im Zimmer und schien in tiefe Gedanken versunken. Jetzt blitzte ein schadenfroher satanischer Zug um seine Miene und er rief mit gedämpfter Stimme: Also Vater und Tochter in meiner Gewalt! Wahrlich eine Rache, die den Tod meines Vaters vollkommen sühnt! Welches merkwürdige Zusammentreffen von Umständen! ... Der Zufall ist mir günstig, ich will ihn benützen ... ja, ja, keine Skrupeln mehr ... das Mädchen ist schön und unschuldig, aber die Tochter meines Feindes ... Der Vater stirbt durch Prokop's Hand, und ich ... ich breche die Rose!

Er trat nach diesem kleinen aber teuflischen Monologe in das andere Zimmer, und fand hier das arme Mädchen in Thränen schwimmend auf einem Sopha sitzen.

Nun, meine Theuere! wie hast du dich entschlossen? fragte er, sein Waams abwerfend und sich neben ihr niederlassend; begleitest du mich nach Walmode oder nicht?

Ich kann zu keinem Entschluße kommen, entgegnete das Mädchen schluchzend; ich möchte Euch gerne folgen ... allein meine Mutter!

Ich sehe schon, entgegnete Ludger, sich gekränkt stellend, du liebst mich nicht!

O ich liebe Euch ... wäre ich sonst hieher nach Karlstein gekommen?

Nun, so begleite mich nach Walmode! Von dort reisen wir nach meinem Schlosse und da werden wir glückliche Tage verleben! Ich will dich kleiden gleich einer Prinzessin, Geld und Edelsteine werden dir zu Gebote stehen, und jeder deiner Wünsche wird befriedigt werden.

Und ich werde Euere Ehegattin? fragte Veronika mit verschämten Blicken.

Digitized by Google

Freilich, meine Theuere! entgegnete Ludger, sie an sich ziehend; du wirst mein Weib, meine Geliebte, mein Alles!

Die arme, unschuldige Veronika, die seit ihrer Kindheit nur Leiden und Schmerz zu erfahren hatte, fühlte ihr Herz freudig beben bei den Liebesbetheuerungen des Bösewichtes. Sie vergaß ihrer Mutter, ihres Vaters und schwelgte in der Hoffnung künftiger seliger Tage. Sie fühlte nichts als die glühenden Küsse Ludgers, der sie fest an sich gezogen hatte und durch die zärtlichsten Liebkosungen ihre Sinne immer mehr und mehr entflammte. Schon glüheten ihre Augen in einen ungewohnten Glanze und ihre Nerven durchzitterte ein verzehrendes Feuer; schon triumphirte Ludgers höllisches Herz und der Engel der Unschuld neigte schon weinend seine Fackel, als ein gräßlicher Schrei von Prokop ausgestoßen in dem Hofe erschallte und gleich darauf ein starker Schlag an der Erkerthüre hörbar wurde. Erschrocken sprang Ludger vom Sopha auf, und eilte gegen die Thür; allein diese wurde heftig aufgerissen, und herein stürzte Prokop, aus mehreren Wunden blutend und hinter ihm der Hund des blinden Lautners. Ludger hatte das wüthende Thier mit einem Fußstoße zurückgedrängt und die Thür geschlossen.

Alles ist verloren! schrie Prokop, mit vor Schrecken fast gelähmter Zunge, wir müssen fort — die beiden Herzoge — der Kaiser sind gleich in dem Hofe — der Hund — Ihr seid verrathen!

Was ist geschehen? fragte Ludger mit leichenblassem Gesichte.

Ich kann Euch jetzt nichts erzählen — eilt, die Pferde stehen bereit — wir können durch das Hinterpförtchen am Brunnen heraus!

Der Kämmerling hatte schnell seinen Mantel und sein Wamms umgeworfen, befahl der am ganzen Leibe bebenden Veronika mit barscher Stimme ihm zu folgen und nach einigen Minuten waren alle Drei durch die Hinterthüre des Nebenzimmers verschwunden.

Indessen war in dem Burghofe durch den Lärm Alles erwacht. Bernhard und Friedrich von Braunschweig eilten herab und ihnen folgten einige Diener mit Fackeln. Selbst Wenzel erschien auf einem Balkone und erkundigte sich nach der Ursache dieser nächtlichen Störung. Man fand den blinden Lautner auf der Erde liegen, den Strick um den Hals und den Hund an seiner Seite, der ihn liebkosend umkreiste und zeitweilig sein Gesicht beleckte. Das treue Thier, das gar wohl, selbst nach einer achtjährigen Abwesenheit, die Tochter seines Herrn, die arme Veronika erkannte, hatte seit Abend die Erkerthüre, die zu Ludger's Zimmer führte, nicht verlassen. Unbemerkt von Prokop und dem Kämmerling hatte er sich in eine Ecke gekauert und bewachte den Ausgang mit aufmerksamen Blicken, ob nicht vielleich das Mädchen wieder herauskommen würde. Indessen war die Nacht herangenaht, der Hund lag noch immer in seinem Verstecke und Prokop wartete unweit der Thür, die zu den herzoglichen Zimmern führte, Mordgedanken brütend, auf Beneš. Jetzt kam der blinde Greis die Treppe herunter. Die Nacht war sehr finster, Prokop wußte nicht, daß dem Lautner ein herzoglicher Diener geleite, und kaum war der erstere aus der Thür getreten, als er ihm den zu einer Schlinge geformten Strick um den Hals warf und sie schnell zuzog. Beneš stieß einen unarticulirten, schwachen Laut aus; allein der aufmerksame Hund hatte ihn dennoch vernommen und die Stimme seines Herrn sogleich erkannt. Mit Blitzesschnelle sprang er auf Prokop los, packte ihn im Nacken und riß ihn zu Boden. Vergebens mühete sich der Bösewicht ab, sich seinen Zähnen zu entziehen! Das wilde Thier hatte sich in seine Halsmuskeln eingebissen und zerfleischte sie jämmerlich. Der Diener war bei dem Hilfrufe, den nun Beneš ausstieß, und bei den gräßlichen Klagelauten Prokop's schnell zurückgelaufen und in das Zimmer der beiden Herzoge geeilt. Indessen hatte der Acrobat seine letzte Kraft aufgeboten, versetzte dem Pudel einige Stiche mit dem Dolche und stürzte, nun auf einige Minuten von seinem Peiniger befreit, auf die Erkerthür zu, die seiner Wucht nachgab und zerschmettert aufflog. Daß das treue Thier ihn bis in Ludger's Zimmer verfolgte, allein von diesem wieder herausgestoßen wurde, haben wir bereits erzählt. — Der blinde Lautner lag noch immer auf dem Boden. Die Drosselung hatte zwar keine nachtheilige Folgen bei ihm hinterlassen, denn der Hund war ihm zur rechten Zeit zu Hilfe gekommen, allein der Schreck und der Fall auf den Boden hatten ihn betäubt. Die nun im Hofe anwesenden Personen bemüheten sich, ihn in's Leben zurückzurufen, was auch nach einigen Versuchen gelang. Er erzählte hierauf das stattgehabte Abenteuer und wie sein Hund ihn gerettet. Das treue Thier sprang trotz seiner Wunden, die jedoch nicht bedeutend waren, um den blinden Lautner herum, und bezeigte durch Liebkosungen und Bellen seine Freude und liebevolle Theilnahme.

Gott hat dich sichtbarlich geschützt! sprach jetzt Bernhard von Braunschweig, dem Greise seine Hand reichend; allein wer ist der Bösewicht, der dich morden wollte, und wo ist er? Er soll der Strafe nicht entfliehen!

Es ist Prokop, der Vertraute Eueres Kämmerlings, entgegnete Benno, und er wird sich wahrscheinlich in das Erkerzimmer zu Ludger geflüchtet haben; denn ich hörte ihn die Thüre einschlagen.

Die beiden Herzoge und noch mehre Personen aus der Burg drangen in des Kämmerlings Zimmer; allein sie fanden es leer. Er war mit Prokop und Veronika durch die Hinterthür, die sich damals nahe dem tiefen Brunnen befand, außerhalb des Schlosses gelangt, über die Schiffbrücke nach dem jenseitigen Ufer geritten und sprengte nun über Felder und Berge nach dem Schlosse Skripel, um seinen verbündeten Freunden die Vereitlung ihres gemeinsam beschlossenen Planes mitzutheilen und das Fernere mit ihnen zu besprechen.

Herzog Friedrich hatte indessen dem Kaiser die ganze Verrätherei Ludgers, den wahren Namen des Lautners und seine gegenwärtig überstandene Gefahr mitgetheilt. Der gutherzige und gerechte Monarch war sehr entrüstet, versicherte den beiden Herzogen seinen Schutz und Beistand und befahl augenblicklich mehren Rittern, aus seinem Gefolge den Flüchtigen nachzusetzen und sie lebend oder todt zurückzubringen. Die beiden Herzoge schlossen sich den Verfolgern bei, und auch Beneš mußte ein Pferd besteigen, weil sein Hund am besten die Fährte der Flüchtigen aufsuchen und weiter verfolgen konnte. Kaum hatte der Zug, der bei dem Scheine der Fackeln dahinritt, den Hohlweg, der von dem Schlosse zu dem Beraunflusse herabführt, zurückgelegt, als der Hund immer voran laufend, über die Schiffbrücke den Weg nach dem Dorfe Litten einschlug. Von dort eilten sie über Wscheradiz nach dem einsamen Weiler Podwessow, und bereits erglühete der Morgen im Osten, als sie vor den geschlossenen Thoren des festen Schlosses Skripel stille hielten.

Zur Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war das etwas terrassenförmig abfallende Plateau des Brdi-Gebirges nicht so reizend und fruchtbar wie gegenwärtig, wo das Auge sechsunddreißig malerisch gelegene Ortschaften in einem Umkreise von vier Stunden gewahrt. Ein dichter, dunkler Wald aus hundertjährigen hochstämmigen Fichten und Tannen bestehend, zog sich vielmehr von Süden und Westen bis dahin, wo sich heute die Stadt Lochowitz befindet. Blos gegen Norden und Osten gewahrte man einige Dörfer, und von etwas bedeutendern Städten war nur die Kreisstadt Podbert zu erwähnen, die sich am Fuße der Drahlowitzer Waldungen hinzog, allein gegenwärtig nur ein kleines unbedeutendes Dorf ist.

Es war am 1. August 1394, zwei Tage nach der Flucht Ludgers von Karlstein, als die aufgehende Sonne ihre Strahlen auf die rauhe und unwirthbare Gegend warf, und eine fast aus zwei tausend Mann bestehende Armee sichtbar werden ließ, die beiläufig eine viertel Stunde vom Schlosse Skripel ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Mehre merkwürdige, zu den damaligen Zeiten gebräuchliche Kriegsmaschinen, als: Sturmböcke, Wurfhebel, Krahne und bewegliche Thürme waren um das Schloß aufgepflanzt, und vor ihnen ein ziemlich hoher Wall aufgeworfen, in welchem von zehn zu zehn Schritten Schießscharten ausgeschnitten waren. Das Zelt der beiden Herzoge befand sich in der Mitte des Lagers und zeichnete sich durch zwei gelbe Fahnen aus, die vor demselben aufgepflanzt standen.

Es mochte kaum noch vier Uhr sein, und die beiden Fürsten gingen schon völlig angekleidet in dem Zelte auf und ab und beriethen sich über die Maßregeln, die sie zu nehmen hätten, sich Ludgers und seiner

Digitized by Google

Verbündeten zu bemächtigen. Zwar hatte ihnen Wenzel unbedingt freie Hand gelassen, zu thun, was ihnen am besten und passendsten dünke, um sich des Verräthers zu versichern, allein sie wollten zuvörderst durch List versuchen, ihren Zweck zu erlangen, um das prächtige Schloß nicht zerstören zu müssen.

Ich glaube, nahm Friedrich, in seinem Auf- und Abgehen nun haltend, das Wort, wir müßten die Schurken durch Hunger zur Uebergabe zwingen!

Deine Idee wäre nicht übel, wenn die Besatzung mindestens aus hundert Mann bestünde, entgegnete Bernhard; allein da mit dem Vogte und seiner Familie sich höchstens dreißig Personen im Schlosse befinden, so ist sie unausführbar. Sie haben wenigstens auf zwei Monate Proviant, und auf der nördlichen Seite, wo sich der Wald hinzieht, können sie zur Nachtzeit leicht Ausfälle und Streifzüge unternehmen. Uebrigens müssen wir am zwanzigsten schon zu Hause sein, da sich die Landstände an diesem Tage versammeln.

Nun, was ist denn zu machen? fragte Friedrich nach einer Pause.

Das Beste wäre, wenn wir dem Schloßvogte, der dem Kaiser ergeben und von dem Schurken wahrscheinlich seines Amtes entsetzt worden ist, einen Brief überschicken könnten; vielleicht gelingt es ihm, uns die Thore zu öffnen.

Das läßt sich hören; doch wie bekommen wir den Brief hinein? .... Laß einmal Benes holen, er ist ein erfahrener Mann und kann uns vielleicht rathen.

Auf einen Wink des Herzogs eilte ein Diener um den Blinden.

Einige Minuten später trat der Greis in das Zelt. Friedrich setzte ihm seinen Plan auseinander und wollte seine Meinung in dieser Angelegenheit vernehmen.

Edler Herr! entgegnete Benes, sich zu Bernhard wendend, ich bin Euerer Ansicht, wir müssen den Vogt gewinnen, und das kann nur durch einen Brief geschehen.

Aber wie bekommen wir ihn in das Schloß?

Der Blinde dachte einige Sekunden nach. — Ich hab's! rief er jetzt freudig. So viel ich mich aus meinen frühern Jahren erinnern kann, befindet sich auf der nördlichen Seite des Schlosses eine bedeutend niederere Zinne, die in einen Vorsprung endigt, auf welchem ein Mann bequem herum gehen kann. Von hier gelangt man durch eine enge Schießscharte auf den innern Wall und von dort in den Hofraum des Schlosses. Wenn man nun in der Nacht durch einen Krahn, einen muthigen und unternehmenden Menschen auf den Vorsprung hinaufhübe, so wäre es ihm ein Leichtes, von dort in das Schloß zu gelangen, besonders da die Verräther diesen Punkt am wenigsten bewachen.

Deine Idee ist herrlich! rief Friedrich mit freudiger Stimme. Holla, Kurt! bringe einen Becher Tokayer, daß sich unser treue Freund erquicke!

Die beiden Herzoge besprachen sodann das Nähere dieses Planes und beriethen, wen sie wohl zu diesem Unternehmen verwenden sollten.

Ich will es wagen, rief der jugendlichere Friedrich, und ich hoffe mit dem Beistande Gottes die Sache zu vollführen!

Sein Bruder Bernhard wollte zwar mehre Einwendungen machen, allein Friedrich bestand auf sein Vorhaben und nach einigem Zögern gab endlich Bernhard seine Einwilligung. Indeß hatte der Diener den Wein gebracht und mit ihm schlich sich der Hund des Lautners in das Zelt. Herzog Friedrich reichte Benes den Pokal; allein wie dieser ihn an den Mund setzte, schmiegte sich der hereingekommene Pudel an die Füße des Sängers. Erschrocken, das Thier in dem fürstlichen Zelte zu wissen, bebte seine Hand, der nun der Becher entsank.

Aber ein seltsames Ding schaueten nun die Herzoge. Der auf dem kalkhaltigen Boden verschüttete Wein brausete und schäumte, und der Hund, der begierig davon gekostet, sinkt unter Zuckungen todt zu seines Herrn Füßen nieder!

Woher hast du den Wein? donnerte Friedrich den erbleichenden Diener an.

Gnädiger Herr! entgegnete Kurt zitternd, ich habe ihn erst vor einigen Minuten von einem Marketender gekauft.

Wo ist der Schurke? riefen Bernhard und Friedrich gleichzeitig.

Er muß sich noch im Lager befinden!

Die beiden Herzoge stürmten aus dem Zelte und ihnen voran Kurt nebst mehren andern Soldaten, die gerade Wache hatten.

Der arme blinde Lautner hatte sich indessen weinend auf die Leiche seines treuen Hundes geworfen und jammerte mit gebrochener Stimme über seinen Verlust. — So bist du dahin, einziger, treuer Freund, den ich hatte! rief er schluchzend; so bist du dahin und ich werde deine Liebkosungen nicht mehr fühlen, deiner Leitung, deiner Treue entbehren müssen! — Und für mich bist du gestorben, für mich, armen blinden Greis, der dir nur kärglich deine Nahrung reichen konnte! — — O Menschen, Menschen! lernet die Treue bei meinem Hunde!

So jammerte er noch lange und erschöpfte sich in Lobeserhebungen über dieses treue und nun plötzlich ihm entrissene Thier. — Die Stimme der eintretenden Herzoge riß ihn endlich aus seiner Betäubung und er richtete sich, seine Thränen trocknend, vom Boden auf.

Wir haben ihn, den Bösewicht! rief Bernhard mit triumphirender Stimme, und gleich darauf brachten einige Soldaten Prokop gebunden in das Zelt.

Diesmal, Schurke! entgehst du der Strafe nicht! fuhr ihn Herzog Bernhard an. Sag an, wer hat dich gedungen?

Prokop warf sich vor die Herzoge auf die Erde und rief mit bittender Stimme: Gnade — Gnade! Ich will Alles bekennen!

Gnade? fuhr ihn Friedrich mit donnernder Stimme an, ha! ha! ha! Du Teufel in menschlicher Gestalt bittest um Gnade? Sag an, was hat dir dieser arme blinde Greis gethan, daß du ihn erdrosseln, was haben wir dir gethan, daß du uns vergiften wolltest?

Ihr habt mir nichts gethan, entgegnete der Acrobat mit gebrochener Stimme; aber Ludger —

Also Ludger und immer wieder Ludger? rief Bernhard mit flammenden Augen; von ihm bist du gedungen? Du bist sein Werkzeug, und bittest um Gnade? Fort mit ihm! Hängt ihn auf, am ersten besten Baume!

Schon wollten ihn die Soldaten vom Boden aufheben, um den Befehl des Herzogs zu vollziehen, allein er entwand sich ihren Händen und warf sich nochmals vor die beiden Fürsten auf die Erde.

Ich will machen, was Ihr wünscht! rief er mit angstvoller, krampfhafter Stimme, — ich will Euch das Schloß öffnen — und Ludger sammt seinen Verbündeten verrathen — nur tödtet mich nicht!

Du willst uns das Schloß öffnen? fragte nach einer Pause des Ueberlegens, Herzog Bernhard den Acrobaten, ihn dabei mit durchdringenden Blicken firirend; wie willst du das machen?

Ich will wieder in das Schloß zurück, entgegnete Prokop, und ein Strahl der Hoffnung blitzte aus seinen Augen; einmal darin, öffne ich Euch zur Nachtzeit das Thor.

Und wir sollen dir trauen? dir, der uns vor ein Paar Minuten vergiften wollte? fragte ihn Friedrich mit sarkastischer Stimme.

Beim ewigen Gott! rief der Acrobat, ich will Euch nicht hintergehen! O edle Herren! sehet mich hier zu Euern Füßen — ich bin kein so schlechter Mensch als Ihr wähnt ... böses Beispiel ... Ludgers Verspiegelungen haben mich verleitet .... ich kannte weder meinen Vater noch meine Mutter ... ich wurde als Kind von Zigeunern geraubt und unter ihnen aufgezogen .... ich war verachtet, verspottet von aller Welt — was sollte ich machen, da mich Ludger bei sich aufnahm, mich kleidete und versorgte? — Ich mußte ihm dienen!

Benes stand im Zelte und hatte von Prokops Reden nicht eine Sylbe verloren. Eine unbekannte, innere Ahnung durchzuckte seine Seele, und er trat dem Acrobaten einige Schritte näher.

Du wurdest von Ziegeunern geraubt? fragte er ihn mit unsi-

cherer Stimme; wie alt warst du damals und wo wohnten deine Eltern?

Ich mochte ohngefähr sechs Jahre zählen, entgegnete Prokop, sich zu dem Lautner wendend, und meine Eltern wohnten in Tabor.

Ein Schrei, der Freude, Schrecken und Schmerz in sich vereinigte, entfuhr den bebenden Lippen des Greises. Er wankte, und wäre umgefallen, wenn ihn nicht Herzog Friedrich aufgefangen hätte. —

Was ist dir, Alter? fragten ihn die herzoglichen Brüder mit theilnahmsvoller Stimme.

Gott! Gott! rief Beneš mit krampfhaftem Tone, es ist mein Sohn! Mein verlorener Sohn!

Prokop fühlte bei diesen Worten seine Nerven von einem elektrischen Schlage erbeben; alle seine Fiebern zitterten convulsivisch, seine scharfmarkirten Gesichtszüge, durch Zweifel, Hoffnung, Scham und Freude verzerrt, hatten einen unaussprechlichen Ausdruck angenommen, der das härteste Herz zu Mitleid und Theilnahme erregen mußte . . . Er war mit einem Sprunge dem Greise zu Füßen gestürzt und schrie mit herzzerreißender Stimme: Du mein Vater? Ewiger Gott! Du armer blinder Greis mein Vater? Und ich Bösewicht, ich Teufel wollte dich morden? wollte dir das Leben nehmen — ein Leben, das mit dem meinigen durch solche heilige Banden verbunden ist? — Vergib! o vergib, ehrwürdiger, heiliger Greis — Vater — mein Vater! vergib deinem Kinde! — In Strömen stürzten die Thränen aus seinen Augen und mit krampfhaft bebenden Händen umschlang er die Füße des armen Blinden.

Die beiden Herzoge hatten verwundert diesen Auftritt mit angesehen, allein trotz ihrer Entrüstung über das Atentat, konnten sie sich dennoch nicht der Rührung bei den leidenschaftlichen Ausbrüchen Prokops erwehren.

Vergib ihm, Benno! nahm Bernhard nach einer Pause das Wort; vergib ihm, Gott vergibt ja dem schwersten Sünder!

Der Greis stand da, zitternd, mit krampfhaft gefalteten Händen und die leeren Augenhöhlen aufwärts gerichtet. Eine unnennbare Wehmuth lag über seine Züge ausgegossen und man konnte deutlich auf einige Schritte das stürmische Pochen seines Herzens vernehmen.

Prokop! fragte er jetzt mit dumpfer, bebender Stimme, klebt kein Menschenblut an deinen Händen?

Beim ewigen Gott! Vater, nein! rief der noch immer auf dem Boden Liegende mit fester Stimme.

Nun — so vergebe ich dir! sprach Beneš in rührendem, gebrochenem Tone.

Mit Blitzesschnelle war Prokop vom Boden aufgesprungen und hatte sich an den Hals seines Vaters gestürzt. Thränen der Reue, der Liebe und des Entzückens strömten über seine Wangen, und aus seinem Herzen schwand die finstere Nacht, die es so lange verdunkelt hatte und das Morgenroth eines neuen bessern Lebens tauchte in seiner Seele auf. — Wie will ich Euch nun lieben, Vater! rief er mit verzücktem Tone — mehr als alle Welt, mehr als mich! . . . Ich will Euch leiten, ich will Euch schützen und . . . ich will Euch rächen! setzte er mit wilder Stimme hinzu. — Edle Herren! bei diesen Worten sich zu den Herzogen wendend, ich werde Euch das Schloß öffnen, und ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, sollt Ihr Ludger sammt seinen Verbündeten in Euere Gewalt bekommen.

Ich vertraue dir, Prokop! entgegnete Herzog Bernhard, doch wie willst du nun wieder in das Schloß kommen?

Heute Abend um zehn Uhr, gnädiger Herr! versprach ich Euerm Kämmerlinge, zurück zu sein, und man wird mir um diese Stunde auf ein dreimaliges Pochen ein kleines Pförtchen öffnen, das sich auf der östlichen Seite des Schlosses befindet.

Die beiden Herzoge besprachen sodann das Nähere dieses Planes, und hierauf erzählte ihnen Prokop noch einige Abenteuer aus seinem vielbewegten Leben und wie er endlich mit Ludger bekannt geworden war, das wir jedoch, weniger wesentlich für unsere Erzählung, hier übergehen. Nachdem ihm die beiden Herzoge noch die größte Klugheit und Vorsicht bei dem gemeinschaftlich beschlossenen Verhaben angerathen hatten, verließ er und Beneš das Zelt.

Ich trau ihm doch nicht ganz, nahm Friedrich das Wort, als er sich mit seinem Bruder allein sah; denn ein Mensch, der seit seiner Kindheit nur von lasterhaften Menschen umgeben war, ja sogar selbst manches Schlechte verübte, kann nicht auf einmal tugendhaft werden.

Du bist immer zu viel mißtrauisch!

Und du zu wenig! Vorsicht schadet nie! Ich will daher trotz Prokops Versprechungen, selbst in der Nacht mich auf den Vorsprung der Zinne heben lassen und in das Schloß schleichen. Wird er neuerdings an uns zum Verräther, so bin ich am Platze und handle nach dem von Beneš vorgeschlagenen Plane.

Bernhard konnte nach kurzem Nachdenken das Verhaben seines Bruders nicht mißbilligen, und es wurde daher gemeinschaftlich beschlossen, die ganze Sache geheim zu halten, damit Prokop nichts erfahre.

Es war eine finstere Nacht. Kein Stern funkelte am Himmel und ein weißlicher Nebel hüllte die ganze Umgebung in einen dichten Schleier. Im Lager der beiden Herzoge herrschte eine Todesstille und blos das Rauschen der hohen Waldbäume unterbrach das Schweigen, das die rauhe Gegend umschlungen hielt. Prokop hatte unter Liebkosungen und Thränen seinen Vater verlassen und eilte von seinem Segen geleitet nach der östlichen Seite des Schlosses, wo ein kleines enges Pförtchen in der Mauer angebracht war. Nach einem dreimaligen leisen Pochen wurde dasselbe geöffnet und einige Minuten später befand er sich im Hofraume. Er stieg eine Treppe hinauf, die zu Ludgers Zimmer führte und traf hier Veronika auf einem Sopha sitzend.

Ihr sucht wahrscheinlich Ludger? fragte ihn das Mädchen, als er in das Zimmer getreten war; er ist bei den übrigen Rittern im Saale.

Ich wollte zwar mit ihm sprechen; doch daß ich Euch treffe, ist mir um so angenehmer; denn ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen. Nachrichten von Euerem Vater und Bruder!

Von meinem Vater und Bruder? rief Veronika freudenvoll, das letzte Wort besonders betonend.

Ja, meine Theuere! entgegnete Prokop, Euer Vater —

Liegt in Walmode krank darnieder? fiel Veronika mit wehmüthigem Tone ein; Junker Ludger hat es mir schon gesagt.

Er hat Euch belogen, der Schurke! Mein — Euer Vater ist außerhalb des Schlosses, in dem herzoglichen Lager — der arme blinde Lautner — ist Euer Vater!

Das Mädchen sprang bei diesen Worten von ihrem Sitze auf und starrte den Sprechenden mit großen, verwundernden Blicken an; doch Prokop zog sie wieder auf das Sopha zurück. — Ich habe die Wahrheit gesprochen, fuhr er in seiner Rede fort; Beneš, der arme blinde Greis, ist dein — ist mein Vater! . . . denn ich bin dein Bruder!

Veronikas Körper zitterte. Unwillkührlich hatte sie sich von Prokop weggerückt und rief, den Kopf verneinend schüttelnd: Ihr habt mich belogen . . . Beneš ist nicht mein Vater und Ihr seid nicht mein Bruder . . . Ihr könnt es nicht sein!

Und warum nicht? fragte Prokop mit dumpfem Tone.

Ihr seid schlecht . . . Ihr seid ein böser Mensch . . .

Prokop entstürzten bei diesen Worten die Thränen und er schlug krampfhaft seine Hände über den Kopf zusammen. — Gott! Gott! rief er, du strafst mich hart — doch ich hab' es verdient — ich will geduldig tragen! Veronika! Schwester! du hast mein Herz gebrochen! — Ich war ein schlechter Mensch — ich bin es nicht mehr — ich werde es nicht mehr sein! — Höre mich an, und verdamme mich dann, wenn du kannst!

Er erzählte ihr sodann Alles das, was der geehrte Leser bereits aus den frühern Abschnitten unserer Erzählung kennt, und in seinen Reden lag so viel Reue und Zerknirschung, daß Veronika ihm, als er zuletzt vor sie auf die Kniee gesunken war, mit thränenden

Digitized by Google

Blicken um den Hals fiel und durch Liebkosungen und Küsse den neuen Bund der Geschwisterliebe besiegelte.

Komm jetzt zur Mutter! rief sie mit freudestrahlenden Blicken; wie wird ihr Herz vor Entzücken beben, wenn sie dich, den sie schon so lange als todt beweint, plötzlich an den Busen drücken wird!

Ich folge dir gleich, meine theuere Schwester! entgegnete Prokop, seine Thränen trocknend; allein ich muß dir noch zuvor den Hauptzweck meines Hierseins mittheilen, weil du mir bei meinem Vorhaben behilflich sein mußt. Ludger, der Feind und Unheilstifter unseres Hauses, muß sterben! Sein letztes Stündchen hat geschlagen!

O Bruder! rief Veronika mit bittender Stimme, entwürdige nicht den ersten Schritt zur Besserung durch Rache! Gott wird ihn schon strafen!

Liebst du ihn vielleicht noch? den Bösewicht! fragte Prokop mit düsterem Tone.

Wie könnte ich es! entgegnete Veronika, das Gesicht abwendend.

Nun, so wirst du das thun, was ich von dir verlange. Er trägt die Schlüssel der Schloßthore bei sich, du mußt mir sie verschaffen.

Wie kann ich das?

Du bleibst noch hier, und wenn er später kömmt und sein Wamms auszieht, so kannst du sie unbemerkt herausnehmen und mir sie herunterbringen. Ich erwarte dich bei der Mutter.

Das wirst du nicht! schrie mit donnernder Stimme der plötzlich in's Zimmer tretende Ludger. Hab' ich dich ertappt, Verräther?

Schurke, Teufel! brüllte Prokop, als er den Kämmerling plötzlich vor sich stehen sah; hier hast du den Lohn für deine Thaten!

Mit einem Sprunge hatte er sich auf ihn gestürzt und einen blitzenden Dolch mit kräftiger Faust nach ihm gezückt. Allein Ludger war mit einem Satze aus der Thüre. Prokop stürmte ihm nach, und auf der Treppe entspann sich nun ein schrecklicher Kampf. —

Jetzt erschell ein gräßlicher Schrei und bald darauf hörte man zwei Körper unter Gepolter die Treppe herabrollen. — Ludger hatte zwar schon mehre tiefe tödtliche Stiche erhalten, allein er hielt dennoch Prokop mit Riesenkraft umschlungen und mühete sich ab, ihm den Dolch zu entwinden.

Du hast meinen Vater geblendet! schrie Prokop mit wilder Stimme; du wolltest meine Schwester unglücklich machen — du wolltest mich zum Mörder — zum Vater- und Fürstenmörder machen! — stirb, doppelter, dreifacher Schurke! Er raffte bei diesen Worten alle Kräfte zusammen, entwand sich den Händen des Röchelnden und stieß ihm den Dolch bis an das Heft in die Brust. Ludger hauchte unter einem Fluche sein Leben zu den Füßen Prokops aus. Dieser riß ihm das Wamms auf, bemächtigte sich der Schlüssel und eilte zurück in das Zimmer, worin Veronika wie ein Espenlaub zitternd am Sopha stand.

Komm, Schwester! und fliehe diese verpestete Luft, rief er ihr zu; ich habe meinen Vater gerächt!

Das bebende Mädchen folgte ihm mechanisch die Treppe herab; allein sie hatten kaum den langen Gang erreicht, der zum Burghofe führte, als das Geschrei und das Toben der, den Saal verlassenden übrigen Ritter, die den Leichnam Ludgers am Boden fanden, an ihr Ohr schlug.

Fliehe, Veronika! in das Zimmer des Burgvogtes, rief ihr Prokop zu; die Bösewichter sind hinter uns!

Kaum hatte das Mädchen das gegenseitige Ende des Hofes erreicht, als Friedrich von Braunschweig von dem innern Walle des Schlosses heruntersprang und auf Prokop zueilte.

Hast du die Schlüssel? fragte er ihn mit leiser Stimme.

Hier sind sie, gnädiger Herr! entgegnete Prokop; doch wie kommt Ihr herein?

Der Herzog hatte nicht Zeit, diese Frage zu beantworten, denn Hanns von Steinberg und Kurt von Schwiechelt stürzten mit gezückten Schwertern auf sie los. Prokop that einen Sprung zurück und raunte dem Herzog in's Ohr: Eilt so schnell als möglich zum Thore und öffnet es, ich halte indessen den Beiden Stand.

Mörder! donnerte jetzt Kurt Prokopen an, vertheidige dich! Er drang wüthend auf ihn ein; doch Prokop, der keinen Degen bei sich hatte, sprang gleich einem Tiger auf den Ritter los und umschlang ihn mit Riesenkraft. Schon fühlte Kurt unter der Wucht dieses Gigantendruckes seine Besinnung schwinden, schon wankte sein Fuß — als der herbeieilende Kunz von Wolfsthal von rückwärts Prokopen einen Hieb mit dem Schwerte in den Kopf versetzte, daß dieser augenblicklich zu Boden stürzte.

Indessen war Friedrich dem Thore zugeeilt; doch Hans von Steinberg hatte ihn bemerkt und mit einem gewaltigen Sprunge erreicht. Der Herzog wandte sich mit Blitzesschnelle um und im Zwielichte der Nacht blitzten die Schwerter in der Luft. Der jugendliche Hans war an Gewandtheit dem Herzoge weit überlegen, und nach einem, einige Sekunden währenden Kampfe schlug der Ritter Friedrichen den Degen aus der Hand. Letzterer wollte ihn durch eine rasche Seitenbewegung schnell wieder vom Boden aufheben, doch Hans holte mit einem kräftigen Hiebe aus, und um das Leben des Herzogs wäre es geschehen gewesen, wenn ihn nicht die herbeistürzende Veronika mit ihrem Körper gedeckt und so den mörderischen Stahl statt seiner in die Brust empfangen hätte. Ein einziger Schrei entfuhr ihren Lippen und dann sank sie todt auf das Pflaster nieder.

Hans von Steinberg stand starr vor Staunen und Schrecken und blickte auf das von ihm getödtete Mädchen. Die Arme hatte in der Ferne und in dem Dämmerlichte der Nacht den Herzog für ihren Bruder angesehen, und so wurde sie das Opfer ihrer erst seit einer Stunde entglommenen innigen Schwesterliebe!

Der Herzog hatte den Schreck des Ritters benützt und war auf das Thor zugeeilt, das einige Sekunden später knarrend in seinen Angeln aufging. Jetzt strömte das vor demselben wartende kaiserliche Heer in das Schloß und in kurzer Zeit hatte es die Wälle und Bastionen besetzt. Kurt von Schwiechelt, Hans von Steinberg und die andern Ritter ergaben sich nach einem kurzen Widerstande und Jeder von ihnen mußte an die beiden Herzoge tausend Mark Ablösungssumme bezahlen, und dann wurden sie unter Geleite aus dem Lande entlassen.

Der arme blinde Lautner, der nun seine kaum wiedergefundenen Kinder auf einmal verloren hatte, konnte bei seinem Weibe, das er acht Jahre nicht gesehen hatte, kaum Trost finden, und als sie bald darauf einem bessern Sein zugeeilt war und sich Beneš wieder ganz allein auf der Welt sah, folgte er einer Einladung der beiden Herzoge, die ihn nach Braunschweig zu sich einluden und für seine Bedürfnisse Sorge zu tragen versprachen. Aber schon in Leitmeritz erkrankte er und starb nach wenigen Tagen.

Zwei Jahre später ließ Herzog Bernhard mit Einwilligung des Kaisers Wenzel, bei der St. Michaelskirche zu Leitmeritz, auf dem Grabe des Beneš, eine steinerne Säule aufrichten, auf deren Piedestal ein Blinder mit seinem Hunde ausgehauen zu sehen war. Die Spitze zierte ein Kreuz und das Kapital derselben bestand aus Hundsköpfen. Man pflegte sie noch lange nachher die Säule des Blinden zu nennen; aber sowohl sie als das prächtige Schloß Skripel stürzten am 26. März 1511, als ein großes Erdbeben Böhmen in seinen Grundfesten erschütterte; und obwohl von der Säule heut zu Tage keine Spur mehr zu sehen ist, so haben sich die Ueberreste des Schlosses Skripel doch noch bis gegenwärtig erhalten, und der Wanderer kann sie in der Nähe des gleichnamigen Dorfes sehen, das drei Stunden von der Stadt Beraun entfernt liegt!

Digitized by Google

Feder und Schwert, oder: Jugendjahre des Du Guay-Trouin.

Die folgende Schilderung der Jugendstreiche eines der größten Seehelden, die Frankreich je hervorgebracht, könnte auf den ersten Anblick unwahrscheinlich oder mindestens übertrieben scheinen. Sie ist jedoch historisch wahr, und wir schicken ihr um diese Ueberzeugung auch in dem Leser zu begründen, die kurzgefaßte Biographie des Du Guay-Trouin voraus, die wir der neuesten Ausgabe des Brockhausischen Conv. Lex. Band IV. entlehnen. Sie lautet wörtlich, wie folgt:

René Du Guay-Trouin, einer der größten Seehelden Frankreichs, geb. am 10. Juni 1673 zu St. Malo, verließ als ein Taugenichts 1689 die Schule zu Caën, und machte sodann auf einer, von seiner Familie ausgerüsteten Fregatte seine erste Seereise. Im folgenden Jahre diente er als Soldat auf einem Schiffe von 28 Kanonen. Durch dringendes Bitten bewog er den Kapitän desselben zum Angriff auf eine 15 Segel starke englische Handelsflotte, wobei drei Fahrzeuge genommen wurden. Hierauf vertraute ihm seine Familie eine Fregatte von 14 Kanonen an, mit der er 1691, zufällig an die inländische Küste getrieben, zwei Fahrzeuge zerstörte. Zur Belohnung für diese That erhielt er vom Hofe ein Schiff von 18 Kanonen. Mit diesem nahm er während der großen Seeschlacht am Cap Lahogue, an der engl. Küste, zwei Fregatten und sechs Kauffahrer, und 1693 im Kanals nach schwerem Kampfe zwei Linienschiffe, jedes von 28 Kanonen. Im Jahre 1694 kreuzte er mit einem Linienschiffe von 40 Kanonen an der holländischen Küste; im Kampfe mit einem englischen Geschwader von 6 Schiffen wurde er verwundet und gefangen. Die Liebe einer jungen Engländerin befreite ihn aus dem Kerker. Nach der Rückkehr nach Frankreich erhielt er sogleich wieder den Befehl über ein königl. Schiff und nahm an der engl. Küste 6 Kauffahrer und 2 Fregatten. Im J. 1695 vereinigte er sich mit Beaubriant zu einem Zuge an die irische Küste, wo sie 3 schwerbeladene Schiffe der ostindischen Compagnie, die zusammen 145 Kanonen an Bord trugen, erbeuteten. Ludwig XIV. empfing hierauf den einundzwanzigjährigen Helden bei Hofe, und sagte ihm jene Schmeicheleien, womit er das Talent zu belohnen und zu entflammen pflegte. Nach kurzer Rast in der Hauptstadt eilte er auf einem von ihm erbeuteten Schiffe in die spanischen Gewässer, wo er zwei holländische Fahrzeuge nahm. Mit dieser Beute segelte er, ohne erkannt zu werden, an der großen englischen Flotte vorüber; als sich ihm aber eine Fregatte näherte, überwältigte er dieselbe, und kehrte damit in den Hafen St. Louis zurück. Im J. 1696 überfiel er, nachdem er 7 Monate über den Tod eines Bruders in düsterer Schwermuth gebrütet, mit 3 Schiffen die Flotte von Bilbao und machte unermeßliche Beute, die er aber in der folgenden Nacht durch einen Sturm wieder verlor. Im folgenden Jahre ward er dafür zum Fregattenkapitän der königlichen Flotte ernannt. Im J. 1703 gerieth er bei einem dichten Nebel mit 2 Linienschiffen und 3 Fregatten in eine holländische Kriegsflotte von 15 großen Schiffen; er begann sogleich einen Kampf, um seinen Fahrzeugen Zeit zur Flucht zu verschaffen, und flog dann mit vollen Segeln aus dem Bereich der Feinde, welche That er selbst für sein Meisterstück erklärte. Von jetzt an war er das Schrecken der Holländer und Engländer in allen europäischen Meeren; bald zerstörte er im hohen Norden die Geschwader der Wallfischfahrer, bald bedrohte er die englischen Küsten, bald lauerte er den über den Ocean rückkehrenden Handelsflotten auf. Im J. 1707 erhielt er von der französischen Regierung den Befehl, mit einem mäßigen Geschwader im Vereine mit dem Grafen Forbin die englische Flotte, welche dem Erzherzoge von Oestreich, dem Nebenbuhler Philipp's V. von Spanien, Waffen und Lebensmittel zuführte, anzugreifen, und es gelang den beiden Helden, nicht allein die 60 Transportschiffe, sondern auch die 4 großen Kriegsschiffe, welche die Bedeckung bildeten, theils zu nehmen, theils zu zerstören. Die Festungswerke von Rio de Janiero galten damals für unüberwindlich und erst 1710 war ein Angriff der Franzosen unter Duclerc auf diese Stadt kläglich gescheitert. Du Guay faßte den Plan, diesen Flecken auszulöschen, brachte mit Hilfe mehrerer Kaufleute eine kleine Flotte zu Stande, erschien im Sept. 1711 in der Bai von Rio de Janeiro und hatte nach 11 Tagen das unerhörte Unternehmen vollbracht. 60 Kauffahrer und 5 Kriegsschiffe fielen in seine Hände oder wurden zerstört und eine Contribution von 610,000 Crusados vermehrte die zahllose Beute. Ludwig XIV. erhob hierauf den Sieger, dessen Thaten an's Wunderbare streiften, in den Adelsstand. Unerklärlich ist es bei alledem, daß Du Guay in der königlichen Flotte nie ein ansehnliches Commando, und bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten nie eine angemessene öffentliche Stellung erhielt. Erst der Herzog von Orleans berief ihn in den Staatsrath, und Ludwig XV. schickte ihn, als der kurze Glanz der französischen Marine schon im Untergange begriffen, mit einer Flotte in die Gewässer der Levante, um dort das Ansehen Frankreichs aufrecht zu erhalten. Du Guay starb am 27. Sept. 1736 im Schooße seiner Familie. Im Privatleben war er äußerst still und einfach. Seine Memoiren wurden von Beauchamp (4 Bde. Par. 1740. 4) herausgegeben.

I.

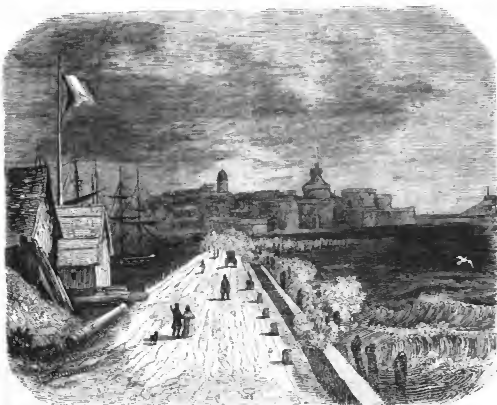
Saint Malo.

Während der letzten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, als die Sonne Ludwigs des Vierzehnten sich schon zum Untergange neigte und der Krieg mit England und Holland am heftigsten wüthete, beherrschte die Hafenstadt Saint Malo den Kanal La Manche mit aller Majestät ihrer furchtbaren Macht. Man denke sich den breitesten Golf dieses Kanals, der Frankreich von England trennt, und von des Talberg's Spitze bis zum Cap La Hogue eine endlose Reihe von Inselchen und Vorgebirgen, Sandbänken und Klippen, Forts und Batterien in einem Bogen von fünfzig Stunden im Umfang, einem fantastischen Riesenrachen vergleichbar, aus welchem Tausende von Meeresschaum gebleichter und von Pulverdampf geschwärzter Granitzähne grauenhaft hervorragen. Ganz im Hintergrunde, wie ein Adlerhorst auf einsamen Felsenriffe, eine Stadt, so fest, als der Stein, der sie trägt, mit ihren Thürmen und gezackten Bollwerken wie ein riesiger Polyp sich anklammernd. Noch führte nicht, wie itzt, eine bequeme Straße von der Landseite hin, und von dem Kranze blühender Villen und englischen Gartenanlagen, die es itzt von allen Seiten umgeben, war noch keine Spur vorhanden. Ihr einziger Schmuck waren ihre von den Wogen bespülten Wälle, ihre hohen jedem Angriff trotzenden Thürme, ihr von Kugeln zernarbtes gothisches Schloß, ihre eiserne Krone Blitze schleudernder Geschütze, ihre Meute Bullenbeisser, die knurrend die Thore bewachten, ihre mit rothen Hemden und weißen Hosen bekleideten Matrosen, und ihre an der Rhede unter Segel gehenden und im Hafen vor Anker liegenden zahlreichen Schiffe.

Damals trug auch jeder Bürger von St. Malo seine Waffe an der Seite, denn er schirmte seine Stadt und seinen Heerd selbst, selbst rüstete er sein Schiff aus und befehligte es, und seine höchste Lust war eine Kaperfahrt zwischen der alten und neuen Welt. Rief ihn ein Schiff auf hoher See an, und trug es 100 Kanonen, so erwiederte er nicht „Bretagne!“ oder „Frankreich!“ sondern mit stolzem Selbstgefühl: „St. Malo für immer!“ pflanzte die schwarzgetupfte Flagge auf den Hauptmast, ergriff die Streitaxt mit der einen, die Pistole mit der andern Hand, und, den Dolch zwischen den Zähnen, enterte er das vorlaute Schiff, brachte es dann, ruhig seine Pfeife rauchend, in den heimischen Hafen und theilte die gewonnenen Schätze redlich mit dem König.

Waren so seine und des Staates Kisten gefüllt, dann legte er

Digitized by Google



ein Gallakleid von Goldstoff an, begab sich nach Versaille, um Ludwig dem Vierzehnten seinen Hof zu machen und kehrte als Edelmann und Kapitän heim. Wenn Waffenstillstand oder Wunden ihn an's Haus fesselten, errichtete er einen Granitpallast auf seinem Fels, eine Pracht-Villa in seinem Gehölze, erbauete seiner Vaterstadt ein neues Viertel, seinen Wällen eine Bastion, seinem Strande einen Leuchtthurm, und gab seinem Bischof eine Kirche, und ein Spital seinen Kameraden.

Aber auch die niedere Bevölkerung St. Malo's war seiner Kaufleute und Kapitäne würdig. Geboren mit jenem dreifachen Panzer um die Brust, den Horaz dem ersten Schiffer zuschreibt, diente dem Kinde ein Nachen zur Wiege, zur Amme das Meer, und Segel und Ruder zum Spielzeug. Derjenige, der beim ersten Treffen gezittert, wäre von seinem eigenen Vater, wie der Sohn Jean Bart's, gebunden, dem dichtesten Kartätschenfeuer ausgesetzt worden. Auch waren die malonesischen Matrosen als die geschicktesten und kühnsten gekannt und gefürchtet, immer die Ersten beim Entern, und die letzten auf der Raa. Sie genossen eines so unbestrittenen Rufes, daß sie auf des Königs Verfügung, das Admiralschiff, welches die erste Flagge der Christenheit trug, ausschließlich bemannten.

So war St. Malo, und so seine Bewohner, zur Zeit, wo folgende Erzählung ihren Anfang nimmt.

II.

Junker Rene.

Es war am Faschingsmontag des Jahres 1690. Die Malonesen mußten von einer ganz absonderlichen Vergnügungssucht heimgesucht sein, um unter den damaligen Umständen, noch Lust und Muth zur Fastnachtsfeier in sich zu verspüren, da sie eben vernommen hatten, daß die Engländer sich bereit machten, die Stadt zum dritten Male zu beschießen. Londons Pöbel, durch die Siege der tapfern Korsaren erbittert, war haufenweise in's Parlament gedrungen, mit der Drohung, die sämmtlichen Lord's in die Themse zu werfen, wenn nach Verlauf von acht Tagen, in St. Malo noch ein Stein auf dem andern wäre. Die englische Admiralität hatte also nichts eiligeres zu thun, als den größten Brander, welchen der Genius der Zerstörung je erfunden hatte, mit Pulver, Salpeter und Kartätschenfutter vollpfropfen zu lassen, und diese Höllenmaschine, unter Bedeckung von acht oder zehn Linienschiffen, gegen die Bretagne loszulassen. Aber trotz aller furchtbaren Dinge, die da kommen sollten, hatte St. Malo noch nie einen so glänzenden Faschingsmontag erlebt. Im Hafen waren an allen Fahrzeugen Wimpel und Flaggen aufgezogen, aus den Schenken schallte bacchanalischer Gesang, und Dämme und Wälle waren von einer Unzahl buntscheckiger Masken belebt.

Der Anführer und Aufmunterer dieser lustigen Gesellen war ein schöner siebzehnjähriger Jüngling, dessen äußere Gestalt seinen Jahren vorausgeeilt war. Groß und kräftig, schlank und wohlgewachsen, die Hand weiß und zart, der Gang stolz, von einnehmendem aber etwas großsprecherischem Ansehen, mit langem braungelockten Haar, großmächtigem Knebelbart, die Gesichtsfarbe von gesundem Blut geröthet, die Augen meerblau, klar und durchsichtig, die Brauen buschig und finster, die Stirn hoch und frei; dies ist das Bild dieses jungen Edelmannes.

Seine Genossen nannten ihn schlechtweg René oder Junker René, er hatte wahrscheinlich seine guten Gründe, seinen Familiennamen zu verheimlichen, auch hätte er jeden Unberufenen, der sein Incognito nicht geschont, zum Stillschweigen zu bringen gewußt; nichts destoweniger erfreute sich der schlichte Name René unter der Jugend einer ganz besondern Popularität.

Digitized by Google

Wir hingegen, die wir ungestraft schwatzhaft sein dürfen, wollen unsern Lesern ohne weiteres verkünden, daß der wahre Name dieses jungen Mannes, einer der glorreichsten des großen Jahrhunderts Ludwig des Vierzehnten zu werden bestimmt war — René Du Guay Trouin, des späteren Siegers so vieler Schlachten, Eroberers von Rio Janeiro, Befehlshabers der königlichen Geschwader von Frankreich.

Seine Familie, weit entfernt, seine hohe Bestimmung zu ahnen, wollte einen Federhelden, eine Magistratsperson aus ihm machen, und hatte ihn zu diesem Ende auf die Hochschule zu Caën geschickt, wo sie ihn im Juristenrock gehüllt, und über den Justinianischen Codex brütend, wähnten; indeß der Tangenichts mit Kappe und Degen, von Markt zu Markte zog, auf dem grünen Teppich sein Geld, sein Herz gegen schöne Augen verlor, und sein Leben gegen die Klippen des Kanals wagend, endlich seinem tollen Treiben die Krone dadurch aufsetzte, daß er in Abwesenheit seines Vaters nach St. Malo kam, um den Faschingsmontag dort zu feiern.

Begleitet von den Söhnen des Adels, der Bürgerschaft und des Volks, wie ein König von seinem Hof und Unterthanen, hatte Junker René sie den ganzen Tag von einem lustigen Streich zum andern geführt, Witz aus vollem Halse, und Geld mit vollen Händen um sich geworfen, hier ein Ständchen, dort ein Pereat gebracht, den Damen Zuckerwerk und Lächeln gespendet, Väter und Ehemänner zum Narren gehabt, hie und da einem Zudringlichen einen Rippenstoß oder Degenstich versetzt, alle fidelen Bursche lachen, und alle ehrbaren Leute vor Aerger bersten gemacht, Maréchaussé, Schildwache und Besatzung Trotz geboten, bald ein Seegefecht in der Tracht eines Admirals, bald ein Fischerstechen in der Matrosenjacke angeführt, hier im Goldstoff-Pelze eines Nabob eine Truppe tanzender Bajaderen geleitet, und dort als Advokat, mit Talar, Perrücke und Barret eine Gerichtsszene gespielt, die zwar wenig Rechtskenntniß, aber desto mehr beißenden Witz verrieth.

Gegen die sechste Abendstunde war er plötzlich vom Schauplatze seiner Fastnachtsschwänke verschwunden, und hatte sich in ein wenig besuchtes Gasthaus begeben, um seine eigene Tracht wieder anzulegen, die jedoch nicht im Entferntesten den werdenden Advokaten verrieth. Mit faltenreichen gelben Halbstiefeln und weiten Pumphosen, das braune Wammms unter dem kleinen schwarzen Mantel, die rothe Schärpe an der Hüfte, den nach vorn aufgestülpten mit einer auf's Ohr herabhängenden Feder gezierten grauen Filzhut auf dem Kopfe, und den Raufdegen an der Seite, bot er einen Anblick, wie wir deren noch itzt auf Van Dyk's Meisterbildern bewundern. So angethan, eilte unser Held dem Hafen zu, warf sich in einen Nachen, stieß in die offene See, und die Ruder mit eben so viel Geschick als Kraft handhabend, setzte er über die Meerenge zwischen St. Malo und Dinard.

Jeder Reisende, der von der West-, Nord- und Südseite nach St. Malo geht oder von dort herkommt, muß diesen eine halbe Stunde breiten Meeresarm, in welchen die Rance sich ergießt, überschreiten. Daher findet man dort zu jeder Zeit segelfertige Schiffe. Vormals wurde den Reisenden, mittels einer großen Seemuschel, das Zeichen zur Abfahrt gegeben, welchen Dienst gegenwärtig eine Glocke verrichtet.

Wenn nun Junker René sich selbst als Schiffer diente, geschah es nur, um rascher hinüber zu gelangen und unbemerkt zu bleiben; aber in der letztern Hoffnung fand er sich getäuscht; er mochte seinen Hut noch so sehr in die Augen drücken, er wurde dennoch von einem Manne schlechten Aussehens, der ihm bis zum Hafen gefolgt war, in dem Moment, wo er sich einschiffte, erkannt.

Das ist er und kein Anderer! sprach der Mann, mit dem Blicke eins Raubvogels auf seine Beute; mich sollen deine Verkleidungen nicht täuschen, und du sollst mich und meine Kameraden am rechten Orte schon finden!

III.

Marie-Ange.

Während dessen hatte René die Fluthen durchschnitten und das jenseitige Ufer erreicht, und war, nachdem er seinen Nachen festgebunden, in das schönste Haus von ganz Dinard geeilt. Dieses an der westlichen Küstenspitze gelegene Gebäude beherrschte zugleich Dorf und Fahrweg, die Umgegend und das Meer, sammt dem kleinen von Segelschiffen belebten Fluthhafen. Es stand mitten in einem theils mit Gemüse, theils mit Fruchtbäumen bepflanzten Garten, der von lebendigen Hecken, welche den Gehöften der Bretagne ein so reizendes Aussehen verleihen, umgeben war. Der Frühling war jenes Jahr einen ganzen Monat früher erschienen, und man konnte nichts hübscheres, als diesen in üppigstem Grün prangenden, von Blüthen-Schnee duftenden, und von den Purpurgluthen der untergehenden Sonne magisch beleuchteten Garten sehen.

Und dennoch gab es in diesem reizenden Aufenthalte noch etwas Reizenderes: ein junges Mädchen nämlich, welches an einem der Fenster erschienen, oder vielmehr der Blumen-Königin gleich aufgeblüht war. Man denke sich die rosigen Wangen der Kindheit, einen Mund, der Bienen täuschen konnte, Züge, die keine Kunst wiederzugeben im Stande ist, Haare von durchsichtigem Golde; einen schlanken und zugleich kräftigen Wuchs, zarte und doch gerundete Formen, mit einem Worte: Amor's Kopf auf dem Rumpfe seiner Mutter, gehüllt in die reiche Tracht der Bretagne, und man hat eine Ahnung dieser Erscheinung.

Guten Abend, Marie-Ange! rief René halblaut zum Fenster hinauf. Mit drei Sätzen war er im Zimmer, aber Erstaunen fesselte ihn an die Schwelle — Marie-Ange, anstatt ihm nach gewohnter Weise entgegenzufliegen, blieb ganz ruhig sitzen und würdigte ihn kaum eines Lächelns. Martha, die alte Dienerin, that gar nicht, als ob sie ihn bemerkte. Ihr trübes an Blödsinn streifendes Ansehen bildete zu ihrem männlichen, von Finnen und Bart verunzierten Gesichte, den sonderbarsten Kontrast. Für René eine zweite Veranlassung zur Verwunderung, der sonst nie in's Haus trat, ohne diesen weiblichen Drachen über den Haufen zu rennen.

Sonderbare Fastnachts-Gestalten! nahm er mit gewinnender Heiterkeit die Rede wieder auf .... Was hast du vor, Schwesterchen? Wo ist Herr Bernard, dein Vater?

Bei diesem Namen ergriff Marie-Ange die Hand René's und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Darauf erzählte sie, daß ihr Vater seit zwei Tagen verschwunden sei, ohne daß man eine Spur von ihm hätte auffinden können .... man glaubte ihn in der großen Bucht ertrunken, oder von Seeräubern entführt, wenn nicht erdrosselt.

Bernard war einer der gefürchtetesten Freibeuten St. Malo's. Nach zwanzigjährigen glanzvollen und gewinnreichen Seefahrten, hatte er sich in sein schönes Haus im Dorfe Dinard zurückgezogen, wo er der Ruhe pflegte, das Amt eines Steuer-Lotsen des Königs ausübend, eine Würde, die seine Voraltern vom Vater auf den Sohn vererbt hatten, und die ihnen zu einem beträchtlichen Vermögen verholfen hatte. Marie-Ange, sein einziges Kind und sein Abgott, war die Milchschwester Trouins, daher das Band der Vertraulichkeit zwischen Beiden, welches aber seit einiger Zeit der guten Martha Besorgnisse zu erregen anfing. Die zunehmende Schönheit ihrer Gebieterin, ließ ihr den Umgang mit René um so gefährlicher erscheinen — da er von Heirathen nie sprach, und überdies der lockerste Geselle von St. Malo war. Ueberdies hütete der ehrbare Drache die Hesperiden für einen Andern, unserm Helden ein um so weniger verdächtiger Nebenbuhler, als er mit ihm nahe verwandt war ..... aber an jenem Tage hatte die Sorge um Bernard alles andere in den Hintergrund gedrängt.

Mochte es angeborener Leichtsinn oder die den Verliebten eigene Selbstsucht sein, René fand die Sorge übertrieben. Geht doch! — rief er, indem er die Thränen des jungen Mädchens trocknete, und dabei ihr durch diesen Thau verschöntes Gesicht bewunderte; deine Kindesliebe, theuere Schwester! schweift gar zu sehr aus. Nie ist ein Fahrzeug unter dem Befehl Bernard's gestrandet; dann schwimmt dein Vater wie ein Fisch. Wahrscheinlich hat er die Führung eines Schiffes für einen Freund übernommen, und nicht Zeit behalten, euch davon zu benachrichtigen.

Er hat so was noch nie gethan! erwiederte Marie-Ange.

Das Sprichwort: „Alles muß einen Anfang haben“ — begann

Digitized by Google

darauf der junge Mann — ist Euch gewiß bekannt, und doch habt Ihr mir, fuhr er, die weißen Hände des Mädchens zärtlich drückend, und in dem Blau ihrer schönen Augen sich spiegelnd, fort, noch niemals gesagt, daß Ihr mir gut seid . . . . anders als einem Bruder gut seid . . . . mir, der Euch seit sechs Wochen von nichts anderem als von seiner Liebe verspricht — aber heute müßt Ihr's, und wär's auch nur, um das Trennungsweh zu versüßen!

Ihr gehet fort! schrie Marie-Ange auf — und diese ihr entschlüpften Worte ersetzten fast diejenigen, um welche er sie bat.

Aber gerade diese Worte störten die gute Martha auf, deren Firnen vor Entsetzen glänzten.

Ja wohl muß ich fort! erwiederte René; mein Vater trifft diesen Abend noch, oder morgen, mit meinem Bruder Luc von Brest hier ein, und Ihr wisset, wenn der gute Vater mich in St. Malo anträfe —

Ja wohl wissen wir, daß er Euch tüchtig rüffeln würde! fiel ihm Martha in die Rede, und ging auf ihn zu, als wollte sie ihre Worte durch die That versinnlichen. Herr Trouin! fuhr sie mit verschränkten Armen und vor Wuth zitternd fort, dieser würdige Herr, der Euch in Gesetzbüchern und Verordnungen vergraben glaubt, während man Euch seit zwei Monaten nirgend anders als in Kneipen und Spielhäusern, auf dem Fechtboden und in der Komödie herumtummeln sieht, überall wo es gilt, Geld zu verspielen, Scheiben einzuschlagen, Blut zu vergießen, und Mädchen zu . . . .

Aber René ließ sie nicht aussprechen, indem er sie, als ob er sie umarmen wollte, auf ihren Sitz zurückdrängte — seine gewohnte drollige Weise, diesen Cerberus zum Schweigen zu bringen.

Gemach! gemach! meine liebe Martha, wendete er sich zu ihr mit einer so komisch ernsthaften Miene, daß er sie zum Lachen brachte, und dadurch wie gewöhnlich ihren Zorn entwaffnete. Wisset denn, daß eine Milchsuppe, die überläuft, in die Asche sich verliert, und daß ein altes Sprichwort sagt: „Wer schreit, hat's verloren.“ Hier habt Ihr meinen ganzen Schatz von Volksweisheit. Was meinen Vater anbelangt, scheint er das Sprichwort ganz vergessen zu haben, daß die Katze das Mausen nicht läßt, und er wird allen denen zur Warnung dienen, die dem innern Trieb ihrer Kinder Gewalt anthun wollen. Mag er mich immerhin für den Aktenstaub bestimmen, alle Teufel! ich bin für den Degen geboren, ich werde nie einen andern Codex, als die Seegesetze kennen, keinen andern Gerichtshof, als mein gutes Schiff, kein anderes Rechtsverfahren, als das kanonische, . . . und kein anderes Band, als jenes, mit welchem Mars von Venus gefesselt wurde! setzte er, sich verbindlich gegen Marie-Ange wendend, hinzu, dann ließ er die Duenna fortbrummen, nahm an der Seite des holden Mädchens Platz, flüsterte ihr manch' zärtliches Wort in's Ohr, und überreichte ihr zuletzt einen mit Edelsteinen besetzten Ring.

Marie-Ange weigerte sich erröthend, ihn anzunehmen, steckte ihn jedoch mit kindlicher Freude versuchend an den Finger, und gab ihn dann rasch, von einem Seufzer begleitet, zurück. René hatte mittlerweile bemerkt, daß sie schon einen andern am Finger trug, zwar einen einfachen Goldreif nur, der aber gerade dadurch eine tiefere innere Bedeutung in seinen Augen erhielt.

Alle Wetter! fragte er erbleichend, und vor Zorn in die Lippen beißend; wer hat Euch diesen Ring gegeben, Marie-Ange? Wer es auch sei, ich muß sein Leben oder er das meinige haben!

Um des Herren willen! rief das Mädchen entsetzt aus; nehmt diese gotteslästernden Worte zurück . . . . sie bringen uns sicherlich Unheil! Verlasset mich, mein Bruder! fuhr sie, ihm die Hand krampfhaft drückend, fort, vergesset mich auf immer — und lasset mich meinen Vater beweinen . . .

Wer weiß, wie diese Szene geendet, hätte sich nicht von Außen ein großer Lärm erhoben.

IV.

Bernard.

Es waren die Fischer der Küste, die sich zusammengerottet hatten, und mit wilder Geberde und zorniger Miene tobten:

Nieder mit dem Hause des Verräthers, zündet es an! Steckt es in Brand!

Die Weiber schrien, wie immer, am tollsten, und eine von ihnen schwang sogar eine Brandfackel. — René, der ein Fenster geöffnet hatte, schloß es rasch, bevor Marie-Ange noch etwas von dem Geschrei verstanden hatte, gab Martha schnell einen Wink, sich mit dem Mädchen in das niedrige Saalzimmer zu begeben, und nachdem er sie geschickt von der rechten Spur abgebracht, stürzte er sich dem Auflauf entgegen, und wahrlich, es war hohe Zeit, daß er erschien, und es bedurfte all seines kühnen Muthes und seiner allgemeinen Beliebtheit, um die Wüthenden abzuhalten.

Der Erste, der mir nahet, ist ein Kind des Todes! rief er, an die Thüre sich klammernd, und den Degen schwingend, aus.

Junker René! das ist ja Junker René! schrieen mehrere Stimmen, und dieser Name wirkte mehr als alle Drohung. Nichts destoweniger erhoben die Weiber von Neuem ihr Geheul:

Keine Gnade! Nieder mit dem Hause des Verräthers! Zündet's an!

René packte eine dieser Megären, entriß ihr die Pechfackel und drängte die Menge gegen zwanzig Schritte zurück, und dadurch beherzt, daß Marie-Ange jetzt noch weniger hören konnte, herrschte er sie an:

Was wollet ihr? Was ist geschehen? Wer ist Verräther?

Bernard ist ein Verräther, er ist zu den Engländern übergegangen! Er hat uns um tausend Guineen verkauft! Er allein ist Schuld, wenn St. Malo eingeäschert wird! Aber sein Haus soll früher als die unsern lodern! Steckt's in Brand! Steckt's in Brand!

René sah sich genöthigt, zum zweiten Mal nach seiner Waffe zu greifen. Endlich gelang es ihm, die Menge bis auf den offenen Platz des Dorfes zurückzudrängen, und einem der Rädelsführer die Lösung des Räthsels zu entreißen.

Zwei Tage vorher hatte sich ein Schooner ohne Flagge nächst der Küste sehen lassen, und nächtlicherweise einen englischen Spion an's Land gesetzt, der den Auftrag hatte, einen Piloten zu gewinnen, der gegen eine Belohnung von tausend Guineen sich anheischig machte, den Höllenbrander unter die Mauern St. Malo's zu bringen! Nun sei Bernard diesen schändlichen Vertrag eingegangen, und sich mit dem Spion auf den englischen Schooner eingeschifft.

Und Ihr konntet einem solchen Märchen Glauben schenken? rief René entrüstet und verächtlich aus. — Bernard sich den Engländern verschachern? Bernard, der sie seit vierzig Jahren verfolgt, und auf allen Meeren ihre Schiffe verbrennt! Er, unserm Fels so treu, daß Ihr selbst ihm den Zunamen „Hund von St. Malo“ beigelegt habt! Potz Wetter! wer! wer hat Euch denn diese abgeschmackte Schnurre aufgebunden?

Ich! antwortete ein junger Seemann, dessen Stirn blutbefleckt war. Ich bin gewaltsam von den Engländern entführt worden, und habe Bernard mit eigenen Augen auf dem Schooner gesehen, ich sprang jedoch über Bord, um meinen Landsleuten die Kunde dieses Verraths zu hinterbringen, und bin gottlob glücklich ihrem Kugelregen entgangen. Ihr kennet mich recht gut, Monsieur René! — Pierre-Marie le Gall — der Lootsen-Knabe, den Ihr Euern Matrosen nanntet. . . Wir haben gar oft mit einander in dieser Bucht gefischt, gerauft und geschifft. In meinem Boote war es, es sind zwei Monate her, daß Euch Euer Vater erwischte, und Euch mit Extra-Post auf die Hochschule zu Caën schickte. Ich habe es ihm wohl voraus gesagt, daß Euer Bleibens dort nicht gar lange sein dürfte. Mein Nachen stehet Euch jetzt wie vor zu Diensten . . . aber' ich bitt' Euch schön, glaubt meinen Worten!

René reichte seinem Matrosen bestürzt und lautlos die Hand. Dahinter steckt was, sagte er endlich — was Geheimnißvolles — das ich für jetzt nicht enträthseln kann. Indeß gelang es dem vereinten Bestreben beider jungen Leute, die Fischer zu beschwichtigen, indem sie ihnen bewiesen, daß das Niederbrennen des Bernard'schen Hauses eine eben so zwecklose als niederträchtige Handlung wäre. Kann die Tochter, dieses engelsgute Geschöpf, für das Verbrechen ihres Vaters verantwortlich gemacht werden? Und wäre es nicht würdiger, an den

Digitized by Google

Engländern Rache zu üben? Kurz und gut, René verstand so trefflich das Mitleid der Frauen und die Vaterlandsliebe der Männer zu entflammen, daß Jene sich mit dem Rufe: „Es lebe Marie-Ange!“ und diese: „Tod den Engländern!“ brüllend, entfernten.

Ja wohl, meine Freunde! fuhr der heldenmüthige Jüngling fort, „Tod den Engländern!“ rufe auch ich. Mögen Sie immerhin mit ihrer Höllenmaschine nahen, von Bernard oder wem immer geleitet, ihr sollt's erfahren, von mir erfahren, wenn's gilt, unsere Wälle zu vertheidigen! Diese Nacht noch wollte ich St. Malo verlassen; aber nein, ich bleibe hier, um mit Euch zu siegen oder zu sterben!

So meinen wir's, so lassen's wir uns gefallen! riefen und wiederholten zwei bis drei hundert Stimmen, da die Menge mittlerweile angewachsen war; es war aber auch René gelungen, diese wilde Herde wie einen Einzelnen zu lenken.

Also beim ersten Kanonenschuß, Junker René! holt Ihr uns; auf baldiges Wiedersehen, Junker René! Tod den Engländern!

Tod den Engländern! und auf Wiedersehen, meine Freunde!

Nach dieser Szene, die fast eine halbe Stunde gedauert hatte, begab sich René, über den angeblichen Verrath Bernards sinnend, in dessen Haus zurück. Wie mochte das gekommen sein, daß eine so langjährig bewährte Vaterlandsliebe, ein ganzes tugend- und ruhmvolles Leben so urplötzlich scheitern konnte? War es Geldgier, war es Rache, oder plötzlicher Wahnsinn? Er verlor sich in diesen Abgrund von Vermuthungen, und vergaß fast seine eigene Aufregung darüber, als er durch eine Ueberraschung ganz anderer Art daran erinnert wurde.

V.

Die beiden Brüder.

René sprang über die Zaunhecke, um durch den Garten rascher in's Haus zu gelangen, als aus den Fenstern des Saalzimmers, durch das Gebüsch, dessen dichte Laubmasse ihn barg, eine fremde lebhafte Stimme an sein Ohr drang. Er hielt sie anfangs für eine Frauenstimme, so sanft, zärtlich und schmachtend klang sie . . . als er jedoch auf den Fußspitzen sich genähert hatte, erlangte er die Gewißheit, daß sie einem Manne angehöre.

Vor Wuth bebend, schlich er, die Hand auf dem Degengriff, näher . . . plötzlich, wie in's Herz getroffen, wich er entsetzt zurück, und rief mit gepreßter Stimme: Mein Bruder Luc!

Seiner kaum mächtig, sank er auf eine Rasenbank hin, von wo aus er folgendes Zwiegespräch mit anhörte.

Ich bin meinem Vater nur um wenige Stunden vorangeeilt, sprach der junge Mann; er kommt noch heute, begleitet von der erlauchten Gräfin Gabriele von la Bourdonnais, die ihm hieher folgt, um dem neuen Kaperschiffe, das er einsegnen läßt, zur Pathin zu dienen.

Die schöne, reiche siebzehnjährige Witwe, welche im vorigen Jahre, am Morgen ihres Hochzeitstages ihren Gemal verloren hat? fragte Marie-Ange.

Dieselbe . . Ihr wisset, daß das Boot, welches sie nach Dinard überführen sollte, von einem Windstoße umgeworfen wurde, und daß beide Gatten ein Opfer der Wellen geworden wären, hätte nicht einer ihrer Gäste die junge Dame mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet.

Und dieser großmüthige Retter war René, Euer Bruder! könnte ich das vergessen! sagte Marie-Ange mit einem Seufzer.

Auch die Gräfin hat es nicht vergessen. Sie hat deßhalb meinen Vater in Brest mit Ehrenbezeigungen überhäuft, sich selbst als Pathin der Goëlette angeboten, und kommt eigens hieher, um der Einsegnung der Gabriele, die morgen Abend Stattfinden wird, beizuwohnen. Ihr kennt die Prachtliebe des Herrn Trouin; er hat mich vorausgesendet, um ein Fest anzuordnen, wie es in St. Malo noch nie gesehen worden; ein Gastmahl, das fünf tausend Livres kosten soll, ein Feuerwerk, ein Schifferstechen, und da es Faschings-Dienstag ist, einen Maskenball!

Dessen Königin, seufzte Marie-Ange, die schöne Gräfin sein wird.

Ich eilte hieher, um die Aufträge meines Vaters zu vollziehen, aber ich wollte vorher noch mich Euch zu Füßen werfen, mir von Euch versichern lassen, daß Ihr mich, Euern Verlobten, noch liebt, daß Ihr meinen Ring bewahrt habt wie ich den Euern, und bereit seid, endlich meine heißen Wünsche zu erfüllen; denn zwei lange Monde sind es, daß ich Euch nicht gesehen. Ach Marie-Ange! wenn Ihr wüßtet, wie viel Thränen, Gebete und Seufzer ich seit meiner Abreise diesem Ringe vertraut habe! . . . .

Diese Worte wurden mit einem so innigen Tone der Zärtlichkeit ausgesprochen, daß dem armen René eine Thräne in's Auge stieg.

Ihr habt mein Versprechen, Luc! erwiederte das Mädchen, und sobald ich über das Geschick meines Vaters beruhigt bin . . .

Wohlan! Morgen sollet Ihr erfahren, was aus ihm geworden! Gott, der unserer Liebe Schwur vernommen, wird unser Glück nicht durch einen Unfall stören wollen.

Möge Gott Euch erhören, Luc! und ich werde den mit Freuden meinen Gatten nennen, der mir meinen Vater wieder gegeben! Aber Euer Vater, der doch von einer Verbindung zwischen uns niemals hören wollte, glaubt Ihr seine Einwilligung erlangen zu können?

Sicherlich! denn ich bin entschlossen, deßhalb das schwerste Opfer zu bringen! Ihr kennet meinen Widerwillen gegen den Seemanns-Stand, den man mir als ältestem Sohne der Familie aufdringt; ich habe es immer offen gestanden . . . . der Tapferkeit Ruhm hat für mich mehr Erschreckendes als Verlockendes — mein Arm ist nicht für das Schwert geschaffen . . . Der Geruch des Pulverdampfes, der Anblick des Blutes, heldenmüthigen Naturen so erfreulich, sind mir zuwider, und erpressen mir Thränen . . . Mein guter Vater kann nicht begreifen, daß ein Trouin kein Seewolf sein solle! Er erzog mich achillesartig, tauchte mich als zartes Knäblein in's salzige Meerwasser, band mich an den Mast seines Schiffes, lehrte mich schwimmen, rauchen, Branntwein trinken, aber alles umsonst; es hatte keine andere Wirkung als meinen Wachsthum zu hindern, mir eine nimmer weichende Seekrankheit zuzuziehen, und meine angeborne Schüchternheit systematisch auszubilden. Mein Ehrgeiz war und blieb, ein Gelehrter, ein Schöngeist zu sein. Nur ein Plätzchen des Schiffes, auf welches nur die Gewalt mich brachte, ist mir lieb und werth, jenes nämlich, das meine Bücher und Papiere birgt, wo ich des Nachts durch geistige Beschäftigung, für die rohe Arbeit des Tages mich entschädige! Wohlan, Marie! damit Ihr sehet, wie sehr ich Euch liebe, von heute an verzichte ich auf die Studien, die mich erfreuen, um mich einer Beschäftigung hinzugeben, die mich anwidert. Ja, fuhr er begeistert fort, ich werde mich aller Eigenschaften, die mein Vater verspottet, entäußern, und mir jene Fehler aneignen, die er an mir lieben wird. Er wirft mir vor, daß ich sittsam sei, wie ein Mädchen, daß ich bei den Frauen schüchtern sei, daß ich das Schuldenmachen fürchte, Kneipen, Fechtboden und Spielhäuser vermeide. Wohlan! ich werde zwar den Frauen nicht huldigen, weil ich nur Euch allein liebe, ja anbete, aber ich werde das Geld zum Fenster hinauswerfen, wie besessen spielen, meine Gläubiger zum Teufel schicken, mich in Rum betrinken, in Tabak- und Pulverdampf mich hüllen, den verhaßten Degen mit beiden Händen fassen, und mit geschlossenen Augen Menschenblut vergießen, mit einem Worte: Korsar, Freibeuter werden! . . . . Um mich zu dieser Rolle vorzubereiten, werde ich auf dem morgenden Balle in vollständiger Seeräubertracht erscheinen, alles nur, um meinen Vater zur Einwilligung in unsere Heirath zu bewegen.

Armer Luc! . . . sagte das Mädchen gerührt; — aber soll ich mein Glück durch Euer Unglück erkaufen? Wie jammerschade, daß René nicht an Euerer Stelle, und Ihr an der seinigen seid.

Ach, das sage ich mir sehr oft selbst, und ich würde ihm meine Erstgeburt noch wohlfeiler, als um ein Gericht Linsen hingeben.

Monsieur René trägt den Degen mit so vielem Muth, so vieler Freude!

Und ich würde den richterlichen Talar mit so großem Anstand, so großer Wonne tragen!

Digitized by Google

Der Himmel weiß, wie weit er es in der königlichen Marine hätte bringen können.

Und ich, als Richter oder Gesandter!

Ich sehe ihn schon als Schiffs-Kapitän, ja als Befehlshaber eines Geschwaders. —

Und ich mich, als Parlamentspräsidenten oder Gesandten! Auch war es unserer Kindheit Traum, und der unserer Mutter, als René in der Schule mit der langen Weile, und ich im Hafen mit den Uebelkeiten der Seekrankheit kämpfte. Ich arbeitete seine Aufgaben, während er für mich das Steuerruder lenkte. Vom Vater überrascht, wurden wir Beide tüchtig durchgeprügelt, aber Tags darauf war es wieder die alte Geschichte. Mit Büchern, wie: „Aleron's Gutachten“ „Geschichte der Freibeuter“ — für René verbotene Früchte — eingeschlossen, fand ich dennoch Mittel sie des Nachts meinem Bruder zukommen zu lassen, der mir wiederum dafür die Bruchstücke seines Quintus-Curtius und Virgil zuzustecken wußte. Ja, vor zwei Monaten hat er noch was ganz anderes gethan, und mir einen Beweis von Selbstaufopferung gegeben, dessen ich stets eingedenk sein werde! Er ging an meiner Statt, um ein englisches Kanonenboot anzugreifen, enterte und nahm es auch, während dem ich in seiner Stube für ihn eine Abhandlung über das Glück, Rechtsgelehrter zu sein, zu Papier brachte, damit er von der Hochschule zu Caën, wieder in Gnaden aufgenommen werden möchte! Als ich meinen tapfern edlen René wiedersah, blutbedeckt, den Arm von einem feindlichen Dolche zerrissen, und Alles das mir zu liebe, wie fühlte ich mich von Gewissensbissen gemartert; ich überschüttete ihn mit Zärtlichkeit, ich benetzte ihn mit Thränen — damals begriff ich den begeisternden Rausch des Siegers! Mich verlangte nach einem Schwert, nach Pistolen, nach Kanonen! Ich wollte meinen Bruder rächen, siegen oder sterben! Und er umarmte mich, seine Wunden und meine Schwärmerei verlachend; und dankte mir mit Innigkeit für die Gunst, ihm den schönsten Tag seines Lebens verschafft zu haben! Wahrlich! Heute noch treten mir Thränen der Bewunderung, der Beschämung, und der Dankbarkeit in die Augen, wenn ich davon spreche . . .

Die Stimme des jungen Mannes war wirklich von Thränen erstickt, auch Marie-Ange weinte aus vollem Herzen, und vom Garten herüber mischte sich ein leiser Seufzer ein.

Unsre theure Mutter wußte um unseren Rollentausch, und diente uns als Schild, gegen die Ausbrüche der väterlichen Wuth! Sie hat uns gar so lieb, die gute Mutter, und würde so gern ihr eigenes Glück zum Opfer bringen, um das unsere zu sichern; aber es gelang ihr nicht, den Entschluß des Vaters zu ändern. Mein Bruder muß auf der Schulbank verkümmern, bis er der jämmerlichste Advokat in ganz Frankreich geworden; und ich soll mir auf Kosten meiner Neigung, meiner Ruhe, ja vielleicht meines Lebens, jenes verabscheute Offizierspatent erkaufen, welches allein mir zum Besitz Euerer Hand verhelfen kann. Bald hoffe ich Lieutenant der Gabriele zu sein, und dann . . . . als Euer Gatte werde ich allen Kummer vergessen . . . Mein armes Dasein wird in zwei schrecklich ungleiche Theile zerfallen: einige Tage unsäglichen Glückes mit und bei Euch, und lange Monate voll Schmerz und Elend, fern von Euch auf dem treulosen Meer.

Nein! bei Gott! das soll und wird nicht sein! ließ sich plötzlich eine kräftige Stimme vernehmen, und mit der einen Hand eine Thräne wegwischend, und mit der andern auf den Balkon sich schwingend, sprang René mit einem Satz in den Saal.

VI.

Der Sieg über sich selbst.

Ein aus dem Boden emporgestiegenes Gespenst hätte kaum einen erschütterndern Eindruck hervorbringen können, als diese unerwartete Erscheinung. Marie-Ange stand da, purpurroth und bebend, und wagte weder dem einen noch dem andern Bruder in's Antlitz zu sehen; Luc wollte seinen Augen nicht trauen, und betastete den Bruder, um sich zu überzeugen, ob er es auch wirklich sei. René betrachtete mit halb zärtlichem, halb vorwurfsvollem Blicke das blühende Paar, dessen Geheimniß er eben überrascht und dessen Geschick er in seiner Hand hatte. Wer so die beiden Brüder einander gegenüber stehen sah, der hätte Lucas Trouin, obgleich er um einige Jahre älter war, als René, für den jüngern Bruder gehalten. Zwar waren sie sich an Wuchs, Gesicht, Augen, am Ton der Stimme, am Haar und auch im Anzug fast gleich; aber während bei dem Einen Alles Muth und Entschlossenheit athmete, machte sich bei dem Aelteren Schüchternheit, Trübsinn und eine gewisse Niedergedrücktheit bemerklich.

Herzensbruder! rief endlich Luc; halte ich dich wirklich in meinen Armen? das fehlte noch zu meinem Glücke! und er umarmte ihn stürmisch.

René wandte sich schweigend ab, eine heiße Thräne drängte sich zwischen den Wimpern hervor, und rann langsam die bleiche Wange hinab, die Rechte griff schmerzlich an's blutende Herz.

Luc sah ihn erstaunt an. Was hast du, mein Bruder? rief er; so habe ich dich nie gesehen.

Noch einen kurzen grausamen Kampf kämpfte der Jüngling, aber seine edlere Natur hatte schon den Sieg davon getragen. Er hatte sich zugeschworen, seine glühende Leidenschaft dem Lebensglücke des geliebten Bruders zum Opfer zu bringen; er hatte ja ein starkes Herz und konnte die Täuschungen des Lebens leichter ertragen, als der sanftere Luc, und dann winkte ihm in der Ferne der Ruhm, der ihm männlichere, seiner würdigere Freuden versprach.

Mit lächelndem Gesichte wandte er sich um, umarmte Luc und Marie-Ange und rief begeistert aus: Nein, ihr sollet nicht getrennt, sollet nicht unglücklich werden; ich schwöre es bei meinem Willen, den noch kein Anderer gebeugt, als ich selbst! Aber warum habt ihr undankbaren Heimlichthuer so lange geschwiegen? Ihr würdet nicht so lange gelitten haben, hättet ihr eueren Kummer mir vertraut!

Luc drückte feurig die Hand des Bruders, und Marie schlug erröthend die Augen nieder.

Nun wohlan, fuhr René fort, ich will euch verzeihen, und nehme es in meine Hand, euch zum ersehnten Ziele zu bringen.

Aber wie so? durch welche Mittel?

Das sollt ihr gleich erfahren . . . . hört mich an, und leistet mir unbedingten Gehorsam. Ihr, Marie-Ange, laßt den Kummer um eueren Vater fahren, sein Leben ist nicht bedroht. Bernard wird wiederkehren, und ich hoffe, so, wie er immer war. Dann wird auch das Räthsel seines Verschwindens gelöst werden . . . bis dahin unverbrüchliches Schweigen darüber. Du, Bruder Luc, mußt die Idee, eine Rolle zu übernehmen, der du nicht gewachsen bist, fahren lassen. Ich werde sie für dich spielen. Auf dem morgenden Maskenball überlassest du mir deinen Namen und dein Freibeuter-Kostum, und übermorgen auf dem Verdecke der Gabriele deinen Posten.

Topp, es sei! Aber dieses Mal will ich Mitspieler sein! rief Luc mit Feuer aus. —

Sogar auf dem Balle, wenn du willst, erwiederte René, und ich biete dir zu diesem Zwecke einen ganz famösen Richtertalar und eine eben solche Mütze an.

Ich nehme es dankbar an; mögen sie eine günstige Vorbedeutung sein!

Dafür jedoch, sprach René weiter, mußt du mir einen kleinen Gegendienst erweisen!

Warum keinen großen? Ich wäre glücklich, auch dir einmal ein Opfer bringen zu können.

Im Gegentheil — die Sache wird dir eben so viel Nutzen bringen, als mir. Es handelt sich darum, gewisse Rechnungen, Noten, Vorladungen, Proteste, Beschlagsnahmen, Verhaftsbefehle und andere derartige Liebesbriefchen, auf dein Conti zu nehmen, und sie mit deinem Namenszuge zu versehen . . . bei diesen Worten zog René einen Pack gestempelter und mit Gerichtssiegeln übersäeter Papiere aus dem Brustlatze seines Wammses, deren Anblick allein schon unheilverkündend war, und warf sie auf den Tisch.

Digitized by Google

Deine Schuldverschreibungen! rief Luc mit jungfräulichem Entsetzen zurückweichend.

Im Ganzen, fuhr René lachend fort, neun tausend drei hundert sieben und siebenzig Livres, neun Sous, sechs Deniers mit Inbegriff der Kosten! Eine armselige Kleinigkeit, um derentwillen, eine ganze Schaar Schergen mich seit vierzehn Tagen hetzt und quält — so daß ich des Sonnenlichts nur mit Hilfe tausendfacher-Verkleidung mich erfreuen kann, was mein Leben zu einer ewigen Fastnacht umgestaltet, wenn ich die Fasten nicht gar im Schuldgefängnisse sitzen muß.

Ich würde mich glücklich fühlen, für dich in's Gefängniß zu gehen — mir immer noch angenehmer als eine lange Seefahrt — aber ich sehe die Möglichkeit nicht ein —

Das siehst du nicht ein? Mir wirft unser Vater vor, daß ich Schulden mache, und dir, daß du keine machst; indem ich dir nun meine Schulden übertrage, wird er doppelt zufrieden gestellt . . . Er umarmt uns Beide, zahlt das Sümmchen, Niemand wandert in's Gefängniß, und Jeder wird befriedigt . . . selbst die Gläubiger! . . .

Luc mußte laut lachen, und seines Widerwillens, Herrn Trouin zu betrügen, ohnerachtet, nahm er dennoch die Feder. Aber noch hatte er nicht die Anfangsbuchstaben seines Namens geschrieben, als sein Bruder ihn mit den Worten unterbrach: Zu spät! Fahret hin, meine schönen Pläne, die Schergen sind wie der Wolf: spricht man von ihm, so steht er auch schon hinter der Thüre.

VII.

Die Gläubiger,

Es schauete auch wirklich ein unseliges Gesicht zum Fenster hinein — dasselbe, welches René in St. Malo Schritt vor Schritt gefolgt war, zehn andere wurden an den Ausgängen des Hauses und des Gartens sichtbar; unser Held erkannte sie augenblicklich als die Spürhunde seiner Gläubiger, so wie, daß er nach allen Regeln der Kriegskunst blokirt sei . . . Gleichzeitig rief eine furchtbare Stimme: Oeffnet, im Namen des Königs!

Luc und Marie-Ange zitterten am ganzen Leibe . . . Martha kam bestürzt in den Saal, nur René verlor seinen Gleichmuth nicht.

In einer Viertelstunde gehet die Sonne unter, sprach er gegen die Abendseite blickend — noch ist nichts verloren . . . . Wir sind zwar nur Vier gegen Zehn, aber unsere Stellung gewährt uns bedeutende Vortheile. Ich nehme den Kampf an — Ihr, Martha! vertheidiget die Vorposten . . itzt habt Ihr Gelegenheit Euern Schnurrbart zu rechtfertigen! Euch, Bruder und Schwester, theile ich das erste Stockwerk zu, und ich übernehme, als letzte Verschanzung, den Boden! Heraus mit schönen Worten und festen Querbalken! Bedenkt, daß eine kleine Viertelstunde zur Rettung des Platzes genügt!

Schon erscholl zum dritten Mal die Aufforderung zu öffnen, aber statt aller Antwort schob René eilig die Riegel vor, schloß die Thüren ab, nahm die Schlüssel zu sich und verschwand. — Das Haus bestand nun eine förmliche Belagerung, die Angreifenden parlamentirten mit der Besatzung; da man aber unglücklicher Weise nicht läugnen konnte, daß René dort sei, denn die Gerichtsdiener hatten ihn ja mit ihren Luchs-Augen erblickt, so wurde das Thor erbrochen, ein Zimmer nach dem andern mit Sturm genommen . . . obgleich Marie-Ange durch Anmuth — Luc durch sanftes Zureden, und Martha, in der Meinung, daß man es auf ihre Gebieterin abgesehen, mit Füßen, Händen und Zähnen wie ein Kettenhund — Widerstand geleistet hatten. Schon hatten sie René's Zufluchtsort erreicht, und schon gedachten sie ihn zu ergreifen, als er ihnen unter der Hand durch's Fenster entschlüpfte, von wo er sich mit Hilfe eines Seiles herunterließ. Niemand wagte es ihm auf diesem gefährlichen Wege zu folgen, desto schneller aber rannten sie die Stiegen hinab, in der Hoffnung, ihn im Garten zu fangen; aber hier galt es, wer rascher laufen konnte, und in diesem Wettkampf trug er ohne Anstrengung abermals den Sieg davon, am Ausgang des Gartens aber schien jede weitere Flucht unmöglich. Vor ihm toble das Meer, das zwanzig Schuh unter seinen Füßen den steilen Fels bespülte, kaum fünfzig Schritte hinter ihm, seine Verfolger . . . aber er besann sich keine Sekunde . . . Im Nu waren die Kleider vom Leibe, und blindlings stürzte er sich in den schäumenden Abgrund.

Marie-Ange, die ihm mit den Augen gefolgt, war in Ohnmacht gesunken, und selbst den Schergen entfuhr ein Schrei des Entsetzens.

Der Unglückliche! riefen sie aus, er ist zerschmettert oder von den Wogen verschlungen.

Noch waren ihre Worte nicht verklungen, als aus der Tiefe ein Jubelruf zu ihnen emporstieg . . . und siehe, es war René, der sich im Triumph aus dem Wasserwirbel erhob, er durchschnitt die Wogen wie ein Hay, erreichte eine inselartige Klippe, und mit ausgelassenem Gelächter seinen Verfolgern zunickend, fragte er sie spottend, warum sie ihn nicht in Empfang nähmen.

Beeilet Euch, meine Herren! rief er ihnen zu, die sich untereinander verblüfft und beschämt ansahen; Ihr wisset ja, daß, wenn das Tagesgestirn einmal untergegangen, es zu spät für Euch ist, ... Sehet, schon senkt sich die Sonne, ... schon gehet sie zu Bette, meine Herren! eine Minute noch, und es ist zu spät. Jetzt schließt sie ihre Purpur-Gardinen, und schläft! Gute Nacht denn, auf morgen! Welch herrliches Schauspiel für einen hart verfolgten Schuldner, schloß René; doch noch herrlicher der Anblick Euerer langen Nasen.

Die Häscher zogen sich mit Schimpf und Schande zurück, und unser triumphirender Held suchte das Ufer zu gewinnen.

Dort angelangt ward er bald gewahr, daß seine Feinde sich gerächt, indem sie ihm die Kleider fortgenommen hatten!

Potz Tausend! rief er — der Streich ist erbärmlich, aber nicht übel gespielt. Ich hätte mir's nicht träumen lassen, nachdem ich den heutigen Tag die Tracht schon so oft gewechselt, denselben im Costum unsers Urvaters beschließen zu müssen. Wie fange ich es aber an, mich Marie-Ange zu zeigen, oder nach St. Malo zu gelangen?

Schon wollte er auf gut Glück rufen, als ihm ein Paket an den Kopf geflogen kam.

Er gewahrte mit Freuden, daß es seine Kleider waren und sich umsehend, erblickte er Martha . . . . wie die Galathée Virgils . . . im Dickicht verborgen.

Die Raben, rief sie ihm mit verschämt abgewandtem Gesichte zu — haben Euch Euere Kleider mit fortgenommen, ich habe sie ihnen aber Stück für Stück wieder entrissen! Mamselle hat einen Bademantel hinzugefügt, damit Ihr Euch trocknen könnt. Macht schnell, sie und Herr Luc erwarten Euch im Saale.

An der zärtlichen Weise, mit welcher Martha den Namen Luc betonte, merkte René, daß er ihre Dienstfertigkeit nur seiner neuen Rolle zu verdanken habe.

Eine Viertelstunde darauf schwamm eine Barke mit zwölf Personen nach St. Malo, und zwar die beiden Brüder, denen Marie-Ange noch aus der Ferne Grüße zuschickte, und man rathe, wer noch? Kein anderer als die zehn Herren Gerichtsdiener, denen sie am Gestade begegnet, und sie mitgenommen hatten.*)

René nämlich, bemerkend, daß sie, wie die abgeschiedenen Schatten am Lethens Ufer, sich verlegen um einen Nachen umsahen, hatte ihnen galant seine Charons-Dienste mit den Worten angeboten: Wär's Euch nicht gefällig, in meiner Gesellschaft über den Strom der Vergessenheit zu setzen?

Während der Ueberfahrt hatte man sich dahin verständigt, die Substitution des Namen Luc, statt René, auf den verschiedenen Papieren und Schuldverschreibungen gegen Verheißung, daß alles binnen vier und zwanzig Stunden bezahlt werden sollte, anzunehmen, mit Ausname jedoch der Forderung des Maskenschneiders, unglücklicherweise des unerbittlichsten unter allen Gläubigern, da dessen Anwalt nicht gegenwärtig war.

Auf solche Weise des größten Theiles seiner Last enthoben,

*) Dies findet seine Erläuterung darin, daß in Frankreich nach Sonnenuntergang der Schuldner nicht arretirt werden darf.

Digitized by Google

kennte sich René, verlockt durch die Gelegenheit, das Vergnügen nicht versagen, eine kleine Rache zu üben.

Als der Kahn am Quai, der noch mit Lustwandelnden überfüllt war, anlegte, und René mit seinem Bruder zuerst an's Land gestiegen war, rief er lachend: Nun, meine Herrn! Bad für Bad! und mit einem tüchtigen Stoß warf er das leichte Fahrzeug um, und seine sämmtlichen Verfolger plumpten zum großen Jubel der anwesenden Menge in's Wasser.

Als René Du Guay-Trouin seinen Faschingsmontag auf solche Weise beschlossen hatte, begleitete er seinen Bruder, vom Zwielichte begünstigt, bis zum väterlichen Hause.

Auf Wiedersehen, Luc! sagte er, an der Thür Abschied nehmend; umarme die gute Mutter für mich, und bereite Alles zum Feste und Ball des Herrn Trouin gehörig vor, denn dort werde ich morgen deine Sache und die meine durchkämpfen und siegen.

VIII.

Der Ehrenstreit.

Doch noch ein Vorfall sollte dem an Abenteuern so reichen Tage die Krone aufsetzen. Luc war in's Haus getreten, und René wollte sich in sein stilles Gasthaus begeben, als ein Unbekannter, mit einem ellenlangen Schnurrbarte, der wahrscheinlich sein Galgengesicht verstecken sollte, mit einem unbändigen Stoßdegen an der Seite, und einem rothgesiegelten Briefe in der Hand, aus dem Dunkel hervortrat.

Ist Herr Luc Trouin zurück? fragte dieser widerwärtige Bote, indem er die Faust in die Seite stämmte.

René, der einen Ehrenhandel witterte, antwortete kurzweg: Ich bin es selbst.

Dann ist mein Auftrag vollbracht! erwiederte der Fremde, den Brief überreichend.

Da Jemand gerade mit einer Laterne vorüberging, bat ihn René ein wenig stehen zu bleiben; und nachdem er den Brief geöffnet, fand er folgenden Inhalt:

„Herr Luc Trouin de la Barbenais!

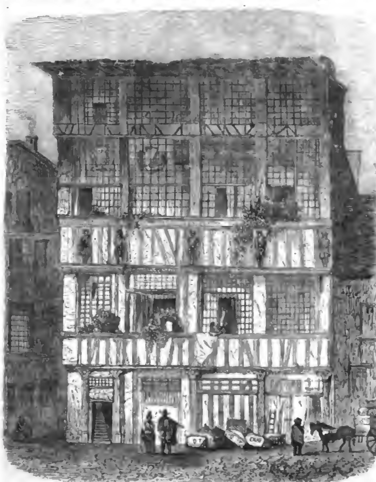
Ich habe zwar nicht die Ehre Euch zu kennen, aber ich habe zufällig in Erfahrung gebracht, daß Ihr Mademoiselle Marie-Ange Bernard zu ehelichen gedenkt. Da ich aber am letzten Markte zu Dinard dieses Mädchen meiner Auszeichnung würdigte, so thue ich Euch hiemit zu wissen, daß ich unverweilt mich mit Euch zu schlagen wünsche, und zu diesem Behufe mich morgen nach St. Malo begeben werde; den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen, überlasse ich jedoch Euch. Bis dahin, behüte Euch Gott!

Graf Alcide von Brillantais."

Morgen? Wohlan, es sei! gab René ohne Zögern die mündliche Antwort. Am Fuße des alten Walles, Abends sieben Uhr. Ich werde pünktlich sein; hinterbringt diese Versicherung dem Herrn von Brillantais.

Den Abgesandten schien der entschlossene Ton dieser Antwort zu befremden, doch sagte er weiter nichts, als: Morgen denn!

Der erste Raufbold in ganz Dinard! murmelte René, seinen Weg fortsetzend, in den Bart.. Welch ein Glück, daß ich ihm begegnete, so kann ich mich doch an der Stelle Luc's niederstechen lassen.



IX.

Das Trouin'sche Haus.

Besucht man St. Malo, so unterlasse man ja nicht, eine der größten Merkwürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Man lasse sich zu diesem Zwecke in die Hirschhorngasse führen, und die dort befindlichen vier hölzernen mit Schnitzwerk versehenen Häuser zeigen, und man wird in ihnen gar bald jene schönen mittelalterlichen Käfige erkennen, worin unsere Ahnen zwischen vier durchsichtigen Mauern



Digitized by Google



Du Guay-Trouin.

von Glas lebten, und welche durch drei Jahrhunderte vom Feuer verschont, jetzt durch den Hammer der schwarzen Bande *) fallen. Das letzte der Reihe ist das interessanteste, seltsamste, so wie das berühmteste und ehrwürdigste von allen, denn hier lebte, hier wurde der große Mann geboren, dessen Jugendstreiche wir eben erzählen, mit einem Wort, es ist das Haus des Guay Trouin, und jedes Kind in St. Malo blickt stolzer, wenn es dem Fremden diesen glorreichen Namen nennt. Zwar hat es ein Spekulant unter dem Vorwand, es zu verschönern — wohl aber nur, um es an englische Kurgäste zu vermiethen — entstellt; indeß kann man mit Hilfe der Einbildungskraft sich es leicht in seinem ursprünglichen Zustand denken, und dabei unsern Helden mit seiner Familie und Lebensweise heraufbeschwören. Hier dessen genaue Beschreibung.

Das Gebäude mit seinen drei überhängenden Stockwerken zeigt beim ersten Blick, daß es keiner jüngern Periode als dem sechszehnten Jahrhunderte angehört. Die ganze Façade besteht aus schön geschnitztem Holzwerk, von winzigen Fenstern durchbrochen, wovon einige prächtig gemalt sind, eine unerhörte Pracht zu jener Zeit; denn in St. Malo, der Felsenstadt, war Holz das kostbarste und seltenste Material, deßhalb gehörten solche Wohnungen zu den Vorrechten der reichen Familien, und nur seit Ludwig dem Vierzehnten erst entschlossen sich die reichen Maloneser ihre Häuser aus Granit zu bauen, aber dennoch blieb das vergoldete Schnitzwerk aus Holz ihre Hauptzier.

Das Thor des Hauses Trouin ist sehr klein, und würde heut zu Tage nur als Hinterpförtchen gelten. Ueber demselben steht ein Schild mit dem Wappen der Familie, von zwei Löwen als Schildhaltern getragen. Fünf Karyatiden, die Soldaten mit dreieckigen Hüten auf dem Kopfe vorstellen, zieren die fünf Strebebalken der durch Eisengitter mit einander verbundenen Außenseite. Die beiden Stockwerke gleichen einem großen in Blei gefaßten Glasfenster, woran man noch einige Reste buntbemalter Scheiben entdeckt. Im Erdgeschoße befinden sich die Schreibstuben und die Magazine, worin sonst die Waaren aufgeschichtet lagen, die gegen die Erzeugnisse Spaniens und seiner Kolonien ausgetauscht wurden. Ueber der Hauptthüre dieser Magazine sind Anker und andere Seefahrts-Insignien angebracht. Ein finsterer, aber kunstreich mit Holz getäfelter Gang führt zum eben so verzierten Stiegengehäuse, und die ganze Vorderseite des ersten Stockwerkes nimmt ein mit reichem Schnitzwerk verzierter Saal ein. Vier kirchenartige Fenster erhellen dieses Gemach, und aus denselben genoß man ehemals die Aussicht auf den belebten Hafen, und in etwas größerer Ferne auf das Meer, da die andere Seite der Straße nicht, wie itzt, mit Häusern besetzt war, sondern der alte Stadtwall allein den Horizont beschränkte. Die Rückseite des ersten Stockwerkes enthält mehrere prachtvoll geschmückte Zimmer, die in einen Hof gehen, aus welchem sich ein ungeheuerer Fels erhebt. Dieser Felsen, an welchem vormals die Wogen des Ozeans sich brachen, reicht bis zum dritten Stockwerk hinan, und man vermuthet, daß er senkrecht abgehauen worden ist, um der Wohnung Platz zu machen. Aus den Fenstern des zweiten und dritten Stockwerkes, die ebenfalls aus mehreren Gemächern bestehen, sieht man am schwarzen Gesteine das Wasser herab-

*) Die schwarze Bande heißt eine Gesellschaft von Bauunternehmern in Frankreich, die die alten malerischen Gebäude niederreißen, und nutzbringende Häuser dafür aufbauen. Natürlich sind sie allen empfindsamen Touristen ein Gräuel.

Digitized by Google

sikern, und aus seinen Ritzen Blumen emporwachsen; ja, sein Gipfel trug noch vor Kurzem einen prächtigen Apfelbaum. Von der andern Seite lehnt sich das Haus des Todtengräbers und das Beinhaus des Kirchhofes von St. Malo an den Fels, auch stößt man jederzeit beim Graben des Bodens auf Gebeine.

So sind die Ueberreste des Hauses beschaffen, in welchem Herr Trouin de la Barbinais am Faschingsdienstag des Jahres 1690 die Feier der Einsegnung seines guten Schiffes, die Gabriele, beging.

(Der Beschluß folgt.)



Der Springbrunnen mit der schwitzenden Gränzsäule in Rom.



Im Vordergrunde dieses Bildes sieht man den antiken Springbrunnen, der unter dem Namen der Meta sudans (die schwitzende Gränzsäule) bekannt ist; gleich daneben auf der Anhöhe die Ueberreste des Tempels der Göttinen Venus und Roma, und im Hintergrunde den Triumphbogen des Titus und das neue Kapitol. Dieser Springbrunnen, der heute in Trümmern liegt, bestand schon zur Zeit des Nero, und wurde nach Cassiodor, unter Domitian wieder hergestellt. Die Ueberlieferung erzählt, daß die Gladiatoren, wenn sie aus dem Colosseum, das nur einige Schritte entfernt ist, kamen, in seinem Becken ihre blutigen Hände wuschen. In seiner Mitte stand eine jener Umlenkungssäulen der Rennbahn in Kegelform, die dazu dienten, in den Hippodromen den Lauf der Pferde zu regeln; aus dem obern Ende dieses Kegels sprudelte das Wasser empor, und fiel in das Becken zurück. Einige Alterthumskenner behaupten, daß diese Säule den Punkt bezeichnete, in welchem vier von den Quartieren, in die das alte Rom abgetheilt war, zusammenstießen.

Der Tempel der Venus und Roma, dessen Ruinen dem Auge des Beschauers die Kirche Santa-Francesca Romana verbergen, ward nach den Zeichnungen des Kaisers Hadrian erbaut. Die Stadt Rom, als Göttin personificirt, und Venus standen vom Aeneas her im Verhältnisse der Verwandtschaft. Von dem ganzen prächtigen Gebäude sind die einzigen Ueberbleibsel von Wichtigkeit die Nische, in der die Statuen der beiden Göttinen standen, und einige Mauern der Cella.

Der Triumphbogen des Titus wurde nach dem Tode dieses Fürsten, unter der Regierung des Domitian, zum Andenken der Eroberung Jerusalems errichtet. Er besteht aus einem einzigen Bogen von 48 Klftr. Höhe und ist von Pentelischem Marmor. Von den acht cannelirten Halbsäulen

von zusammengesetzter Ordnung, die die beiden Fassaden zierten, sind vier zerstört und auf jeder Seite nur zwei geblieben, von denen die gegen das Forum nicht einmal ganz sind. Zwei bewundernswürdige Basreliefs unter dem Bogen, die unglücklicherweise verstümmelt sind, stellen den Triumphzug des Titus vor. Auf dem einen sieht man den Imperator auf seinem Siegeswagen, den eine Frauengestalt, die Göttin Roma, lenkt. Er hält den Kommandostab in der Hand und wird von einer Siegesgöttin bekränzt. Ein Haufe von Liktoren und bekränzten Soldaten, Bürgern und Senatoren umgeben ihn, und tragen Lorbeerzweige. Auf dem andern Basrelief sieht man gefangene jüdische Krieger, den goldenen Tisch, den siebenarmigen Leuchter, die Gesetztafeln, die heiligen Gefäße und Werkzeuge, kurz die ganze Beute aus dem Tempel zu Jerusalem. Auf dem Fries des Karnieses bemerkt man eine Personification des Jordanflusses, von zwei Männern getragen, Opferstiere von Priestern geführt, und Soldaten von der Legion der Minerva, auf ihren runden Schilden das Gorgonenhaupt. Vier schöne Siegesgöttinen zieren die Archivolte, und in der Mitte gewahrt man Titus von einem Adler zum Himmel empergetragen.

Dieser Triumphbogen ist unter der Regierung Pius des Siebenten wieder hergestellt worden.



Die Großmutter mit dem Kinde.

(Gemälde von Eduard Girardet, in der Pariser Gemälde-Ausstellung vom Jahre 1846.)



Wir befinden uns zu Brienz in der Schweiz. Eine Großmutter versucht es, dem Knaben ihrer Tochter die Buchstaben des Alphabets beizubringen; aber das Kind ist eigensinnig und will die todten Zeichen, die das lebendige Wort malen sollen, nicht erkennen. Die Alte, die bereits alle Redensarten der Aufmunterung und der Zärtlichkeit erschöpft hat, wird endlich unwillig; der Eigensinn des Schülers ist ein vorgefaßter Entschluß, eine augenscheinliche Empörung. Darum liegt auch das Bündel Ruthen feierlich auf dem Tische, und der Zeigefinger der Alten, gebieterisch ausgestreckt, befiehlt dem Kinde, zwischen dem verlangten Buchstaben und der angedrohten Züchtigung zu wählen; aber das bedrängte Kind kraut sich im Kopfe und zögert noch immer, es ist für ihn eine eben so wichtige Wahl als für Hamlet: „Sein oder Nichtsein!"

„Schnell, Taugenichts!" ruft die erbitterte Großmutter, „schnell den Buchstaben oder die Peitsche!"

Ach! Habt doch ein wenig Mitleid, alte Mutter! Um den Buchstaben auszusprechen, muß man ihn erst sehen, und das arme Kind kann das ja nicht, denn zwischen den Buchstaben und seinen Augen liegen tausend Bilder, die ihn ihm eben so vollkommen verbergen, als der Berg euch das nachbarliche Thal verbirgt.

Und gleich anzufangen, Großmutter! da ist der Hund des Nachbars, der wackere Oberon, den Fritz als Pferd gebraucht, und der an der Thüre kratzt, um ihn zu rufen.

Da ist der Vogelbeerbaum am Brunnen, den man von hier aus durch die Scheiben sieht, und dessen rothe Beeren Fritzen bald ein Halsband, bald ein Armband, bald einen Korallenkranz liefern.

Da ist der kleine Bach, den ihr vor euerer Schwelle vorüberrauschen hört! Fritz hat ihm drei breite Maulbeerfeigenblätter anvertraut, die er mit Sand und kleinen Kieseln befrachtet hat, und er ist nun wie alle Rheder sind, Großmutter! er ist um seine Schiffe besorgt.

Da gibt es endlich in den Spalten der alten Mauern ganze Resedebüsche, deren Wohlgeruch bis herein duftet, und die sich das Kind vorgenommen hatte, zu pflücken, um euch einen Strauß daraus zu binden

Und wie viele andere Dinge noch, Großmutter! Da ist der Wind, der die Falten euers Aermels aufbläst, der Ruf der Schwalben auf dem Schornstein, die Mücken, die in diesem Sonnenstrahl summen, die Kräuter des Grabens und die Kiesel der Straße! Räumet das Alles auf der Seite, und Fritz wird den Buchstaben sehen, Fritz wird ihn aussprechen. Vielleicht ist die Stunde schlecht gewählt, lasset seiner Einbildungskraft freien Spielraum inmitten dieser reizenden Genüsse. Das Kind kömmt ja erst an im Leben, in einem unbekannten Lande! für ihn ist alles neu, alles fremdartig; die Schöpfung erscheint in seinen Augen, wie in den euern die Wunder eines Feenmärchens; erlaubt ihm sie zu sehen, sie zu riechen, sie zu hören. Ach! ihr habt wohl manchmal eine Heuschrecke gesehen, die ein boshafter Schulknabe in eine hohle Nuß gesperrt hatte? Die Arme sträubt sich und bewegt sich hin und her; sie kann sich mit ihrem Kerker nicht befreunden, sie strebt zur Sonne, zum freien Raum! Nun wohl! Fritz gleicht dieser Heuschrecke, Großmutter! und euere Lehrstunde ist seine Nußschale.

Und dann, das Kind hat eine instinktartige Ahnung von der Bahn, auf die ihr es leitet. Dieser erste Unterricht ist der Anfang langer Anstrengungen, unaufhörlicher erbitterter Kämpfe; ein Schritt auf dieser Bahn, und das Kind ist kein Kind mehr, es ist ein Schüler, ein Menschheitszögling.

Eine Mutter bemühete sich eines Tages, in unserem Beisein, ihrem Sohne den ersten Unterricht im Lesen zu ertheilen, sie zeigte ihm das A B C, nannte ihm die einzelnen Buchstaben, und verlangte, er solle sie wiederholen; aber das Kind schwieg.

„Sage nur einige Buchstaben und du darfst wieder spielen," sagte die Mutter schmeichelnd.

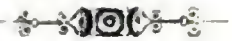
Er schüttelte den Kopf.

„Nun gut, nur einen einzigen!" sagte der sanfte Professor, „hörst du? nur einen Einzigen! den Allerersten! versuch's einmal, sage mir nach: a"

„Nein!" murmelte der widerspenstige Schüler, „a nun schon einmal gar nicht!"

„Und warum?"

„O! ich weiß es gut, nach a kömmt b."



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

England. Die englische Regierung hat in der Nähe von Birmingham einen Platz gekauft, um daselbst die große Centralkaserne für ganz England zu errichten. Die Lage ist gerade auf dem Punkte, wo die Eisenbahnen von London, Birmingham und Derby sich kreuzen; da nun noch überdies alle Verzweigungen des elektrischen Telegraphen in der Kaserne ihren Mittelpunkt haben werden, so wird man die Truppen bei der geringsten Veranlassung auf jedem beliebigen Punkte verwenden können. Der Kostenanschlag ist 25,000 Pfund Sterling.

— Wie hoch die Hungersnoth in Irland gestiegen ist, kann man aus der nachfolgenden Erzählung des Dublin-Pilot schließen. In der Nachbarschaft von Ballydurnew, zwischen dieser Stadt und dem Orte Edenderry befindet sich ein Gehölz von uralten Bäumen, auf welchen seit undenklichen Zeiten sich ein unermeßlicher Schwarm von Krähen aufhält. Am 18. October wurden die Bewohner der Umgegend durch ein ungewöhnliches Krächzen von Seite jener Vögel die ganze Nacht beunruhigt, und als mit Tagesanbruch einige Bürger sich zur Erforschung des Anlasses an Ort und Stelle begaben, fanden sie Tausende der armen Thiere am Boden liegend, und wie es ihre fast ausgedörrten Gerippe bezeugten, wirklich verhungert. Da nämlich der Mangel an Lebensmitteln und die dadurch entstandene Theuerung seit fast drei Monaten in beständigem Zunehmen ist, so werden alle Fleisch- und Küchenabfälle von den Dürftigen in den Häusern eingesammelt, und die Armen lagern sich im Voraus auf den gewöhnlichen Kehrichtplätzen, um darin gallertartige Materien aufzusuchen. Ja, alles sonst unbenützte Wurzelwerk wird nun ausgegraben, um den wüthenden Hunger nur halbwegs zu stillen. Daß unter solchen Umständen die auf die Umgebungen von Dörfern und Städten fast ausschließlich angewiesenen Krähen umkommen müssen, ist leicht erklärbar.

— Im Monat November haben sich in London 900 Personen ertränkt, und 300 durch Steinkohlendampf ihrem Leben ein Ende gemacht.

Frankreich. In dem Dorfe Enilhat bekam ein junger Mensch von 22 Jahren, Namens Franz Gladel, einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn. Er schloß sich in einem Zimmer seines Hauses ein, öffnete ein Fenster, und feuerte auf Jeden, den sein Unstern durch diese Gasse führte. So wurden gleich bei den ersten Schüssen ein Mann und zwei Frauen tödtlich verwundet. Die ganze Bevölkerung gerieth in die größte Bestürzung, und die bewaffnete Macht stellte sich in der Nähe auf. Gegen fünf Uhr Morgens erhielten die Gensd'armen Befehl zu operiren, jedoch von ihren Waffen nur im äußersten Fall Gebrauch zu machen. Gladel hatte ein Doppelgewehr in der Hand; zur Rechten und Linken hatte er Pistolen und ein Jagdmesser liegen. Um Unglück zu verhüten, machte man den Plan, in der Decke des Zimmers eine Oeffnung zu bewerkstelligen und einen Gliedermann hinab zu lassen; wenn er dann auf diesen seine Waffen entladen haben würde, sollte eine andere Abtheilung die Thüre erbrechen und sich seiner bemächtigen, ehe er Zeit hätte, wieder zu laden. Dieser Plan mißlang jedoch; denn als der Sergeant auf dem Heuboden ein Brett in die Höhe hob, zielte der Wahnsinnige auf ihn, und drückte los. Der Unteroffizier sprang schnell auf die Seite und wurde nicht getroffen, aber ein Schuß, der im selben Augenblicke auf dem Heuboden fiel, traf Gladel in den Kopf und er stürzte todt zu Boden. Die Gewehre der Gensd'armen wurden sogleich untersucht, aber sie waren alle geladen, und der Schuß mußte wohl von einem der Einwohner herrühren, die sich zur Unterstützung der Gensd'armerie bewaffnet eingefunden hatten.

— Der Korporal der Gefängnißwache in Havre hatte sich eines Abends, in der Mitte Novembers l. J., zu sehr gütlich gethan. Um zwei Uhr Morgens nimmt er eine Patrouille und durchstreift die Straßen der Stadt. Er hält alle Vorübergehenden an, läßt diejenigen, die sich durch ein Trinkgeld loskaufen, friedlich abziehen, und bringt die übrigen auf die Wache. Dies konnte natürlich nicht ohne Lärm abgehen und die Polizei eilte herbei, gerade als er im Namen des Gesetzes sich eine Schenke öffnen ließ. Er gab allen friedlichen Gegenvorstellungen kein Gehör, und erklärte, blos seinen Vorgesetzten Rechenschaft schuldig zu sein. Diese wurden denn auch in Kenntniß gesetzt, der ganze Posten wurde abgelöst, und die unschuldigen Gefangenen losgelassen.

— Im Bezirke von Nogent hat sich eine Bande von sieben und vierzig Bettlern unter einem Hauptmann gebildet, die in die Meierhöfe dringen und gebieterisch Almosen fordern. Gewöhnlich lassen sie sich sieben und vierzig Stücke Brod geben, und drohen, bald in noch größerer Anzahl wiederzukommen. Man hat bereits die Gensd'armerie gegen sie aufgeboten.

— Die beiden Eroberer Algiers, Marschall Bourmont und Admiral Duperré, sind im November dieses Jahres fast zu gleicher Zeit gestorben.

— Der bekannte französische Journalist und Schriftsteller, Löwe-Weymars, der Uebersetzer Tieck's, ist, als General-Consul in Bagdad, an der Cholera gestorben.

Corsica. Ein gewisser Cruciani in der Stadt Calvi hatte vor einigen Tagen ein schönes junges Mädchen, Namens Paula Franzeschi geheirathet, und begab sich am Abend des 30. Octobers zu seinem Onkel, dessen Frau gestorben war, um dort Nachtwache zu halten. Unter andern Nachbaren, die in derselben Absicht gekommen waren, befand sich auch Joh. Bapt. Olivi, ein junger Mensch von ein und zwanzig Jahren. Dieser erfuhr im Gespräche, daß Cruciani die ganze Nacht dableiben würde, bemächtigte sich heimlich seines Hausschlüssels, schützte gegen Mitternacht eine plötzliche Unpäßlichkeit vor, und verließ das Haus. Mit Hilfe des Hausschlüssels drang er in das Schlafgemach der jungen Dame, um dort die Rolle des Gatten zu spielen; diese aber erkannte den Betrug sogleich und schrie laut um Hilfe. Ihr Bruder eilt auf den Hilferuf herbei, und will die Thüre erbrechen, aber Olivi öffnet sie selbst, stößt den Unglücklichen ein langes Stilet zweimal in die Brust, so daß er lautlos zu Boden sinkt, und ergreift die Flucht. Da es dem Mörder gelungen ist, das Gebirge zu erreichen, so ist er in Sicherheit.

— Die beiden Familien Forcioli und Guistiniani waren seit zwölf Jahren im Verhältniß der Blutrache gegen einander, da die erstern zwei Guistiniani, diese sechs Forcioli getödtet hatten. Aus Vorsicht hielten sich beide Parteien in ihren Häusern, die sie nach Art der Festungen verschanzten. Der Feldbau und die übrigen Obliegenheiten wurden durch die Pächter und Diener besorgt. Aber auch dieses Verhältniß war der korsischen Rache zu friedlich, und sie kamen überein, daß auch diese zur Familie gerechnet werden sollten. In Folge dieser Uebereinkunft schoß am 10. December um sechs Uhr Abends ein Forcioli einen Diener der Guistiniani mit einer Doppelflinte durch den Kopf. Der schwer Verwundete wankte einige Schritte fort, wurde aber von dem blutgierigen Feinde mit der noch übrigen Ladung durch den Schenkel geschossen. Man hat des Thäters noch nicht habhaft werden können.

Schweden. Am dritten November starb in Weriö der berühmte Dichter der Frithiofs-Sage, Bischof Esajas Tegnér im vier und sechzigsten Lebensjahre.

Sicilien. Furchtbare, acht Tage anhaltende Regengüsse haben beinahe ganz Sicilien verwüstet. Besonders ist die Provinz Messina durch das Austreten ihrer fünf Flüsse auf eine schauderhafte Weise verheert worden. Die Brücke von Catelabiano, ein Riesenwerk, wie es nur die Römer herstellen konnten, und das dem Zahn zweier Jahrtausende getrotzt hat, ist zertrümmert. Die Eisenklammern, die allein 500,000 römische Pfund im Gewichte haben, sind herausgerissen und weggeschwemmt worden.

Rom. Die höhern Chargen in der päpstlichen Armee waren bisher verkäuflich; wenn ein Offizier alt wurde und nicht mehr dienen konnte, verkaufte er seine Stelle. Natürlicherweise waren hiedurch die Aermeren von jedem Avancement ausgeschlossen. Diesem Uebelstande ist nun ein Ende gemacht worden, und die Offiziere, die nicht die erforderlichen Kenntnisse besitzen, werden entweder pensionirt, oder in Civilämter verwendet.

Preußen. Der Aachener Zeitung zufolge, liegt dem preußischen Generalpostamte der Plan zu einem deutschen Postverein vor, der eine Vereinigung sämmtlicher deutschen Staaten zur Erhebung eines gleichen ermäßigten Briefportosatzes für ganz Deutschland bezweckt.

— Kürzlich wurde in Köln ein Wucherer zu acht hundert Thalern Strafe, und zum Verlust des Bürgerrechtes auf fünf Jahre verurtheilt.

Wiesbaden. In einer am 20. November abgehaltenen Generalversammlung sämmtlicher Actionäre der Rheingauer-(Wiesbaden-Rüdesheimer) Eisenbahn wurde die Auflösung derselben beinahe einstimmig beschlossen.

Illyrien. Obristwachtmeister von Kobi-Kohlenegg hat in Illyrien einen Steinbruch entdeckt, aus dem für die Lithographie brauchbare Platten ausgehoben wurden. Dieser Steinbruch ist in der Nähe eines Eisenbahnhofes und bietet also auch den Vortheil einer leichten Verführung. Die Solenhofer Steinbrüche in Baiern waren bis itzt die einzigen, die diesen Stein lieferten, und durch vierzig Jahre ganz Europa damit versahen. Dieser Handel zog jährlich Millionen in's Land.

Agram. Am ersten December trat hier die erste kroatische Sparkasse in's Leben.

Erlau. In Erlau fand am 8. December die Feier des fünfzigjährigen Jubiläums des Erzbischofs und Patriarchen Joh. Lad. von Pyrker statt. Der ehrwürdige Dichter der Tunisias und Rudolphiade ist am 2. November 1772 geboren und somit itzt vier und siebzig Jahre alt.

Klagenfurt. Am 7. Dezember, zwischen acht und neun Uhr Abends zog unter Schneegestöber ein heftiges Gewitter über die Stadt, das auch einmal vor dem Thore einschlug. Tags darauf um zwei Uhr Morgens wurde eine leichte Erderschütterung verspürt.

Digitized by Google

Wien. In der k. k. Hofbibliothek werden gedruckte Kataloge eingeführt werden.

— Letzter Tage zeigte sich in der Nähe von Wien ein großer Wolf. Er wurde im k. k. Thiergarten erlegt, in die Stadt gebracht, und am Wildpretmarkte ausgestellt.

— Der elektromagnetische Telegraph, der Wien, Pesth und Prag verbinden soll, ist bereits bis Brünn gediehen, und alle damit angestellten Versuche zu vollkommener Befriedigung ausgefallen.

Prag. Am 10. December wurde die Smichower Dampfmühle eingeweiht, und nach ihrem erlauchten Gründer die Stephansmühle benannt.

— Das Stögerische Haus in der Rosengasse ist von dem k. k. Aerar angekauft worden, um dahin das Versatzamt zu verlegen. (Humorist.)

Duschnik. Folgende Begebenheit soll sich nach der Aussage glaubwürdiger Personen kürzlich hier zugetragen haben. Herr H., Handelsmann daselbst, hatte einen außenstehenden Betrag von 2000 fl. C. M. eingenommen. Eine im Hause dienende Magd hatte diesen Umstand in Erfahrung gebracht, ihre Habsucht war rege geworden, und sie munterte ihren Liebhaber, einen Arbeiter der benachbarten Fabrik auf, sich in den Besitz dieses Geldes zu setzen. Dieser verspricht ihr, aus der Fabrik Arsenik zu bringen, sie solle es unter die Speisen mischen; wenn die ganze Familie vergiftet wäre, würden sie sich des Geldes leicht bemächtigen können. Zwei Tage darauf bringt er ihr das Gift; sie mischt es unter die Suppe, die zum Nachtmahl dienen soll. Die verhängnisvolle Schüssel steht auf dem Tische; da begeht das jüngste Kind des Hausherrn eine Unart, die dieser züchtigen will, er greift nach der Ruthe, und stößt mit dem Arme an die über dem Tische hängende Lampe. Diese stürzt herab und zerschlägt die Schüssel, deren Inhalt über den Tisch auf den Boden fließt. Die im Zimmer befindliche Katze genießt davon, verfällt in Zuckungen und stürzt zusammen. Herr H., dadurch befremdet, läßt eine Gerichtsperson herbeiholen; diese wiederholt das Experiment an einem Hunde, der nach einigen Konvulsionen ebenfalls verscheidet. Die Handsleute werden in's Verhör genommen, und ehe eine halbe Stunde vergangen ist, hat die Magd ihr Verbrechen gestanden. Die beiden Schuldigen sollen bereits dem Criminalgerichte übergeben sein.

Warnung.

Die neue mediz. chirurg. Zeitung bringt folgende (im Bull de Thor. 1846 Juill) Notiz.

Ein Wort über Patchouli und dessen chemische Analise. Es ist dies das moderne Parfum, dessen durchdringende Emanationen das Vorrecht haben, die Atmosphäre aller Salons in Paris zu verderben. Dieses perfide Arom zählt bereits seine Opfer. Einige Damen, welche eine zu große Leidenschaft für diese Patchouli zeigten, und Wäsche, Kleider, Möbel u. s. w. zu sehr damit sättigten, wurden blaß, von heftigen Nervenzufällen ergriffen, verloren die Menstruation, und konnten nur durch die Entfernung von der glücklicher Weise von ihrem Arzte entdeckten Ursache gerettet werden. Es stammt dieses Arom vom Plectranthus graveolens coleus aus der Familie der Labieten. Der Stengel dieser Pflanze ist mehrere Meters hoch, glatt, holzig; das Blatt grün, durch's Trocknen meist grau. Sie wächst wild in Indien und auf der Insel Bourbon, und kommt getrocknet und in Stücke geschnitten nach Frankreich. Das daraus gewonnene ätherische Oel ist etwas flüssiger als Citronenöl, von einer Consistenz ähnlich der des Olivenöls, von gelbgrünlicher Farbe. Entgegengesetzt dem Moschus verbreitet Patchouli mehr Geruch, wenn es in einem trocknen als in einem feuchten Orte vertheilt wird. Die Pflanze liefert 2% Oel. Das Blatt derselben enthält: 1. ein flüchtiges ätherisches Oel, 2. eine grüne resinöse Substanz, deren Geruch keine Analogien mit dem der Pflanze hat, 3. Jannin, 4. einen in Wasser löslichen Extractivstoff. In der Medizin hat man bis jetzt noch keine Versuche mit dieser Pflanze angestellt.

Eisenbahnen.

Da sich in Frankreich so viele Unglücksfälle auf den Eisenbahnen ereignen, so ist die neue Verfügung getroffen worden, daß eigene Polizeikommissäre für die Eisenbahnen bestehen. Jeder erhält eine bestimmte Strecke, die er zu inspiciren hat und schlägt seinen Wohnsitz ungefähr im Mittelpunkte seines Bezirkes auf. Bei der Flüchtigkeit und dem Leichtsinne der Franzosen ist diese Maßregel hier mehr, als anderswo nothwendig.

Der Train zwischen Paris und Amiens stieß am 30. November um 6½ Uhr Abends bei einem Uebergangspunkte auf einen Wagen mit fünf Pferden, schleuderte ihn auf die Seite, tödtete drei Pferde und setzte seinen Weg, ohne die geringste Erschütterung erlitten zu haben, ungehindert fort. Bei der hierüber eingeleiteten Untersuchung ergab es sich, daß der Wächter des Uebergangspunktes die Pferde durch die erste Barriere eingelassen, ehe er die entgegengesetzte geöffnet hatte. Als er dieses thun wollte, wurde er daran durch einen zweiten Wagen verhindert, der hinter der Barriere stand. In dieser doppelten Verlegenheit verlor er die Geistesgegenwart, und vergaß, das Signal zu rechter Zeit zu geben. Obgleich nun viele Milderungsumstände für ihn sprachen, wurde er dennoch zum abschreckenden Beispiele für die andern Bahnwächter augenblicklich seines Postens entlassen.

Man glaubt gewöhnlich, daß die österreichischen Eisenbahnen vor den englischen und französischen zwar den Vorzug der größern Sicherheit haben, ihnen aber an Schnelligkeit, Bequemlichkeit u. s. w. nachstehen. Daß diese Meinung nicht so ganz gegründet sei, zeigen die Beschuldigungen des englischen Spottblattes „Punch" gegen die dortige Eisenbahnverwaltung, an denen, wenn sie auch nicht wörtlich genommen werden dürfen, doch immer noch genug Wahres übrig bleiben dürfte. „Punch" macht für den Fall einer Regulirung folgende satyrische Gesetzvorschläge.

1. Jedem Passagier der 2. und 3. Klasse soll frei stehen, eine Blendlaterne, ein Kreuzerlicht oder eine Sicherheitslampe in den Waggon mitzunehmen, da diese beiden Klassen bisher nicht beleuchtet worden sind.

2. Kein Train darf langsamer fahren, als ein gewöhnlicher Miethwagen.

3. Der Personen-Train darf nichts Feuergefährliches mitnehmen, da die Gefahren des Locomotiv's für alle Passagiere hinreichend sind.

4. Das Vieh soll von den Passagieren getrennt werden, da man aus den bisher angestellten Versuchen entnommen hat, daß sich Menschen und Ochsen nicht gesellig mischen.

5. Die Heizmaschine muß mit einem Schirm versehen sein, um dem Herumliegen der Asche vorzubeugen, da es selbst bei der größten Kälte nicht herkömmlich ist, den Armen die Kohlen glühend auszutheilen.

6. Der Aufenthalt bei der Station darf nicht länger, als eine halbe Stunde dauern.

7. Die Eisenbahn-Dividende darf nicht hundert Procent übersteigen.

8. Die Fahrtaxe darf in einer Woche höchstens um 1 Pfund St. erhöht werden.

9. Es muß immer eine hinreichende Anzahl von Wägen 2. und 3. Klasse vorräthig sein, damit die Passagiere nicht wider ihren Willen für die erste Klasse zahlen müssen.

10. In den Wägen der dritten Klasse darf bei feuchtem Wetter das Wasser höchsten ein Schuh hoch stehn; für den ärgsten Fall sollen Kork- und Schwimmgürtel und ein Rettungskasten für Ertrunkene vorräthig sein.

11. Die Frauenwagen sollen von weiblichen Polizeidienern untersucht werden.

12. An den Stationen sollen Deklamatorien und dramatische Vorstellungen gegeben werden, um die Passagiere während des langen Wartens zu unterhalten.

13. Der ärmere Reisende erhält für jede Stunde, um die er später als die festgesetzte Zeit ankömmt, einen Schilling.

14. Jeder Tunnel muß wenigstens mit einem Kreuzerlicht beleuchtet sein.

15. Für das Mittagsessen müssen wenigstens fünf Minuten gestattet werden.

16. Einer der Direktoren der Eisenbahngesellschaft muß bei jedem Train mitfahren, jedoch nur auf der zweiten oder dritten Klasse.

17. Ein Locomotiv darf nicht mehr, als fünfzig Waggons schleppen.

18. Bei jeder Station muß ein Wundarzt in Bereitschaft sein; auch sollen in mäßigen Zwischenräumen Spitäler errichtet werden.

19. Von den Strafgeldern sollen Armenhäuser gestiftet werden, um die auf den Eisenbahnen zu Krüppeln Gewordenen auszuhalten.

20. Eisenbahnbeamte sollen Versuche anstellen, ob sie nicht höflich sein können, oder wenigstens sich so viel Selbstüberwindung aneignen, auf gestellte Fragen zu antworten. Auch soll immer so viel Scheidemünze vorräthig sein, daß man auf einen Dukaten herausgeben kann.

Statistisches.

Das Handelsministerium in England hat eine vergleichende Uebersicht der Ein- und Ausfuhr für die ersten acht Monate der Jahre 1845 und 1846 bekannt gemacht, welche zeigt, welchen wichtigen Einfluß die Kornbill hat. Im Jahre 1845 wurden 78,076 Quarters (Scheffel) Waizen eingeführt, 1846 dagegen 1,852,758; das Verhältniß beim türkischen Waizen ist 35,081 und 425,227 Quarters, beim Mehl 266,280 gegen 2,810,202 Cent. Diese ungeheure Einfuhr hat natürlich die Preise bedeutend herabgedrückt, und so ist denn der Einfuhrzoll von vier auf acht und zehn Schillinge gestiegen, was dem einheimischen Erzeugniß wieder einigen Schutz gewährt.

In der englischen Marine gibt es vier Grade der Generalität. Der Grad eines Flottenadmirals entspricht dem eines Feldmarschalls; der Geschwaderadmiral hat den Rang eines Generals, der Viceadmiral den eines Generallieutenants, und der Contre-Admiral den eines Generalmajors. Die letzten drei Grade zerfallen wieder in drei Klassen, die ihren Namen von der Grundfarbe der Flagge entlehnen, die der Befehlshaber auf den unter ihm stehenden Schiffen aufziehen darf. Die erste Klasse heißt das rothe Geschwader, die zweite das weiße, und die dritte das blaue Geschwader. Will man daher z. B. einen Viceadmiral des er-

Digitized by Google

sten Ranges bezeichnen, so sagt man: Viceadmiral des rothen Geschwaders, für Admiral des dritten Ranges sagt man: Admiral des blauen Geschwaders. Man muß im Avancement erst die drei Farben durchlaufen, ehe man zu einem höhern Grade aufsteigen kann.

In Boston ist ein Werk erschienen unter dem Titel: „Die ausgezeichnetsten Männer." Man erwartet wohl einen amerikanischen Plutarch, die Biographien Washington's, Franklin's, u. s. w. Nichts dergleichen. Es ist blos ein statistisches Verzeichniß der reichen Leute in Boston mit Angabe ihres Vermögens. Den darin enthaltenen Angaben zufolge hat diese Stadt Einen Mann mit 6,000,000 Dollars aufzuweisen, drei Personen zu 2,000,000, drei zu 1,500,000, neun zu 1,000,000, sechs zu 600,000, vierzehn zu 500,000, zehn zu 400,000, einunddreißig zu 300,000, fünfundsechzig zu 200,000, dreihundert vierzehn zu 100,000 Dollars, zusammen vierhundert sechsundfünfzig Personen mit 93,800,000 Dollars oder 187,600,000 fl. C. M.

Die österreichischen kaiserlichen Tabaksfabriken liefern durch's Jahr 50,000 Centner Schnupftabak, 255,000 Ctr. Rauchtabak, darunter 3054 Ctr., oder 55,000,000 Stück Cigarren. Solcher kaiserlicher Fabriken gibt es neun.

Die zwölf größten Bibliotheken Europa's, und somit der Welt, sind: Die königliche Bibliothek in Paris mit 650,000 Bänden, zu München mit 500,000 und zu Kopenhagen mit 400,000; die Berliner zählt 320,000, die Wiener 300,000; die des brittischen Museum's in London 270,000, die Dresdner 250,000 Bände. Die folgenden vier haben, eine jede 200,000, nämlich: die Bibliothek des Arsenal's und die der heiligen Genevefa zu Paris, die Brerabibliothek in Mailand und die Göttinger. Die geringste ist die Petersburger, die nur 100,000 Bände hat.

Die königliche Bibliothek zu Paris besitzt 1,302,620 Kupferstiche. Da der bisherige Raum für die Aufbewahrung nachgerade zu enge wird, ist itzt ein Zubau beschlossen worden.

Daß unser Zeitalter den Beinamen des papierenen mit Recht erhalten hat, beweist der Umstand, daß in Canada, das noch vor vierzig Jahren nur zwei Zeitungen hatte, itzt 63, sage dreiundsechzig Zeitungen herauskommen.

Der Gesammtbetrag des Lohnes aller Eisenbahnarbeiter in England für eine einzige Woche ist zu 2,600,000 fl. C. M. berechnet worden, was eine jährliche Summe von 135,200,000 fl. ergibt.

Völkerkunde.

Der nützlichste oder doch unschädlichste Gebrauch des Papiers findet in China statt. Dort herrscht die Sitte, Papier als Opfer zu verbrennen, die ohngefähr im Jahre 150 v. Chr. die Stelle der Menschenopfer zu vertreten begann. Das gewöhnlichste Opfer ist ein Stück Papier, ein Fuß lang und acht Zoll breit, das mit Figuren von Häusern, Schiffen, Bedienten u. s. w. zum Gebrauche der Verstorbenen in jener Welt, bemalt ist. Sollte diese Sitte je in Europa Fuß fassen, so könnte man dazu die illustrirten Unterhaltungsschriften benützen.

Das Lynchgesetz. Die absolute Suprematie des Volkes in den vereinigten Staaten hat viele bedeutende Uebelstände, unter denen nicht der geringste jener grausame Act der sogenannten Volksgerechtigkeit, eigentlich aber Volkswuth ist, der unter dem Namen des Lynchens bekannt ist. Sobald nämlich ein einzelner oder eine gewisse Klasse der Gesellschaft das Unglück hat, den Unwillen des Pöbels auf sich zu ziehen, rottet sich dieser zusammen, und schreitet zu den ärgsten Gewaltthaten, ja oft zum Morde. Die Entstehung dieses Gebrauches, so wie die ethymologische Ableitung des Wortes ist verschiedentlich erklärt worden; die haltbarste ist folgende. Kurz nach der Einwanderung in Kentucky waren die Ansiedler des „schwarzen und blutigen Landes," wie Kentucky damals genannt wurde, mehr als vier hundert fünfzig Meilen vom nächsten Gerichtsoutze entfernt. Da die Zahl der Verbrecher ungeheuer überhand nahm, erwählte man einen Einwanderer von Südcarolina, einen gewissen John Lynch zum Richter mit unbeschränkter Macht, der auch, ohne Rücksicht auf die bestehenden Formen zu nehmen, so energisch zu Werke ging, daß der Zweck seiner Bestallung, Verminderung der Verbrechen, in kurzer Zeit erreicht wurde. John Lynch war ein ausschweifender, jedem Laster-ergebener Mann, aber seine richterlichen Entscheidungen waren stets unparteiisch.

Erfindungen.

Kapitän Warner, der bekannte unglückliche Experimentator, hat am dritten December d. J. auf der Insel Anglesea einen neuen Versuch mit seiner Zerstörungsmaschine angestellt. Das Ziel war ein $^3/_4$ deutsche Meilen entfernter Baum. Einer der zur Inspection beorderten Offiziere war unvorsichtig genug, sich unter den Baum selbst zu stellen. Glücklicherweise kam er dennoch mit dem Leben davon; denn die weiteste Kugel trug kaum $^3/_4$ deutsche Meilen. Das mißlungene Experiment kostet der englischen Regierung 15000 fl. C. M.

Im Laufe des Novembers wurden von der Akademie der Wissenschaften in Paris Versuche mit der Schießbaumwolle angestellt, die den Zweck hatten, das Verhältniß der Kräfte des Pulvers und der Baumwolle zu ermitteln. Um die anfängliche Geschwindigkeit, die die verschiedenen Quantitäten der Baumwolle einer Kugel mittheilen, herauszubringen, bediente man sich der Pendelflinte. Es ist dies eine Art Flinte, die frei aufgehangen wird, und sich in ungehinderten Schwingungen bewegen kann. Die Kraft, die das Zurückprallen eines Gewehres bewirkt, wirkt im entgegengesetzten Sinne zu der, die die Kugel treibt, und die beiden Kräfte sind so ziemlich gleich. Da aber die eine auf eine sehr kleine, die andere auf eine sehr große Masse wirkt, entsteht ein außerordentliches Mißverhältniß zwischen der Schnelligkeit der Kugel und derjenigen, die dem Gewehre mitgetheilt werden würde, wenn es sich frei bewegen könnte. Man kann daher die letztere auch leichter beobachten. Das freihängende Gewehr, das einen wahren Pendel bildet, geräth durch den Schuß in eine Schwingung, die einen Bogen beschreibt, den man messen kann; und mehr braucht man nicht, um die Geschwindigkeit des Rückprall's zu berechnen. Bringt man nun noch das Gewicht des Gewehres und der Kugel in Anschlag, so hat man ziemlich genau die Geschwindigkeit, mit der die Kugel den Lauf verläßt. Die wichtigsten Resultate dieser Versuche sind folgende:

1. Die Kraft der Baumwolle ist dreimal so groß, als die des Pulvers.

2. Je mehr die Baumwolle zusammengedrückt wird, desto kräftiger ihre Wirkung; jedoch nur bis zu einem gewissen Grade.

3. Ueber diesen Grad hinaus zusammengepreßt, verliert sie einen großen Theil ihrer Wirkung.

Herr Leo Wolf hat aus Amerika zwei neue Arten tragbarer Handmühlen mitgebracht, deren Erfinder der Amerikaner Bogardus ist. Er legte vor einer Kommission in Wien mit Beiden Proben ab, die sehr günstig ausfielen. Die eine, die bestimmt ist, Kieselsteine, Glasscherben, Quarz 2c. zu zerreiben, zermalmte in vier Minuten 1 Centner Grauquarz zum feinsten Mehl. Die andere zerrieb in wenigen Minuten auf nassem Wege eine Masse Indigo zu feinstem Butter, die auf die gewöhnliche Art nicht in einem Tage verarbeitet werden konnte. Ein Centner Bleiweis, zu dem sonst 20 Personen mehr als einen Tag brauchen, war in einer Stunde bereitet, und ein Haufe Knochen, den sonst 4 Pocher nicht in 2 Tagen pulverisiren, erforderte ebenfalls nur eine Stunde; und das Alles blos mit einer Hand. Die Verfertigung dieser Mühlen hat das fürstlich Meternich'sche Eisenwerk zu Plaß übernommen.

Die bisherige Verfertigung der Zündhütchen aus Knallquecksilber war für die Gesundheit der Arbeiter sehr schädlich. Der französische Chemiker Pelouze hat nun gefunden, daß eine Mischung von explodirender Baumwolle und einigen Körnern gewöhnlichen Pulvers, in einer kupfernen Kapsel vereinigt, dieselben Dienste leistet, wie die bisherigen Zündhütchen.

Der bekannte Naturforscher Doktor Oschatz hat ein neues Papier von Holz erfunden. Er zerlegt nämlich das Holz in seine letzten Fasern, und zwar auf eine neue, wenig kostspielige Weise, und erhält so eine Masse, die einige wenige Hammerschläge in ein festes und glattes Papier verwandeln. Er ist bereits um ein Privilegium dafür eingeschritten.

Am 30. November Vormittags fanden in dem Dorfe Blasewitz bei Dresden, in Gegenwart des Ministers des Innern und einer großen Anzahl von Staatsbeamten und Generatieren, Versuche mit einem, vom Fabriksinspector und Kommissionsrath Kühn in Meissen erfundenen und zur Patentirung angemeldeten Mittel zur Löschung der Flammen in geschlossenen Räumen statt. Die Brandversicherungskommission hatte ein einsam liegendes massives Gebäude, dessen Räume mit brennbaren Stoffen, als: Stroh, Reisig, Holz, Terpentinöl, Spiritus u. s. w. angefüllt waren, zur Verfügung gestellt. Das Löschmittel besteht in einer, mit chemischen Ingredienzien gefüllter Patrone, die in's Feuer geworfen, theils durch Vernichtung der Lebensluft der den Brand umgebenden Atmosphäre, theils durch den gleichzeitig erregten dicken Qualm die Wurzeln des Uebels tödten soll. Die Versuche bewiesen, daß das Mittel bei verschlossenen Räumen seinem Zwecke entspricht; als man aber, um die Gränzen seiner Wirksamkeit zu prüfen, die Luft hinzutreten ließ, mußte man schnell zu der in Bereitschaft gehaltenen Feuerspritze seine Zuflucht nehmen.

Literatur und Kunst.

Der ungarische Novellist Jokay arbeitet an einem sechsbändigen Romane, „Traurige Zeiten." Der Mann versteht sein Handwerk nicht; mit diesen Stoff hätte er bequem 100 Bände füllen können.

Ein schönes Beispiel von Ueberwindung der Nationaleifersucht gibt die Akademie der Wissenschaften in London. Sie hat beschlossen, in ihrer nächsten Generalversammlung Herrn Le Verrier in Anbetracht seiner unbestreitbaren Entdeckung, die große Copley'sche Medaille zu verleihen.

Ein gelehrter Mandarin, Namens Schuh-King, der sich in Europa schon durch eine Denkschrift über den chinesischen Krieg bekannt gemacht hat, steht im Begriff, die berühmtesten spanischen Theaterstücke in's Chinesische zu übersetzen. Vor Allem hat er eine Anrufung an den Mond herausgegeben, worin er ihn um einen Beistand bei dem schwierigen Unternehmen bittet.

Digitized by Google

Der Uebersetzer von Paul de Kock's Romanen, wurde kürzlich in Boston wegen der Schlüpfrigkeit derselben, zu vierzehntägigem Arrest verurtheilt, die Romane selbst ließ man ungehindert verkaufen. So recht! Man liebt den Verrath, und haßt den Verräther.

Von dem berühmten M. J. Salvador ist ein neues Werk unter der Presse. Es heißt: **Histoire de la domination romaine en Judée et de la ruine de Jerusalem.**

Erheiterungs-Salon.

Als der bekannte englische Schauspieler Foote eines Abends eine auserlesene Gesellschaft mit den anziehendsten Einfällen belustigt hatte, ging der Herzog von Cumberland, der ebenfalls sehr viel gelacht hatte, auf ihn zu und sagte: Mein lieber Foote, ich danke Ihnen für die guten Einfälle, die ich heute zu mir genommen habe. Eure Hoheit, erwiederte der Schauspieler, müssen doch einen außerordentlich guten Magen haben, denn ich habe nie gesehen, daß Sie einen guten Gedanken von sich gegeben hätten.

Der Wundarzt Scharp wurde einst wegen einer ganz unbedeutenden Verletzung zu einem weichlichen Lord gerufen, und schickte seinen Bedienten nach Hause, um ihm eiligst ein zusammenziehendes Mittel zu holen. Der sogenannte Verwundete, erschrecken über diese Eile, wird blaß, und frägt den Wundarzt ängstlich, ob Gefahr vorhanden sei. „Ja, Mylord!" versetzte dieser, „wenn der Bursche nicht läuft, was er kann, so ist zu besorgen" — „Um Gotteswillen, was?" — „Daß die Wunde schon zugeheilt sei, ehe er wieder kommt."

Ein Reisender, der in Schlesien Wein trank, beschreibt das Gefühl, das dieser Wein in seiner Kehle erregte, folgendermaßen: Es war, als wenn eine Katze mir in die Kehle hinunterkletterte und Jemand dieselbe Katze an dem Schwanze rücklings wieder heraufzöge.

Der laute Denker. Lord Gavthen zeichnet sich durch eine Gabe aus, die ihm ganz eigenthümlich sein dürfte. Wenn er z. B. bei der Tafel neben einer Dame sitzt, und es fällt ihm ein, daß es die Höflichkeit erfordere, der neben ihm Sitzenden eine Aufmerksamkeit zu beweisen, so überlegt er es vorher und zwar laut: „Ich muß," sagt er z. B., „ein Glas Wein mit Lady N. trinken, ja, ja, ich muß ein Glas mit ihr trinken." Dann wendet er sich an Lady N. und fragt sie, ob sie Wein trinken will. Die Lady willigt mit einem Lächeln ein, das sich über die gesammte Tafel verbreitet, und Lord Gavthen weiß nicht, warum man lacht. Vor Kurzem speiste er bei Lord D. und saß neben ihm. Während der Mahlzeit blieb unser Lord lange in Gedanken, die endlich laut wurden. „Ich glaube, ich muß diese Zierpuppe von einem Lord zu Tische laden, ja, ich will, ich muß ihn einladen." Er wollte eben das, was im geheimen Rathe seiner Gedanken beschlossen war, zur That werden lassen, als sein Nachbar auf den Einfall kam, auch einmal laut zu denken. „Ich glaube, daß dieser alte Dummkopf mich zu sich laden will, aber ich gehe nicht, nein, ich werde nicht zu ihm gehen." Lord Gavthen war wie vom Donner gerührt, aber sein Erstaunen war größer, als sein Aerger. Wie konnte man seine geheimen Gedanken errathen? Er konnte es nicht begreifen. — Früher spielte er gern Schach. Hier spielte ihm seine Gewohnheit stets die fatalsten Streiche. „Diesen Bauer lasse ich stehen," dachte der Lord; „wenn ich ihn stehen lasse bekomme ich das Rößl; will ich aber ꝛc." So verriethen seine Gedanken immer seine Pläne. Das laute Denken brachte ihn auch um eine schöne, reiche Braut, der er in einem unbewachten Augenblick Sachen gestand, die sie um keinen Preis wissen durfte, und ihn der Gelegenheit, seine zahlreichen Gläubiger zu befriedigen, beraubte.

Der Ritter von Lang erzählt in seinen Memoiren: „Einem faulen, aber talentvollen Auscultator bei der Regierung zu Ansbach wurde von dem Präsidenten von Völderndorf als Probearbeit die Frage zur Beantwortung aufgegeben: Durch welche Mittel kann ein liederlicher und ungezogener Auscultator noch gebessert werden? — Dieser antwortete in seiner Ausführung ganz unbefangen: Wenn man ihn zu einem recht groben Präsidenten thut.

Dr. M. war ein tüchtiger Weintrinker, dabei aber ein verständiger und beliebter Arzt. Eines Tages suchte ihn eine arme Frau, deren Mann schon lange krank und sehr schwach war, dem der Doktor aber auf's strengste verboten hatte, Wein zu trinken. Der Doktor saß, wie gewöhnlich, im Weinhause, als die Frau ihn endlich traf, und um ein Recept bat. Der Doktor schrieb es; indem er es ihr gab, bemerkte er, daß sie etwas unter der Schürze sorgfältig verbarg. „Was hat sie denn da?" fragte er argwöhnisch. Die Frau mußte gestehen, sie habe etwas Wein in einem Fläschchen. „Ach, Herr Doktor," sagte sie, „er ist gar zu matt, ich muß ihn doch ein wenig stärken." — „Was?" rief der Doktor, „stärken? mit Wein will sie ihn stärken? Dumme Frau, wenn der Wein Kräfte gäbe, da müßte ich den Kirchthurm einreißen können!"

„Von dieser lieben Stadt trenne ich mich mit centnerschwerem Herzen," sagte ein mit Dampfschiff Abfahrender zu seinem Reisegefährten. „Sage nur nichts dem Conducteur von der Schwere deines Herzens," flüsterte ihm dieser zu, „sonst mußt du 1 Gulden 10 Kr. dafür als Uebergewicht zahlen."

Zu einem General kam ein stämmiger Rekrut. „Du bist doch kein Spieler, kein Säufer, Bursche?" fragte der strenge Kriegsmann. „Nein, Herr General!" „Aber du bist doch ein wackerer Kerl, der seinen Branntwein vertragen kann?" „Und wär's a an Eimmer voll!" entgegnete der Rekrut dreist.

Eine Liebe, die nicht über den Tod hinausreicht. Als im Jahre 1465 Rudolph, Graf von Sulz, Landvogt zu Hagenau, ein Katholik, mit einer Protestantin, der verwitweten Gräfin von Hagenau sich vermälte, stellte er ihr nachstehende wörtlich abgeschriebene Urkunde aus: „Ich, Rudolph, Grave zu Sulz, versprich bei meiner gräflichen Ehr, oder der Teufel soll mich holen! daß ich meine künftige Gemalin bei ihrer Religion pleiben lassen, auch in wenigsten zu Abfall Keinen Anlaß geben will. Ich habe droben zwei Biebeln; hat sie nicht genug daran, so will ich ihr noch zwei kaufen; sie lese nur fleißige und tapfer darin. Zudem nehme ich ihren Leip und nicht ihre Sele. Ich pleib bei meiner Religion, darin ich von Jugend auf erzogen bin. Will sie nicht in den Himmel, so fahre sie zur Höll."

In einer p . . . schen Festung hatte eine auf dem Wall postirte Schildwache den Befehl von ihrem Offizier erhalten, nur hübsche Leute auf den Wall zu lassen. Sie stand nicht lange da, als eine steinalte Generalin mit ihrer niedlichen Kammerzofe des Weges kam. „Halt!" rief der Soldat der erstern entgegen, „Sie darf nicht hinauf; wohl aber Sie" fuhr er fort, zur Zofe gewendet. „Mein Gott! warum denn ich nicht?" „Ei was, ich habe den Befehl, nur hübsche Leute herauf zu lassen."

Im Alterthum fand bei den Eheverlöbnissen der Thracier ein sonderbarer Gebrauch statt. Die Braut nahm ein dünnes Eisen, und brannte damit ihrem Geliebten ein Zeichen auf die Stirne. Dieser Gebrauch der Brandmarkung findet auch itzt noch häufig statt, aber erst nach der Hochzeit.

Friedrich II. fragte einst einen Soldaten, der auf seinem Posten stand: „Wie alt bist du?" „Einundzwanzig Jahre." — „Wie lang dienst du?" — „Siebenzehn Jahre." — „Wie ist denn das möglich?" — „Vom vierten Jahre bis in's achtzehnte habe ich als Schweinhirt gedient."

Welche Unglücksfälle aus dem Zerstreutsein entspringen können, beweisen folgende traurige Fälle, die sich kürzlich in einer deutschen Stadt zugetragen haben.

Ein junges Wäschermädchen hatte seit einiger Zeit ein sehr intimes Verhältniß mit einem jungen Manne, einem talentvollen Paukenschläger; die Liebe zu diesem Menschen hatte das ganze Wesen des Mädchens völlig absorbirt. Einmal, als die Unglückliche eben ein Battistkleid ausbügelte und an gar nichts dachte, indem ihr, wie es schien, der Geliebte nicht aus den Gedanken kam, muß ihre Zerstreutheit den höchsten Gipfel erreicht haben; denn als eine Freundin sie besuchen wollte, sah sie die Unglückliche als eine Leiche an einem Haken der Thüre hangen. Das Wäschermädchen wollte wahrscheinlich sich in's Bett legen und das Kleid aufhängen, hatte aber in der Zerstreutheit sich aufgehängt, und das Kleid in's Bett gelegt.

Ein Fall, der ebenfalls aus Zerstreuung entstanden und ein noch traurigeres Ende genommen, ist folgender: Ein sehr rechtschaffener Kaufmann, dessen Geschäft aber seit einiger Zeit sehr in Rückgang war, und der daher sehr an Zerstreuung litt, wird zu einer Soirée eingeladen. Dort wird ihm ein französischer Offizier vorgestellt. Er will sich gerade kratzen und dem Offizier die Hand reichen; statt dessen aber reicht er sich die Hand und kratzt den Offizier. Dieser forderte Genugthuung. Der Kaufmann will sich mit der Zerstreutheit entschuldigen. Vergebens! Es entsteht ein Pistolen-Duell und Beide liegen von einer mörderischen Kugel durchbohrt.

Noch ein trauriger Fall! Ein junger Ladendiener in einem Spezereikram verlegt sich plötzlich auf's Versemachen. Die Poesie lenkt seine Aufmerksamkeit vom Geschäft ab und der junge Mensch wird so zerstreut, daß er Alles ganz verkehrt macht. Er mahlt die Stockfische auf der Kaffeemühle und wässert den Kaffee im Stockfischkübel; statt die Tuten zu kleistern und den Pfeffer klein zu stoßen, kleistert er den Pfeffer und stoßt die Tuten klein; statt das Geld in die Kasse und das Schnupftuch in seine Tasche zu thun, thut er das Geld in seine Tasche und legt das Schnupftuch in die Kasse; alles in der Zerstreuung. Der Prinzipal gab ihm deshalb einen strengen Verweis. Der Ladendiener verspricht auf's bestimmteste, sich zu bessern; aber schon am folgenden Tage begeht er, in seiner Zerstreuung, einen unverzeihlichen Fehler. Als er nämlich einige Zeit Citronen sortirte, wollte er sich mit Windsorseife die Hände waschen, und die faulen Citronen in die Gosse werfen; statt dessen wäscht er die faulen Citronen mit Windsorseife und wirft sich selbst in die Gosse. Der Prinzipal wird wüthend und sagt ihm die größten Beleidigungen. Der Ladendiener geht voll gekränkten Ehrgefühls in sein Zimmer. In der Zerstreuung knirscht er mit den Haaren und reißt sich die Zähne aus. Entschlossen ein Haus zu verlassen, wo seine Ehre so sehr verletzt worden, will er kurzen Abschied von seinem Prinzipal nehmen und seinen Bündel schnüren. In der Zerstreuung aber nimmt er kurzen Abschied von seinem Bündel und schnürt sich selbst, und zwar so fest, daß man ihn erstickt im Zimmer fand. Wahrlich! man kann die Ladendiener nicht genug vor den unglückseligen Folgen des Versemachens warnen.

Digitized by Google

Caricaturen.

Käuferin. Aber, mein Herr! ich bekomme dieses Halstuch in einem andern Magazine wohlfeiler!
Commis. Ja wohl, Madame! aber es wird nicht so groß sein.
Käuferin. Was, das Halstuch?
Commis. Nein, Madame! das Magazin.

Das ist meine Ceder von Libanon; wie schnell sie aufgeschossen ist! Vor 17 Jahren habe ich sie erst gesetzt.

Warnung.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, wie gefährlich es ist, mit Handwerksleuten von zweideutigen Vermögensumständen in Geschäftsverbindung zu stehn. Ein äußerst beklagenswerther Fall dieser Art hat sich vor Kurzem zugetragen, und wir beeilen uns, denselben zur Warnung für alle Jene bekannt zu machen, die in die gleiche unangenehme Lage kommen könnten.

Ein Herr hatte mehrere Jahre alle seine Kleider bei einem Schneidermeister verfertigen lassen, und, wahr ist's, durch die ganze Zeit hatte er keine Klage gegen ihn. Unglücklicherweise aber gerieth der Meister in Verlegenheiten und machte zuletzt Bankerott. Der Curator trieb die ausenstehenden Forderungen der Masse ein, und der Herr war buchstäblich gezwungen, die schuldigen Kleider zu bezahlen. Diese verdrüßlichen Folgen hatte er nicht voraussehen können, und er beklagte sich laut, daß er für fremde Unvorsichtigkeit und Nachläßigkeit büßen müsse.

Wir rathen also Jedermann, vorerst genaue Erkundigungen über die Solidität des Schneiders einzuziehen, dem sie ihre Kundschaft geben wollen, damit sie sich nicht der Gefahr aussetzen, durch fremde Schuld zu Schaden zu kommen.

Punch.

Allerlei Curiosa.

Gift und Gegengift. Die Vortheile, die die Eisenbahnen den Spitzbuben gewähren, werden durch die Telegraphen wieder ausgeglichen. Ein Gauner stahl in Berlin dreißig Uhren. Der Uhrmacher bemerkte den Diebstahl sogleich, und setzte ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen, der Dieb verschwand am Potsdamer Thore. Der Bestohlene theilte sein Unglück einem Polizeibeamten mit, der sogleich auf die Vermuthung kam, der Gauner sei mit einem eben von Berlin nach Potsdam abgegangenen Zuge fortgefahren und sofort das Signalement der Telegraphen-Expedition auf der Bahn mittheilte. Der Zug, der nur 40 Minuten fährt, war schon 35 Minuten abgefahren; aber eine Minute reicht hin, um eine Nachricht von Berlin nach Potsdam zu bringen. Der elektrische Telegraph spielte, und der Gauner wurde sofort auf dem Potsdamer Bahnhofe, wo er zwei Minuten nach der Nachricht ankam, in Sicherheit gebracht.

Das Journal des Debats erzählt folgende zwei edle Züge vom Preußischen Minister des Innern, Herrn von Bodelschwing.

Der Stadtrath zu Breslau hatte einem Handwerker dieser Stadt, Herrn Heller, am 50. Jahrestage seiner Niederlassung in Breslau das Ehrenbürgerrecht verliehen. Herr von Bodelschwing erschien im einfachen Ueberrocke bei dem ehrwürdigen Greise, und fragte ihn, ob er sich nicht zu erinnern wisse, daß er im Jahre 1813, während des Krieges, einem armen Studenten, der der Sohn eines Schlossers, und in der hilflosesten Lage war, durch 14 Tage Kost und Quartier gegeben habe. Herr Heller erwiederte, daß ihm eine dunkle Erinnerung davon vorschwebe.

„Erinnern Sie sich noch auf den Namen dieses Studenten?"

„Nein, mein Herr!"

„Und Sie wissen auch nicht, was aus ihm geworden ist?"

„Nein."

„So werde ich es Ihnen sagen, mein Herr! Dieser junge Mensch, den Sie so großmüthig unterstützt haben, war ich. Ich war fleißig und bin vorwärts gekommen, aber so hoch ich auch itzt gestellt sein mag, so werde ich die Wohlthäter meiner früheren Jahre nie vergessen. Ich bin eigens von Berlin hergereist, um Ihnen zu Ihrem Ehrentage Glück zu wünschen, und Sie können in allen Fällen, wo Sie oder Ihre Kinder meiner Hilfe und meines Schutzes bedürfen, sicher auf mich rechnen."

Der Minister empfahl sich und ließ seine Karte zurück. Eine halbe Stunde später war er auf der Rückreise, und Herr Heller erhielt eine Kiste voll reicher Geschenke für sich und seine Kinder.

In seiner Abwesenheit war sein älterer Sohn im Duell gefallen; sein Gegner und die beiden Sekundanten erwarteten im Kerker ihr Urtheil. Kaum angekommen, begab sich der tiefgebeugte Vater zu seinem königlichen Gebieter, und bat um die Begnadigung der Schuldigen. Der König gab den dringenden Bitten seines edlen Dieners nach, und die drei jungen Leute wurden noch am selben Abende freigelassen.

Die Verkäufer der Halle (des Marktes für Lebensmittel in Paris) und der angränzenden Straßen beklagten sich seit einiger Zeit über häufige Diebstähle. Bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit konnten sie es nicht verhindern, daß sie, vorzüglich bei Nacht, von unsichtbaren Händen geplündert wurden. Die Klagen nahmen zuletzt so überhand, daß die Polizei aufmerksam wurde, und eine strenge Ueberwachung veranlaßte. Ihr gelang es endlich, drei jugendliche Diebe auf der That zu ertappen, denen es ihre kleine Gestalt leicht machte, sich überall ungesehen einzuschleichen. Sie wurden sogleich von dem Polizeikommissär Lenoir in's Verhör genommen; die kleinen Taugenichtse waren aber so schlau, und so abgerichtet, daß er mit allen Kreuz- und Querfragen schwerlich zum Ziele gekommen wäre, hätte nicht einer von ihnen sich gutwillig zu Geständnissen bereit erklärt. Von ihm erfuhr Herr Lenoir, daß sie einer organisirten Bande angehören, die nur aus zwölf- bis fünfzehnjährigen Knaben besteht, und einen eben so jungen Hauptmann hat. Georg, genannt der Oberst, ist dieser furchtbare Häuptling. Georg nahm an den Diebstählen nicht unmittelbar Theil, aber er ordnete sie an, und die Beauftragten mußten ihm die Beute gewissenhaft überbringen. Den Verkauf der gestohlenen Sachen behielt er sich vor, und belohnte dann einen jeden seiner Leute nach Verdienst, wahrscheinlich hatte er einen Hehler im Rücken. Diese kleinen Banditen bezeichneten sich untereinander durch Spitznamen, die sie entweder einem körperlichen Gebrechen, oder einer besonders ausgezeichneten Großthat entlehnten. Jeden Abend versammelte Georg seine Bande am Ufer der Seine, in der Nähe der Ludwig-Philipps-Brücke, ein eigenthümlicher Pfiff oder Schrei galt als Erkennungszeichen. Man hat bereits zwölf von ihnen eingefangen, und bei Allen gestohlene Gegenstände gefunden. Das Merkwürdigste an der Sache ist aber, daß auch nicht ein einziger Müßiggänger unter ihnen zu finden ist; denn alle treiben irgend ein Gewerbe, und arbeiten den Tag über als Lehrbuben.

Die Aachener Zeitung bringt folgenden Bericht aus Posen vom 30. November:

Digitized by Google

In der kleinen Stadt Konin im Kalischer Bezirke, war ein kleines Christenmädchen verschwunden, und es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es die Juden gestohlen hätten, um Christenblut zu haben. Der gereizte Pöbel nahm eine drohende Stellung an, und machte Miene, das Rächeramt zu übernehmen. Der Bürgermeister ließ deßhalb um Mitternacht den Oberrabbiner rufen, und gab ihm den Befehl, alle Juden in die Synagoge zu berufen, und sie aufzufordern, daß sie entweder das Kind herausgeben oder den Räuber ausfindig machen sollten.

Der Rabbiner wies dieses Ansinnen voll Unwillen zurück und versicherte, daß seine Glaubensgenossen einer solchen Schändlichkeit nicht fähig wären. Hierauf rottete sich der Pöbel zusammen, bewaffnete sich mit Heugabeln, Knitteln ꝛc. und rückte gegen die Judenstadt. Glücklicher Weise langte gerade zu rechter Zeit der Kommandant der Invaliden mit dreißig Veteranen an, und warf sich der Menge entgegen. Dies verursachte einige Zögerung, und mittlerweile brachte ein Landmann das vermißte Kind in die Stadt, das er auf einer Wiese schlafend angetroffen hatte.

In der Gothaischen Kunstkammer befindet sich ein Ring des Churfürsten Johannes von Sachsen, der statt des Steines eine kleine Uhr hatte, die mittelst eines Stachels jede Stunde durch einen Stich in die Hand andeutete.

Die Frau des Eisenbahnbeamten Krause in Frankfurt am Main ist im November d. J. mit vier gesunden Kindern niedergekommen.

Ein Glasgower Bürger gerieth, wie der Glasgow Courier berichtet, gegen Ende Septembers beim Schwimmen in große Gefahr. Als er nämlich zu Ardentinum in geringer Entfernung vom Ufer badete, wurde er von einer riesenhaften Meduse angefallen, die ihn in seinen Bewegungen so hinderte, daß er nahe daran war, zu ertrinken. Er konnte sich nur dadurch retten, daß er untertauchte. Beim Auftauchen kam er jedoch mit der Meduse wieder in Berührung, die mit ihm zu sinken begann; und wäre auf sein Geschrei nicht ein Fischer zu Hilfe gekommen, wäre er verloren gewesen. Er war mehrere Tage vor Schrecken bettlägerig und auch die fieberische Aufregung in Folge der Stiche ließ nicht so bald nach. Soviel er in der Bestürzung bemerken konnte, hatte das Thier wenigstens sechs Schuh im Durchmesser. Die ganze Geschichte scheint nicht wahr, oder wenigstens eine Verwechslung mit einem andern Thiere zu sein; denn die Medusen sind eine Art Pflanzenthiere, deren Bewegungen sehr beschränkt sind; ihre Nahrung besteht in kleinen Seethieren und die größten, die man bisher gesehen, messen zwei Fuß im Durchmesser.

Das Lottoglück, das seine Gaben gewöhnlich an Reiche verschwendet, hat in einem Anfall von Großmuth achtzehn arme Familienväter glücklich gemacht. In Köln hatte nämlich eine Gesellschaft von Arbeitern, meist Handlanger, ein Viertelloos der preußischen Klassenlotterie genommen, und da dieses Loos den Haupttreffer von 100,000 Thalern gewann, so erhielt ein jeder Theilnehmer 1400 Thaler, beiläufig 2000 fl. C. M. Wohl bekomm's! Eine andere Frage ist es, wie viel in fünf Jahren davon übrig sein wird.

In einem Wirthshause in Toulon spielten neulich zwei junge Leute, der Matrose Jalabert und der Handwerker Pelissier Karten; der Einsatz war eine Flasche Wein. Nachdem sie einige Zeit mit gleichem Glücke fortgespielt hatten, machte Pelissier den Vorschlag, Kegel zu spielen und zwar um ihre Köpfe. Die Partie wurde angenommen und Pelissier verlor. Ganz gleichmüthig legte er seinen Kopf auf den Tisch, und sagte: „Wir haben um unsere Köpfe gespielt, ich habe den Meinigen verloren; hier ist er.“ Jalabert besann sich nicht lange, er ergriff ein Messer, stach es ihm in den Hals, und ergriff die Flucht. Der Unglückliche wurde in's Spital gebracht, und man weiß noch nicht, ob er davon kommen wird.

Ein neuer Puff. In einem Leipziger Anzeigeblatt liest man folgende Ankündigung: „Ich, Unterzeichneter, habe stets mit meinem Bruder in sehr feindseligen Verhältnissen gestanden. Da nun mein Bruder gestorben und mir sein vollständig assortirtes Lager als Erbe zugefallen ist, so bitte ich ein hochverehrtes Publikum inständig, mir sobald als möglich Alles um einen Spottpreis abzunehmen, was mich an den Verhaßten erinnern könnte. So wohlfeil wird gewiß nicht mehr gekauft, und ich gebe noch auf zwei von seinen Artikeln einen dritten von meinen eigenen umsonst.

D. F. Söhne.

Zur Nachahmung zu empfehlen ist eine neue Anstalt der Advokaten in Moulins. Sie haben im Saale des Justizpallastes ein Konsultationszimmer eingerichtet, wo alle Personen dieses Bezirkes, die mittellos sind, unentgeltlich Auskünfte und Rathschläge in Rechtsangelegenheiten erhalten.

Mord durch Branntwein. Ein alter blödsinniger Bettler, Namens Allan, aus der Grafschaft Cumberland, kam im November dieses Jahres zu einem Hochzeitschmause und bat um einen Trunk. Einer der anwesenden Gäste, T. Gibson, ließ drei Maß scharfen Branntwein holen, und forderte ihn auf, zu trinken. Der blödsinnige Greis trank mit größter Gier mehrere Gläser schnell hintereinander, dann überfiel ihn aber ein Ekel und er hörte auf. Gibson munterte ihn auf, fortzufahren, und drohte ihm, als er sich weigerte, Gewalt gegen ihn zu brauchen. Mehrere Gäste warnten ihn, er könne den Mann tödten, es sei auch ein Mensch, wie sie. Vergebens! Der Unglückliche mußte trinken, fiel bald darauf bewußtlos nieder und starb noch in derselben Nacht. Frage: Würde Gibson nach österreichischen Gesetzen als Mörder bestraft werden? Eine englische Jury hat ihn frei gesprochen.

Der bekannte Luftschiffer Charles Green erzählte neulich einen Vorfall, der ihm vor einiger Zeit in London begegnete. Eines Tages kam ein hagerer Britte zu ihm und bot ihm sieben hundert Pfund, wenn er ihn auf seiner nächsten Luftfahrt mitnehmen, und ihm zu diesem Behuf eine eigene Gondel zur Disposition stellen wolle. „Aber weßhalb wollen Sie denn nicht mit mir fahren?“ fragte Green. — „Das stört meine Phantasie, ich muß eine Gondel allein haben, sonst fahre ich nicht.“ Der Luftschiffer dachte: Nun, für sieben hundert Pfund kannst du dem Sonderling schon seine Phantasie lassen, und befestigte deßhalb eine zweite, kleinere Gondel an die seinige. Der Britte steigt ein und der Ballon fliegt in die Höhe, bis er in den analogen Luftschichten mit stolzer Ruhe fortschwebt. Plötzlich fängt er aber wieder stärker zu steigen an, ohne daß Ballast ausgeworfen worden wäre. Verwundert blickt der Aeronaut abwärts nach der Gondel, aber diese ist sammt ihrem Inhaber verschwunden. Der Engländer hatte seine Gondel vom Ballon abgeschnitten und so eine neue Art Selbstmord verübt.

Auch die Natur bleibt nicht hinter dem Zeitgeist zurück, und hat kürzlich zwei neue Krankheiten erfunden. In Irland zeigt sich in Folge der Kartoffelnoth ein Fieber mit ganz neuen Symptomen, das die englischen Aerzte das „Hungerfieber“ nennen; und die Akademie der Medizin in Paris hat in einem amtlichen Bericht der Regierung erklärt, daß das Reisen in offenen Eisenbahnwagen durch die künstlich gesteigerte Zugluft die Gesundheit gefährde und Krankheiten veranlasse, die so häufig und regelmäßig wiederkehren, daß man sie „Eisenbahnkrankheiten“ nennen müsse.

Herzog Leopold, vulgo „der alte Dessauer“ genannt, hatte den kleinen Fehler, die militärische Willkühr auf alle Geschäfte ausdehnen zu wollen. Er wollte einst einen Franzosen, Namens Bonnafor, der in Dessau Postbeamter war, zum Bürgermeister gewählt sehen. Aber dieser Mann war bei seinen Mitbürgern sehr unbeliebt und der alte Dessauer mußte sich auf seine Weise helfen. Bei der Wahl nahm er selbst den Vorsitz und befahl den wählenden Rathsherrn, ihm ihre Stimmzettel versiegelt abzugeben, die er, vor einem Kaminfeuer sitzend, übernahm. Als sie alle beisammen waren, griff er einen heraus, las: „Bonnafor“ und warf ihn in's Feuer, so den zweiten, den dritten und immer fort zur größten Verwunderung der Rathsherren, von denen kein einziger diesen Namen aufgeschrieben hatte. Auf diese Weise ward Bonnafor einstimmig zum Bürgermeister gewählt.

Das Eldorado der Schuldenmacher ist itzt Berlin, da der Personalarrest, wenn auch nicht de jure, doch de facto aufgehoben ist. Als man nämlich dieser Tage einen säumigen Schuldner in's Schuldengefängniß brachte, war buchstäblich kein Platz mehr für ihn und er mußte freigelassen werden.

In Berlin werden itzt Bälle unter dem Namen: „Nächte in der verkehrten Welt“ gegeben; die Damen fordern die Herren zum Tanze auf und an den Eingängen stehen nur weibliche Schildwachen.

Ueber den Fleiß der Berliner-Studenten ist ein strenges Gericht ergangen. Es sind eilf aus der juridischen, sechzehn aus der medicinischen, siebenundzwanzig aus der philosophischen und neun aus der theologischen Facultät im Album der Universität gelöscht worden. Die Philosophen sollen ihr Schicksal mit stoischem Gleichmuth, die Theologen mit frommer Ergebung tragen.

In der Mitte Oktobers kam ein gewisser Michael Curren auf die Polizei in New-York, und machte folgende Anzeige. Er war am Donnerstag auf dem Dampfboot the Globe von Hartford nach New-York gekommen, und hatte, gänzlich unbekannt in der großen Stadt, den ersten, der ihm aufstieß, gefragt, ob er ihm nicht ein Boarding, d. h. ein Privathaus, in dem Fremde in Kost und Quartier genommen werden, anzeigen könnte. Man führte ihn Nro. 142 in der Antonsstraße, in ein Haus, das einer gewissen Miß Sara Sanford gehört. Er wurde über die Bedingungen einig, zahlte voraus, und wollte dann in den Hafen gehen, um seine Effekten aus dem Dampfboot abzuholen. Eine Freundin der Hausfrau, Fräulein Henriette Evans, wollte dies durchaus nicht zugeben, und übernahm die Mühe selbst; nach einiger Zeit aber kam sie ganz traurig zurück, und meldete ihm, daß das Dampfboot mit seinen Sachen bereits abgesegelt sei; Curren war in der höchsten Verlegenheit, dankte aber nichts desto weniger der schönen Henriette mit vieler Wärme für ihre Gefälligkeit. Als sie hierauf auf einen Augenblick das Zimmer verließ, benützte Miß Sanford die Gelegenheit, strich ihre Freundin heraus, pries ihre Schönheit, ihre Arbeitsliebe, ihre übrigen Tugenden, und machte ihm zuletzt den Vorschlag, sie zu heirathen. Curren fand den Antrag ein wenig übereilt, und suchte ihn höflich abzulehnen; Miß Sanford aber suchte das Eisen zu schmieden, so lang es heiß war, schickte nach einem Geistlichen, und in wenigen Augenblicken waren sie Mann und Frau. Curren mußte dem Geistlichen zwei Dollars (4 fl. C. M.) zahlen, und zog sich mit seiner Ehehälfte auf sein Zimmer zurück. Als er am Morgen erwachte, fand er weder seine Frau noch seine silberne Uhr, auch war seine ganze Baarschaft, 11 Dollars, verschwunden. Alle seine Bemühungen, die beiden Damen ausfindig zu machen, waren vergeblich, und er war end-

Digitized by Google

sich gezwungen, seine ehelichen Leiden der Polizei zu klagen. Diese griff die Sache besser an, und in kurzer Zeit waren Miß Sanford und Fräulein Evans im Gefängniß. Doch erhielt Curren, der beiläufig gesagt, das Pulver nicht erfunden haben muß, blos seine Uhr zurück. Es versteht sich von selbst, daß auch die Trauung nur eine scheinbare war.

In Paris ist eine öffentliche slavische Bibliothek errichtet worden, die bereits 15,000 Bände zählt und polnische, russische, böhmische, slavonische, illyrische rc. rc. Werke enthält. Sie steht das ganze Jahr hindurch, fünf Tage der Woche, von 12 bis 4 Uhr Nachmittags dem Publikum offen, und wird sehr stark besucht.

Damen-Bibliothek.

Die reichste Parthie in der Welt ist jetzt Miß Burdett-Coutts in London, die die Zeitungen vor einiger Zeit durchaus zur Braut des Prinzen Louis Napoleon machen wollten. Auf ihren Reichthum läßt sich schon aus dem Umstande schließen, daß allein die Brillanten ihrer Adoptivmutter, der Herzogin von St. Albans auf 4,000,000 fl. C. M. geschätzt werden.

In Nottingham fiel kürzlich ein Boxkampf zwischen einem Mann und seiner Frau vor, die Beide Boxer von Profession sind. Die Frau ist eine wahre Riesin, der Mann klein und mager. Da das Boxen in England so beliebt ist, wie die Stiergefechte in Spanien, war eine große Volksmenge herbeigeeilt. Anfangs schien die Frau zu unterliegen und verlor viel Blut; im fünfzehnten Gange aber, nachdem der Kampf schon eine Stunde gedauert hatte, versetzte sie ihm einen so heftigen Faustschlag auf das linke Ohr, daß er bewußtlos zu Boden sank. Sie wurde unter Geschrei und Gelächter als Siegerin erklärt. Die englischen Blätter machen mit dieser Geschichte viel Aufhebens, sie muß also dort zu Lande eine Seltenheit sein.

Daß es für junge Frauenzimmer in gewissen Fällen wünschenswerth sei, über fünfundzwanzig Jahre alt zu sein, beweist folgender Vorfall. Das Assisen-Gericht der Seine hatte im Jahre 1834 über ein Duell ohne Sekundanten zu sprechen, das in der Nähe von Paris stattgefunden hatte. Ein beleidigter Ehemann hatte den muthmaßlichen Verführer seiner Gattin gefordert, und zur Schonung seiner Ehre die Bedingung gestellt, daß der Kampf ohne Zeugen stattfinden, und beide Theile Briefe hinterlassen sollten, daß sie gesonnen wären, sich selbst zu entleiben. Das Duell ging vor sich, die Kugel traf den unglücklichen Ehemann in die Nasenwurzel und beraubte ihn beider Augen. Der Urheber dieser Verwundung wurde, da er gegen die Gesetze des Duells gefehlt hatte, von der Jury des versuchten Mordes schuldig befunden, und zu zehnjährigem Kerker verurtheilt, welche Strafe er auch aushielt. Dieser Mann ist jetzt achtundfünfzig Jahre alt, hat sich aber dennoch die Liebe eines Mädchens von siebenundzwanzig Jahren zu erwerben gewußt. Die Eltern versagten ihre Einwilligung, die junge Dame wollte nicht nachgeben und so ist der Fall jetzt vor das Tribunal erster Instanz in Paris gekommen. Die Entscheidung hängt von der Auslegung des §. 137 des franz. bürg. Gesetzbuchs ab, worin es heißt: „Die Eltern, und in deren Ermanglung die Großältern können ihre Einwilligung zur Heirath ihren Deszendenten versagen, selbst wenn diese das fünf und zwanzigste Jahr schon vollendet haben." Das Gericht hat diesen Ausdruck wörtlich ausgelegt, und die Einsprache ungiltig erklärt, da die junge Dame das Glück hat, schon älter als fünfundzwanzig Jahre zu sein.

Die Toilette.*)

Die Toilette ist für den Körper, was die Erziehung für den Geist ist, sie dient dazu, die natürlichen Vortheile heraus zu heben, und die Unvollkommenheiten und Mängel zu verbergen und zu schwächen. So wie eine gleiche Erziehung bei verschiedenen Personen doch verschiedene, den wechselseitigen Fähigkeiten angemessene Resultate hervorbringt; ebenso entlehnt die aus gleichen Bestandtheilen zusammengesetzte Toilette der Damen von jeder Einzelnen einen eigenthümlichen Charakter, und erzeugt nach der Art, wie sie angelegt wird, verschiedenartige Wirkungen. Deßhalb könnte meiner Ansicht nach die in ihren Einzelnheiten und in ihrem Ganzen beobachtete Toilette einer Dame ein eben so sicheres Mittel, wie Lavater's physiologische Regeln sein, deren gute Eigenschaften und Fehler zu entdecken.

Eine beständige geschmackvolle Toilette, welche der Mode unterworfen, doch einen eigenthümlichen Typus hat, eine sorgfältige und dennoch ungesucht scheinende und der Stunde angemessene Toilette, die ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile sich dem Beobachter tief und deutlich in's Gedächtniß prägt, eine solche Toilette einfach und doch reich, reich und zugleich einfach, verräth nicht nur guten Geschmack und Wohlhabenheit, sondern auch Tugenden bei derjenigen, bei welcher wir sie bewundern; denn Vermögen und der Wunsch zu gefallen, sind nicht hinreichend, um wirkliche Eleganz hervorzubringen; es ist dazu mehr nöthig, und vor allem Andern jener angeborne Sinn für ein gewisses Etwas, das sich weder kaufen noch nachahmen läßt, — dieser unbeschreibliche Reiz, die erste Bedingniß, um anzuziehen und festzuhalten. — Es ist das, was die Anmuth für die Schönheit, der Ausdruck für die Regelmäßigkeit der Züge, — der Geruch für die Blume ist, — ein geheimnißvoller Reiz, der sich nicht analisiren läßt, obgleich dessen Wirkungen allmächtig sind, und allgemein anerkannt werden.

Die Eleganz soll wie die Tugend, immer und bei kleinen, so wie bei großen Gelegenheiten, zu Hause und in der Welt, nur sich selbst gegenüber, und im Beisein Anderer ausgeübt werden, und glänzen, ohne Pracht zeigen zu wollen; man übt sie nur wegen des Vergnügens der Ausübung, ohne Nebenabsichten, man entdeckt sie im Schatten, so wie bei hellem Tage. Die Eleganz ist für jede Zeit, für jedes Alter, der Wunsch zu gefallen, die Koquetterie haben nur Eines; man kann als Lob sagen: Eine alte elegante Frau; aber äußerst lächerlich ist's, eine alte koquette Frau zu sagen. Die Eleganz ist die Kunst, die Gegenstände, welche uns berühren und umgeben, so viel als möglich schön und anmuthig zu gestalten; verleiht ihr auch der Luxus eine mächtige Stütze, erlaubt der Wohlstand, ihr eine größere Ausdehnung zu geben, so kann sie doch auch bei der einfachsten Lebensweise angewendet werden, und das Innere der bescheidensten Wohnung verschönern. Ja, noch mehr! selbst das junge Landmädchen wird, belebt von dem heiligen Feuer dieser so schwer zu lehrenden Wissenschaft, die Geheimnisse derselben errathend, einen Kopfschmuck, einen pittoresken Anzug erfinden, welcher die Augen des Künstlers entzücken und den die große Dame bewundernd nachahmen wird.

Selbst wenn die elegante Frau unter der Last des Kummers und der Krankheit, unter Seelen- und Körperschmerzen beinahe erliegt, wenn sie nicht mehr im Stande ist, ihrer Person dieselbe Sorgfalt zu widmen, verräth dennoch jede Bewegung, daß die Angewöhnung der besseren Tage sie noch nicht verlassen hat. Ich habe solche Frauen gesehen, welche gefährlich krank waren, und doch ihrem Haubenbande, der Garnirung ihres Pudermantels einen anmuthigen Schwung zu verleihen wußten, und einen matten, fragenden Blick um sich herum schweifen ließen, um zu sehen, ob alles in gehöriger Ordnung sei. Ich habe deren gekannt, welche noch in ihren letzten Augenblicken sich um die geringsten zum Wohlsein und zur Eleganz ihres Hauses gehörigen Umstände kümmerten, und obgleich sie nicht mehr im Stande waren, die Verletzung ihrer Befehle zu bestrafen, so verloren diese doch nicht ihre Kraft, so sehr wußten sie sich durch den Grundsatz, von welchem sie ausgingen, Achtung zu verschaffen.

Die Frau, welche nur in seltenen Fällen elegant ist, welche sich nur gut kleidet, um zu glänzen oder zu gefallen, besitzt nicht die echte Eleganz; eine wirklich elegante Frau wird sich mit Geschmack und mit Sorgfalt kleiden, auch wenn sie nur allein zu sein erwartet; sie wird immer im Stande sein, sich der Welt zu zeigen, und ihr zu gefallen, wenn sie auch nur für ihre Untergebenen sichtbar ist. Dem unsichtbaren Theil ihrer Toilette wird sie eben so viel Sorgfalt schenken, als dem sichtbaren, ihre Reinlichkeit wird Wohlgeruch verbreiten, ihr Gemach wird auf eine pittoreske Art eingerichtet sein; ihre Einrichtung und die sie umgebenden Gegenstände werden mit ihr und ihrer Toilette in einer gewissen Harmonie stehen; man wird nicht auf einer Seite Baumwolle, und auf der andern, Seide sehen, das Vernachläßigte wird dem Ausgesuchten nicht gegenüber stehen, das Moderne wird mit dem Rococo, das Bescheidene und Einfache mit dem Prachtvollen nicht kontrastiren. Alles wird bei ihr ein bequemes und angenehmes Aussehen haben, wird nützlich sein, oder es scheinen, es wird mit einem Wort ein harmonisches Ganze bilden, das Auge und den Gedanken gleich entzücken und in demjenigen, welcher es betrachtet, das Verlangen erwecken, sich da so lange als möglich aufzuhalten. Die Kleidung ist, wie eine zweite von der Mode aufgedrungene Haut: man muß vor allem andern dahin streben, daß sie der von der Natur gegebenen ähnlich werde, sie ohne Zwang verhülle, sich allen Bewegungen hingebe, und sich, so zu sagen, mit dem Individuum verschmelze.

Es ist diese vollkommene Harmonie zwischen einer Frau und ihrer Toilette, welche die erste Bedingniß der Eleganz ist: was sie trägt, soll nicht gezwungen oder geziert sein, das, was sie schmückt, soll kaum neu scheinen, so sehr soll der Putz einer eleganten Frau ein vollständiges Ganze mit ihr bilden, und von ihr mehr Reize entlehnen, als ihr verleihen. Eine elegante Dame muß, wenn gleich fast wie Andere angezogen, doch unter Tausenden erkannt und unterschieden werden; den herrschenden Moden sich ergebend, soll sie doch nicht deren Sklavin sein, sie wird sie den Erfordernissen ihrer Schönheit und ihres guten Geschmack's unterwerfen, sie wird sich durch Sonderbarkeiten nicht auszeichnen wollen, und doch wird sie nicht, wie die Uebrigen sein; ohne die Erste sein zu wollen, wird sie doch gerühmt und nachgeahmt; endlich im Voraus voller Sorgen, um diese Wirkungen hervorzubringen, wird sie doch im Augenblicke ihres Triumphes denselben nicht zu bemerken scheinen, und auf diese Kleinigkeiten ihrer Toilette, welche tausend Sorgen und Aengsten verursacht haben, nicht mehr denken, so ruhig soll sie darüber sein, und so sicher ihrer selbst.

Die Frau, welche nach dem letzten forschenden Blicke in ihren Spiegel, in der Gesellschaft noch unruhige Blicke auf ihre Person wirft, welche nur im geringsten mit sich und ihrer Toilette beschäftigt scheint, über diese Frau ist das Urtheil gesprochen.

Das Déshabillé einer eleganten Frau ist nur scheinbar, in ihrem nachläßigsten Anzuge ist Kunst; Sorgfalt und Auswahl in den einfachsten, unscheinbarsten Gegenständen, welche sie umgeben. Ihre Nachthaube z. B.

*) Diese Betrachtungen entlehnen wir einem noch ungedruckten geistreichen Werkchen, das den Titel führt: „Eine junge Frau in ihrem Hause und in der Welt." Motto: Glücklich sein und glücklich machen. Nach einem im Jahre 1835 erschienenen französischen Werke bearbeitet von L. Herven. Sie sind aus der Feder einer hochachtbaren jungen Dame, und wir können nicht umhin, sie den verehrten Lesern mitzutheilen.

wird man des Morgens ganz frisch und anmuthig aufgesetzt finden, aus der einfachen Ursache, weil sie beim Aufstehen eine andere genommen hat, die schöne durch den Schlaf herbeigeführte Unordnung in ihrem Haare hat ihr eine Viertelstunde vor dem Spiegel gekostet; mit einem Worte, alles wird an ihr zufällig scheinen, und dessenungeachtet berechnet und vorbereitet sein, denn um zu gefallen, muß sie für ihre Person eine unendliche Sorge tragen; und um nicht zu mißfallen, darf sie eine nicht geringere anwenden.

Es möge sich die schönste, die am meisten geliebte Frau darin nicht irren; die geringe Sorgfalt, welche sie für sich trägt, wird eine in demselben Grade hohe Gleichgültigkeit für ihre Person von der Seite des am meisten bewundernden Mannes erregen.

Nur die Sorge, welche wir für eine Sache tragen, gibt ihr in den Augen Anderer Werth, nichts erhält sich, nichts besteht lange, wenn es nicht beständig unterhalten und gepflegt wird. Dem ernsthaften Manne schmeichelt es, zu hören, daß die von ihm geliebte Frau mit Geschmack und Eleganz angezogen ist, der Zerstreuteste bemerkt es, der Eifersüchtigste verzeiht es.

Die elegante Frau hat einen großen Theil der Tugenden der starken Frau nöthig, um den Ruf der Eleganz zu erlangen und beizubehalten; sie muß die Vorsicht, welche combinirt und vorbereitet, haben; ist sie reich, bedarf sie der Mäßigung in den angewendeten Mitteln, ist sie es nicht, so braucht sie Geduld und Erfindungsgabe, das ihr Fehlende zu ersetzen und das, was sie hat, geltend zu machen. Eine gesunde Beurtheilungskraft, eine Art von zweitem Gesicht in ihrer Wahl, Geist, Erfindung, Erhaltungssinn, — Unabhängigkeit und auch Unterwerfung hinsichtlich der Mode, — eine richtige Schätzung ihrer selbst, um sich ihrem Aussehen gemäß zu kleiden, um keine Anachronismen zu begehen, die Bescheidenheit endlich, die Abwesenheit jeder eitlen Selbstgefälligkeit sind erforderlich, damit die Andern eine geschmackvollere und vortheilhaftere Toilette als die ihrige, vergeben.

Die Reinlichkeit ist die Basis, der für den Körper zu tragenden Sorgfalt; aber es gibt noch andere Vorsichtsmaßregeln, dessen Schönheit und Gesundheit zu erhalten: die Zähne, die Haare, der Teint, haben ihre eigenen Verhaltungsregeln. Bis zu einem gewissen Punkte kann man die Schönheit lange erhalten, ja selbst vermehren; bis zu einem gewissen Punkte sage ich, denn widersetzt sich die Natur, so wird die Kunst und jede erdenkliche Sorgfalt ohnmächtig, um das zu retten, was sie rauben will, und will man heftig gegen sie kämpfen, so vermehrt man nur das Uebel, und macht es um so auffallender und unangenehmer in den Augen Anderer.

Ich kenne Frauen, welche eine Menge Schönheitsmittel gebrauchen, um die Frische ihrer Hautfarbe zu unterhalten, oder vielmehr wieder zu erlangen, was sie jedoch nur um so mehr verdirbt, besonders wenn sie Arzeneien nehmen, um zu diesem Ziele zu gelangen, welches nur durch einfache und gelinde Mittel, so wie z. B. regelmäßige Spaziergänge, den mäßigen Gebrauch erfrischender Getränke, und vor allem andern durch Vermeidung jeder innerlichen und äußerlichen Aufregung, erreicht werden kann. Wenn man jedes vernünftige Mittel, um die Unbilden der Natur zu vermeiden oder einen entfliehenden Reiz zurückzuhalten, ohne Erfolg versucht hat, so darf man sich nicht in zwecklosen Bemühungen, das Unheilbare zu heilen, erschöpfen, sondern man muß sich mit guter Art in sein Schicksal zu ergeben wissen. Ich habe bemerkt, daß die meisten Frauen, weit entfernt, diesen klugen Rath zu befolgen, der Unvermeidlichkeit Trotz bieten, und unwillkührliche Mängel durch willkührliche vermehren. Wenn also ihre Zähne schlecht werden, so kneiben sie die Lippen zusammen, und verziehen ihre Gesichtszüge, um einen Fehler zu verbergen, der sich nicht verheimlichen läßt. Ihr Teint verliert einen Theil seiner Schönheit, sie schminken sich über die Maßen, verwenden Teig und Essenzen, welche nur das Uebel vermehren, und bemerlbarer machen . . . Ihre Haare gehen aus, anstatt diesem Mangel durch ein dem Verlust angemessenes künstliches Mittel abzuhelfen, behängt sich eine Blondine mit einer lächerlichen Menge brauner Locken; die Brünette verschattet ihr Gesicht mit rabenschwarzen Haaren, und alles dieses verschafft ihr ein so sonderbares rohes Aussehen, daß es dem Nachsichtigsten auffällt, und dem Besten Spöttereien abzwingt. Jene, welche über die Maßen stark wird, schnürt sich so sehr, daß ihr der Athem ausbleibt, und sie krank davon wird, jedenfalls entsteht dadurch eine schädliche Vertheilung der übermäßigen Körperfülle . . . die Magern hingegen gebrauchen entgegengesetzte Mittel, um mit einem erkünstelten Umfang zu täuschen. Solche Mittel beleidigen das Auge und verrathen sich selbst.

Mit einem Worte, man sieht Frauen, welche, statt darnach zu trachten, die Folgen des Alters, der Krankheit oder einer stiefmütterlichen Begabung der Natur, durch bestehende natürliche und sinnreiche Mittel zu schwächen, sich einbilden, sie neutralisiren zu können und die Welt hinter das Licht zu führen versuchen; diese sieht jedoch besonders das gut, was man vor ihr verbergen will, und wird nur desto unerbittlicher, wenn man sich einbildet, sie zum Besten zu haben, und wenn Ansprüche im Gefolge eines Gebrechens sind.

Für die Frau, welche wenig Vermögen hat, und darauf hält, gut gekleidet zu sein, ist der Ankauf eines Kleides ein Geschäft von der höchsten Wichtigkeit und erfordert eine Menge vorläufiger Betrachtungen; die reiche Frau wird ihrer Kammerfrau mit dem Kleide, welches ihr nicht gefällt, oder welches aufgehört hat, ihr zu gefallen, ein Geschenk machen, und auf diese Art ihre Großmuth und ihren guten Geschmack befriedigen; aber die zur Sparsamkeit gezwungene Frau sieht sich, sobald ihr Kleid gekauft und gemacht ist, verurtheilt, es lange zu tragen, selbst wenn es ihr durchaus mißfällt, und diese Qual kann nur abgekürzt werden, wenn man sie auf's Höchste treibt, indem man das schlecht gewählte Kleid oft anzieht, um es bald abzunützen.

Sie tugendhafte und muthige Frau! wenn Sie im Stande sind, sich aus kluger Sparsamkeit dieser schrecklichen Qual auszusetzen, denken Sie reiflich noch, ehe Sie sich dieselbe auferlegen; kaufen Sie sich ein Kleid nur nach langen und ernsten Betrachtungen, denken Sie dabei an diejenige Gattung, welche Sie am besten kleidet, an dasjenige, was Sie dann zu wählen pflegten, wenn Sie gefallen, und zum Vortheil erscheinen wollten, an jenes, welches so gut mit Ihrer Gestalt im Einklang gewesen ist, daß Sie mit Schrecken seine Frische abnehmen, sein Gewebe sich abnützen sahen, an dasjenige endlich, welches Sie, wenn gleich veraltet, doch noch immer einem aus den Händen der Nätherin gekommenen, verziehen.

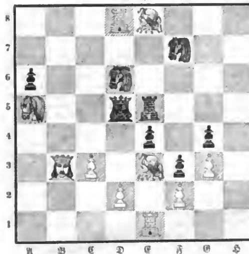
(Die Fortsetzung folgt.)

Schach-Aufgabe Nro. 50.

Von Herrn B. K. in Prag.

Matt in 4 Zügen.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 48.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von B 3 auf B 6 †	Laufer von A 7 auf B 8.
Roß „ C 4 — B 6.	„ „ H 5 — E 8.
Thurm „ G 5 — G 6.	Königin „ H 8 — G 8.
Königin „ E 6 — D 6 †	Bauer „ E 7 — D 6.
Laufer „ G 3 — H 4 †	Königin „ G 8 — G 5.
„ „ H 4 — G 5 † matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 49.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von D 6 auf D 1.	Bauer von G 5 auf G 4.
Laufer „ H 6 — D 2.	Laufer wohin immer.
„ „ D 2 — A 5 † † matt.	



Digitized by Google

Die

Landestrauer

nach dem höchst betrübenden Hintritte Sr. k. k. Hoheit,

des

durchlauchtigsten

Erzherzogs Joseph,

Palatinus von Ungarn.



Elegisch geschildert

von

M. J. Landau.

Beigabe zu Bild und Leben.

Digitized by Google

„Wenn doch der Himmel einst die Wetter ruhen hieße,
„Wovon so mancher Schlag in hohe Gipfel fährt;
„Wenn er die Keile doch in Dornen wüthen ließe,
„Und gönnte nur der Welt die Cedern unversehrt.“

Die Strophe las ich jüngst in einem alten Liede,
Als voll die Moldaustadt der Trauerbotschaft war:
Der Geist des Palatin's, Pannonia's Aegide,
Warf ab den Erdenstaub in eine Todtenbahr.

Der Nachricht Donner scholl durch Oestreich's Völkerheere:
Ein Kleinod uns'rer Zeit, der Trefflichkeiten Stern,
Entschwand dem Vaterland', entschwand nach jener Sphäre,
Dort, wo der Thaten Saat entsprießt des Lohnes Kern.

Von dir, Pannonia, ging aus die Trauerkunde,
Dich traf unmittelbar verhängnißvoll der Tag,
Der dir die Hoheit nahm, dir bluten ließ die Wunde,
Als dich gewaltig traf der schicksalsschwere Schlag.

Digitized by Google

Doch Heilung wartet dein, du blickest auf zum Throne,
Den unser Herrscher ziert, der Vater **Ferdinand;**
Es sind der Perlen viel in Oestreich's Kaiserkrone,
Er weihet Eine dir, beglücktes Ungarland.

Der hohe Palatin, aus lichten Aetherräumen,
Strahlt freundlich dir zurück sein schönverjüngtes Bild —
Und sieh', daß länger nicht dir darf die Heilung säumen,
Wird unser Stephan dir Statthalter, Schutz und Schild.

Doch du, Bohemia, du seufzest schwer beklommen,
Dich prüfet stärker noch das waltende Geschick;
Der Schmuck, der dich geziert, wird deinem Haupt entnommen,
Dein schmerzlichster Verlust beut jener Heil und Glück.

So mög' ein Trostwort doch, Gebeugte, dich erheben,
Erheitern deinen Geist im hellen Hoffnungslicht:
Dir wird sein edles Bild fort in Erinn'rung leben,
Der hohe Erzherzog vergißt auch deiner nicht.



Digitized by Google



Feder und Schwert, oder: Jugendjahre des Du Guay-Trouin.

(Beschluß.)

X.

Die Tafelgenossen.

Heller Lichtschein schimmerte aus den buntgemalten Fenstern, und auf den Tischen des großen Saales standen die köstlichsten spanischen Weine aufgereiht. Rund um die Tische herum saßen auf Sesseln, mit den herrlichsten Stoffen des Orients überzogen, die reichsten Kaufherren und bedeutendsten Schiffs-Kapitäne St. Malo's, die Greutt's, bei deren Ahnherr Franz I. Pathe gestanden, die Magen's, die Duncan's, die Le Fer's, die Belle Isle's, die Perée's, die Chapdelaine's, die Lamennai's, kurz jene Herren, welche so reich und hochherzig waren, daß sie Ludwig dem Vierzehnten ein Geschenk von dreißig Millionen bieten, und später sogar ihrem Mitbürger, Guay Trouin eine Flotte geben konnten, um Rio Janeiro zu erobern.

Der Reichthum dieser Herren des Meeres gab sich übrigens schon durch die Pracht ihrer Kleider kund: lauter seidene mit Gold durchwirkte Gewänder, mit Hermelin gefütterte Sammtmäntel, mit Edelsteinen verzierte Säbel. Die Frauen in ihren weiten Roben von Brocat, ihrem schönen Kopfputz, ihren Spitzen und Schmuck, und besonders ihren natürlichen Reizen, wären eine Zierde des Hofes von Versailles und Marly gewesen. Was aber zu dieser Pracht nicht recht passen wollte, war ein eigenthümlicher Theergeruch, welcher den Perücken und Jabots dieser edlen Freibeuter entströmte. Die eigene Art, mit welcher sie die Gläser faßten, verrieth die Gewohnheit ihrer starken nervigen Arme, mit Anker und Pistole umzugehen, und auch gar manche weiße zarte Frauenhand schien befähigt, einen zu unternehmenden Liebhaber in der kräftigen Art des Fräulein Lelarge zurechtzuweisen. *)

Dies alles zusammen erhöhte das originelle Gepräge des Bankets. Herrn Trouin zeichnete sein ungezwungenes feines Betragen, und seine imposante Haltung vor seinen Gästen aus. Er war ein noch frischer kräftiger Greis, welchem das weiße, in Schneelocken auf seine Schultern herabfallende Haar ein ungemein würdiges Aussehen verlieh, und dessen Anzug, die weite Hose, das schlotternde braune Wamms und die spitzig auslaufende Halskrause, den ehemaligen Parteigänger der Fronde auf den ersten Blick verrieth; denn treu bewahrte er Kleidung und Sitte seiner Jugend, und nur der kostbare Griff seines Degens stach von seinen schlichten Kleidern etwas seltsam ab. Sein offenes, hoch geröthetes Gesicht verkündete Güte, die mit Blut unterlaufenen Augen Heftigkeit. Dann und wann entfuhr ihm ein derber von einer grimmiger Geberde begleiteter Fluch gegen die Gicht, die ihn seit lange quälte, aber keineswegs herabstimmen konnte, denn er hatte über sich selbst große Herrschaft gewonnen, die er auch allen Andern fühlen ließ; nur seine Frau wußte seine Härte durch ihre unerschütterliche Sanftmuth zu besiegen. Diese Sanftmuth, ein Hauptzug im Charakter der Dame Trouin, war in dem noch schönen, vollen, blaßen, und ruhig lächelnden Gesicht vollkommen ausgedrückt, ja selbst ihre Kleidung, zwar von reichem Stoffe, aber von matten und harmonisch zusammengestellten Farben, trug das Gepräge ihres freundlichen Gemüths.

Die Gräfin Gabriele de la Bourdonnais, welche dem Wirthe zur Rechten saß, die Königin des Festes, erkannte man leicht an ihrer blendenden Schönheit, und der ihr von Allen bewiesenen Verehrung. Der Kopf einer Venus auf dem Rumpfe einer Diana, rosige Wangen, und Schultern weiß wie Alabaster, Augen klar wie des Himmels Blau, und rabenschwarzes Haar, kurz ein wunderbares Gemisch von Anmuth und Stärke, von Unbefangenheit und Muth. Witwe ohne Gattin gewesen zu sein, benützte sie die Unabhängigkeit ihrer Stellung, sich selbst zu leben. Lächelnd hatte sie das Joch der Vorurtheile und des Reichthums abgeschüttelt, lächelnd einem Fürsten ihre Hand verweigert, um ihre Person und ihre Millionen für den Mann zu bewahren, der ihr gefallen würde. Mit einem Worte, die Gräfin war eine jener Frauen, die auch damals schon mit dem Namen „Löwin" bezeichnet wurden, wie Chateaubriand es in seinem „Leben des Rancé" darthut, daß wir diesen Modeausdruck dem siebzehnten Jahrhunderte entlehnt haben. Der Kühnheit ihres Charakters angemessen, war ihre Kleidung, sie trug eine Art Reitkleid von purpurrothem, golddurchwirkten Stoff, auf dem Kopf einen schwarzen Hut mit weißer Feder, ohne andern

*) Diese stolze Tochter eines malouinischen Kapitäns, mit der sich König Karl II. von England zu viele Freiheiten herausnahm, nahm sich die Freiheit, dieselben mit einer derben Ohrfeige zu erwiedern. Dieser Fürst war klug und galant genug, selbe mit einem kostbaren Geschenke zu belohnen.

Schmuck, als zwei brasilianische Edelsteine, von denen jeder 30000 Livres an Werth hatte.

So angesehen und geehrt Herr Trouin und seine Freunde auch immer sein mochten, so war ihnen doch noch niemals die Ehre widerfahren, eine so hohe Dame zur Tischgenossin zu haben, und so sehr ihr Stolz dadurch befriedigt wurde, so war das Vergnügen, welches der Gräfin dadurch zu Theil wurde, immer noch größer. Nur ein Bedauern legte sie oft und laut an den Tag, daß bei diesem Familienfeste René du Guay fehle.

Herr Trouin! rief sie lebhaft, es ist gar nicht schön von Euch, daß Ihr vergessen habt, daß Euer Sohn mit Gefahr seines Lebens das meinige rettete. Ich aber, die ich dessen stets eingedenk bin, hoffte bei dieser Gelegenheit ihm meine Dankbarkeit beweisen zu können: denn ihm gebührt die Ehre des Tages mit mir zu theilen.

Mit den weichsten Tönen ihrer gebieterischen Stimme beschwor sie nun den alten Korsaren, René durch einen Eilboten von Caën zum Balle holen zu lassen. Doch Herr Trouin blieb mit all seiner Artigkeit standhaft, und entschuldigte sich damit, daß René mit Arbeiten überhäuft sei. Sehet, Frau Gräfin! er schreibt mir, daß er die lateinischen Schriftsteller mit Liebe studiere, und die Pandecten ihm eine ganz besondere Ehrfurcht einflößen. Lasset uns nicht einen Eifer stören, den ich seit drei Jahren vergeblich herbeigewünscht habe, und hüten wir uns, durch einen schwachen Augenblick ihn wieder davon abzubringen; denn wie leicht könnte der Anblick der Gabriele oder Euerer schönen Augen ihm den Kopf verrücken, und ihn auf andere drei Jahre für das Studium unfähig machen.

Diese Weigerung verletzte die Gräfin. Sie wendete sich daher an Luc Trouin.

Liebet Ihr Euern Bruder, und ist Euch meine Achtung werth, so trachtet, daß er morgen Abend hier sei. Meine Leute, meine Pferde, alles stelle ich Euch zu Gebote.

Luc wurde blaß und roth, endlich flüsterte er schüchtern der Gräfin einige Worte zu, die sie wie durch Zauber sogleich beruhigten... Sie erwähnte René's nicht wieder, verrichtete bei der Einsegnung alle Ceremonien mit Freudigkeit — zischelte manchmal heimlich mit Luc, lachte herzlich über die Zuversicht des Herrn Trouin, und sah sich oft nach einem Maskenzuge um, der dem Festzuge vergnügt folgte. . .

Man errieth leicht, daß der Anführer des Maskenzuges kein Anderer als Du Guay in eigener Person war, welcher in der glänzenden Tracht eines venetianischen Gondoliers, der durch den Bischof und eine zahlreiche Geistlichkeit vollzogenen Einsegnung der Goëlette beigewohnt hatte. Er hatte zu verschiedenen Malen Kanonen losgebrannt und Flintenschüße abgefeuert; er hatte die Triumph-Fahrt der Gabriele nach der Rhede von Dinard begleitet, und bei dem Schifferstechen, welches des Tages Fest beschloß, den Preis der Stärke und Gewandtheit davongetragen. . .

Der Preis, welcher in einer prächtigen, goldenen Kette bestand, sollte durch die Pathin des Fahrzeuges dem Sieger dargereicht werden . . . René erkühnte sich, sie aus den Händen der Gräfin in Empfang zu nehmen, auf die Gefahr hin, von seinem Vater erkannt zu werden, der herbeieilte, um den Sieger zu umarmen . . . aber während die Gicht die Schritte des alten Korsaren hemmte — hatte der junge Gondolier die Hand, die ihn krönte, geküßt und mit einem Sprunge seinen Kahn wieder gewonnen . . . Herr Trouin, der indeß hinzugekommen, beklatschte diese neue Probe großer Körperkraft, ohne zu wissen, wer sie abgelegt, auch weßhalb Alles um ihn her lächelte.

XI.

Der Freibeuter.

Erst an der Schwelle des väterlichen Hauses that René seiner Kühnheit Einhalt, und Luc sah dem Ende des Festes ungeduldig entgegen, da er erst auf dem Maskenball René's Wiedererscheinen erwarten konnte, und doch seines Rathes so sehr bedurfte, um die weitern Fest-Anordnungen zu leiten, in welchem Geschäfte René ihm so wacker beigestanden. Während Luc im Vordergrunde sich bewegte, hatte Du Guay bald hinter den Coulissen dem Schauspiele zugesehen, bald unter die Menge sich mischend, es geleitet, sich in jedem Augenblick vervielfältigend, um zu schaffen und zu genießen; denn er war es, der die Serenaden zu bringen anbefohlen, das Souper bestellt, das Feuerwerk vorbereitet und den Ball geordnet hatte, und alles dies mit einem verschwenderischen Aufwande, der wohl um ein Drittheil, die von Herrn Trouin hiezu bestimmte Summe überstieg, aber dessen Glanz den guten Greis begeisterte, und Luc Schmeicheleien zuzog, die ihn erröthen machten.

Als das Bankett zu Ende war, eilte Alles an die Fenster, um das Feuerwerk mit anzusehen. Die vom Walle aufsteigenden Feuergarben erleuchteten die Gabriele, die von buntbewimpelten Schiffen umgeben im Hafen vor Anker lag.

Wiederum eine Erfindung René's, wodurch seines Bruders Ruhm auf's Höchste stieg.

Luc beängstete es, beim Scheine der Raketen, René nirgend zu gewahren, und er zitterte bei dem Gedanken, daß er, vielleicht von einem grausamen Gläubiger überrascht, im Hafen festgenommen worden sein konnte, denn es fiel ihm ein, daß dem Maskenschneider, der schlimmste seiner Gläubiger, die am Vorabend getroffene Uebereinkunft fremd geblieben war.

Schon war der Ballsaal geöffnet, und die Eingeladenen, in der Tracht aller Länder und Völker, strömten in Menge herbei, die Einen ohne Larve, die Andern sorgfältig verhüllt, schon hatten sich viele Gruppen von Damen und Herren gebildet, die sich neckten und reizten; aber Luc glich einem Körper ohne Seele, denn vergeblich sehnte er sich nach dem verabredeten Zeichen, welches ihm die Ankunft seines Bruders verkünden sollte. Sie waren nämlich übereingekommen, daß, sobald er von der Straße her den Knall einer Petarde vernehmen würde, er sich sogleich aus dem Staube machen sollte, um Du Guay seinen Namen und seine Rolle zu überlassen, und dann später unter dem Schutze seines weiten Präsidenten-Gewandes incognito wiederzukehren. Je mehr jedoch der entscheidende Moment nahete, je mehr sträubte sich das Gewissen des armen Luc gegen diesen kühnen Betrug, aber Furcht und Gewissensbisse, beide waren in dem Augenblicke der Angst um seinen Bruder gewichen . . .

Endlich drang das lang ersehnte Signal an sein Ohr . . . und Luc stürzte seinem Bruder entgegen.

Was hat dich so ewig lange zurückgehalten? fragte er René, ihn in sein Zimmer mit sich fortziehend.

Nichts! antwortete René, seine Maske mit der linken Hand abnehmend . . . Nichts, als ein kleines Begegniß unter dem alten Walle . . . die Ausgleichung einer alten Rechnung. — Nun, wie gefalle ich dir in deinem Freibeuter-Anzuge?

Dieser bestand aus ungeheuern scharlachrothen Hosen, etwas dünklern Strümpfen, einem schwarzen Mantel, worauf Kanonen und Anker weiß gestickt waren, einem grauen Filzhute mit schwellender Feder, einem ledernen Gürtel, worin Streitaxt und drei Pistolen staken, und einem vier Fuß langen und drei Zoll breiten Säbel.

Vortrefflich! aber Himmel! was sehe ich! schrie Luc, bleich vor Schrecken; deine rechte Hand ist ja voll Blut!

Dies? sagte René lachend, dies ist der Schmuck dieser Tracht — Das Armband des Korsaren . . .

Aber du bist ja verwundet . . . mein armer René.

Nun ja, erwiederte unser Held, seinen Verband zurecht rückend, ich habe mich geschlagen und diese kleine Verletzung davon getragen; dafür aber habe ich auch meinem Gegner ein Auge ausgestochen, — ein Amadis aus Dinard, der sich für einen gar zu hübschen Jungen hält. Dies Alles erzähle ich dir morgen. Jetzt schnell in dein Präsidenten Gewand, und trachten wir, daß wir ganz in den Geist unserer Rollen eingehen. Ich heiße bis Mitternacht Luc Trouin de la Barbinais . . . und du bist ein Unbekannter, ein Neugieriger . . . kurz alles, nur nicht du selbst!

Du meinst es also ernst mit diesem Possenspiele?

Digitized by Google

Ernster als je, lieber Bruder! Ich habe eben im Trauerspiel Glück gemacht, nun will ich mein Talent für die Komödie zeigen!

Statt jeder weitern Erklärung, umarmte René seinen Bruder zärtlich. Wenn nun die gute Seele gar erst gewußt hätte, daß René sich so eben mit dem Ritter de la Brillantais, an seiner Statt geschlagen hatte. . . .

Als der Freibeuter seinen Einzug in den Saal hielt, glaubte Jedermann, insbesondere Herr Trouin, es sei Luc; denn wie bekannt, waren die Brüder gleich an Gestalt, und auch der Ton der Stimme war derselbe, so, daß außer den Wenigen, die als Theilnehmer um die Sache wußten, Niemand René's Anwesenheit auf dem Balle ahnte.

Nachdem der Verlarvte die Tour durch den Saal gemacht hatte, sowohl um zu sehen, als gesehen zu werden, näherte er sich der Gräfin de la Bourdonnais, die in dem blendend schönen Kostum der Königin Anna in der Mitte einer Gruppe thronte, welche Höflinge aus der Zeit Ludwig des Zwölften darstellte. Auch sie hielt anfangs René für Luc, und konnte sich die Verwandlung nicht erklären, die aus einem so bescheidenen, ja schüchternen Jüngling, so urplötzlich den galantesten und vermessensten Springinsfeld machte. . . . Alle Damen, denen Du Guay der Reihe nach den Hof machte, theilten die Verwunderung, so daß, als er Herrn Trouin anredete, dieser schon erfahren hatte, sein Sohn sei nicht mehr zu erkennen. Nun hätte nichts so sehr dem alten Korsaren schmeicheln können, als diese Umgestaltung! . . . aber im Bewußtsein der unverbesserlichen Verständigkeit seines Sohnes Luc, traute er nicht, sich der Freude hinzugeben, bis René auf ihn zuging und allem Zweifel ein Ende machte.

Um dieser Szene mit Interesse folgen zu können, wolle man die Wunder, die René zu vollbringen sich vorgenommen, ja nicht vergessen; nämlich: die Bezahlung seiner eigenen Schulden, die Erlangung des Brevets für Luc, und die Einwilligung zu dessen Heirath u. s. w. ferner vergesse man nicht, welchen Folgen er sich aussetzte, einem Vater gegenüber, der selbst in jener Zeit der strengen Väter, für streng galt. Ein Ton seiner Stimme, eine Geberde, ein Verschieben seiner Larve, konnte ihn verrathen und verderben. So kühn und beherzt er auch war, so fühlte er doch einen eiskalten Schauer durch all seine Glieder rieseln, als er vor so vielen Zeugen, jenes Mannes Arm erfaßte, den er als unerbittlich kannte, der sein Vater war und der ihn auf der Hochschule in Studien vergraben glaubte!

Ach! Zwei andere Personen, deren Blicke ihm durch die Menge folgten, zitterten auch ganz anders, die gute Mutter, die Vertraute und unfreiwillige Mitschuldige dieses tollsten aller Streiche, und der arme Bruder, der unter der Maske von kaltem Schweiß bedeckt, in den weiten Präsidenten-Mantel gehüllt, so eben eingetreten war.

Wohlan, Luc! Ist's wahr, daß du ganz umgewandelt bist?

Potzwetter! Ja wohl, mein Vater! erwiederte der Freibeuter, indem er den Hut auf das eine Ohr drückte, und die Hand an seines Säbels Griff legte. Meiner Treu! dieses Fest hat mich bis in den tiefsten Schiffsraum erschüttert, ich fühle mich, wie ein plötzlich umgedrehtes Fahrzeug, und hol mich der Teufel, wenn ich selbst mich erkenne.

Bei dieser, in dem Munde Luc's, so seltsam klingenden Rede blieb Herr Trouin ganz verblüfft stehen, seinen Sohn vom Kopfe bis zu den Füßen musternd . . . Schon fürchtete René zu weit gegangen zu sein, als ihn ein freudiger Händedruck seines Vater beruhigte und ihm neue Zuversicht einflößte.

Bomben und Kartätschen! (ein Lieblingsfluch des alten Herrn) das nenne ich sprechen; diese wenige Worte sind mehr werth, als all' die griechischen und lateinischen Dummheiten, mit welchen du mir bis jetzt die Ohren durchlöchert . . .

Griechisch und Latein? den Teufel auch, davon sei keine Rede mehr! . . . Ein einziger Zug Tabakrauchs ist mehr werth, als alles, was ich davon erlernt habe; und gedenke ich der in jener Galeere verlorenen Zeit, so möchte ich Cicero und Virgil den Haifischen vorwerfen, und die Universität in Flammen aufgehen lassen.

Du Guay sprach mit ungeheuchelter Begeisterung, daher fand seine Beredsamkeit allgemeine Bewunderung.

Mit dem Verbrennen der Schulen, sagte lachend Herr Trouin, warten wir schon, bis dein Bruder seine Studien vollendet hat.

Armer René! seufzte unser Held, mit aufrichtiger Rührung, wie herzlich bedauere ich ihn in seiner Vergangenheit und Zukunft, (in seiner Gegenwart getraute er sich nicht zu sagen,) verdammt zu sein, ewig im Juristenrock zu stecken, in Gesetzbüchern und Verordnungen zu wühlen, dazu ewig verdammt zu sein . . . welch ein Geschick! Sehet zu, lieber Vater! wär's nicht möglich, ihn von dieser Sandbank flott zu machen, ihn mit uns auf die Gabriele einzuschiffen, und aus ihm einen Seewolf zu machen . . . etwa wie Ihr und ich!

Nimmermehr! erwiederte Herr Trouin mit einem Tone, der keine Einwendung zuließ . . . René wird an die Stelle unseres Vetters, des Richters zu Rennes, oder unseres Neffen, des Consuls zu Malgue treten, es sei denn, daß er es vorzöge, der Nachfolger unsers Schwagers zu werden, des Domherrn von Dol . . .

Du Guay erbebte bei dem bloßen Worte, als fühle er das geweihete Eisen in seinem Haar. —

Uebrigens, fuhr der alte Korsar fort, bin ich seines Berufes wegen nicht mehr in Sorge; . . . sein letzter Brief verkündet mir, daß er Tag und Nacht wacker arbeitet, und daß er mit vollen Segeln in den Codex Justinianus eingelaufen.

Sprechen wir nicht weiter darüber, sagte René, sich in die Lippe beißend. Ich liebe Du Guay zu sehr, um mich seinem . . . und Euerem Glücke entgegenzustellen. Möge er eben so freiwillig und freudig zur Feder zurückkehren, als ich zum Degen.

Ist dem auch wirklich so? begann Herr Trouin in seiner Freude wieder; wirst du uns beim Einschiffen nicht entwischen?

Ich werde der Erste am Bord sein.

Wirst du nicht mehr seekrank werden?

Euch zutrinkend werde ich mich davon heilen.

Wirst du rauchen?

Wie die Esse der Schiffsküche, und als Beweis nehmt dies! René zog bei diesen Worten eine ungeheuere Meerschaumpfeife aus seiner Hosentasche hervor.

Sie ist noch heiß! rief der Veteran.

Ich will es meinen.

Ich lasse sie mit Gold beschlagen, wenn du sie ausrauchst! Und wirst du nicht Krämpfe bekommen, wenn du das Zeichen zum Kampfe hörst?

Dann werde ich Euerm Beispiel folgen, drei Pulverkörner in einem Glase Ratafia verschlucken, in die eine Hand meine Pistolen, in die andere meinen Säbel nehmen, und dann wehe dem Feinde, der mir entgegentritt! und René, dem Worte die That folgen lassend, zog seinen Vater zu einem Fenster mit sich fort, öffnete es, lud eine Pistole, zielte nach einer Laterne des Hafens, und zerschmettert klirrten die Splitter auf dem Boden.

Bomben und Kartätschen! das ist ja wunderbar geschossen! rief Herr Trouin, außer sich vor Freude — und René am Arme nehmend, fuhr er fort: Jetzt, mein theuerer Luc! bist du, wie ich dich wünsche! Endlich erkenne ich in dir mein Blut wieder! . . .

Und der würdige Mann, von Gruppe zu Gruppe wandernd, zeigte Allen stolzierend seinen Sohn, und verkündete der Menge sein Glück, die durch diesen Vorgang nicht weniger begeistert war, als er.

Seit diesem Morgen, raunte er René in's Ohr, ahnte ich schon, was da kommen sollte!

Wirklich?

Gottlob! ich sehe auch ohne Brille scharf . . . du hattest das Fest so gut geordnet, alles ging so prächtig; und doch schien es, als dächtest du nicht daran, als beschäftigte dich ganz was anderes!

Weil da die Umwandlung in mir zur Reife kam, der alte Mensch dem neuen unterlag — der Dämon des Meeres und des Kampfes sich seiner Beute bemächtigte!

Digitized by Google

Nun erzähle mir doch — wer oder was dich so umgestaltet?

Ein Mädchen, mein Vater! . . . und dabei seufzte Du Guay, als ob die Brust ihm bersten sollte.

Ein Mädchen, dich? der du nie mit Einem zu sprechen wagtist? Welch' Umwandlung! Nenne sie mir doch, damit ich ihren Namen segne!

Ihr wolltet das? Wär's möglich!!

Verdanke ich nicht ihr den schönsten Tag meines Lebens!

Und doch habt Ihr sie gar oft verwünscht!

Nenne mir ihren Namen, damit ich ihr Abbitte thue.

Hier, öffentlich darf ich's nicht! Kommt! Und René zog Herrn Trouin in ein anstoßendes Gemach. Hier, wo es galt den Feind in seiner letzten Verschanzung zu bezwingen, sammelte er alle seine Kräfte, um die sich gestellte Aufgabe zum gewünschten Ziele zu bringen.

Zuerst, mein Vater! begann René — jetzt so sanft, als er früher heftig war — schwört mir, bevor ich den Namen jenes Mädchens nenne, welchem Ihr so viel zu verdanken habt, schwört mir, daß Ihr für sie mir nichts zu verweigern habt!

Ich schwöre es dir!

Wohlan, Marie-Ange Bernard ist's, um deren Hand mich zu bewerben, Ihr mir streng untersagt habt, und die ich nun als Belohnung von Euch begehre!

René hatte die letzten Worte mit schwacher gebrochener Stimme gesprochen, und eine heiße Thräne netzte unter der Larve seine Wange.

Herr Trouin runzelte die Stirn, ließ sich in einen Armsessel nieder, und begann, was seit einer Stunde unterblieben, die Gicht zu verwünschen!

Mademoiselle Bernard! Mademoiselle Bernard! brummte er, die Tochter eines gewöhnlichen Steuermannes — Ihr seid beide noch zu jung — und das ganze nur eine Liebelei. —

Nennt Ihr Liebelei eine heiße Zuneigung, die solche Wunder wirkt? unterbrach ihn René, mit der Beredsamkeit, die ihm die noch nicht unterdrückte Leidenschaft für sie verlieh . . . Ihr — Marie-Ange — habe ich es feierlich versprochen, ein Euer würdiger Seemann zu werden — Euch auf Euern Seefahrten zu begleiten, wie ein Löwe zu fechten . . . und sehet, mein Vater! — schon habe ich begonnen —

Was! rief der Alte, sich vor Freude aufrichtend, du hast begonnen? Wie! was?

Vor einer Stunde kaum habe ich mir die Sporen verdient, fuhr René, Muth und Fassung zu gewinnen suchend, fort. Habt Ihr von dem gefürchteten Ritter de la Brillantais gehört?

Dem berüchtigten Raufbold von Dinard, der acht Gegner im Zweikampf erlegt hat?

Ganz derselbe — doch nun erlegt er Keinen mehr. Er war mein Nebenbuhler bei Marie-Ange, und ich habe ihm so eben unter dem alten Wall mit Degen und Pistolen eine kleine Zurechtweisung gegeben; ich habe ihm einen Arm zerschmettert, und ein Auge ausgestochen. Er hingegen hat von meinem Blute nur dies! —

Du Guay zeigte seine schwer verletzte Hand, und der alte Trouin warf sich wonnetrunken vor Stolz, und weinend vor Freude in seine Arme.

Mein Luc! mein würdiger Sohn! Du sollst das Mädchen haben, du sollst Marie-Ange heirathen — und knieend will ich ihr danken, daß sie mir meinen Sohn wieder gegeben.

René hatte alle Mühe, bei solchem Erfolge sich nicht zu vergessen.

Wohlan, mein Vater! Ihr habt durch Euere Einwilligung die von mir gestellte Bedingung erfüllt, — nun ist die Reihe an mir — die Offiziercharge, die ich bis jetzt zu verdienen gesäumt habe, ich muß sie nun um jeden Preis erlangen. — Ja, eine Befehlshaberstelle auf der Gabriele — bei der ersten Fahrt, bei dem ersten Gefecht, gebt mir den gefährlichsten Posten. — Gleich morgen, bester Vater! wenn's wahr ist, daß die Engländer kommen, gebt mir nur eine Batterie und vier Soldaten, und Ihr sollt sehen, daß es genug ist, um damit zu siegen oder zu sterben.

Herr Trouin, von Entzücken zu Entzücken fortschreitend, und sich das Spielwerk eines Traumes glaubend, rief endlich: Bist du auch wirklich Luc? Herunter mit der Maske, daß ich dich sehe! . . .

René schauderte vom Scheitel bis zur Zehe; glücklicherweise gab ihm ein Eintretender den Vorwand, verhüllt zu bleiben, und sein Vater vergaß sein unheildrohendes Begehren, um dem Hinzugekommenen die Hand zu drücken. Es war nämlich Herr Kervan, der berühmteste Lehrer der theoretischen und praktischen Schiff-Fahrtskunde seiner Zeit, der auf seiner Reise auch St Malo berührt hatte.

Alle Teufel! rief der alte Korsar, sich vor die Stirn schlagend, Euch hat ein guter Wind hergetrieben . . . . die schöne Maske hier verlangt, daß ich ihr eine Befehlshaberstelle auf meinem Fahrzeuge verleihe; so thut mir's doch zu liebe, fragt sie ein wenig aus, und sehet zu, ob sie sich dazu eignet.

Auch Herr Kervan bat nun René, die Larve abzulegen; Herr Trouin hingegen, sich eines andern besinnend, befahl ihm sie zu behalten.

Ich bereite Euch eine Ueberraschung, sagte der Alte, zu dem Professor sich wendend. Nach der Prüfung sollet Ihr den Namen des Bewerbers erfahren.

Gott ist für mich, — dachte unser Held — ich bin gerettet. Mit der Fassung kehrten auch alle seine Gedanken und seine Erinnerungsfähigkeit zurück, und er beantwortete die Fragen des Herrn Kervan über die Schiff-Farth, Meer und Winde, über Masten und Takelwerk, über Geschütz und Anker, ja sogar über die kleinsten Einzelnheiten dieser schweren Wissenschaft, mit einer solchen Genauigkeit, und in so gut gewählten Ausdrücken, daß der hocherstaunte Meister ausrief:

Wer auch immer dieser junge Mann sei, man lasse ihn gewähren, und er wird der größte Seemann des Jahrhunderts.

Und dieser junge Mann ist mein ältester Sohn! platzte nunmehr Herr Trouin heraus. Luc, nimm die Larve ab, und danke unserm Freunde für seine Verkündung!

Herr Kervan kannte genau jedes Glied der Familie Trouin, und der arme Du Guay sah sich gefangen und erkannt, die geringste Weigerung, die kleinste Zögerung und er war verloren. Doch auch diesmal verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Er wendete seinem Vater den Rücken, nahm die Maske ab, und auf den Meister zustürzend, der ihn erkennend, schon voll Verwunderung „René!" ausrufen wollte, raunte er ihm in's Ohr: Um Gotteswillen, nennet mich Luc, wenn Ihr den Ruf eines Propheten bewahren wollet!

Herr Kervan, der augenblicklich den Stand der Dinge errathen, ließ sich bereit finden, Mitschuldiger zu werden, da er es von jeher bedauert hatte, den feurigen Jüngling in einer ihm aufgedrungenen Richtung zu sehen.

Ja, mein lieber Herr Trouin! gebt immerhin Euerm Sohne das verlangte Offizierspatent; ja, Ihr thut wahrlich nicht zu viel, wenn Ihr ihn zum zweiten Befehlshaber ernennet, ja sogar zum ersten, wenn Ihr nicht selbst auf der Gabriele kommandiret.

René hatte mittlerweile unwillkührlich seine Maske wieder vorgenommen, und frohlockend seinem Vater sich zugewendet.

Bomben und Kartätschen! So sag mir doch, wie du es angefangen hast, du, der du vor drei Wochen noch keine Jole zu führen verstandest, das Alles auf einmal so mir nichts dir nichts zu erlernen?

René schrieb auch dieses Wunder Marie-Ange zu; er hätte auf ihre Eingebung, Tag und Nacht studirt und gearbeitet, um seinem Vater eine angenehme Ueberraschung bereiten zu können.

Wohlan denn, es sei! bei der ersten Fahrt deine Ernennung, nach der Heimkehr die Hochzeit!

Es versteht sich von selbst, daß der ehrliche Rheder von dem Verdachte, der auf Bernard lastete, noch nichts gehört hatte; er hätte sonst sein Versprechen nur bedingungsweise gegeben, und René hatte allen Grund, nichts dem Zufalle zu überlassen.

Mein guter Vater, begann René mit schmeichelnder Stimme, wird mich zudringlich und unbescheiden schelten — aber ich habe Marie-Ange die süße Hoffnung gegeben, ihr heute Abend noch Ein-

Digitized by Google

willigung und Brevet zukommen zu lassen . . . und erhält sie nichts, so muß sie glauben, Ihr habet mir abermals Beides verweigert.

Gestehe nur, sagte zärtlich Herr Trouin, daß, obgleich du ein Löwe geworden bist, du dennoch deine Katzen-Natur nicht verleugnen kannst. Indeß, die Idee ist so übel nicht — und da du meine Wünsche vollkommen erfüllt hast, so sollen es auch die deinigen werden!

Hierauf öffnete der alte Corsar sein Schreibepult, nahm eine unausgefüllte Bestallung, und ein leeres Blatt heraus, füllte Beide aus, legte sie in einen Umschlag, adressirte das Ganze, schlau lächelnd, an Mademoiselle Bernard, und gab es René, welcher hastig darnach griff.

René, der Wonneschauern unter der Maske durchbebt, frohlockte: Nun endlich halte ich Luc's und mein Glück in meiner Hand. Das Schicksal selbst soll mir es nicht mehr entreißen!

Er dankte Herrn Trouin mit aufrichtiger Herzlichkeit, dann fiel er wieder in den Schmeichelton eines Bittstellers: Nun nur noch ein Wörtchen, lieber Vater! Befehlet Eurem . . .

Wem?

Eurem Kassier . . .

Du willst Geld?

Ja!

Wozu? Du besuchst ja weder Spielhaus noch Schenke?

Habt Ihr meine Umwandlung vergessen?

Potz Wetter! also deine Gewohnheiten sogar hast du geändert?

Muß man sich nicht auch die Fehler seiner Tugenden aneignen? Habt Ihr nicht oft genug mir meine Eingezogenheit zum Vorwurfe gemacht? Habt Ihr mir nicht gesagt, der ächte Seemann müsse das dreifache Talent Heinrich des Vierten in sich vereinen, müsse Venus, Bellona und Bachus lieben und verehren? Euch zufriedenstellen, vollkommen werden will ich. Meine Venus ist Marie-Ange — der Bellona habe ich heute bereits Tribut dargebracht . . .

Nun willst du auch dem Bachus deine Huldigungen darbringen? fragte boshaft lächelnd Herr Trouin.

Die sind ihm schon früher, als Bellonen zu Theil geworden!

Du warst also im Wirthshaus?

Alle Tage, seitdem ich Euch verlassen, und jede Nacht beim Spiel!

Und getrunken hast du auch? fragte der alte Korsar, vor Freude die weinrothe Nase noch höher tragend, und mit einer Geberde, die Silens würdig gewesen wäre.

Von dem Theuersten und Besten.

Und gespielt hast du auch?

Ganz folgerichtig! Endlich die Ausgaben für Anzug, Schmaus und Tanz — alles nur, um Euch zu gefallen, mein Vater! so zwar, daß ich zur Stunde ein hübsches Sümmchen schulde . . .

Du hast also Gläubiger?

Die mir mit Verhaftung drohen!

Du bist verfolgt? geklagt?!

Für eine Summe von . . . hier hielt René inne . . .

Bomben und Kartätschen! was kümmert mich die Summe! rief der alte Herr, ganz außer sich vor Entzücken, aus. — Komm an meine Brust! Von Gläubigern verfolgt — und in deinem Alter! — Kein Zweifel mehr, ganz mein Ebenbild, daran erkannte ich in frühern Jahren meinen Beruf — von heute an bürge ich für den deinigen. Sei mir gegrüßt, mein ächter Seewolf! Spricht von der Summe! . . . Ich gebe ja für die Nachricht allein mit Freuden fünf tausend Livres.

Nicht genug, mein Vater! sagte René kühn.

Herr Trouin sah seinen Sohn verwundert an.

Gerade das Doppelte bedarf ich.

Der würdige Kapitän stand verblüfft und lautlos — doch er war zu weit gegangen, um umkehren zu können — er stellte also eine Anweisung von zehntausend Livres auf seine Kasse aus, und sie Du Guay einhändigend, rief er: Herr Kervan hat Recht, du wirst der größte Seemann deiner Zeit; doch lasse dir gesagt sein, fügte er vorsichtig hinzu, sobald ich einmal meine Brevet hätte, zahlte ich meine Schulden blos mit Prisengeldern!

Oeffnet mir den Ozean, sagte unser Held, mit feierlicher Geberde auf den Hafen hinweisend, und nächstens will ich, wie die Argonauten, mit einem goldenen Vließe heimkehren, und das bescheidene Wappen der Trouin soll dereinst unter den berühmtesten glänzen!

XII.

Die Gräfin la Bourdonais.

Dieser Vorgang hatte eine Stunde gewährt. Vater und Sohn kehrten triumphirend in den Ballsaal zurück. Der für Luc geltende René, der Held des Abends geworden, zog alle Augen, besonders die der Frauen auf sich. Doch er achtete es nicht, da die seines Bruders ihm winkten, der, da er alles mit angehört, unter seiner schwarzen Hülle am ganzen Leibe zitterte. René redete ihn leise an: Habe ich deinen Namen würdig getragen?

Leichtsinniges, aber edles Herz! erwiederte Luc, seine Hand fassend. Wie vielen Gefahren hast du meinetwegen getrotzt! Warum hast du mir den schrecklichen Zweikampf verhehlt! Hätte ich auch mein Leben zu vertheidigen nicht verstanden, so wäre doch das deine nicht gefährdet gewesen! Ach, wann werde ich dich so recht umarmen und dir danken können!

Sein Blut für Jemand vergießen, ist kein Opfer, das schwer zu bringen ist. Doch lasse uns des Kampfes Gefahren vergessen, und uns lieber der Freude des Sieges hingeben. — Ich habe deine Heirathsbewilligung und meine Ernennung, deine Zukunft und die meinige in der Tasche . . .

Leider, nur die eines Tages! antwortete Luc. Unser Vater wird morgen schon merken, daß er getäuscht worden ist. Himmel! wie willst du, daß ich eine solche Rolle fortspiele?!

Glaubst du etwa, ich gebe dir deinen Degen zurück? Du behältst meine Pedantenkleider und wir sind quitt! Ich bin noch lange nicht mit meinen Plänen zu Ende! . . .

Möge dich der liebe Gott erhören! aber der Traum ist zu schön . . . ich schaudere vor dem Erwachen.

Die Brüder drückten sich die Hände und blieben eine Weile schweigend neben einander stehen. Einer Fata Morgana gleich, zog die Tochter Bernard's vor ihren Augen vorüber, Luc mit dem Strahl eines Lächelns Hoffnung bringend, und René's Schmerz durch den Wiederschein einer Thräne neu belebend. Auch die großmüthigste Hingebung hat Momente der Selbstsucht, und unser Held fühlte sich durch das gebrachte Opfer schmerzlich bewegt. Nie war ihm der Engel von Dinard ein so wünschenswerther Besitz erschienen, als jetzt, wo er sie aufgab. Bald sah sie sein inneres Auge am Fenster, unter ihren Blumen, bald, ihn bei der Rückkehr begrüßend, auf dem Wege ihn zu lieben, es ihm zu gestehen, und sein Herz brach bei dem Gedanken, einem solchen Glücke freiwillig entsagt zu haben. Noch war René in Gedanken versunken, als plötzlich Madame de la Bourdonais, in ihrer ganzen blendenden, lockenden Schönheit vor ihm stand. Die Maske in der einen, den Fächer in der andern Hand, war sie, im langen Schleppkleide, die weißen Schultern entblößt, das rabenschwarze Haar von Wohlgeruch duftend, und die Augen lächelnde Strahlen sendend, gar herrlich anzuschauen. Von einem ihrer feurigen durchdringenden Blicke getroffen, ließ René, schier geblendet, die Hand seines Bruders fahren. Vergebens trat das liebliche Gesicht der holden Marie-Ange dazwischen; mit der Fiebergluth der Jugend, welche als Entschädigung für die Wirklichkeit einem Trugbilde folgt, stürzte René der Gräfin entgegen. Er tanzte, plauderte mit ihr; es war eilf Uhr und Du Guay war immer noch an der Seite der schönen Gräfin. Die Edelfrau schien im Innersten seiner Seele gelesen zu haben, und wollte ihn, wenn auch nicht trösten, doch durch Verführungskünste betäuben. Sie entfaltete so viel Anmuth und Freiheit, wie René, der doch so viele Frauen in der Nähe kennen ge-

Digitized by Google

ernt, nie geahnt hatte. Bald heiter, bald düster, nun ausgelassen, nun vernünftig, wußte sie ihn in das Netz dieser reizenden Kontraste so zu verstricken, daß das Bild der sanften Marie-Ange ihm ganz aus dem Sinne schwand. Nur Eines wunderte ihn, daß nämlich die Gräfin ihn nicht erkannte, gar nicht nach ihm fragte; und doch wußte er, daß sie nach ihm verlangt, und sogar nach Caën hatte schicken wollen, hätte ihr nicht Luc gestanden, es sei nicht nöthig. Wie kam es also, daß ihr unfehlbarer Takt, ihr scharfsichtiger Geist ihr nicht sagten: der junge Mann, der seit einer Stunde dich umgibt, ist nicht Luc Trouin, ist René Du Guay, dein Retter, nach welchem du gestern so dringend verlangtest. Der Arm, der dich stützt, die Hand, die die deine berührt, sind es, welche dich im vorigen Jahre den Wellen entrissen. Das Herz, durch dich so wundersam bewegt, hat die Schläge des deinen in der grausen Tiefe, im Angesichte des Todes gefühlt!? — Und diese berauschenden Erinnerungen hatten seit einer Stunde seine Gedanken gefangen, und verjagten seine alten Träume. — Und doch erkennt dein Ahnungs-Vermögen mich nicht!! — Wohl zwanzig Mal war René nahe daran, sich der Zauberin zu entdecken; allein er fürchtete, daß dieses, den Schein eines Vorwurfs an sich tragende Geständniß, ihn zu einem noch kühnern unwiderstehlich hinreißen würde; denn geblendet wie er war, kannte er sich selbst nicht mehr. Sein Kopf glühete, sein Herz schlug hörbar, seine Augen sprühten. Endlich konnte er der Versuchung nicht länger widerstehen, und sein Incognito benützend, gestand er ihr seine Liebe. Neues Erstaunen erfaßte ihn; die Gräfin zürnte ihm nicht, ja sie unterbrach ihn nicht einmal. Nur als seine Schwärmerei an die Gränze des Wahnsinns streifte, verließ sie ihn, ihm huldreich die Hand zum Kusse reichend; darauf nahm sie Abschied von Herrn Trouin, und verkündete, daß sie unverweilt nach einem ihrer Güter abreisen müsse. Ihr Wagen erwartete sie auch wirklich in der Straße, und bald wurde sie von vier schäumenden Rossen, im sausenden Galopp entführt... Jedermann kannte ihre Launen, und so war auch Niemand von dieser überrascht. Nur René, zwischen einem Himmel von Hoffnungen, und einer Hölle von Selbstvorwürfen getheilt, war dadurch in die seltsamste Stimmung versetzt.

XIII.

Die Unbekannte.

Noch war er im Nachdenken versunken, als er durch eine eigene Erscheinung aus seinem Hinbrüten geweckt wurde; — denn er sah plötzlich eine Maske vor sich stehen, die er auf dem Balle nicht bemerkt hatte. Die Maske, in der eine Frauengestalt nicht zu verkennen war, trug ein reiches indisches Kostum, war aber so dicht verhüllt und verschleiert, daß nur der schlanke Wuchs zu errathen war. Sie neckte unsern Helden mit dem Fächer, nahm alsdann seinen Arm, und zog ihn mit sich fort unter die Menge, die jedoch, seitdem die Gräfin den Saal verlassen, sich sehr gelichtet hatte.

Mein Herr! sprach ihn die Indianerin an, ich habe Euch viel ernste Dinge mitzutheilen.

Ernste Dinge auf einem Maskenball? Das ist seltsam und neu, doch um so lieber leihe ich Euch mein Ohr.

Wohlan, so vernehmt zuerst, daß ich Euch kenne. Ihr seid René und nicht Luc!

Wer verbürgt Euch das?

Die Wunde hier an Euerer Rechten, so wie die goldene Kette an Euerm Halse.

René erbebte, denn er glaubte Beides wohl verborgen.

Ihr habet Luchs-Augen! antwortete er, indem er seinen Aermel herunterschlug, und sein Wamms verhüllte.

Zu spät, Herr Ritter! versetzte die Maske mit boshaftem Lächeln; und überdies bringt Euch Beides ja nur Ehre! Die Wunde habt Ihr von Herrn von Brillantais vor Sonnenuntergang am alten Walle; und die Kette habt Ihr aus den Händen der Gräfin de la Bourdonais als Sieges-Preis empfangen.

Dies Alles jedoch beweist nicht, daß ich René bin!

Glaubt Ihr, mir, wie Euerem Vater, was weiß machen zu können? und das Lachen der Indianerin drang wie Silberton in das Ohr des jungen Mannes.

Kein Zweifel mehr, Ihr wisset Alles. Gleichviel, Madame! Enthüllet mir nur Euern Namen . . . oder Euer Gesicht . . .

Das hieße den Eindruck stören.

Ich habe Euch also zuweilen gesehen?

Ihr sahet mein Gesicht, und nun will ich Euch in mein Inneres blicken lassen, da ich das Euere errieth.

Stürmisch klopfte das Herz René's bei dem Tone dieser Rede. Die Stimme, die zu ihm sprach, erweckte dunkle Erinnerungen in ihm; doch bemühete er sich umsonst, ihnen auf die Spur zu kommen.

Ich liebe Euch, René! fuhr sie noch süßer und eindringlicher fort. — Hier fühlte sich unser Held von einem Taumel übermannt, so viel Gemüthsbewegungen in einem Tage hatten seine Kraft gebrochen, die verschiedenartigen Gefühle, die er für Marie-Ange und die Gräfin empfunden hatte, vereinigten sich hier, um ihn mit einem Schlage zu Boden zu drücken. Bild um Bild rauschte an seiner erhitzten Fantasie vorüber, und den chaotischen Empfindungen von Trostlosigkeit und Hoffnung, von Reue und Glück, Schweigen gebietend, vergaß er Zukunft und Vergangenheit, um dem Zauber der Gegenwart sich ganz hinzugeben.

Ja, ich liebe Euch, sprach die Unbekannte weiter, und werde niemals einen Andern als Euch lieben; doch nur unter der Maske kann ich Euch dieses sagen, denn groß ist die Kluft, die uns trennt — aber ich will Euch wenigstens meine Hingebung dadurch beweisen, indem ich Euch den Weg zu Ruhm und Glück öffne!

Diese Worte verfehlten auf Du Guay ihre Wirkung nicht, er horchte auf, wie ein junges Schlachtroß, das den Ruf der Schlachttrompete hört.

Ich weiß Alles, was Ihr in Eurem Berufe gelitten; Herr Trouin täuscht sich — auch mißbillige ich seinen Entschluß! Euer Platz ist auf einem Kriegsschiffe, und nicht auf der Schulbank!

O, wer Ihr auch sein möget — nehmet meinen herzlichsten Dank! rief Du Guay, indem er seinen Degen und den Arm der Unbekannten zugleich an's Herz drückte.

Aber gestehet nur, fuhr sie fort; Euer Unrecht übertrifft das Eures Vaters bei Weitem. Ihr verfolget nicht immer schnurstracks den Weg der Ehre, und habt Euch gar sonderbare Gefährten auserkoren.

Was meint Ihr damit? fragte René tief verletzt.

Ich meine, daß Ihr für den Salon und nicht für die Schenke geschaffen seid; für das Schlachtfeld, aber nicht für den Fechtboden und die Spielhölle.

Und ohne dem jungen Manne Zeit zur Antwort zu gönnen, rechnete sie ihm Tag für Tag vor, welch ein Leben er seit zwei Monaten geführt.

Ich verarge es Euch nicht, daß Ihr, als Euer Vater Euch unter der Aufsicht zweier bewaffneter Diener mit Extra-Post nach Caën schickte, dieselben zur Pflichtverletzung verlocktet, und an der Schulthüre angelangt, rechts umkehrtet, nachdem Ihr Euch mit dem Briefe Eures Vaters für den Rektor die Pfeife angezündet . . . Hättet Ihr Euch damals auf dem ersten besten Küstenfahrzeug eingeschifft; ich würde Euch auch deßhalb keine Vorwürfe machen; Ihr sehet also, daß ich nachsichtig sein kann . . . aber unverzeihlich bleibt es, daß Ihr von Markt zu Markte zoget, Muth, Witz und Geld dort vergeudetet, und Abenteurer jeglicher Art aufsuchtet, die sich glücklich fühlten, auf Euere Kosten leben, und den Schutz Eueres Ansehens geltend machen zu können . . . In jener saubern Gesellschaft habt Ihr die niedrigsten Liebeshändel gesucht, die Schaarwache beschimpft, in den Gasthäusern das Oberste zu Unterst gekehrt, an allen Kreuzwegen Raufhändel gesucht, und Euer edles Blut gegen gemeine Abenteurer vergossen. Selbst hier in St. Malo habt Ihr Euch mit einem Kanonier gebalgt, und mit einem Fechtmeister geschlagen; nach Rouen zogt Ihr mit einem von den Gerichten verfolgten Renommi-

Digitized by Google

sten; dort seid Ihr Beide in das Haus eines Justizbeamten gedrungen, habt ein zweideutiges Frauenzimmer daraus entführt, und um ihren Besitz mit dem Degen in der Faust gestritten . . . Nachdem Ihr einige Tage im Gefängnisse gesessen, seid Ihr nach Paris gegangen, um dort dieses regellose Leben von Neuem zu beginnen . . .*) Endlich kehrtet Ihr tiefverschuldet nach St. Malo zurück, von Häschern verfolgt und gequält, mit welchen Ihr Euch zu Land und zu Wasser, sogar inmitten des tollen Fastnachtstreibens herumstrittet . . . Ich frage Euch nochmals, René! ist diese Lebensweise Euerer würdig? Genügen solche Triumphe Euerem Ehrgeiz? Sind das die Versuche, durch die Ihr Euern einstigen Ruhm vorbereiten wollt?

Das eigene Gewissen unseres Helden hätte nicht bestimmter und wahrer sprechen können; er stand vor Scham und Reue stumm und regungslos da, froh, unter der Maske seine Thränen und seine Schamröthe verbergen zu können.

Ihr habt Recht, Madame! sagte er stotternd, ich bin nicht werth, Euch den Arm zu bieten!

Und den Arm der Indianerin sinken lassend, wollte er sich entfernen.

Bleibt! rief sie zärtlich, ihn zurückhaltend. Wenn ich Euch meine Liebe gestanden, so geschah es, weil ich auf Euer besseres Selbst rechne! Euer Herz ist inmitten Euerer Verirrungen rein und gut geblieben. In der heißen Thräne, die aus Euerem Auge auf meine Hand gefallen — an dem heldenmüthigen Unternehmen, zu dessen Ausführung Euch brüderliche Aufopferung antrieb — erkenne ich Euch. Wird auch die Kindespflicht ein Wenig dadurch verletzt, immerhin, ich heiße es dennoch gut, und ich bin gekommen, um Euch ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Eueren Vater anzubieten.

Ihr seid ein Engel der Barmherzigkeit und der Güte! rief von Dankgefühl durchdrungen René aus.

Ich will ein Engel der Erlösung sein. Ich will aus Euch einen Helden, einen großen Mann machen.

Hier richtete René mit stolzer Geberde sein Haupt empor.

Nun hört meine Bedingungen: Kein unnützer Zweikampf, keine erniedrigenden Vergnügungen mehr! Ein Lebewohl auf ewig dem Spiel, der Schenke und dem Fechtboden! Arbeiten, Thaten und ehrbaren Kampf fordere ich von Euch! Führet Euren gestrigen Plan aus; nehmet morgen Luc's Platz auf der Gabriele ein. Entwaffnet den Zorn Eures Vaters durch Thaten Eures Muthes und Eures Talents! Und wenn er dennoch eigensinnig Euch die Laufbahn verschließt, die Euch die Natur angewiesen, so werde ich sie Euch öffnen! Von heute an wache ich über Euch, und werde Euch nicht aus den Augen verlieren. Ihr werdet mich nicht sehen, aber Ihr werdet meinen Einfluß fühlen; und dieser soll allmächtig für Euer Glück wirken, wenn Ihr Euch dessen stets würdig zeigt!

René war trunken von Stolz und Freude; er kam sich um eine Elle größer vor; er sah wie Rinaldo alle seine Träume durch eine Armida verwirklicht; aber ein einziges Wort, ein unheilvolles Wort trübte sein Glück.

Aber Euch nicht sehen, Madame! heißt das nicht, mir Ermuthigung und Belohnung entziehen? Könnte ich einen Augenblick Euch sehen, mit Freuden würde ich tausendmal thun, was Ihr begehret.

Wohlan! sprach die Indianerin nach kurzem Stillschweigen, Ihr sollt mich eines Tages sehen.

Dabei überreichte sie René ein goldenes, zierlich gearbeitetes Medaillon, das sorgfältig verschlossen war.

Traget dieses Medaillon wie einen geweihten Talisman. Auf Eurem Herzen ruhend, wird es seine Schläge zählen, und Euch kund geben, wenn Ihr recht oder unrecht handelt; wenn Ihr es öffnen werdet, werdet Ihr mich erkennen.

Und darf ich es öffnen?

Sobald Ihr Schiffs-Kapitän Sr. Majestät seid — aber nicht früher, und dieses schwört mir.

*) Alle diese Thatsachen sind historisch. Du Guay Trouin selbst hat sie in seinen Denkwürdigkeiten veröffentlicht.

Ich schwöre es Euch, aber ich werde trachten, daß ich nicht lange zu warten brauche.

Die Indianerin drückte hierauf René's Hand so feurig, daß es ihm schien, als ob eine übermenschliche Kraft in ihm erwacht wäre . . . dann verschwand sie, mit dem Verbot ihr zu folgen. Und René selbst eilte dem Walle zu, um in's Freie zu gelangen, denn sein Gehirn drohte, wie ein Vulkan, seine Hülle zu sprengen.

XIV.

Die Engländer.

Die Uhr der Kathedrale schlug die Mitternachtsstunde, aller Lärm und Tumult des Karnevals war zu Ende. Nach und nach erloschen auch die letzten Lichter, nur die buntgemalten Fenster des Hauses Trouin erglänzten noch in Kerzenschimmer. Verödet waren Wall, Damm und Hafen, und die Inseln und Vorgebirge erschienen wie schlafende See-Ungeheuer. Die Fluth war eingetreten, und gar wunderbar tönte weithin durch die stille Nacht ihr furchtbares Athemholen . . . und alles war vom Silberschein des Mondes so magisch und hell beleuchtet, daß der sonst so helle Schein der Lampen in den Leuchtthürmen dagegen verblich.

René gewann beim Anblicke dieses erhabenen Naturbildes seine Ruhe und Fassung wieder.

Dort, sagte er, den Blick auf den Ozean geheftet, dort ist meine Laufbahn, wo mich Ruhm und Glück erwarten! . . . Ach! könnte ich ihn im Augenblicke zu einem weiten, weiten Schlachtfelde umschaffen, bald sollten Hochthaten mir die Erlaubniß erringen, dieses Medaillon zu öffnen, das das Geheimniß meines Lebensloosses enthält.

Als er so da stand und seine Blicke bis an den fernsten Horizont streifen ließ, erbebte er plötzlich am ganzen Leibe; ein Schrei des Staunens, der Freude und Angst entfuhr seiner gepreßten Brust, und nachdem er noch eine Zeit lang wie ein lauernder Löwe, der seine Beute wittert, in die Weite hinausgestiert, hob er die Hände gen Himmel. Dank dir, mein Gott! rief er, du hast mich erhört! . . . Pfeilschnell kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, und kaum die Maske vornehmend, stürzte er mit dem Rufe in den Ballsaal: Zu den Waffen! die Engländer! zu den Waffen!

Wir versuchen es nicht, die Wirkung zu beschreiben, die eine solche Botschaft, zu solcher Stunde, auf die in Seide und Sammt gekleideten Korsaren hervorbrachte; die Musik verstummte — die Quadrillen lösten sich auf — die Frauen fielen in Ohnmacht, und die Männer entblößten ihre Schwerter. Der Ruf: Zu den Waffen! die Engländer! fliegt von Mund zu Munde, von Thür zu Thüre, von Straße zu Straße, die ganze Stadt fährt mit Schreck aus dem Schlafe auf, und bei dem Dröhnen der Sturmglocke stürzt Alles in Haufen auf die Wälle hinauf.

René hatte sich nicht getäuscht, die ganze Bevölkerung, Männer, Frauen, Kinder, noch halb im Schlafe, in den seltsamsten Anzügen, waren seinem Aufrufe gefolgt, und sahen zuerst ein Segel, dann zwei, bald darauf fünf, zehn, ja zwanzig, bis sie endlich die ganze englische Flotte, und in ihrem Geleite die Höllenmaschine gewahrten, wie sie, einem Haufen riesiger Seemöven gleich, immer näher kam, sich in den Gewässern St. Malo's ausbreitete, und der Stadt durch sechsundzwanzig Kanonenschüsse, die der Wiederhall vervielfachte, ihr Schicksal verkündeten.

XV.

Die Schlange unter den Blumen.

Am Morgen des Aschermittwochs waren alle englische Schiffe in Kanonenschußweite von den Wällen quer vor Anker gelegt. Der höllische Brander, mit geheimnißvollen Schrecken schwanger, war unter allen, an seinen weiten schwarzen Seitentheilen kennbar . . . Die Ein-

Digitized by Google

bildungskraft erschöpfte sich in ungeheuerlichen Vermuthungen, welche Zerstörungselemente darin wohl enthalten sein mochten, und doch kam keine der Wirklichkeit nur entfernt nahe . . . Admiral Damby gab den Malonesen vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, ob sie kapituliren, oder ihre Häuser in Asche verwandelt sehen wollten. Statt aller Antwort betrieben sie nur desto eifriger die nöthigen Vorbereitungen, um zu siegen oder zu sterben.

Mit der Ruhe eines römischen Senators, sah Herr Trouin, nachdem er die zu einem Ausfalle nöthige Munition und Waffen auf die Gabriele hatte bringen lassen, der Stunde des Kampfes entgegen. In seinem Kabinet von vielen Komptoristen umgeben, lief er ganz gleichgiltig, als ob der Tod nicht über seinem Haupte schwebte, die während seiner Abwesenheit angekommenen zahlreichen Briefe durch.

Das Briefpacket von Caën erblickend, rief er aus:

Nun zuerst zu René's Briefen. Einmal in der Woche habe ich Nachricht von ihm verlangt . . . Jetzt sind's gerade acht Wochen geworden. -- Sehen wir, ob er in seinen guten Vorsätzen beharrt.

Und der würdige Korsar, bei jedem neuen Brief immer heiterer werdend, las folgende Stellen, um sich noch mehr daran zu ergötzen, mit lauter Stimme.

Hochschule Caën 1. März.

Mein lieber Vater!

Ich arbeite und strenge alle meine Kräfte an, um Euch zufrieden zu stellen. Das Studium der Rechte ist nicht so schwierig, als ich mir es gedacht . . . Bald glaube ich so viel davon zu verstehen, als unsere Rechtsgelehrten, u. s. f.

Hochschule Caën 8. März.

Ich arbeite sehr fleißig, lieber Vater! und ich bin so glücklich, daß alle mit mir zufrieden sind . . . Mein Beruf wird mir schwer, aber es gereicht mir zur süßen Pflicht, Euch dieses Opfer zu bringen. u. s. f.

Hochschule Caën 15. März.

Ich arbeite mit allen Kräften, lieber Vater! und Ihr werdet entzückt sein, von meinen Fortschritten zu hören. Wir hatten gestern ein Colloquium über Spielschulden . . . Ich sprach eine Stunde gegen diese Geißel der Jugend, und ich gewann meine Sache unter Beifallrufen der Professoren. O! hätten doch die Spieler alle mich hören können.

Hochschule Caën 22. März.

Ich setze meine Arbeiten mit Erfolg fort, lieber Vater! Ich gewöhne mich an Juristenrock und Schuldisziplin. Ich habe diesen Morgen eines Richters Amtsmütze aufgesetzt, und konnte mich vor Lachen kaum ansehen.

Hochschule Caën 1. April.

In Folge angestrengten Arbeitens, lieber Vater! bin ich erkrankt; aber seid unbesorgt, schicket mir nur ein Dutzend Goldstücke, um mir Süßigkeiten zu kaufen u. s. w.

Armer Junge! rief Herr Trouin gerührt aus; statt zwölf Goldstücken will ich ihm hundert Laubthaler schicken. Und nachdem er die drei letzten Briefe, die immer mit der alten Leier, ich arbeite, ich arbeite, ich arbeite, begannen, zu Ende gelesen, rief der alte Kapitän erstaunt aus:

Welch wunderbare Umgestaltung! Gestern noch ein Taugenichts, heute ein kleiner Heiliger. Ja wahrhaftig, ich bin fast zu glücklich mit meinen Kindern . . . Nun sind beide, wie ich sie gewollt, und ich habe vom Himmel nichts mehr zu begehren. Ich wußte wohl, daß ich René und Luc die Köpfe zu Recht setzen, daß ich aus dem Einen ein Muster der Advokaten, und aus dem Andern ein Vorbild eines Korsaren machen würde! Ja! das kömmt daher, weil ich mich darauf verstehe, jungen Leuten den rechten Weg zu zeigen, und nicht zu jenen Komödienvätern gehöre, denen man ein X für ein U vermachen kann.

Während Herr Trouin seine Freude so verlautbarte, hatte er ein am selben Morgen angekommenes Schreiben eröffnet; doch kaum hatte er hineingeblickt, als sich plötzlich sein Gesicht umwölkte, und ein schauderhafter Fluch seinen Lippen entfuhr.

Die Schlange, die der würdige alte Herr unter den Blumen gefunden, zischte wie folgt:

„Herr Trouin!

Ich kann weder Euch noch mich von Eurem Sohne, Herrn Du Guay, länger zum Narren haben lassen. Ihr glaubt ihn zu Caën in Studien versunken, er aber hat die Hörsäle noch mit keinem Fuße betreten. Seit zwei Monaten zieht er von Markt zu Markt, Schenken, Spielbänke und andere ähnliche ehrbare Orte besuchend. Vier oder fünf Mal hat er sich geschlagen, in Rouen eine Frau entführt, ist in Haft gesessen, dann nach Paris gegangen, und spricht Euch gegenwärtig in St. Malo Hohn. Nachdem er die Stadt durch seine Fastnachtsschwänke erbaut hatte, trieb er die Kühnheit so weit, heute Nacht sogar auf Eurem Ball unter dem Namen seines Bruders Luc aufzutreten, im Kostum eines Korsaren, welches er mir noch zur Stunde schuldet, und außerdem für andere Lieferungen im Ganzen 999 Livres 19 Sous 11 Deniers, weßhalb ich einen Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt habe. Durch schöne Worte und falsche Namen hat er mich bis jetzt zu hintergehen und hinzuhalten gewußt, aber durch einen Spion, der ihm bis zu Euerer Thüre gefolgt ist, habe ich alles haarklein erfahren. Ich bitte Euch daher, ihn nach Verdienst zu behandeln, und meine Forderung anzuerkennen.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Chrysostom Duciseau,
Maskenschneider."

Man erinnert sich wohl, daß dieser fürchterlichste der Gläubiger dem zu Dinard abgeschlossenen Vergleich nicht beigetreten war, und durch diese Ueberraschung, die er unserem Helden bereitete, sich an ihn rächen wollte.

Dieser heillose Brief enthüllte Herrn Trouin die ganze mit ihm gespielte Komödie.

Bomben und Kartätschen! rief er entrüstet. Der Freibeuter war nicht Luc — und während ein Helfers-Helfer René's von acht zu acht Tagen diese Briefe aus Caën an mich abgehen ließ, wagte er es . . .

Er konnte nicht vollenden, so erstickte ihn die Wuth. Noch einmal las er den furchtbaren Brief, und stand von Neuem wie vernichtet da, bis endlich sein Zorn durch einen solchen Ausbruch von Flüchen und einen solchen Spektakel sich Luft machte, daß alles herbeistürzte, in der Meinung, er sei durch einen Gichtanfall dem Ersticken nahe.

Aber ohne auf Jemand zu achten, herrschte er seinem Kassier zu:

Hat Euch mein Sohn eine Anweisung auf zehn tausend Livres präsentirt?

Nein, Herr Trouin!

Wohlan! wenn sie Euch vorkömmt, zerreißt sie, und benachrichtiget mich sofort davon.

Darauf ergriff er hastig eine Feder, und richtete Folgendes an Herrn Duciseau:

„Zwei tausend Livres für Euch, wenn René im Verlauf einer Stunde gefänglich eingezogen ist. Hetzt alle seine Gläubiger gegen ihn auf, und rottet alle Gerichtsdiener gegen ihn zusammen."

In dem Augenblicke wurde ihm das allgemeine Gerücht hinterbracht, daß der Lootse Bernard auf der englischen Flotte sich befinde. Nun steigerte sich seine Wuth bis zur Raserei. Was er bei kaltem Blute heftig bestritten haben würde, glaubte er nun steif und fest.

"Bernard bei den Engländern? schrie er mit kreischender Stimme; und die Tochter dieses Verräthers soll meinen ältesten Sohn heirathen? Bomben und Kartätschen! Eher will ich ihm den Hals umdrehen! Luc! Wo ist Luc? Man schaffe mir ihn herbei, todt oder lebendig!

Digitized by Google

Aber Luc hütete sich wohlweislich zu erscheinen. Er hatte sich gleich beim Beginn des Ausbruchs auf die Gabriele geflüchtet, indem er es verzog, den feindlichen Kugeln als dem väterlichen Zorn die Stirne zu bieten.

Endlich gelang es der guten Dame Trouin, den heftigen Zorn ihres Gemals zu stillen, oder vielmehr geschickt gegen die Engländer zu lenken, deren Geschützes-Donner so eben ihre letzte Aufforderung verkündete. Demohngeachtet hätte das Schwören, Fluchen und Toben des alten Korsaren noch lange nicht nachgelassen, wäre Herr Du-ciseau nicht mit der erfreulichen Nachricht eingetreten, daß René in Haft gebracht worden sei.

Die Gerichtsdiener hatten ihn gerade in dem Augenblicke festgenommen, als er der Gefahr wie einem Feste entgegeneilte, hatten ihn aufgefordert, die schuldigen zehn tausend Livres zu bezahlen, und ihn, als er dies, wie natürlich, nicht im Stande war, trotz der allgemeinsten Entrüstung in's Gefängniß geschleppt.

XVI.

Der Kampf.

Mit Anbruch des Tages spielte das Feuer aller Batterien der englischen Schiffe auf St. Malo. Eine der ersten Bomben schlug das Dach der Kathedrale ein, und zersplitterte das schöne kunstvolle Fenster des Chors. Seit dem frühen Morgen zogen Frauen und Kinder schaarenweise aus der Stadt, die Straßen waren von davoneilenden, beladenen Wagen überfüllt, und arme Leute, ihre Habe auf dem Rücken, drängten sich flüchtend hindurch. Es war ein mitleiderregender Anblick.

Während die Männer St. Malo's, der Kugeln spottend, mit dem ganzen Geschütze ihrer Wälle dem Feinde schnell und lebhaft antworteten, hatte eine kleine Flotte Korsaren-Fahrzeuge unter dem Feuer des englischen Geschwaders den Hafen verlassen, um im Rücken desselben eine verzweifelte Diversion zu versuchen.

An der Spitze dieser kleinen Flotte segelte die Gabriele, deren flatternde, kaum vor vierundzwanzig Stunden geweihte Flagge ungeduldig war, die Bluttaufe zu empfangen. Herr Trouin in Galla-Uniform, das weiße Haar um das ehrwürdige Greisenhaupt spielend, das Sprachrohr in der Hand, Dolch und Pistolen im Gürtel, stand hoch emporgerichtet auf seinem Ehrenplatze, die ganze Schiffsmannschaft mit seinem Blicke beherrschend. Zu seiner Rechten hielt sich Luc, streng von dem Alten überwacht, und wie er, bis an die Zähne bewaffnet. Sein Gesicht war bleich, aber seine Haltung beherzt; man sah ihm an, daß er entschlossen war, um jeden Preis, ja um den seines Lebens, sich die väterliche Verzeihung zu erkaufen. Noch glänzten einige Thränen in seinem Auge, als letzte Spur des Sturmes, der über seinem Haupte losgebrochen war; aber das feindliche Kartätschenfeuer trocknete sie gar bald, und selbst Herr Trouin, als er ihm das Commando-Wort „die Hängematten herunter!“ zu wiederholen befahl, war von der Festigkeit des Tones, mit der es geschah, überrascht. — Die kleine Flotte Segelte eben über die Landspitze von Dinard hinaus, als die Gabriele den englischen Schiffen ihre erste Ladung zusendete. Im selben Augenblicke öffnete sich eine Lucke des Hinter-Castells. Zuerst wurde ein Kopf mit langem Haare sichtbar, dann zwei mit Pistolen bewaffnete Arme, und flugs sprang ein neuer Kämpfer auf's Verdeck, in welchem Herr Trouin sogleich seinen Sohn René erkannte.

Der alte Korsar fuhr bei diesem Anblick zurück, als hätte er einen Geist gesehen . . . er vergaß sein Schiff, die Engländer, die ganze Welt . . .

Auch hier!!! schrie er mit donnernder Stimme, stärker als die der Kanonen.

Und schwarz vor Zorn, stürzte er mit aufgehobenem Sprachrohr auf René los, und hätte ihn sicher damit zu Boden geschlagen, wäre nicht der junge Mann mit der Behendigkeit des Eichhorns auf den Mastkorb geklettert.

Von der Höhe dieser nicht leicht zugänglichen Rednerbühne herab, erzählte er, wie sein Schutzgeist ihm Abends zuvor das Gefängniß geöffnet. Er hatte sich wie ein Löwe im Käfig gebärdet, mit Händen und Füßen um sich geschlagen, und war bei jedem Kanonenschuß versucht gewesen, sich den Kopf an den Wänden zu zerschmettern; da, nach zehnstündiger Haft, war der Anführer der Häscher in eigener Person erschienen, um ihm zu verkünden, er sei frei. Eine Unbekannte habe alle seine Gläubiger bezahlt, und eine allgemeine Aufhebung des gerichtlichen Beschlages auf die Gerichtsschreiberei gebracht.

Es war ihm gelungen, durch eine Stückpforte auf das Zwischendeck zu gelangen, und sich die Nacht über im Schiffsraum verborgen zu halten. René bat seinen Vater, Gnade für Recht ergehen zu lassen, ihm seine frühern und neuesten Jugendstreiche zu vergessen und zu vergeben, und schwur, von nun an sich als ein ächter Krieger zu benehmen, man möge ihm nur Gelegenheit dazu geben . . . erklärte aber zugleich, daß er sich lieber von den Engländern in Stücke hauen lassen würde, als auf die Hochschule zurückzukehren.

Diese von René gemachte Eröffnung brachte die ganze Schiffsmannschaft auf seine Seite, steigerte hingegen nur den Grimm des Herrn Trouin. Furchtbare Drohungen und Flüche waren seine alleinige Antwort, und er schwur, wenn René herabkäme, ihn körperlich zu mißhandeln.

Trotz dem verließ René freiwillig seinen unzugänglichen Zufluchtsort . . . Er gewahrte, daß eine Kugel den Besan-Mast getroffen hatte, kletterte pfeilschnell herab, und eilte auf seinen Vater zu, um eine Raa aufzufangen, welche diesen unfehlbar zerschmettert haben würde . . . er selbst wurde davon zu Boden geschleudert, seine frühere Wunde öffnete sich von Neuem, und blutend sich aufrichtend, reichte er dem Vater die Hand.

Doch die natürliche Güte des Herrn Trouin mußte seinem Zorn weichen . . . Schon wollte er seinem Sohne die Arme öffnen, als er ihn aber wohlbehalten und lächeln sah, nahm er ihm seinen Degen ab, und befahl, daß man ihn auf's Zwischendeck hinab führen, und ihn dort fesseln solle . . . Seine ganze Autorität reichte kaum hin, sich Gehorsam zu verschaffen . . . René weinte vor Schmerz. Die Matrosen weinten vor Mitleid, Luc lag schluchzend auf den Knieen . . . Alles umsonst, der alte Kapitän wandte das Gesicht ab, stieg zu seinem Ehrenposten hinan, und gab die nöthigen Befehle, um eine feindliche Fregatte zu entern. Als die beiden Schiffe an einander stießen, und in unmittelbarer Nähe ihre volle Ladungen wechselten, hörte man den Schmerzensruf René's:

Vater! meine Waffen, gebt mir meine Waffen zurück!

Kaum waren einige Minuten verstrichen, als Herr Trouin von einer Kugel an der Stirn getroffen, zu Boden stürzte. Doch bevor sein Blick sich ganz umwölkte, sah er noch seine Flagge fallen, seine Matrosen von der Vertheidigung abstehen, und die siegenden Engländer auf sein Verdeck stürmen.

Er machte einen verzweifelten Versuch sich in's Meer zu werfen, doch die Engländer kamen ihm zuvor, und er hatte den Schmerz, von Feindeshänden sich seinen Degen entreißen zu sehen; das Bewußtsein verließ ihn.

Als er zu sich kam, wie groß war sein Erstaunen! Statt der gehaßten Engländer erblickte er seine beiden Söhne an seiner Seite, seine Mannschaft triumphirend, seine Flagge aufgezogen, die Fregatte erobert und die Feinde besiegt . . . Du Guay war es, der, nach dem er seine Fesseln gebrochen, dieses Wunder gewiekt hatte . . .

Durch sein Beispiel angefeuert, hatte auch Luc sich mitten unter die Feinde gestürzt, auch waren beide verwundet, aber glücklicherweise eben so leicht als ihr Vater; itzt überreichten sie ihm mit seinem eigenen Degen, den des englischen Kapitäns.

Herr Trouin glaubte vor Freude zu sterben . . . in Thränen aufgelöst sank er in die Arme seiner Söhne, und rief stotternd aus:

Meine Kinder, meine würdigen Kinder!

Werdet Ihr mir nun vergeben, fragte René, und mir meine Waffen wiedergeben?

Nicht allein vergeben will ich dir, mein Sohn! erwiederte der Alte, sondern meinen eigenen Degen sollst du von nun an tragen, ich überlasse dir den Oberbefehl der Gabriele!

Und sogleich den Commando-Platz einnehmend, führte René, unter dem Zurufen der Mannschaft, Schiff und Prise triumphirend in den Hafen zurück.

XVII.

Der Hund von St. Malo.

Der Sieg Trouin's hatte die Aufhebung der Belagerung nicht zur Folge . . . Die englischen Bomben schleuderten noch immer Verderben in die Stadt, und der Höllenbrander schickte sich an, St. Malo mit einem Schlage in einen Stein-Haufen umzuwandeln.

Gerade als die gräßliche Maschine, von einem günstigen Seewinde getragen, sich der Küste näherte, kehrte René von einem neuerlichen Streifzuge nach Dinard zurück, in Begleitung seines Matrosen La Gall, und vieler andern Fischer, die er, wie er es ihnen versprochen, dazu aufgefordert hatte. Sie hatten einen Landungsversuch des Feindes bei St. Jagu siegreich abgewehrt, aber sie brachten den armen Piloten-Zögling, auf einer Bahre liegend, tödtlich verwundet zurück.

Dieser klägliche Anblick, im Verein mit jenem des heillosen Branders, welchen man noch immer unter der Leitung Bernard's glaubte, hatte Bauern und Fischer so erbittert, daß nichts mehr im Stande war, ihren Unwillen zu zügeln.

Die Zahl der Begleiter des Sterbenden war von Dorf zu Dorf angewachsen, und der rachedürstigen Menge genügte itzt nicht mehr die Einäscherung des Hauses, nein, nur die Vertilgung der ganzen Familie des Verräthers.

Tod allen Bernard's! schießen wir sie sammt und sonders nieder und zwar auf der Landspitze; damit der Elende, bevor er uns verderbe, es mit ansehe, von der englischen Flotte aus es mit ansehe, wie seine ganze Brut von unsern Händen vernichtet wird, damit die Wogen ihm, nebst unserm Fluche, die Leiche seines letzten Kindes zuführen!

So schrieen die Verblendeten, in ihrer Raserei ganz außer Acht lassend, welche Häupter sich ihr Wahnsinn zum Opfer erkoren; Marie-Ange, die sie selbst vor Kurzem noch „die gute Jungfrau von Dinard" genannt hatten, ihren Onkel, einen siebenzig jährigen Greis, und einen Knaben von zwölf Jahren, der erst am selben Tage von St. Malo herübergekommen war.

Du Guay hoffte, daß der Anblick dieser Unschuldigen der Raserei Einhalt thun würde; aber, nur noch hundert Schritte von dem Hause, sah er das Eitle seiner Hoffnung und die Ohnmacht seiner Bestrebungen ein, einer Menge gegenüber, die nichts Menschliches mehr an sich trug.

Die Höllenmaschine kam immer näher, und schickte sich bereits an, das Fort Royal zu umschiffen. Stadt und Gefilde waren in eine schauerliche Stille versunken, die Stille einer ganzen Bevölkerung, die der Vernichtung entgegensieht! Die Einwohner flohen aus ihren Häusern, die Soldaten von ihren Posten. Kein einziger Schuß wurde auf den Brander abgefeuert; was hätten auch Kugeln gegen einen Verderben bergenden Vulkan vermocht? Man hörte nichts, als das Geläute der Glocken — grausenhaftes Todtengeläute für Tausende noch Lebende — und die Stimmen der Priester, die Gott um Erbarmen anflehten. Die Fischer stießen Verwünschungen aus, warfen den widerstrebenden René über den Haufen, stürzten über ihn hinweg, drangen in das Haus Bernard's, rissen Marie-Ange, den greisen Onkel und seinen armen Knaben gewaltsam heraus, schleppten sie zur Landspitze hin, und schickten sich an, sie niederzuschießen . . . .

Da ging die Höllenmaschine los, und nie vorher hatte ein menschliches Ohr eine ähnliche Explosion gehört.

Anfangs stieg nur eine unermeßliche Rauch- und Flammensäule lothrecht in die Höhe . . . . doch unmittelbar darauf folgte Schlag auf Schlag, dem Bataillen-Feuer Hunderter von Batterien vergleichbar, und die letzte Detonation, die schrecklichste von Allen, schien Himmel, Erde und Meer zu erschüttern, und die Harmonie der Elemente aufzuheben. Der Chronist von St. Malo behauptet, daß man sie in Alençon, also mehr denn dreißig Stunden weit gehört habe. *)

Hierauf breitete sich die flammende Rauchsäule langsam aus, das Tageslicht verhüllend, daß es schier Nacht zu sein schien. Alsdann sah man aus dem Rachen des Vulkans die verschiedenartigsten Körper hervorschießen, und sich nach allen Richtungen hin verbreiten; — blutrothe Feuerstrahlen, schwarze feste Körper, kreiselnde Feuer-Sonnen, eiserne Ketten und Stangen, ganze Fässer mit Pulver, Schwefel und Salpeter, kurz, alle nur erdenkliche Zerstörungswerkzeuge.

Schon beim ersten Getöse war Alles auf die Kniee gesunken, die Seele Gott empfehlend. Aber man denke sich das allgemeine Staunen, den allgemeinen Jubel, als sie, sich emporrichtend, gewahrten, daß die Häuser St. Malo's aufrecht und unversehrt da standen, und der Höllenbrander fünfzig Klafter weit von den Wällen gescheitert war, und seinen Inhalt unschädlich gegen eine Klippe entleert hatte. Man glaubte anfangs, es sei ein Wunder geschehen, und ein Schrei der Dankbarkeit stieg gen Himmel . . . aber der Himmel antwortete, indem er einen blutenden Körper an den Strand warf, am Fuß eben jener Landspitze von Dinard, kaum zwanzig Schritte von jenen Fischern, die eben ihre Gewehre auf Marie-Ange anlegten. Und der blutige Körper, den unser Held untersuchte, war kein Anderer, als der Bernard's. Also war es doch er, der den Brander lenkte! und sicher würden ihm die Fischer den Rest gegeben haben, hätte René auf seiner Brust nicht eine Büchse von Blech entdeckt.

Sie wurde geöffnet, und man fand eine Pergamentrolle darin, worauf Bernard mit seinem Blute Folgendes niedergeschrieben hatte:

„Die Engländer suchen einen Verräther, um St. Malo vernichten zu können. Aus Furcht, sie könnten Einen finden, will ich als Solcher gelten, und thue, als ob ich ihr Anerbieten annähme. Ich werde ihre Höllenmaschine auf eine Klippe festsetzen, und umkommen, indem ich meine Heimat rette. Vergönne mir, o Gott! daß ein ehrlicher Mann dieses Schreiben finden möge, damit dargethan werde, daß ich nicht als schmählicher Verräther gestorben, vielmehr wie es dem Hunde von Saint-Malo geziemt. Gezeichnet Bernard."

Wer vermöchte die Wirkung zu beschreiben, die diese Entdeckung auf René, die Fischer, Luc Trouin, kurz auf die ganze Einwohnerschaft hervorbrachte. Dem Ausbruche ihrer Reue, ihres Enthusiasmus, ihrer Trunkenheit kam nur der ihrer Freude gleich, als sie sahen, daß ihr Retter sich zu erholen begann, und zum Leben zurückkehrte, denn die Vorsehung hatte auch ihn gerettet, indem sie es fügte, daß von den dreißig Wunden, die seinen Körper bedeckten, keine einzige tödtlich war.

XVIII.

Das Medaillon.

Die englische Flotte verließ am selben Abend noch die Bucht, von sämmtlichen Korsaren Saint Malo's mit vollen Segeln verfolgt. Bernard, der Lootse, und seine Tochter wurden im Triumphe nach Hause ge-

*) Der Inhalt der gräulichen Maschine war im Tower zu London unter der Aufsicht des Prinzen von Oranien heimlich verfertigt worden. Er bestand aus 25 Tonnen (500 Centner) Pulver, 600 Bomben im Gewicht von 300 Pfund, aus Kampher, Oel, Schwefel, Alcohol, Pech, Kartätschen, Messerklingen, Enterhaken, Schwefelhölzchen, Stroh, eisengereiften Pulverfässern, Felsstücken, Sägespänen, u. s. w. Auch waren überall auf der Maschine Lunten vertheilt, um Alles auf einmal in Brand setzen zu können. Der Fels, an dem der Brander scheiterte, wurde entzwei gespaltet, alle Thüren von St. Malo sprangen auf, alle Glocken fingen von selbst an, zu läuten, ungeheuere Felsstücke flogen über die Häuser hin. Mehrere Tage lang führte man Eisen, Holz und Granit in vielen hunderten von Schubkarren hinweg. Hätte die Explosion am Fuße des Walles Statt gefunden, so wäre von der ganzen Stadt nicht eine aufrechte Mauer, nicht ein lebendes Wesen übrig geblieben.

Digitized by Google

tragen, von denen, die kurz vorher bald Beide gemordet hätten. Bald darauf empfing er vom König einen Adelsbrief, und von seinen Mitbürgern einen Ehren-Kompaß, und die Ernennung zum Amte eines Küstenbewahrers.

Einen Monat später, nachdem der so lang ersehnte Rollenwechsel wirklich Statt gefunden, begab sich Luc an der Stelle seines Bruders nach Caën, um allda die akademischen Würden zu empfangen; dann führte er als beglückter Gatte Marie-Ange heim, und ging nach Spanien, um das Consulat in Malgues zu übernehmen.

Und Madame de la Bourdonnais? und die Indianerin? René Du Guay Trouin, von der Erinnerung an Beide beseelt, da seltsam genug, sein Herz sie nie von einander trennen konnte, bedeckte auf allen Meeren seinen Namen mit Ruhm. In weniger denn zwei Jahren hatte er den Engländern und Holländern mehr als dreißig Schiffe genommen. Er wurde der Stolz seines Vaterlandes, die Bewunderung seiner Nebenbuhler, und der Schrecken der Feinde Frankreichs.

Bei jedem neuen Sieg erhielt er ein Schreiben seines Schutzengels, in welchem sie ihm zurief:

„Muth! Ich bewundere Euch in dem Maaße, als ich Euch liebe! Ihr nähert Euch dem Ende Euerer Prüfungen . . . !"

In Plymouth, als Gefangener der Engländer, wurde er auf wunderbare Weise durch eine junge Handelsfrau befreiet, die den Offizier, dem seine Bewachung anvertraut war, zu verlocken wußte. Abermals ein Meisterstückchen der Unbekannten, die überall Vollstrecker ihres Willens ausfindig zu machen verstand.

Indeß sah René noch immer jener königlichen Belohnung entgegen, die ihm in ihrem Gefolge eine noch weit süßere bringen sollte. . . . .

„Sobald Ihr königlicher Schiffskapitän seid," sagte er sich stündlich vor, indem er das Medaillon, welches das Geheimniß seines Geschickes enthielt, zärtlich anblickte. Er hatte es seit dem Maskenballe gewissenhaft und treulich getragen, es ruhete auf seiner Brust an der Kette befestigt, die er von der Gräfin erhalten.

Eines Tages endlich, als er sich in St. Malo befand, kaum von einer Wunde genesen, trat Luc, der einzige Vertraute seiner Hoffnungen, zu ihm ein, mit Marie-Ange und einem engelschönen Kinde. . . . René, der ihn in Malgues glaubte, warf sich ganz erstaunt in seine Arme.

Jetzt kommt die Reihe an uns, dich zu überraschen! sprach der Consul. — Wir kommen soeben aus Spanien, wie du vormals von der Hochschule. Ich bin über Paris gegangen, ich habe Ludwig den Vierzehnten in Versailles gesprochen, und hier, mein Bruder! überreiche ich dir, was er mir befahl, dir einzuhändigen.

Du Guay öffnete den Deckel eines länglichen vergoldeten Futerals, auf welchem das Wappen des großen Königs prangte . . . . und fand darin einen prachtvollen Ehrensäbel — um welchen sein Brevet als Schiffs-Kapitän gerollt war.

Endlich! endlich! rief er, die Hände gen Himmel gehoben, jubelnd aus.

Und das Medaillon von seiner Brust nehmend, ließ er dessen goldene Kapsel springen.

Da entfuhr ihm ein Schrei der Ueberraschung, des Entzückens, der Schwärmerei . . .

Es war das Bild der Gräfin de la Bourdonnais! Gräfin und Indianerin waren Eine und dieselbe.

Aber wie dieses schöne Räthsel lösen?

Vielleicht, erwiederte Luc, findest du dessen Lösung in diesem Briefe, welchen die Gräfin mir anvertraut hat.

René las Folgendes mit bewegter von Thränen erstickter Stimme:

Paris am 8ten Jänner 1692.

Euch gehörte mein Leben, seitdem Ihr es bei Dinard gerettet; aber ich wollte es Euch nicht, wofür es die Welt genommen hätte, als eine Gunst geben. Ich habe Euch auf dem Balle Eueres Vaters beobachtet und auf doppelte Weise geprüft; zuerst, indem ich that, als ob ich Euch nicht erkannte, dann als Ihr mich abgereist glaubtet, als Indianerin. Ich habe Euch den Weg zum Ruhme geöffnet, habe auch den Ruhm Euch als Ziel gestellt; Ihr habt es erreicht, ja überschritten . . . Jetzt ist's an Euch, mich zu Euch emporzuheben . . . Es erwartet Euch

Gabriele.

Kaum eine Viertel Stunde später, und Du Guay Trouin flog auf dem Wege nach Paris — aber ein ungetrübtes Glück ist nicht des Sterblichen Loos.

Der zukünftige Gemal der schönen Gräfin fand sie an einer Brustentzündung zum Tode krank darniederliegen.

Beklagt mich nicht, sagte sie ihm mit schwacher Stimme, ich habe mir die Krankheit geholt, als ich mich zum König begab, um von ihm Euer Brevet als Schiffs-Kapitän zu begehren.

Seine Majestät geruhete mich in seine Karosse einsteigen zu lassen, in welcher nach seiner Gewohnheit die Schläge offen, und alle Fenster niedergelassen waren! Dort habe ich mich zum Tode erkältet, und ich sterbe für Euch. Konnte ich auch Euch die Frau, die Euch so innig liebte, nicht geben, so gab ich doch Frankreich Einen seiner größten Männer. . . . Schwöret mir, fuhr sie fort, wie ein Engel lächelnd, meinem Andenken treu zu bleiben, und wie der Doge von Venedig, nur mit dem Meere Euch zu vermälen.

Ein Kuß besiegelte seinen Schwur — ein schmerzlicher Kuß der ewigen Trennung.

Du Guay Trouin blieb seinem Schwure treu, ohne Bedauern treu, treu bis zum Tode.

Die Geschichte hat die unsterblichen Siege verzeichnet, die Du Guay erkämpft hat, würdige Sprößlinge seiner Vermälung mit dem Meere, und die von ihm vollbrachte Eroberung von Rio Janeiro, die glänzendste und reichste Waffenthat der französischen Marine, setzte seinen Heldenthaten die Krone auf. Ein musterhaftes edles Leben sühnte die Verirrungen seiner frühern Jugend. Er starb wegen seiner Tugend geliebt, mit Ehren überhäuft, als General-Lieutenant der Seetruppen, Commandeur des königlichen Ordens des heiligen Ludwig, Mitglied des Rathes der königlichen Admiralität, und der ost- und westindischen Compagnie etc. etc., Frankreich einen seiner glorreichsten Namen hinterlassend, und vielleicht den makellosesten des großen Jahrhunderts.



Die Wunderblume.

Ein slowakisches Märchen aus dem Neytraer Comitat, mitgetheilt von J. K. Hickel.

An Gräfin Maria.

Ich wandle einsam durch die Nacht,
Ein lebensmüder Gesell,
Der Sturmwind, der ist aufgewacht,
Die Wolken ziehen schnell;

Kein Sternlein am weiten Himmelsraum,
Kein Blümchen auf öder Haid,
Die dürren Blätter fallen vom Baum
Und liederlos steht der Wald.

Digitized by Google

Wie war's noch jüngst so grün und schön
  Voll Blumen und Blüthen ringsum,
Das war ein Singen und ein Getön;
  Jetzt ist alles leichenstumm.
Da denk' ich an meine Jugendzeit,
  So reich, wie ein Weihnachtsbaum,
An den stolzen Wahn von Glückseligkeit,
  An der Liebe rosigen Traum;
Und wie es so plötzlich Winter war,
  Wie plötzlich die Sonne sank,
Und wie der feurige Liedesaar
  Mit Eins nun so matt und krank.
Mein Herz, das gleicht einem Baum, der blüht
  Im Herbst noch mit Frühlingspracht,
Dem Sternlein, das einsam am Himmel glüht
  In einer Gewitternacht. —

Wenn ich Ihnen diese Zeilen sende und mit denselben ein Märchen, das ich einst hörte in den schönen Tagen feuriger Jugend, von einfachen Landsleuten in ihrer schlichten Sprache, so rechten Sie nicht mit mir, nennen Sie es weder Dichterstolz, noch Anmaßung: mein Herz ist die Lerche, welche der flammenden Königin des Tages eine Hymne entgegen schmettert. Schüchtern und beklommen tritt das Märchen aus der Hütte der Armuth in Ihre Gemächer, wo Eleganz, Geschmack und Reichthum den Herrscherstab schwingen, es wird verlegen werden, wie ich, wenn es in Ihre Augen blickt, durchsichtig hell, wie ein Frühlingshimmel, feurig, wie die ersten Liebeslieder eines Genius, und fromm, wie das Gebet eines Kindes; aber verjagen Sie es nicht, lassen Sie es plaudern. Es ist ein Königskind, das auch in Sammt und Seide einher gehen kann, das eine goldene Krone trägt und einen Hermelinmantel, das Reichthümer verschenkt und liebende Herzen beglückt; nehmen Sie es so auf, wie ein schuldlos Kind, das Sie liebkosen will. Und jetzt zur Geschichte dieses Märchens, denn jedes Gedicht, jedes Gebilde eines ächten Dichterherzens hat seine Geschichte, interessanter oft, als das gesprochene oder geschriebene Wort. So tauche denn auf aus den Wegen der Zeit, liebliche Göttin Erinnerung! du Trostesengel des Armen, der einst glücklich gewesen, Zwillingsschwester der Hoffnung, die du mit der Vergangenheit tröstest, wie diese mit der Zukunft; schwebe um mich mit leisem Flügelschlage, streue Mohnkörner auf die müden Augen, daß sie sich schließen, und das Auge der Seele desto klarer schaue! Und ich schaue die Vergangenheit, rosenbekränzt, selig lächelnd, ich fühle mich auf unsichtbaren Flügeln getragen in eine ferne Gegend, der blaue Ister rollt seine Wogen unter meinen Füßen, ein Dampfer braust dahin, er hat seine Flagge aufgehißt, ich sehe das getheilte Schild mit den vier rothen Querbalken im weißen Felde, das Doppelkreuz auf grünem Berge, ich sehe die waldbedeckten Gipfel der Karpaten; sei mir gegrüßt, Ungarn, du stolze Mutter vaterlandliebender Söhne! sei mir gegrüßt, Wiege von Heldengeschlechtern, blutiges Schlachtfeld, wo der Moslem ausgekämpft gegen das Christenthum, die Barbarei gegen die Kultur! Ich sehe ein stilles Dorf in Mitten alter Linden, ich sehe eine strohgedeckte Hütte, wo ich Monate zubrachte, ein stolzer, fröhlicher, unbesorgter Musensohn; allabendlich versammelten sich, im Herbste und Winter, die jungen Mädchen und Frauen des Dorfes bei der schönen Tochter meines Hauswirthes. Die Spindel schnurrte, die Mäulchen plapperten oder sangen; da erlauschte ich auch folgendes Märchen, das ich schmucklos wiedergebe, wie ich es vernommen.

Aufsteigend am linken Ufer der Donau, durchziehen die Karpaten in halbmondförmigem Bogen das reiche, gesegnete Ungarland und erreichen in der Tatra und Matra ihre höchste Höhe; reich an romantischen Gegenden, an wilden Fels- und Waldparthien, mit hochstehenden, halb in Schutt zerfallenen Schlössern und Warthürmen, an reizenden Thälern und Dörfern ist diese Gebirgskette; nicht minder reich aber auch an Sagen und Märchen. Dort, wo der Anfang der Karpaten noch das weiße Gebirge heißt, scheidet es zwei fast parallel laufende Ebenen, von denen die eine sich hinauf bis hinter Tornau und hinab bis zur Insel Schütt, die andere jenseits aber bis an die Ufer der March erstreckt; eine fahrbare Straße verbindet sie von Tornau aus, und führt von Nádas über den Wetterling, vorüber an der alten, verfallenen Veste Szent-Miklos nach Szenitz jenseits des Gebirges. Ehe die Straße sich noch steil bergan wendet, führt sie einige hundert Schritte außerhalb des Dorfes an einer Thalöffnung vorüber, die ein kleiner Bach durchströmt; auch in der größten Hitze des Sommers fächelt dort ein leiser, kühler Wind die Stirn und Wange des erhitzten Wanderers, aber gar oft, und besonders zu gewissen Jahreszeiten, schwillt das Bächlein zum wilden Strome an, der Felsstücke und Baumstämme mit sich fortreißt und der erquickende West wird zum heulenden Sturme, der den Wanderer von der Felsenstraße in Abgründe zu schleudern droht. Dann sagen die Bewohner der Gegend, sich fromm bekreuzend und ein Vaterunser vor sich hin sprechend, der Herr der Gebirge durchziehe sein Reich und das Windschloß sei offen. Und wirklich, wenn man dem Laufe des Bächleins aufwärts folgt, so kömmt man an einen großen Felsen mit weit geöffnetem, frei da stehendem Bogenthore, mit kleineren Parthien, welche mit Thürmen, Mauern und Zinnen Aehnlichkeit haben; die Landleute meinen, der Herr des Gebirges halte hier in diesem Schlosse die Winde gefangen und entfessle sie nur, wenn er böse geworden, daß sie tolle Gewitter zusammen blasen sollten und Regengüsse, welche die Bergwässer zu Strömen anschwellen, und herabstürzend, in die Ebene Unglück und Verderben bringen.

Es mochte vor ungefähr hundert fünfzig Jahren oder wohl noch darüber gewesen sein, als am äußersten Ende des Dorfes Nádas eine kleine Hütte, von einem sorgfältig bearbeiteten Gärtchen umgeben, stand; sie war, wie alle übrigen des Dorfes, aus an der Sonne getrockneten Lehmziegeln und Holz gebaut und mit Stroh gedeckt, ein alter Lindenbaum bedeckte sie fast zur Hälfte mit seinem Laubdache und schützte sie vor der Glut des Sommers, wie vor den Stürmen des Herbstes und den Schneemassen des Winters. Zwei stille, einfache, glückliche Menschen bewohnten sie; es war Mutter Borsa, eine Witwe, deren Mann im Kriege geblieben, und Elisabeth, ihre einzige Tochter. Die Hütte, so wie ein Paar Ziegen, welche sie mit Milch versorgten, waren ihr einziger Reichthum; doch verzagten die beiden Frauen nicht, sondern strebten durch Arbeitsamkeit zu ersetzen, was ihnen der Zufall versagt hatte. Hilfreich leisteten sie Beistand, wo es immer im Dorfe bei Hochzeits- oder Kindtaufschmäusen oder am Kirchweihfeste in Haus und Küche zu schaffen gab, fleißig drehten sie die Spindel und woben aus dem gewonnenen Garne feine Linnen, welche sie dann an herumziehende Händler verkauften, und so fristeten sie nicht nur ihr Leben, sondern lebten auch in einer Art von Wohlstand, ein Wohlstand, den der verwöhnte Reiche höhnisch Bettelarmuth genannt haben würde. Aber ein noch größerer Schatz, als ihre Thätigkeit und Geschicklichkeit, war ihr frommer, redlicher Sinn und ihre Tugend; besaßen sie auch nicht die damals seltene Kunst des Lesens und Schreibens, so wußte Mutter Borsa doch viele Legenden, fromme Sagen und schöne Gebete auswendig, und übertrug dies, ihr Wissen, so wie ihren frommen, christlichen Sinn auf ihre Tochter. Diese war in ihr siebzehntes Jahr getreten und blühte wie eine Rose, eine anspruchslose Schönheit, welche nicht einmal das Bewußtsein ihrer Reize hatte, und tief erröthend die Augen niederschlug, wenn sie Sonntags zur Kirche ging und die feurigen Blicke der Burschen, welche eine Gasse bildeten, ihr folgten. Sie war in ihren einfachen Kleidern schöner, als die reichsten Dirnen, welche Spenzer von feinem Tuche trugen mit Silberknöpfchen, und Röcke von buntem Wollzeug mit farbichten Bändern besetzt; nicht fehlen konnte es daher, daß man sie beneidete und anzufeinden suchte, aber selbst der Neid konnte keine Flecken an ihr finden. Unter allen Dirnen haßte sie eine am meisten, und dies war Marina, die Tochter des reichsten Bauers im Dorfe Nádas; sie war von ihren Eltern dem jungen Martin, dem Sohne des Richters bestimmt und zwischen den Alten bereits Alles in Richtigkeit gebracht worden. Aber Herz und Liebe sind gar störrisch und eigensinnig, sie lassen sich weder befehlen noch verbieten; Martin hatte Elisabeth bei einem Tauffeste ken-

Digitized by Google

ner Base kennen gelernt und sein Herz an sie verloren, ehe er noch recht wußte, wie. Der Antrag seines Vaters, zu heirathen, kam ihm sehr gelegen, und schon wollte er seine Bitte anbringen, bei Elisabeth anhalten zu dürfen, als der Alte mit seinem Plane dazwischen fuhr; Martin kannte den Vater, daß er von dem einmal gefaßten Entschluße nicht abzubringen sei, und hielt es für das Klügste, der der Hand jede Verbindung entschieden abzulehnen. Auch Elisabeth war gegen den schönen Jüngling nicht gleichgiltig geblieben, die Liebe blüht ja in jungen, unschuldigen Herzen, wie ein Frühlingsveilchen, in einer Nacht auf; Martin benützte so manche Gelegenheit, Mutter Borsa in ihrer Hütte aufzusuchen, er hatte stets etwas zu bestellen oder sich einen Rath zu erbitten, und so kam es denn, daß er dort bald ein gerne gesehener Gast war. Er half zuweilen den beiden Frauen bei Bearbeitung des kleinen Gärtchens, er nahm ihr Gewebe mit auf den Jahrmarkt nach Tyrnau, und der Erlös fiel dann immer um ein Beträchtliches höher aus, als früher, wozu er freilich auch heimlich sein Schärflein beitrug; Marina erfuhr die häufigen Besuche Martin's in der Hütte der Witwe, und alle Nattern der Eifersucht zerfleischten ihr Herz. Jetzt erst wurde ihr der wahre Grund klar, warum er ihre Hand ausgeschlagen, die Hand des reichsten Mädchens im Dorfe, und weinend lief sie zu Martin's Vater, und machte ihn zum Vertrauten ihres Schmerzes, ihrer Entdeckung. Valentin tobte und wüthete; als er aber den Sohn mit Vorwürfen überhäufte, erklärte dieser fest und entschlossen, er könne und werde nie von Elisabeth lassen, und sollte er darüber als Junggeselle zur Grube fahren. Von nun an gab es täglich Scenen im Hause; der Alte ging endlich zur Witwe und machte ihr Vorwürfe, daß sie seinen einzigen Sohn in die Netze ihrer Tochter gelockt habe, um so zu Vermögen zu gelangen und dem Bettelmädchen einen reichen Freier zu verschaffen; Mutter Borsa, welche von der Liebe der beiden jungen Leute keine Ahnung gehabt hatte, weinte über die ungerechten Beschuldigungen, ihr Stolz — auch der Arme hat dem Reichen gegenüber seinen gerechten Stolz — empörte sich, und sie versprach dem Alten, fernerhin Martin's Besuche nicht mehr zu dulden. Kaum war der reiche Bauer fort, so rief sie Elisabeth, und wenige Worte reichten hin, ihr das Geständniß ihrer Liebe zu entlocken; die Mutter wollte schwach werden bei den Thränen ihres einzigen Kindes, aber sie erinnerte sich an ihr gegebenes Wort, sie schickte Elisabeth unter einem Vorwande zu einer Nachbarin, und als Martin Abends kam, verbot sie in klaren, dürren Worten jeden weiteren Besuch, der nur ihren und ihrer Tochter guten Ruf untergraben würde, und gestand ihm offen, warum sie so handeln müsse. Gebrochenen Herzens verließ der Jüngling die stille Hütte, wo er so glücklich gewesen, die Stätte, wo er so schöne Zukunftsträume geträumt hatte, welche sich nun nie mehr verwirklichen sollten; Elisabeth kehrte zurück und ihr bleiches Gesicht, ihr rothgeweintes Auge zeigte der Mutter, daß sie Martin begegnet, daß sie von ihm Abschied genommen hatte. Die Ruhe und Zufriedenheit schien für immer gewichen zu sein aus der stillen Hütte, ernst und schweigend verrichteten die beiden Frauen ihre Arbeit, und der Tochter bleiches Antlitz war der Mutter ein immerwährender stiller Vorwurf; Martin fehlte ihnen, wie ein lieber Anverwandter, den man durch den Tod oder eine Reise verloren hat, und dennoch wollte der Name nicht über die Lippen kommen, man vermied es sorgsam, von ihm zu sprechen. Still und träumerisch war der sonst so fröhliche, kräftige Jüngling geworden, und wenn er auch Borsa's Hütte seit jenem Abend nicht mehr betrat, so benützte, so suchte er doch jede Gelegenheit auf, um Elisabeth zu sprechen, oder doch wenigstens zu sehen; allabendlich ging er hinaus an's Ende des Dorfes, und umkreiste die Hütte, er sah beim Scheine des Kienspahn's die Geliebte im Zimmer neben der ernst blickenden Mutter sitzen, und ihr Anblick goß Trost in sein Herz; er folgte Elisabeth, wenn sie zur Kirche ging und oft sprach er sie, wenn sie das Gotteshaus verließ, auf dem Friedhofe, der dasselbe umgibt, an eines der schwarzen, einfachen hölzernen Kreuze gelehnt, welche die Stätte bezeichnen, wo ein Heimgegangener ruht. Wenige Worte nur wechselten sie, aber es waren rührende Geständnisse, treue Liebesschwüre, Hoffnungsblicke in die Zukunft. Der Mensch hofft ja, so lange er lebt, und wenn alle Engel von ihm gewichen, die Hoffnung bleibt ihm treu, und pflanzt noch am Grabesrande ihr Panier als Siegerin mit der Devise: „Jenseits“ auf.

Marina hatte nichts gewonnen, kein Gebot des Vaters konnte die Bande trennen, welche zwei liebende Herzen enge verknüpften; war sie dem Jünglinge früher gleichgiltig gewesen, so mußte er sie jetzt hassen, verachten.

Ihr habt Euern Willen erreicht, Ihr habt uns getrennt, und Mutter Borsa hat mir ihre Hütte verboten, pflegte er dem Vater zu antworten, wenn dieser in ihn drang, sein Jawort zur Hochzeit mit Marina zu geben; mehr könnt und dürft Ihr nicht verlangen. Meine Liebe wurzelt tief im Herzen, wie eine Eiche, versucht es einmal und reißt die mit ihren Wurzeln aus ihrem mütterlichen Boden! —

Marina hatte ein böses und verdorbenes Herz, sie sann auf Rache an ihrer Nebenbuhlerin, welche sie für die alleinige Ursache hielt, daß Martin ihren Reizen widerstrebe; schlaflos wälzte sie sich auf ihrem Lager des Nachts, und brütete über finstere Pläne.

Gefunden! rief sie endlich eines Morgens und sprang freudig auf, sich anzukleiden, um zu Martin's Vater zu eilen, der ihr treuester Bundesgenosse war, und ihm ihren Plan mitzutheilen; wozu dient uns Geld und Reichthum, wenn wir nicht Alles damit erkaufen können? Wir wollen sehen, ob die Hölle nicht hilft, wenn wir ihr rothes Gold zum Opfer bringen. —

Tief im Walde, welcher die Berggipfel oberhalb Rábas bedeckt und sich fast ununterbrochen fort erstreckt über den ganzen Bergrücken, damals noch fast ungelichtet, der Aufenthalt von Wölfen und Bären, stand eine einsame Hütte, halb verfallen, von rohen Baumstämmen gezimmert; Holzhauer hatten sie flüchtig erbaut und später verlassen, als ihr Geschäft sie in einen andern Theil des Gebirgwaldes rief. Die Rückwand der Hütte war schon zur Hälfte eingebrochen, und diente dem Rauche zum Abzuge; das Rohr, womit das Dach gedeckt war, überzog Moder und grünes Moos, es war stellenweise eingebrochen, und wenn es regnete, rieselten kleine Bäche in's Gemach, dessen Boden aus gestampftem Lehm bestand; seit zwei Jahren wurde diese armselige Hütte wieder bewohnt. Nachts sah man weithin einen Feuerschein aus derselben leuchten und hörte zuweilen ein seltsames Getöse, aber die Bewohner der Umgegend hüteten sich wohl, ihr auf einem weiten Umkreise in die Nähe zu kommen; kein Jäger, wenn auch vom Ungewitter in den Bergen überfallen, trat, Gastfreundschaft fordernd, an das lodernde Feuer, der Hirte machte einen weiten Umweg mit der Heerde, wenn er das alte Schilfdach sah; denn seit die neue Bewohnerin eingezogen, glaubte man, daß böse Geister dort ihr Unwesen trieben und es gefährlich sei, ihnen zu nahen. Die Bewohnerin der Teufelshütte, so nannten sie die Landleute der Umgegend, war ein altes Weib, dem Stamme der Zinganis oder Zigeuner angehörend, welche aus fernem Egypterland kommend, einst, so wie noch heute, Ungarn herdenweise durchziehen und nomadisch leben, bekannt als Schmiede, Roßkämme und Fiedler, welche die feurigen, wilden und doch schwermüthigen Ungartänze allein fast mit Virtuosität spielen. Sie war groß und hager, aber knochicht gebaut, ihr Gesicht, von tiefen Runzeln durchfurcht, braun und glänzend, wie Bronze, ihr Haar hing wirr und wild in halbgeflochtenen Zöpfen von der Farbe des Ebenholzes um den Kopf, ihr Auge brannte in unheimlichem Feuer, zerrissene Fetzen hingen um die Schultern und verhüllten kaum zur Noth die Glieder; ein starker knorriger Ast war ihre Stütze auf den Gebirgswanderungen und diente ihr, wenn sie in ein Dorf kam, dazu, die Hunde abzuwehren, ein Sack von grober Leinwand lag auf ihren Schultern. Den Frühling und Sommer brachte sie größtentheils in Wald und Gebirg zu, sie erklomm die Spitzen der höchsten Felsen, wohin nie ein menschlicher Fuß getreten, um seltene Heilkräuter oder solche zu sammeln, welche irgend geheime Wunderkräfte hatten; wochenlang war sie von ihrer Hütte entfernt, und wenn sie wieder dahin zurückkehrte, so stöhnte sie unter der Last des mit duftigen Kräutern angefüllten Sackes, welche sie dann im Schatten der Bäume trocknete

Digitized by Google

und aus denen sie im Winter allerlei Salben, Wundbalsam und Heiltränke für Mensch und Vieh bereitete. Wenn die Kälte stieg und der Schnee auf den Gebirgen lag, daß selbst der Wolf heulend vor Hunger und Frost die Ebene suchte und die Schafhürden der Bauern, kam sie herab in die nahegelegenen Dörfer; bettelnd ging sie dort von Thür zu Thür, und Niemand, selbst der Aermste wagte es, ihr eine Gabe abzuschlagen; denn man fürchtete, sie möchte Unheil bringen durch ihre Flüche. Nicht selten rief man sie in die Stube, um einen Kranken zu besehen, und einen ihrer Heiltränke an ihm zu erproben, oder aus der flachen Hand wahrzusagen, gegen geringe Belohnung; nicht selten auch suchte sie irgend eine kühne Seele in ihrer abgelegenen Hütte auf, wenn sie ein geheimes Anliegen hatte. So war Frenami ein Gegenstand der Furcht und der Verehrung zugleich.

Den steilen Weg, welcher sich durch einen dichten Wald bergan wand, und der zu Fernami's Hütte führte, wanderten zwei menschliche Wesen hinan; so viel sich bei der Dunkelheit und dem strömenden Regen unterscheiden ließ, ein alter Bauer und ein junges Mädchen. Der Alte hatte seinen Mantel von Halinatuche an, die Kapuze über den Kopf gezogen und stützte sich auf den mit Eisen beschlagenen Gebirgsstock, das Mädchen, welches einen kurzen Pelz und um den Kopf und die Brust ein großes Wolltuch trug, hing sich fest an den Arm des Alten; beide keuchten, ermattet vom Steigen, welches bei den schmalen, vom Regen schlüpfrigen und oft an Abgründen vorüber führenden Pfaden, zuweilen lebensgefährlich war.

Es ist ein verdammtes Wetter, Marina! und wir hätten wohl klüger gethan, daheim zu bleiben, statt zu der Hexe zu gehen, die des Teufels Großmutter sein mag; mußten wir schon gehen, warum haben wir nicht lieber bis morgen gewartet, wo vielleicht die Nacht freundlicher sein wird? sagte der Alte.

Frenami hat diese bestimmt, antwortete das Mädchen; und hätte es mein Leben gekostet, ich wäre doch gegangen.

Der Gott sei bei uns hole den Jungen! brummte der Bauer in den Bart; wegen dessen ich alter Knabe da in Nacht und Ungewitter heraus muß; er dürfte nur die Hand ausstrecken, und das hübscheste, das reichste Mädel im ganzen Dorfe wäre sein, so aber hängt er an der Bettlerdirne, und ärgert mich zu sterben! Das Mädel muß ihn rein verhext haben. —

Das ist es eben, Väterchen! und solche Krankheit muß man mit gleichen Mitteln vertreiben; ich bin nun einmal auf Euern Martin versessen und habe es mir in den Kopf gesetzt, daß er mein Mann werden muß.

Es war Valentin, Martins Vater, und Marina, die Verschmähte, welche in der kalten Aprilnacht den Wald durchzogen, um sich bei der Alten Rath und Hülfe zu holen. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges flammte ihnen ein großes Feuer entgegen, so, daß sie, durch den plötzlichen Uebergang aus der Dunkelheit in die Helle geblendet, sich erst einige Augenblicke erholen mußten; die heisere, krächzende Stimme der Alten sang ein eintöniges Lied in einer unbekannten Sprache, in welches von Zeit zu Zeit das Miauen einer Katze einfiel.

Herr Gott! wie bin ich erschrocken! sagte der Alte zitternd; daß mir alles Blut in die Füße geschossen und ich kaum stehen kann! —

Ihr seid aber auch gar zu furchtsam, entgegnete das Mädchen gefaßter; die Alte thut Keinem ein Leides, der sie bezahlt. Sie wittert das Geld in der Tasche des Besuchers, wie der Spürhund den Hasen im Kraut; kommt, wir wollen anklopfen!

Zögernd schritt der Alte auf die Thüre los, welche von Innen durch einen hölzernen Riegel verschlossen war, und pochte mit dem Stocke an; heftig flammte das Feuer auf, daß die Funken rings herum stoben, denn die Hexe hatte einen Brand aus der Gluth genommen, sowohl als Waffe, um sich zu vertheidigen, wie als Leuchte.

Wer ist's? krächzte sie an der Thüre.

Marina, die Ihr herbestellt habt, mit ihrem Begleiter! antwortete das Mädchen.

Der Riegel wurde nun zurückgeschoben, vorsichtig leuchtete die Alte, und ein Kreuz schlagend trat Valentin mit Marina in die Teufelshütte, wo sie aus einer kleinen, finstern, unbenützten Küche in das große Gemach kamen; ein scharfer, würziger Geruch, der fast betäubte, strömte hier aus einem großen, kupfernen Kessel, der über dem Feuer hing, und in dem es kochte und brodelte; an den Wänden standen seltsam geformte Gefäße, theils aus Glas, theils aus Thon, Fledermäuse mit großen Flügeln, Schlangen und andere Reptilien waren an die Wände genagelt, ein Todtenkopf, in dem ein dolchartiges Messer steckte, lag neben dem Feuer am Boden. Ein Tisch an der Wand und ein Paar Stühle ohne Lehnen bildeten nebst einigen Töpfen und einer alten Kiste, mit halb verfaultem Stroh, die Lagerstatt der Zigeunerin, die ganze Einrichtung. Schweigend schob ihnen die Alte Stühle hin, und sie nahmen Platz; schweigend musterte sie ihre Gäste mit den schwarzen, durchbohrenden Augen, so daß selbst Marina, welche Wuth, Rache und Eifersucht zu diesem Gange aufgestachelt hatten, keines Wortes mächtig war.

Nun, Püppchen! sagte sie nach einer Weile grinsend, du klagtest mir ja vor ein paar Tagen dein Liebesleid recht beredt; warum bist du denn hier so stumm? Du willst, daß dein Buhle umkehre zu dir; aber du willst noch mehr, du willst Rache an deiner Nebenbuhlerin. Ist's nicht so?

Ja! hauchte Marina vor sich hin, und wagte es nicht den Blick zu erheben.

Hm, einen Liebestrank für ihn kann ich dir jetzt nicht geben, sagte die Zigeunerin nach einer Pause des Nachdenkens; die Kräuter dazu sind alle geworden und erst wieder zu pflücken in der Johannisnacht; willst du warten bis dahin?

Nein! rief Marina, und der Gedanke an verschmähte Liebe schien alle ihre Lebensgeister aufzuregen; länger ertrage ich diese Qualen gedemüthigter Eitelkeit, hoffnungsloser Liebe und unbefriedigter Rache nicht; was nützte es mir auch, seine Liebe durch ein Zaubermittel gewinnen, wo seine erhitzte Fantasie vielleicht doch nur in mir seine alte Geliebte sähe; müßte ich nicht stets zittern vor Entzauberung und wäre meine Eifersucht minder heftig, minder quälend, so lange sie noch lebte, mein böser Engel?!

Also willst du dir die Nebenbuhlerin aus dem Wege räumen; du hast gute Anlagen, mein Kind! die Hölle könnte sich über dich freuen!

Ich begehre Hilfe und keine Predigt! —

Na, nun, so war es auch nicht gemeint; wie das gleich überbraust! Tödte du, so viel du willst, du mußt die That verantworten hier und dort; ich tödte nicht, wenn ich dir das Schwert in die Hand gebe.

Ich will nicht selbst tödten! rief Marina mit dem Trotze eines verwöhnten Kindes; wollte ich es, fürchtete ich nicht den Blutbann und das Königsgericht, ich hätte ihr schon längst ein Messer mitten durch's Herz gerannt. Du mußt es vollführen, dafür zahle ich dich!

So, Püppchen! antwortete die Hexe gedehnt; du willst den Lohn, doch nicht die Verantwortung der That; ich aber darf nicht selbst tödten, nur tödten lassen.

Und weißt Ihr keinen Ausweg?

Ich wüßte einen; doch könnt Ihr drei Dukaten d'ran wenden? Gebt Ihr sie mir und ich hetze sie aus der Welt, ohne daß Ihr oder ich irgend eine Verantwortung haben sollen.

Marina zog aus ihrem Leibchen einen kleinen ledernen Beutel, den sie öffnete, Gold funkelte dem begehrlichen Blicke der Alten daraus entgegen; das Mädchen nahm drei neue Kremnitzer und drückte sie in die Knochenhand der Zigeunerin.

Gut! In der Nacht des ersten Mai's, in vier, fünf Tagen ist alles entschieden; sie soll verloren gehen, und wer will dann beweisen, daß du oder ich sie in den Tod gejagt haben? So muß es gehen; Elisabeth ist eine gute Tochter, die Feuerpein der alten Mutter in die Glieder, die mir ein Mal die Thüre gewiesen, und sie thut Alles, was ich rathe! —

Sie stand auf, und holte aus einer Holztruhe, welche in einer Ecke des Gemaches stand, einen Wachsklumpen, mehrere abgerissene Fetzen Leinwand, eine lange Nadel und ein Lichtstümpchen, zog um sich, Marina und Valentin einen magischen Kreis, tauchte einen grünen Zweig drei Mal in den brodelnden Kessel, und spritzte ihn, ein ge-

Digitized by Google

heimnißvolles Wort murmelnd, in die Gluth aus. Still und geschäftig erwärmte sie das Wachs an den Kohlen und formte eine kleine Puppe daraus, welche sie in das Linnen hüllte; dann stellte sie das Licht auf den Todtenkopf und zündete es an, während sie die Puppe hoch empor hielt.

Marina! sagte sie mit lauter Stimme, welche unheimlich in der leeren Stube wiederhallte; wünschest du der alten Borsa Gicht, Zipperlein und böses Fieber, auf daß sie sich winde in Schmerz und Pein, und sie nicht eher weichen, als bis deine Feindin todt ist, oder gethan hat nach meinem Geheiß? Du mußt verwünschen, ich leihe dir den Arm der Rache!

Marina zitterte, der entscheidende Augenblick war gekommen; hätte es Elisabeth's Leben gegolten, sie würde keinen Augenblick gezaudert haben; aber Borsa? Sie hatte sie nie beleidigt.

Marina! ich frage dich zum zweiten und dritten Male, fuhr die Zigeunerin mit erhöhter Stimme fort; noch sind die Geister der Tiefe nicht beschworen: Willst du?

Ich will! rief das Mädchen endlich bebend.

Ein höhnisches Lachen schallte von den Lippen der Alten, hell auf flakerte das Licht, die Zigeunerin ergriff die Nadel, tauchte sie in den Kessel und stach die Puppe in die Füße, wobei sie sang:

Wehe, wehe!
Alle Schmerzen, alle Pein
In's Gebein;
Winde dich mit Aechzen, Stöhnen,
Wühle, heul' in allen Tönen:
Zipperlein, Gicht, alle Pein
Dir in's Gebein!

und es war, als ob ein leises Wimmern sich losränge aus der Brust der Wachspuppe, ein Wimmern, welches, so gedämpft es war, das Mark in den Knochen der Anwesenden erstarren machte. Das Nämliche wiederholte sie mehrere Male und durchstach auch die Hände; dann warf sie die Puppe in einen Winkel und sagte:

Nicht eher löse sich der Zauber, nicht eher ende die Pein, als bis ich ihn selbst löse! Ihr aber, nehmt den Weg zurück, und wenn Ihr das Dorf betretet, wenn Ihr vorübergeht an der Hütte der Armen, welche Ihr jetzt schwerem Siechthume geweihet, von dem sie nur des einzigen Kindes Tod befreien kann, so werdet Ihr drinnen seufzen und klagen hören!

Valentin und Marina erhoben sich stumm von ihren Sitzen und gingen, die Alte leuchtete ihnen, bis sie den Waldpfad einschlugen; dann kehrte sie in die Hütte zurück.

Weinend und wehklagend saß Elisabeth am Krankenbette ihrer Mutter, welche von den heftigsten Schmerzen gepeinigt wurde, denn konvulsivisch zuckten ihre Glieder, Fieber schüttelten sie und ein beständiger Angstschweiß rann über ihre Stirne; plötzlich in der Fülle der Gesundheit hatte sie das Gebrechen befallen und an den Rand des Grabes gebracht. Elisabeth war untröstlich, sie suchte Rath bei allen Nachbarinen und versuchte alle Mittel, welche ihr diese riethen, jedoch ohne Erfolg; wenn die Kranke auch einige Stunden erschöpft einschlummerte, so wachte sie dann nur zu desto größern Schmerzen auf. Aerzte gab es damals keine auf dem Lande, höchstens in den königlichen Freistädten; hätte es aber auch einen im Orte selber gegeben, woher sollten sie das Geld für ihn und die Arzeneien nehmen? Marina's Herz schlug, trotz seiner Bosheit, doch etwas bange, als sich das Gerücht im Dorfe von Borsa's Krankheit verbreitete; bald aber wich die augenblickliche, edlere Regung dem Gefühle des Neides und der Schadenfreude, so wie der Hoffnung, daß nun auch der andere Theil des Versprechens der Zigeunerin in Erfüllung gehen werde. Fünf Tage lag Borsa so zwischen Leben und Sterben und schon war ihre und Elisabeths Kraft erschöpft; da klopfte Nachmittags, wie von ungefähr, die Zigeunerin an die Hütte der Witwe und trat an's Bett der Leidenden.

Ich komme, sagte sie, auch wenn man mich nicht ruft, und bringe Hilfe, wo man sie auch nicht begehrt; denn mein Herz ist weich und mitleidig!

Gottes Dank! wenn Ihr der Mutter Hilfe oder auch nur Linderung verschafft; zahlen können wir es Euch freilich nicht! entgegnete Elisabeth weinend.

Helfen, entgegnete das Egyptierweib nach einer Weile, helfen kann hier nur Muth und Entschlossenheit, nur Ihr selbst, Elisabeth; denn die Krankheit ist unheilbar für Menschenkunst!

Wie meint Ihr das? fragte das Mädchen erschrocken.

Das kann ich Euch nur allein sagen! antwortete Fernami und strich einige Male leise mit der flachen Hand über Stirn, Augen und Schläfe der Kranken, worauf diese in einen tiefen Schlummer verfiel; die Zigeunerin winkte dem Mädchen und setzte sich mit ihr in einen Winkel des Zimmers, wo sie also anhub:

Deine Mutter, blanke Weiße! muß sterben, wenn du ihr nicht hilfst; denn nur du allein kannst es, so sagt es mir der große Geist, der mir verliehen die Gabe der Weissagung; böse Zauberei hat der Alten das Uebel an den Hals geworfen und nur ein Wunder, nur ein noch größerer Zauber kann sie davon befreien. Es gehört Muth dazu, sich das Mittel zu schaffen; übermorgen, in der Nacht des ersten Mai's, ist es zu haben.

Und wo? fragte das Mädchen entschlossen, ihr Herz von edlem Muthe geschwellt; ich bin bereit zu Allem, selbst mein Leben hinzugeben für das meiner Mutter.

In der Nacht des ersten Mai's, fuhr die alte Egyptierin fort, kommt der Geist der Gebirge aus dem unterirdischen Pallaste auf die Oberfläche der Erde, sichtbar in Menschengestaltung dem Menschenauge; das Windschloß, jener öde starre Fels, verwandelt sich in eine herrliche Burg, Musik erschallt, die Fenster sind erleuchtet und die Geister feiern dort ihr Fest. Da, mit dem Klange der zwölften Stunde, erblühet auf der Schwelle des Thores eine Wunderblume, ihr Stiel ist von Gold, ihre Blätter aus Smaragden, auf denen Diamanten als Thautropfen funkeln, der Kelch aus einem einzigen Karfunkel, der ein magisches Licht ausströmt; wer in selber Nacht und zur selben Stunde jene Blume bricht, der wird *Herr eines Wunsches, und sei es welcher es wolle, der ihm erfüllt wird.* Aber er hüte sich, die Schwelle des Geisterschlosses zu überschreiten, er hüte sich länger zu verweilen, als bis zum letzten Glockenschlage der zwölften Stunde, sonst ist er der Rache der Geister verfallen und büßt sein Wagniß mit dem Leben. Willst du den Gang thun, Mädchen? —

Stumm und nicht ohne heimliches Grauen hatte Elisabeth die Erzählung des braunen Weibes angehört, die Furcht vor dem Fürsten der Gebirge und dem Windschlosse war mit ihr groß geworden, und jetzt sollte sie sich ihm nahen, um die Stunde der Mitternacht, wo die Geister entfesselt auf der Erde schwärmen und ihnen Macht gegeben ist über die Menschenkinder; einen Augenblick zauderte sie, aber ein Blick auf ihre ruhig schlummernde Mutter, der Gedanke, ihr Gesundheit erkaufen zu können, belebte ihren sinkenden Muth.

Ich wage den Gang! sagte sie entschlossen.

Gelobst du es bei dem, was dir am heiligsten ist, so wird schon jetzt deine Mutter Linderung ihrer Schmerzen finden!

Ich gelobe es bei meiner Liebe!

Sie legte ihre Hand in die gebräunte der Zigeunerin, um deren Lippen ein Hohnlachen spielte und die bald darauf die Hütte verließ; Elisabeth trat an's Krankenbett der Mutter, welche bald nach Fernami's Entfernung erwachte. Zwar fühlte sie noch immer von Zeit zu Zeit Anfälle, aber die Schmerzen waren geringer und Elisabeth schöpfte daraus die frohe Hoffnung, daß ihr Gang völlige Genesung bringen werde.

Martin, von der Krankheit der Mutter Borsa unterrichtet, that sein Möglichstes, das Loos der beiden Frauen zu erleichtern, aber er

Digitized by Google

wagte es nicht, die Hütte zu betreten, doch sandte er täglich seine Base hin, die ihm Nachricht bringen mußte. Umsonst umschlich er halbe Tage lang die Hütte, um Elisabeth zu sehen und zu sprechen, sie wich nicht vom Bette der Mutter; endlich, am Abende vor dem verhängnißvollen Gange, als die Mutter ruhig eingeschlafen war, und Elisabeth, um frische Luft zu schöpfen, vor die Thüre der Hütte getreten war, gelang es ihm. Das Mädchen empfing ihn freundlich, es schien ihr eine gute Vorbedeutung, daß die Liebe sie zu trösten und zu stärken käme; oft schwebte das Geständniß des gefährlichen Ganges, den sie zu thun beabsichtigte, auf ihren Lippen, dann aber fiel es ihr wieder ein, daß sie der Zigeunerin hatte geloben müssen, gegen Jedermann darüber zu schweigen.

Geh' jetzt, Martin! sagte sie, als die Sonne sich zum Untergange neigte, ich muß hinein zur Mutter; aber eine Bitte habe ich an dich. Rufe meine Base Anna, welche mit mir schon so oft die Sorge und Pflege der guten Mutter theilte; ich fühle mich so erschöpft, ich möchte die heutige Nacht ruhen. Und nun lebe wohl!

Martin faßte ihre Hand und blickte ihr in's treue Auge, sie aber schlug es zu Boden, denn sie hielt es für ein Verbrechen, vor dem Geliebten ihrer Seele ein Geheimniß zu haben; dann warf sie sich laut weinend an seine Brust, ihre Arme umschlangen seinen Hals, es war, als wollte sie Abschied von ihm nehmen für immer.

Die Mutter schlief noch immer sanft und schmerzlos, wie es ihr die Zigeunerin verheißen hatte, als Elisabeth, zum schweren Gange gerüstet, leise an das Lager schlich und einen Kuß der Liebe auf die graugefurchte Stirne drückte; dann eilte sie zur Hütte hinaus und schlug eilig den Weg nach dem Berge ein. Es war Nacht, der Himmel tiefblau und wolkenrein, der Vollmond goß sein Licht herab, die Sterne blickten freundlich, vor ihr lagen die riesigen Karpaten mit ihrem Wälderdunkel, ihren Felskolossen, wie eine weiße Schlange wand sich der Weg aufwärts und gewährte bei jeder Windung die Aussicht in's weite Thal; rastlos stieg Elisabeth empor, bis zu dem Punkte, von wo aus sich der Pfad abbog in die Thalöffnung nach dem verrufenen Windschlosse. Dort hielt sie einige Augenblicke an, und ihr Blick schweifte hinab in's mondhelle Thal, sie sah ihr stilles Dorf tief zu ihren Füßen, die kleine Hütte, wo sie sonst so glücklich gewesen und wo jetzt Krankheit und Kummer ihren Sitz aufgeschlagen, sie sah das Haus, wo ihr Geliebter weilte; schaudernd wandte sie den Blick nach der finstern Thalöffnung, wo vielleicht Rettung, aber auch Verderben weilen könnte, und Furcht, Bangigkeit und Schwermuth zogen durch ihre Seele, sie sank auf die Kniee nieder und ein heißes Gebet stieg zum Himmel, dann trat sie ihren Weg an.

Die Glocke im Dorfe schlug eilf Uhr.

Der Weg zum Windschlosse war schmal und führte Anfangs zwischen zwei hohen Felsen durch, mit mächtigen Tannen bewachsen, welche das Mondlicht kaum durchschimmern ließen, überhängendes Gestein drohte jeden Augenblick sich loszureißen und den Wanderer unten zu zerschmettern und zu begraben, Erdrisse gähnten rechts und links vom Wege und Waldbäche rauschten aus der Höhe herab. Bald aber ward der Weg breiter wie das Thal, die Felsen rückten zu beiden Seiten mehr in die Tiefe, und ein wüstes, weites Steinfeld lag vor Elisabeth's Blicken, aus dem in der Ferne, in Nebel gehüllt, sich der riesige Fels erhob mit seinem natürlichen Thore. Erschöpft langte die Pilgerin am Orte ihrer Bestimmung an und setzte sich dort auf einen mit Moos bedeckten Stein, der vielleicht schon dagelegen seit der großen Fluth, welche die Erde überschwemmte, fester zog sie ihr Tuch um Brust und Nacken, denn es fror sie trotz dem, daß der Schweiß ihr von der Stirne rann. Tiefe Stille herrschte rings umher, nur von dem einförmigen, schauerlichen Rufe des Todtenvogels — so nennen die Slovaken eine Art von kleinen Nachteulen, deren Ruf, wenn sie sich auf das Dach eines Hauses setzt, den Tod eines der Bewohner bedeuten soll, da sie mit dem Klange desselben eine Aehnlichkeit mit dem Worte pot — pot — komme — komme — finden — unterbrochen, der nach Beute umherschwärmte; schwarze Wolken waren am Himmel aufgestiegen und verhüllten von Zeit zu Zeit die Mondesscheibe, wie Schleier; Elisabeth zitterte in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; der drohenden Gefahr wäre sie als Heldin entgegen getreten, Ungewißheit und bange Erwartung lähmen auch dem Kräftigsten den Muth. Langsamen Flügelschlages zogen die Minuten vorüber, Schlaf senkte sich auf die Augenlieder der Harrenden, den sie nur mit Mühe verscheuchen konnte; da ertönte eine leise, ferne Musik, und Stimmen, lieblich wie Flöten, sangen abwechselnd und im Chore:

Aus der Berge Schooße
  Geht des Gnomen Lauf,
An dem Quell im Moose
  Wacht die Elfe auf;
Die dort unten schaffen
  Gold und Silberstufen,
Erze zu den Waffen,
  Kommen ungerufen. —
Die Sylfen, sie kommen,
Undinen, geschwommen;
  Es rauschen die hellen,
  Geschwätzigen Wellen. —
Leuchtwurm! komm, zu zeigen
  Uns zum Herrn die Bahn;
Elfen! schlingt den Reigen,
  Tanzet uns voran!

Und dies Getön schien aus dem Schooße der Erde zu kommen, wie aus der Luft, es rauschte herüber aus dem fernen Walde und schallte aus dem Bache, der über die Steine geschwätzig hüpfte; Elisabeth horchte hoch auf, die Melodie klang so sanft, so lieblich. Und als sie hinsah nach dem Felsen, da verwandelte er sich in ein mächtiges Schloß mit Thürmen und Ringmauern von gediegenem Silber, die Fenster waren alle hell erleuchtet, auf dem Söller aber standen zwei Gestalten. Es war ein Greis mit ehrwürdigem Antlitze, spärliche Locken fielen um Stirn und Scheitel, die eine goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Krone schmückte, aber ein langer, dichter, weißer Bart wallte bis auf den Gürtel herab, ein weites, weißes Gewand bedeckte seine Glieder, von seinen Schultern floß ein Purpurmantel, seine rechte Hand hielt einen Silberstab, dessen Knauf ein Rubin bildete, der ein wundersames Licht ausströmte; seine Linke umschlang ein liebliches Frauenbild. Es war weiß gekleidet wie er, nur trug es einen Mantel von hellblauem Stoffe mit Silbersternen gestickt, ein goldenes Diadem in den dunklen üppigen Locken und eine aus Gold geformte Rose in der Hand; das Gesicht war schön, freundlich, wie ein junger Frühlingstag, das Auge tiefblau wie ein Maihimmel. Und der Fürst der Gebirge, denn kein Anderer war jene Greisengestalt auf dem Söller, erhob seine Stimme, daß sie wie Donner schallte und rief:

Erwacht, erwacht, ihr meine Geister!
  In Flur und Wald, in Berg und Kluft,
  In Feuer, Erde, Wasser, Luft;
Versammelt euch um euern Meister,
  Der euch beruft!

Da erhellte ein magisches Licht die Gegend, verschwunden war die Einöde, überall sah man Rosengebüsche, Waldpartheien und Felsengrotten, die Musik dauerte fort; plötzlich spaltete sich der Felsen, auf dem das Schloß stand, Feuerflammen zuckten aus der Oeffnung, welche dem Krater eines Vesuvs glich, und deren Wände im Wiederscheine der Flammen strahlten und leuchteten, und kleine Zwerge, angethan in Bergmannstracht mit Grubenlichter an dem Gürtel und ihren Werkzeugen auf den Schultern, stiegen herauf und zogen paarweise, ihre lustigen Fiedler voran, in's Schloß. Ein breiter Waldbach rauschte durch das Thal, er schien von geschmolzenem Silber zu sein, auf ihm wiegten sich theils in großen Muscheln, theils auf Lotusblättern liegend, holde Frauengestalten in weißen, fast durchsichtigen

Digitized by Google

Gewändern, grüne Schilfkränze in den langen, wallenden Haaren; als sie am Portale ankamen, versiegte der Bach und sie verschwanden in der Halle. Ihnen folgten aus den Rosengebüschen paarweise Waldmänner und Waldmädchen, Kränze und Schürzen von Eichenlaub, und gewichtige Keulen auf den Schultern tragend, um welche die Häute von Bären und Wölfen flatterten. Rosenlicht erhellte die Gegend, als sie in's Schloß gezogen waren; auf einer Lilie liegend, welche einen himmlischen Duft ausströmte, lagen in reizender Umarmung hingegossen Oberon und Titania; bunte Schmetterlinge trugen die Lilie, und Elfen tanzten vor und hinter ihnen, wobei sie sangen:

Tanzt, ihr Elfen!
Schlingt den Reihen,
Zu erfreuen
Ihn, den Herrn.
Alle ihr Geister
Von nahe und fern,
Beugt euch dem Meister!
Ihm dienen die hellen,
Rauschenden Wellen,
Die fächelnden Lüfte,
Die Geister der Klüfte,
Ihm rauschen die Bäume,
Ihm dienen die Flammen;
Wir alle zusammen,
Wir Geister!
Von nah' und fern,
Erkennen den Meister,
Verehren den Herrn!

Und auch der Zug verschwand tanzend und singend im Portale des Schlosses.

Elisabeth saß regungslos da, sie glaubte zu träumen, sie rieb sich die Augen, aber der Lichtschein aus den Fenstern des Schlosses, die fröhliche Musik und das Gelärm und Gesinge, das herabtönte, erinnerte sie nicht nur daran, daß sie noch wache, sondern auch an den Zweck ihres Hierseins; mit einem Male sah sie mitten auf der Schwelle des Schloßthores eine Blume aufblühen, wie sie ihr die Zigeunerin beschrieben, ein rothes Licht ging von ihr aus, und erhellte die ganze Gegend. Elisabeth stand auf und sandte ein brünstiges Gebet um Beistand zum Himmel; dann eilte sie auf das Thor zu, ihre Hand streckte sich aus, sie faßte den Stiel der Blume, ein Druck, und er brach. Ein fürchterlicher Knall erschütterte die Grundfeste der Erde, ein Schrei der Wuth und des Schmerzes, wie aus tausend und tausend Kehlen, zitterte durch die Luft, ohnmächtig fiel sie zu Boden und krachend hinter ihr schlugen die erzenen Pforten des Schlosses zu. Lange lag sie betäubt, aber ihre Hand umfaßte krampfhaft die Blume, den Schatz, für den sie ihr Leben gewagt; als sie aufblickte, sah sie sich in einem großen Saale, dessen Wände roth bekleidet waren, an der Wand stand ein goldener Thron, auf welchem der Greis mit dem Frauenbilde saß, die sie auf dem Söller gesehen, rechts und links saßen zwölf ehrwürdige Greise auf niedern Stühlen. Sie erhob sich, auf den Knieen liegend, vom Boden; unfähig zu sprechen, hob sie bittend die Hände empor.

Vermessene Sterbliche! redete der Fürst der Gebirge sie an — die du es gewagt hast unsere Mysterien, unsere Feste zu belauschen; welch' böser Geist hat dich verführt, daß du die Blume brachst, das Symbol der Geister? War es schnöde Lust, war es schändliche Habsucht oder teuflische Bosheit; du mußt es büßen mit allen Martern!

Gnade! hauchte das Mädchen. Nicht stören wollte ich Euer Fest, nicht entweihen Euer Heiligthum; nicht schlimme Neugierde, nicht böse Habsucht haben mich hieher verlockt, es war die reinste Liebe, welche je in der Brust des Menschen glühet, die Liebe zu der, die mich geboren, aus deren Brust ich den warmen Quell des Lebens sog, und die mir daheim liegt zum Sterben krank und von Schmerzen gepeinigt!

Und du wolltest? —

Sie retten!

Mit fliegender Stimme erzählte Elisabeth ihr Schicksal, ihre unglückliche Liebe, die plötzliche Krankheit der Mutter und den betrüglichen Rath der Zigeunerin!

Blitze schoßen aus den Augen des Fürsten der Gebirge.

Du bist betrogen worden, sagte er finster, man wollte dich in den Tod jagen; aber darum ist dein Verbrechen noch nicht gesühnt, du mußt sterben.

Willig, mächtiger Geist! unterwerfe ich mich deinem harten Spruche, willig werfe ich ein Leben hin, das für mich keine Hoffnung mehr hat, denn ich liebe unglücklich; wenn nur der eine heiße Wunsch meiner Seele in Erfüllung geht, daß meine Mutter gesundet.

Und wenn ich dir Freiheit anböte, und Reichthum, wenn ich dir dazu verhälfe, die Gattin deines Geliebten zu werden; würdest du den Wunsch, der dir freisteht nach den Gesetzen in der Geisterwelt, nicht besser verwenden zum eigenen Vortheil? Was liegt einer alten Frau an einer kurzen Spanne Leben, an einigen Athemzügen mehr oder weniger; die Jugend nur hat ein volles Recht an das Leben und eine Zukunft!

Sie ist meine Mutter! entgegnete Elisabeth ernst, indem sie die Hand auf die Brust legte; und wenn du mir Tonnen Goldes bötest, wenn du mir alle Schätze und Herrlichkeiten der Welt zeigtest, ich könnte und würde doch keinen andern Wunsch aussprechen, als den: rette meine Mutter! Die Liebe zu Martin wird nimmer ersterben in meiner Brust, sie ist Seligkeit; aber hoch über Allem steht die zu meiner Mutter!

Da wandte sich das schöne Frauenbild an den Greis, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge.

Verzeihe ihr, sagte sie mild, die fehlte ohne Bosheit, die reinen Herzens ist; verwandle in Segen, was ihr Verderben hätte werden sollen! Wer Vater und Mutter ehrt, dem kann kein Fluch werden; aber strafe jene Böse, welche sie betrog, welche sie in den Tod jagen wollte, die ihre Kenntniß übernatürlicher Kräfte dazu mißbrauchte, um Menschen zu quälen, ihnen Krankheit an den Hals zu hetzen. Gnade ihr, Strafe der Verbrecherin!

Gnade ihr, Strafe der Verbrecherin! wiederholten die Greise im Chorus.

Ich vergebe dir! sagte der Fürst der Gebirge mit mildem Tone; ich habe dein Herz geprüft und es rein gefunden. Stehe auf und hoffe; ehe die Sonnenscheibe auftaucht und untersinkt in das unendliche Weltmeer, sollst du glücklich, soll deine Mutter gesund sein!

Und er winkte mit dem goldenen Stabe, den er in der Rechten hielt; da traten zwei kleine Bergmännchen mit Grubenlichtern in den Kreis, sie faßten Elisabeth's Hand, und führten sie fort.

Es war eine wilde, rauhe Nacht für Nádas gewesen, in der sich das begeben; denn so klar und ruhig sich der Himmel über der Schlucht gewölbt, so finster und wolkenumzogen lag er über der Gegend im Thale; der Sturm heulte und riß Baumstämme und Felsstücke los im Gebirge und der Regen rauschte in großen Strömen herab. Ein freundlicher Morgen folgte dieser fürchterlichen Nacht, klar und helle stieg die Sonne über dem Gebirge empor, die jubelnde Lerche schwang sich in den tiefblauen Aether und die Thautropfen blitzten auf Blättern und Gräsern, wie Diamanten; vom Schlummer erquickt, wiewohl noch leidend, erwachte Mutter Borsa, und rief nach ihrer Tochter. Keine Antwort erfolgte; Base Anna, welche an Elisabeth's Stelle bei der Kranken gewacht hatte, wußte nichts zu sagen, als daß sie schon gestern Nachts die Hütte verlassen habe, um einige Heiltränke von der Zigeunerin im Gebirge zu holen. Anna meinte, das Ungewitter würde sie gezwungen haben, in der Hütte zu übernachten und sie wohl bald zurück kehren. Anfangs beschied sich Mutter Borsa, als aber Stunde um Stunde erfolglos verrann, sandte sie zu allen Bekannten im Dorfe, ob Niemand Elisabeth gesehen hätte; sie fürchtete, sie habe sich aus Liebesgram ein Leid angethan.

Digitized by Google

Marina hörte von dem Verschwinden ihrer Nebenbuhlerin und triumphirte im Stillen; sie wußte Elisabeth nun todt, und nichts schien ihrer Liebe zu Martin mehr im Wege zu stehen. Dieser aber geberdete sich wie ein Wahnsinniger; athemlos stürzte er in Borsa's Hütte, er fragte nach der Richtung, welche die Geliebte eingeschlagen, er durchstreifte den Wald, er besuchte die Hütte der Zigeunerin, aber nirgends fand er von der Verlornen eine Spur und kehrte unverrichteter Dinge wieder in's Dorf zurück. In der Zeit seiner Entfernung aber mußte sich etwas zugetragen haben, das des alten Valentins Sinn und Gedanken gänzlich verkehrt hatte; denn kaum sah er den Sohn von Weitem kommen, so stürzte er ihm entgegen, mit der Frage, ob die Vermißte gefunden, und wollte sich schon alle Haare ausraufen, als er die Erfolglosigkeit der Bemühungen erfuhr. Die Sache verhielt sich folgender Maßen:

Ein alter Mann in bestäubten Reisekleidern war auf der Straße von Tornau her in's Dorf gekommen, und hatte dort um das Haus des Richters gefragt, dem er wichtige Mittheilungen zu machen habe; dahin gewiesen, fand er Valentin, und bat um eine Unterredung. Seine erste Frage war um die Witwe Borsa und ihre Tochter, über die Vermögensumstände und Hoffnungen derselben, Fragen, welche der Richter nicht ohne einige boshafte Bemerkungen über die Armuth der Beiden und die thörichte Leidenschaft seines Sohnes für das Bettlermädchen beantwortete.

Ihr seid nicht recht bei Troste, Richter! sagte da der Fremde, und legte seine Stirn in ernste Falten; daß ihr die Heirath mit einem Mädl, wie Elisabeth ist, hintertreibt. Wenn sie so schön ist und so tugendhaft, wie Ihr selbst gestehen müßt, obgleich Ihr der Witwe gram seid; haltet Ihr es nicht für Sünde, zwei Herzen bis auf den Tod zu kränken?

Ei was, versetzte Valentin, mögen sie sich kränken, wie sie wollen; ich geb' doch meine Einwilligung nun und nimmer dazu. Das wäre mir gerade Recht, daß eine Bettlerin sich bei mir in die Wolle setzte; nein, daraus wird nichts in Ewigkeit. Der Bursch muß die nehmen, die ich ihm ausgesucht habe; Marina ist reicher Eltern Kind, und erbt einmal Haus und Hof.

Hm, wie Ihr wollt, Richter! aber die Borsa ist nicht arm, wie Ihr denkt; sie hat Geld genug, sich einen Adelhof zu kaufen, weiß sie es gleich selbst noch nicht.

Was Ihr da sagt; sie hat Geld? rief Valentin, und sperrte das Maul auf.

Ich sage es Euch, fuhr der Fremde mit Nachdruck fort, sie ist reich und ich muß es wissen; denn ich bin der Fiskal aus Tyrnau, der ihr viertausend blanke Kremnitzer auszahlen soll, die ihr der Bruder ihres Mannes vermachte, der vor einem Jahre als reicher Kaufmann in der Türkei starb. Ihr seht, daß Ihr Unrecht habt, Euerm Sohne zu zürnen, daß er sich ein wackres und reiches Mädchen ausgesucht und heimführen will. Doch ich weiß nun, was ich brauche und will Frau von Borsa selber aufsuchen. —

Er ging, indem er kalt grüßte, der Richter aber ärgerte sich weidlich über seine Thorheit, sein Geiz erwachte, so wie sein Gewissen und die Angst, Elisabeth in den Tod gejagt zu haben, ihn quälten; er konnte kaum die Rückkehr des Sohnes erwarten. Als dieser nach erfolglosem Suchen bleich und erschöpft zurück kam, da ging dem Alten das Herz über, und er konnte ihm seinen Besuch bei der Egyptierin, die Beschwörung derselben und Elisabeth's muthmaßlichen Tod nicht mehr länger verschweigen.

Ich war ein Bösewicht, ein Wahnsinniger! sagte er, daß ich ein so liebes, so frommes Mädchen hassen konnte und diese Marina, die mich dazu verleitete, ist ein eingefleischter Teufel; wäre ich nicht so eigensinnig gewesen, so säßen wir jetzt in der Wolle, und du dürftest nur die Hand ausstrecken nach den schönen, blanken Goldenen. Was ist Marina's Mitgift und ihr ganzes einstiges Erbe dagegen? Ein wahrer Pappenstiel, eine hohle Nuß gegen eine saftige Birne! Aber das sag' ich dir, Junge! findet sich, was Gott gebe, das Mädl wieder, so heirathest du es auf dem Flecke, oder ich jage dich aus dem Hause; ist sie todt, so drehe ich der Zigeunerin, die an Allem Schuld ist, den Hals um, und du mußt dein Wort bei der Witwe Borsa anbringen, die ja auch keine verwerfliche Parthie ist mit ihren viertausend Kremnitzern!

Martin überhörte den Nachsatz, denn er stürmte wie toll fort aus dem Vaterhause; Valentin, der glaubte, sein Sohn wolle sich aus Verzweiflung ein Leid anthun, folgte ihm keuchend. Der Jüngling schlug den Weg nach Borsa's Hütte ein, er wollte der Mutter mittheilen, was er so eben vernommen, und dann hinauseilen zum Windschlosse, die Verlorne aufzusuchen, und sollte er selbst mit der Geisterwelt einen Kampf um sie eingehen müssen; athemlos dort angekommen, sah er die Witwe ruhig auf dem Bänkchen unter der Linde im Scheine der Abendsonne sitzen, sie war sonntäglich angezogen und schien ruhig, heiter und gesund.

Mutter, wißt Ihr es schon? rief er verzweifelnd; Elisabeth ist todt, oder der Macht böser Geister verfallen!

Ei nicht doch, lächelte die Matrone, sie ist da drinnen in der Hütte und schmückt sich, dich zu empfangen; sie hatte sich im Gebirge verirrt, und zwei Bergknappen führten sie vor einer halben Stunde zurück. Elisabeth ist Braut geworden; sie hat von meines Mannes Bruder eine reiche Erbschaft gemacht unter der Bedingung, gleich nach Erhalt des Geldes Hochzeit zu machen. Der alte Fiskal, der mir das Geld brachte, hat Alles angeordnet, und der Pfarrer wartet schon in der Kirche, er sagte mir auch von Elisabeth's Rückkehr, und daß Ihr bald hier sein würdet.

Eure Tochter heirathet? rief Valentin, dem Angst ward, daß seinem Sohne die reiche Braut entgehe; das ist schlecht von ihr, denn sie hat meinem Martin das Wort gegeben.

Nun, und ich meine auch, entgegnete Borsa, daß er der Bräutigam ist!

In dem Augenblick erschien Elisabeth von ihrer Base Anna und einer Jugendgespielin geführt, in der Thüre der Hütte, sie war bräutlich geschmückt, ein Kranz von Myrthen umschlang ihre Stirne, und in der Hand trug sie eine Blume, deren Stiel von Gold, deren Blätter von Smaragden waren, und deren Kelch aus einem Karfunkel geschnitten; Martin stürzte auf die Todtgeglaubte, Wiedergefundene zu, er preßte sie an seine Brust und beide weinten Thränen der Freude. Valentin stand stumm bei dieser Scene, er wagte es im Bewußtsein seiner Schuld kaum das Auge zu erheben; Elisabeth ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Ihr habt es, verlockt von Habsucht und Marina's Reden, böse mit mir gemeint; aber Gott, der treue Liebe und redlichen Sinn schützt, und den nie verläßt, der auf ihn baut, wendete Alles zum Besten; gebt mir nun Euern Segen!

Eine Eisrinde schmolz in Valentin's Brust; er, der Harte, Rauhe, weinte wie ein Kind und legte segnend seine Hand auf Elisabeth's Scheitel. Der Zug setzte sich nach der Kirche in Bewegung und als ob Boten das ganze Dorf von dem freudigen Ereigniße in Kenntniß gesetzt hätten, sah man vor jeder Hütte die Bewohner in Festtagskleidern, welche sich anschloßen; die Kirche war hell erleuchtet und der Pfarrer wartete am Altare. An der Thüre empfing sie der Alte, er nahm die Hand der Braut.

Ich scheide, sagte er leise, in dieser Minute, welche Euch für immer verbindet; lebet wohl! Der Segen der Frommen sei mit Euch! Daheim werdet Ihr mein Geschenk finden. —

Ein leiser Windstoß rauschte durch die Pappeln, welche neben der Kirche standen, und der Alte war verschwunden; als die Neuvermälten aber nach Hause kamen, fanden sie auf dem Tische einen Lederbeutel mit viertausend Kremnitzern. Martin kaufte sich ein Edelgut in der Nähe von Rábas und lebte ruhig und glücklich mit seiner schönen und frommen Frau; dem Geiste des Gebirges aber hörte man nichts mehr seit jener Zeit, er mochte sich wahrscheinlich in's Innere des Gebirges zurückgezogen haben. Als aber nach Jahresfrist die junge Frau von einem Knäblein entbunden ward, erschien ein kleiner Bergknappe, der schweigend einen vollen Lederbeutel in die Wiege des kleinen Weltbürgers legte und dann verschwand; ein Ereigniß, welches sich bei jedem neuen Ankömmling wiederholte.

Digitized by Google

Marina ärgerte sich über das Mißlingen ihres Planes und das Glück ihrer Nebenbuhlerin, sie starb als alte Jungfer von Allen gemieden und gehaßt; die Zigeunerin fand man eines schönen Morgens todt in ihrer Hütte, das Gesicht im Nacken und schwarz, wie eine Kohle, woraus die Landleute den Schluß zogen, der Gott sei bei uns! habe sie geholt.

Noch lebt das Märchen vom Windschlosse im Munde der Bewohner von Nádas und der Umgegend fort, wenn es auch kein Sterblicher mehr gesehen, so wenig als den Fürsten der Gebirge; in den Spinnstuben wird es erzählt und findet eifrige und gläubige Zuhörer, während manche andere Klatschgeschichte spurlos vorübergeht, denn:

> Alles wiederholt sich nur im Leben,
> Ewig jung ist nur die Fantasie;
> Was sich nie und nirgends hat begeben,
> Das allein veraltet nie! —



Leverrier.



Eine der glänzendsten Manifestationen der Größe des menschlichen Geistes in der Neuzeit ist wohl die aprioriſche Auffindung des neuen Planeten durch den französischen Gelehrten Leverrier. Die Anomalieen in den Bewegungen des Uranus hatten die Astronomen schon lange nicht anders zu erklären gewußt, als durch die Annahme eines noch unbekannten, in unberechenbarer Entfernung kreisenden Planeten, dessen Einfluß jene Unregelmäßigkeiten und Abweichungen hervorbringe. Aber das Wo? und Wie? war die unauflösbare Frage. Da stand Leverrier auf; er machte die wirkliche Existenz des Planeten zur Basis seiner Untersuchungen, und brachte durch eine eben so scharfsinnige als mühsame und langwierige Berechnung, die Entfernung, die Größe und den jedesmaligen Standpunkt desselben am Himmel heraus. Und das Glück war ihm günstig; in kürzester Zeit entdeckte der deutsche Fleiß den neuen Himmelskörper, und zwar so ziemlich in der angegebenen Lage. Leverrier's Verdienst ist groß; aber sein Glück verdankt er dem Dr. Galle; ohne ihn wäre seine Berechnung mit so vielem andern Vortrefflichen ad acta gelegt worden; aber die schnelle Bestätigung durch die Erfahrung wirkte, wie ein Blitz. Es war nicht

Digitized by Google

blos ein großer Gewinn für die Himmelskunde selbst; es war für das große Publikum, was die Probe bei einem Rechenexempel: eine schlagende, unabweisliche Rechtfertigung der Astronomie, ein glänzender Beweis, daß die Wissenschaft kein Traum, sondern eine Wahrheit sei.

Die Franzosen, auf ihren Mitbürger mit Recht stolz, überhäuften ihn mit Ehrenbezeigungen und materiellen Vortheilen, und sein Ruhm durchflog alle Lande. Nur die Engländer, in ihrer Nationaleifersucht, machten den Versuch, die Ehre der Entdeckung für sich zu confisciren. Ein gewisser Adams, von dem bis dahin kein Mensch ein Wort gehört hatte, trat mit der Behauptung auf, er habe diese Entdeckung schon lange gemacht, und brachte einen seiner Bekannten, einen eben so obskuren Menschen, als er selbst, zum Zeugen, daß er ihm sie mitgetheilt habe. Die englischen Blätter nahmen Parthei für ihn, und es ist merkwürdig und bezeichnend, daß sich auch die französische Akademie im Anfange auf ihre Seite neigte, bis die königliche Gesellschaft in London den Umtrieben dadurch ein Ende machte, daß sie Herrn Leverrier als Anerkennung die Copley-Medaille verlieh. Daß es bis dahin an Spöttereien der französischen Blätter gegen die Engländer nicht fehlte, kann man sich denken. Bald hieß es, Leverrier habe nicht blos einen neuen Planeten, sondern auch einen neuen Astronomen entdeckt; bald wurde Herr Adams in einer Caricatur dargestellt, wie er durch eine Klystierspritze den Himmel beobachtet, und gar nichts sieht; bald entdeckt er durch seine Spritze die Sonne und den Mond, die ihm spöttische Gesichter schneiden; dann entdeckt er, immer durch seine Spritze, den Planeten wirklich, aber nicht am Himmel, sondern in Leverrier's Bericht u. s. w. Die niedlichste Caricatur ist wohl die, die wir hier beifolgen lassen. Wie man von einer neuentdeckten Insel Besitz nimmt, so nehmen die Engländer von dem Planeten Besitz, auf dem ein „**Adams invenit**" zu lesen ist. Hoch oben ist die brittische Flagge aufgepflanzt, und auf jeder Seite hängt an einem Luftballon ein englischer Rothrock als Wache.



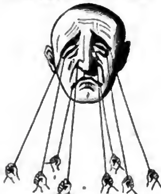


Das menschliche Gesicht und die Empfindungen.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Gesichtsmuskeln bei traurigen Empfindungen erschlaffen, und sich nach abwärts senken, bei freudigen hingegen sich in die Höhe ziehen. (Siehe Abbildung Nr. 1 und 2.) Wird nun der Mensch zur selben Zeit von einer gleichen Masse angenehmer und unangenehmer Eindrücke bewegt, so drückt das Gesicht vollkommene Ruhe aus, wie in unserem Bilde Nr. 3, wo acht Freuden und eben so viele Leiden hin und her zerren. Die Freuden sind nach der Reihe von der Linken zur Rechten: Ein Lotteriegewinnst, ein Orden, ein Liebesbrief, eine Offiziers-Epaulette, das Pfeifchen, die Flasche, die Guitarre, und die Karte; die Leiden in derselben Ordnung: Eine Perücke, eine Brille, für den Armen, der anfängt, alt zu werden; eine Vorladung, ein Partezettel, ein enger Stiefel für seine Hühneraugen, ein Zahn, der gezogen werden muß, ein Recept, und ein Einquartierungszettel.



Nro. 1. In die Höhe gezogen, drücken die Gesichtsmuskeln Freude aus.



Nro. 2. Herabgezogen, drücken sie Traurigkeit aus.



Nro. 3. Das menschliche Gesicht, von den Freuden und Leiden des Lebens hin und her gezerrt.

Digitized by Google

Der chinesische Tempel zu Macassar.



An der südlichen Spitze der Halbinsel, die den mittäglichen Theil der Insel Celebes bildet, stand vor Jahrhunderten die große Stadt Mangkasara (fälschlich Macassar genannt), die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs. Ein großer Theil der Bevölkerung von Celebes hat noch itzt den Namen Mangkasaras beibehalten, und selbst die Malayen bezeichnen noch die ganze Insel mit dem Namen Tana-Mangkasara. Aus einigen Bruchstücken dieses großen Reiches haben sich kleine Fürstenthümer gebildet; den Ueberrest rissen die Holländer an sich. Wo sonst die Hauptstadt stand, erheben sich itzt drei Marktflecken und die kleine holländische Stadt Vlaardingen, die, durch das Fort Rotterdam geschützt, die Residenz der niederländischen Verwaltungsbehörden ist. Hier, wie in allen größern Seestädten Oceaniens, machen die Chinesen einen bedeutenden Bestandtheil der Einwohner aus.

In Batavia, Manilla und mehreren andern Städten bewohnen sie eigene Stadtviertel, und die Westküste der Insel Borneo ist ganz von ihren Niederlassungen bedeckt. Geduldige und unermüdliche Arbeiter, haben sie alle gewinnreiche Beschäftigungen an sich gezogen; die Ausbeutung der Gold- und Diamanten-Wäschereien, Banquier- und Commissionsgeschäfte, Spielhäuser, Steuerpachtungen und Monopole sind in ihren Händen. Dabei ist die Standhaftigkeit, mit der sie die Sitten, die Gebräuche und die Religion ihres ursprünglichen Vaterlandes bewahren, höchst merkwürdig. Wo auch nur eine geringe Anzahl beisammen wohnt, erhebt sich der Miao, der Altar der Götter, und die Pagode, ein mehr oder weniger reicher Tempel, je nach den Glücksumständen seiner Verehrer.

Die gewöhnliche Verzierung des Tempels bilden Säulen mit umschlungenen Sculpturen, Gemälde und Inschriften, Lampen, Rohrleuchter mit Wachskerzen, und Tische, auf denen die Bildsäulen einiger jener zahlreichen Götter des chinesischen Polytheismus stehen, der an Reichhaltigkeit die griechische und römische Mythologie weit hinter sich zurückläßt: Pan-kou, der durch die Trennung des Himmels von der Erde, in das Weltall Ordnung brachte; Jen-nan, der Todtenrichter und Vorsteher der Seelenwanderung; Jen-nam, der Höllengott; Tien-koueu, der Herr des Himmels; Loui-zen, der Gott des Donners; Lao-chuin, der Schiedrichter der Schlachten; Kung-fu-tseu, der Gott der Weisheit; dann der Gott des Handels, der zugleich der Glücksgott ist; der Schutzgott des häuslichen Herdes; der Schutzgeist der Städte, der Heerden u. s. w. Außer diesen allgemeinen Göttern hat eine jede Familie, ein jedes Gewerbe, ein jeder Stand, noch seine eigenen Götzen, die blos zu seiner Beschützung angewiesen sind.



Digitized by Google

Lima und seine Trachten.



Lima, die Hauptstadt von Peru, ist die einzige Stadt Südamerika's, die noch einen ausgesprochenen Charakter mittelalterlicher Originalität beibehalten hat. Ungeachtet ihres immerwährenden Verkehrs mit den nachbarlichen Republiken und des unaufhörlichen Andranges von Fremden aller Nationen sind ihr ihre alte Bauart, ihre Gebräuche und Trachten geblieben. Von Franz Pizarro unter der Regierung Karls des Fünften am heiligen Dreikönigtage gegründet, erhielt sie deßhalb den Namen Ciudad de Reyes, die Stadt der Könige, und verdiente ihn auch wegen ihrer majestätischen Schönheit; damals war sie die reichste und prächtigste Stadt des ganzen Welttheils; sie könnte es noch itzt sein, da sie alle Erforderniße dazu besitzt, aber jede Woche ein Erdbeben, jeden Monat eine Revolution sind nicht dazu geeignet, einem Staate seine Blüthe zu erhalten. Die immerwährenden bürgerlichen Unruhen verscheuchen den Handel, die ewigen Rekrutirungen entziehen dem Acker- und Bergbau seine nützlichsten Hände und die schlechte Verwaltung, die schändlichen Unterschleife jeder Art verschulden den öffentlichen Schatz, während die sich stets wiederholenden Erderschütterungen die Stadt immer baufälliger machen.

Lima ist am linken Ufer des Rimac in einem Halbzirkel erbaut, und ist, wo es nicht vom Wasser bespühlt wird, von einer aus Ziegeln zusammengesetzten, mit vierunddreißig Bastionen versehenen Mauer umgeben. Am rechten Ufer des Flusses breitet sich die unermeßliche Vorstadt San Lazaro aus, die durch eine große steinerne Brücke mit der Stadt in Verbindung steht. Die Häuser haben höchst selten Fenster auf die Gasse, sondern meistens grün angestrichene ganz verschlossene Balkone mit Jalousieen, und der untere Theil der Mauern ist mit schlechten Landschaften und Scenen aus der heiligen Schrift oder Mythologie bemalt. Die Dächer sind flach und aus leichten Balken gezimmert, die mit einer dünnen Lage Kalk bedeckt sind; ja selbst an den Kirchen und Glockenthürmen ist der obere Theil aus Holz, welches künstlich bemalt, nicht vom Stein zu unterscheiden ist. Diese Bauart ist dem Klima angemessen, da es hier nie regnet, und das leichte Holz dem häufigen Erdbeben besseren Widerstand leistet.

Die Frauen Lima's haben noch nicht die europäischen Moden angenommen, ihre Tracht ist eigenthümlich und mannichfaltig. Die Indianerin zieht die Blicke zuerst auf sich durch die blendenden Farben ihrer Kleider, durch den eigenen Ausdruck des Gesichtes, und die bizarre Anordnung des Haares, das in tausend kleine Flechten getheilt, von einem farbigen Strohhut mit fliegenden Bändern verziert ist. Einige von ihnen tragen noch Trauer um den letzten Inkas, die in einem schwarzen Bande besteht, das von der Mitte des Leibes bis auf die Füße reicht. Die limasische Creolin zeichnet sich durch die Zierlichkeit ihrer Saya und ihres Manto aus. Die erste ist eine um den Leib gehende Schürze, die fest um die Taille schließt, und sich nach unten immer mehr ausbreitet; sie ist gewöhnlich blau, schwarz oder smaragdgrün. Der Manto ist ein kleines Mäntelchen von schwarzer Seide, das ebenfalls an der Taille enganliegend, nach aufwärts bis über den Scheitel steigt und zur Verhüllung des Gesichts dient, wobei gewöhn-

Digitized by Google

lich für ein Auge Platz zum Durchblicken gelassen wird. Worauf aber alle Frauenzimmer, sie mögen welchem Stande immer angehören, ein Hauptaugenmerk richten, das ist die Fußbekleidung. Die Strümpfe sind durchwegs von fleischfarbener Seide, die Schuhe von weißem Atlas.

Die verschiedenen Farben der Mönchstrachten erhöhen noch den malerischen Anblick der Stadt. Die Franziskaner haben ein blaues, die Dominikaner ein weißes Oberkleid; die Begräbnißbrüder (**hermanos de la buena muerte**) tragen auf schwarzem Mantel ein scharlachrothes Kreuz, und die Weltpriester haben ungeheuere Hüte, die ihren ganzen Körper beschatten.



Ansicht der Grotte und Kapelle unserer lieben Frauen vom Felsen in Dauphiné.



In der Nachbarschaft des reißenden Rhoneflusses, acht französische Meilen von **la Tour-du-Pin** und eben so weit von Lyon, liegt die berühmte Grotte unserer lieben Frauen, die von der Macht der Gewässer in dem steilen 130 Fuß hohen Felsen ausgehöhlt ist. Der Eingang, der die Gestalt eines Triumphbogens hat, ist hundert Fuß hoch und dreißig breit. Wenn man in die ungeheure Vorhalle tritt, die zwei Gallerieen hat, sieht man zur Rechten die der Jungfrau geweihte Kapelle, unter der man den Bach rauschen hört, der sich aus der Höhle ergießt. Die eine der beiden Gallerieen führt zur sogenannten Kapuziner-Grotte, die mit einer Reihe von Gemächern in Verbindung steht, in denen man höchst seltsam gestaltete Versteinerungen bemerkt. Der Tropfstein, dem diese Grotte ihren Namen verdankt, hat die Figur eines Kapuziners; während man in den andern, Orgeln, Schinken, Schwämme u. a. m. zu erblicken glaubt. Der merkwürdigste Theil der Höhle jedoch ist eine Grotte, in deren Hintergrunde sich der Bach aus einem unterirdischen See ergießt, dessen Umfang man vor 1782 nicht kannte. In jenem Jahre wagte es ein junger Gelehrter, Namens Bourret, von Wißbegierde getrieben, ihn zu durchschwimmen. Er legte eine Korkjacke an, versah sich mit einer Fackel, die er mit der linken Hand über dem Wasser hielt, und drang allein in diese mächtigen Wölbungen ein, in denen er eine ganze Stunde umherirrte, und nur von Zeit zu Zeit auf irgend einem Felsblock ausruhte. Seit dieser Zeit befinden sich auf dem Bache, der zu dem See führt, ein Fahrzeug, das den neugierigen Besucher zu jenem herrlichen Wasserspiegel bringt, der so durchsichtig ist, daß man beim Lichte der Fackeln deutlich bis auf den Grund sehen kann.



Digitized by Google

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Kleine Erzählungen.

Ein Besuch bei Lätitia im Jahre 1834. In der heiligen Woche des Jahres 1834 war es sehr volkreich in Rom; alle Gasthöfe waren besetzt, kein Pferd war mehr unterzubringen, die armen Pilger hatten sich unter den Säulengängen der gottgeweihten Stätten einquartiert. Ich wanderte mit zwei verreisten Freunden in die ewige Stadt ein. Rom hatte uns nicht ein Bett zu bieten; der Gedanke war mir nicht angenehm. Wenn die Tausende von Häusern, von denen Ovid schon spricht, mir die Gastfreiheit einer Nacht versagen, suche ich mir ein Lager unter Epheu, auf einem Bett von Granit, das einer heiligen Ruine angehört, oder steige zum Capitol empor, wickle mich, wie Cäsar, in meinen Mantel und schlafe dort, glücklicher als er, einige Schritte von der Nische entfernt, die Michel-Angelo wie für mich schuf.

Es war schon spät, mein weniges Reisegepäck hatte ich auf der Douane gelassen, ich warf meinen Mantel um und durchstrich die Stadt; als ob ich Jahrelang dort gewohnt hätte, so kannte ich jeden Fleck. Von Straße zu Straße gelangte ich endlich auf den Platz zu Füßen des Capitols. Da lag der venetianische Pallast in seiner ruhigen Größe — — dort — ich irrte mich nicht — dort an der Ecke des Corso und des Platzes — dort stand der Pallast der Mutter Napoleons.

Ich schritt darauf zu und betrachtete mir die Behausung, wo jetzt die ehrwürdige Frau sich der Ruhe hingegeben hatte, die Frau, welche der Tod vergessen zu haben schien, diese majestätische lebende Ruine in der Stadt der Ruinen. Der Platz war menschenleer, der Mond sandte sein volles Silberlicht herab, Glockengeläute wurde vernehmbar, es war die Glocke des Capitols, tiefe Stille folgte dann. Nicht die eherne Zunge vom Capitol, nicht die feierliche Ruhe, nicht die magische Beleuchtung Luna's waren im Stande, mich in die Träumereien zu versenken, für die meine Seele sonst so zugänglich war, ich starrte fortwährend die Wohnung der Matrone an, der Gedanke erfüllte mich: sie träume jetzt vielleicht von ihrem Enkel, den die Glocke des Capitols als König von Rom begrüßte, sowie die Kanonen ihm ihr „Willkommen!" entgegen donnerten im Dom der Invaliden zu Paris. — — Ich verbrachte den größten Theil der Nacht in diesem Anschauen.

Als ich Florenz verließ, hatte mir der Herzog von Montfort ein Empfehlungsschreiben an den Ritter von Boble eingehändigt, das mir von großem Werthe war, denn mir ward dadurch die Hoffnung, eine Audienz bei der kaiserlichen Mutter zu erhalten.

Am andern Morgen begab ich mich zu der schicklichen Zeit zu Herrn von Boble; ich fand den freundlichsten Empfang und die Zusicherung, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, aufbieten würde, mir in Rom von Nutzen zu sein, besonders mir eine Wohnung zu verschaffen.

„Wie gern würde ich Ihre Freundlichkeit schon gestern in Anspruch genommen haben," bemerkte ich ihm, „ich habe die vergangene Nacht mit Spazierengehen verbracht, heute ist es uns endlich gelungen, ein Unterkommen zu finden. Ich habe aber ein anderes Anliegen an Sie, welches mir sehr am Herzen liegt. Der Herr Herzog von Montfort, so huldreich für alle Franzosen, die nach Florenz kommen, hat mir die frohe Hoffnung gemacht, daß ich bei der hohen Frau, der kaiserlichen Mutter, eine kurze Audienz erringen würde."

„Das ist eine abgemachte Sache," entgegnete mir der Chevalier mit vieler Wärme, „schon heute — oder morgen spätestens — werden Sie die erlauchte Dame sehen. Sie können darauf rechnen. Geben Sie mir Ihre Adresse, ich hole Sie morgen ab."

Herr von Boble stellte sich, seinem Versprechen zufolge, am andern Tage pünktlich ein. Als wir zusammen dem Platze zuschritten, erzählte er mir, wie viele bedeutende Fremde, vornehme Engländer und Deutsche, sich täglich um die Gunst bewerben, der Mutter Napoleons vorgestellt zu werden, daß aber bei ihrem Zustande der Altersschwäche so viele Besuche ihr lästig fallen würden, und sie daher beschlossen habe, niemand Fremdes mehr vorzulassen, daß sie aber, als er ihr meinen Namen genannt und ihr gesagt habe, daß ich Franzose sei, gleich darein gewilligt habe, mich zu empfangen. — Als wir in den Pallast traten, fiel mir die große Stille, welche in dem weitläufigen Gebäude herrschte, auf; wir stiegen die Treppe hinan, gingen durch eine Reihe von Gemächern und trafen selbst nicht einmal einen Diener. Endlich öffnete der Chevalier eine Thüre, wir traten in einen ganz von der Sonne beleuchteten Saal, wir waren zur Stelle. Auf einem Ruhebette lag die hohe Frau, die Mutter des Kaisers. Ein Lächeln umzuckte ihre Lippen, sie nannte leise meinen Namen und deutete mit der Hand auf einen Sessel ihr zu Seite. — Nach einigen Momenten sprach sie: „Sie kommen von Florenz, ich weiß es, Sie haben meine Kinder gesehen, wie geht es ihnen?"

„Der Herzog von Montfort und seine erlauchte Familie," entgegnete ich, „erfreuen sich der besten Gesundheit; es gibt kein Haus in Florenz, das sich, besonders für die Franzosen, so unbeschreiblich gastfrei und angenehm zeigt, als das ihre."

„Das weiß ich! denken Sie sich lange in Rom aufzuhalten?"

„Nur drei Wochen, spätestens, hohe Frau!"

„Das ist schade, der Aufenthalt hier würde Ihnen wohl gefallen. — Man lebt hier lange — ich liefere den Beweis," setzte sie schmerzlich hinzu; „ich bin schon zwanzig Jahre hier."

Sie senkte nach diesen Worten schwermüthig ihr Haupt. Vor zwanzig Jahren stürzte das Kaiserreich zusammen. — Eine große Pause trat nun ein. — Mir blieb die Zeit, mich umzuschauen. Eine einzige Dame weilte zu ihrer Gesellschaft im Saal, sie war mit einer Stickerei beschäftigt. Der Saal war mit schönen Gemälden, Mitglieder der Familie Napoleons darstellend, geschmückt. Die ersten Meister hatten sie verfertigt, sie zierten sonst die kaiserlichen Gallerieen in Paris. Unbeschreiblich ergreifend war für mich der Gedanke, die Mutter zu schauen, der man ihre Kinder genommen hatte und die sich mit ihren Bildern umgeben sah. Sie schien körperlich und geistig zu leiden, unter der Last der Jahre, der Erinnerungen. Ihr eng anschließendes Gewand zeugte von der größten Magerkeit, ihre Hände waren nur mit Haut überzogen, ihr Gesicht erschien um so bleicher, da ihre dunklen Augen rastlos umherschweiften. Von dem Platze aus, wo ich saß, erschaute ich vor mir die ergraute Mutter Napoleons und durch das Fenster den hohen Thurm des Capitols. Welche Zusammenstellung! Die Frau und das Capitol! Beide hatten auf Erden eine Zeitlang die größte Gewalt ausgeübt — sie war erloschen. Beide beschauet jetzt ein schlichter Reisender, der vom Himmel nichts erhalten hatte, als Thränen der Wehmuth für diesen seltenen Anblick, und ein Herz, das Großartige desselben zu empfinden.

Als die Matrone wieder die Lippen bewegte und auf mich blickte, als wünsche sie wieder ein Gespräch anzuknüpfen, nannte sie Frankreich und gleich darauf den Namen ihres Sohnes. Wie von einer plötzlichen Begeisterung erfaßt, schien sie mir verjüngt, sie sprach mit mehr Kraft, und anhaltender. Ich war ganz Ohr, ich wagte kaum Athem zu schöpfen, als sie mir einzelne Details aus dem Leben ihres unsterblichen Sohnes mittheilte, einige interessante Züge aus seinem häuslichen Leben, deren kein Historiograph Erwähnung thun konnte. Nicht einen einzigen Augenblick ward ihr das Gedächtniß untreu; welche Geistesfähigkeiten entwickelte sie noch, wie feurig floß noch in ihren Adern das Blut! Ja, das Clima der Insel Corsika bräunt die Haut ihrer Kinder, spendet ihnen aber auch ihres Geistes Kraft bis zum letzten Moment. Die Muskeln werden schwächer, die Nerven schlaffer, die physische Organisation dauert nur die ihr angewiesene Zeit; bewunderungswürdig aber ist es zu beobachten, welch ein Uebergewicht der Geist bei dieser Frau über die Materie ausübt, wie derselbe gewissermaßen aufgefrischt wird durch die mächtigen Erinnerungen. Und wie bewegungsreich war das Leben dieser Frau! Wie oft mußte sie für das Leben ihrer Söhne zittern, ganz Europa sandte seine Kugeln gegen sie! Welche Gefühle mußten ihre Brust durchwogen in dem Zeitraume vom Te deum der Kirche Notre-Dame bis zum dies irae von Waterloo und St. Helena! Wie groß war ihre Liebe für ihren erlauchten Enkel, den König von Rom; sie eine Gefangene an der Tiber, er, von den Seinen geschieden, an der Donau. Es war ihr nicht ein einziges Mal gestattet, das geliebte Kindeskind zu umarmen. Man sprach ihr oft von ihm, wie er so herrlich heranwachse, und ihr Antlitz ward verklärt bei diesem Bericht. — Eines Tages sprach man nicht mehr von ihm — der Tod nahm ihr den geliebten Enkel — und sie mußte leben, leben, um das Ungeheure zu tragen — ihr äußerer Mensch schwand dahin, ihr Geist blieb rege und hielt den Körper aufrecht. — — Nachdem ich meinen Besuch über alle Gebühr lange ausgedehnt hatte, mußte ich mich zwingen, aufzubrechen.

„Sie wollen schon fort?" fragte sie sehr freundlich, „ohne Zweifel wollen Sie dem Gottesdienste der heiligen Woche beiwohnen?"

„Zu Ihrem Befehl! Ich will mich in die Sixtinische Kapelle begeben."

„Haben Sie den Cardinal Fesch schon gesehen?"

„Ich habe noch nicht die Ehre gehabt."

„Ich will Sie dem Cardinal empfehlen, es ist Ihnen von Nutzen, ihn kennen zu lernen, er wird Ihnen die schönen Gemälde-Gallerieen zeigen. — Denken Sie jetzt noch einen Platz in der Kapelle zu finden?"

„Ich muß es versuchen."

„Hätten Sie den Cardinal früher gekannt, er würde Ihnen einen guten Platz verschafft haben, er befindet sich nicht ganz wohl, ich weiß nicht, ob er seine heiligen Functionen wird ausüben können."

„Es wird mir eine angenehme Pflicht sein, dem Herrn Cardinal nach dem Feste meine Aufwartung zu machen."

„Ganz recht, er hat dann mehr Muße."

Sie begrüßte mich mit der Hand, ich verneigte mich, indem ich einige Worte des Dankes aussprach, und verließ den Saal. Ich fand ihren Sekretär, Herrn Mobagli, einen sehr unterrichteten Mann, im Vorgemach, er begleitete mich bis zur Treppe, und fragte: „Nun, wie haben Sie die ehrwürdige Greisin gefunden?"

Ich konnte meine Bewunderung nicht genug äußern.

Es war gerade der dem Schmerze geweihte Tag, Rom war in Trauer,

Digitized by Google

Jeder beeilte sich, um in die Kirche zu gelangen, es war der stille Freitag. Ich betrat die Peterskirche — ein Chorgesang schallte mir entgegen, dann fang eine Solostimme ganz mit meinen Gefühlen übereinstimmend: „Sie weint, und Niemand ist da, der sie tröstet!“

Laterna magica - Bilder.

Griechenland. In Griechenland ist itzt eine neue Art reisender Künstler entstanden, nämlich umherreisende Scharfrichter. Bekanntlich war dort die Todesstrafe bisher faktisch abgeschafft, aus dem einfachen Grunde, weil sich Niemand zu deren Vollstreckung hergeben wollte. Itzt ist es endlich der Regierung gelungen, drei Guillotinenmeister aufzufinden, die nun das ganze Königreich durchreisen, um durch Hinrichtungen in Masse das Land von jenen Individuen zu reinigen, die als verurtheilte Räuber und Mörder die Gefängnisse zum Theil schon seit Jahren füllen.

— Beim Beginn des heurigen Schuljahrs hielt der Rektor der königlichen Universität zu Athen eine Rede, worin er der Geschenke Erwähnung machte, die die Universität im ganzen Schuljahr von den verschiedenen Staaten Europa's und selbst Amerika's an Büchern, Landkarten, Kupferstichen, Münzen, u. s. w. erhalten hat. Die vorzüglichsten sind 186 große Werke und 46 geographische Atlase vom König der Franzosen und die Doubletten der preußischen Bibliotheken, die ungefähr 1600 Bände ausmachen.

England. Die englische Regierung soll geneigt sein, die Deportationsstrafe abzuschaffen; da die Verbrecher in so weiter Ferne nicht beaufsichtigt werden können.

— Wie es heißt, soll der Militärdienst auf zehn Jahre reduzirt werden.

— Unter den 14 neugewählten Stadträthen London's ist zum erstenmal Einer mosaischen Glaubens, nämlich Herr B. F. Philips von der angesehenen Firma: Faudel & Philips; er wurde von dem Stadtviertel Faringdon aufgefordert, sich um diese zu bewerben.

— Die Vorbereitungen zu einem unterseeischen elektrischen Telegraphen zwischen London und Paris sind bereits begonnen.

— Vom Nov. 1845 bis Nov. 1846 haben in London 1632 Bankerotte stattgefunden.

— In der am 2. Jänner abgelaufenenen Woche starben in London 1510 Menschen, was 112 Todesfälle mehr beträgt, als der Wochendurchschnitt der Todtenlisten in den letzten fünf Jahren.

— In Irland tritt itzt der sonderbare Fall ein, daß die Landleute trotz der immer steigenden Getreidepreise, die ihnen in der Zukunft einen großen Gewinn versprechen, ihr Getreide in die Wette nach Dublin bringen, indem sie laut erklären, sie befürchteten binnen Kurzem einen Aufstand in Masse, dann werde man ihnen mit Gewalt wegnehmen, was sie etwa noch an Vorräthen besäßen.

Schweden. Der König von Schweden will einen norwegischen Ritterorden stiften. Wie bekannt, existirt in Norwegen kein Adel.

Rußland. Das russische Ministerium der Reichsdomänen ist seit seiner Errichtung im Jahre 1839 ununterbrochen bemüht gewesen, die im Reiche zerstreuten, dem Heidenthum noch ergebenen Volksstämme allmälig für den christlichen Glauben zu gewinnen. Von den, den mannigfaltigsten Glaubenssecten ergebenen Volksstämmen wird noch das Gouvernement Orenburg bewohnt. Am zahlreichsten sind hier die Tscheremissen verbreitet, ein noch völlig culturloser heidnischer Volksstamm. Im orenburgischen Districte Birsk ward bisher eine große Dorfschaft nur von diesen Tscheremissen bewohnt, wenig den übrigen Anwohnern bekannt, da sie ihrer Volkssitte nach in fast unzugänglichen Wäldern ihre versteckten Wohnsitze haben. An isolirten, den Blicken der Christen möglichst entzogenen Orten bringen sie hier ihren Göttern Thieropfer. Lange blieben die eifrigen Bemühungen der Regierung erfolglos, die Bewohner dieser Dorfschaft ihrer Wildheit und ihrem heidnischen Cultus zu entziehen; hartnäckig widerstanden sie allen dahin zielenden Anregungen. Endlich gelang es im vorigen Jahre dem örtlichen Verwaltungschef, unter Mitwirkung der benachbarten griechischen Geistlichkeit, dieses große Dorf mit einer Bevölkerung von 900 Individuen für die griechische Kirche zu gewinnen. Nachdem dieser wichtige Schritt geschehen, wurden auch gleich alle bisherigen Spuren und Werkzeuge des gröbsten Heidenthums völlig vernichtet, und die Bewohner auf Kosten der Krone in eine ganz andere Gegend übergesiedelt. Im vorigen Monat ward der solenne Akt ihrer christlichen Taufe im Beisein einer zahlreichen Volksmenge, unter der sich auch viele ihrer noch heidnischen Mitbrüder befanden, vom orenburgischen Bischof Joannik vollzogen. Schon bitten die bekehrten Tscheremissen, daß in ihrer neuen Ansiedlung eine Gemeindeschule für ihre Kinder errichtet werde.

Frankreich. Die durch die letzte Ueberschwemmung zerstörten Dämme der Loire werden eiligst wieder hergestellt. Ein solcher Damm in der Nähe von Blois war beinahe schon fertig, als er plötzlich zusammenstürzte, und einen Wallarbeiter, sechs Pferde und zwei Wagen verschüttete.

— Der Widerwille der Arbeiter gegen Alles, was die Handarbeit beeinträchtigt, ist in Frankreich so hoch gestiegen, daß, als neulich ein Bauunternehmer an den Loire-Dämmen einige Leiterwagen hinschickte, um den Schutt zu verführen, ein wilder Aufruhr unter den Handlangern entstand. Sie machten Miene, den Aufseher und die Pferde in den Fluß zu werfen, und nur die schleunigste Entfernung der Wagen brachte sie von der Ausführung ihres Vorhabens ab.

— In Straßburg ist kraft eines Verbotes des Maire das Auspfeifen im Theater verboten worden; dagegen wurde an dessen Stelle verordnet: „Die Zulassung oder Abweisung von Künstlern, die ihre drei Probevorstellungen gemacht haben, wird von den Herren Abonnenten ausgesprochen werden. Zu diesem Ende wird im Foyer des Theaters ein Bureau zu der auf dem Anschlagzettel des Tages angegebenen Stunde eröffnet, woselbst Jeder seine Stimme abgeben kann. Diese werden von den Mitgliedern der Theaterkommission unter dem Vorsitze des Maire gesammelt, und das Resultat verkündet der Regisseur dem Publikum.

Belgien. Seit dem 1. Dezember sind Gensd'armen und Polizisten an dem flandrischen Thore in Brüssel auf Posten gestellt, um den Massen von Bettlern, welche täglich aus der Umgegend von Oudenaarde, Alost, Gent und andern Städten dahin kommen, den Eingang in die Hauptstadt zu verwehren.

Hamburg. Vor geraumer Zeit fallirte hier das Haus Schlesinger & Comp. und war gezwungen sich auf 10 Procent zu vergleichen. Der eine der drei Gesellschafter blieb in Hamburg als Maler, die beiden Andern gingen in's Ausland. Anfangs Dezember kehrte Einer von diesen Letzteren aus England, wo er eine Fabrik mit gutem Erfolge errichtet hatte, zurück, und befriedigte die Gläubiger für seinen dritten Antheil vollständig; dasselbe that zu gleicher Zeit der Maler. Auch der Dritte, der sich in Modena aufhält, hat die Versicherung gegeben, daß er ein Gleiches thun wolle, sobald er nur die Mittel dazu in Händen haben würde.

Würtemberg. Der Stadtrath von Friedrichshafen (Oberamt Tettnang) hat den sehr zeitgemäßen Beschluß gefaßt, daß das halbweiße und das Roggenbrot in Zukunft von den Bäckern nur nach dem Gewichte verkauft, und dem Käufer förmlich vorgewogen werden müsse. Das Oberamt Tettnang hat die übrigen Gemeinderäthe des Bezirkes dringend aufgefordert, ähnliche Beschlüsse zu fassen.

— In der Würtembergischen Abgeordnetenkammer ist eine von vielen Schäfern des Landes unterschriebene Petition gegen den unvertilgbaren Wolf eingelaufen, der schon so lange unter den Heerden Verwüstungen anrichtet, ohne daß man seiner habhaft werden kann.

Sachsen. Die allgemeine Post-Konferenz für die deutschen Bundesstaaten wird in Dresden abgehalten werden.

Preußen. Die preußische Regierung hat mehrere gußeiserne Kanonen auf galvanoplastischem Wege mit Bronze füttern lassen. Aus den angestellten Versuchen ergibt sich, daß diese Kanonen, obgleich sie nicht ⅓ so dick sind, als die gewöhnlichen, doch eine dreimal stärkere Ladung aushalten.

— An der Berliner Universität soll ein Lehrstuhl für Gefängnißkunde errichtet, und dem Professor Tellkampf, früher in Amerika durch seine Bemühungen um Verbesserung des Armenwesens bekannt, übertragen werden. Da eine Wissenschaft, die an einer deutschen Universität vorgetragen wird, nothwendig einen griechischen Namen haben muß, und je länger, je besser, so schlagen wir das Wort Desmoteriologie vor.

— Am 1. Dezember wurden zwei Männer vor das Zuchtpolizeigericht in Berlin gebracht, weil sie einen Hofhund gestohlen und ihn aufgegessen hatten. Da der Hunger die Haupttriebfeder gewesen war, so wurden sie losgesprochen.

— Eine eigenthümliche Spukgeschichte bildete in Münster vor Kurzem die Fama des Tages. Dieselbe ereignete sich fast jede andere Nacht in den obern Räumen der Artillerie-Kaserne, eines Gebäudes, das ehemals ein Franziskaner-Kloster war. Schon in der Mitte November wurde die nächtliche Wache von diesem Spukwesen derartig geängstigt, daß sie ihren Platz verließ. Dieselbe büßte ihre Feigheit im sogenannten Buddenthurm, dem Gefängniß für Soldaten. Da aber in den folgenden Nächten auch die herzhaftesten Soldaten in Schrecken gesetzt, und auch die in den Kasernestallungen befindlichen Pferde in ihrer Ruhe gestört wurden, so wurde höheren Orts eine weitläufige Untersuchung angestellt. Dieselbe führte aber bisher zu keinem Resultat über diese Erscheinung, die sich theils in Gestalt eines Mönches zeigte, theils durch furchtbares Gepolter kund gab.

Pesth. Am 13. Jänner Vormittag um 9 Uhr verschied seine k. k. Hoheit der Erzherzog Palatin von Ungarn in seinem 71. Lebensjahre, im 51. seines Palatinates, vom ganzen Kaiserstaate tief betrauert.*)

— Unter der Aufschrift: „Eine freudige Botschaft“ meldet der „Spiegel“ Folgendes: In dem tiefen und allgemeinen Schmerze, welchen der Hintritt unseres allgeliebten Reichspalatin verursacht, konnte dem ganzen Lande keine größere Linderung desselben zu Theil werden, als die, womit unsere väterliche Regierung diese Betrübniß um den Verblichenen — wenn uns auch sein Andenken stets unvergeßlich bleibt — zu mildern suchte; wir meinen das am vorgestrigen Tage, am 18. d. M, hier angelangte und sogleich publicirte allergnädigste Schreiben, worin Se. k. k. apost. Majestät

*) Wir werden im nächsten Hefte das Bildniß und die Biographie des hohen Verblichenen bringen.

Digitized by Google

den Sohn des hohen Verblichenen, Se. k. k. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Stephan zum königl. Statthalter von Ungarn, Präsidenten der Septemviraltafel, Obergespann der gef. vereinigten Komitate Pesth, Pilis und Solt und zum Richter der Jazygier und Kumanier allergnädigst zu ernennen geruhte. Nachdem Se. k. k. apost. Majestät Eingangs des erwähnten allergnädigsten Schreibens Ihren höchsten Schmerz über den betrübenden Hintritt und die Verdienste des Höchstseligen dargelegt, heißt es am Schluße, wie folgt: „Nachdem wir dem zu Folge den durchlauchtigsten Erzherzog Stephan, unsern lieben Vetter, nicht nur als Sohn unseres oberwähnten unvergeßlichen Onkels, sondern auch, nach dem bereits an den Tag gelegten rühmlichen Charakter Seiner Seele und Seines Herzens, als würdigen Erben der Tugenden Seines Vaters verewigten Andenkens, zu unserem königl. Statthalter in Ungarn und zum Präses der Septemviraltafel, mit allen jenen Rechten, Privilegien und Vorrechten, welche mit dieser Würde verbunden sind, gnädigst ernannt haben, benachrichtigen wir Euch, Getreuen, von diesem allergnädigsten Entschluße zur Notiznahme und Richtschnur. Uebrigens u. s. w. Gegeben u. s. w.

Wien am 15. Jänner 1847.“

Dieses allerhöchste Schreiben wurde mit gränzenlosem Jubel aufgenommen. Die Jazygen, so wie die Städte Pesth und Ofen veranstalteten am 19., als Vorfeier dieser Ernennung, einen ungeheuren Fackelzug um die ganze Veste Ofen.

Wien. Ueber den großen Donauarm bei Wien soll eine großartige Kettenbrücke gebaut werden, deren Kosten auf 5,600,000 Gulden C. M. veranschlagt sind.

— Auf dem am 9. Jänner abgehaltenen Hofball hat Lord Ponsonby mehrere Attachés der brittischen Gesandschaft und unter denselben Herrn Georg Samuel Jennt, einen Israeliten, aufgeführt.

— Die Theater-Zeitung erzählt: Seit dem höchst betrübenden Hinscheiden des Herrn Erzherzogs Palatin bemerkt man, daß in den sämmtlichen Collekturen Wiens auf seine Nummern häufig gespielt wird, und zwar: 14, als das Datum seines Namensfestes, 9, seines Geburtstages, 13, seines Todestages, 71, seines Alters, und 50, die Zahl der Jahre seines Palatinats. Da nach dem Ableben Sr. Majestät des Kaisers Franz, 12, die Zahl seines Geburtsfestes, 43, die Zahl seiner Regierungsjahre, und 67, die Zahl seines Alters, gezogen wurden, so hoffen auch diesmal viele Lottospieler auf einen ähnlichen Zufall.

Erheiterungs-Salon.

Ein Tabakfabrikant in Breslau ließ auf die Enveloppen, in denen er seinen Rauchtabak verkaufte, drucken: „Dieser Tabak lobt sich selbst.“ Er hatte Anfangs starken Absatz, bald zeigte sich jedoch, daß sein Tabak stinkend war. Als man ihn deßhalb zur Rede stellte, erwiederte er: Ich habe euch durch die Ueberschrift redlich gewarnt; denn Eigenlob stinkt.

In Paris hat sich kürzlich folgendes lächerliche Quiproquo ereignet. Eine junge Dame bestieg am 12. Dezember Morgens ihren Wagen, um mehrere Geschäfte zu besorgen. In der Vorstadt St. Germain ließ sie vor einem Hause halten, blieb daselbst eine halbe Stunde, öffnete bei der Rückkehr den Schlag, und befahl dem Kutscher, in eine ziemlich weit entfernte Gasse zu fahren. In demselben Augenblick erinnert sie sich, daß sie bei der Person, die sie besucht hat, etwas vergessen, sie schließt den Wagen wieder, und kehrt in's Haus zurück. Der Kutscher, der den Schlag zuschlagen hört, glaubt, seine Herrschaft sei eingestiegen, er schnalzt mit der Zunge und fährt fort. Vor dem bezeichneten Hause angelangt, hält er die Pferde an, einige entgegenkommende Wagen nehmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und als er sich endlich umsieht, sieht er eine Dame, die von hinten seiner Gebieterin gleicht, in den Spezereiladen gehen. Es dauert eine halbe Stunde, eine Stunde, die Dame kömmt nicht wieder. Der Kutscher fängt an unruhig zu werden, er übergibt einem Eckensteher die Zügel, tritt in den Laden und fragt, wo Frau von S. hingegangen sei? Man antwortet ihm, sie sei nicht da gewesen, er solle sich beim Hausmeister erkundigen, ob sie nicht in's Haus gegangen wäre. Nachdem er im ganzen Hause nachgeforscht und überall dieselbe Auskunft erhalten hatte, kehrt er in den Laden zurück, fängt an zu drohen, und da ihn die Leute auslachen, fährt er voll Zorn zum Polizeikommissär, und macht die Anzeige, daß seine Gebieterin im Spezereiladen ermordet worden sein müsse.

Mittlerweile war Frau von S., die bei ihrer Rückkehr den Wagen nicht mehr vorfand, zu Fuße nach Hause gegangen, und erzählte ihrem Manne, was ihr zugestoßen war. Dieser erschöpft sich in Vermuthungen, er wartet bis zum Anbruch der Nacht, und begibt sich dann auf die Polizeipräfektur, um seine Anzeige zu machen. Seine Meinung ist, der Kutscher, für dessen Redlichkeit er bürgt, habe den Wagen einige Augenblicke allein gelassen; dieser sei gestohlen worden, und der arme Teufel fürchte sich, nach Hause zu kommen, oder habe vielleicht gar Hand an sich gelegt. Er bittet, man möge nachforschen, und an allen Thoren den Befehl geben, seinen Wagen nicht hinauszulassen.

Unser Held hatte sich indessen in der That gefürchtet ohne seine Herrschaft nach Hause zu kommen, über deren Schicksal er sich die schauderhaftesten Vorstellungen machte, und wer weiß, wie die Sache geendet hätte, hätte er nicht den glücklichen Einfall gehabt, sich zu seiner Frau zu begeben, die, selbst benachrichtigt, auch ihm über das Vorgefallene Aufschluß gab und so den gordischen Knoten löste.

Man kann sich denken, daß die beiden von der Polizei aufgenommenen Protokolle unter herzlichem Lachen zerrissen wurden.

Der Humorist erzählt: Die Mitglieder des Anti-Thierquäler-Vereins entwickeln eine rege Wirksamkeit; so stellte kürzlich ein Herr einen Einspänner zur Rede, warum er sein Pferd nicht beschlagen lasse, da es auf dem Glatteise fortwährend ausgleite. Darum, mein Herr, antwortete der Kutscher, weil ich nicht einmal meinen Kindern Schuhe kaufen kann; und wenn diese barfuß gehen können, so kann wohl auch mein Roß die Hufeisen entbehren. Was sich der Herr bei diesen Worten gedacht hat, wissen wir nicht; gesagt hat er — gar nichts.

Ein Soldat, der an einem Augenübel litt, hat kürzlich den Doktor W. in Leipzig um Rath, ob er wohl eine Salbe, die ihm ein guter Freund gegeben habe, gegen sein Uebel gebrauchen könne? Der Doktor untersuchte die Salbe, fand sie unschädlich, und gab sie ihm mit den Worten zurück: „Ihr könnt die Salbe in die Augen schmieren, sie schadet nicht; Ihr könnt sie euch aber auch in die Haare schmieren; Ihr könnt sie euch sogar auf die Stiefel schmieren — es ist Alles ganz gleich.“

Einige bisher noch unbekannte Mittel.

Mittel gegen das Heimweh. Man heirathe eine dumme Frau, die unter dem Scepter ihrer Mutter steht, und bitte die Schwiegermama, mit in's Haus zu ziehen; dann ist man vor dem Heimweh sicher.

Wie vermeidet man das Schieftreten der Stiefel? Man trage beständig Schuhe.

Mittel gegen die Vergiftung durch Pilze. Man wasche dieselben dreimal in Flußwasser, koche sie weich, lege sie dann in einen Tiegel mit zerlaufener Butter, lasse sie darin aufkochen und werfe sie nachher auf den Mist.

Anweisung, alle Arten Fleisch im Sommer frisch zu erhalten. Man schlachte die Thiere nicht.

Das einzige Mittel, die französische Sprache binnen 24 Stunden zu erlernen. Man lerne in jeder Stunde den 24sten Theil der französischen Sprache. NB. Auch für andere Sprachen anwendbar.

Stoßseufzer eines geplagten und verzagten Ehemanns.*)

Mein Herr!

Neulich hat sich ein Ehemann in Ihrer Zeitung über die allzugroße Reinlichkeit seiner Frau beklagt. Wenn's anginge, wollte ich ihm seine Frau abnehmen, und ihm meine dafür geben; dann wäre uns vielleicht beiden geholfen.

Ich suchte von jeher eine Frau, die auf Ordnung und Reinlichkeit hält. Als ich nach dem Tode meines seligen Vaters die Wirthschaft meines Bauerngutes antrat, ging ich auf die Heirath. Mein Lieschen war ein gutes und artiges Kind, und immer so sauber, wie aus dem Ei geschält; an Schuh und Strümpfen kein Staubkorn, und ihr Haar so glatt gestrählt und gebunden, als wäre es nur gemalt. „Nun, das gibt einmal eine saubere und reinliche Bauerfrau!“ dachte ich, und sah ihr in die Augen, und ich war verliebt, und acht Wochen nachher war sie meine Frau.

Aber so sind die Töchter, so lange sie einen Mann suchen, sind sie geschniegelt und gebügelt, wie ein Eichkätzchen. Haben sie aber einmal den Mann, so denken sie: nun ist das Putzen nicht mehr nöthig!

Schon in den ersten vier Wochen merkte ich, daß Lieschen ihr Haar weder so glatt wie sonst, noch Schuhe und Strümpfe so sauber hatte, wie sonst. Ich sagte ihr das, da lachte sie mich aus, und als ich ernsthafter reden wollte, ließ sie zu meinem größten Schrecken ihre Nägel lang werden an den Fingern. Seitdem mir einmal unsere schwarze Hauskatze fast das linke Auge ausgekratzt, streite ich nicht gern mehr gegen diese angeborenen Spieße und Degen, und ich schwieg also still.

Aber ach! was ist nun seit acht Jahren aus meinem schönen Lieschen geworden! Wahr ist's, sie wirthschaftet den ganzen Tag in Haus und Stall, und ist sparsam und hält zu Rathe, aber doch kommen wir nicht vorwärts, weil sie keine Ordnung und keine Reinlichkeit kennt.

Seitdem die Frauen in der Stadt mit gekräuselten Haaren und hohen Federn am Kopfe gehen, strählt sich meine Frau nicht mehr, die Haare hängen ihr um den Kopf, und an Stroh und Federn fehlt's auch darin nicht. Morgens in der Küche sieht sie fürchterlicher als ein Husar aus, denn sie schmiert sich von den Töpfen immer eine Art Schnurrbart in's Gesicht; Nachmittags aber sieht sie appetitlich genug für Hungrige aus, weil man an ihren Kleidern die Proben findet von Allem, was wir zu Mittag gegessen. Das Zinngeschirr wird nur alle Jahr einmal gescheuert, um es nicht abzunutzen, und statt in den Spiegel sehen wir nur in den Fliegenkoth und thut die gleichen Dienste; die Fenster werden nie gewaschen, so ersparen wir die Umhänge, und der Fußboden in unserer Stube ist zwei Zoll hoch mit Unrath und Staub bedeckt, weil meine Frau glaubt, man müsse aus der Wirthschaft nichts wegwerfen, sondern sparen.

*) Aus Zschokke's Schweizerboten.

Digitized by Google

Weil sie weiß, daß mir ihre Haare ehemals wohlgefallen haben, so läßt sie davon nicht selten in die Speisen fallen, oder wenn sie Käse macht, auch darein; ihre Stecknadeln hebt sie am liebsten im Brodteig auf, wenn sie backt; so erspart sie die Nadelbüchse.

Im Hause ist immer ein widerlicher Dunst, besonders in der Stube; sehr menschlich! weil die Fenster nie geöffnet werden, um keine Zugluft zu haben, und sich nicht zu erkälten. Indessen hat sie dafür gesorgt, daß die Luft auf andere Art freien Zutritt hat. Sowohl ihre, als meine und unserer Kinder Kleider haben an den Ellbogen und unter den Armen, auch an Schuhen und Strümpfen und sonst, wo es nöthig ist, Luftlöcher genug.

Der liebe Gott hat uns mit drei Kindern gesegnet; aber sie sind wegen ihrer Unreinlichkeit immer blaß und aufgedunsen. Einmal im Jahr, nämlich nur vom ersten Jänner bis zum einunddreißigsten Christmond, pflegt auch die Krätze, diese Folge der Unsauberkeit, in unserm Hause zu herrschen, und wer uns besucht, kann sie unentgeltlich bekommen.

Meine Wirthschaft war nie groß; aber durch die Sparsamkeit meiner Frau hat sich unser Viehstand sehr vermehrt, indem wir im Sommer alle Winkel voller Flöhe haben. Aber bei diesen theuern Zeiten wünschte ich mich lieber einzuschränken, obwohl ich gestehen muß, daß besagtes Vieh nicht viel Heu frißt.

Unter solchen Umständen, kannst du wohl denken, liebe ich meine Frau nicht, ob sie gleich wegen der schon erwähnten Nägel sehr respektabel ist. Fände sich also ein mitleidiger Menschenfreund, so wollte ich sie ihm gerne abtreten, wenn sonst kein Hinderniß dabei ist. Dein verzagter und geplagter N. N.

Literatur, Kunst und Alterthum.

Als Champollion, der berühmte Erklärer der Hieroglyphen, in Egypten ankam, ward ihm eine mit solchen Inschriften bedeckte Bronzefigur der Isis von dem damaligen Besitzer zur Entzifferung gegeben, und er explicirte sie sehr bereitwillig. Kurz nachher kam die Antike in andere Hände und nach Kahira. Als nun Champollion nach langem Aufenthalte in Oberegypten und Nubien wieder nach Kahira zurückkehrte, legte ihm der neue Besitzer die von dem Dechiffreur längst vergessene Isis noch einmal vor, mit der Bitte um eine schriftliche Erklärung. Der stets gefällige Gelehrte gewährte die Bitte, und der Text lautete dießmal ganz verschieden vom ersten. Man lachte über die Sache und glaubte darin die Unzulänglichkeit der Wissenschaft zu erkennen, aber mit Unrecht; denn Champollion kam als Lehrling nach Egypten, und verließ es als Meister.

Graf Leoni, dem man die Wiederherstellung des Grabmals Petrarca's verdankt, hat in Padua in 2 Octavbänden historische Gemälde herausgegeben, die in jeder Hinsicht ausgezeichnet sind. Der Inhalt ist: **La storia de la lega lombarda, il Vespro Siciliano, Masaniello,** und **Dante.**

Der höchst schreibselige Capefigue, der kein politisches Ereigniß vorübergehen läßt, ohne sein Wasser darauf zu lassen, hat auch die spanische Heirath ausgebeutet, und ein Werk unter dem Titel herausgegeben: „**Diplomatie de la France et de l'Espagne depuis l'avenement de la maison de Bourbon.**

Eine klassische Stimme über Berlioz. Bei den sich widersprechenden Stimmen der Kritik über Berlioz's Faust, dürfte ein älteres Wort über Fragmente dieses Tonwerks hier wiederholt werden. Göthe schreibt (Theil 5. S. 215) an Zelter: „Ein Franzose hat 8 Stellen meines Faust komponirt, und mir die sehr schön gestochene Partitur zugeschickt; ich möchte dir sie wohl senden, um ein freundliches Wort darüber zu hören." Zelter erwiedert Göthen (Theil 5. S. 251): „Gewisse Leute können ihre Geistesgegenwart und ihren Antheil nur durch lautes Husten, Schnauben, Krächzen und Ausspeien zu verstehen geben; von diesen Einer scheint Herr Hector Berlioz zu sein. Der Schwefelgeruch des Mephisto zieht ihn an; nun muß er niesen und pusten, daß sich alle Instrumente im Orchester regen und spuken — nur an Faust rührt sich kein Haar."

„**Der englische Staat** wird Shakspeare's Geburtshaus in Stratford ankaufen — Schiller's Haus in Weimar wartet noch immer auf seinen Käufer." So bemerken jammernd mehrere deutsche Blätter. Die Herren bedenken nicht, daß Schiller noch lange zu thun hat, ehe er so lange todt sein wird, als Shakspeare.

Die Nibelungen werden jetzt von einem Herrn Martin in das Französische übersetzt, und der „Moniteur" enthält bereits einige Proben. Das werden wohl in der That „Nibelungen im Frack" sein.

Gegen Ende des abgelaufenen Jahres wurde in Paris ein orientalischer Salon errichtet. Er ist bestimmt, einen Vereinigungspunkt für alle Orientalisten zu bilden, und auch Fremde, besonders Morgenländer haben freien Zutritt.

In Algerien ist itzt eine eigene Commission niedergesetzt worden, um nach römischen Ueberbleibseln und Alterthümern zu forschen und ihre Zerstörung zu verhüten. Diese Maßregel kommt etwas spät; denn während der 17 Jahre der französischen Occupation sind vielleicht mehr Denkmale zum Behufe von Neubauten zerstört worden, als während der ganzen türkischen Herrschaft, da die Mahometaner zwar nichts bauen, aber auch nichts zerstören.

Seine Heiligkeit, der Papst, hat sich am 15. November von Rudolph Lehmann malen lassen, und war mit dem Portrait so zufrieden, daß er seine Unterschrift beizusetzen geruhet hat. Wenn wir nicht sehr irren, ist Herr R. Lehmann — ein Jude.

Peter Bohun in Preßburg gibt von Neujahr 1847 angefangen „Trachten der Slaven" heraus. Alle zwei Monate erscheint ein kolorirtes Bild. Ein Jahrgang besteht also aus 6 Bildern und kostet 3 fl. C. M.

In Belgrad ist so eben ein französisch-serbisches Wörterbuch aus der Staatsdruckerei an's Licht getreten. Der Preis von 1 fl. 30 kr. C. M. ist äußerst billig.

Die Reste des alten Ninive, die unter der Leitung der Herren Botta und Flandrin ausgegraben worden, sind am 16. Dezember am Bord der Dorade im Hafen der Seine bei Paris angekommen.

Vademecum für Politiker. Unter Talleyrands hinterlassenen Büchern befindet sich auch ein alter abgegriffener Machiavell, mit Randglossen des Eigenthümers versehen.

In Paris bestehen bereits 2 deutsche Leihbibliotheken. Nun wird noch eine dritte errichtet, die mit 10,000 Bänden beginnt. Ob wohl dort auch der größte Theil Uebersetzungen aus dem Französischen sind?

Die Briefe des Junius sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der politischen Literatur der Engländer. Sie erschienen unter dem Pseudonym Junius in dem vom Buchdrucker Woodfall herausgegebenen „Public advertiser" vom 21. Jänner 1769 bis 21. Jänner 1771 und griffen die Mitglieder des Cabinets und andere Staatsbeamte, die Tribunale, das Parlament, selbst die Person des Königs schonungslos, aber mit Talent, Sachkenntniß und Beredsamkeit an. Auch die Schreibart ist so vortrefflich, daß man dem Verfasser seinen Platz unter den ersten Prosaisten Englands angewiesen hat. Dem Verleger selbst blieb der wahre Name des Verfassers unbekannt; er erhielt in bestimmten Zwischenräumen das Manuskript durch einen Knaben, mit der Drohung, daß bei der geringsten Nachforschung die Lieferungen sogleich aufhören würden, und da sein Blatt durch diese Briefe einen ungeheueren Absatz gewann, hütete er sich wohl, die Quelle seines Reichthums selbst abzuschneiden. Als Honorar wurde blos ein schön gebundenes, und zwei gewöhnliche Exemplare gefordert. Das Publikum erschöpfte sich in Muthmaßungen. Man schrieb sie General Lee, Glover, Edmund Burke, dem Grafen Delolme, dem Herzog von Portland, Lord Temple u. A. zu. Später bezeichnete man den 1818 verstorbenen Sir Philipp Francis, dann den Lord George Sackville und endlich den bekannten Kritiker und Philologen Horne Tooke für den Verfasser, weil man nach dessen Tode sowohl das Originalmanuscript der Briefe von seiner Hand, als die gedachten Honorarexemplare in seiner Bibliothek gefunden haben wollte. Neuerdings wollte Brewster in Macpherson den Verfasser entdeckt haben. Nun aber bringt die „Times" die Nachricht, daß sich Jemand im Besitze eines Exemplars dieser Briefe befinde, das auf dem weißen Blatte vor dem Titel folgende Andeutungen enthält: „Charles Lloyd, Privatsekretär zuerst von Georg Grenville, als er Premierminister war, und dann von Lord North, zugleich einer der Vice-Zahlmeister der Schatzkammer, ward von Lord North für den Verfasser jener Briefe gehalten, und zwar aus folgenden Gründen: „Lloyd's Lieblingswissenschaft war die Chemie, und die aus diesem Bereich entlehnten Anspielungen sind häufig in den Briefen; ferner trat in deren Erscheinung eine Unterbrechung ein, während Lloyd in Aachen war, und endlich fällt ihr gänzliches Aufhören gerade in die Zeit, wo er starb."

Die Werke des berühmten Astronomen Kepler werden in Kurzem herausgegeben werden.

Entdeckungen und Erfindungen.

Die geographische Gesellschaft der Hudsons-bai bereitet eine Unternehmung vor, um ein gänzlich unbekanntes Land im äußersten Nordosten von Amerika erforschen zu lassen. Die Reisegesellschaft wird aus eilf Personen bestehen, denen zwei Eskimos als Wegweiser dienen sollen.

Ein gewisser Dandurand in Paris hat die Erfindung gemacht, neue Gebäude in kürzester Zeit auszutrocknen, und bringt sie bereits bei dem neugebauten Theater Montpensier in Anwendung. Der Direktor dieses Theaters übergab ihm zuerst versuchsweise eine einzige Loge, die er mittelst seines Apparats in wenigen Stunden vollkommen trocknete. Als man die Mauer durchschlug, um genau zu untersuchen, fand man sie auch inwendig so trocken, als wenn sie einen ganzen Sommer von der Sonne beschienen gewesen wäre.

Ein Herr Schelivsky in Wien hat eine neue Art von Kaleidoskop erfunden, das in rascher Aufeinander-Folge die schönsten Figuren und Landschaften zeigt. Dabei hat es den Vortheil, daß man eine jede beliebige Figur sogleich fixiren kann. Diese Erfindung dürfte Landschaftsma-

Digitized by Google

leen und besonders Cottonfabrikanten anzuempfehlen sein, den letztern sowohl hinsichtlich des Dessin's als des Kolorits.

Da wir schon einmal von neuen Erfindungen sprechen, so wollen wir nicht ermangeln, unsere Leser auf eine neue des Musikdirektors Stiegemann in Hamburg aufmerksam zu machen. Derselbe befand sich Ende Dezembers mit verschiedenen Mitgliedern des Thaliatheaters von Hamburg zur Aufführung eines Concerts in Kiel. Bald ergab sich aber, daß die Kieler Paukenschläger, die einzigen, die zu seiner Disposition standen, die Musik nicht als ihr Metier trieben, denn sie kannten keine Note. Was war nun zu thun, um ihnen begreiflich zu machen, daß sie zur rechten Zeit einfielen? Schnell besonnen, befestigte Herr Stiegemann beiden Künstlern einen Strick um das Bein, und so oft nun eine Pauke erdröhnen sollte, zog der Musikdirektor an dem Strick, der nun bewirkte, was der Taktstock des Dirigenten niemals erreicht haben würde — die Paukenschläger ließen niemals auf sich warten. Diese sinnreiche Erfindung des „Taktstrickes" sei daher hiemit allen Herrn Orchesterdirigenten zur Prüfung und nachheriger Anwendung bestens empfehlen — vielleicht läßt sie sich auch noch vervollkommnen und ausdehnen.

James Anderson in Manchester hat eine Lokomotive erfunden, die auf den gewöhnlichen Landstraßen benützt werden kann, und 2½ deutsche Meilen fährt, ohne Wasser einzunehmen. Die ersten Probefahrten in Dublin sind gelungen. Da der Erfinder sein ganzes bedeutendes Vermögen an seine Erfindung gesetzt hat, so fragt es sich, ob er Bettler oder Millionär sein wird.

Doktor Blaudet's Erfindung, die Todten sprechen zu machen, ist nicht neu, und bereits im Jahre 1839 von Dr. Johannes Müller, Professor der Anatomie in Berlin, gemacht, der sie in seinem Werke: „Ueber die Compensation der physischen Kräfte am menschlichen Stimmorgane" entwickelt hat.

Medicinisches.

Doktor Frank in Wolfenbüttel bedient sich der Schießbaumwolle zum Verband veralteter Geschwüre und zwar mit dem besten Erfolge.

In Preußen ist eine neue Verordnung erschienen, daß die Apotheker jene Arzneimittel, die in großen Gaben der Gesundheit nachtheilig werden können, auf ein einfaches Recept des Arztes nur bis zu einer gewissen Dosis verabfolgen dürfen. Will der Arzt das durch das Gesetz bestimmte Maximum überschreiten, so muß er im Recepte ausdrücklich anmerken, daß er dieses durchaus für nothwendig finde; sonst darf der Apotheker bei Strafe von 20 bis 50 Thalern das Mittel nicht ausfolgen.

Ein sehr gutes Mittel wider den Frost in den Händen sind Bäder von Linsenwasser. In demselben Wasser, worin man die Linsen zum Essen weich gekocht hat, badet man die Hände so warm als man es vertragen kann, und so lange, bis das Wasser verkühlt ist; trocknet dann die Hände rein ab, und zieht auf eine Weile wollene oder andere dicke Handschuh an, bis die Haut wieder fest geworden ist. Gut ist es, wenn man diese Bäder täglich mehr als einmal brauchen kann. Dasselbe Linsenwasser kann man sehr oft wieder wärmen. Durch dieses Mittel sind Hände, welche früher alle Winter aufbrachen, in einem Winter gänzlich geheilt worden.

Das Brocchieri'sche Wasser. Der Congreß von Yucatan in Mittelamerika hat eine Verordnung erlassen, daß dieses berühmte Wasser, das sich durch seine blutstillende Eigenschaft so sehr auszeichnet, zollfrei eingeführt werden solle. Diese Verordnung ist die Folge eines Berichtes, den die dortigen Aerzte über die wunderbaren Heilkräfte desselben erstatteten. Unter Anderen hatte sich ein Selbstmörder die Carotis (Halspulsader) beinahe ganz durchschnitten, und wurde durch die bloße Anwendung dieses Mittels wieder hergestellt. Nicht weniger wunderbare Heilungen hat es in vielen Fällen von Wechselfieber zu Stande gebracht, und somit dem Chinin den Rang abgelaufen.

Schon früher hatte sich das medizinische Institut zu Paris mit einer Untersuchung desselben beschäftigt, und es vollkommen bewährt gefunden. Nach dem authentischen Register eines Pariser Lazareths, in dem blos Verwundete aufgenommen werden, sind seit 1844 zwischen 1600 und 1700 Personen durch die alleinige Anwendung dieses Wassers hergestellt worden, ohne daß ein Verband nöthig gewesen wäre.

Es wäre also zu wünschen, daß dieses Mittel bei den Armeen eingeführt würde, um so mehr, da es auch in Wechselfiebern das weit theuerere und doch weniger wirksame Chinin mehr als ersetzt.

Juridisches.

Am 21. November kam vor die Pariser-Assisen ein Mord wegen Ehebruchs, und wurde bei verschlossenen Thüren verhandelt.

Der §. 324 des Strafgesetzbuchs lautet: „Im Falle des Ehebruchs, ist der Mord, den der Ehegatte an seiner Gattin, so wie an deren Mitschuldigen verübt, entschuldbar; wenn er im Augenblicke geschieht, wo er sie in der ehelichen Wohnung in flagranti ertappt."

Weiter heißt es im §. 326: „Wenn dieser Entschuldigungsgrund bewiesen ist, so wird die Strafe des Todes, der lebenslänglichen Galeere oder der Deportation, in einfachen Kerker von 1—5 Jahren verwandelt."

Der Fall nun war dieser:

Herr Jené, genannt Jenne, seines Gewerbes ein Schneider, 29 Jahre alt, aus Wasserheim in Rheinbaiern gebürtig, und in Paris seit 12 Jahren ansässig, hatte 1840 geheirathet. Seine strenge Redlichkeit hatte ihm allgemeine Achtung und eine bedeutende Kundschaft verschafft. Jené stand schon längere Zeit in Geschäftsverbindung mit einem Hutmacher Jay, dessen häufige Besuche ihn jedoch zuletzt zu beunruhigen anfingen. Seine Frau, mit der er sehr friedlich lebte, hatte ihm nämlich gestanden, daß sie seinen Verfolgungen ausgesetzt sei. Endlich verbot er ihm, sein Haus zu betreten, und drohte ihm im widrigen Falle mit dem Aeußersten. Jay stellte seine Besuche ein, trotz dem blieb Jené unruhig und argwöhnisch.

Am 17 August v. J. schützte er eine Reise vor, und verbarg sich im Hause. Abends 8 Uhr kam Jay, wendete Alles an, um die Frau zur Verletzung ihrer ehelichen Pflicht zu verleiten, und halb durch Ueberredung, halb durch Gewalt, setzte er seine Absicht durch. In dem Augenblicke trat Jené aus seinem Versteck hervor, und als sich Jay auf das Geräusch umwandte, schoß er ein Pistol auf ihn ab, fehlte ihn jedoch, und schwärzte ihm blos das Gesicht mit Pulver. Als sich nun Jay zur Wehr setzte, zog Jené ein Küchenmesser, das er in Bereitschaft hielt, und stieß es seinem Gegner in die Brust, der, ohne einen Laut von sich zu geben, todt zu Boden sank. Die Frau entfloh, und verbarg sich in der Küche. Jené ging die Stiege hinab, sagte dem Hausmeister weinend, daß er einen Menschen getödtet habe, und übergab sich selbst der Gerechtigkeit.

Die Jury erklärte ihn nach einer kurzen Berathschlagung von 5 Minuten für unschuldig und der Angeklagte wurde sogleich freigelassen. Merkwürdig ist es noch, daß unter den Zeugen der vierjährige Knabe des Angeklagten figurirte.

In einem Unterhaltungs-Club in Plymouth wurde kürzlich ein Herr aufgenommen, der sich vor einigen Monaten daselbst als Med. Doktor etablirt hatte. In wenigen Wochen zeigte es sich, daß der Herr ein Falschspieler sei, und er wurde feierlich aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Plymouther-Zeitung erwähnte den Fall in ziemlich starken Ausdrücken, jedoch ohne Nennung des Namens. Der Doktor, der sich dadurch in seiner Existenz bedroht sah, klagte den Redakteur und die siebzehn Eigenthümer der Zeitung wegen Ehrenverletzung. Diese, um sich zu rechtfertigen, brachten eine Menge Zeugen, daß der Kläger bereits in vielen Städten Englands und Frankreich's wegen zu großem Glück im Spiel vertrieben worden war, wobei er sich aber so klug benommen hatte, daß ihm das Gesetz wenig anhaben konnte. Nach unsern Gesetzen hätte sich nun der Kläger vielleicht in einen Beklagten verwandelt, und mit Recht. Nicht so in England, wo der Richter auch in Kriminalsachen nur nach vorliegender ordnungsmäßiger Klage verfahren darf. Eine Ehrenkränkung war allerdings vorhanden, und so verurtheilte die Jury die Geklagten zu einer Geldbuße von einem Farthing (½ kr. W. W.) als eine vollkommen hinlängliche Entschädigung für die gekränkte Ehre des Klägers.

Caricaturen.

Alte Jungfer. „So, Sie wollen also heirathen, meine Liebe, wirklich? Nun für meine Person bin ich überzeugt, daß von tausend Ehen neun Hundert und neun und neunzig unglücklich ausfallen. Aber freilich, ein Jeder muß am besten wissen, was er zu thun hat."

Digitized by Google



Die Commis: Bitte Platz zu nehmen, gnädige Frau! was werden schaffen?

Käuferin: Geben Sie mir — für 2 kr. Baumwolle.

Allerlei Curiosa.

Die kleine Republik Andorre in den Pyrenäen hat sich am 7. November ein Gesetzbuch gegeben, das in 100 Paragraphen das ganze Civil- und Criminalrecht umfaßt. Glückliches Land, das so wenige Gesetze hat, dreimal glückliches Land, das so wenige Gesetze braucht.

Wie doch die Ansichten verschieden sind! In Tunis dürfen die Juden Alles sein, nur nicht Handelsleute.

Die Kommunalbehörde in Berlin hat die Nachtigallen als einen Luxusartikel mit 10 Thalern jährlich besteuert. Diese Verfügung hat die gänzliche Vertreibung der Nachtigallen aus Berlin zur Folge, und trägt deshalb nicht das Geringste. Ueberdies haben die erzürnten Nachtigallenbesitzer aus Rache ihre freiwilligen Beiträge zur Armenverwaltung zurückgezogen.

In einer Zeitung stand folgende Bekanntmachung: „Gestern ist ein männlicher todter Körper, israelitischen Glaubens, im Stadtteiche gefunden worden ꝛc." Eine leichtsinnige Behauptung; der Körper konnte sich ja eben so gut zum Islam bekennen.

Ludwig XVIII. erfuhr den Tod Katharinens II. von Rußland, seiner treuen Freundin und Verbündeten, während er verbannt aus dem Vaterlande in Blankenburg in stiller Zurückgezogenheit lebte. In Beziehung auf diese Begebenheit erzählt er selbst das folgende merkwürdige Ereigniß: „In der Mitte der Nacht sahen die Damen, welche im Vorgemache der Kaiserin den Dienst hatten, die Thüre zu dem Schlafzimmer sich öffnen, ihre Gebieterin mit einem brennenden Lichte in der Hand herauskommen, und nach dem anstoßenden Thronsaale schreiten. Ueberrascht durch dieses ungewöhnliche Ereigniß und durch das lange Ausbleiben der Kaiserin fingen sie an, Besorgniß zu hegen. Ihre Besorgnisse verwandelten sich aber plötzlich in das unbeschreiblichste Staunen, als sie den Ruf der kaiserlichen Glocke in dem Schlafzimmer vernahmen, und in dasselbe eintretend, von Katharinen, die im Bette lag, sehr verdrüßlich nach dem Grunde der Störung zu dieser Stunde gefragt wurden. Die Damen fanden es unmöglich, der Kaiserin die Kunde dessen, was sich zugetragen hatte, vorzuenthalten, und Katharinens Neugierde wurde dadurch so sehr angeregt, daß sie augenblicklich aus dem Bette aufstand, und, gefolgt von ihren Damen, nach dem Thronsaale ging. Als die Thüren desselben schnell geöffnet wurden, erblickte sie die weiten Räume von einem grünlichen Lichte erhellt, und auf dem Throne sitzend ihre eigene Gestalt. Die Kaiserin stieß einen lauten Schrei aus, wurde ohnmächtig, und die Erscheinung verschwand. Von diesem Augenblicke an war ihre Gesundheit erschüttert, und zwei Tage darauf wurde sie durch einen Schlaganfall dem Leben entrissen. Dieses merkwürdige Ereigniß hatte so viele Zeugen, daß es unmöglich war, dasselbe geheim zu halten, und ich war einer der ersten, dem man es mittheilte."

Kürzlich verlieh die Humane Society (Gesellschaft der Menschenfreunde) in Edinburg, ächt englischer Weise, einem Hunde, der eine in's Wasser gefallene Frau gerettet hatte, einen Halsband-Orden von Silber, auf welchem mit goldenen Buchstaben die Inschrift prangte: „Von der Humane Society dem Hunde Bor für die Rettung einer Frau vom Ertrinken in der Nacht des 17. November 1846." Einige Tage darauf gewahrte man statt des kostbaren Bandes einen Papierstreifen um den Hals des Hundes, auf dem die Worte standen: „Bor hat noch Größeres gethan; er ist nicht eitel, und überließ deßhalb das prunkende Halsband einer gränzenlos elenden Familie, damit sie es umschmelze und sich durch den Ertrag des Silbers einige Zeit vor dem Hungertode rette."

Eine merkwürdige Entdeckung machte der Fleischer Rawlaff in Garstang. Er fand in dem Magen einer Kuh, die er schlachtete, sechszehn Steine von der Größe einer gewöhnlichen Wallnuß. Alle hatten eine schöne blaue Farbe und weiße Flecken, und waren so glatt wie der schönste polirte Marmor. Kleinere Steine von derselben Gattung waren in noch größerer Menge vorhanden. Wie diese Steine in den Magen der Kuh gekommen waren, und wie lange sie darin gelegen hatten, darüber ließ sich keine Auskunft erhalten.

Die englischen Blätter beurtheilen mit vieler Bitterkeit einen Brief, den Herr Evelyn John Shirley, Mitglied des Parlaments und einer der reichsten Grundbesitzer Irlands, von London aus an seine Pächter geschrieben hat, die sich in der jetzigen schrecklichen Noth um Hilfe an ihn wandten. Der Brief lautet, wie folgt:

„An meine Pächter in Irland." London den 15. September 1846.

Meine guten Freunde und Pächter!

Mehrere von Euch haben sich bei der jetzigen Noth und Besorgniß an mich gewendet, und ich ergreife diese Gelegenheit, Euch meine Meinung und meinen Rath zukommen zu lassen.

Unter dieser göttlichen Heimsuchung ist es die Pflicht aller Klassen der Gesellschaft, ihr Möglichstes zu thun, der Noth abzuhelfen; die Armen müssen ihre Geduld üben, und ihre Besorgnisse beschwichtigen; die Reichen müssen der Regierung helfen, den besten Plan ausfindig zu machen, wie man den Dürftigen Brod verschafft, und die Regierung ist bereit und willig, das gute Werk zu thun; sie wird den Gutsbesitzern Geldsummen bewilligen, um sie in den Stand zu setzen, die Arbeitslosen zu beschäftigen und also zu ernähren. Die größern Pächter müssen wieder für ihre Häusler Sorge tragen, und sie mit Geld oder Mehl, statt der mißrathenen Erdäpfel versehen; so wird die Last gehörig vertheilt sein, und ein Jeder seinen Antheil an dem öffentlichen Unglück tragen.

Mittlerweile benützet das gesegnete Wetter, euer Getreide einzubringen, zu dreschen und zu verkaufen, so lange das Korn hoch steht, und zahlt euern Pachtzins, damit der Gutsherr den Armen beistehen kann. Gelobt sei der gütige Gott, das Getreide ist im besten Zustande, es ist weder windiges noch regnerisches Wetter, und die heiße Sonne, mit der wir gesegnet sind, ist den Erdäpfeln zuträglich.

So laßt uns denn durch Frohsinn und Festigkeit die Furchtsamen beruhigen, und die Fleißigen und Arbeitsamen aufmuntern; bedenkt, daß diese Heimsuchung nur eine Prüfung zu unserem Besten ist, und mit Ergebung in den göttlichen Willen getragen werden muß. Aber vor allen Dingen hört nicht auf den Rath jener bösen Menschen, welche, mit ihrem Pachtzins in der Tasche, ihn doch nicht bezahlen, während sie, für ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke die allgemeine Besorgniß noch zu steigern suchen. Sollten sich solche in Farley befinden, so sollen sie sich in Acht nehmen; denn nichts soll sie vor der strengsten Strafe sichern, die ein beleidigter Gutsherr verhängen kann.

Ich bleibe euer treuer Gutsherr E. J. Shirley.

Die Nationen fangen an, höflich gegen einander zu werden und Komplimente auszutauschen, wie folgende zwei Fälle beweisen, die sich beinahe zu gleicher Zeit ereignet haben.

Der Besitzer der Buchdruckerpresse, an der Franklin in London im Jahre 1726 als Druckergeselle gearbeitet hat, hat dieselbe dem Museum zu Philadelphia geschenkt. Die Amerikaner haben zum Dank in London eine Pension für einen arbeitsunfähigen Drucker gestiftet, der der Franklin-Pensionär heißen soll.

Bei einem Erdbeben in Messenien hatten der Herzog von Montpensier, die französischen Marine-Offiziere und die andern in Athen ansäßigen Franzosen an 210 verunglückte Familien zu Calamata eine ansehnliche Summe geschickt. Diese 210 Familien haben itzt, als sie von dem Unglück der Loire-Ueberschwemmten hörten, eine jede 50 Leptas (ohngefähr — wir wissen nicht wie viel) an Herrn Guerin, Sekretär der franz. Gesandtschaft, überreicht, um sie den Verunglückten zukommen zu lassen, und so ihre Dankbarkeit auszudrücken.

Notiz für europamüde Deutsche. In der Démocratie pacifique v. 20. Dezember findet sich folgende Stelle: „Wir sprachen vor einigen Tagen einen Amerikaner, der uns von der kunstreichen Art, die Sümpfe auszutrocknen, erzählte, die in Neu-Orleans angewendet wird. Diese Arbeiten, bemerkte Einer von der Gesellschaft, werden wohl von den Negern

Digitized by Google

ausgeführt? — Nein! war die Antwort, die Arbeiten bei der Trockenlegung sind sehr ungesund, zuweilen tödtlich; man würde zu viele Sklaven dabei einbüßen, und Sklaven sind ein Kapital. Wir kommen besser zurecht, indem wir dabei deutsche und irische Ansiedler verwenden, die die Arbeit für ein geringes Entgelt thun.

Der Herzog von Montpensier hat neulich in Vincennes einem großartigen Feste beigewohnt, das zu Ehren der heiligen Barbara veranstaltet worden war. Die heilige Barbara ist nämlich, was nicht Jeder wissen wird, die Schutzheilige der Artillerie, und darum heißt auch eine Pulverkammer im Französischen: „la sainte Barbe."

Folgendes diene zum Beweise, daß es den Türken mit der Einführung abendländischer Kultur Ernst ist, und daß sie selbst im Kunstgeschmack auf gleicher Höhe mit dem übrigen Europa stehen. Am 13. Dezember v. J. wurde dem Großherrn ein Prinz geboren, bei welcher Veranlassung viele Belustigungen im kais. Pallaste stattfanden. Unter anderen wurde auch der deutsche Taschenspieler Baron dahin beschieden, und erhielt am Schluße der Vorstellung, die 2½ Stunde dauerte, 40,000 Piaster, zu Deutsch 4000 fl. C. M. Zwei Abende später wurde der Pianist und Kapellmeister des italienischen Theaters zu Pera geholt, und führte in Gegenwart des ganzen Hofes die neuesten Klavier-Compositionen aus. Am Ende des Concertes erhielt er eine Gratification von — 5000 Piastern oder 500 fl. C. M.

Nach einer Chronik erließ der Prager Magistrat im Jahre 1313 eine Verfügung, daß verschwenderische junge Bürger das erste Mal auf 14 Tage, das zweite Mal auf 4 Wochen, das dritte Mal auf ein Vierteljahr im Altstädter-Brückenthurm eingesperrt werden sollten. Wären sie auch dann noch unverbesserlich, so sollten sie ersäuft werden. (Theater-Zeitung.)

Doktor Grabowsky, lutherischer Pastor in Danzig, hat verflossenen Monat ein merkwürdiges Beispiel religiöser Toleranz gegeben. Er bestimmte bei der Taufe seines Kindes 6 Pathen, die den 6 verschiedenen Confessionen angehören, zu denen sich die Einwohner Danzig's bekennen. Einer davon war ein Jude.

Der jüngstverstorbene Th. Greville hat seine Bibliothek, eine der kostbarsten in England, dem brittischen Museum vermacht, und zwar, wie er sich in seinem Testamente ausdrückt, „weil ein großer Theil seiner Bibliothek von dem Ertrage einer auf Kosten des Gemeindewesens ihm verliehenen Sinecure angeschafft worden."

Einer der reichsten Kavaliere Rußland's, der Graf Demidoff, hat sich mit der Prinzessin Mathilde Bonaparte, einer nahen Verwandten Napoleons, verheirathet; die Ehe wurde aber auf Befehl des Kaisers in Petersburg aufgelöst. Die Veranlassung, bei der diese Familie in den Adelstand erhoben wurde, ist nach Petersburger-Zeitungen folgende: „Nikita Demidoff, der Sohn des Grobschmiedes Demid Antufijew, lieferte Peter dem Großen die ersten 300 Hellebarden nach deutschem Muster, der ihm dafür ein Stück Land schenkte. Auf diesem wurde ein Eisenwerk angelegt, und dieses legte den Grund zu dem Reichthum der Familie. Als der junge Großfürst den ersten Zahn erhielt, machte ihm der reiche Schmied ein Geschenk von 100,000 Rubeln, und wurde am 12. September 1720 unter dem Namen Demidoff in den Adelsstand erhoben.

Im Stadttheater zu Schweidnitz wurde kürzlich zu einem wohlthätigen Zwecke „Wallenstein's Lager" von Unteroffizieren der Garnison, und zwar vortrefflich, gegeben. Ob wohl die Gläser mit wirklichem, oder nur mit Theaterwein gefüllt waren?

Das Unwesen der Quaksalberei und des Verkaufs von Pulvern, Pillen, Tränken und Salben, das in Deutschland allgemein verboten ist, steht in England noch in der höchsten Blüthe. Der Pillenverfertiger Holloway in London gibt für Annoncen in den gelesensten Zeitungen aller Länder jährlich 20,000 Pf. Sterling, die ihm reichliche Zinsen tragen.

In einem Pariser Irrenhause starb kürzlich ein alter Schuhflicker, Namens Simon, der durch folgenden Handel wahnsinnig wurde. Als Napoleon dem König von Rom einen Pallast bei der Barriere von Passy errichten wollte, fand sich, daß des Schuhflickers Schuppen im Wege stand. Man unterhandelte mit ihm, er verlangte 20,000 Franks, was übertrieben gefunden und nicht bewilligt wurde. Bei einem zweiten Angebot forderte er 40,000, bei dem dritten 60,000 Franks. Der Kaiser wollte sich eine solche Erpressung nicht gefallen lassen, und der Bau des Pallastes wurde anderswohin (auf den Quay d'Orsay) verlegt. Der alte Mann bereuete bald seine Thorheit, — aber zu spät. Zwei Jahre nachher verkaufte er seinen Schuppen für 150 Franks, und wurde aus Kummer darüber wahnsinnig.

Schiller tadelt das Bürger'sche Lied von der Bescheidenheit wegen seiner Großsprecherei; die Bescheidenheit müsse auch bescheiden gelobt werden. Aus demselben Grunde sind viele Mäßigkeitsvereine zu tadeln, die in ihrem Eifer für die Mäßigkeit keine Mäßigung kennen, und das Kind mit dem Bade ausschütten. In diesen Fehler sind jedoch die Bauern eines Dorfes in der Niederlausitz nicht verfallen. Sie haben einen Verein gestiftet, sich bei 2 Thalern Strafe vom Branntwein zu enthalten; der Wein- und Bierrausch ist erlaubt.

Der Gärtner Lajoie in Reims hatte in seinem Keller mehrere Beete angelegt, in denen er Erdschwämme zog. Am 28. November v. J. ging er mit zwei Gehülfen hinunter, um nachzusehen, und kam nicht wieder. Man wurde aufmerksam und stellte Nachforschungen an, und es ergab sich, daß eine Entwickelung emphitischer Gase die Luft im Keller vergiftet und die Unglücklichen getödtet hatte. Die medicinische Fakultät, die gerade ihre Sitzung hielt, eilte in corpore herbei, und ließ, da man nicht näher konnte, Luft in den Keller pumpen, und durch alle Oeffnungen Kalkwasser hineinschütten, um das kohlensaure Gas zu absorbiren. Alles vergebens, denn als man nach mehreren Stunden die Opfer in's Freie brachte, waren sie nicht mehr in's Leben zurückzubringen.

Am 29. November hielten die in Paris anwesenden französischen und fremden Taubstummen das jährliche Festmahl zur Feier des Geburtstages des Abbé de l'Epée, welchem auch viele pariser Notabilitäten beiwohnten. Beim Nachtisch bestiegen mehrere Taubstumme die Rednerbühne. Dann wurden Toaste ausgebracht, z. B. dem unsterblichen Abbé de l'Epée! den ordenden Vertheidigern der Taubstummensache! den würdigen Jüngern des Abbé, die sich dem Unterrichte der Taubstummen widmen! den Taubstummen selbst! und insbesondere dem zwölfjährigen Taubstummen Hartelle, der mit eigener Lebensgefahr ein Kind aus dem Wasser gerettet, und dafür von der Regierung eine Medaille erhalten hatte!

Ein Kürassier von der Garnison zu Verdun wurde im December von seinen Vorgesetzten nach Caen geschickt, um dort dem Remontewesen zugetheilt zu werden, und fiel auf folgende List, um unterweges auf fremde Kosten zu leben. Er zeigte den Bauern seine Marschroute und gab vor, mit dem Ankauf von Remontepferden beauftragt zu sein. Der normännische Bauer ist sehr großmüthig und freigebig, wenn ein Gewinn dabei herausſieht; unser Reisender wurde daher überall mit offenen Armen empfangen, Aepfelmost und Branntwein flossen in Strömen und die Hühner und Gänse mußten mit ihren Hälsen herhalten. Dafür war er auch räsonabel, er knickerte gar nicht, und gab bis 1500 Franks für Pferde, die kaum 600 bis 700 werth waren. Er bestimmte Ort und Tag der Ablieferung, machte schriftliche Kontrakte, und kaufte auf diese Art mehr als 30 Pferde. Unglücklicherweise bekam die Polizei Wind von diesen Einkäufen, sie suchte die persönliche Bekanntschaft des Remonte-Beamten zu machen, und dieser sieht itzt in Verdun für die kurze Freude einer langen Reue entgegen.

Die Charlatanerie ist in Paris schon so weit gediehen, daß es ziemlich viele Aerzte gibt, die ihren Kranken nicht selbst verschreiben, sondern die Mittel von einer eigends dafür besoldeten Manns- oder Frauensperson, die sie in magnetischen Schlaf versetzen, bestimmen lassen. Ein solcher Somnambule und Hellseher, Herr Ferdinand Caen, wurde kürzlich bei Nacht, als er aus dem Theater ging, von einem Vermummten angefallen und gefährlich verwundet. Da er nicht beraubt wurde, und keinen persönlichen Feind hat, so erklärt er, es müsse aus Brodneid von irgend einem andern Mitgliede der ehrenwerthen Zunft den Somnambulen geschehen sein.

Neulich fiel in der Nähe von London der schönste und hartnäckigste Boxkampf vor, dessen sich die ältesten Leute zu erinnern wissen. Der erste Boxer London's, Herbert, und der Stolz der Provinzen, Edwards, maßen ihre Kräfte gegeneinander, der Preis war 50 Pf. Sterling. Sie machten in 4 Stunden 31 Minuten 167 Gänge und nur die Nacht setzte ihrem beispiellosen Kampf ein Ziel, dessen Entscheidung auf einen andern Tag verschoben werden mußte.

Am 11. Dezember wurde vor dem Civilgerichte in Paris ein sonderbarer Erbschaftsproceß verhandelt. Herr Nebet, Dekan und Senior aller französischen Advokaten, war in Paris in einem Alter von 81 Jahren gestorben. Er besaß in der Clichy-Straße sieben an einander stoßende große Häuser mit den dazu gehörigen Gärten, in einem Schätzungswerthe von einer Million Franken (400,000 fl. C. M.). In allen diesen Häusern hatte er nur 3 kleine Miethleute, die ihm zusammen 620 Franken zahlten. Eine Obsthändlerin, die er als Hausmeisterin aufgenommen hatte, wohnte unentgeltlich im letzten Hause Nro. 16; er selbst wohnte im ersten Hause Nro. 10. Sein Hausthor war vorrammelt; wenn er ausging oder nach Hause kam, ging er durch Nro. 16. In die Scheidemauer hatte er mit eigenen Händen vor vielen Jahren eine Oeffnung gemacht, die mit Brettern verstellt war. Diese Bretter schob er ein Wenig auf die Seite, und drängte sich durch.

Er hatte keinen Dienstboten, kein Nachbar durfte zu ihm; nie, in keiner Jahreszeit brauchte er Feuer oder Licht. Der Besen war ein unbekanntes Möbel, in 30 Jahren war in seinem Hause weder gewaschen noch ausgefegt worden. Dafür wimmelten auch alle Häuser voll Spinnen. War er hungrig, ging er aus, und brachte sich einige elende Speisen nach Hause; ging er nicht selbst, so brachte ihm die Hausmeisterin eine Schüssel, sie klopfte an die Bretter und entfernte sich. Einige Zeit darauf kam er, steckte die Hand durch die Bretter und nahm die Speise.

Seine Garderobe war nicht besser. War ihm ein Hemd oder anderes Kleidungsstück vom Leib gefault, nahm er ein anderes.

Er hatte den größten Abscheu vor Steuerzahlen; und dies war wahrscheinlich die Ursache der Nichtvermiethung. Vor langen Jahren hatte er ein Grundstück verkauft und den Kaufpreis aufgehoben, wenn ihn die Noth zwingen

Digitized by Google

sollte. Nach seinem Tode fand man 8000 Franks, aber so fett, schmutzig und schwarz, daß sie nicht zu erkennen waren.

Er war ein Gegenstand der Neugierde für ganz Paris, und er und seine Häuser fanden einen Platz in einer illustrirten Beschreibung von Paris.

Seine Häuser waren verfallen und entstellten die ganze Gasse. Die Nachbarn ärgerten sich, und er erhielt viele Drohbriefe, unter andern, folgenden:

„Mein Herr! Ihre Nachbarn verlieren die Geduld. Ihr Haus Nro. 12 sieht aus wie ein Grabmal. Nro. 14 ist eine scheußliche, stinkende Ruine. Wir haben bereits den Proceß beim Polizei-Präfekten anhängig gemacht, und werden Sie wegen Ihrer lächerlichen und gehässigen Verwaltung unter Curatel setzen lassen.“

Folgen mehrere Unterschriften.

Der ärgste Menschenfeind hat eine zugängliche Seite. Ein Nachbar, Namens Frétine, durfte ihn mit seiner Tochter besuchen.

Nach dem Tode des alten Mannes, fand man ein eigenhändiges Testament. Auf dem versiegelten Umschlag stand: T. . . . des Robet, Clichy-Straße, Nro. 10. Der Inhalt lautete: „Ich mache Herrn von Frétine zu meinem Universalerben.

Paris 12. Juni. Robet

Folgen einige kleine Legate. 1843

Die gesetzlichen Erben behaupten nun, daß seine ganze Lebensart zeuge, er sei wahnsinnig gewesen. Auch das Testament könne nicht für ein solches gelten. Die Jahreszahl sei von der Unterschrift entzwei geschnitten; das Codicill nicht unterschrieben. Würde ein alter, erfahrener Advokat, wenn er nicht von Sinnen wäre, ein solches Testament machen?

Trotzdem erklärte das Gericht das Testament für giltig, da es bei aller seiner Sonderbarkeit, den Anforderungen des Gesetzes entspreche.

Völkerkunde.

In Teheran versteht man, die Haare auf eine sehr bequeme und schnelle Art im Bade schön blauschwarz zu färben, was in Constantinopel und Kahira ganz unbekannt ist. Man fängt damit an, Kopf und Bart mit wohlriechender Seife zu waschen, dann die Haare mit Henneh zu bedecken, die nach 6 Stunden wieder ausgewaschen wird. In dieser Epoche der Operation haben die Haare nur eine scharlachrothe Farbe angenommen, nun aber bedeckt man sie von neuem mit dem zu Brei eingerührten Pulver eines Krautes, das im Persischen Reak heißt, und wenn dieses nach zwei andern Stunden wieder entfernt ist, glänzt der Bart und Haarschopf des Orientalen im schönsten Schwarzblau, das nur dem frischen Wachsthume der Haare weicht, so daß ein recht ausgewachsener Bart mehrere Jahre lang daran genug hat. Es würde sich für einen europäischen Haarkünstler gewiß der Mühe lohnen, deshalb eine Reise nach Persien zu unternehmen.

Die Köche waren bei den alten Egyptern, wie man an den ganz frisch erhaltenen Gemälden in den Königsgräbern sieht, ganz kahl geschoren, eine ganz praktische Sitte, weil es dabei fast unmöglich wird, ein Haar in der Suppe zu finden.

In den Königsgräbern von Theben hat sich ein Grieche als Antiquar etablirt, und verkauft interessante Alterthümer, wobei man sich jedoch sehr vor Betrug in Acht nehmen muß. Er verkaufte einmal eine in Theben erst verstorbene Tänzerin, nachdem er sie sorgfältig in gebarzte, antike Leinwand eingehüllt, einem Engländer zu hohem Preis für eine pharaonische Königsmumie. Dieser war im Anfang sehr erfreut über die Acquisition eines so kostbaren Alterthums, bis bei fortgesetzter Reise ein immer pestilenzialischer werdender, offenbar nur von der Mumie ausgehender Gestank ihn zwang, die noch etwas zu frische Antiquität schleunig in den Nil zu werfen.

Dem Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Egypten ist von Mehemed Ali auch die Viehzucht untergeordnet worden. Indeß klingt die Sache lächerlicher, als sie ist. Da nämlich das Volk im höchsten Grade unwissend ist, ist der Vicekönig gezwungen, alle seine neuen Einrichtungen durch Europäer besorgen zu lassen. Die Aufgabe des erwähnten Ministeriums ist es nun, die Eingebornen mit der Zeit dahin zu bringen, daß sie die Stelle der Fremden einnehmen können, und darum hat es, obgleich sich kein einziger Militair darin befindet, die Cavallerie, Artillerie und Infanterie unter sich, so wie auch alle Aerzte, Musiker, Lehrer, Pferde, Ochsen und Schafe.

Aberglaube im heutigen Egypten. Eine arme Frau lag seit drei Tagen in Kindesnöthen. Man hatte Umschläge, Mutterzöpfchen und eine Menge der bizarrsten und gefährlichsten Compositionen versucht. Die Amulete hatten ihre unausweichliche Rolle gespielt, als endlich ein altes Weib noch ihr unfehlbares Mittel vorschlug, nämlich ein Kind zwischen den Beinen der Patientin tanzen zu lassen, um das Kind, das sie unter dem Herzen trug, in Bewegung zu bringen und zum Austritt zu vermögen.

Unter den armen und reichen Kopten*) in Kahira herrscht die Sitte, ihre Töchter und weibliche Verwandte auf Zeit gegen Entrichtung einer gewissen Summe zu verheirathen. Es ist dies das wunderlichste Verhältniß von der Welt. Die Ehe wird förmlich vom Priester eingesegnet, selbst wenn der Bräutigam schon anderswo verheirathet wäre, wonach der Priester, gegen Empfang eines guten Bakschis*) nicht weiter fragt, und hat demnach die ehrenvollste Giltigkeit, wie jede andere Ehe, dauert aber nur für die stipulirte Zeit, wobei der Contract alle möglichen Fälle vorher genau bestimmt, so wie den Ehepreis festsetzt, der in der Regel, je kürzer die Zeit, desto theurer im Verhältniß ist. Die etwaigen Kinder werden gewöhnlich von den Verkäufern übernommen. Es ist unter den jungen Damen sogar eine Ehre, recht oft schon als Frau beliebt worden zu sein, und die reichen unter ihnen tragen oft mehr Schmuck auf sich, als ihr Kaufpreis, fünfzig Mal verdoppelt, an Werth betragen würde.

Eid der arabischen Aerzte, den sie bei ihrem Austritte aus der medicinischen Schule von Abu-Zabel in Egypten schwören müssen.

Ich schwöre beim Namen des allerhöchsten Gottes und seines erhabenen Propheten Muhamed, dessen Ruhm Gott erhöhen möge, ich schwöre auf das heilige Buch des Koran und in Gegenwart der Lehrer dieser Schule, meiner theuern Mitschüler und des Bildnisses von Hippocrates: treu zu bleiben den Gesetzen der Ehre, der Rechtlichkeit und der Wohlthätigkeit, in Ausübung der Arzneikunde. Den Armen werde ich meine Pflege unentgeltlich widmen, und niemals einen höhern Lohn verlangen, als meine Arbeit verdient hat. Eingelassen in das Innere der Häuser sollen meine Augen nichts sehen, was darin vorgeht; meine Zunge soll alle mir vertrauten Geheimnisse verschweigen. Meine Kunst wird niemals zum Verderbniß der Sitten, noch zu Begünstigung eines Verbrechens dienen, und unter keinem Vorwande werde ich irgend einer Bitte oder Einflüsterung Gehör geben, um irgend einer Person ein Gift zu verschreiben; niemals werde ich schwangern Frauen schädliche Arzneien, oder solche, die eine Fehlgeburt begünstigen oder hervorbringen, weder verschreiben noch anrathen. Voll Ehrfurcht und Dankbarkeit für meine Lehrer werde ich ihren Kindern den Unterricht angedeihen lassen, den ich von ihren Vätern empfangen habe.

Mögen die Menschen ihre Achtung mir schenken, wenn ich meinem Schwur getreu bleibe! Aber mit Schmach und Verachtung sollen meine Mitbrüder mich belasten, wenn ich dagegen fehle!

Gott ist Zeuge dessen, was ich hier geschworen habe.

Wie Kohl in seinem neuen Reisewerke „die Menschen und Inseln von Schleswig und Holstein“ erzählt, sollen die Prediger auf mancher Insel und an manchem Strande dort noch immer auf der Kanzel beten, Gott möge ihre Küsten segnen — mit verunglückten Schiffen nämlich. Zwar ist dieses Gebet an vielen Orten abgekommen, und wo es noch vorkommen mag, wird es geleugnet oder etwas anders gedeutet, wie dem Reisenden eine Frau erzählte, sie habe allerdings ihren Pfarrer so beten hören, aber er sei nicht geradezu den lieben Gott darum angegangen, daß er Schiffe möge untergehen lassen, sondern nur, die Schiffe möchten, wenn sie denn durchaus untergehen müßten, an ihrer Küste stranden. — Bisweilen tritt auf den Halligen schnell eine Fluth ein, welche das Heu rc. der Bewohner wegzuschwemmen droht. Geschieht dies, während die Leute in der Kirche sind, so läuft sogleich Alles hinweg. Ein Pfarrer erzählte mir, daß einst ein Zuhörer auf die Kanzel zu ihm gekommen sei, ihn an dem Rocke gezupft und gesagt habe: Herr Pastor, das Wasser kommt. Der Pastor brach den Gottesdienst ab, eilte mit seinen Zuhörern fort, half ihnen bei der Rettung des Heu's, und als dies geschehen war, kehrten Alle eben so andächtig in die Kirche zurück, um den Gottesdienst zu beendigen. Auf der Insel Helgoland verursacht die Ankunft der Schnepfen eine Unterbrechung des Gottesdienstes. Zeigen sich die Vögel, so müssen sich alle bereit halten, sie zu fangen, und wenn Jemand in die Kirche hineinläuft: „Herr Paster, de Snipp is do (Herr Paster, die Schnepfen sind da)“ hat der Gottesdienst sogleich ein Ende.

In Echternach wird das Andenken an die Veitstanz-Epidemie, die im Jahre 1370 in den Ländern am Rhein herrschte, noch immer jährlich gefeiert. Tausende von Männern, Frauen und Kindern bilden Reihen von drei oder vier Personen, die sich mittelst angefaßter Tücher an einander halten, und so zum Schall der Musik durch's ganze Städtchen tanzen, indem sie immer einen Sprung rechts, einen links, und einen vorwärts machen.

In Berber (Afrika) ist ein so ausnehmend gesundes Klima, daß die Einwohner oft ein fabelhaftes Alter erreichen. Die Großmutter der Frau des Statthalters ist 150 Jahre alt, und dabei noch ganz rüstig, und vor kurzem starb in der Nachbarschaft der Scheich der Bisarrie-Araber in dem Alter von 220 Jahren. Ein Urenkel dieses Mannes versicherte, daß sich in seinem Stamme noch mehrere Männer befinden, die nahe daran sind, das zweite Jahrhundert zu überschreiten.

In Ostindien ist das Betteln im Allgemeinen streng verboten. Wenn jedoch ein Raja (einheimischer Fürst) die Staatsgläubiger nicht befriedigen kann oder will, ertheilt er ihnen das Privilegium zu betteln, und die Staatsschuld wird als bezahlt angesehen.

Damen-Bibliothek.

Es ist allbekannt, daß es in den meisten Ländern der Erde mehr Frauen als Männer gibt. Nur Amerika macht hievon eine Ausnahme, weil jährlich ungleich mehr Männer als Weiber einwandern. Seit 1833

*) Egyptische Christen.

*) Trinkgeld.

Digitized by Google

jedoch ist auch in Würtemberg das Uebergewicht der weiblichen Bevölkerung über die männliche in immerwährendem Abnehmen begriffen. Wenn dieses so fortgeht, muß endlich jenes goldene Zeitalter daselbst eintreten, wo ein Frauenzimmer nicht eben schön oder reich sein muß, um einen Mann zu bekommen, und wo auch die Stieftöchter der Natur und des Glückes sich an die Tafel setzen können.

Neuer und wohlfeiler Parfum. Man sättige feine Baumwolle mit dem reinsten Olivenöl und breite sie dann mit abwechselnden Lagen von Jasminblumen, in einer Vase aus. Nach wenigen Tagen haben die Blumen ihren ganzen Duft der Baumwolle mitgetheilt. Das Oel wird nun ausgepreßt und in einer Flasche bewahrt, mit der Baumwolle aber kann man Schubläden und Garderaben wohlriechend machen.

Für Kaffeetrinkerinen und Hauswirthinen theilen wir die Nachricht mit, daß die Milch in gläsernen Töpfen mehr Rahm abwirft, als in irdenen.

Die Toilette.

(Fortsetzung.)

Mit sich selbst über die Nothwendigkeit und das Verlangen, sich ein Kleid zu kaufen, einig, denken Sie lange im voraus an die große Unternehmung, an die Sie gehen, und wählen Sie einen reinen und heitern Tag, um sie auszuführen, einen Tag, wo Sie nichts drängt, nichts in Anspruch nimmt, wo Ihr Geist ruhig und zufrieden und seiner ganzen Klarheit mächtig, sich einzig Ihrem großen Geschäfte hingeben kann.

Nehmen Sie nicht eine Freundin, viel weniger einen Freund in das Magazin, in welches Sie sich begeben, mit; denn dann ist es sein oder ihr Geschmack und nicht der Ihrige, den Sie in der Ihnen bevorstehenden Wahl zu Rathe ziehen werden. Wenn Sie die Gattung Ihres Kleides bestimmt haben, so lassen Sie sich vor allem Andern nur Stoffe zeigen, welche dazu gehören, erlauben Sie nicht Ihren Augen, sich bei glänzenden zu einer andern Art gehörigen, welche Sie so verführerisch umgeben, aufzuhalten; denn Sie würden in die Gefahr kommen, Ihrem ersten Vorsatze untreu zu werden. Ich weiß so manche Frau, die in ein Gewölbe trat, um sich ein unbedeutendes recht einfaches Kleid, welches ihrer Garderobe sehr abging, zu kaufen, und welche mit einem reichen Seidenstoffe heraus kam, den sie gar nicht benöthigte, und welchen sie, ganz verlegen über ihre Unkonsequenz, ihrem Manne mit dem Bedeuten zeigte, daß es fast nichts gekostet habe. Das verhinderte jedoch nicht, daß man dieses „Fast nichts" heute sehr theuer bezahlen mußte, und das einfache Kleidchen den folgenden Tag dennoch gekauft wurde. Stellen Sie sich in dem Gewölbe so, daß das Licht gerade auf den Stoff falle, und lassen Sie ihn senkrecht vor sich halten, und in verschiedene Falten legen, während Sie in der Ferne die Schattirung und Zeichnung, welche nur auf diese Weise beurtheilt und geschätzt werden können, betrachten. Sobald Sie unter den verschiedenartigen Ihnen vorgezeigten Stoffen, einen ganz nach Ihrem Geschmacke finden, lassen Sie ihn bei Seite legen, um dann darauf zurückzukommen, und mit andern zu vergleichen: man kömmt fast immer auf seine erste Wahl zurück.

Da man jedoch durch das Ansehen so verschiedener Gegenstände leicht die richtige Schätzung ihres gegenseitigen Verdienstes verliert, da oft einer den andern verdunkelt, so muß man, wenn Zweifel entstehen, die Entscheidung aufzuschieben wissen, und sie auf den andern Tag verlegen; man irrt sich zwei nacheinander folgende Tage im Geschmacke selten, und ein Urtheil, über welches eine Nacht vergangen ist, und welches man bei der zweiten Untersuchung bestätigt, ist gewiß ein gutes.

Ist es ein durchsichtiger Stoff, den Sie kaufen wollen, so lassen Sie ihn auf denjenigen Unterstoff, mit welchem er getragen werden soll, legen und falten, denn so manche lebhafte und frische Schattirung im Stücke, kann auf einer zu blassen oder zu dunklen Unterlage unbedeutend erscheinen. Beobachten Sie auch die gehörige Vorsicht rücksichtlich des zweifelhaften Lichtes in den Läden, es erzeugt falsche Färbungen, welche mit der Verschiedenheit der Schattirungen derselben Farbe verbunden, sehr leicht das Auge täuschen, und die Beurtheilung irre leiten. Ist es ein Kleid zu einer großen Soirée, welches Ihnen zu wählen obliegt, so ist es unumgänglich nöthig, den Stoff dazu beim Lampen- oder Kerzenlicht anzuschauen, weil dabei der Effekt ganz anders, als beim Tageslicht ist. Gewisse Schattirungen werden beim Kerzenlichte dunkler, andere dagegen heller, noch andere erscheinen matt und ungewiß, welche bei Tag lebhaft und bestimmt waren; bei einer künstlichen Helle ändert selbst das Weiße seine Farbe, und wiewohl es die wahre Farbe zum großen Staate für den Abend ist, so kann man es doch nicht zu sehr beim Kerzenlicht betrachten, ehe man eine Wahl trifft. Lilla und Lichtgelb sind für einen Abendanzug nicht geschaffen, eben so alle dunkeln Farben, beim Sammet ausgenommen. Die kirschrothe Farbe, welche eine Frau, wenn sie sich nur im geringsten achtet, nicht am Tage bei ihrer Toilette anwenden kann, nimmt sich des Abends prachtvoll aus; für die Brunetten mit einem frischen lebhaften Teint scheint diese Farbe besonders geschaffen, eben so, wie Jonquillen und Goldgelb, welche Farbe eine Blonde nie anlegen darf. Das aber, was beiden gleich gut steht, was die Schönen verschönert, und die Häßlichen minder häßlich macht, was immer in der Mode bleibt, am ansehnlichsten und geschmackvollsten kleidet, ist das Weiße, durch mannigfaltige Zugaben gehoben. Sieht es sich in reichen und schweren Stoffen ansehnlich und stattlich an, so kann dagegen in durchsichtigen Stoffen nichts graziöser luftartig sein, als das Weiße; es gibt einem darin gekleideten schönen Mädchen das Aussehen eines Engels, und besitzt ein doppeltes Privilegium. Es ist das Symbol der Reinheit und Unschuld, und eine Farbe, deren sich alte Damen in ihrem Anzuge bedienen können, ohne im mindesten lächerlich zu werden. Wenn man durchaus auf Dessins besteht, was ich jedoch nicht billige, so muß man sie zum großen Staate reich und auffallend wählen, ganz im Gegensatze zu den für Morgenanzüge gewählten muß man das bunte und schwülstige vermeiden, denn das beleidigt das Auge. Für die kleinen starken Frauen passen nicht Großquadrillirtes und Zeichnungen mit großem Laubwerk, sie sollen Streife, leichte Arabesken, kleine Tupfen wählen. Die junge, schöne Frau fülle ihre Garderobe mit weißem Musselin und Gazekleidern, sie gehe davon nicht ab, sie habe den Muth, sich immer in dasselbe Gewebe und dieselbe Farbe zu kleiden, und sich nur durch die Verschiedenheit der übrigen Bestandtheile bemerkbar zu machen, sie wird nicht nur in dem Augenblicke, in welchem man sie sieht, gefallen, sondern auch eine angenehme Erinnerung an diese graciöse Einförmigkeit hinterlassen.

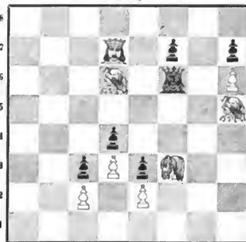
(Die Fortsetzung folgt.)

Schach-Aufgabe Nro. 51.

Von Herrn B. Kauders.

Matt in 4 Zügen.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 50.

Weiß.	Schwarz.
Laufer von C 8 auf F 7 †	Thurm von C 5 auf C 6.
Bauer — D 2 — D 4.	Bauer — C 4 — D 3.
Laufer — E 3 — D 4.	Bauer — D 3 — D 2.
Thurm — C 1 — C 5 † matt.	
oder auch	
Laufer von F 7 auf E 6 † matt.	

Brief-Portefeuille.

Herrn Nr in W. Ihre werthe Zuschrift und Einsendung haben wir zu spät erhalten; das Heft war schon zum Drucke vorbereitet. Wir sparen sie also für die nächste Lieferung auf.

Herrn Pr. F. F. in N. An Ihren trefflichen Versen haben wir uns sehr ergötzt, aber was in aller Welt soll unsere prosaische Zeitschrift mit einem Singspiele anfangen? Also Prosa, Herr P., und zwar am liebsten eine größere historische Erzählung.

Herrn J. B. in N. B. Mit größtem Vergnügen im nächsten Hefte.

Berichtigung

einiger Druckfehler, die sich in die im vorigen Hefte befindliche Warnung eingeschlichen haben: Statt: **Plentranthus graveulens coleus**, lies: **Plectranthus graveolens seu coleus**; statt. **Labioten**, lies: **Labiaten**; statt: **Junnin**, lies: **Tannin**.

Digitized by Google



Rezensent und Schauspielerin.

Novelle von Wilhelm Wolfner.

„Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas! Stoß an, Herzensbruder! Bacchus und die deutschen Journale sollen leben!“

„Id est: die politischen!“

„Hol der Kukuk deine politischen Chamäleone! Sie stehen alle für keinen Deut!“

„O du griesgrämiger, undankbarer Apamanthes! Wer hat uns vor zwei Monaten mit sechzig blanken Thalern von einem allgemeinen Staatsbanquerott gerettet? Wer anders, als die conservative Butzdorfer Zeitung?“

„Die Butzdorfer Zeitung?“ Hier brach Robert in ein gewaltiges Lachen aus; „was du sprichst! Dein unverwüstliches Genie, dein Tausendsassatalent hat unsere finanziellen Angelegenheiten geordnet und unser Budget auf kurze Zeit geregelt! Du hättest eben so gut eine Abhandlung über die Aberration des Lichtes oder über skandinavische Ruinen schreiben können, ein Verleger hätte sich schon gefunden! Wahrlich! es ist zum Toll-Lachen, ein dreiundzwanzigjähriger relegirter Student schreibt eine Abhandlung über Deutschland's Wollhandel, und bekömmt sechzig Thaler Honorar!“

„Ja, ja, man sieht: Invidia gloriae comes! Doch es ist noch wunderbarer, wie ein weiland Musterreiter, shakespearische und göthe'sche Dramen kritisch zu beurtheilen wagt, und in halb Deutschland als ein kritisches Orakel, als ein zweiter Börne und Menzel im Rufe steht!“

„Was ich bin, thut hier nichts zur Sache; nur wie ich urtheile. Es ist immer leichter über ein Drama ein Urtheil zu fällen, als es selbst zu verfassen. Ich kann die trefflichsten Begriffe von idealem und plastischem Schönen haben, aber es selbst darzustellen, brauche ich nicht im Stande zu sein — doch wozu der Streit? Wir schreiben und die Redakteure zahlen, und damit punctum! Trink', Friedrich! es ist die letzte Flasche!“

„Ein herrlicher Rüdesheimer das! Der rinnt durch die Adern! Doch ich muß für Alfred noch was in der Flasche lassen, er bleibt ziemlich lange aus — ob er Geld bringen wird?“

„Zuverläßig! Sein Trauerspiel ist meisterhaft, und wahrlich, der Direktor müßte, mit Falstaf zu reden, ein „hebräischer Jude“ sein, wenn er ihm nicht ein paar lumpige Louisd'ors vorschießen sollte. — Wir wären in keiner geringen Verlegenheit — wir schulden bereits unserem Restaurateur achtzig Thaler und —“

„Ah, da eilt er die Gasse herauf!“ rief Friedrich, Robert unterbrechend; „er hat eine fröhliche Physiognomie und kömmt zweifelsohne nicht leer zurück.“

Die beiden Freunde eilten dem sehnlichst Zurückerwarteten entgegen.

„Hast du Geld bekommen?“ waren die ersten Worte, mit denen sie ihn gleichzeitig bewillkommten.

„Ich habe sie gefunden!“ rief der Angekommene, ein junger dreiundzwanzigjähriger Mann, von schlankem Wuchse, mit freudestrahlendem Gesichte.

„Wen hast du gefunden?“ fragte Robert lebhaft.

„Das herrliche Mädchen, das mir vorgestern in der Oper so außerordentlich gefallen!“

„Und der ich und du vergebens nachgeschlichen?“

„Dieselbe!“

„Bringst du Geld?“ fiel Friedrich ein, der sämmtliche Ausgaben zu besorgen und auch die gemeinschaftliche Kassa unter sich hatte.

„Geld? Nicht einen Kreuzer! Der Schuft von einem Direktor erkühnte sich, mein Trauerspiel auch nicht eines Blickes zu würdigen. Mein Herr — waren die Worte, die er, nachdem ich ihm meinen Antrag gemacht hatte, an mich richtete, — es thut mir leid, Ihr Trauerspiel zurückweisen zu müssen. Alle Hochachtung für Ihr Talent, allein Ihr Name ist in der literärischen Welt noch zu obscür; dann ist es heut zu Tage sehr schwer, mit einem Trauerspiele zu reussiren. Die Kritik fällt bissig über jedes neue Stück her, und secirt es trotz einem Professor der Anatomie. Wenn Sie vielleicht eine Posse schreiben wollten. — Ich danke Ihnen, mein Herr! für Ihre Belehrungen und für Ihren Rath! rief ich ihm in größtem Zorne zu, und verließ, ohne mich zu empfehlen, die Kanzlei.“

„Die Kritik fällt bissig über jedes neue Trauerspiel her?“ rief Robert, der Theatercorrespondent in dreiundzwanzig Journalen war; „verdammter Pavian, ich will dich kuranzen!“

„Dein Kuranzen hat Zeit,“ entgegnete der ernstere Friedrich, „jetzt haben wir Wichtigeres zu verhandeln. Unsere Kassa ist leer, und ich stelle die submisse Frage: woher Geld nehmen?“

„Hier sind vierzig Thaler!“ rief Alfred, das Geld auf den Tisch werfend, „ich habe es von einem Bekannten auf vier Wochen ausgeliehen.“

„Das ist schön!“ rief Robert freudig im Zimmer umher tanzend, „Friedrich nehme das Geld in Verwahrung; aber das sage ich

Digitized by Google

dir, heute Abend muß eine Flasche Johannisberger ausgestochen werden — keine Einwendungen! Mein Geist ist wie eine Mumie zusammengeschrumpft, ich muß ihn ein wenig auffrischen. Doch, Apropos! Alfred, erzähle uns dein neues Rencontre mit der schönen Unbekannten!"

„O ja, aber Robert, wenn ich bitten darf, keine Glossen gemacht! Das Mädchen gefällt mir, und ich interessire mich ernstlich für sie! — Ich verließ, wie erwähnt, voll Zorn den Direktor, und schlug den Weg nach der Gerstengasse ein, um mir bei meinem Freunde Grün, der immer bei Kassa zu sein pflegt, auf einige Wochen fünfzig Thaler auszuborgen. Wie ich nun in der Windgasse umbiege, gewahre ich an der Ecke einen neuen Putzladen eröffnet, der sich durch Eleganz und herrliche Anordnung vor allen ähnlichen in der Stadt besonders auszeichnet. Ich blieb einige Minuten vor dem Auslagskasten stehen und musterte neugierig all' die herrlichen Putzwaaren, die in verschwenderischer Pracht in demselben zur Schau ausgehängt waren. Allein wer malt mein Staunen, als ich durch die großen Kristallscheiben, an einem Nähtischchen von Palissander, das reizende Mädchen aus der Oper erkannte! Sie hatte ein niedliches Pamela-Häubchen aus himmelblauem Tüll-anglais mit granatrother Garnitur auf dem Kopfe, und eine Reihe blendend schwarzer Locken quoll hinter ihm hervor, um sich auf einem alabasternen Schwanenhalse in zauberischer Unordnung hin- und herzuwiegen. Eine Art kurzer Mantille, verlieh durch einen echt-römischen Faltenwurf ihrer ganzen Taille eine majestätische Haltung, und ich stand einige Minuten wie verzückt vor dieser wahrhaft zauberhaften Erscheinung. Ihr wißt, daß ich von Natur ein wenig schüchtern bin, allein ich konnte trotz dieser Schüchternheit nicht umhin, in das Gewölbe zu treten, um dieses herrliche Mädchen in der Nähe zu betrachten. Ich verlangte einige Chemisettes und Krägen, und war so glücklich, mich von ihr bedient zu sehen. Sie mochte ungefähr zweiundzwanzig Jahre zählen, und trotz des ächt italienischen Profils ihres Angesichtes, war dennoch ein eigenthümlicher melancholischer Reiz über dasselbe ausgegossen. Ihr wißt, daß auf mich die stille südliche Gluth mit einem Anfluge von Sanftmuth und Schwärmerei, von jeher einen besondern Reiz ausübten, und ich brauche euch daher nicht erst zu versichern, daß meine Verwunderung, und ich muß es gestehen, meine Theilnahme, in ihrer Nähe den höchsten Grad erreicht hatte. Ein Wort gab das andere, und ich erfuhr im Verlaufe des Gespräches, daß sie eine vater- und mutterlose Waise sei, und bereits seit drei Jahren als Putzmacherin in diesem Laden arbeite. Sie vertraute mir, daß sie nur mit Widerwillen diesen Stand ergriffen, und daß sie einen unwiderstehlichen Hang zur Bühne zu geben in sich fühle. — Und warum befriedigen Sie nicht diesen Hang? fragte ich sie; ich glaube, jede Bühne müßte es sich zur größten Ehre anrechnen, Sie unter ihre Mitglieder zu zählen. Und wahrlich, Robert! du hättest ihre Haltung, ihr würdevolles Benehmen in der Nähe betrachten, und den lieblichen Klang ihrer Stimme hören sollen, und ich wette, du würdest ihr zum Mindesten den Succeß einer Rachel prognosticirt haben! — Ach, mein Herr! erwiederte sie mit einem Seufzer, ich war schon hier bei dem Theaterdirektor, allein es scheint, daß er nichts weniger als gesonnen sei, mich bei seiner Bühne aufzunehmen; denn er weiß jedesmal eine andere Ausrede, und ich glaube, daß sich wohl mein sehnlicher Wunsch nie realisiren dürfte!"

„Schon wieder der verdammte Theaterdirektor!" rief Robert entrüstet; „der Mensch ist entweder die lebendige Caprice, oder der jämmerlichste Harpagon Europas! Doch ich will ihm einen Streich spielen, an den er Zeit seines Lebens denken soll! Hier hast du meine Hand, Alfred! ehe vier Wochen vergehen, wird dein Trauerspiel aufgeführt, die schöne Unbekannte wird als erste Liebhaberin debutiren und unsere Kassa wird um fünf Hundert Thaler reicher sein!"

„Wie ist das möglich?" riefen Alfred und Friedrich gleichzeitig.

„Ich werde den Witz nicht auf die Folter spannen, das versichere ich euch; doch bleibt mein Plan noch für itzt ein Staatsgeheimniß — ihr habt mein Wort, und das ist genug! Doch ich habe dich unterbrochen, erzähle uns dein weiteres Gespräch."

„Wir sprachen von gleichgiltigen Dingen," entgegnete Alfred gezwungen.

„Von gleichgiltigen Dingen?" rief Robert lachend. „Morbleu! hat sich dein Naturell so plötzlich geändert? Das sollte mich wundern! Aufrichtig, Alfred! ist kein Rendez-vous verabredet worden? Wie?"

„Was fällt dir ein," entgegnete Alfred schwach erröthend; „das reizende Mädchen scheint nichts weniger als eine leicht zu erstürmende Festung zu sein. Ich verweilte noch etwa zehn Minuten im Laden, versicherte sie, all meinen Einfluß aufzubieten, ihr recht bald ein Debut auf der hiesigen Bühne zu erwirken, und bat um Erlaubniß, ihr fernerhin meine Aufwartung machen zu dürfen. Sie gab ihre Einwilligung, ohne Affectation, ohne Erröthen, vielmehr mit den freundschaftlichsten Ausdrücken, und so verabschiedete ich mich."

„Nun, ich wünsche dir viel Glück zu diesem neuen Liebesabenteuer, lieber Alfred!" sprach Robert; „doch ich hoffe, daß du uns deine weitern Siege nicht vorenthalten wirst; denn schon in vierzehn Tagen verspreche ich dir eine erfreuliche Botschaft vom Theaterdirektor zu bringen! Jetzt, Friedrich! allons! die Post muß schon hier sein — wir wollen sehen, was die Zeitungen Neues bringen! Adieu, Alfred! ich hoffe bei unserer Zurückkunft ein hübsches Liebesgedicht auf deinem Pulte liegen zu sehen!"

Paul Flugg, Pächter und Direktor des Stadtheaters in C.— saß vierzehn Tage nach vorgehendem Gespräche verdrießlich auf einem Sofa in der Theatergeschäftskanzlei. Er war ein Mann in den fünfziger Jahren, beleibt und von hochrother Gesichtsfarbe. Ein zierlich gefaltetes Briefchen lag auf dem gegenüberstehenden Schreibtische und er langte bereits zum dritten Male darnach, im Begriffe es zu lesen, allein jedesmal warf er es wieder auf seinen alten Platz zurück.

„Es ist entsetzlich, was ich für ein geplagter Mensch bin," rief er in fast verzweifeltem Tone, und fuhr mit beiden Händen über den halbkahlen Kopf; „Alles läßt sich krank melden — tausend schwere Noth! ich werde zuletzt auf den Theaterzettel drucken lassen müssen: Sämmtliches Theaterpersonale ist erkrankt! — Was mir die Grisi wieder zu schreiben hat? Ich zittere förmlich, den Brief zu eröffnen! wahrscheinlich meldet sie sich ebenfalls krank . . . ich sehe schon, ich muß gegen diese Herren und Damen mit Energie auftreten. Doch wir wollen den Brief einmal durchlesen." Er ergriff das Schreiben, setzte bedächtig seine Brille auf, und entfaltete es mit Kopfschütteln. Er las mit halblauter Stimme: „Ew. Wohlgeboren! Wie ich aus authentischer Quelle vernommen, soll eine Demoiselle Henriette Schmid von Ihnen als erste Liebhaberin engagirt worden sein. Da ich zweifelsohne dieser berühmten Rivalin nicht die Spitze bieten könnte, so zwingt mich meine Bescheidenheit und die Achtung, die ich dem Publikum zolle, von meinem Posten abzutreten. Ich reise behuf eines neuen Engagements nach H., und bitte mir die rückständige Gage pr. fünf Hundert Thaler durch die Stadpost zukommen zu lassen. Mit Achtung Ew. Wohlgeboren ergebene Adelheid Grisi."

Der Brief entfiel den Händen des unglücklichen Theaterdirektors und er sank zernichtet auf das Sofa zurück. Es währte einige Minuten, ehe er sich von seinem Staunen und seinem Schrecken erholen konnte. Endlich entfuhr ein langgedehntes Uf-f-f seiner gepreßten Brust. — „Was ist das wieder für eine Chicane?" rief er jammernd und blickte mit verglasten unsichern Augen im Zimmer umher; „wer ist diese Henriette Schmid? Was für authentische Quellen? Was geht da vor? — das ist entsetzlich! Der erste Liebhaber krank — der erste Tenor krank — Soubrette, Bonvivant krank — der Bassist auf und davon, und von der Grisi auch einen Abschied! — Hat sich die Hölle wider mich verschworen?" Der arme Mann hatte alle Fassung verloren. Er lief wie wahnsinnig in der Kanzlei auf und ab, und wischte sich in der Verzweiflung mit einem blauen Taschentuche, das mit Schnupftabak förmlich besäet war, die erbsengroßen Schweißtropfen von der Stirne.

Jetzt wurde an die Thüre geklopft und gleich darauf trat Robert, der Journalist, in die Kanzlei.

„Sie kommen wahrscheinlich um ein neues Freibillet?" fuhr ihn der Theaterdirektor etwas unsanft an, „hier ist es —"

Digitized by Google

„Keineswegs, mein Herr!“ erwiederte Robert, einen verwunderten Blick auf die mit Tabakshieroglyphen gezierte Stirne des Direktors werfend; „ich habe über zwei wichtige Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen.“

„So! . . .“ entgegnete Flugg mit einem langgedehnten Tone, denn er mühete sich vergebens ab, seine vollkommene Fassung zu gewinnen; „so! . . .“ wiederholte er zum zweiten Male, und suchte eine ernste Geschäftsmiene anzunehmen, „wir wollen hören . . . nehmen Sie gefälligst Platz.“

Robert setzte sich mit der Würde und der Miene eines Mannes, der von der Unfehlbarkeit seines Unternehmens auf das vollständigste überzeugt ist. Er zog ein Heft beschriebener Papiere aus der Rocktasche und legte es mit einer nonchalanten Bewegung der Hand auf den gegenüberstehenden Schreibtisch.

„Was steht also zu Befehl, mein Herr?“ nahm der Direktor das Wort, nachdem er sich verstohlen den Schnupftabak, auf dessen unpassendes Logement er zweifelsohne durch einen dem Sofa gegenüberstehenden Spiegel aufmerksam gemacht wurde, abgewischt hatte.

„Ich habe Ihnen zwei lucrative Anerbietungen zu machen,“ entgegnete Robert mit wichtiger Miene, „die Ihnen zum mindesten sechs bis acht Tausend Thaler Profit bringen werden.“

„Und die sind?“ — fragte Flugg gespannt.

„Erstens,“ entgegnete Robert, das Manuskript vom Tische langend, „habe ich Ihnen hier für Ihre Bühne ein Trauerspiel zu überreichen, das von einem jungen, geistvollen Dichter verfaßt, sicher den eclatantesten Beifall erhalten wird. Es ist originell, geistreich und voll dramatischer Situationen und Effekte. Der Verfasser, mein bester Freund, verlangt für das Stück von Ihnen nicht mehr als fünf Hundert Thaler, und da Sie es wenigstens zehnmal bei überfülltem Hause zur Aufführung bringen, so können Sie sich an den Fingern die sechs Hundert Thaler Profit herunter rechnen.“

Der Direktor, der anfangs mit gespannter Aufmerksamkeit dem Journalisten am Sofa näher gerückt war, zog sich, als ob er von einer Schlange berührt wurde, plötzlich bei Erwähnung des Wortes Trauerspiel zurück, und Robert hatte seinen Antrag noch nicht vollendet, als Flugg schon mit der gleichgiltigsten Miene auf- und abging.

„Mein Herr!“ entgegnete er, als Robert geendet hatte, „Sie, als Kritiker und Journalist, sollten wohl am besten mit den Schwierigkeiten bekannt sein, welche sich dem glücklichen Erfolge eines Trauerspieles, besonders, wenn es von einem jungen, unbekannten Schriftsteller herrührt, heut zu Tage entgegenstellen. Die moderne Kritik spannt ihre Anforderung zu hoch, und sie nur allein dünkt mir durch ihre Secirübungen und subjectiven ästhetischen Ansichten die freie schaffende Kraft der jüngern Schule in die engen Rahmen der Alltäglichkeit einzupferchen. Ihr Freund hat mir schon vor vierzehn Tagen das Stück angeboten, und ich habe ihm dieselben Ansichten mit noch größerer Vollständigkeit aus einander gesetzt. Es thut mir daher sehr leid —“

„Aber wenn ich Sie versichere,“ fiel ihm Robert in die Rede, „daß das Trauerspiel zuverläßig gefallen wird! Ich, als Kritiker, werde wohl dem Stücke ein günstiges oder ungünstiges Prognosticon stellen können.“

„Ich stelle Ihr kritisches Talent gar nicht in Abrede,“ entgegnete Flugg verbindlich; „allein das Publikum hat seinen eigenen Geschmack, es kümmert sich den Kukuk um ästhetische Theorie . . . es thut mir daher leid, das Trauerspiel zurückweisen zu müssen.“

„Ungelesen?“

„Ungelesen! Ich habe den Grundsatz, kein Trauerspiel von einem jungen unbekannten Schriftsteller aufführen zu lassen! Das Einstudiren kostet Zeit, endlich kommt es zur Aufführung und geht spurlos vorüber. Die Schauspieler und das Publikum werden disgustirt, und Alles fällt über den armen Theaterdirektor her! Ueberdies ist fast mein sämmtliches Theaterpersonale erkrankt, und von der Grisi, der Trägerin meiner Bühne, habe ich so eben auch einen Abschiedsbrief bekommen. Sie folgt einem Engagemente nach H.! Bin ich nicht ein unglücklicher Mann? Sie schreibt mir: Da ich eine gewisse Demoiselle Henriette Schmid engagirt, so kann sie nicht länger bei meiner Bühne bleiben. Es ist mir unbegreiflich, wer dieses lügenhafte Gerücht verbreitet haben mag! Ich kenne das Fräulein Schmid nicht einmal dem Namen nach!“

„Ich, mein Herr!“ entgegnete Robert vom Sofa aufstehend, „war derjenige, der dieses Gerücht verbreitete; allein ich hoffe, daß es sich noch heute realisiren wird!“

„Sie?! —“ schrie Flugg, plötzlich in seinem Marsche innehaltend, mit leichenblassem Gesichte, „wie können Sie —“

„Hören Sie mich an, mein Herr!“ fiel ihm Robert in die Rede; „durch meine Vermittlung und Protektion wurde Fräulein Grisi vom Theaterdirektor B. in H. mit vier Tausend Thaler Gage, zwei Beneficevorstellungen und zweimonatlichem Urlaube engagirt; ich habe so eben den Brief, der alle diese Bedingnisse bestätigt, von der Post erhalten und werde denselben, sobald wir mit unsern Geschäftsangelegenheiten im Reinen sind, der Grisi überbringen; allein ich war auch für Sie bedacht und zu diesem Behufe habe ich Ihnen eine zweite Proposition zu machen. Fräulein Henriette Schmid, ein junges Mädchen von außerordentlicher Schönheit und bedeutendem Talente für's Dramatische, ist gesonnen bei Ihnen die vacante Stelle anzunehmen. Sie begnügt sich mit Tausend Thalern und einer Benefice, und ich kann Ihnen zu dieser Acquisition nichts weniger als meinen aufrichtigsten Glückswunsch darbringen.“

Der Theaterdirektor blieb sprachlos und starr vor dem Journalisten stehen, der mit der anmuthigsten Bewegung den Daumen und Zeigefinger durch seinen Schnurrbart gleiten ließ, und mit ruhiger, etwas imponirender Miene die Antwort auf diese Motion erwartete.

Endlich erwachte Flugg aus seiner Catalepsie; allein es war ein schreckliches Erwachen. Seine Augen rollten wild, ein weißer Schaum trat auf die Lippen und die einzelnen Haare seines halbkahlen Kopfes richteten sich senkrecht in die Höhe. — „Also Sie waren es,“ rief er mit vor Zorn halberstickter Stimme, „der mir diesen Streich gespielt?! . . . Tod und Hölle! Sie waren es, und wagen noch, mir die ganze Kabale in meinem Zimmer zu expliciren? Bin ich Theaterdirektor oder Sie?

„Mäßigen Sie sich, mein Herr! ich . . .“

„Mäßigen? Eine solche impertinente Frechheit und Mäßigung? Glauben Sie, es gibt hierorts keine Gerechtigkeit? O, ich will mir Genugthuung verschaffen . . . eine schreckliche, eclatante Genugthuung! — Mäßigung? . . .“

„Aber . . .“

„Was aber?“ polterte Flugg mit erhöheter Stimme fort, „glauben Sie, Ihre kritischen Schmierereien werden Sie vor der Justiz freisprechen? Welches Recht haben Sie, sich in meine Theaterangelegenheiten zu mischen? Doch ich will kein Wort mehr mit Ihnen verlieren; verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer, Sie werden schon an einem andern Orte Ihrer unverschämten Frechheit wegen Rede stehen müssen!“

Robert hatte bei dieser brutalen Anrede nicht eine Miene geändert, er stand vielmehr mit vorwärts gestreckter Brust und höhnisch zurückgeworfenem Kopfe vor dem zornsprühenden Direktor, und schlug sich mit einem kleinen Stäbchen auf die Waden. Als Flugg ihm mit dem Finger die Thüre gewiesen hatte, machte Robert eine artige Verbeugung und nahm mit der größten Ruhe auf dem Sofa Platz. Er ließ den höchlichst Aufgebrachten austoben, und als er zu Ende war, wandte er sich mit den Worten an ihn:

„Es steht Ihnen frei, mein Herr! mich vor Gericht zu belangen; allein ich zweifle, ob mir dasselbe etwas anhaben kann. Ich habe im Auftrage der Demoiselle Grisi gehandelt; ich bin ihr Geschäftsträger — doch das wollen wir schon vor der Justiz auseinandersitzen; allein bevor ich Sie jetzt verlasse, muß ich mir noch von Ihnen auf fünf Minuten geneigtes Gehör erbitten. Ich habe hier eine kleine Correspondenz für die vielgelesene Zeitschrift: „Der Geier“; wollten Sie gefälligst dieselbe nicht erst durchlesen, ob sie Ihre Zustimmung und Ihren Beifall hat?“ Mit diesen Worten reichte ihm Robert ein beschriebenes Papier das der Theaterdirektor mit etwas frappirter

Digitized by Google

Miene in die Hand nahm. Das Wort Correspondenz hatte sichtbarlich auf Flugg einen unangenehmen Eindruck ausgeübt; denn Robert's spitzige, satyrische Feder war weit und breit bekannt und gefürchtet, und dabei hatten seine kritischen Ansichten eine solche Autorität erlangt, daß keine deutsche Zeitschrift bis jetzt gewagt hatte, seinem Lobe oder Tadel zu widersprechen. Der arme Theaterdirektor zweifelte, bevor er noch einen Blick auf das beschriebene Papier geworfen hatte, nicht im Mindesten, daß diese Correspondenz ihn sich zum Vorwurfe gewählt hatte, und da sich sein Gewissen in der Ausübung seiner Berufs- und Amtspflichten nicht genug stich- und kugelfest fühlte, so ergriff er mit nicht geringem Zittern das ominöse Papier. Er las:

„C. den 5. August 184—.

Reformation ist das Loosungswort der Gegenwart! Alles schreitet einer Reorganisation, einer Umwandlung, einer Verbesserung entgegen! Kunst, Wissenschaft, Handel, Nationalökonomie, ja sogar die Politik werden von dem fortrollenden Strome des Zeitgeistes einem, wenn auch langsamen Auflösungs- und Läuterungsprozeße unterworfen, alles wird neu zugeschnitten, neu eingefaßt und dem scrupulösen hysterischen Magen unseres tendenziösen Zeitalters vorgelegt. Und wahrlich! unser Geschmack hat durch die raffinirte Küche der Gegenwart, seine alte, robuste Natur gänzlich verloren und der unbedeutendste culinarische Fehler zieht ihm eine schwer zu heilende Indigestion zu. Nun hat es aber zu jeder Zeit Aerzte gegeben, die es sich angelegen sein ließen, jedwede Krankheit zu taufen und zu kuriren. Es ist also gar nicht zu verwundern, wenn heut zu Tage, wo die Medizin auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit steht, verschiedene Curen für das Krebsgeschwür dieses Vielfraßes, der zu deutsch Geschmack genannt wird, vorgeschlagen wurde. Da gibt es nun auch in unserer Stadt einen Jünger Aesculaps, der es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht, den gegenwärtigen krankhaften Geschmack radikal zu kuriren. Dieser Matador ist kein geringerer, als unser Theaterdirektor Paul Flugg, über dessen neues System der Medizin und Theaterverwaltung ich Ihnen artige Histörchen mittheilen könnte. Doch ich begnüge mich, hier nur einige ausgezeichnete Thatsachen zu erwähnen. Während seines ganzen Direkterats wurde, außer einigen unbedeutenden Possen, kein einziges neues Stück, das von einem deutschen Schriftsteller herrührt, aufgeführt. Es soll dieses wahrscheinlich ein neues physiatrisches Remedium gegen die jetzt so stark grassirende Tantième-Epidemie sein! Auch das Costume und die Decorationen sind in einem merkwürdigen Zustande. Einem on dit zufolge, soll das Comité des hiesigen Museums bereits ein sehr bedeutendes Kapital für diese archäologischen Seltenheiten angeboten haben; denn wie aus den Aeußerungen einiger Kunstverständigen hervorgeht, soll der größte Theil noch aus den Zeiten der Hussiten herrühren. — Uebrigens kann Herr Flugg das dafür erhaltene Geld recht vortheilhaft bei seiner neuangelegten Essigfabrik verwenden; denn außer Thaliens Interessen steht er auch einem derartigen Gewerbe vor, und hat auch bereits die silberne Verdienst-Medaille bei der letzten Industrieausstellung erhalten. Um jedoch den fernern Spekulationen des ehrenwerthen Veteranen nicht hinderlich in den Weg zu treten, haben sämmtliche hiesige Journale beschlossen, keine Rezension über das dasige Theater in ihre Spalten aufzunehmen; behalten es sich aber vor, die fernern, weitern Entdeckungen des Herrn Flugg im Bereiche der Essigfabrikation, dem geehrten Publikum mitzutheilen. Sie, geehrtester Herr Redakteur! können also von heute an auf keine theatralischen Berichte von meiner Wenigkeit Rechnung machen; allein ich hoffe durch anderweitige Mittheilungen dennoch Ihrem geehrten Blatte treu zu bleiben. Mit Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster

$\frac{x}{y}$."

Flugg hatte bereits das Blatt seit einigen Minuten zu Ende gelesen, allein er hielt es noch immer, und wie es schien, in ziemlicher Verlegenheit in der Hand. Seine Ambition und sein Geiz waren in einem augenscheinlichen Conflicte. Endlich schien erstere bei ihm die Oberhand zu gewinnen; denn er wandte sich mit ziemlich freundlicher Miene gegen Robert.

„Mein Herr!" sprach er, und suchte die größte Sanftheit in seine Worte zu legen, „Sie wären gesonnen, diese Correspondenz nach H. zu schicken?"

„Es ist mein fester Vorsatz!" entgegnete Robert mit ernster Miene."

„Und warum, mein Herr! wollen Sie mich dem allgemeinen Gerede und Gespötte Preis geben? Habe ich das um Sie verdient? Haben Sie nicht schon durch vier Jahre zwei Freibillete von mir? Oder sind sie Ihnen zu wenig? Sie hätten es nur sagen können, ich — —"

„Keineswegs, Herr Flugg!" fiel ihm Robert in die Rede; „ich bin es meinem Gewissen, ich bin es dem Publikum, und vor Allem, ich bin es der Kunst schuldig, einmal frei von der Leber wegzusprechen, und hier habe ich die Ehre, Ihnen Ihre Freibillete zurückzustellen; denn weder von mir, noch von einem Andern wird von heute an eine Kritik über die Leistungen der hiesigen Bühne veröffentlicht!"

„Und wenn ich Fräulein Schmid engagire und das Trauerspiel Ihres Freundes zur Aufführung bringe?" fragte der in die Enge getriebene Direktor mit halblauter Stimme.

„Dann — bleiben wir gute Freunde!" entgegnete Robert mit der Miene eines Protektors, „und Sie werden sehen, ob Ihre Finanzen dabei leiden!"

Flugg fühlte sich von einer schweren Last befreit, als er diese Worte vernommen. Er zerriß die sarkastische Correspondenz in hundert Stücke, und reichte seine Hand dem nun auch freundlich gewordenen Robert. „Ich nehme Ihre beiden Anerbietungen an, mein Herr!" sprach er, „und ich hoffe, daß Ihre geistreiche Feder von heute an nur meinen Interessen gewidmet sein wird. Das Trauerspiel wird noch diese Woche einstudirt, und an Fräulein Schmid will ich sogleich schreiben — doch ich kenne nicht ihre Adresse —"

„Ich will das Billet selbst besorgen," entgegnete Robert.

„Das ist schön!" rief Flugg; „gedulden Sie gefälligst ein Wenig, ich bin gleich fertig. Nach einigen Minuten war der Brief geschrieben und versiegelt. — „Hier haben Sie, mein Herr! das Schreiben, welches Ihre Protégée bei meiner Bühne engagirt. Die nähern Bedingnisse werde ich mit dem Fräulein persönlich besprechen. Was übrigens das Honorar des neuen Trauerspiels betrifft, so nehmen Sie hier indessen gefälligst zwanzig Louisd'ors; doch ich hoffe, daß ein glücklicher Succeß mich bestimmen wird, diese Summe noch zu verfünffachen."

Robert steckte den Brief und das Geld in die Tasche und bald darauf empfahl er sich dem Direktor, der ihn unter den größten Freundschaftsversicherungen bis zur Treppe begleitete.

Während Robert bei dem Theaterdirektor mit seinen Forderungen durchzudringen sich bemühete, saßen Alfred und Friedrich im Fichtischen Café und harrten des Erfolges. Mehrere junge Literaten und Schauspieler hatten neben ihnen Platz genommen, und besprachen sich wechselweise über ihre jüngsten literärischen Arbeiten.

„Meine neueste Dorfnovelle nahet sich ihrer Vollendung," nahm ein junger, schlankgewachsener Mann mit mächtigem Schnurr- und Knebelbarte das Wort; „allein ich bin noch uneinig, welcher Zeitschrift ich dieses jüngste Kind meiner Laune dediciren soll. Der „Delphin" und das „Luftschiff" können nur historische Novellen und Rittergeschichten gebrauchen; der „Zeitgeist" und der „Igel" wünschen sogenannte tendenziöse oder Proletariernovellen und der „Macrocosmos" nimmt keine Sylbe auf, die nicht schon auf zwei Stunden à la Stifter et Consorten riecht."

„Senden Sie es dem „Greise", der kann Alles brauchen!" fiel ein kleines, hageres Männlein mit abgeschabtem Rocke dem Novellisten in die Rede; „ich schicke ihm gerade ein Dutzend neuer Charaden und vier Rebuse; wenn Sie wollen, so schließe ich Ihre neue Arbeit mit bei. —"

„Ich will nicht hoffen, daß du dem Rathe des Herrn Burg Folge leisten wirst," entgegnete mit wichtiger Miene ein starker Mann mit langen Haaren und plattem Gesichte. „Du weißt, wie ich letzt-

Digitized by Google

hin in diesem Blatte von einem pseudonimen Scribler, in der Rolle des Drovist, herunter gerissen wurde." —

„Sie glauben den Pseudonimen „Santelin"?" fragte der Mann mit dem abgeschabten Rocke den Bassisten; „wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen seinen rechten Namen sagen; denn ich kenne alle Pseudonimen Deutschlands." —

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" entgegnete der Bassist mit stolzer Miene, „ich kenne den Vogel recht gut; er wollte sich vor etwa einem Monate zehn Thaler von mir ausborgen; allein da er mir bereits eine bedeutende Summe schuldet, so äußerte ich, daß ich gerade nicht bei Kassa wäre. Vierzehn Tage darnach stand der raisonirende Artikel im „Greife"! — Doch apropos, Herr Berg!" mit diesen Worten sich an Alfred wendend, „was macht Ihr Trauerspiel, kommt es bald auf unserer Bühne zur Aufführung?"

„Wir werden es bald hören, meine Herren!" entgegnete Alfred; „Robert befindet sich gerade beim Direkter, und ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück."

„Da kommt er gerade," rief der Bassist; „doch was ist das für eine Dame, die neben ihm geht — bei Gott, eine ideale Schönheit!"

„Das ist Fräulein Schmid," lispelte Alfred Friedrichen in's Ohr. Letzterer hatte sich dem Fenster genähert, allein kaum hatte er einen Blick auf die reizende Gestalt geworfen, als er mit dem Ausrufe: „Gott, sie ist's!" aus dem Kaffehhause hinausstürzte.

Die Anwesenden blickten erstaunt dem Wegeilenden nach und auch Alfred konnte sich den exaltirten Ausruf seines sonst ruhigen Freundes nicht erklären; doch bevor er noch die nun vielfach an ihn gerichteten Fragen betreff Friedrich's und der Dame beantworten konnte, trat Robert mit freudestrahlendem Gesichte in das Café.

„Vivat, Alfred!" rief er ihm entgegen, „dein Trauerspiel wird aufgeführt, und Fräulein Schmid hat so eben von mir ein Billet erhalten, durch welches sie als erste Liebhaberin am hiesigen Theater engagirt wird! Bin ich nicht ein Genie? Marqueur! Fünf Flaschen Burgunder, wir wollen heute einmal tüchtig lustig sein!"

„Du bist ein Teufelskerl," rief Alfred; „doch sage, durch welches Mittel hast du den Direktor so schnell kirre gemacht?"

„Das werde ich dir zu Hause erzählen; für itzt, meine Herren Commilitonen, diene Ihnen zur Nachricht, daß ich mit Flugg ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen habe, und daß unser gemeinschaftlich beschlossener Plan, keine Rezension über das hiesige Theater zu schreiben, null und nichtig ist! Jeder gehe an sein Tagewerk und schreibe, wie es sich am besten mit seinen ästhetischen Ansichten und finanziellen Angelegenheiten verträgt; meine **entente cordiale** mit Flugg braucht Sie gar nicht zu corrempiren! Doch sapperment, wo ist unser Kassier? Wo ist Friedrich?"

„Er verließ einige Minuten, bevor du in's Café trat'st, das Zimmer," entgegnete Alfred; „die Erscheinung von Fräulein Schmid schien eine außerordentliche Veränderung in ihm hervorgebracht zu haben. Er rief, als er ihrer ansichtig wurde: Gott, sie ist's! und stürzte gleich darauf auf die Gasse! . . . Aber sag' mir, Robert! wo bist du mit dem Fräulein zusammengekommen?"

„Ich traf sie auf dem Wege hierher, und übergab ihr den Brief vom Direktor. Sie dankte mir auf das Freudschaftlichste und lud mich und dich auf heute Abend zu sich ein, wohin uns Friedrich zweifelsohne auch begleiten wird. Doch jetzt, meine Herren! wollen wir trinken; stoß an, Alfred! auf einen glücklichen Succeß deiner Arbeit!"

„Ich danke dir, Robert! aber ich bin um Friedrich besorgt. Ich habe ihn noch nie so aufgeregt gesehen, da muß was Außerordentliches dahinter stecken!"

„Nichts steckt dahinter!" rief Robert lachend, „er ist ein Narr und damit basta! Wir wollen uns durch seine Abwesenheit nicht diesen köstlichen Burgunder verbittern lassen. Vivat! er soll leben!"

Indessen war Friedrich der Dame von der Ferne gefolgt. Der sonst ruhige und ernste Mann schien, wie durch ein Wunder, plötzlich umgewandelt worden zu sein. Sein ganzer Körper zitterte. Seine Augen glänzten in einem tiefen Feuer, und man konnte es deutlich sehen, daß er seine physische und psychische Kraft aufbot, sich aufrecht zu erhalten. Die Dame bog jetzt in eine Seitengasse ein, und verschwand in einem Hause, dessen erster Stock mit einem hübschen Balkone verziert war. Friedrich trat einige Minuten später in das Gebäude, allein ein ziemlich starker Mann, der seinem Aeußern nach zu urtheilen der Hausmeister war, vertrat ihm den Weg. „Wen suchen Sie, mein Herr?" fragte er ihn mit barscher Stimme.

„Fräulein Schmid!" entgegnete Friedrich, etwas frappirt von der rohen Weise des Mannes.

„Die ist jetzt nicht zu sprechen."

„Warum?"

„Das Fräulein hat mir so eben ausdrücklich aufgetragen, vor Abend Niemand vorzulassen."

„Das ist etwas Anderes," entgegnete Friedrich, bei diesen Worten einen harten Thaler in die Hand des Hausmeisters gleiten lassend; „doch könnten Sie mir nicht einige unbedeutende Fragen betreff dieses Fräuleins beantworten?"

„O ja, gnädiger Herr!" entgegnete plötzlich mit einem demüthigen Kratzfuße der Hausmeister.

„Nun, wie lange wohnt das Fräulein schon in diesem Hause?"

„Drei Jahre, gnädiger Herr."

„Wohnt sie allein?"

„Ganz allein."

„Bekommt sie fleißig Besuche?"

„Außer einem ältlichen Manne, mit langen Haaren und gewaltigem Schnurrbarte, kann ich mich nicht erinnern, je einen Andern bei ihr gesehen zu haben."

„Wissen Sie nicht den Namen dieses Mannes?"

„Ich glaube, er heißt Wesselv."

Friedrich zuckte, wie von einem Blitzstrahle getroffen, bei diesen Worten zusammen. Sein Herz schlug mit mächtigen Schlägen, und er mußte sich fest auf seinen Stock stützen, damit er nicht umfalle. — „Wissen Sie nichts Näheres aus dem Leben dieses Fräuleins?" fragte er, alle seine Kräfte zusammennehmend, nach einer Pause.

„Nichts, gnädiger Herr! Sie geht früh in den Putzladen und kommt Abends regelmäßig wieder nach Hause. Meine Frau, die ihr das Zimmer aufzuräumen pflegt, hat sie schon oft weinend angetroffen; allein bei aller Zudringlichkeit, — und meine Marthe besitzt diese Eigenschaft in einem seltenen Grade, — hat sie nie die Ursache dieser Traurigkeit erfahren können. Ich bin recht unglücklich! waren die einzigen Worte, die sie von dem Fräulein erhielt."

„Armes Mädchen!" murmelte Friedrich mit zitternder Stimme vor sich hin; „doch," setzte er mit lauter Stimme hinzu, „ich muß Sie um eine Gefälligkeit bitten."

„Die ist, gnädiger Herr? —"

„Ich werde Ihnen später ein Briefchen überschicken, das Sie dem Fräulein selbst übergeben wollen."

„Mit größtem Vergnügen — bekomme ich Antwort?"

„Möglich, dann bringen Sie mir dieselbe in Nro. 15 in der Gerstengasse, ersten Stock. Jetzt leben Sie wohl, ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen."

„Ihr ganz unterthänigster Diener, gnädigster Herr!"

Friedrich eilte von da nach seiner Wohnung und nach einer halben Stunde war der Brief geschrieben, gesiegelt und dem Hausmeister überschickt.

Alfred und Robert hatten indessen das Café verlassen, promenirten ein halbes Stündchen in der Stadt umher und eilten dann, da die Nacht einzubrechen begann, nach Hause. Bei ihrem Eintritte fanden sie Friedrich auf dem Sofa liegend, mit hellgerötheten Wangen und mächtig schlagendem Busen. Er hatte ihr Eintreten nicht bemerkt, und die beiden Freunde standen bereits einige Minuten vor ihm und warfen sich wechselseitige Blicke zu, als er ihrer endlich ansichtig wurde.

„Seid Ihr schon lange hier?" fragte er sie mit verstörter Miene; „ich bin auf dem Sofa eingeschlafen, und —"

„Hast geträumt," fiel ihm Robert in die Rede, „während wir fünf Flaschen Burgunder ausgestochen haben."

Digitized by Google

„Fünf Flaschen Burgunder?“ fragte Friedrich zerstreut.

„Nicht einen Tropfen weniger! Du wunderst dich vielleicht, woher wir Geld genommen haben? Nun, Alfred's Trauerspiel ist acceptirt und ich habe indessen zwanzig Louisd'ors für ihn bekommen. Auch Alfred's neue Geliebte ist engagirt. —

Friedrich sprang wie vom Blitzstrahle getroffen bei dieser letzten Nachricht Robert's vom Sofa auf.

„Wer ist engagirt?“ rief er mit funkelnden Blicken.

„Nun, Fräulein Henriette Schmid, die schöne Putzmacherin aus der Windgasse.“

„Alfred's Geliebte!“ rief Friedrich mit krampfhafter Stimme.

„Ich kenne dich seit ein paar Stunden nicht mehr,“ entgegnete Alfred, drei Schritte zurücktretend. „Du stürzest wie toll aus dem Kaffehhause, lassest mich und deine Bekannten in größter Bestürzung zurück, läufst über Hals und Kopf der Dame nach, und jetzt, nachdem wir dich mit offenen Augen auf dem Sofa liegend finden, redest du uns ein, du hättest geschlafen, und Robert's spaßhafte Bemerkung, als sei Fräulein Schmid meine Geliebte, bringt dich in die schrecklichste Aufregung — was ist dir widerfahren?

„Verzeihung, lieber Alfred!“ entgegnete Friedrich, sich zu fassen suchend, „es ist nichts — eine Aehnlichkeit — Fräulein Schmid sieht frappant einem Mädchen ähnlich, das ich vor mehren Jahren gesehen — für die ich mich interessirt hatte —“

„Interessire dich wegen meiner für wen du willst,“ rief Robert lachend, „und sei kein Schwärmer! Jetzt mache Toilette, wir sind bei Fräulein Schmid geladen und es ist schon spät.“

Friedrich zuckte zusammen, allein er hatte bald seine Fassung wieder gewonnen und fragte mit ruhiger Stimme: „Das Fräulein kennt mich ja nicht?“ —

„Aber mich,“ entgegnete Robert, sich in die Brust werfend, „und meine Freunde müssen auch die ihrigen werden.“

Friedrich schwieg; allein sein ganzes Innere bebte. Furcht und Hoffnung, Entzücken und Schmerz durchwogten abwechselnd seine Seele; er durfte sich jedoch keine Blöße geben und kleidete sich daher rasch an. Nach einigen Minuten verließen die drei Freunde mit einander ihre Wohnung.

Henriette Schmid eilte, nachdem sie von Robert den Brief des Direktors erhalten hatte, ihrer Wohnung zu. Hier überflog sie nochmals das Billet und warf sich dann in ein Sofa. Wie sie da lag, glich sie eher einem leidenden, weinenden Engel als einem Menschen. Ein wehmüthiger, fast bis zum Weinen rührender Zug, umspielte ihre dünnen, sanft gerötheten Lippen. Die seidenen Augenwimpern neigten sich tief herab über ein schwarzes, in Thränen schwimmendes Augenpaar, und eine Reihe dunkler Locken schmiegte sich lose an den zarten durchsichtigen Teint ihrer schwachgerötheten Wangen. — „Ich danke dir, heilige Vorsehung!“ rief sie mit zitternder Stimme, „du hast mich hinausgestoßen in die weite Welt, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Freund — ich habe sie bewahrt, meine Unschuld! Du hast mir mannigfaltige Prüfungen auferlegt — ich habe sie alle bestanden — o ewiger Schöpfer! verleihe mir Kraft auf dieser neuen Bahn — beschütze mich mit deiner allesvermögenden, schirmenden Hand, und lasse meine gramgebeugte Seele in der Kunst jene Ruhe finden, die ich so lange — ach! so lange mit thränenden Augen vergebens gesucht habe!“ — Ein langer, tiefer Seufzer folgte diesem kurzen, aber mit inniger Stimme gesprochenen Gebete, dann barg sie den Kopf in den Polstern der Lehne und versank in Träumereien, die leider nur düstere, umflorte Bilder der Vergangenheit ihr vorzuführen im Stande waren. Das arme, unglückliche Mädchen hatte eine leidenvolle Vergangenheit hinter sich, und die lange Zukunft mit allen ihren Hoffnungen, Freuden oder Schmerzen lag noch vor ihr unenthüllt und unbekannt! — So mochte sie ohngefähr eine halbe Stunde gelegen haben, als der Hausmeister leise die Thüre öffnete und ihr den Brief Friedrichs überbrachte.

„Von wem ist der Brief?“ fragte sie, sich vom Sofa erhebend.

„Ein junger Herr hat mir ihn für Sie übergeben,“ entgegnete der Hausmeister sich verbeugend.

„Ein junger Herr?“ wiederholte Henriette erröthend; . . . „es ist gut, ich danke Ihnen.“

„Bekomme ich keine Antwort?“

„Ich weiß noch nicht . . . vielleicht . . . dann werde ich sie Ihnen schon übergeben.“

Der Hausmeister verließ das Zimmer.

Henriette erbrach den Brief und las mit halblauter Stimme:

„Wer zehn Jahre ein Wesen liebt, das er nur einmal gesehen — wer die nimmerkehrende Frühlingszeit seines Lebens, durch eine unendliche Sehnsucht, durch eine unerwiederte Liebe eingebüßt — wessen ganzes Sein nur ein Reflex seines angebeteten Ideals ist — — darf ein solcher Mann, wenn er endlich vom unerbittlichen Schicksale erhört, das Bild seiner Träume, das Echo seines Lebens, nach langen, langen Jahren wieder findet — darf ein solcher Mann endlich anbetend niedersinken, und rufen: Einziger, strahlender Stern meines umnachteten Lebens . . . ich liebe Dich!? Darf er hoffen, daß der zitternde Klang seiner Stimme nicht unerhört verhallen — daß seine unendliche Liebe Erwiederung finden wird? . . . Ein Wort, meine Angebetete, und ich liege zu Ihren Füßen!

Friedrich Winter.“

Henriette hatte den Brief mit größtem Erstaunen zu Ende gelesen, denn ihr waren weder die Schriftzüge, noch der Name des Schreibers bekannt; allein der kurze, mystische Styl des Briefes, die originelle, aber schwärmerische Liebeserklärung und besonders das Seltsame des ganzen Abenteuers, erregten bei ihr, wenn auch keine Theilnahme, doch eine bedeutende Neugierde. Sie las den Brief nochmals, doch sie konnte bei der größten Aufmerksamkeit keinen Anhaltspunkt für irgend eine Muthmaßung finden, die ihr einen Aufschluß über die Person des Schreibers gegeben hätte. — „Er liebt mich seit zehn Jahren?“ sprach sie in Gedanken versunken vor sich hin, — „da war ich ja noch ein Kind, und“ — hier zuckte sie, von wehmüthigen Erinnerungen ergriffen, zusammen,— „eine Seiltänzerin! . . . Sollte er mich damals schon gekannt haben? . . . Das ist unmöglich! . . . Oder ist vielleicht der Brief nicht an mich? Ich habe nicht einmal die Aufschrift gelesen!“ — Sie wandte das Schreiben um, allein ein schmerzlicher Schrei entfuhr ihren Lippen, als sie einen Blick auf die Adresse geworfen hatte. „An Fräulein Maria Wessely Wohlgeboren in Loco“ lautete die Aufschrift. — „Er kennt meinen frühern Namen,“ rief sie mit bebender Stimme — „mein früheres Leben — und er liebt mich doch? . . . Wer ist dieser seltsame Mensch?“ Sie warf sich nachdenkend auf das Sofa und ließ alle ihre Bekannten, alle ihre Freunde in dem Gedächtnisse Revue passiren; allein der Name Friedrich Winter war und blieb ihr gänzlich fremd.

Die anbrechende Dunkelheit erinnerte sie endlich, daß sie noch eine Visite von Robert und Alfred zu erwarten hätte. Sie machte daher schnell Toilette, arrangirte den Tisch, und schon wollte sie wieder ihren alten Platz am Sofa einnehmen, um über den sonderbaren Brief nachzudenken, als an die Thüre geklopft wurde und gleich darauf die drei Freunde in das Zimmer traten.

„Ich war so frei, mein Fräulein!“ nahm Robert nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln das Wort, „auch ohne Ihre gütige Erlaubniß, meinen Freund Friedrich Winter bei Ihnen einzuführen, und obwohl er kein eigentlicher Verfechter von Thaliens Interessen ist, da seine Feder mehr der Politik und Nationalökonomie sich zuwendet, so hoffe ich dennoch, daß in der Folge Ihre glänzenden Succeße ihn bewegen werden, zu meiner Fahne zu schwören, und daß er nicht der Letzte sein wird, der durch Wort und That Ihren Triumphen, mein Fräulein, seine Huldigungen darbringen wird!“

Henriette hatte von dem etwas gar zu starken Complimente Robert's nicht eine Sylbe verstanden; denn der Name Friedrich Winter hatte sie dermaßen erschüttert, daß sie nur mit Mühe einige unbedeutende Worte hervorzubringen im Stande war. Auch Friedrich war im höchsten Grade verlegen, und stammelte einige Entschuldigungen, die

Digitized by Google

Robert und Alfred ein Lächeln ablockten. Doch Henriette hatte sich bald gefaßt. Sie bat die Herren, Platz zu nehmen, und nach einigen gegenseitigen Complimenten wurde das Gespräch auf das neue Engagement Henriettens hingeleitet. Alfred hatte sein Trauerspiel, in welchem die Debutantin die Hauptrolle hatte, mitgebracht, und Henriette versuchte einige besonders wirksame Scenen zu deklamiren. Alfred und Robert hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, allein Friedrich saß mit gesenkten Blicken auf dem Sofa. Er hatte wohl bei seinem Eintritte die Verlegenheit des reizenden Mädchens mit fröhlich pochendem Herzen bemerkt; doch ihr jetziges ungezwungenes und leichtes Benehmen, ihre lebhafte, fast lustige Conversation, hatten plötzlich seine Seele mit unnennbarer Bitterkeit erfüllt. Die beiden Freunde erschöpften sich in Lobeserhebungen über die ausgezeichnete Intonation, über die meisterhafte Mimik und über die geistige Auffassung des Charakters der jungen Künstlerin; allein Friedrich wäre um alle Schätze der Welt nicht im Stande gewesen, auch nur ein verbindliches Wort hervorzubringen. Er hatte nicht eine Sylbe von dem Vorgetragenen überhört, er horchte vielmehr mit fast krampfhafter Aufmerksamkeit auf den Klang ihrer Stimme; allein sein ausgezeichnetes ästhetisches Gefühl hatte sogleich erkannt, daß jene wahre Begeisterung und Weihe, jenes innige tiefe Gefühl, welches nur dem wahrhaft großen Künstler eigen ist, ihr gänzlich abgehe. — Sie ist nicht zur Schauspielerin geboren, murmelte er vor sich hin, sie darf es auch nicht bleiben! Die Kunst wäre ihr Unglück — ich will sie retten!

Alfred und Robert hatten die Düsterheit ihres Freundes bemerkt, und suchten ihn mit in das Gespräch zu ziehen, das sich abwechselnd über Literatur, Theaterwesen und Kritik erstreckte; doch es schien, als ob Friedrich nichts weniger als gesonnen wäre, seiner Schwermuth sich zu entäußern; denn je lebhafter das Gespräch sich entwickelte, desto einsylbiger wurde Friedrich. Henriette hatte wohl einigemal flüchtig ihren Blick auf ihn fallen lassen; allein unmittelbar ihn anzusprechen, hatte sie nicht gewagt. Das ernste, wahrhaft männliche Gesicht, die durchdringenden, glühenden Augen und besonders das ruhige, mehr zurückhaltende Benehmen Friedrich's, flößten ihr eine Art von Hochachtung ein, die durch das mystische Billet fast in Scheu umgewandelt ward.

Die nahe Thurmuhr schlug jetzt neun und die drei Freunde schickten sich zum Aufbruche an. Alfred erbat sich die Erlaubniß, Henrietten den nächsten Tag ihre Rolle abgeschrieben zu überbringen, und bald darauf verließen sie das Zimmer.

„Du bist ein rechter Sauertopf!“ fuhr Robert Friedrichen an, als sie auf der Gasse waren. „Beim Zeus! du hast während der ganzen Stunde, die wir bei diesem göttlichen Mädchen zubrachten, keine zehn Worte gesprochen! Ist das ein Benehmen?“

„Robert hat Recht!“ fiel Alfred ein, „du, der manierlichste Mensch, den ich je gekannt, kann sich so gegen die Etiquette vergehen?“

„Es hat seine wohlbegründeten Ursachen,“ entgegnete Friedrich ernst; „ich bin heute in einer sehr düsteren Stimmung und — doch, wo ist mein Stock? . . . Richtig, ich habe ihn neben dem Sofa stehen lassen . . . wartet ein wenig, ich bin gleich wieder hier.

„Morbleu!“ rief Robert mit lauter Stimme, ihn dabei am Rockkragen packend; „bist du rasend? Wegen deines Stockes willst du über Hals und Kopf wieder zurück, und das Fräulein vielleicht im Negligé überraschen?

Friedrich entgegnete kein Wort, sondern machte sich aus der Hand Roberts los und eilte schnell dem Hause zu, das er so eben verlassen hatte. — Als er in das Kabinet Henriettens getreten war, fand er sie auf dem Sofa sitzend, mit seinem Briefe in der Hand. Eine hohe Purpurröthe übergoß ihre Wangen, als sie seiner ansichtig wurde.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein!“ nahm er, einige Schritte vorwärts tretend, das Wort, „wenn ich Sie vielleicht störe! Der Ihnen heute von mir überschickte Brief bedarf eines Commentars. Hier mein Tagebuch“ — bei diesen Worten ein Heft beschriebener Papiere aus der Rocktasche ziehend — „wird Ihnen nähern Aufschluß über seinen kurzen und mystischen Inhalt geben, und ich hoffe, daß Sie bei der Durchlesung dem Verfasser nicht Ihre Theilnahme versagen werden! Ein Paar Zeilen von Ihrer zarten Hand können mich bestimmen, Sie wieder zu sehen, und mein Leben oder meinen Tod aus Ihrem Munde zu vernehmen! — Bis dahin leben Sie wohl, mein Fräulein! — Ihr Geheimniß bleibt in meinem Herzen vergraben!“

Henriette hielt das Heft noch in der Hand und schon hatte Friedrich das Zimmer verlassen. Endlich schloß sie mit einem tiefen Seufzer die Thüre, entledigte sich ihres beengenden Anzuges und warf sich halbentkleidet auf das schwellende Sofa.

Wir wollen dem geehrten Leser nur im Auszuge dasjenige aus dem Tagebuche mittheilen, was zum wesentlichen Verständnisse unserer Erzählung nöthig ist, und die philosophischen Reflexionen, die sentimentalen Liebesausbrüche und melancholischen Liebeslieder, die zahlreich in dem Hefte niedergeschrieben waren, hier übergehen. — Er beginnt mit der Schilderung seines heimatlichen Dörfchens, der stillen friedlichen Jugend, die er verlebt, der vagen ungewissen Gefühle, die schon damals seine leicht empfängliche Seele durchzitterten, und geht endlich zur Hauptepoche seines Lebens über. — „Ich hatte meine Mutter schon in der frühesten Kindheit verloren,“ — erzählt er — „und meine Stiefmutter, eine schon bejahrte Frau, kümmerte sich wenig oder gar nicht um mich. Sie hatte vollauf mit ihren sechs Kindern zu thun, die sie meinem Vater als Mitgift zugebracht hatte, und so kam es, daß ich schon in meiner frühen Jugend auf mich allein angewiesen war. Mein Vater, ein ziemlich geschickter Wundarzt, ging des Tages zu seinen Patienten herum und des Abends pflegte er im Wirthshause mit den Beamten und Schreibern des nahen Städtchens ein Whist oder Piquet zu spielen. So gingen manchmal Wochen dahin, wo ich ihn nicht zu sehen bekam. Ich hatte einen absolvirten Theologen zum Informator, und seine fast an Schwärmerei gränzende Religiosität und Frömmigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf meinen Charakter. Das Leben der Heiligen und Märtyrer war der rothe Faden bei ihm, um den sich alle anderen Wissenschaften nur gleichsam als Nebendinge anreihen mußten, und auch bei diesen wußte er immer Belege aus dem alten und neuen Testamente anzubringen, so daß während sechs Jahren — denn so lange blieb er in unserem Hause — all' mein Wissen von einer heiligen Athmosphäre umhüllt wurde, die alles Irdische und Nichtgeistige von Außen, zurückwies. Mein Gemüth hatte unter solchen Einflüssen einen ascetischen, fast anachoretischen Charakter angenommen; allein nichts weniger, als ob meine Seele nur dadurch in sich selbst Beruhigung und Zufriedenheit gefunden hätte, übte vielmehr nichts einen stärkern Einfluß auf mich aus, als das Rührende, Wehmüthige und Leidende. Ich konnte Stunden lang vor einer weinenden Madonna, vor einer heiligen Magdalena stehen und mit thränenden Blicken die Bilder betrachten. Ja, meine Seele konnte zuletzt an Nichts mehr Gefallen finden, das nicht wenigstens etwas Melancholisches oder Resignirendes in seinen Zügen trug. So hatte ich das zwölfte Jahr erreicht. Meine wissenschaftliche Bildung war zwar etwas einseitig, allein dafür hatte mein Gefühl eine seltene Tiefe und Festigkeit erlangt, so daß mich mein Hofmeister scherzweise einen zweiten Hölty nannte. — An einem schönen Sommerabende, es war im Monate Juli, erscholl plötzlich in unserem kleinen, von fahrenden Komödianten wenig besuchten Dörfchen, ein lauttönendes Trommeln und Blasen, und ein in Bajazzotracht gekleideter Mann lud in der Mitte des Dorfes, Groß und Klein zu seinen Kunstproduktionen, die er mit seiner Gesellschaft in einer halben Stunde vor der Kirche aufführen würde. Ich war natürlich an das Fenster gesprungen und horchte mit neugierigen Ohren seiner bombastischen Ausrufung.

„Nun Friedrich,“ sprach mein Hofmeister, „ich war heute mit deinem Fleiße zufrieden, und erlaube dir daher den Produktionen beizuwohnen.“ — Obwohl ziemlich ernster Natur, heischten doch die Kinderjahre ihre Rechte, und ich that daher bei den Worten meines Hofmeisters vor Freude einen Luftsprung und eilte in's andere Zimmer. Hier konnte ich es nicht erwarten, bis mich die Mutter angekleidet hatte. Endlich war das letzte Stäubchen vom Rocke abgebürstet, der Hemdekragen gehörig umgebogen, und fort ging es an der Hand meiner ältern Schwester, der Kirche zu. Hier war von dem ziemlich hohen

Digitized by Google

Thurme ein Seil bis hinab auf die Erde gespannt und daneben ein Gerüste aufgeschlagen, das mit Decken belegt war. Ich hatte, als des Herrn Doktors erstgeborener Sohn, natürlich auf der ersten Bank meinen Platz genommen und wartete mit neugierigen Blicken der Dinge, die da kommen würden. Endlich erschien der Chef der Gesellschaft, ein hoher Mann mit langen Haaren und großem Schnurrbarte — er hieß Wessely — und eröffnete die Produktionen mit einigen Salto Mortales, die mich, der dergleichen Sachen noch nie gesehen hatte, in größte Verwunderung versetzten. Hierauf erschienen zwei riesige Männer von merkwürdigem Muskelbau und produzirten sich in Kraftübungen. Ich saß da, mit offenem Munde und starrte die ungewöhnliche Stärke dieser Herkulesse an, die nach dem allgemeinen Beifallsklatschen sich verneigend wieder abtraten. — Jetzt kündigte der Bajazzo an, daß Fräulein Maria Wessely das gespannte Seil hinauf und herabgehen würde, und gleich darnach erschien ein kleines, etwa zehnjähriges Mädchen, das sich mit thränenden Augen vor dem Publikum verneigte.

Bei ihrem Anblicke schienen plötzlich alle festen Theile meines Körpers sich in Aether aufzulösen; denn in ihren Zügen lag so viel Schmerz, Wehmuth und Leid ausgegossen, aus ihren thränenden Augen sprach so viel herzzerreißendes Bitten, so viel Mitleid erregender Gram, daß unwillkührlich alle die Bilder der heiligen, leidenden Märtyrinen der Vorzeit in meiner Seele auftauchten, und ich mich in jene Regionen versetzt glaubte, wo der entfesselte Geist in einem Meere hehrer Wehmuth zerfließt! Zwei Thränen entstürzten meinen Augen, allein sie dünkten mir zwei heiße Ströme meines Herzblutes, das seiner Dämme entledigt, nun dahinfloß, unaufhaltsam — ewig!

Das arme Mädchen wankte dem Seile zu; allein bei demselben anlagend, hielt sie wie von einem frostigen Schauer durchbebt, still und maß die Höhe mit zitternden Augen. Der Chef, den die Umstehenden als ihren Vater bezeichneten, trat zu ihr, und nachdem er derselben einige Worte in das Ohr gelispelt hatte, auf welche sie aber, gleichsam bittend verneinend, mit dem Köpfchen schüttelte, gab er ihr einige unsanfte Stöße mit der Faust und gebot den Musikanten einen Marsch zu spielen. Die Musik fiel ein, und das arme Mädchen ergriff die schwere Balancirstange und stieg langsam das Seil hinauf.

Ich verfolgte mit fast krampfhafter Anstrengung meiner Augen jeden ihrer Schritte. Mein Herz schlug gewaltsam, und ich erinnere mich während meines ganzen Lebens nie in einer so schrecklichen, zitternden Aufregung gewesen zu sein, als damals. —

Endlich hatte sie das Thurmfenster erreicht, an welchem das Seil befestigt war. Hier angekommen, kniete sie auf die Brüstung nieder, faltete ihre Händchen und verrichtete ein Gebet. — Wie sie da lag, das kastanienbraune Haar in Locken herabfallend, und vom leisen Abendwinde gefächelt; das weiße, mit Gold- und Silberflittern besetzte Kleidchen von einer Rosenguirlande umwunden, und die lilienweißen Arme hinauf in das sonnige Blau erhebend: dünkte sie mir ein heiliger Engel, der vom Himmel herab auf die Erde verwiesen, nun mit thränenden Blicken wieder den Schöpfer des Alls um Aufnahme in das heilige himmlische Jenseits flehet! — Ich war von meinem Sitze aufgestanden und betrachtete sie mit trunkenen, glühenden Blicken. Sie hatte die Balancirstange wieder ergriffen, und trat mit etwas sichererem Schritte ihren Rückweg an. Schon hatte sie den dritten Theil der Strecke zurück gelegt und meine Furcht und Aufregung begann nach und nach abzunehmen, als eine vorüberfliegende Schwalbe ihre Augenwimpern streifte, und die arme Unglückliche, mit einem entsetzlichen Angstschrei, auf die Erde herunterstürzte!

Ein tödtender Blitzstrahl durchzuckte meine Nerven und ich sank leblos nieder.

Was ferner mit mir geschah, und wie ich nach Hause gebracht wurde, ist mir unbekannt. Als ich aus meiner Bewußtlosigkeit erwachte, stand mein Vater vor meinem Bette und befühlte meinen Puls.

„Er lebt!" rief er freudig, als ich die Augen geöffnet hatte.

„Ist sie todt?" fragte ich mit schwacher Stimme.

„Wen meinst du, mein Kind?" fragte mein Vater zärtlich.

„Das — Mädchen!"

„Nein, sie lebt, und liegt nebenan im Zimmer; sie hat nur die erste falsche Rippe gebrochen und wird in vierzehn Tagen wieder gesund."

Ein erquickender Lebensbalsam schien bei diesen Worten meinen Körper zu durchrieseln, und ich erhob mich von meinem Lager, um dasselbe zu verlassen. Allein mein Vater widersetzte sich diesem Vorhaben, und gebot mir, da ich von dem gehabten Schreck noch zu sehr erschüttert und angegriffen wäre, das Bett zu hüten. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht! Mir war nie wohler wie jetzt! Das arme, leidende Mädchen, der Engel meiner Fantasie unter einem Dache mit mir! Und sie lebte — sie war nur durch eine Wand von mir getrennt! O Glückseligkeit! o nimmer wiederkehrende Glückseligkeit dieses Tages meiner Kindheit! Ich vergesse nie Deiner! — Des andern Tages früh, als ich das Bett verlassen hatte, war mein erster Schritt nach dem anstoßenden Zimmer gerichtet, wo das leidende Mädchen, sie hieß Marie, lag; allein bei der Thüre angelangt, schienen alle meine Muskeln plötzlich gelähmt; denn um alle Schätze der Welt wäre ich nicht im Stande gewesen, die Thüre zu öffnen und einzutreten. Eine unüberwindliche Scham und Furcht, eine kindliche Scheu hielt meine Füße gefesselt, und ich kehrte nach einigen Sekunden in das Lehrzimmer zurück. Aber seit dieser Minute war es um meinen Fleiß, um meine Lernbegierde und um meine Aufmerksamkeit beim Vortrage gethan. Ich saß mit träumenden Blicken in die Weite starrend, und alle Umgebung, alles Aeußere war für mich nicht da. Mein Hofmeister schüttelte verwundert den Kopf und mühete sich vergebens ab, meinen Geist durch erbauliche Erzählungen aus der Bibel und der Kirchengeschichte auf die rechte Fährte zu bringen. Er wußte nicht, daß jene, mir so oft von ihm geschilderte himmlische Wehmuth, jene göttliche Duldung der Heiligen und Märtyrer, mir plötzlich verkörpert erschienen war, und daß ein neues, unauslöschliches Gefühl gleich einer leisen Morgendämmerung mein geistiges Sein umgoldete! Allein trotz meiner unaussprechlichen Sehnsucht, wagte ich es nie, das Zimmer zu betreten, wo das Ideal meines Herzens lag. Meine Geschwister spielten und sprachen mit ihr, und ich stand von der Ferne, gleich einem Verbrecher, und blickte durch die geöffnete Thüre sehnsuchtsvoll nach ihr hinüber! — Von unsern Dienstboten hatte ich vernommen, daß der Chef der Seiltänzergesellschaft eigentlich nicht ihr Vater wäre, sondern daß sie ein gestohlenes fremdes Kind sei und nur durch Schläge und Hunger zu diesen halsbrecherischen Kunststücken angehalten werden konnte. Etwas Näheres über ihre eigentliche Abstammung wußte man nicht. Ihr angeblicher Vater besuchte uns jeden Tag, doch sobald ich seiner ansichtig wurde, glaubte ich irgend einen bösen Dämon zu sehen, der mir den Seraf, den Genius meines Lebens entführen wollte! — Endlich erschien der Tag der Trennung. Marie war gänzlich genesen und der Seiltänzer bezahlte meinem Vater eine bedeutende Summe. Ich stand zitternd am Fenster, als sie unser Haus verließ. Sie sah blaß aus und Thränen schwammen in ihren Augen. Man konnte deutlich bemerken, wie ungern sie dem Seiltänzer folgte; doch er faßte sie unsanft bei der Hand und eilte mit ihr zum Dorfe hinaus. Ein letzter Blick, den sie, sich noch einmal umwendend, unserem Hause zuwarf, war für mich der letzte Strahl einer untergehenden Sonne, die auf kurze Zeit meiner Seele aufgegangen war! — Ich sah sie nie wieder!

Seit diesem Tagen war mein Lebensglück dahin! Aus einem lebensfrohen, zwölfjährigen Knaben, war während vierzehn Tagen ein wehmüthiger, melancholischer Mann geworden, und die frohen unschuldigen Tage meiner Kindheit waren für mich nur ein beblümter Grabeshügel, der in seiner Tiefe den starren ewigen Tod einschließt! Das Leben, die Gesellschaft, die heilige Natur hatten keinen Reiz mehr für mich; nur sie war es, die mit thränenden Blicken stets vor mir stand und im Wachen und im Traume, die alabasternen Händchen ringend mir entgegenstreckte! Eine unnennbare Wehmuth, ein brütender Schmerz zog sich gleich einem schwarzen Faden durch mein Leben hin; allein er war nur der Schatten der unendlichen Leiden, der unaussprechlichen Duldung, die sich in den Zügen jener heiligen **mater dolorosa**, jenes armen weinenden Kindes aussprach!"

Hier schließt eine Abtheilung des Tagebuches und in den andern Abschnitten spricht er von den verschiedenen erfolglosen Versuchen, die er

in spätern Jahren unternommen, das Mädchen wieder zu sehen; von den sonderbaren Täuschungen, denen er ausgesetzt, von den widersprechenden Gerüchten, die er über sie vernommen, und schließt endlich mit einem innigen Liebesliede und dem Wunsche, sie noch Einmal vor seinem Tode zu sehen.

Henrietten waren die Thränen in die Augen getreten und sie legte, nachdem sie die letzten Seiten gelesen hatte, das Heft auf den gegenüberstehenden Tisch, und blickte mit wehmüthig-nachdenkenden Augen hinaus in die düstere Nacht.

„Also gab es doch ein Wesen," sprach sie nach einer langen Pause vor sich hin, „das meiner gedacht, als ich mich verlassen und einsam in der weiten Welt wähnte?... Also flossen meinem Schicksale Thränen — Thränen des Mitleids und der Liebe, und ich wußte nichts von ihnen?... Und er liebt mich noch! ... zehn Jahre... ich war ein Kind... und er liebt mich noch!... Eine solche Treue fordert den größten Lohn... er soll ihm zu Theil werden!"

Sie hatte die letzten Worte mit schluchzender Stimme gesprochen, und war zu einem nahen Schreibtische geeilt, wo sie nachstehende Zeilen an Friedrich schrieb: „Ihre außerordentliche Liebe heischt einen außerordentlichen Lohn — ich liebe Sie noch nicht.. aber ich werde Sie lieben! kommen Sie morgen zu mir!

Henriette Schmid."

Die Thurmuhr von der nahen St. Ignatiuskirche hatte noch nicht vier Uhr geschlagen, und schon war in der Vorhalle des gegenüberstehenden Theaters ein schreckliches Gedränge von Leuten. Die Theaterzettel kündigten mit großen Lapidarbuchstaben zwei Neuigkeiten an: Alfreds Trauerspiel und Henriettens erstes Debut. Alles stürmte in's Theater, und unter Geschrei und Gepolter trachtete jeder einen bequemen Platz für seine Schaulust zu gewinnen. Robert hatte nicht nur mehr als hundert Claqueurs mit Freibillets versehen auf die Gallerien und das Parterre postirt, sondern auch sämmtliche Literaten der Stadt im Voraus für das Stück gewonnen, so daß der Succeß jedenfalls in dieser Beziehung gesichert war. Alfred stand im Ankleidezimmer und plauderte mit den Schauspielern, die ihn versicherten, all ihre Kräfte aufzubieten, um seinem Werke den glänzendsten Triumph zu verschaffen. Henriette war noch nicht da und Friedrich stand gedankenvoll an eine Coulisse gelehnt, ihre Ankunft erwartend. Jetzt rollte eine Caleische vor, und gleich darauf trat sie, von Robert begleitet, in das Ankleidezimmer. Hier wurde sie von Alfred und den anwesenden Schauspielern mit Schmeicheleien und Complimenten überschüttet, die sie mit einer solchen Grazie und Leichtigkeit, theils abzulehnen, theils gegenseitig wieder zu erwiedern verstand, daß man versucht war zu glauben, sie wäre bereits seit mehren Jahren bei einer der ersten Hofbühnen engagirt. — Friedrich war wohl bei ihrer Ankunft mit in das Ankleidezimmer getreten; allein er war keiner von jenen, die sich bemüheten, Weihrauch in Hülle und Fülle ihr dazubringen. Er blickte vielmehr mit mißbilligenden Augen auf das ganze Treiben, und dachte sich: sie ist für dich verloren, wenn du sie dir nicht rettest! Und Friedrich hatte sich in seiner Präsumtion nicht geirrt. Wohl hatte Henriettens Charakter durch viele Leiden und durch eine baldige Selbstständigkeit jene Elasticität erlangt, die nicht durch jeden schnellen äußern Eindruck alsogleich corrumpirt oder bedeutend angeregt wird; allein sie war von der fast jedem schönen Mädchen angeborenen größern oder geringern Portion Gefallsucht nicht frei. Schon ihr unwiderstehlicher Hang für die Bühne entsprang aus dieser Leidenschaft, und Friedrichs scharfblickendes Auge hatte dieses sogleich erkannt. Er dachte zitternd an die Zukunft; denn selbst der edelste und festeste Charakter kann zuletzt für den Weihrauch, den man ihm von allen Seiten streuet, nicht unempfindlich bleiben, um wie viel weniger ein reizendes Mädchen — eine Schauspielerin! Zwar hatte er aus ihrem Munde sein höchstes Glück, — ihre Gegenliebe, erfahren; doch er hatte so viel Welt- und Menschenkenntniß, um einzusehen, wie veränderlich und wetterwendisch ein weibliches Herz sei. Zudem war Friedrich eine von jenen Naturen, die ihren geliebten Gegenstand nur allein, ganz allein zu besitzen wünschen, die schon an den Lobeserhebungen, welche man ihrem zweiten Ich darzubringen bemühet ist, einen Widerwillen haben; kurz, er war im höchsten Grade eifersüchtig.

Indessen war die Stunde, wo das Stück beginnen sollte, herangenaht. Die Männer verließen die Garderobe und Henriette horchte auf einige allgemeine Regeln, die ihr Robert noch mittheilte. „Hüten Sie sich, meine Fräulein!" schloß er seine Rede, „beim Eintritte einen Blick auf die Gallerien zu werfen; denn diese Masse aufgepflanzter Köpfe und der dunkle Reflex, der hiedurch erzeugt wird, macht den Uneingeweihten und Anfänger im höchsten Grade schwindeln, und er verliert seine Besinnung — doch man klingelt, ich verlasse Sie — nur Muth!"

Das Orchester hatte zu spielen aufgehört und die Gardine rauschte in die Höhe. Eine lautlose Stille herrschte im ganzen Theater. Henriette hatte erst in der zweiten Szene aufzutreten und sie wurde bei ihrem Erscheinen mit einem rauschenden anhaltenden Applaus bewillkommt. Ihre außerordentliche Schönheit, ihre edle majestätische Gestalt und der klangvolle sanfte Ton ihrer Stimme, hatte die junge Männerwelt alsogleich für sie enthusiasmirt, und der erste Akt war noch nicht zu Ende, als schon Fluga mit donnerndem Gebrause gerufen wurde. Der wonnetrunkene Direktor fiel fast dem reizenden Mädchen zu Füßen. Er nannte sie eine zweite Rachel, eine Schröder, und die übrigen Schauspieler wetteiferten unter einander, sie mit den größten Lobpreisungen zu überschütten. Die wohlbezahlten Claqueurs hatten natürlich nicht vergessen, auch Alfred zu rufen, und der junge Mann mochte in seiner Freude alle Welt umarmen. — „Sie, meine Angebetete!" rief er auf Henrietten zustürzend, „sind mein Schutzengel. Ihr Spiel hat meinem Stücke eine so glänzende Aufnahme verschafft!"

Die geschmeichelte und freudig aufgeregte Debutandin schwamm in einem Meere von Wonne, und vergaß in dem Taumel ihres Entzückens an die leidenvolle Vergangenheit, an ihr einsames Alleinstehen in der Welt, an ihren einzigen, wahrhaft treuen Freund und Geliebten — Friedrich. Dieser stand im Hintergrunde der Bühne, und ein bitterer, ironischer Zug spielte um seine Lippen. — „O, die Verblendete!" murmelte er vor sich hin; „wie wenig kennt sie die schlüpfrige Bahn ihres neuen Standes — wie bald wird der Neid ihrem Triumphe folgen — wie leicht, und ach! o wie schnell werde ich ihrem Herzen entfremdet sein! Doch nicht umsonst soll die Blüthe meiner Jugend dahingeschwunden sein — sie hat ein großes, edles Herz, ich will sie retten — ich will sie für mich bewahren." Er ging hierauf mit großen Schritten zwischen den Coulissen auf und ab, und schien in seinen Gedanken einen Plan zu entwerfen, der sein Vorhaben am besten zu unterstützen vermochte.

Indessen entspann sich auf der letzten Gallerie ein Gespräch zwischen zwei Personen, deren wir bereits in unserer Erzählung, ob zwar nur flüchtig, Erwähnung thaten. Die eine war das kleine Männlein mit dem abgeschabten Rocke und seines Standes ein Charaden- und Rebusfabrikant, der andere, Henriettens angeblicher Vater, der Seiltänzer Wessely. Letzter, der seit mehren Jahren in Folge einer Verletzung am Fuße in der Ausübung seiner Künste verhindert war, und in der Stadt theils von kleinen Dienstleistungen, theils von Henriettens großmüthigen Spenden lebte, war einer jener bezahlten Claqueurs, die der Rebusfabrikant im Auftrage Roberts gemiethet hatte. Bei dem Auftreten Henriettens hatte er sie augenblicklich erkannt, und war nicht wenig verwundert, seine frühere Kunstgenossin und Pflegetochter auf der Bühne zu sehen. — Das kleine Männchen mit dem abgeschabten Rocke, Burg genannt, trat jetzt zu dem Seiltänzer und raunte ihm in's Ohr: „Im zweiten Akte rufen Sie Fräulein Schmid fünfmal, den Dichter zweimal und den Direktor einmal; haben Sie verstanden?"

„Ganz wohl," erwiederte Wessely; „doch, Herr Burg! ich habe Ihnen etwas Merkwürdiges mitzutheilen. Treten Sie mit mir hier in die Ecke."

„Nun, was gibts?" fragte dieser, nachdem sie Beide die Bänke verlassen hatten.

„Kennen Sie die neue Schauspielerin näher?"

„Nein — sie soll früher Putzmacherin gewesen sein."

„Das hat seine Richtigkeit; allein sie war auch Seiltänzerin.“

„Was Sie sagen!“ rief Burg, verwundert drei Schritte zurücktretend.

„Ganz sicher! denn sie ist eigentlich meine Pflegetochter und war durch mehre Jahre bei meiner Bande engagirt.“

„Das ist merkwürdig!“ rief das kleine Männchen; „kennen Sie vielleicht ihre Eltern?“

„Nein, sie wurde mir von einer Frau noch als Kind übergeben, und ich erzog sie wie meine eigene Tochter. Ich hatte viel mit ihr auszustehen; denn sie wollte schlechterdings nicht Seiltänzerin werden, und als sie sechszehn Jahre alt wurde, verließ sie heimlich meine Gesellschaft und ich hörte mehre Jahre nichts von ihr, bis ich sie durch Zufall heuer hier in der Stadt antraf und erkannte.“

Burg rieb sich bei der Erzählung des Acrobaten vergnügt die Hände und murmelte zwischen den Zähnen: „Diese Nachricht soll mir manchen Gulden einbringen, beim Jupiter!“

„Sie müssen dieses Geheimniß für sich bewahren,“ fuhr er sodann laut zu Wessely fort, „denn Sie könnten Ihrer gewesenen Pflegetochter schaden, und ich glaube, sie wird Ihrer in ihrem neuen Stande nicht vergessen! Adieu und vergessen Sie nicht: fünfmal Schmid, zweimal Berg und einmal Direkter gerufen!“

Der Seiltänzer nahm seinen frühern Platz ein und Burg eilte auf die Bühne, um die soeben gehörte Neuigkeit, mit der, solchen Leuten eigenen Schadenfreude, weiter zu verbreiten. Er traf Friedrich in einer Seitenkoulisse an und erzählte ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit sein gehabtes Gespräch mit Wessely. Doch leider hatte er hier gerade auf den unrechten Mann getroffen; denn kaum war das Wort Seiltänzerin über Burgs Lippen gekommen, als ihn Friedrich mit krampfhafter Faust dreißig Schritte zurückzog und mit gedämpfter Stimme ihm in's Ohr raunte: „Wenn Sie es wagen, auch nur eine Sylbe von dieser ganzen Geschichte gegen Jemand zu verrathen, so soll binnen vier und zwanzig Stunden die ganze Stadt Ihr erbärmliches Leben und Treiben kennen, und ich zweifle, ob dann eine Zeitschrift je eine Zeile von Ihnen aufnehmen wird! Dies diene Ihnen zur Richtschnur, und ich schwöre Ihnen, daß ich mein Wort halte!“

Der erschrockene Journalist suchte seine Hand Friedrichen zu entwinden, denn sie wurde ihm gleich wie mit einem Schraubstocke zusammengepreßt, und stammelte einige Worte, die jedoch Friedrich mit stolzer Miene ignorirte, und nach der entgegengesetzten Seite der Bühne hinübereilte.

„Verdammter Kerl!“ rief Burg, als er sich allein sah, „das hast du mir nicht umsonst gethan. Du kömmst mir schon einmal auch in die Hände, und ich will dir's bezahlen! — Uebrigens bin ich ein recht dummer Mensch; ich hätte das Geheimniß für mich behalten sollen, um die neue Schauspielerin recht zapfen zu können. — Doch, das steht mir noch immer frei und ich will sobald als möglich mein Experiment versuchen.“ Er schritt bei diesen Worten, mit einem selbstzufriedenen Lächeln nach der Hinterthüre, die in das Parterre führte, um hier seine ihm von Robert gegebenen Instruktionen, an die Claqueurs weiter zu befördern.

Der zweite Akt hatte indessen begonnen, und da das Trauerspiel in Wahrheit einige besonders wirksame Szenen aufzuweisen hatte, und sämmtliche Schauspieler recht harmonisch im Spiele einander unterstützten, so konnte es nicht fehlen, daß die Aufnahme des Stückes von Seite des Publikums eine recht theilnahmsvolle war. Henriettens anfängliche Befangenheit hatte sich nach der schmeichelhaften Anerkennung ihres Spieles nach und nach verloren, und ihre fernere Darstellung konnte, wenn auch nicht den Ansprüchen einer höhern Critik, doch deren einer stereotypen, journalistischen entsprechen. Endlich fiel der Vorhang zum letztenmale und sämmtliche Schauspieler, der Dichter Alfred und Flugg wurden unter schrecklichem Gepolter gerufen. Das Entzücken des Letztern kannte keine Gränzen; denn während seines ganzen Direktorats war ihm noch nie eine solche Anerkennung und Auszeichnung zu Theil geworden, und er umarmte Robert als den Gründer seines Glücks unter den wärmsten Freundschaftsversicherungen.

Henriette war unter Begleitung mehrer Schauspieler, Schauspielerinen, Literaten und unserer drei Freunde nach ihrer Wohnung gefahren, und hier erreichte bei einem delizösen Abendmahle, das auf Alfreds Kosten arrangirt war, die Fröhlichkeit und der Jubel den höchsten Punkt.

Alfred, der nicht die entfernteste Idee von dem Verhältnisse Friedrichs zu Henrietten hatte, hing mit glühenden trunkenen Blicken an der reizenden Gestalt der Letztern, und man konnte es deutlich bemerken, daß nur die Gegenwart der anwesenden Gäste ihn abhielt, ihr seine kaum zu verhehlende Leidenschaft zu gestehen. Sie nahm seine Huldigungen mit einer Art Freundlichkeit auf, die denjenigen, der ihr Inneres nicht genauer kannte, auf die Idee leiten konnte, daß in der Folge diese Freundlichkeit sich sehr leicht in innige Zärtlichkeit umwandeln könnte.

Alfred hatte seinen Platz neben ihr eingenommen, während Friedrich sich ganz bescheiden am entgegengesetzten Ende der Tafel niederließ. Eine nähere Auseinandersetzung seiner gegenwärtigen Seelenstimmung, aus seinem Benehmen und seinen Mienen zu entwerfen, wäre eine schwierige Aufgabe; denn wenn auch sein leichtes, ungezwungenes Betragen auf eine Nichtachtung aller seiner Geliebten dargebrachten Huldigungen schließen ließ, und wenn er sogar zeitweilig selbst irgend ein schmeichelhaftes Wort über ihre Schönheit und Grazie vorbrachte, so mußte doch dem Physiognomen ein Ausdruck von eisiger Ruhe, die auf seiner Stirne gelagert war, frappiren. Allein weder das Ungezwungene seines Benehmens, noch diese Ruhe waren Folge einer Resignation oder eines, seines Schatzes sich sicher wissenden Menschen, sondern vielmehr das Resultat seiner ausgezeichneten Divinationsgabe, und eines von ihm beschlossenen Planes, der ohnfehlbar gelingen mußte. Doch die Anwesenden waren zu sehr im Gespräche vertieft, als daß sie auf Friedrich und sein Benehmen Rücksicht nehmen konnten; es war ihm ein Leichtes, sich unbemerkt auf den Balkon hinaus zu schleichen, welcher durch eine große Glasthüre mit dem Zimmer in Verbindung stand. — Henriette vermißte ihn zwar nach einigen Minuten, allein sie dachte, daß er vielleicht hinunter gegangen sein mochte und fuhr fort, sich mit Robert und Alfred zu unterhalten. Als jedoch vom nahen Thurme die zwölfte Stunde erscholl, sämmtliche Gäste sich zum Aufbruche anschickten, und Friedrich noch immer nicht zurückgekehrt war, wurde sie nicht wenig unruhig und verlegen. Zum Glück hatte der Wein die Köpfe sämmtlicher Anwesenden so benebelt, daß Niemand den plötzlich Verschwundenen vermißte. Man empfahl sich unter gegenseitigen Complimenten, und Henriette, die die Gäste bis zur Treppe begleitet hatte, kehrte ganz verstört und betrübt, durch Friedrichs Verschwinden, in ihr Zimmer zurück. Allein sie war höchlich überrascht, als sie ihn beim Eintreten auf dem Sofa sitzend fand.

Sie stürzte auf ihn zu, und ein heißer, inniger Kuß, den sie auf seine Lippen drückte, sollte ihm Entschädigung für die überstandenen zweistündigen Qualen verschaffen. Obwohl nun Friedrich ihre Liebkosungen auf das zärtlichste erwiederte, so hatten doch seine Züge ein sehr verstörtes Aussehen, und man konnte deutlich bemerken, daß etwas sehr Peinliches auf seinem Herzen lastete.

„Wo warst du denn verborgen?“ fragte sie ihn mit zärtlicher Stimme, dabei mit ihrer alabasternen Hand seine Wangen streichelnd.

„Auf dem Balkon,“ entgegnete Friedrich mit gepreßtem Tone.

„O du Schäcker! Du hast mich sehr erschreckt — doch warum, wenn ich bitten darf, hast du auf die Gefahr hin, dich und mich zu blamiren, das gethan?“

„Weil ich etwas sehr Wichtiges mit dir zu sprechen habe, und wenn ich einmal mit meinen beiden Freunden nach Hause gegangen wäre, nicht füglich noch heute wieder herauf kommen konnte.“

„Du hast etwas sehr Wichtiges mit mir zu sprechen?“ fragte Henriette neugierig.

„Ja, Marie! — doch zuvor noch eine Frage — werfe einen prüfenden Blick in deine Seele, betrüge dich und mich nicht; denn von dieser Antwort hängt mein und dein Lebensglück ab! — Liebst du mich wirklich aufrichtig und innig? . . . Ist deine Leidenschaft nicht al-

Digitized by Google

rein aus Dankbarkeit entsprungen, und fühlst du genug Kraft in dir, deine Liebe, dein Herz mir, nur mir für immer zu weihen?"

Zwei heiße Thränen entstürzten bei dieser Frage Friedrichs, Henriettens Augen.

„Mein einzig Geliebter, mein Friedrich!" rief sie schluchzend; „wie kannst du fragen! Du bist meine erste und letzte Liebe! Beim ewigen —" .

„Schwöre nicht, Maria!" fiel ihr Friedrich in die Rede, „ich glaube dir; dein seelenvolles Auge, deine Engelsmienen können nicht lügen — — nun höre mich an, es ist die erste Bitte, die ich an dich richte — wirst du sie gewähren?"

„Alles was du willst, mein Friedrich!"

„Entsage deinem neuen Stande — verlaß die Bühne!"

Henriette zuckte bei diesen Worten sichtbarlich zusammen, und man konnte eine leichte Wolke von Unwillen auf ihrer Stirn bemerken. — „Warum verlangst du das?" fragte sie nach einer Pause mit etwas kaltem Tone.

„Es ist meine erste Bitte — gewähre sie!"

„Es ist unmöglich! Ich kann nicht!"

„Du kannst nicht?"

„Nein, mein Friedrich! Verlange Alles, nur nicht das! Mein heißester, sehnlichsten Wunsch, mein ganzes Sinnen und Trachten seit vielen Jahren, war dahin gerichtet, Schauspielerin zu werden; mein tiefstes Innere erglühete für diese Kunst, und nun, nachdem ich nach so vielen Schwierigkeiten, nach so vielen Leiden, endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht, forderst du, daß ich es verlasse? — Du liebst mich nicht, Friedrich, sonst würdest du nicht das verlangen!"

„Weil ich dich so unaussprechlich und innig liebe, weil mein ganzes Sein nur ein Echo deines Lebens ist, meine theuere, theuere Marie, verlange ich es! Du kennst nicht den Abgrund, dem du entgegeneilst, du siehst Alles von rosenfarbenen Strahlen umflossen und würdest dir und mir nur namenlose Leiden und Schmerzen bereiten! Ich habe Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß, und sehe die Folgen voraus. Du bist für mich verloren, wenn du nicht die Bühne verläßt! Dein großes, edles Herz würde bald unter den Intriguen, unter kleinlichem Neide, unter Kabalen und Kränkungen — verzeihe mir den Ausdruck — verderbt und entwürdigt werden. Dein Gefühl für mich würde einem undankbaren, leeren Jagen nach Ruhm und Triumphen weichen müssen, und ich — ich würde vom giftigen Zahne der Eifersucht zerfleischt, keine ruhige Minute verleben können!"

„Du kennst mich nicht, Friedrich!" entgegnete Henriette mit wehmüthiger Stimme, „sonst würdest du nicht so sprechen! — Ich stehe seit meiner Kindheit allein in der Welt und habe allen Lockungen widerstanden; und sollte ich es jetzt nicht im Stande sein, jetzt, wo ich dich liebe?"

„Eben jetzt kannst du wanken," entgegnete Friedrich aufstehend, und mit gesenktem Haupte sich ihr gegenüberstellend; „denn bis allher lebtest du in einer Sphäre, die mit deinem geistigen Sein nicht simpatisirte. Es kostete dich daher keine Ueberwindung, dein Herz zu bewahren; aber jetzt, wo du mit geistreichen Männern, mit der Elite der Gesellschaft und mit Hunderten von Menschen in Berührung kommen wirst, welche theils aus wahrer Bewunderung, theils aus Eigennutz und Kabale dir hofiren werden, kann deine, vielleicht dir selbst unbekannte Gefallsucht, dein besseres Ich übertäuben und mich zum unglücklichsten Menschen der Welt machen! Darum, meine angebetete Marie, strahlender Stern meines Lebens, gewähre meine Bitte! Sieh! Du warst seit meiner Kindheit das alleinige Bild aller meiner Träume, das einzige Ideal meiner Seele — laß nicht mein ferneres Leben mehr von furchtbaren Zweifeln und Qualen verfinstert sein; laß mich an deiner Seite, in deiner aufrichtigen Liebe, Ersatz für meine verlorene Jugend finden — denn ich kann nicht ohne dich leben!" Er war bei diesen Worten vor sie auf die Kniee gesunken und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen.

Henriettens Busen wogte von widersprechenden Gefühlen; denn Liebe, Eitelkeit und falscher Enthusiasmus für die Kunst, bekämpften sich abwechselnd in ihrem Innern. Schon begann Erstere den Sieg über ihre Eitelkeit davon zu tragen, und schon schwebte ein „Ja" auf ihren Lippen, als die letzten Worte Friedrichs: ich kann ohne dich nicht leben! sie plötzlich anders zu bestimmen schienen, und einen leichten, kaum sichtbaren, triumphirenden Zug auf ihre Stirne hervorriefen. — „Er kann ohne mich nicht leben!" tönte es in ihrem Innern wieder, „also verliere ich ihn nicht, wenn ich auch seiner Bitte nicht willfahre? — Wir wollen es probiren!" — Sie neigte sich nach diesem kleinen, in ihren Gedanken gehaltenen Monologe zu ihm herab, umschlang ihn mit beiden Armen und zog ihn zu sich auf das Sofa.

„Mein Friedrich!" entgegnete sie sodann mit aller ihr zu Gebote stehenden Zärtlichkeit: „Ich fühle nur zu wohl mit dir die Qualen der Eifersucht, denen du zum Raube wirst, und sie geben mir auch den untrüglichsten Beweis deiner innigen Liebe; allein du, ein Mann mit so seltenem penetranten Verstande und eiserner Charakterfestigkeit, sollte sich einer solch trüglichen, auf Phantome beruhenden Leidenschaft nicht entäußern können? — Trauest du mir so wenig Beständigkeit, so wenig Gefühl zu, daß ich je deiner vergessen könnte? — Und wenn ich nun deiner Bitte willfahren würde, hätte ich sobald Hoffnung die Deinige zu werden? — Du bekleidest keinen Posten, der uns in der Zukunft eine sorgenfreie Existenz verschaffen könnte; allein von meiner Gage kann ich und du recht bequem leben! — Bestehe daher nicht auf deiner Bitte, mein Geliebter! und beherrsche dich — denn ich liebe dich und werde dich immer lieben!"

Friedrich hatte Henrietten ruhig zugehört und nicht ein Mienenzug verrieth den Schmerz, der sein Innerstes durchwühlte. Er hatte wohl den Widerstand auf das Zuversichtlichste im Voraus geahnet, allein es schmerzte ihn doch, in seiner Ahnung sich nicht getäuscht zu sehen. Da jedoch sein Entschluß unerschütterlich bei ihm fest stand, so verbarg er seinen Unmuth auf das Sorgfältigste.

„Ich sehe ein, meine Henriette!" entgegnete er daher, ihre Hand ergreifend, „daß meine Forderung unklug war und stehe daher von ihr ab; besonders hat dein zuletzt angeführter Grund mich eines Bessern belehrt. Zwar habe ich Aussicht beim Grafen S. — den Posten eines Secretairs zu erhalten; doch ist die Sache noch nicht evident und deine Gage in Verbindung mit meinen schriftstellerischen Verdiensten kann uns ein sicheres Auskommen gewähren. — Ja, ja, ihr Mädchen seht immer mehr auf das Praktische als der Mann! doch ich baue auf deine Treue und hoffe, daß ich mich nicht täuschen werde."

Henriette hatte ein so schnelles Aufgeben seiner Bitte, eine solche leichte Resignation keineswegs erwartet, und war daher um so freudiger überrascht, durch diese kleine von ihr ersonnene Probe, wie sie glaubte, ihr Terrain behauptet zu haben; denn nur noch einige zärtliche Worte von Friedrich hätten sie bestimmt, seinem Wunsche nachzugeben; jetzt aber war sie völlig beruhigt; denn er selbst ging von seiner Bitte ab. Sie schlang daher ihre Lilienarme um ihn, und unter den zärtlichsten Liebkosungen wurde der Bund ihrer Liebe auf's Neue besiegelt.

Friedrich verweilte noch einige Minuten bei ihr und verließ sodann mit der fröhlichsten Miene von der Welt, und als ob alle Zweifel und Qualen aus seiner Seele verschwunden wären, ihre Wohnung.

Drei Wochen nach Henriettens erstem Debut saßen um zehn Uhr Vormittags mehre Literaten, darunter auch Alfred und Robert im Fichtischen Café im lebhaften Gespräche begriffen. Letzterer war in einem höchlich aufgeregten Zustande und las aus einer Zeitschrift, die durch ihr schmutziges, zerknittertes Aussehen beurkundete, daß sie schon durch viele Hände gegangen war.

„Das ist entsetzlich!" rief er, das Blatt auf den Tisch werfend, „ich gäbe einen Finger meiner Hand darum, wenn ich wüßte, wer diese Rezensionen schreibt! Diese beißende, giftige Satyre, diese unwiderlegbaren ästhetischen Axiome und dieses penetrante Zergliedern von der Auffassung eines dramatischen Characters, ist mir noch nicht vorgekommen! — Und alle diese Waffen, alle diese giftigen Pfeile sind

nur allein gegen Fräulein Schmid gerichtet! Der Mensch muß ihr unversöhnlichster Feind sein!“

„Freilich ist es nur Haß,“ fiel Alfred mit halbzorniger Stimme ein; „denn nur ihr Spiel, ihre Mimik und Deklamation, haben seine hämischen Ausfälle sich zum Ziele erkoren; die übrigen Schauspieler und Schauspielerinen werden gänzlich ignorirt!“

„Und das arme Mädchen ist ganz trostlos,“ entgegnete Robert theilnahmsvoll; „denn seit die erste Rezension vor acht Tagen von diesem anonymen Rezensenten erschienen ist, hat auch das Publikum angefangen, sie lau zu behandeln; ja, gestern hatten meine Claqueurs die größte Mühe, das allgemeine Zischen, das bei ihrem Auftreten entstand, zu übertäuben!“ Die letzten Worte hatte er Alfred in's Ohr gelispelt und fuhr dann mit lauter Stimme fort: „Ich zittere förmlich, wenn der Tag kommt, an welchem dieses verfluchte Blatt erscheint; denn noch zwei solche Rezensionen und es ist nicht nur um Fräulein Schmid's Stelle geschehen, — denn das Publikum scheint förmlich mit diesem anonymen Critiker einverstanden zu sein — sondern auch meine ganze Autorität, mein ganzer Ruhm ist bei allen Teufeln!“

„Warum schreiben Sie denn nicht eine tüchtige Anticritik?“ fragte ein junger anwesender Literat; „Ihre geistreiche Feder sollte es nicht mit diesem anonymen Scribler aufnehmen können?“

„Selbst unsern Feinden dürfen wir die Achtung nicht versagen, wenn sie derselben würdig sind,“ entgegnete Robert mit Würde; „der Mann motivirt alle seine Ausfälle auf das gründlichste und unwiderlegbarste, und ich kann ihn von keiner Seite fassen! Er gleicht einem zusammengerollten Igel, der überall seine Stacheln emporstreckt. Uebrigens habe ich ja schon in mehre Journale Repliquen geschrieben; aber es scheint, als ob mein Glücksstern im Abnehmen begriffen sei, denn sie wurden von ihm und dem Publikum gänzlich ignorirt! Ich bin ganz desperat, denn Fräulein Schmid ist meine Protegée und durch meine Vermittlung wurde sie von Flugg engagirt.“

„Wer dieser Rezensent sein mag?“ fragte ein Schauspieler mit verwundertem Tone.

„Wenn ich seinen Namen wüßte,“ rief Alfred, „so würde er mir schon über seine teuflischen Schreibereien Rede stehen müssen; denn wenn auch seine ästhetischen Ansichten richtig sind, so stehet ihm doch nicht das Recht zu, sie gleich einem Maßstabe einer Anfängerin anzupassen, und durch giftige Worte das Lebensglück eines edlen reizenden, und dabei verlassenen Mädchens zu untergraben!“

„Ich bin begierig, was er über die gestrige Aufführung der Jungfrau von Orleans schreiben wird,“ nahm der Dorfgeschichten-Novellist das Wort, den der geehrte Leser bereits aus der dritten Abtheilung unserer Erzählung kennt.

„Es ist schon halb eilf,“ entgegnete Robert, „und das Journal muß bald gebracht werden.“

Während dieser Gespräche war Friedrich unbemerkt in das Café eingetreten und hatte an einem Nebentischchen Platz genommen. Jetzt erblickte ihn Alfred.

„Seit du von uns ausgezogen bist, sieht man dich gar nicht,“ rief er ihm zu; „wo steckst du denn die ganze Zeit über?“

„Du weißt ja, lieber Alfred!“ entgegnete Friedrich, „daß ich eine größere Arbeit unter den Händen habe und —“

„Also wohnt Herr Winter nicht mehr bei Ihnen?“ fragte das kleine Männchen mit dem abgeschabten Rocke den Trauerspieldichter.

„Nein,“ entgegnete Alfred, „er hat vor acht Tagen eine separate Wohnung bezogen, weil er bei uns zu sehr gestört ist.“

Der Rebusfabrikant schüttelte verwundert den Kopf und kauete die Nägel seiner Finger. Ein Gedanke durchblitzte seinen Kopf, und er entfernte sich von den Beiden mit kaum zu verhehlender triumphirender Miene. — „Er ist der anonyme Rezensent!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „darauf setzte ich meinen Kopf; denn gerade vor acht Tagen, als er von seinen beiden Freunden auszog, erschien die erste Rezension — doch wir wollen recht bald der Sache näher auf den Grund kommen und dann — vivat Rache!“

Indessen hatte ein Zeitschriften-Herumträger das von Allen erwartete ominöse Journal gebracht. Alfred entriß es seinen Händen und las es mit lautpochendem Herzen und leuchtenden Blicken. Während des Lesens überzog eine finstere Wolke seine Stirne. Alle seine Gesichtsmuskeln zitterten und er warf das Blatt wüthend auf den Tisch.

„Nein, das ist entsetzlich!“ rief er mit zornsprühenden Blicken; „so schreibt kein Mensch, sondern nur ein Teufel! Das arme unglückliche Mädchen stirbt, wenn sie diese Zeilen liest! — Hören Sie, meine Herren! was dieser Thersites wieder schreibt, und Sie werden Alle meine Entrüstung theilen!“

Sämmtliche Anwesende, auch Friedrich, hatten sich um ihn herumgestellt und Alfred las mit lauter Stimme:

„Die Jungfrau von Orleans, Trauerspiel in fünf Aufzügen nebst einem Vorspiele von Friedrich von Schiller. Johanna d' Arc, Fräulein Henriette Schmid.

Wir hatten bereits in einigen frühern Nummern dieser Zeitschrift versucht, den gänzlichen Mangel an dramatischem Darstellungsvermögen bei Demoiselle Schmid näher auseinander zu setzen und bemerkten auch in der vorletzten Vorstellung mit Vergnügen, daß das geehrte Publikum mit unserer unmaßgeblichen Beurtheilung gänzlich einverstanden sei; denn der ihr bei dem ersten Auftreten gezollte aufmunternde Beifall hatte vorgestern einer wohlverdienten Lauheit Platz gemacht. Wir zweifelten daher nicht im Mindesten, daß Demoiselle Schmid unsern wohlmeinenden Rath, ihre neugewählte Laufbahn — zu der sie nichts weniger als Befähigung hat — zu verlassen, auch beherzigen werde; allein wir wurden auf das Unangenehmste berührt, als wir sie in der Rolle der Johanna d'Arc, neuerdings auftreten sahen. — Es wäre weder eine Bereicherung neuerer ästhetischer Ansichten, noch ein sonstiger Vortheil für die Kunst, wenn wir versuchen wollten, das Spiel der Demoiselle Schmid hier näher zu zergliedern; denn jeder Inhaber eines Marionettentheaters wäre dann berechtigt, von uns eine Beurtheilung über das Spiel seiner Puppen zu verlangen; doch sehen wir uns bemüßigt, um diese unsere herbe Rügen nur in etwas zu motiviren und zu rechtfertigen, hier einige Hauptgebrechen ihres Spieles in der Kürze auseinander zu setzen. — Schon bei der Deklamation in den gereimten Strophen des Vorspieles, muß der Zuhörer glauben, daß er sich in einer Stampfmühle oder in einem Eisenhammer befinde; denn statt den Ton auf diejenigen Worte zu legen, welche eigentlich die Hauptidee des Satzes ausdrücken, hörten wir bei Demoiselle Henriette Schmid nur die weiblichen und männlichen Endreime betonen, und dieses mit einer solchen Regelmäßigkeit und Tactgenauigkeit, daß mancher in sanften Schlummer eingewiegte Zuhörer, bei einem Metrumswechsel oder bei einer etwas länger währenden Pause, plötzlich nach dem allgemein bekannten Gesetze der Trägheit, aus seinem Schlafe erwachte! — Was die Mimik der jungen Künstlerin betrifft, so können wir darin nichts weniger als plastische Anmuth, sondern vielmehr eine ausgezeichnete equilibristische Fertigkeit erkennen. — Von der Auffassung des Characters der Jungfrau von Orleans, bei Demoiselle Schmid, glauben wir durch die vorangegangene Beurtheilung ihrer Deklamation und Mimik abstrahiren zu dürfen und schließen unsere heutige Kritik in der Hoffnung, uns nicht mehr in die unangenehme Lage versetzt zu sehen, über ein ferneres Auftreten der Demoiselle Schmid referiren zu müssen; denn wir glauben, daß der Herr Direktor nicht länger die Geduld des Publikums und der Kritik auf die Probe zu setzen geneigt sein wird!“

„Das ist ein Ungeheuer!“ rief Robert mit funkelnden Blicken, als Alfred geendet hatte; „ich könnte ihn zermalmen! Er hat es, bei Gott! förmlich darauf abgesehen, das arme Mädchen von der Bühne zu vertreiben! — Was glauben Sie, meine Herren! ist das eine Kritik oder ein Pasquill?“

„Er hat zwar nicht ganz Unrecht,“ entgegnete ein Schauspieler, mit scheinheiliger Miene; „denn ihre Deklamation ist etwas monoton; allein diese Kritik ist eine förmliche Ehrenbeleidigung.“

„Was meinst du, Friedrich?“ fragte Alfred, sich zu diesem wendend.

„Ich kann hier kein Urtheil fällen,“ entgegnete der Gefragte etwas gezwungen; „denn ich sah das Fräulein nur in deinem Stücke

Digitized by Google

spielen, und damals war meine Aufmerksamkeit mehr deiner Arbeit als ihrer Darstellung zugewendet."

„Also warst du seit dieser Zeit nicht im Theater?"

„Nein — du weißt, ich habe jetzt viel zu schreiben —"

„Das ist wahr," fiel Robert ein, „doch sag einmal, was ist hier zu machen? Du hast Jus studiert, könnten wir nicht den Redacteur der Zeitschrift vor Gericht belangen, daß er den Schreiber nenne?"

„Da würdest du nicht viel ausrichten," entgegnete Friedrich kopfschüttelnd; „denn der kritische Aufsatz ist genügsam motivirt und nichts weniger als eine Ehrenbeleidigung."

„Lassen wir jetzt die Sache auf sich beruht sein," rief Alfred; „wir werden schon den Namen des anonymen Rezensenten erfahren, und dann wehe ihm! Gehen wir lieber zu Fräulein Schmid; das arme Mädchen wird wahrscheinlich den Aufsatz auch schon gelesen haben — wir wollen sie trösten, so gut wir vermögen."

„Und sie tritt heute wieder als Griseldis auf," nahm der Rebusfabrikant das Wort; „ich bemitleide sie im Voraus; denn wäre sie auch die erste Schauspielerin Deutschlands, nach einer solchen Kritik kann man nicht mit gehöriger Seelenruhe spielen. Ich glaube daher es wäre das Beste, wenn sie heute nicht auftreten würde."

„Was?" rief Alfred, „nicht auftreten? Sie muß heute spielen, den Triumph darf dieser anonyme Kritikaster nicht genießen! Kommen Sie, meine Herren! wir wollen in pleno dem Fräulein unsere Aufwartung machen, und vielleicht gelingt es uns, sie zu beruhigen."

Sämmtliche Anwesende, mit Ausnahme Friedrichs, verließen das Café. Dieser war bei dem allgemeinen Aufbruche in den Hintergrund des Zimmers getreten, und ging hier in der größten Aufregung auf und ab. — „Mein Plan gelingt," sprach er halblaut vor sich hin und ein Freudenstrahl blitzte aus seinen Augen; „denn sie spielt heute zuverläßig das letztemal, und dann ist sie mein, für immer allein mein! — Doch," fuhr er nach einer Pause fort, „ich muß jetzt ebenfalls zu ihr, sonst könnte ich mich auf die leichteste Art verrathen. — Noch einen Tag stehe mir bei, Verstellung! und dann nie und nimmermehr!" Er schritt bei diesen Worten aus dem Café und eilte der Wohnung Henriettens zu.

Es mochte ohngefähr zehn Uhr des Morgens sein, als Robert ganz verstört in sein Zimmer trat, wo Alfred ungeduldig auf und abgehend seine Ankunft erwartete.

„Alles ist verloren!" rief der Eintretende mit desperatem Tone, „Fräulein Schmid tritt nicht mehr auf, und ich habe so eben mit Flugg einen schrecklichen Auftritt gehabt. Er verlangt, daß ich entweder Fräulein Grist wieder bewegen soll, bei ihm ein neues Engagement anzutreten, oder ich soll ihm einen Schadenersatz von zwei tausend Thalern bezahlen."

„Schöne Aspecten das," entgegnete Alfred mit einem halb lachend, halb ernstem Tone — „was wirst du machen?"

„Nichts!" rief Robert nach kurzem Besinnen; „denn er kann mir höchstens einen Prozeß an den Hals werfen, und den hoffe ich zuverläßig zu gewinnen. Mich schmerzt nur das unglückliche Mädchen! Hätten wir gestern Burgs Rath befolgt, so wurde sie nicht aufgetreten sein, und das Publikum würde in einigen Wochen vielleicht nachsichtiger gegen sie gewesen sein; allein nach dem gestrigen schrecklichen Spektakel ist an neues Auftreten nicht mehr zu denken."

„Und deine Claqueurs? Sie haben sich gestern sauber benommen! Mein Geld ist rein hinausgeworfen!"

„Was sollten sie machen?" rief Robert etwas gereizt; „sie thaten ihre Schuldigkeit, so lange sie es vermochten; als jedoch das Publikum wie aus einem Tone zu zischen anfing, und sogar einige faule Aepfel auf die Bühne geschleudert wurden, mußten sie sich natürlich aus polizeilichen Rücksichten zurückziehen."

„Und dieses Alles hat der verdammte Rezensent zu Wege gebracht — wenn ich nur seinen Namen erfahren könnte!"

„Es ist möglich, daß dein Wunsch dir bald gewährt sein wird, denn Burg hat mir vor einer halben Stunde versprochen, uns noch Vormittag den Namen mitzutheilen."

„Woher sollte er ihn erfahren?"

„Der Mensch besitzt ein eigenthümliches Spürvermögen, und ich habe nicht alle Hoffnung aufgegeben — doch was willst du unternehmen, wenn du den Namen des Rezensenten erfahrst?"

Alfred war gerade im Begriffe zu antworten, als die Thüre geöffnet wurde und Burg mit freudiger Miene in das Zimmer der beiden Freunde trat.

„Triumph, meine Herren!" rief er ihnen beim Eintritte entgegen, „wir haben den Vogel!"

„Sie wissen den Namen?" fielen Beide ihm gleichzeitig in die Rede.

„Ja," entgegnete das kleine Männchen mit triumphirendem Lächeln; „doch Sie werden vergebens Ihren Scharfsinn auf die Folter spannen, um ihn zu errathen — er würde Ihnen nie und nimmermehr einfallen!"

„Nun, wie heißt er?" fragte Alfred mit gespannter Miene.

„Ja, das ist leicht gefragt," entgegnete Burg mit gespreiztem Pathos; „doch die Beantwortung kommt mir ziemlich theuer zu stehen. Fünf blanke Thaler hat mich meine Entdeckung gekostet, und Sie, meine Herren! werden doch nicht verlangen, daß ich die Kosten allein tragen soll?"

„Hier sind fünf Thaler!" rief Alfred, das Geld dem Rebusfabrikanten hinreichend; „und nun keine Umschweife mehr — wer hat die Rezensionen geschrieben?"

„Ein gewisser Friedrich Winter!" entgegnete Burg ganz phlegmatisch. Die beiden Freunde prallten bei diesen Worten drei Schritte zurück und starrten den Sprecher mit ungläubigen Blicken an.

„Nun, meine Herren!" nahm Burg das Wort; „schenken Sie vielleicht meiner Nachricht keinen Glauben?"

„Unser Freund Friedrich?" rief Robert; „das ist unmöglich! Was hätte er für Ursachen, das Fräulein Schmid so zu blamiren? — Und dann schreibt er nie Kritiken und war auch bei ihrem Auftreten nicht im Theater."

„Das kann Alles möglich sein und dennoch sind die Rezensionen von ihm," entgegnete Burg; „hier haben Sie den unwiderlegbarsten Beweis davon." Er zog bei diesen Worten einige beschriebene Papiere aus der Seitentasche und reichte sie Alfred hin.

Dieser warf einen flüchtigen Blick auf den Inhalt und die Schriftzüge, und rief nach einigen Minuten mit entrüsteter Stimme: „Bei Gott! Friedrich ist der Rezensent — er ist der Schurke!"

Robert hatte Alfred die Blätter aus der Hand genommen, und auch er erkannte augenblicklich die Schriftzüge seines Freundes, doch konnte er noch immer nicht an eine solche Treulosigkeit glauben, und fragte daher den Rebusfabrikanten, dabei ihn ziemlich scharf fixirend: „Das ist wohl Friedrich's Hand, doch wo nahmen Sie das Manuskript her?"

„Vom Setzer H. — in der X — Buchdruckerei!", entgegnete Burg. „Eben diesem mußte ich die fünf Thaler geben, damit er mir die Manuskripte dieser Rezensionen auf eine Stunde borgen sollte; denn ich dachte, daß mir die Schriftzüge vielleicht den Verfasser verrathen werden, und sieh da! es ist mir gelungen."

Burg hatte kaum seine Erläuterung vollendet, als schon Alfred in größter Aufregung sein Paletot umwarf, zwei scharfgeladene Pistolen von der Wand herunternahm und sie in die Rocktasche verbarg. — „Komm, Robert!" wandte er sich hierauf an diesen, „wir wollen unserem Freunde eine Visite machen — auch Sie, Herr Burg! können uns begleiten; denn es ist möglich, daß wir Ihrer bedürfen."

Burg, der gerade kein besonderes Interesse daran hatte, jetzt mit Friedrich zusammenzukommen, entschuldigte sich mit einigen höchst nothwendigen Gängen, die er zu machen hätte und empfahl sich den beiden Freunden, die gleichzeitig mit ihm das Zimmer verließen und nach Friedrichs Wohnung zuschritten. — Dieser hatte ein niedliches Zimmer in einer der belebtesten Gassen der Stadt inne, und lag auf einem Fauteuil, einen Brief in der Hand haltend, den er einige Mi-

Digitized by Google

nuten früher erhalten hatte. Er las ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, und während des Lesens nahmen seine Mienen einen vergnügten, heitern Ausdruck an.

„Also in dieser Beziehung wäre meine zukünftige Existenz gesichert,“ sprach er, den Brief zusammenfaltend, vor sich hin; „ein Secretairsposten mit ein tausend zwei hundert Thalern jährlichen Gehalt reicht schon hin, eine Familie recht anständig zu ernähren! Und mein erster Plan ist mir auch gelungen; Marie hat die Bühne verlassen — ich will jetzt zu ihr und sie von meinem Glücke benachrichten.“ Er stand bei diesen Worten vom Sofa auf, zog seinen Rock an und war im Begriffe das Zimmer zu verlassen, als ihm Robert und Alfred an der Thüre entgegentraten.

„Seh' ich Euch endlich doch einmal bei mir?“ sprach Friedrich, Beiden herzlich die Hände drückend.

„Wenn du uns nicht besuchst, müssen wir dich besuchen,“ entgegnete Robert kalt.

„Setz dich, Alfred! und auch du, Robert! ich habe Euch etwas Erfreuliches mitzutheilen. Graf S — hat mich als Secretair mit ein tausend zwei hundert Thalern jährlichem Gehalt aufgenommen.“

„Ich gratulire dir,“ entgegnete Alfred mit schneidendem Tone; „doch auch ich habe dir eine erfreuliche Botschaft mitzutheilen.“

„So?“ fragte Friedrich verwundert, „und die ist?“

„Wir haben den Namen des anonymen Rezensenten erfahren.“

Friedrich erblaßte; doch er hatte sich bald wieder gefaßt und fragte mit anscheinend neugieriger Stimme: „Nun, wie heißt er?“

„Friedrich Winter heißt der Schuft!“ schrie ihm Alfred mit zorniger Stimme in's Ohr. Eine hohe Purpurröthe hatte sich bei Anhörung dieses Epithetons auf Friedrichs Antlitz gelagert und seine Stirnvenen schwellen mächtig an. „Gilt das mir?“ fragte er vom Stuhle aufspringend mit bebender Stimme.

„Wem sonst als dir, Schurke!“ brüllte Alfred; „hast du vielleicht einen andern Namen?“

„Das fordert Blut!“ schrie Friedrich mit zornigfunkelnden Augen.

„Ja, deine schmählichen Pasquille heischen Blut!“ entgegnete Alfred, seinen Rock aufknöpfend; „was hat dir das arme unschuldige Mädchen gethan, daß du sie so schmählich beleidigtest? Hier sind zwei geladene Pistolen, wähle welche du willst . . . Einer von uns beiden muß fallen.“

Friedrich hatte hastig das Gewehr ergriffen; doch plötzlich schien er sich eines Andern zu besinnen und legte die Pistole auf den gegenüberstehenden Tisch.

„Nun, was zauderst du?“ fuhr ihn Alfred an.

„Ich habe noch so Manches in meinen Papieren zu ordnen,“ entgegnete Friedrich kalt, „und glaube, daß wir die Angelegenheit auf Nachmittag verschieben können.“

„Kein Aufschub!“ schrie Alfred, „sonst kömmst du mir hier nicht lebend von der Stelle!“

„Mäßige dich, Alfred!“ fiel Robert dem Aufgeregten in die Rede; „das Duell kann füglich bis Nachmittag aufgeschoben werden. Bestimme den Ort und die Stunde.“

„Nachmittags um drei Uhr auf der Herrenwiese!“ entgegnete Friedrich ruhig.

„Gut, es bleibt dabei,“ sprach Alfred; „bis dahin adieu!“

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

Friedrich warf sich auf das Fauteuil, und als sein Blut nach und nach kälter zu werden begann, bereuete er sein plötzliches Aufbrausen. Doch die Sache war nicht mehr zu ändern, denn Friedrich besaß zu viel Stolz, um eine Unterhandlung anzuknüpfen, und von Alfred war ein Entgegenkommen zur Versöhnung eben so wenig zu erwarten. Er begann daher nach einigen Minuten Ueberlegens, seine Schriften und Papiere zu ordnen und zu versiegeln. Dann schrieb er einige Briefe und hierauf eilte er zu einem Freunde, ihn als Sekundanten aufzufordern. In diesen Beschäftigungen war der Nachmittag herangenaht und beiläufig um zwei Uhr schlug er den Weg zu Henriettens Wohnung ein.

Das arme Mädchen hatte seit acht Tagen die größten Qualen und Leiden erlitten, und selbst ihre Liebe zu Friedrich konnte ihr kaum für einige Minuten Trost verschaffen. Doch sie war während dieser Zeit auf manche ihr von Friedrich gegebene Warnungen gekommen, und manche neue, ihr selbst noch unbekannte Seite ihres Innern hatte sie kennen gelernt; denn trotz ihrer Liebe zu Friedrich fühlte sie sich doch in den ersten acht Tagen von Alfreds Liebesbetheuerungen sehr geschmeichelt, und sie mußte es sich mit Erröthen selbst gestehen, daß Friedrichs Bild oft in den Hintergrund zurückgedrängt wurde. Zur Ehrenrettung dieses charakterfesten Menschen müssen wir hier noch nachträglich bemerken, daß er erst dann zu seiner etwas gar zu herben Maßregel — nämlich durch bittere Rezensionen sich seine Geliebte zu retten — geschritten war, als er in Wirklichkeit bei Henrietten ein sichtbarliches Abnehmen ihrer Leidenschaft für ihn wahrgenommen hatte, und wie nützlich sein originelles Präservativmittel gewesen, zeigt Henriettens nachstehender Monolog, den sie auf dem Sofa sitzend mit leiser Stimme vor sich hin sprach:

„Also bin ich neuerdings hinausgestoßen auf den vielbewegten Ozean des Lebens, neuerdings der niedern Sphäre zurückgegeben, und meine hochfliegenden Plane sind verschwunden! — Ich habe nur einen kurzen Traum geträumt und nun starrt mich die kalte Wirklichkeit wieder an! — Mein Gott, mein Schöpfer! ich will nicht murren . . . Du zeigtest mir das Thörichte meiner Wünsche, das Thörichte meines Ehrgeizes, ich danke dir! . . . Habe ich doch einen treuen Freund, ein liebendes Herz gefunden; ich danke dir, mein Schöpfer!“ — Sie war bei diesen letzten Worten vor einem Crucifix, das sich über dem Sofa befand, niedergesunken und betete mit Inbrunst. Jetzt fühlte sie sich plötzlich von rückwärts umschlungen und ein glühender Kuß brannte auf ihren Lippen.

Friedrich war in's Zimmer getreten und hatte unbemerkt ihr Selbstgespräch mit angehört. Er zog sie nun neben sich auf das Fauteuil, und unter den zärtlichsten Liebkosungen schwand den Liebenden eine halbe Stunde gleich einer Minute hin. Jetzt schlug es von der nahen Ignaziuskirche drei Viertel auf drei, und Friedrich machte sich unter krampfhaftem Zucken aus den Armen seiner Geliebten los. Doch wie erschrack Henriette, als sie einen Blick auf ihn werfend, plötzlich seine Gesichtszüge ganz verstört und seine Augen in Thränen schwimmend fand.

„Was ist dir widerfahren, mein Friedrich?“ rief sie mit zärtlichem Tone, seine Hand ergreifend.

„Nichts, meine Seele! . . . ich dachte gerade, wie schmerzlich, wie schrecklich mein Loos sein müßte, wenn ich jetzt, auf dem Gipfel meines Glückes, von dir scheiden müßte.“

„Wie kommst du jetzt auf diesen Gedanken? jetzt, wo ich dir — nur dir allein gehöre?“

„Eben jetzt . . . doch, meine Marie! ich habe nicht Zeit . . . mich ruft ein unaufschiebbares Geschäft . . . in einer halben Stunde bin ich wieder bei dir, und dann ein Näheres. Sollte ich jedoch in dieser Zeit nicht zurückkehren, so hast du hier einen Brief, der dir genügenden Aufschluß über mein längeres Ausbleiben geben wird . . . . aber, meine Marie! schwöre mir, den Brief nicht eher, als nach einer halben Stunde zu öffnen!“

Henriette starrte den Sprecher mit unsichern, halb in Thränen schwimmenden Blicken an. — „Was hast du vor, mein Friedrich?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Nichts, meine Seele! Nimm hier den Brief . . . aber ich beschwöre dich beim einzigen Gott, öffne ihn nicht eher, als nach einer halben Stunde — und nun, leb' wohl, mein einziges Leben! meine Marie! — ich sehe dich bald wieder!“

Er hatte die letzten Worte mit bebender Stimme gesprochen, drückte einen langen, innigen Kuß auf ihre Lippen, und noch hatte Henriette sich von dem Schrecken der ihr ganzes Innere plötzlich durchbebte, nicht erholt, als er schon zur Thüre hinausgestürzt und ihren Blicken entschwunden war.

Das arme Mädchen blieb einige Minuten starr, gleich einer Leiche, stehen; endlich erwachte sie aus ihrer Catalepsie und sah sich

Digitized by Google

allein im Zimmer. Ein Strom heißer Thränen machte nun ihrem gepreßten Herzen Luft und sie stürzte sich auf den Brief den Friedrich auf das Sofa gelegt hatte. Schon war sie im Begriffe ihn zu erbrechen, als sie plötzlich inne hielt, und in ein einige Minuten dauerndes tiefes Nachsinnen versank. Furcht, Angst und Zweifel durchwogten abwechselnd ihre Seele; doch der Schwur Friedrichs war ihr zu heilig und sie legte den Brief wieder mit zitternder Hand auf einen nahen Chiffonnière.

„Ha!" rief sie nach einer Pause, „mir fällt was ein, ich will zu Alfred gehen, vielleicht kann er meinen schrecklichen Zweifel beruhigen . . . ja, das mach' ich!" Sie warf bei diesen Worten eine Mantille um, zog ihren Hut an, und war im Begriffe die Treppe herunter zu gehen, als ihr ein Knabe entgegen kam, und ihr einen Brief von Alfred überreichte. Eine innere Ahnung flüsterte ihr zu, daß dieses Schreiben etwas höchst Wichtiges enthalten müsse; sie nahm sich daher nicht die Zeit in das Zimmer zurückzukehren, sondern erbrach es auf der Treppe und las:

„Meine angebetete Henriette!

Wenn Sie diese Zeilen lesen, sind Sie entweder gerächt, oder ich lebe — als ein Opfer meiner Liebe für Sie — nicht mehr! — Friedrich Winter war derjenige, der Sie, meine Angebetete! durch seine teuflischen Rezensionen so sehr der öffentlichen Schmähung Preis gab. Ich habe ihn gefordert und heute um drei Uhr Nachmittags, falle ich oder er auf der Herrenwiese! Sollte meine und Ihre gerechte Sache siegen, und ich am Leben bleiben, so bin ich und Robert morgen früh über die Gränze in H. und Sie, meine theuere Henriette! können, sobald Sie wollen, nachfolgen. Ich weihe Ihnen mein ferneres Leben, meine Seele, mein Alles! — Im entgegengesetzten Falle hoffe ich, daß meinem Tode nicht allein Thränen des Mitleids, sondern auch der Liebe fließen werden!

Bis in den Tod Ihr Alfred Berg."

Henriette hatte den Brief, dessen Inhalt wir hier in der Gänze dem geehrten Leser mittheilten, nicht zu Ende gelesen, sondern war gleich bei den ersten Zeilen mit einem Angstschrei auf die Gasse gestürzt. Hier erfaßte sie die ersten besten Gensd'arms, die ihr gerade entgegen kamen, und mit zitternder Stimme und in abgebrochenen Sätzen theilte sie ihnen mit, daß auf der Herrenwiese um drei Uhr, ein Duell zwischen Alfred und Friedeich statt finden würde.

Die zwei Menschen blickten verwundert auf das im höchsten Grade aufgeregte Mädchen und schickten sich an, wieder ihres Weges zu gehen, denn der Ausdruck ihrer Mienen ließ auf Geistesverwirrung schließen. Doch als Henriette ihnen ihre Börse hinreichte und sie bei allen Heiligen beschwor, mit ihr auf die Herrenwiese zu eilen, da ein Menschenleben auf dem Spiele stünde, ließen sie sich endlich bewegen und schritten mit ihr, den nächsten Weg einschlagend, nach dem bezeichneten Orte hin, der etwa eine Viertel Stunde außerhalb der Stadt gelegen war. — Während nun das arme Mädchen mit Hast durch die Stadt eilte, immer eine bedeutende Strecke den Gensd'arms voran, waren Alfred und Friedrich mit ihren Sekundanten auf der Herrenwiese eingetroffen, und in einem nahen Weidengebüsche wurde von Letztern die Schußdistanz abgemessen. Robert machte einen Versuch, die beiden Freunde zu versöhnen; doch Alfred antwortete mit kaltem Tone: „Wenn er mich beleidigt hätte, würde ich ihm vergeben; aber ein armes, verlassenes Mädchen — meine Geliebte — das kann nur der Tod sühnen!" Er ergriff bei diesen Worten die beiden Pistolen und reichte sie Friedrichen hin: „Wähle welche du willst... du hast den ersten Schuß!"

Friedrich ergriff die erste Beste, und nahm den von den Sekundanten bezeichneten Platz ein. — Er sah leichenblaß aus; allein trotz seiner Aufregung lag doch in seiner Haltung eine eisige Ruhe, und nicht eine Muskel, nicht eine Fiber seines Gesichtes zuckte.

Die beiden Sekundanten gaben das Zeichen. Friedrich legte an, und schoß in die — Luft.

„Hier ist deine Großmuth am unrechten Platze!" rief Alfred kalt; „dein oder mein Blut muß fließen; schieß noch einmal, der andere Lauf ist auch geladen."

„Ich schieße nicht mehr!" entgegnete Friedrich ruhig.

„Also ist die Reihe an mir!" Er nahm bei diesen Worten die Pistole, zielte und schoß.

Friedrich stürzte, die Kugel war zwischen der fünften und sechsten Rippe eingedrungen. — Robert und Alfred wollten auf den Gefallenen zugehen, als sie etwa hundert Schritte von dem Gebüsche ein Mädchen und zwei ihr folgende Gensd'arms beobachteten, welche in größter Eile dem Kampfplatze zuschritten.

„Wir müssen fliehen!" rief Robert; „das Duell muß durch irgend einen Zufall der Behörde mitgetheilt worden sein — komm, Alfred, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

„Gott im Himmel!" schrie dieser, einen Blick auf das voraneilende Mädchen werfend, „das ist Henriette! Sie hat meinen Brief zu früh erhalten! Was soll ich machen?"

„Wir müssen fort!" rief Robert, und versuchte ihn mit sich fortzuziehen, „sonst ist es zu spät!"

„Nein, ich bleibe!" rief Alfred, „die Gensd'arms sind noch eine ziemliche Strecke hinter ihr — ich kann noch einige Worte mit ihr sprechen."

Henriette war, als sie die Stadt im Rücken hatte, in größtem Laufe der Herrenwiese zugeeilt, und die zwei Männer hatten Mühe ihr zu folgen. Jetzt vernahm die Unglückliche die beiden Schüße, und ihre Angst, ihr Schrecken hatte den höchsten Grad erreicht. Verzweiflung beflügelte ihre Schritte, und sie flog dahin, kaum den Boden berührend. Jetzt hatte sie das Gebüsch erreicht, aus welchem ihr Alfred entgegentrat; doch kaum hatte sie ihn bemerkt, als sie einen gräßlichen Angstschrei ausstieß. — „Wo ist Friedrich? — Wo ist mein Friedrich?" schrie sie mit herzzerreißender Stimme.

Alfred stand wie vom Schlage gerührt. — „Sie liebte ihn! —" Dieser Gedanke durchfuhr wie ein Blitz sein Innerstes und eine Leichenbläße überzog sein Antlitz. Doch Henriette deutete seinen Schreck anders und sie stürzte sich von namenloser Angst gefoltert tiefer in das Gebüsche. Hier fand sie Friedrich auf dem Boden liegend und im Blute schwimmend. — Sie warf sich auf ihn und schlang ihre Arme um seinen Hals. — „Du stirbst, mein einzig Geliebter!" schrie sie schluchzend, „Friedrich! — mein Friedrich! nur noch einen Blick, — ein Wort, ehe du von mir scheidest!"

Der fast tödtlich Getroffene hatte die Besinnung noch nicht gänzlich verloren, und versuchte, als er Henriettens Lippen auf den seinigen fühlte, ihr seine Hand zu reichen. Doch diese Anstrengung trieb das Blut stärker aus seiner Wunde, und er sank bewußtlos zurück. — Indessen hatten die zwei Gensd'arms das Gebüsche erreicht und einige Minuten früher waren Robert mit Alfred und Friedrichs Sekundant in den angränzenden Wald geflüchtet, wo sich die zwei Erstern auf einen leichten bereitstehenden Wagen warfen, und in größter Carrière dahinrollten, während Letzterer einen Seitenweg einschlug, der ihn unbemerkt wieder in die Stadt zurückführte. Friedrich wurde nun auf eine, in der Eile aus Zweigen geflochtene Tragbahre gelegt, und Henriette verband seine Wunde mit ihrem Shawle, so gut es gehen wollte. — Den Seelenzustand dieses armen Mädchens zu schildern, ist unmöglich; denn die harten Schläge, die sie in so kurzer Zeit nach einander erlitten, hatten jetzt einen stumpfen brütenden Schmerz in ihrem Innern hervorgerufen, der ihr ganzes Denk- und Gefühlvermögen in eine Art Lethargie umwandelte. Sie befahl mit tonloser Stimme einem der Gensd'arms, einen Fiaker und Wundarzt aus der Stadt zu holen, und während seiner Abwesenheit hatte sie sich neben Friedrich auf die Erde niedergesetzt und starrte bewegungslos sein blaßes Antlitz an.

Jetzt kam die Kalesche und der heraussteigende Chirurg untersuchte die Wunde des Bewußtlosen.

„Die Verletzung ist zwar sehr gefährlich," nahm er nach einigen Minuten, sich zu Henrietten wendend, das Wort, „denn die Kugel ist zwischen der fünften und sechsten Rippe eingedrungen, und hat

Digitized by Google

nicht nur die Pleura, sondern auch einen Aderstamm durchbohrt; allein da kein sonstiger edler Theil verletzt ist, so haben wir Hoffnung, ihn beim Leben zu erhalten."

Henriette wäre bei diesen Worten dem Wundarzte gerne um den Hals gefallen; ihr ganzer Körper zitterte vor Freude, und sie half den beiden Gensd'armen den noch immer bewußtlosen Friedrich in die Kalesche tragen, was sowohl den beiden Männern als dem Chirurgen ein Lächeln entlockte. Doch das liebende Mädchen achtete nicht darauf, sondern setzte sich vielmehr in den Wagen, ihren leichenähnlichen Geliebten mit den Händen sanft unterstützend, und nach einigen Minuten rollte der Fiaker im langsamen Schritte in die Stadt nach Henriettens Wohnung.

Während zwischen Alfred und Friedrich das vorhergehend beschriebene Duell verfiel, saß in einem rußigen Zimmer, in einer der entlegensten Gassen der Stadt S., eine bereits ziemlich bejahrte Frau vor einem kleinen Nähtische aus wurmstichigem Holze, und besserte einige alte Kleidungsstücke aus. Sie mochte ohngefähr sechsundfünfzig Jahre zählen, und ihre Züge zeigten Spuren ehemaliger Schönheit. Von Zeit zu Zeit entfuhr ihr während der Arbeit ein tiefer Seufzer und dann strich sie immer mit der Hand über die Stirne, als ob sie gleichsam eine schmerzliche Erinnerung aus ihrem Gedächtnisse verwischen wollte. Doch es schien, als ob dieses Mittel, das ihr vielleicht mehrmals gute Dienste geleistet hatte, heute nicht mehr wirken wollte; denn ein Seufzer nach dem andern entfuhr ihrer Brust und sie erhob sich endlich von ihrem Platze. — „Heute sind es gerade achtzehn Jahre," sprach sie wehmüthig vor sich hin, „als ich das unschuldige Mädchen jenem rauhen Menschen übergab, und Gott mag wissen, wo sie sich jetzt befindet. — Und diese Gewissensbisse, sie lassen mich bei Tag und Nacht nicht in Ruh! — Ich leide schrecklich für mein Vergehen! . . ."

Sie war bei diesen Worten an ein Fenster getreten und versank in tiefes Nachdenken, aus dem sie durch das Eintreten eines Mannes in das Zimmer gerissen wurde. Es war Burg, der Rebusfabrikant, der bei ihr ein kleines Nebenstübchen zur Miete inne hatte.

„Ah! sind Sie es, Herr Burg?" fragte sie sich umwendend; „bringen Sie mir Geld?"

„Nein, meine liebe Frau Grüner! es war mir nicht möglich, welches aufzutreiben."

„Das sagen Sie mir schon durch volle sechs Wochen," rief die Frau entrüstet; „Sie sind ein gewissenloser Mensch!"

„Was soll ich machen? Es leidet Niemand mehr dabei als ich, das kann ich Sie versichern."

„Aber Sie versprachen ja vor vierzehn Tagen auf das Sicherste, mich in einigen Tagen zu bezahlen?"

„Freilich versprach ich es, allein mein scharfsinnig angelegter Plan wurde plötzlich auf die sonderbarste Weise von der Welt vereitelt."

„An Ausflüchten fehlt es Ihnen niemals," entgegnete die Frau, sich von ihm abwendend, „und ich sehe, daß ich ernstere Maßregeln bei Ihnen ergreifen muß."

„Bei Gott! ich bin diesmal ganz unschuldig! Hören Sie mich an, und urtheilen Sie dann, ob ich nicht ein recht unglücklicher Mensch bin."

„Nun, was ist Ihnen wieder über den Weg gekrochen?"

„Ein Rezensent, meine liebe Frau Grüner! ein Rezensent war es, der meinen Plan durchkreuzte; doch ich will Ihnen die Geschichte nach der Reihe erzählen. Vor etwa drei Wochen wurde ein reizendes Mädchen, das früher Putzmacherin war, bei dem hiesigen Theater engagirt. Als sie das erstemal auftrat, hatte ich im Auftrage eines hiesigen berühmten Journalisten einige Claqueurs, die zu deutsch Beifallsklatscher heißen, gemietet. Einer von diesen Leuten war seines Standes ein weiland Seiltänzer. Von diesem erfuhr ich nun, daß die neue Schauspielerin seine Pflegetochter sei, und auch früher bei seiner Bande durch mehre Jahre als Seiltänzerin engagirt war. Bei dieser Nachricht fiel mir ein genialer Gedanke ein. Sie würden ihn nicht errathen, und ich theile ihn Ihnen daher alsogleich lieber mit. Du gehest in den nächsten Tagen zu der Schauspielerin, dachte ich mir, läßt sie errathen, daß da ihr Geheimniß kennst, und wie nachtheilig es für sie wäre, wenn es allgemein bekannt würde; sagst ihr, daß du ein armer Teufel seist, der zu schweigen versteht, und summa-summarum die junge Künstlerin muß mit Geld herausrücken. . . ."

„Ein sauberer Plan das," unterbrach ihn die Frau; „doch wissen Sie nicht den Namen dieses Seiltänzers?"

„Er heißt Wessely."

Ein freudiger Schrei entfuhr bei Anhörung dieses Wortes der ältlichen Frau. „Und wie heißt die Schauspielerin?" fragte sie nach einigen Sekunden mit gespanntem Tone.

„Henriette Schmid."

„Das ist nicht ihr Name," murmelte sie zwischen den Zähnen; „doch sie kann ihn geändert haben! — Ist sie also noch bei der Bühne?" setzte sie mit lauter Stimme hinzu.

„Nein, und das ist die Ursache, warum ich Ihnen kein Geld geben kann." Er erzählte ihr sodann das Abenteuer mit Friedrich, und wie er das Mädchen durch seine Rezensionen von der Bühne vertrieben habe.

Frau Grüner hatte der Erzählung Burgs nicht mehr zugehört, sondern war zu einem Kleiderschranke getreten, aus welchem sie ihren Sonntagsanzug herausnahm und sich in aller Eile ankleidete. Ihr Gesicht hatte einen freudigen Ausdruck angenommen, und man konnte deutlich bemerken, daß ein schwerer drückender Kummer einer entzückenden Aufregung Platz gemacht hatte.

„Wo gehen Sie hin?" fragte Burg mit neugieriger Stimme.

„Zum Theaterdirektor Flugg!" entgegnete die Frau; „doch richtig, bald hätte ich vergessen — wo wohnt denn das Fräulein?"

„In der Baumgasse Nro. 150 im ersten Stock."

„Gut, ich danke Ihnen." Mit diesen Worten verließ die Frau das Zimmer und eilte nach der Wohnung des Theaterdirektors.

Dieser war gerade in einer sehr verdrießlichen Stimmung, und wünschte alle Journalisten, Rezensenten und Schauspielerinen zu allen Teufeln. Er hatte zwar an Demoiselle Grisi einen Brief geschrieben und ihr eine bedeutend höhere Gage als früher versprochen, wenn sie wieder bei seiner Bühne in Engagement treten wolle; doch er wartete noch immer vergebens auf Antwort.

Die Erscheinung der Frau Grüner trug noch dazu bei, seinen Mißmuth zu vermehren, denn ihr Anblick erweckte stets schmerzliche Erinnerungen der Vergangenheit in ihm.

„Was bringen Sie mir?" fragte er die Eintretende etwas unwirsch; „ich habe Sie schon lange nicht gesehen."

„Heute, Herr von Flugg! habe ich Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen," entgegnete die Frau näher tretend; „doch thue ich dieses nicht eher, als bis Sie mir vollkommene Vergebung für ein, an Ihnen begangenes schweres Vergehen zusichern."

Der Theaterdirektor blickte die Redende mit Verwunderung an. „Was für ein Vergehen haben Sie begangen?"

„Sie erinnern sich wohl, mein Herr! des Mädchens, das Sie mir vor dreiundzwanzig Jahren zur Verpflegung übergaben?"

Ein schmerzlicher Zug umflorte Flugg's Antlitz, als die Frau die Frage an ihn richtete.

„Warum rufen Sie eine Geschichte in mein Gedächtniß zurück, die mir nur neuerdings Schmerzen verursachen kann? Das arme Kind ist gestorben, lassen wir die Todten ruh'n!"

„Sie lebt!" entgegnet die Frau mit leiser, bebender Stimme.

„Was sagen Sie?" schrie Flugg vom Stuhle aufspringend.

„Ihre Marie lebt — und zwar in dieser Stadt."

„Sie täuschen mich! — Gott, wenn es wahr wäre!"

„Es ist wahr, und ich täuschte Sie nur einmal, als ich Ihnen schrieb, daß das Kind gestorben sei! — Vergeben Sie mir meine Lüge — mich konnte nur die härteste Noth dazu bringen! Hören Sie mich an und urtheilen Sie dann, ob mein Vergehen nicht zu entschuldigen ist!"

„Gott! was werde ich hören müssen!" rief Flugg, die Hände ringend.

Digitized by Google

„Sie erinnern sich wohl,“ nahm die Frau nach einer Pause das Wort, „wie ich zwei Jahre, nachdem Sie mir das Mädchen übergeben hatten, hinaus auf's Land zog? Meine Vermögensumstände waren damals sehr schlecht und ich mußte Ihrem Auftrage gemäß das Kind ordentlich unterrichten lassen, was einen bedeutenden Theil des Geldes in Anspruch nahm, welches Sie mir jährlich zur Bestreitung aller Unkosten schickten. Zu meinem Unglücke starb, einige Wochen, nachdem ich die Stadt verlassen hatte, mein Gönner, der Graf P., von dem ich eine jährliche Pension erhielt. Nach seinem Tode wurde sie mir entzogen und ich befand mich in der schrecklichsten Lage, die man sich denken kann. Ich bat Sie wohl damals in Berücksichtigung des mich betroffenen Unglückes um eine größere Zahlung für Ihre Tochter; doch Sie schrieben mir, wenn ich nicht mit der frühern Summe zufrieden wäre, so würden Sie das Kind in die Stadt zurücknehmen. — Was sollte ich machen? Hätte ich Ihnen das Mädchen zurückgeschickt, so würde ich ohne einen Kreuzer Geld, ohne eine Aussicht, von was ich den nächsten Tag leben sollte, stehen geblieben sein; ich behielt es also bei mir und verbrachte einige Wochen unter den größten Entbehrungen. — Indeß traf es sich, daß eine reisende Seiltänzergesellschaft in dem Dorfe, wo ich wohnte, Produktionen gab, und der Chef war bei mir im Quartiere. Er fragte mich, ob das Mädchen, das damals sechs Jahre zählte, meine Tochter wäre. Ich verneinte es und erzählte ihm, daß ich es zur Verpflegung bei mir hätte. Nach einigen andern Fragen, die er betreff meiner Vermögensumstände an mich richtete, theilte ich ihm meine sehr beschränkte Lage und Noth mit, und er that mir den Vorschlag, ihm für zwei hundert Gulden das Kind zu übergeben. Er wollte es als eigene Tochter annehmen und ich sollte Ihnen schreiben, daß es gestorben wäre. — Diese für mich bedeutende Summe und noch mehr meine schreckliche Noth, ließen mich das Entsetzliche des Vergehens vergessen und ich nahm seinen Vorschlag an.“ — —

„Gott im Himmel! meine Tochter eine Seiltänzerin!“ schrie Flugg jammernd; „Weib, Weib! wie willst du das vor Gott verantworten?“

„Sie ist keine Seiltänzerin mehr,“ — entgegnete die Frau bebend — „die neue Schauspielerin — Fräulein Henriette Schmid ist Ihre Tochter!“

Der Theaterdirektor prallte einige Schritte zurück und blickte die Frau fragend und ungläubig an; doch sie erzählte ihm nun, durch welchen Zufall sie von Burg den gegenwärtigen Aufenthalt des Mädchens erfahren habe, und Flugg brach bei dieser Nachricht in Freudenthränen aus! Seit vielen Jahren waren dieses die Ersten, und der sonst ernste Spekulations- und Geschäftsmann fühlte sein Herz plötzlich von einem neuen Gefühle durchzittert — die Vaterliebe war es, die nach einer jahrelangen Pause in seiner Seele erwachte — „Mein Kind, meine Marie,“ rief er einmal über das anderemal aus, „also hab' ich dich nicht verloren, also wird mir dein Bild neuerdings die Geliebte meiner Jugend vor die Seele führen; — doch ich will gleich zu ihr,“ fuhr er sich unterbrechend fort, „und Sie, meine liebe Frau Grüner, werden mich begleiten!“ Er zog sich bei diesen Worten rasch an und eilte nach Henriettens Wohnung.

Diese saß gerade an Friedrich's Lager, der bereits wieder seine Besinnung erlangt hatte, und bewachte mit sorgsam-liebenden Blicken jede seiner Bewegungen, jeden seiner Züge.

Die nun folgende Erkennungsscene zwischen Vater und Tochter, die Freude und das Entzücken Beider zu beschreiben, vermag unsere Feder nicht, und wir überlassen es dem Gefühle und der Fantasie des geehrten Lesers, sich dieses Bild mit aller Farbenpracht auszumalen. Der entzückte Vater hatte tausend Fragen an sie zu richten, und erst, nachdem er durch Thränen seinem freudig aufgeregten Herzen Luft gemacht hatte, erkundigte er sich, was der junge Mann in ihrem Zimmer mache und in welchem Verhältnisse sie zu ihm stehe.

Das reizende Mädchen theilte ihrem Vater nun unter Erröthen die ganze Geschichte von Friedrichs Liebe, von seinen gegen sie gerichteten Rezensionen und dem Duelle mit, und fiel ihm endlich weinend zu Füßen.

„Mein theuerer Vater!“ rief sie, „ich liebe ihn auch mit aller Glut und Kraft — ich kann ohne ihn nicht leben, versagen Sie mir nicht Ihren Segen! Er hat mir wohl durch seine bittern Kritiken sehr wehe gethan, allein nur seine außerordentliche Liebe zu mir ließ ihn so handeln, und meine künftige Ruhe und mein künftiges Lebensglück habe ich nur ihm zu verdanken!“

Auf Fluggs Stirne hatte sich wohl eine finstere Wolke gelagert, als er aus Henriettens Erzählung vernahm, daß Friedrich der anonyme Rezensent sei, doch die Freude, seine Tochter — ein Kind der Liebe aus seiner Jugend — wieder gefunden zu haben, siegte über seinen Zorn und er schloß das noch immer knieende Mädchen zärtlich in seine Arme.

„Ich versage dir nicht meinen Segen,“ sprach er, „und sobald Friedrich vollkommen genesen sein wird, ist Eure Verlobung!“

Dieser hatte Fluggs Worte vernommen und versuchte sich im Bette aufzurichten; doch Henriette widersetzte sich diesem Vorhaben. — „Jetzt erst bist du ganz mein,“ rief sie, „und du mußt dich schonen, mein Geliebter! wenn du bald wieder hergestellt sein willst.“

Auf Fluggs Anordnung wurde nun Friedrich in des Theaterdirektors Wohnung gebracht, und nach einigen Wochen war er so weit genesen, daß der Priester am Altare seinen und Henriettens Liebesbund durch die Trauung für immer besiegeln konnte. Friedrich trat bald darnach seinen Posten als Sekretär beim Grafen S. an, und auch Flugg gab das nächste Jahr seine Direktorstelle auf und widmete seine fernern Spekulationen der Essigfabrikation, in welchem Gewerbszweige er in Wirklichkeit einige besonders vortheilhafte Erfindungen zu machen das Glück hatte.

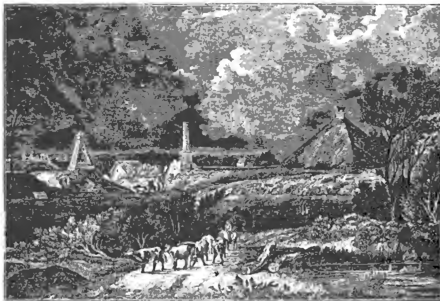
Alfred und Robert befinden sich noch gegenwärtig in H. Ersterer ist ein renomirter Schriftsteller geworden und Letzterer hat sich durch seine ausgezeichneten kritischen Arbeiten über deutsche Literatur und Kunst einen bedeutenden Namen erworben.



Das Schlachtfeld von Waterloo.

Unter den Schlachten der neuern Geschichte ragt die von Waterloo weit hervor; denn, wenn sie sich auch hinsichtlich der Anzahl der Theilnehmer und der Dauer des Kampfes mit der Leipziger Schlacht nicht messen kann, so wurden doch erst hier die Geschicke Europa's bleibend entschieden. Wir geben hier eine Schilderung des Schlachtfeldes nach der bekannten englischen Schriftstellerin und Touristin Mistreß Trollope. „Schon eine Meile vor dem Schlachtfelde boten sich zu beiden Seiten des Wagens Männer zu unsern Führern an, und Frauen mit Körben am Arm boten kaiserliche Adler, Kugeln, Epaulets u. s. w. zum Verkauf an. Man konnte glauben, die Schlacht habe erst vor einem Monate Statt gefunden. Es war uns gerathen worden, nicht in dem Dorfe anzuhalten, obgleich sein Name dazu in Versuchung führt; das eigentliche Schlachtfeld ist von Waterloo zu weit entfernt, als daß man es bequem zu Fuße erreichen könnte. Unser Kutscher mußte uns daher nach Mont St. Jean fahren, einem kleinen Dorfe desselben Kirchspiels, fast eine Stunde weiter, in welchem mehrere einzelne Bauerhöfe liegen, in deren Umgebung diese bedeutungsvollste aller Schlachten wüthete. Dort nahmen wir einen

sehr guten Führer. Er war zur Zeit der Schlacht sechzehn Jahre alt, und wie er erzählte, mehrere Stunden des entscheidenden Tages damit beschäftigt, den Verwundeten Wasser zu bringen; gegen Abend aber war er für die Bedürfnisse der Sieger thätig gewesen, denen blos ein tüchtiges Mahl fehlte, um sie zu den zufriedensten Sterblichen zu machen. Wir besahen das den gefallenen Hannoveranern, so wie jenes dem Andenken des Sir Alexander Gorden errichtete Denkmal. Das größte auf dem Schlachtfelde ist jedoch die Anhöhe, welche der König von Holland über dem Punkte errichten ließ, wo sein Sohn, der Prinz von Oranien, verwundet wurde. Es ist eine 250 Fuß hohe Pyramide, und 200 Mann arbeiteten volle drei Jahre fortwährend daran. Wenn man die Zahl der Unglücklichen berücksichtigt, die auf diesem Schlachtfelde das Leben verloren und deren Andenken nicht einmal ein Rasenhügel bewahrt, so erscheint dieses riesenhafte Denkmal für die Verwundung des königlichen Kriegers etwas zu prahlerisch. Wir erstiegen die Spitze der Pyramide; die Stufen sind jedoch so roh gearbeitet, daß das Besteigen keine leichte Arbeit ist; dafür wurden wir durch eine Uebersicht des Schlachtfeldes belohnt, die eine anschaulichere Vorstellung gewährt, als unten zu erlangen ist. Der Löwe von Bronze auf der Spitze, welcher zu Lüttich gearbeitet wurde, ist ein schönes Thier. Er ist zwanzig Fuß lang, und sieht, wie unser Führer bemerkte, drohend genug gegen Frankreich.



Das Schlachtfeld von Waterloo.

Nachdem wir diesen künstlichen Berg wieder hinabgestiegen waren, was fast eben so schwierig ist, als das Hinaufsteigen, durchwanderten wir die Ebene in allen Richtungen, und ließen trotz der brennenden Mittagshitze keinen Fleck unbesucht, an den irgend eine Erinnerung von besonderem Interesse sich knüpft. Die Ruinen des Schlosses Hougoument bilden den interessantesten Punkt. Hier war der Kampf am heftigsten; die zerschossenen Mauern, — die halbzerstörte Kapelle, in der man ein Kruzifix zeigt, das, wie behauptet wird, mehrmal Feuer fing, ohne zu verbrennen — die Spuren der stets erneuerten Angriffe — Alles dies ruft uns den Kampf in sprechender Wahrheit zurück. In dem Garten von Hougoument befindet sich ein einsames Grab, jenes des Capitäns Blackuon. Er wurde auf demselben Punkte begraben, wo er fiel. *)

Endlich erreichten wir, hinlänglich ermüdet und erhitzt, um uns über den Anblick des kleinen Wirthshauses noch mehr zu freuen, **la belle aliance**, über dessen Thür eine Inschrift in Erinnerung bringt, daß am Abend des ewig denkwürdigen 18. Juni 1815 Wellington und Blücher hier zusammen kamen. Am nächsten Morgen besuchten wir, vor unserer Abreise, das Dorf Waterloo noch einmal. Es war Sonntag, und wir hörten eine Messe in der kleinen Kirche an, welche mit Monumenten zum Gedächtniß der Tapfern, die hier fielen, angefüllt ist. Nach der Messe nahmen wir die Umgebung des Dorfes in Augenschein. Das Wichtigste ist eine Art von Mausoleum mit folgender Inschrift:

„Hier ruht der Schenkel des ehrenwerthen und tapfern Grafen Urbridge, General-Lieutenants Sr. brittischen Majestät, Commandeur en Chef der englischen, belgischen und holländischen Kavallerie, verwundet am 18. Juni 1815 in der glorreichen Schlacht von Waterloo. Er hat durch seinen Heldenmuth zum Triumph der guten Sache des menschlichen Geschlechtes beigetragen, die durch den glänzendsten Sieg an diesem Tage gerettet wurde."

Auf jeder Seite dieser Inschrift befindet sich auf einer Tafel noch eine andere. Zur rechten Seite: „Dieser Ort wurde am 1. October 1821 von Georg IV., König von Großbrittanien, besucht." und zur linken: „Dieser Ort wurde am 20. October 1825 von Sr. Majestät dem König von Preußen, in Begleitung dreier Prinzen, seiner Söhne, besucht."



Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn.

Um einen Begriff von der ausnehmenden Wichtigkeit der Palatinswürde zu geben, entlehnen wir dem klassischen und als Autorität geltenden Werke Schwartners folgende Skizze. Die Würde selbst scheint so alt, als das Königreich. Vermuthlich waren die Palatine anfangs blos Hofbeamte; aber sehr bald wurde ihnen ein großer Antheil an der Staatsverwaltung eingeräumt. Ein Mährchen ist's, daß sie je hätten Richter sein sollen über die Person der Könige. Dafür sind sie die gesetzlich autorisirten Mittler zwischen dem König und der

*) Der Meierhof von Hougoument ist von dem Grafen Robiano angekauft worden, der sorgfältig darüber wacht, daß Alles so bleibe, wie es unmittelbar nach der Schlacht ausgesehen hat. Diese Mauern, wo die Franzosen unter Jerome Bonaparte den ersten Angriff machten, tragen noch die Narben ihrer Kugeln, und Jerome selbst, der im Jahre 1834 hier war, soll durch diesen Anblick tief bewegt worden sein. A. d. V.

Digitized by Google

Nation, so oft ein Zwiespalt oder Mißverständniß zwischen beiden sich ergibt. Der Palatin ist Vormund des minderjährigen Königs, und bis zur Großjährigkeit dessen Vermögensverwalter. Er ist Präsident des Reichstags, besonders bei der Magnatentafel, und vermag dadurch den größten Einfluß auf den Gang des Reichstages zu üben, dessen Bedeutung sogleich in die Augen springt, wenn man erwägt, daß ihm das hohe Recht zusteht, in Gesetzgebungssachen die Initiative zu ergreifen und sowohl die Stellung von Rekruten als die Entrichtung der Kriegssteuer zu bewilligen oder zu verweigern. Bei der Krönung trägt er dem Könige die Krone vor und vertritt bei dessen Abwesenheit seine Stelle. Er ist Chef der königlichen Statthalterei, der obersten politischen Landesbehörde, und vermag in dieser Stellung allein unermeßlichen Einfluß auf die politische Administration des Landes zu nehmen. Als Vorsitzender der Septemviraltafel, des obersten ungarischen Gerichtshofes, und überdies berechtigt, bei der königlichen Tafel seinen Vice-Palatin und Landrichter (**Protonotarius**) nach Belieben zu ernennen, ist er ebenso wesentlich bei dem Gange der allgemeinen Rechtspflege betheiligt. Seit Bela **IV.** ist er oberster Richter der Jazyger und Kumanier, welche sehr ansehnliche Distrikte bewohnen, und ist berufen, zwischen den Comitaten etwaige Grenzstreitigkeiten zu schlichten. Er ist nach dem bis jetzt noch nicht widerrufenen Gesetze oberster Landeskapitän, steter Obergespan des Pesther-Comitats, Oberaufseher des Landesarchivs, und kann an die Krone verfallene Fiskalgüter, bis auf zwei und dreißig Bauernhöfe, doch nur an Adelige, vergeben.



Erzherzog Joseph, Palatinus von Ungarn.

Der Palatin war der dritte Sohn des Kaisers Leopold II. aus der Ehe mit der Infantin Maria Ludovica, Tochter Carl III., Königs von Spanien. Er wurde am 9. März 1776 geboren.

Vermält war er dreimal: 1. Mit Alexandrina Paulowna, Tochter des russischen Kaisers Paul I. Sie starb den 16. März 1801. Die Ehe kinderlos. 2. Mit Hermine, Tochter des Herzogs Victor Carl Friedrich von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, gestorben den 14. September 1817. Aus dieser Ehe der Prinz Stephan. 3. Mit Maria Dorothea Wilhelmine Caroline, geboren den 1. November 1797, Tochter des Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Würtemberg, der überlebenden Witwe. Aus dieser Ehe zwei Töchter und ein Sohn.

Er ist auf dem Preßburger-Reichstage am 12. November 1796 einstimmig **per Acclamation** erwählt und von Sr. Majestät dem Könige laut Gesetzartikel I. 1796 bestätiget worden.

Seine Würden: Palatin, Gouverneur und General-Kapitän von Ungarn, **comes et judex** der Jazyger und Kumaner rc. rc., General-Feldmarschall und Proprietär der Husaren-Regimenter Nro. 2 und 12.

Sein humanes und umsichtiges Wirken auf diesem höchsten Posten des Reichs hat ein halbes Jahrhundert thätig belebt und widmet ihm unverwelkliche Blätter in der Geschichte des Vaterlandes.



Die Cathedrale von Sevilla.

Sevilla, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, liegt in einer reizenden Ebene auf dem linken Ufer des Guadalquivir, mit 13,500 Häusern und 100,000 Einwohnern, nachdem es im Mittelalter, wo es unter den Vandalen, Gothen und Mauren die Hauptstadt des südlichen Spaniens war, 400,000 Seelen gezählt. Sie ist eine der ältesten Städte Europas und eine der wichtigsten und wohlhabendsten Spaniens, und zählt 29 Kirchen, 24 Klöster und eben so viele Hospitäler. Unter den Kirchen ist die berühmteste die Cathedrale, im fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf dem Fundamente einer maurischen Moschee erbaut, in regelmäßiger Kreuzesform, 420 Fuß lang, 126 hoch und 260 breit; eine gewaltige Masse, ganz aus Sandsteinquadern im schönsten gothischen Style errichtet. Die Fenster der Kirche sind mit den schönsten Glasmalereien bedeckt. Ausgezeichnet schön ist unter 82 Altären der Hoch-

Digitized by Google

altar aus Cedernholz, mit den herrlichsten Bildhauerarbeiten. Der Chor ist mit Marmor ausgelegt, und die prachtvolle Sakristei mit den herrlichsten Gemälden von Murillo und Zurbaran ausgeschmückt. Die Orgel zählt 5000 Pfeifen. In einer Kapelle der Kirche sind die Grabmäler mehrerer Könige, als: Ferdinands, Alphons des Weisen u. s. w., so wie auch des Christoph Columbus, dessen Gebeine jedoch später in die Hauptkirche von Domingo übertragen wurden. Der Thurm der Kirche, auf zehn Meilen sichtbar, ist der Stolz Sevilla's; er ist 350 Fuß hoch. Die oben stehende Giralda (das Wort bedeutet im Spanischen eine Wetterfahne in Gestalt einer Statue) stellt den Glauben vor und drehet sich bei dem leisesten Lüftchen um, obgleich sie 2 ein halb Tonnen (50 Centner) wiegt. Man muß gestehen, ein sonderbares Sinnbild! Die Kirche hat eine Bibliothek von 20,000 Bänden, und ist überaus reich an Gemälden, an Bildhauerwerken, an Gold- und Silber-Schmuck, und verdient also ihren weitverbreiteten Ruhm in jeder Hinsicht.



Die Cathedrale von Sevilla.

Zwei florentinische Möbel aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Diese beiden Möbel wurden erst kürzlich von dem bekannten Schriftsteller Balzac in der Rumpelkammer eines Raritäten-Händlers aufgefunden; es sind zwei Wunder der florentinischen Schule aus der schönsten Zeit der Mediceer, und legen ein glänzendes Zeugniß ab, was die Bildschnitzerei in Holz zu leisten im Stande ist. Sie sind von Ebenholz, das mit Goldadern durchzogen ist, mit Perlmutter von verschiedenen Farben ausgelegt, und mit Figuren und Arabesken reichlich verziert. Auf beiden befinden sich die Wappen des Königs und der Königin, nur daß auf dem Sekretär das Wappen des Königs, auf der Kommode das der Königin vorherrscht; auch sind die Anfangsbuchstaben der beiden Namen vielfach verschlungen. Außer ihrem künstlerischen Werthe haben sie überdies noch ein hohes historisches Interesse. Sie sind ein Hochzeitsgeschenk Franz II. von Medicis an seine Tochter Maria, als sie die Gemalin Heinrichs IV. von Frankreich wurde. Nach dem Tode des Letztern durch den Dolch Ravaillac's schenkte die nunmehrige Regentin Schreibtisch und Kommode dem Marschall d'Ancre, der auch auf



Kommodekasten der Maria von Medicis.

Digitized by Google

einem Flügel des Sekretärs das Wappen des Königs durch das seinige ersetzen ließ, wie es noch itzt zu sehen. Nach dem schrecklichen Tode des Marschalls, kamen sie an die Familie Luynes und in der Nähe des Schlosses derselben wurden sie auch vor Kurzem aufgefunden. Das Schicksal des unglücklichen d'Ancre ist so merkwürdig, daß wir es in der Kürze erzählen wollen.

Als Maria von Florenz nach Frankreich kam, brachte sie in ihrem Gefolge auch einen Lakai, Namens Concini, und seine Frau Leonora Dori, genannt Galigai, mit. „Die Galigai war die Tochter eines armen Tischlers in Florenz, und von Gestalt äusserst häßlich und widerwärtig. Trotzdem wußte sie es binnen Kurzem dahin zu bringen, daß sie die allmächtige Günstlingin der Königin wurde, und beförderte ihren Mann nach und nach zum Marquis d'Ancre, zum Gouverneur von Amiens und der Normandie, zum Marschall von Frankreich, und beinahe zum ersten Minister; denn während der ersten Jahre Ludwigs XIII. regierte Concini im Namen der Regentin. „Wie haben Sie," fragte man später beim Verhör die Marschallin, „so viel Einfluß auf Ihre Gebieterin erlangt? welcher Liebestränke und Zaubermittel haben Sie sich bedient?" — „Mein Zaubermittel war die Ueberlegenheit der starken Seelen über die schwachen," war die Antwort. — Das Ehepaar sammelte in kurzer Zeit ein unglaubliches Vermögen; die Einkünfte ihrer Aemter betrugen eine Million Livres, zweimal so viel hatten sie in Baarem liegen, mehrere Millionen waren in Frankreich und Italien angelegt, und zwei Millionen war der Werth ihrer Möbel und Juwelen.



Sekretär Heinrichs des Vierten.

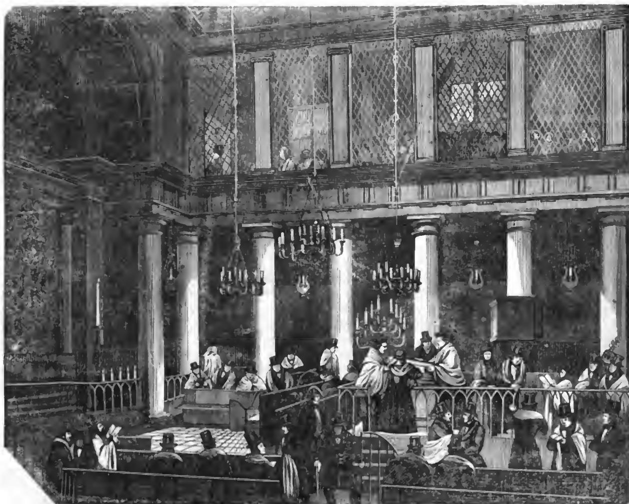
Ein Günstling Ludwigs XIII., von gleich niedrigem Stande entsprossen, stürzte die Günstlinge der Marie. Albert von Luynes wußte das Mißtrauen des Königs künstlich zu erregen und zu steigern. Ludwig gab den Befehl zur Verhaftung des Marschalls, und als sich dieser zur Wehre setzen wollte, stürzte er, von drei Kugeln durchbohrt, zu Boden. Er wurde in einen Abzugskanal geworfen und in der Nacht heimlich beerdigt; am andern Tage aber riß das Volk den Leichnam aus dem Grabe, schleppte ihn durch alle Gassen und öffentlichen Plätze, hing ihn auf, viertheilte ihn und zerriß ihn zuletzt mit den Zähnen. Solche abgerissene Stücke warden feil geboten und fanden eine Menge Käufer. Auch die Marschallin wurde einige Tage später zum Tode verurtheilt, enthauptet und auf dem Greve-Platz verbrannt. Die confiscirten Güter gingen auf den Herzog von Luynes über, und unter ihnen auch der Sekretär und die Kommode.



Die Synagoge in Paris.

Am 30. November v. J. fand in der Synagoge zu Paris eine große Feierlichkeit Statt; es wurde nämlich der neue Großrabbiner des Central-Consistoriums der Israeliten in Frankreich, Herr Marchand-Ennery in sein Amt eingesetzt. Der Tempel, geschmückt und beleuchtet, wie an den größten Festtagen, vereinigte die ausgezeichnetsten pariser Israeliten, so wie eine große Anzahl öffentlicher Beamten und sonstiger Notabilitäten der Hauptstadt. Unter Andern bemerkte man den Groß-Siegelbewahrer, den Kultusminister und den Präfekten der Seine. In dem Augenblicke, als der Großrabbiner die Synagoge betrat, wurde unter Begleitung der Orgel der Gesang angestimmt:

Digitized by Google



Die Synagoge in Paris.

Baruch habá beschem Adonai. (Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn). Dann wurden mehrere Reden gehalten; die erste von Herrn Max Cerfbeer, Obersten im Generalstab, im Namen des Central-Consistoriums, dessen Präsident er ist; die zweite vom Großrabbiner, und die dritte von Herrn Charleville, Rabbiner in Dijon. Zwischen den Reden wurden mehrere Hymnen abgesungen, die von dem Oberkantor Naumburg komponirt waren.

Im Jahre 1770 wurde in der Straße des Ménétriers in Paris eine Synagoge eingerichtet, die von den wenigen jüdischen Familien, die damals die Hauptstadt bewohnten, ausgehalten wurde. Später kam in der Birnbaumgasse, in einem sehr engen Locale, noch eine Synagoge hinzu. Als aber die jüdische Bevölkerung immer zahlreicher wurde, wurden im Jahre 1804 aus freiwilligen Beiträgen noch zwei Synagogen erbaut, die eine in der Straße St. Avoye, die andere in der Rue du Chaume.

Das jüdische Consistorium, das im Jahre 1807 durch ein kaiserliches Dekret errichtet worden war, ernannte im Jahre 1820 eine Commission zum Behufe eines neuen Tempelbaues. Mit Bewilligung der Regierung gab dasselbe für 200,000 Francs Aktien aus, die Aktie zu 500 Francs. Die Einbezahlung sollte aus dem Budget des Kultus geschehen, das das Consistorium Kraft des obigen Dekretes von seinen Glaubensgenossen einzutreiben berechtigt war. Ueberdies verkaufte es noch für 100,000 Francs Betsitze, welche Summe gleichfalls zur allmäligen Ablösung der Aktien dienen sollte. Der Tempel wurde zwischen den beiden Straßen Notre-Dame-de-Nazareth und Neuve-Saint-Laurent erbaut und im Jahre 1821 eingeweiht; er enthält zwei Synagogen, eine für den deutschen, die andere für den portugiesischen Ritus.

Die erstere, deren Abbildung wir hier liefern, ist auch die größere und hat ihren Haupteingang von der Straße Notre-Dame. Sie ist im griechischen Tempelstyl erbaut, ein großer Saal, in dessen Mitte die Theba steht, der Tisch, vor dem der Gottesdienst verrichtet wird. Gallerien numerirter Bänke, zu denen man auf einigen Stufen emporsteigt, umgeben den Saal. Auch im Erdgeschoß sind Sitze, die theils numerirt sind, theils auf ihrer Rückseite kleine Metallplatten mit den eingegrabenen Namen der Eigenthümer haben. Vierzig massive Säulen tragen eine hohe Gallerie, die in der Runde herumgeht und für die Frauen bestimmt ist, und deren Betretung während des Gottesdienstes den Männern strenge verboten ist. Unten sind alle Bänke gegen das Tabernakel gerichtet, das sich in der dem Haupteingange entgegengesetzten Wand befindet, mit eisernen Gittern umgeben und mit schwarzen und weißen Marmorplatten ausgelegt ist. Zwei große vergoldete Leuchter stehen vor dem Tabernakel; auf dem Gegitter zu jeder Seite, sieben große Kerzen, die während des Gottesdienstes angezündet werden. In der Mitte des Heiligthums hängt eine massive Silberlampe, worein das immerwährende Licht, **Ner thamid** genannt, stets brennend

Digitized by Google

erhalten werden muß. Es ist das Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele. Ueber dem Tabernakel liest man die Inschrift: **Då lifne mi ata omed.** (Bedenke, vor wem du stehest!) Gegenüber die zweite: **Baruch ata beboëcha, baruch ata bezessecha,** (Gesegnet seist du beim Eintritt, gesegnet seist du beim Ausgang). Auf dem Tabernakel sind die Gesetztafeln abgebildet, mit den Zehngeboten in Goldschrift auf schwarzem Grunde. Auf beiden Seiten des Tabernakels sind die zwei Logen für die Mitglieder der beiden Consistorien. Vierzig sechsarmige Leuchter brennen zwischen den Säulen; acht große achtzehnarmige sind in der Mitte des Tempels vertheilt. Von beiden Seiten des Tabernakels führen zwei Pforten in den Hof, der in die Straße Neuve-Saint-Laurent mündet. Zur rechten des Haupteingangs, der Theba gegenüber, erhebt sich die Kanzel. An Festtagen wachen Kommissäre über die Aufrechthaltung der Ordnung.

Die portugiesische Synagoge ist kleiner, und die Frauengallerie ebener Erde; auch haben sie, statt der Bänke, Stühle.

Als Kraft eines Gesetzes vom J. 1831 der israelitische Kultus in Frankreich vom Staate besoldet wurde, wurden die besondern Steuern, die sich die Juden selbst aufgelegt hatten, für ungesetzlich angesehen und unterdrückt. Da aber die auf diese Steuer fundirten Bauaktien noch nicht eingelöst waren, so erhielt das Consistorium von dem Ministerium des Kultus und der Municipalität von Paris eine jährliche Summe, mittelst deren diese Schuld beinahe schon getilgt ist.

Die Gemeinde-Einkünfte bestehen außer dem Verkaufe der ceremoniellen Ehrenbezeignungen, und der jährlichen Vermietung der Betstellen, in dem Ertrage der jüdischen Fleischbank, wobei man die Unkosten für religiöse Ueberwachung abziehen muß. Ein Theil dieses Ertrags, der sich auf ungefähr 10,000 Franks belauft, dient zum Unterhalte des Israeliten-Spitals in Paris.

Man schätzt die israelitische Bevölkerung von Paris auf beiläufig 12,000 Seelen.

Das Central-Consistorium aller französischen Israeliten besteht aus einem Großrabbiner und acht weltlichen Mitgliedern, von denen ein jedes eines der Bezirkskonsistorien vertritt. Seine gegenwärtigen Mitglieder sind: Marchand-Ennery, Großrabbiner; Max Cerfbeer, Präsident, Repräsentant des Consistoriums von Straßburg; Adolph Franck, Vice-Präsident (Nancy); Anselm Halphen (Metz); Raphael (Bordeaux); Anspach (Paris); Fromenthal Halévy (Marseille); Hemerdinger (Colmar); Furtado (Saint-Esprit-Bayonne).

Das Consistorium des Seine-Departements ist aus fünf Mitgliedern zusammengesetzt, einem Großrabbiner und 4 weltlichen Mitgliedern. Die Stelle des erstern ist gegenwärtig unbesetzt, da Herr Marchand-Ennery kürzlich zum Großrabbiner von Frankreich befördert worden ist. Die vier weltlichen Beisitzer sind: Dr. Cahen, Präsident; Benedikt Allegri, Edmund Halphen, Olry Dupont.

Alle diese Ernennungen geschehen durch Wahl und unterliegen der königlichen Bestätigung.

Die Pariser Israeliten-Gemeinde hat eine ziemliche Anzahl von Notabilitäten aufzuweisen. In der Deputirtenkammer: Max Cerfbeer, Obrist beim Generalstab; Crémieux, Advokat und Mitglied des Ordnungsrathes; Benoit und Achill Fould, bekannte Financiers. In der Magistratur: Anspach, supplirender Kronanwalt. Im öffentlichen Unterricht: Franck, Prof. der Philosophie und Mitglied des Instituts; Lévi, Prof. der Literatur, Verfasser einer neuen Unterrichtsmethode und mehrerer Erziehungswerke. In der Municipal-Verwaltung: Edmund Halphen, Maire. In den schönen Künsten: Fromenthal Halévy, Mitglied des Instituts, Kompositeur der „Jüdin," „Guido und Ginevra," ꝛc.; Demoiselle Rachel, die berühmte Tragödin. In der Literatur: Salvador, Verfasser mehrerer geschichtsphilosophischer Werke; Leon Halévy, berühmter Dichter und Uebersetzer des Horaz; Albert Cohn und Munk, gelehrte Orientalisten; Werms, Schriftsteller; Brunswick und Dennery, dramatische Dichter.

Vier israelitische Zeitschriften erscheinen gegenwärtig in Frankreich, drei in Paris, eine in Straßburg. Sie sind: Das israelitische Archiv von Frankreich, Monatschrift, Redacteur Cahen, der Uebersetzer der Bibel. Die israelitische Welt, Redacteur Bloch, erscheint alle 14 Tage. Der Friede, Monatschrift, Redacteur Ben-Baruch (Pseudonym für Créhange). Die reine Wahrheit, in zwanglosen Heften, Redacteur J. Blum, in Straßburg.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

Amerika. Unter der Benennung „Vereinigte Staaten von Afrika" wird in amerikanischen Blättern die bevorstehende Selbstständigkeitserklärung der amerikanischen Kolonisten längs der afrikanischen Küste angekündigt.

Türkei. Der Direktor und Eigenthümer des ital. Theaters in Pera hat von der Pforte ein Privilegium erhalten, und wird nun sein hölzernes Theater neu bauen. Die Kosten des Niederreißens wird er jedoch ersparen, da es bald darauf von den Flammen verzehrt wurde.

— In Konstantinopel ist der Sklavenmarkt durch großherrlichen Entschluß abgeschafft.

— Der italienische Luftschiffer Comaschi hatte vor zwei Jahren auf einer Ebene vor Konstantinopel in Gegenwart des Sultans eine Luftfahrt unternommen. Seit der Zeit hat man nichts von ihm erfahren; wahrscheinlich war er in den unzugänglichen Schluchten des Balkan verunglückt. Unlängst nun ist seine Frau nach Konstantinopel gekommen, den Sultan um Unterstützung zu bitten. Dieser gab ihr 15000 Piaster (1500 fl. C. M.), und versprach, für die Kinder zu sorgen.

England. Der „Weekly Times" zu Folge geht die englische Regierung damit um, die Verwaltung der amerikanischen Kolonien in der Weise zu centralisiren, daß sämmtliche nordamerikanische Besitzungen einerseits, sämmtliche westindische anderseits, zwei selbstständige Vice-Königreiche bilden sollen. Der Vice-König von Nordamerika (Prinz Georg von Cambridge) soll seinen Sitz in Quebec, der von Westindien, auf Jamaika haben.

— In der Nacht vom 29. auf den 30. Jänner brachen in London vier starke, nicht angelegte, Feuersbrünste aus. Die erste um ½12, die zweite um ½2 Uhr in einem Bräuhause, die dritte um ¾ auf 3, die vierte um ¼ auf 5 bei einem Bäcker.

— Die Gesellschaft der Freunde (Quäcker) in England hat zur Unterstützung der Irländer 22000 Pf. Sterling zusammengebracht, so daß im Durchschnitte jede Familie, ob reich ob arm, 5 Pf. Sterling beigesteuert hat.

— Sonntag den 7. Februar Nachts um 11 Uhr hat ein Missionnär der Wiedertäufer in Allington bei strenger Kälte acht erwachsene Proselyten in den Fluß getaucht und getauft.

— Die englischen Zeitungen enthalten die Schilderung des Brandes eines großen Gebäudes in London, in welchem eine Menagerie und ein Raritäten-Kabinet zur Schau ausgestellt waren. Das Feuer brach in der Nacht aus, und verbreitete sich mit solcher Schnelligkeit, daß es unmöglich war, das Geringste zu retten. Unter den Opfern befand sich eine unglückliche Zwergin, welche auf einem Ruhebette mitten unter einer Sammlung von Wachsfiguren schlief. Die Letzteren trugen zur Verbreitung der Feuersbrunst bedeutend bei. Die wilden Thiere und Affen stießen in ihrem Todeskampfe ein furchtbares Geschrei aus. Die Ursache dieses Unglücks ist nicht bekannt. Die Löschanstalten sollen sich bei dieser Gelegenheit sehr langsam und saumselig gezeigt haben.

— Am 6. Februar l. J. gab der berühmte Gelehrte Alfred Smee in London in seiner Wohnung eine wissenschaftliche Soirée, bei der gegen 300 Gelehrte gegenwärtig waren. Es wurden Proben kranker Erdäpfel aus drei verschiedenen Graffschaften Englands vom heurigen Jahre gezeigt. Durch's Microskop untersucht, zeigten sie eine große Menge Würmer (aphis vastator) in den verschiedensten Stadien. Hierauf wurden vierzehn verschiedene Arten von Brodsurrogaten vorgezeigt und untersucht. Darunter zwei ganz neue, nämlich Brod aus Isländischem Moos, zwar gesund, aber sehr bitter vom Geschmack, und Heubrod, das zwar eine widerliche Farbe, aber einen angenehmen Geruch und Geschmack hat. Das Heu wird zu Mehl gemahlen, und dann mit der Hälfte gewöhnlichen Mehls vermischt.

Paris. Um den Kirchenbesuch zu erleichtern, sollen drei Pariser

Digitized by Google

Kirchen, die Madelaine, Notre Dame de Lorette, und St. Vincent de Paule, Einrichtungen zum Heizen erhalten.

— Der berühmte Orientalist, Amedée Jaubert, Pair von Frankreich, ein Schüler des großen Sillvester de Sacy, ist gestorben.

Italien. Im Jänner d. J. fing der Vesuv nach längerer Pause wieder an, große Feuersäulen in Zwischenräumen von wenigen Minuten emporzuschleudern; gleich in der ersten Nacht brach ungefähr sechzig Fuß unterhalb der höchsten Spitze des neuen Auswurfkegels, ein breiter prachtvoller Lavastrom hervor, der nach vierundzwanzig Stunden bereits das Plateau erreichte, wo man gewöhnlich die Pferde warten läßt.

— In Rom, wo bisher nur neunzehn Zeitschriften herauskamen, sind seit Neujahr noch zwölf neue hinzugekommen.

Deutschland. Der diesjährige Präses der Bundesversammlung ist der k. preuß. Bundestags-Gesandte Graf von Dönhoff.

Berlin. Es soll bereits entschieden sein, daß mit dem 1. April d. J. die neue Amtstracht der Richter und Justizbeamten in Preußen allgemein eingeführt werden soll. Sie besteht in einer rothen Robe mit weißen Bäffchen und Barette.

Homburg. Durch den Regierungsantritt des Landgrafen Gustav hat die Homburger Spielbank eine wesentliche Veränderung erfahren, da sich in dem Contracte der Spielpächter eine Klausel befand, die es dem jetzigen Landgrafen gestattete, neue Bedingungen zu stellen. Die Pächter haben nun statt der bisherigen Pachtsumme von 10,000 fl. von nun an 21,000 fl. angeboten; sie verpflichten sich, ein Theater und ein Krankenhaus mit unentgeltlicher Pflege, auf ihre Kosten zu erbauen, und auf Verschönerung der Stadt und Bauten von öffentlichem Nutzen, jährlich 10,000 fl. zu verwenden. Diese Anerbietungen wurden angenommen, und beweisen, wie einträglich Spielbanken sein müssen.

Karlsruhe. Unter dem Titel „Vermuthliche Witterung des Jahres 1847" veröffentlicht Dr. Otto Eisenlohr in Karlsruhe, dessen Wettervoraussagungen für das Jahr 1846 im Ganzen richtig eingetroffen sind, eine im November 1846 angestellte Berechnung der Witterung des Jahres 1847, „um — wie er sagt — bei der fortdauernden Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel durch die besonders günstigen Aussichten, die dieses Jahr gewährt, zur Beruhigung des Publikums beizutragen." Wir lassen die Vorherbestimmungen unseres Gewährsmannes, den schon größtentheils vergangenen Winter übergehend, im Auszug folgen; diejenigen, welche das Ausführlichere lesen wollen, verweisen wir auf die in Karlsruhe erschienene Broschüre. Frühling: Bei meist hohem Barometerstande und häufigen N. O. Winden größtentheils schön, warm und trocken. Die Wärme nimmt von der Mitte des März an fortwährend zu, und wird durch keine bedeutende Abnahme unterbrochen; daher auch keine gefährlichen Nachtfröste zu befürchten sind. Sommer: Bei nicht besonders hohem Barometerstand, anfänglich und eben so gegen das Ende, ziemlich kühl mit starkem Regen; in der Mitte aber mehrere Wochen lang anhaltend heiß und trocken. Herbst: Bei meist hohem Barometerstande und häufigen N. O. Winden, größtentheils hell und trocken, aber nicht besonders warm; gegen das Ende baldiger Eintritt des Frostes. Ganzes Jahr: Barometerstand — bedeutend höher als gewöhnlich, wenig Stürme; Himmel — viele helle Tage; Niederschläge — nicht viel Regen, auch nicht viel Schnee, im Sommer ziemlich viel Gewitter; Regenmenge — sehr gering. Vermuthliches Gedeihen der Kulturpflanzen: Sehr häufig folgt auf ein vorzügliches Weinjahr ein sehr reiches Fruchtjahr. Im Jahre 1847 ist aber mit besonders großer Wahrscheinlichkeit eine nicht nur vollkommene, sondern ungewöhnlich reiche Ernte an Getreidefrüchten zu erwarten. Als Weinjahr wird 1847 zu den mittelmäßigen gehören. Futterkräuter und Kartofeln werden bestens gedeihen. Alle Obstbäume, hauptsächlich aber das Kernobst, lassen einen reichen Ertrag hoffen.

Pesth. Mittelst Entschließung vom 16. Jänner hat seine Majestät den Erzherzog Stephan, k. k. Hoheit, zum Statthalter in Ungarn zu ernennen geruht.

— In der am 25. Jänner abgehaltenen General-Versammlung der Stände des Pesther-Comitats wurde eine Dankrede an Sr. Majestät, wegen Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter, einstimmig votirt, und zugleich beschlossen, daß den zu erwählenden Deputirten des nächsten Reichstages die Erwählung des Erzherzogs zum Palatin, zur Instruction gegeben werde.

— Der Magistrat und die Wahlbürgerschaft der k. Freistadt Ofen haben ein Rundschreiben an sämmtliche k. Freistädte erlassen, worin sie ihren Beschluß mittheilen, ihren Landtagsablegaten die Instruction zu geben, dahin zu wirken: 1. Daß die Verdienste Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Josef, des höchstseligen Palatinus und Statthalters von Ungarn in das Gesetzbuch einarticulirt werden. 2. Daß Se. k. k. Hoheit, der Erzherzog Stephan, k. Statthalter von Ungarn, noch vor Erbrechung des die Candidationen enthaltenden allergnäd. k. Rescriptes, durch den allgemeinen Willen zum Reichspalatin erwählt werde. Schließlich fordern sie die k. Freistädte auf, diesen Beschlüssen beizutreten.

— Das deutsche Theater in Pesth ist Anfangs vergangenen Monats gänzlich niedergebrannt.

Stuhlweissenburg. Die erste ungarische wechselseitige Lebensversicherungsanstalt, die sich hier gebildet, hat am Neujahrstage ihre Wirksamkeit begonnen.

Krakau. Am 29. Jänner wurde das Krakauer Gebiet in das k. k. österreichische Zollgebiet einbezogen.

Gräfenberg. Am 26. Jänner feierte Priesnitz in Gräfenberg die Vermälung seiner ältesten Tochter mit einem reichen ungarischen Gutsbesitzer, Herrn von Ujhazy. Tags darauf nach der Abreise der Neuvermälten, wurde er, den der Schmerz der Trennung tief ergriffen hatte, von einem mit heftigen Krämpfen verbundenen Schlaganfall getroffen, der tödtlich zu werden drohte. Von den Kurgästen nach seiner Methode behandelt, kam er wieder zu sich, schwebt aber noch immer in Gefahr.

Liboch. Schwanthaler in München arbeitet an den Modellen der einundzwanzig Bronzestandbilder, die der kunstsinnige Gutsbesitzer, Herr Veith, für die böhmische Ruhmeshalle in Liboch bestellt hat. Jährlich sollen zwei Statuen aufgestellt werden; die Ottokar's II. wird bereits ciselirt und soll im April nach Böhmen kommen. Die Repräsentanten böhmischer Thatkraft werden nur aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege genommen werden. Den Fries der von dem genialen Gail in maurischem Style entworfenen Halle werden Verse aus der Königinhofer Handschrift zieren. (Humorist.)

Prag. Am 22. Februar wurde hier eine schauderhafte That begangen, welche der besondern Frechheit halber, mit der sie verübt wurde, erwähnt zu werden verdient.

Um 7 Uhr früh begab sich ein junger Mann in die Wohnung des in der Geistgasse N. C. 906 wohnenden Handelsmannes Herrn Jakob Lazar Bunzel, als dieser in der Synagoge war, und versetzte dessen Gattin mehrere Stiche mit einem dazu eigens gekauften Messer, so daß sie alsbald den Geist aufgab; dann erwartete er den Herrn Jakob Lazar Bunzel, bis er aus der Synagoge kam, und versetzte auch ihm einen nicht tödtlichen Stich. Glücklicherweise konnte er noch um Hilfe rufen, was den Mörder abhielt, auch ihn zu tödten; der Bösewicht entfloh noch, bevor man zu Hilfe kam, und ließ eine Kappe und das Messer zurück, durch die man dem Mörder auf die Spur zu gelangen hofft. So viel bis jetzt bekannt ist, heißt der Mörder Abraham Glaser, aus Politz bei Nachod, ist 19 Jahre alt, und man hat Verdacht, daß ein bei der Ermordeten als Gesellschafterin angestelltes Mädchen als Mitverschworene bei dieser verruchten Handlung betheiligt sei, welche sich auch schon in gerichtlicher Gewahrsam befindet.

Literatur, Kunst und Alterthum.

Vor Kurzem hat das preußische Cultus-Ministerium an alle Behörden, denen Bibliotheken oder Archive zur Aufsicht anvertraut sind, die Aufforderung erlassen, ein Verzeichniß der in jenen Sammlungen enthaltenen Handschriften anzufertigen und einzusenden. Nach diesen soll ein alphabetisches Register sämmtlicher in Preußen vorhandener Manuskripte angefertigt, und zur Erleichterung etwaiger Nachfrage von Seiten der Gelehrten, in der k. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt werden.

Der Herausgeber der spanischen Zeitung „El Espannol" hatte sich von Eug. Sue das ausschließliche Recht ertheilen lassen, seinen neuesten Roman „Martin" in spanischer Uebersetzung zu liefern. Natürlich nahmen andere Verleger keine Rücksicht auf dieses Privilegium, und der Espannol in Verbindung mit Sue klagte gegen die andern Uebersetzer auf Confiskation und Schadenersatz. Sie sind, wie recht und billig, sowohl von dem Tribunal erster als zweiter Instanz abgewiesen worden, eine Entscheidung, die sich civilisirtere Nationen zum Muster nehmen dürfen.

Bei der Ortschaft Etaples in Frankreich wird ein verschüttetes römisches Städtchen ausgegraben. Im vorigen Sommer wurden 40 Häuser bloßgelegt. Man fand verschiedene Geräthschaften, als: Hämmer, Zangen ꝛc. in großer Menge, und erst kürzlich einige Krüge mit römischen Münzen aus der Zeit des Kaisers Posthumus. Da man jeden Augenblick auf Aschenhaufen stößt, so ist höchst wahrscheinlich die Stadt durch eine Feuersbrunst zu Grunde gegangen.

Unter der Redaktion des Prof. Dr. Th. Rötscher in Berlin sollen vom 1. April an monatlich „Jahrbücher für dramatische Kunst und Literatur" erscheinen. Der ausgesprochene Zweck ist, die so tief gesunkene Kritik in den Augen des Publikums und der Künstler wieder zu heben; und es soll für die letzteren eine Ehre sein, in diesem Blatte getadelt zu werden, da absolut Schlechtes oder Unbedeutendes gar nicht besprochen wird. Für den Erfolg scheinen die Namen der Mitarbeiter zu bürgen; es sind: Varnhagen, Prutz, W. Alexis, Hotho, Gutzkow, J. Mosen, E. Devrient u. s. w.

Die Stadt Cahors hat beschlossen, ihrem Mitbürger Champollion, dem berühmten Entzifferer der Hieroglyphen, ein Denkmal zu setzen.

Thiers veranstaltet die zweite Ausgabe eines Bandes Gedichte in provençalischer Mundart, die er schon im Jahre 1817 in Aix, also vor 30 Jahren herausgegeben hat.

Einfluß der Erdäpfel auf die Literatur. In Göttingen hat, laut der hannover'schen Morgenzeitung, die Behörde „in Berücksich-

Digitized by Google

tigung der theuern Kartoffelpreise" Herrn von Holtei die Abhaltung dramatischer Vorlesungen untersagt.

Im Jahre 1846 wurden in Paris 5916 Bücher, theils neu gedruckt, theils frisch aufgelegt.

Ein Naturdichter. Ein englischer Postillion, Namens Thomas Creß, hat ein versificirtes Drama in 5 Akten verfaßt. Es heißt „Edwin the forester" und wird sehr gelobt.

Von Alphonse Lamartine erscheint eine Geschichte der Girondisten in 6 Bänden.

Walter von Göthe, der Enkel des großen Dichters, der seit langer Zeit in Wien lebt, hat itzt, nachdem er von einer Reise in Böhmen und Mähren zurückgekehrt ist, einen Cyclus slavischer Lieder komponiert, die von Kennern zu dem Besten in diesem Genre gerechnet werden.

Höchst wichtiges Ereigniß für die deutsche Literatur. In einer der jüngsten Nummern der Pesther Zeitung ist wörtlich zu lesen: „Dem Dichter Otto Prechtler ist seine Wohnung in der Jägerzeile gekündigt worden."

Folgende Werke befinden sich itzt in der Wiener Staatsdruckerei unter der Presse: Sanskrit-Grammatik von Dr. Roller; türkische Grammatik sammt Chrestomathie von unserem berühmten Landsmann, Dr. Pfitzmaier; japan'sche Grammatik sammt Chrestomathie von demselben; chinesisches Geschichtswerk mit deutscher Uebersetzung, von demselben; Blinden-Kalender in mehreren Sprachen von Dolezalek.

In Paris hat sich unter dem Namen „le Tournoi" ein Verein zur Verbesserung der leichteren Dichtungsarten gebildet. Ein jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag, wodurch es berechtigt ist, ein oder mehrere Gedichte einzuschicken und einen Preis zu gewinnen. Die Mitglieder gewinnen dabei auf jeden Fall den Vortheil, daß man ihre Gedichte anhören muß.

Die Herren Herwegh, Hoffmann, Freiligrath 2c. haben in der politischen Aufregungspoesie einen neuen Kollegen erhalten, und zwar in der Person des Nachtwächters zu Neuningen in Würtemberg. Als er kürzlich um 10 Uhr sein übliches „hört, ihr Herren" ausrief, erlaubte er sich, die beiden selbstgedichteten Verse hinzuzufügen:

„Zehn Gulden kostet der Scheffel Korn,
Nächstens tragen uns're Bauern Sporn."

Des andern Tages wurde er, wie natürlich, auf 24 Stunden in den Kasten gesperrt; seit dieser Zeit soll er sehr über politische Verfolgung klagen.

Wie weit die poetische Licenz gehen darf. Ein römischer Poet, Namens Matere, hatte ein angesehenes Frauenzimmer in einem seiner Gedichte eine Putane genannt. Papst Sixtus der Fünfte stellte ihn hierüber zur Rede. Der Dichter entschuldigte sich damit, daß der Name Putane sich auf den Namen der Dame, Fontane, reime, und ihn also der Reim zu solcher Beleidigung verleitet habe. Schön, versetzte der Papst, so laßt uns denn einmal sehen, wohin mich der Reim bei Eurem Namen führen wird:

„Ihr verdient, Herr Matere,
Einen Platz auf der Galeere."

Dieses Reimurtheil wurde wirklich vollzogen.

Doktor Rucco in Paris hat so eben ein Werk herausgegeben: „L'esprit de la médecine ancienne et nouvelle comparées," worin er alle Systeme der Medicin, die je existirt haben, einer kurzen aber scharfen Beurtheilung unterzieht.

In der Sitzung vom 14. Jänner der Akademie für Alterthumskunde zu Rom sprach Pater Secchi, Bibliothekar des römischen Collegiums, über sein neues System, die Hieroglyphen zu entziffern. Was Champollion blos ahnte, die Unterscheidungskennzeichen der phonetischen und symbolischen Charaktere, findet sich hier in überraschender Deutlichkeit und Vollständigkeit dargethan. Die anwesenden Gelehrten, unter ihnen der berühmte Kardinal Mezzofante, überhäuften ihn mit Lobesbezeigungen.

Zu den bereits vorhandenen drei Bänden der Gedichte König Ludwig's wird zur Michaelismesse ein vierter Band erwartet.

Am 22. Jänner traf im Hafen St. Nicolas du Louvre von Rouen, die Seine heraufkommend, der letzte Transport der von Botta entdeckten, von Flandin aufgenommenen, und von Beiden für Frankreich erworbenen Alterthümer von Ninive ein. Derselbe bestand aus 90 Blöcken, von denen einige bis 14 Tonnen oder 280 Centner Gewicht haben. Das Gewicht der ganzen Ladung beträgt 275 Tonnen oder 5500 Centner. Diese werthvollen Granit-Denkmale sollen in einem eigens eingerichteten „assyrischen" Saale im Louvre aufgestellt werden.

Von Alexander Weill ist bei Leske eine „Geschichte des deutschen Bauernkriegs" erschienen.

Von Arnold Ruge wird in Kurzem eine, wie es heißt, höchst gelungene Uebersetzung der berühmten Juniusbriefe erscheinen. Bei dem klassischen Werthe dieser Briefe, die der berühmte Gentz nicht müde wurde, zu lesen, und deren Studium er die Macht seiner Feder zu verdanken behauptete, ist eine Uebersetzung derselben nicht ohne Verdienst, und da das Original itzt auch für Engländer theilweise unverständlich ist, auch mit großen Schwierigkeiten verbunden.

Von d'Israeli befindet sich ein neuer dreibändiger Roman unter der Presse.

An der Börse in Wien wurden in der ersten Hälfte d. M. zwei Sperrsitze zu der ersten Vorstellung der „Vielka" von Meyerbeer mit 200 fl. C. M. bezahlt. Das heißt Achtung für die Kunst! Freilich hat das Prachtkleid, das die Jenny Lind getragen hat, auch einen Antheil daran.

Von Halm kommt nächstens ein neues Werk „Maria de Molina" zur Aufführung. Nun wird wohl das Zweifeln aufhören.

Jules Janin schmeichelt in seinem neuesten Werke dem Tachygraphen Dumas auf folgende hyperbolische Weise: „Man sagt, daß bei der Ueberschwemmung der Loire, als der Strom Alles wegriß, als die Strohhütte neben dem zertrümmerten Schlosse hinfiel, als das Wasser sich unabsehbar ausbreitete, ein einziger Mensch auf den Ruinen seines schwanken Daches ruhig stehen blieb — dieser Mensch las einen Roman von Dumas." Gut gebrüllt, Löwe!

Die krankhafte Empfindlichkeit der meisten Schriftsteller gegen Widerspruch ist bekannt. Hier zwei Beispiele. In den auserlesenen Anmerkungen zur „historia arcana Lutheri" wird erzählt, wenn Luther gegen seine Widersacher geschrieben, so habe man draußen vor der Thüre die Feder kratzen hören. — Wenn Herder auf eine Kritik antworten sollte, pflegte er erst stundenlang in seinem Zimmer heftig auf und abzugehen. Einst in seinen jüngern Jahren, als er noch bei vollem Feuer war, ging er so erzürnt auf und ab, daß eine Stange Siegellack in seiner Hand weich wurde und sich zusammenballte, und daß seine Fußsohlen wund wurden.

An Jouy's Stelle ist ein unbekannter Schriftsteller, Namens Empis, zum Mitgliede der französischen Akademie erwählt worden. Französische Blätter meinen, die Akademie gehe de mal en pis.

Eine kleine Parallele in künstlerischer Hinsicht zwischen Prag und Paris, aus der Feder des berühmten Hector Berlioz, dürfte den verehrten Lesern nicht unwillkommen sein. Sie ist einem größern Musikberichte desselben im Feuilleton des Journal des Débats vom 5. Februar l. J. entnommen, und lautet, wie folgt:

Deshalb suchen unsere einheimischen Künstler das Ausland auf. Wir Franzosen werden immer mehr Kaufleute und weniger Künstler. Unser erstes lyrisches Theater ist jeden Abend mit einer compacten Menge angefüllt, die sich weder um Musik, noch um Literatur kümmert. Man hört dort keine andern Worte, als: Wie viel? — fünf und fünfzig! — Wo hält man? fragt Einer. — Im dritten Akt. — Ei was! ich habe nach dem Kurs gefragt, und nicht nach dem neuen Stück. — Kurz, die Börse ist jetzt im Parterre der Oper, und die elegante Welt kümmert sich um Kunstfragen gerade so viel, als um's Chinesische. Die fremden Künstler, die unser alter attischer Ruf nach Paris gezogen hat, unglückliche Schmetterlinge, die der Wind der Neugierde in diesen Kalkofen geworfen, blicken mit erschrockenem Staunen um sich. Sie wagen es nicht, öffentlich aufzutreten, so unverstellt zeigen sich die Symptome einer gräßlichen Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht materielle Interessen berührt, auf allen Gesichtern, und halten den kräftigsten Aufschwung nieder, durchfrosten die glühendste Begeisterung. Kaum wagen sie es, hie und da in einer Privatgesellschaft, wo der Eintritt natürlich unentgeltlich ist, auf einige Zuhörer zu rechnen. — Unter solchen Umständen haben wir neulich Herrn Goldschmidt gehört, einen der edelsten Söhne jener strahlenden Stadt Prag, (de cette radieuse ville de Prague,) wo noch die Begeisterung lebt, wo der Gottesdienst der Kunst sich noch erhalten hat, wo man den Muth hat, junge Männer voll Feuer, Intelligenz und Eifer zu den wichtigsten Posten zu verwenden, wo Herr Kittl, ein Komponist von großem Verdienste, ein lebhafter und unternehmender Geist, ein wahrer Freund seiner Kunst, das Conservatorium leitet, obgleich er erst 32 Jahre zählt. Herr Goldschmidt ist seit 18 Monaten in Paris, und hat kaum noch eine gute Gelegenheit finden können, seine Compositionen, von denen ich nach dem Bruchstücke, das ich neulich hörte, die höchste Meinung hege, und sein ausgezeichnetes Klavierspiel zu produciren. Herr Goldschmidt ist eine jener auserwählten Naturen, die bei ihrer Zartheit leicht einzuschüchtern sind, die, um das zu scheinen, was sie sind, durch Theilnahme, oder wenigstens durch eine, in unserer Zeit so seltene, ruhige und wohlwollende Aufmerksamkeit unterstützt sein wollen. Es sind unter einem sanften Schutze aufgeblühte Blumen, denen der scharfe Winterwind den Wohlgeruch raubt, die Blätter zerstreut, und manchmal sogar den Stengel bricht. Sie brauchen das Treibhaus oder den milden Geburtshimmel. Stephan Heller ist in demselben Falle, aber er hat es wenigstens dahin gebracht, diese Gleichgiltigkeit des Publikums zu verachten, und über die Anstrengungen der andern Künstler, die sie bekämpfen wollen, zu lächeln. Er componirt seine schönen Gedichte für das Piano ungenirt fort, obgleich er recht gut weiß, daß der große Pariserhaufe ihnen den Grisetten-Gallop und die Pomaré-Polka vorziehen wird. Dafür entschädigt ihn der Beifall Deutschlands, und ich habe in Böhmen und Oesterreich die Kompositionen Hellers auf jedem ordentlichen Piano gefunden.

Digitized by Google

Eisenbahnen.

Da die auf den Eisenbahnen des Auslandes so häufigen Unglücksfälle sich Alle einander ähneln, so wollen wir mit der ewigen Wiederholung derselben den freundlichen Leser von heute an nicht behelligen. Der Liebhaber stelle sich 12 bis 15 solcher Fälle monatlich vor, und verlege den Schauplatz nach Frankreich, England oder Amerika, und er wird in der Rechnung nicht bedeutend fehlen. Vom Inlande gibt es ohnehin in diesem Fache beinahe nie etwas zu berichten, da die Eisenbahnen Oesterreichs seiner administrativen Verwaltung gleichen; man fährt etwas langsamer als im Auslande, aber dafür desto sicherer. Wir werden also blos die wichtigsten Unfälle berichten.

Sonderbare Lizitation. Die Stockton- und Darlingtoner-Eisenbahngesellschaft hat eine Feilbietung der verschiedenen Artikel veranstaltet, die zu verschiedenen Zeiten in den Waggons und auf dem Bahnhofe vergessen worden sind. Es ist eine Reche Haab von leblosen Dingen, als da sind: Röcke, Körbe, Stiefel, Shawls, Bündel, Reisetaschen, Hauben, Schnupftücher, Schleier, Schachteln, Bücher, Regenschirme, Handschuhe, Stöcke, Taschenbücher, Vorstecknadeln, Mäntel u. s. w.

Der Examiner erzählt: Ein Mann ging des Nachts von einem Freunde, bei dem er zu Besuch gewesen war, auf der York- und Newcastle-Eisenbahn nach Hause. Gerade wie er durch den Tunnel geht, hört er das Geräusch eines nahenden Train's. Jeder Schritt zur Flucht war sicheres Verderben; da hat er die Geistesgegenwart, sich aufrecht an die Wand des Tunnels zu drücken. In demselben Augenblicke braust auch schon der Zug vorüber, und er muß alle Kräfte aufbieten, um sich gegen den Luftdruck aufrecht zu erhalten. Uebrigens kam er mit dem bloßen Schrecken davon.

Naturhistorisches.

In London ist seit einigen Wochen der größte Hund der Welt zu sehen. Es ist ein Bullenbeißer, an der Kopfseite 4½ Schuh, an der Rückseite 3 Schuh hoch; ein Männchen, und das gutmüthigste Thier von der Welt. Seine Farbe ist ganz schwarz bis auf die Ohren und den linken Hinterfuß, die weiß sind. Er verzehrt täglich 5 Pfund Brod und 2 Pfund Fleisch, und würde gewiß zweimal soviel benöthigen, wenn es ihm vergönnt wäre, Bewegung zu machen. Herr Smart, ein Londoner Händler mit seltenen Thieren, hat 300 Pfund Sterling für ihn geboten, allein der Eigenthümer, ein schottischer Bauer, gibt ihn nicht für 1000 Pfd., da ihm die Neugierde des Publikums bis jetzt noch täglich 30 Pfd. eingebracht hat. Bemerkenswerth ist es, daß dieser Hund statt des Abendbrodes Bier bekommt, und eine hübsche Quantität verträgt. Man sagt, hievon rühre die Sanftmuth dieses Thieres her, und der Menagerie-Besitzer Carter hätte des Abends seinen Löwen oft Bier eingegossen, wenn diese ihm zuweilen zu muthig erschienen. Wenn dieses wahr wäre, so müßte in Kriegszeiten das Bier bei den Armeen unter strenger Ahndung verboten werden.

Das Hydrarchos, ein kolossales fossiles Amphibium, wird gegenwärtig im großen Saale der Akademie zu Berlin gezeigt. Es nimmt in seiner Länge von 114 Fuß den ganzen Raum des Saales ein. Alle Wirbelknochen und einige Rippen sind erhalten, so daß man sich einen ziemlich richtigen Begriff von seiner Gestalt machen kann. Der Doktor A. C. Koch hat es in Alabama, einem der südlichen Staaten Nord-Amerika's, gefunden.

In Triest hat sich eine naturwissenschaftliche Gesellschaft unter dem Vorsitz des k. k. Hofrathes O'Donnel und des Bürgermeisters Doktor Tommasini gebildet. Ihre Aufgabe ist, alle Naturseltenheiten des adriatischen Meeres zu sammeln.

Zwei amerikanische Strauße haben in der letzten Zeit in der ansehnlichen Menagerie des Sir Robert Heron zu New-Castle 13 Eier gelegt, durchaus aber keine Lust gezeigt, sie selber auszubrüten. Der Eigenthümer hat hierauf dieselben vier Truthühnern untergelegt; doch als die Jungen ausgekrochen waren, hackten die Stiefmütter feindselig und ergrimmt mit den Schnäbeln auf sie, und drohten sie umzubringen. Es starben in kurzer Zeit Alle, bis auf einen, welcher der ihm zugetheilten Truthenne mit kindlicher Anhänglichkeit folgte, aber merkwürdigerweise nicht das fraß, was Strauße zu fressen pflegen, sondern sich größtentheils von Insekten und Reptilien nährte.

Perlen in Norwegen. Im Bette des Flusses, der durch Jedderen (Stift Christiansand) strömt, und im vorigen Sommer ganz austrocknete, fand man eine große Zahl Muscheln mit Perlen, unter denen einige so groß und schön waren, daß man sie auf 600 fl. C. M. das Stück schätzt. Schon im siebzehnten Jahrhundert, als Norwegen zu Dänemark gehörte, bestand hier eine Perlenfischerei auf Regierungskosten, und die schönsten Perlen wurden nach Kopenhagen in den Kronschatz geschickt. Später wurde die Fischerei so uneinträglich, daß sie aufgegeben wurde; jetzt aber wird sie wahrscheinlich wieder aufgenommen werden. (Theaterzeitung).

Der berühmte englische Naturforscher Smee hat ein Werk über die Kartoffelkrankheit herausgegeben. Nach ihm ist die Ursache derselben die Kartoffelblattlaus, *Aphis vastator*, die das Blatt beschädigt, den Saft einsaugt, und dadurch die Pflanze gangränös macht.

Wiedererscheinung der Kartoffelkrankheit. Bei der letzten Sitzung der botanischen Gesellschaft in London am 8. Februar, brachte Herr Barnes von Sidmouth mehrere Proben kranker Erdäpfel von der Frühernte des heurigen Jahres. Er hat keine einzige Kartoffel gefunden, die gesund gewesen wäre, und befürchtete einen noch ernsteren Mißwachs als voriges Jahr.

Erheiterungs-Salon.

In einer Gesellschaft redseliger Damen war der einzige gegenwärtige Mann sehr still. „Aber warum sprechen Sie denn gar nicht?" fragte eine Dame. „Geehrte Frau," erwiederte er, „unter so vielen Selbstlauten muß wohl auch ein stummer Buchstabe sein."

In einer Gesellschaft, wo bei Tische viel angestoßen wurde, fragte einer seinen Nachbar, warum man denn eigentlich mit dem Weine anstoße? „*In vino veritas*" erwiederte dieser, „im Weine liegt die Wahrheit, und mit der Wahrheit, mein Herr, stößt man überall an."

Gespräch zwischen einem Patienten und einem alten sehr zerstreuten Arzte.

Pat. Guten Morgen, lieber Doktor; ich ließ Sie zu mir bitten, weil ich mich nicht wohl befinde. Dokt. So, so! Wie ist der Appetit? Pat. So leidlich. Dokt. Der Durst? Pat. Ziemlich. Dokt. Der Schlaf? Pat. Auch nicht eben unruhig, aber — Dokt. So — (nach einigem Nachdenken mit wichtiger Miene:) Sein Sie ruhig; in zwei Tagen soll das Alles weg sein.

Frage: In welchem Lande ist man zunächst einer Erkältung ausgesetzt? **Antwort:** In der Schweiz, und zwar zwischen Schwyz und Zug.

Zu einer außerordentlichen öffentlichen Feier hatte sich auch ein sehr langer Engländer eingefunden. Um den stattfindenden Zug bequem überschauen zu können, hatte er sich am frühen Morgen auf eine kleine Anhöhe postirt. Das Gedränge ward immer stärker und nahm, besonders nach der Anhöhe zu, so überhand, daß es dem Engländer unmöglich war, auch nur einen Arm zu bewegen. Da nahte der glänzende Zug, und von Hochgefühl durchdrungen, rief Alles: „Hüte ab!" Nun konnte der lange Engländer bei dem besten Willen diesem Zurufe nicht Genüge leisten; dennoch war ein Nebenstehender unwillig darüber, und schlug ihm mit der Hand so heftig auf den Hut, daß ihm dieser über das ganze Gesicht herabrutschte. Der Engländer schimpfte und bat; vergebens! er mußte unter allgemeinem Gelächter, ohne das Geringste zu sehen, in dieser seltsamen Stellung verharren, bis der Zug vorüber war, und das sich lichtende Gedränge ihm den Gebrauch seiner Hände wieder gab. (Humorist.)

Friedrich der Große ließ dem Regimentsarzt Mursinna auf dessen ehrfurchtsvolle Ueberreichung seines Buches: „Ueber Frauenzimmerkrankheiten" mittelst allerhöchsten Resoluts vom 4. Juli 1786 folgende lakonische Antwort zugehen: „Er soll lieber suchen, die Kerls zu curiren, denn darum ist er Regiments-Feldscheer."

Dem schlesischen Weine, namentlich dem Grünberger, wird sehr viel Schlimmes nachgesagt. Vor einiger Zeit fragte ein Reisender einen schlesischen Klosterbruder in Grüssau, ob in seinem Kloster auch vaterländische Weine getrunken würden. „Ja wohl," versetzte er, „aber in der Marterwoche."

Eine Frau, welche an den Augen litt, zog einen Arzt zu Rathe, damit er ihr ein Heilmittel angäbe. „Vor Allem," sagte er, „enthalten Sie sich streng des Weintrinkens." — „Ganz recht," entgegnete sie, „aber Sie haben selbst leidende Augen, und trinken doch immer Wein." — „Wer sagt Ihnen denn auch," erwiederte der Doktor, „daß ich geheilt sein will?"

Ein undankbarer Hund. Castelli erzählt in den „Sonntagsblättern" folgendes drollige Erlebniß: Vor vielen Jahren — ich besaß damals nur ein Zimmer, ein Bett und einen Rock — ging ich in einer entsetzlichen Novembernacht sehr spät aus dem Gasthofe nach Hause. Es regnete und schneite untereinander, der Koth auf der Straße lag fußtief, und ein kalter Wind wehte mir die Nässe in's Gesicht, welche sich gleich darauf zur Kruste umstaltete. Ich hüllte mich tief in meinen Mantel und dachte mir: „Das ist wirklich ein Wetter, bei welchem man keinen Hund aus dem Hause jagen soll." In diesem Augenblicke winselte etwas hinter mir, ich sah mich um, und erblickte einen armen Pudel, der mir folgte. Seine durchnäßten Haare hingen ihm glatt hinab, und seine Farbe konnte man vor Koth nicht erkennen. „Armes Thier!" rief ich unwillkührlich aus, „du hast gewiß deinen Herrn verloren!" und als ich dieses gesagt hatte, fing der Hund so erbärmlich zu heulen an, als ob er mir Antwort geben wollte. Ich hatte noch ziemlich weit nach Hause; der Hund folgte mir auf dem Fuße und entfernte sich auch nicht, als ich ihn verscheuchen wollte. Ich gelangte endlich zu dem Thore meines Wohnhauses, läutete an, und wußte wohl, daß mich mein gestrenger Herr Hausmeister eine Viertelstunde würde warten lassen. Dies geschah auch; ich stand am Thore und blickte den armen Hund mitleidig an; da setzte sich das Thier auf seine Hinterfüße, wartete mir auf, schlug seine Vorderfüße zusammen, als ob er mich bitten wollte, ihn mitzunehmen. Ich beschloß, ihm diese Nacht ein Obdach zu geben. Der Hausmeister kam, sperrte auf, und als er sah, daß der Hund

Digitized by Google

mir nachfolgte, fragte er barsch: „Gehört das Mistvieh Euer Gnaden?" „Ja, für diese Nacht!" antwortete ich ihm, gab ihm sein Sperrgeld und ging, gefolgt von dem Hunde, in meine Wohnung. Vor meinem Zimmer befand sich eine winzige Küche, in welcher ich den Hund liegen lassen wollte. Ich machte Licht, öffnete die Thür zu meinem Zimmer, in diesem Augenblicke aber schoß der Pudel vor mir vorüber wie ein Blitz in das Zimmer, und mit einem Satze sprang er auf mein Bett und legte sich da der Länge nach nieder. Man kann sich meinen Aerger denken, als ich das ganz nasse vom Kothe triefende Vieh in meinem weißen Bette liegen sah. Ich lockte ihn, pfiff ihm, suchte alle Hundenamen hervor, welche mir einfielen, allein er kam weder auf Azor, noch auf Filax, sondern sah mich an und blieb ruhig liegen. Ich bot ihm Brod und sogar Zuckerwerk an, welches ich in meinem Nachttischchen liegen hatte, vergebens! Endlich nahm ich meinen Stock, und wollte ihn mit Gewalt aus dem Bette bringen, aber er stellte sich zur Wehre, fletschte die Zähne und knurrte so bösartig, daß ich endlich nach einer Stunde fruchtlosen Bemühens es aufgab, ihn aus dem Bette zu bringen. Nachdem mein Aerger sich gelegt hatte, mußte ich laut lachen, legte mich auf drei Stühle, auf welche ich — da er mir auch den Strohsack unter sich nicht hervorziehen ließ — meinen Mantel breitete, und ließ meinen Gast ungehindert bis zum Morgen liegen, wo ich ihn dann mit Hilfe meines Stiefelputzers endlich glücklich aus dem Bette und aus meiner Wohnung brachte. — Ich habe seitdem keinen Hund mehr mit nach Hause genommen.

Als ein gutes Gichtmittel empfiehlt das Stuttgarter Tagblatt: „Verschafft euch das Taschentuch eines siebzehnjährigen Mädchens, das nie den Wunsch gehegt hat, zu heirathen; waschet dasselbe in dem Wassergraben eines ehrlichen Müllers, trocknet es auf der Waschstange eines protestantischen Geistlichen, der kinderlos ist; zeichnet es mit der Tinte eines Advokaten, der nie einen ungerechten Proceß geführt hat, gebt es dann einem Arzt, der nie einen Patienten zu Tode kurirt, und laßt euch von diesem die Gichtstellen damit bestreichen. Das hilft gewiß.

Caricaturen.

Unsere jetzigen jungen Leute.



Fritz. „Hör' einmal, Ludwig, nachgerade wird mir vor dem Junggesellen-Leben ekel; man kann doch nicht immer so bleiben."

Ludwig. „Hast recht; hab' auch schon daran gedacht, daß wir das Leben schon genug genossen haben, und daß es einmal Zeit ist, eine Frau zu nehmen."



Fräulein. „Lästiger Knabe, was willst du immer von mir? was kann ich dir zu Gefallen thun?"

Knabe. „O Gott! ich kann ohne Ihren Besitz nicht glücklich sein!"

Entdeckungen und Erfindungen.

Die „Presse" macht bekannt, daß ein Herr Latouche die Bewegung des Luftschiffes mittelst einer archimedischen Schraube erfunden hat. Es sind Versuche damit in einem Saale von 60 Fuß Länge angestellt worden, die sich vollkommen bewährt haben, und den Beweis liefern, daß das Fluidum der Luft wirklich einen festen Stützpunkt gewähren könne. Man kann mittelst der gedachten Vorrichtung in ruhiger und mäßig bewegter Luft das Fahrzeug vorwärts bringen und lenken.

Der neue Ikarus. Ein junger Mensch in Roussillon im Vardepartement, hatte sich Flügel gemacht und glaubte damit wie ein Vogel in der Luft schweben zu können. Als die Flügel fertig waren, ging er mit seinem alten Vater, der aber noch eine jugendliche Phantasie hatte, hinaus, den Versuch zu machen. Sie kletterten auf einen steilen, 15 bis 20 Fuß hohen Felsen, der Sohn schwang sich in die Luft, warf mit dem ersten Flügelschlage den alten Mann um, und im nächsten Augenblick lagen beide auf der Mutter Erde. Glücklicherweise hatte ein starker Regen den Lehmboden fast zu einem Sumpfe aufgeweicht, so daß sie keinen Schaden nahmen, aber sie waren auch so tief eingesunken, daß sie mit aller Anstrengung sich nicht wieder herausarbeiten konnten. Endlich kam ein Polizeisoldat des Weges, der ihnen aus der Noth half.

Ein Engländer hat in Jamaica eine neue Art Guano entdeckt. Er bemerkte, daß viele Fledermäuse aus einem Fels hervorflogen, ließ nachsuchen und fand eine Höhle, in der Myriaden von Fledermäusen umherflatterten, die seit Jahrhunderten dort nisten müssen. Das Guano bedeckte den Boden 4 Fuß hoch und lieferte 600 Tonnen, (12000 Centner). Bei der Anwendung zeigte er sich von der allerbesten Qualität, da er im vorigen Jahre den Ertrag des Zuckerbaues beinahe verdoppelte.

Kürzlich wurde in mehreren Zeitungen der Bierbrauerteig zum Brodbacken empfohlen. Nun hat eine Brauerei in Speyer den Versuch gemacht, und er ist vortrefflich ausgefallen. Nach den übereinstimmenden Erklärungen mehrerer Mitglieder des Gewerbvereines daselbst, ist dieses Brod zwar schwarz, aber gut; nur das Verhältniß der Salzbeimischung war das erstemal nicht ganz getroffen. Der Preis ist um ein Drittheil billiger, als gewöhnliches Brod; ein sechspfündiger Laib kostet nicht so viel, als ein vierpfündiger aus gewöhnlichem Mehle.

Der Civil-Ingenieur Hansen und der Forstaufseher Volken in Kiel haben eine neue Dampfmaschine erfunden, die nur den achten Theil Brennstoff bedarf.

Digitized by Google

Auf der Stadtvogtei, dem jetzt fast immer überfüllten Gefängnisse zu Berlin, ist in neuester Zeit eine Badeanstalt und — eine Ungezieferbrennerei eingerichtet worden. Letzteres appetitliche Institut besteht in einer kleinen, mit Eisen beschlagenen Kammer, worin die Kleider der Gefangenen einer Hitze von 90 Grad ausgesetzt werden, um dieselben von Parasitenbrut zu reinigen.

In Wiesbaden haben zwei Schlossermeister einen feuerfesten eisernen Kassenschrank erfunden. Man brachte ihn zur Weißglühhitze, dennoch blieben die darin enthaltenen Papiere ganz unversehrt.

Faber, der Erfinder der Sprechmaschine, befindet sich itzt in Dublin. Er hat zu seiner ersten Figur noch eine zweite hinzugefügt, so daß er einen Jüngling und ein Mädchen förmliche Dialoge abhalten und zuletzt ein Duett singen läßt.

Ein deutscher Physiker hat Versuche angestellt, Lichtbilder in der Finsterniß hervorzubringen. Auf eine mit vielen gravirten Figuren versehene Achatplatte wurden schmale Glimmerstreifen gelegt, und auf diese die Silberplatte, so daß die Entfernung ⅓ Linie betrug und ein bequemes Hindurchsehen erlaubte. Als nach einigen Stunden die Silberplatte in Quecksilberdämpfe gebracht wurde, zeigte sich ein deutliches Bild aller auf der Achatplatte befindlichen Figuren. Die Versuche geschahen in der tiefsten Finsterniß. — Wenn zwei Körper hinreichend genähert werden, bilden sie sich aufeinander ab. Jeder Körper ist als selbstleuchtend zu betrachten, selbst da, wo unsere Sehorgane nicht affizirt werden.

Ein Schwarzwälder Uhrmacher hat ein non plus ultra von Musikmaschine erfunden, obgleich das Wort non plus ultra bei unserer erfindungsschnellen Zeit etwas gewagt ist. Sie ahmt bald die menschliche Stimme, bald verschiedene Instrumente nach, und gibt sogar Gesang mit Accompagnement.

Statistisches.

Nach der im verflossenen Jahre vorgenommenen Conscription betrug die Bevölkerung der eigentlichen Stadt Prag mit Ausschluß des Militärs 120,758 Köpfe, daher um 5182 mehr als im Jahre 1843. Rechnet man nun die Besatzung von ungefähr 8000 Mann, den Wissehrad mit 1934, Karolinenthal mit 9611, und Smichow mit 5896 Seelen hinzu, so beträgt die Gesammtbevölkerung 146,199 Seelen. Davon kömmt auf die Altstadt 36,166, Neustadt 53,144, Kleinseite 19,616, Hradschin 5403, Judenstadt 6399. Im Durchschnitt kommen auf ein Haus 5 Wohnungen und 36 Bewohner. Im Jahre 1814 zählte Prag ohne Vorstädte und Garnison 77,089 Einwohner.

In einem amtlichen Berichte über die Kultusverhältnisse im russischen Reiche wird die Zahl aller, der griechischen orthodoxen Kirche nicht angehörigen Individuen auf 8,658,000 angegeben; wovon 2,699,000 Römisch-Katholische, 1,710,000 Protestanten, 356,000 Armenier, 1,166,000 Juden, 2,320,000 Muhamedaner, 223,000 Buddhisten und 171,000 Heiden. Vom katholischen Kultus zum griechisch orthodoxen sind im verflossenen Jahre 3201 Individuen übergetreten; vom Protestantismus 16,500, und zwar durchaus liefländische Bauern.

Nach der letzten Zählung von 1845 hatte die Stadt Rom eine Bevölkerung von 177,971 Seelen. Da sie im Jahre 1813 nur 118,882 Seelen zählte, so stellt sich in 32 Jahren ein Mehr von 59,089 hervor.

Der statistische Verein in Berlin hat sich nun definitiv konstituirt. Sein ausgesprochener Zweck ist, „die zerstreuten Materialien zur statistischen Kenntniß der Verhältnisse Deutschland's zu sammeln, zu ordnen und zu veröffentlichen.

E. H. Hoßfeld in Leipzig verfaßt itzt ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Fabrikanten in Deutschland. Ihre Firmen, Wohnort, Niederlagsorte, die Messen, die sie beziehen, u. s. w. sind mit Genauigkeit angegeben.

Nach dem „Sun" hat England die Souveränität über vierzig Colonialregierungen.

Deutschland producirt unter allen Ländern die meiste Wolle, nämlich 485,000 Centner.

Petersburg hat eine Bevölkerung von 440,000 Menschen, davon 292,000 männlichen und 148,000 weiblichen Geschlechtes. Es tritt also hier der in seiner Art einzige Fall ein, daß es doppelt so viel Männer als Frauen gibt.

Die Quotidienne berichtet über die französischen Bagno's, daß sich in denselben, Ende Dezember vorigen Jahres, fast alle Gattungen von Gewerbtreibenden und Gelehrten befanden. Das Verhältniß war folgendes: 14 Mediciner und Chirurgen, 5 Schriftsteller, 7 Juristen, 29 Lehrer und Professoren, 13 Musiker und andere Künstler, 18 Geometer und Optiker, 381 Weber, 114 Schneider, 360 Handelsleute, 190 Wagner und Zimmerleute, 1110 Bauern, 134 Kutscher und Fuhrleute, 80 Bäcker, 68 Holzhauer und Köhler, 36 Gastwirthe, 189 Tischler, 165 Müller, 108 Soldaten und Douaniers, 96 Hafenarbeiter und Lastträger, 815 Taglöhner rc.

Die Bevölkerung Böhmens. Nach den letzten Conscriptionsausweisen zählt Böhmen gegenwärtig 289 Städte, 278 Märkte, 12,079 Dörfer, 589,986 Häuser und 4,589,436 Einwohner. Hierunter befinden sich 4,377 Geistliche, 2,275 Adeliche männlichen Geschlechtes, 10,313 Beamte; überhaupt 2,204,482 männlichen, und 2,384,954 weiblichen Geschlechtes; daher 180,472 mehr Weiber als Männer. Seit 1843 hat Böhmens Bevölkerung um 132,326 Seelen zugenommen.

Die Uhrmacher und Goldschmiede in der Schweiz beschäftigen gegen 40,000 Arbeiter und liefern für 33 Millionen Francs Arbeit, wovon dreißig Millionen ausgeführt, und nur drei im Lande verbraucht werden.

Nach einem erst kürzlich erschienenen Werke von Liscow: „Das wohlthätige Berlin" hat diese Stadt zur Unterstützung der Armen jährlich über die Zinsen eines Capitals von acht Millionen Thalern zu verfügen.

Ein deutsches Blatt sagt: „Das Königreich Sachsen ist in den letzten 30 Jahren, was die Volkszahl anbelangt, gerade um das Großherzogthum Meklenburg-Schwerin oder um das Herzogthum Altenburg größer geworden. Bis jetzt ist es noch immer gegangen, aber man denke an die Zukunft. Die seit 1815 hinzugekommenen 500,000 Menschen pflanzen sich doch auch wieder fort; ich glaube, in 50 Jahren muß man stehend schlafen, weil vor lauter Menschheit kein Platz zum Niederlegen sein wird.

Pariser Sparkasse. Die gegenwärtige Theurung des Brodes und der übrigen Lebensmittel übt natürlich auf die Ersparnisse der arbeitenden Bevölkerung einen nachtheiligen Einfluß. In den ersten Tagen des Jahres pflegen in der Regel die meisten Einzahlungen in die Pariser Sparkasse stattzufinden, wo Mancher das hinterlegt, was er sich vom Jahresverdienst abzusparen wußte, oder was er von baaren Neujahrsgeschenken nicht schon in der nächsten Zeit wieder auszugeben gedenkt. Im Jahre 1845 haben diese Einlagen während der ersten Tage des Januars 1,450,000, im J. 1836 um 150,000 Francs weniger, nämlich nur eine Million, und im J. 1847 gar nur 800,000 Francs betragen. Man kann daraus einen Schluß ziehen, wie sehr sich das Wohlbefinden der niedern Klassen seit zwei Jahren vermindert hat.

Die zunehmende Bevölkerung einiger Hauptstädte. Man pflegt in der Regel anzunehmen, daß der Nationalreichthum überall in Mittel-Europa während des letzten Jahrhunderts große Fortschritte gemacht, und unsere statistischen Handbücher bestätigen dies auch durch zahlreiche Data; aber in einzelnen Gegenständen der Consumtion gibt sich doch, und zwar vorzugsweise in den größeren Städten, eine entgegengesetzte Erscheinung kund. Paris hatte vor dem Jahre 1789 eine Bevölkerung von nur 500,000 Seelen und wies dabei in den städtischen Schlachthaus-Registern eine jährliche Verzehrung von 70,000 Ochsen nach. Gegenwärtig beläuft sich die Einwohnerzahl der französischen Hauptstadt auf beinahe eine Million, und doch werden jetzt nur fast eben so viele Ochsen, wie vor 60 Jahren, nämlich 73,000 jährlich geschlachtet, ohne daß sich darum die Einfuhr von geschlachtetem Vieh sehr vermehrt hätte.

Eine ähnliche Erscheinung wird seit einigen Jahren auch in Berlin wahrgenommen, während in Städten, wie Wien, Prag, Frankfurt am Main und selbst Hannover nicht blos ein größeres Maß von animalischen Speisen auf den Kopf kommen soll, als in Paris und Berlin, sondern auch die Consumtion selbst mit der Bevölkerung in gleichem Maße wächst. Eine zweite Aehnlichkeit, die Paris mit Berlin hat, ist, daß bei jeder neuen Rekrutenaushebung die Anzahl der jungen Leute, die durch Kleinheit der Gestalt oder durch einen schwächlichen Körperbau nicht geeignet zum Kriegsdienst befunden werden, verhältnißmäßig sehr gestiegen ist. Man kann annehmen, daß das heutige Paris mit seiner doppelten Bevölkerung keine größere Anzahl streitbarer Männer aufzuweisen habe, als das von 1789.

In den vereinigten Staaten von Nordamerika sind bereits 1000 geographische Meilen Eisenbahnen im Betriebe und 200 in der Anlage; eben so mehr als 800 Meilen Kanäle. In demselben Verhältniß zeigt sich der intellektuelle Fortschritt, da in dem zwei Millionen Seelen zählenden Staate New-York die Zahl der die öffentlichen Schulen besuchenden Kinder 700,000 und die Bücherzahl der Schulbibliotheken eine Million ist.

Im Gesammtgebiete der österreichischen Monarchie erscheinen nach dem Preistarif der k. k. Postzeitungs-Expedition, politische Zeitungen 42, davon in deutscher Sprache 18, in kroatischer 1, italienisch 13, ungarisch 5, polnisch 1, böhmisch 1, wallachisch 1, serbisch 1, slowakisch 1. Nichtpolitische Zeitschriften bestehen 180, davon deutsch 62, französisch 1, dalmatinisch 2, italienisch 48, krainerisch 1, ungarisch 10, polnisch 3, böhmisch 3.

Medicinisches.

Unsere Zeit zeichnet sich nicht blos durch die ununterbrochene Aufeinanderfolge der wichtigsten und einflußreichsten Entdeckungen aus; sondern auch durch die wunderbar schnelle Verbreitung derselben unter allen civilisirten Völkern. Und diese Verbreitung ist keine partielle, sie beschränkt sich nicht auf die Männer vom Fache, alle Klassen der Gesellschaft, selbst die untersten, eignen sich dieselben auf ihre Weise an, und es gibt kein

Digitized by Google

Monopol mehr in der Wissenschaft. Unter die glänzendsten und wohlthätigsten gehört unstreitig die Entdeckung der Wirkungen des Schwefeläthers durch den Amerikaner, Dr. Jackson. Er wendete ihn bei Zahnoperationen an; zwei englische Aerzte, die sich zur selben Zeit im Amerika aufhielten, schrieben einen Bericht darüber an ihre Freunde in London, und ehe 2 Monate um sind, gibt es vielleicht keine bedeutende Stadt in Europa, in der nicht schon Versuche damit angestellt worden wären, und zwar bei den verschiedenartigsten Operationen. Die Wirkung des Schwefeläthers ist, beim Einhauchen Bewußtlosigkeit oder wenigstens Unempfindlichkeit des Körpers gegen Schmerz hervorzubringen. Zuerst schwindet nämlich das Gehör; dann das Gesicht und zuletzt das Bewußtsein; die Unempfindlichkeit kann bei allen diesen Stadien eintreten. Gewöhnlich liegt der Patient ganz ruhig bei der Operation da; manchmal zuckt er beim Schneiden, die Muskeln zittern, er fährt mit der Hand nach der operirten Stelle, er stößt Wehlaute aus; während dieser ganzen Zeit jedoch träumt er die süßesten Träume, oder er glaubt, es werde ein Anderer operirt. Er hört das Knirschen der Säge, wenn ihm ein Knochen durchsägt wird, aber es tönt ihm als die angenehmste Musik. Aber nicht ein jedes Individuum ist dazu geeignet; manche sind seinen Wirkungen nicht zugänglich, insbesondere Branntweintrinker und Tabakraucher; manche verfallen in Krämpfe oder vorübergehende Raserei, manche werden epileptisch. Eine Frau brach Blut, bei einem jungen Manne stellten sich alle Zeichen der Alkoholvergiftung ein, und man mußte schnell zu Rettungsmitteln greifen. Bei einigen steigt der Puls, bei andere fällt er bedeutend; bei allen jedoch erweitert sich die Pupille. Auch die zur Betäubung erforderliche Dauer der Einathmung ist je nach den verschiedenen Constitutionen verschieden; sie variirt von 2 bis 35 Minuten. Die Dauer des bewußtlosen Zustandes ist gewöhnlich 2 Minuten, häufig auch 10 Minuten; sie dehnt sich jedoch in manchen Fällen bis auf eine Stunde aus. Hat sie nachgelassen, so kann sie wieder erneuert werden, jedoch braucht dieses schon mehr Zeit. Bisher ist dieses Mittel nur in chirurgischen Fällen angewendet worden, doch muthmaßt man, daß es auch als Arzneimittel von vielem Nutzen sein dürfte, besonders bei nervösen Fällen, Convulsionen, Kopfschmerzen, schweren Niederkunften ꝛc. Anfangs hegten viele Aerzte einen Widerwillen dagegen; man fürchtete, es könnte nachtheilige spätere Folgen haben; es könnten Explosionen stattfinden u. s. w. Diese Vorurtheile sind ihr größtentheils beseitigt. Indeß ist die ganze Entdeckung noch in ihrer Kindheit; da jedoch der Schwefeläther auf Thiere dieselbe Wirkung äußert, so ist ein größerer und freierer Spielraum für Experimente gegeben. So hat Gruby in Paris Versuche mit Fröschen, Hunden, Mäusen und Kaninchen angestellt. Die mittlere Dauer der Zeit, während der die Betäubung vertragen wird, ist respektive 25, 30, 8 und 12 Minuten. Nach dieser Zeit trat der Tod im Schlafe, wahrscheinlich durch Schlagfluß, ein, da Gruby als unmittelbare Ursache desselben eine Anhäufung von Blut in den Venen des Gehirns, der Lungen, u. s. w. verfand. Der ursprüngliche Apparat zum Einathmen des Aethers ist eine Glaskugel, in die von beiden Seiten gläserne Röhren munden. In der Kugel befinden sich Schwämmchen, die mit dem Aether geschwängert sind. Die eine Röhre nimmt die athmosphärische Luft auf und leitet sie durch die Kugel in die andere Röhre, die an den Mund des Patienten befestigt ist. Zum Ausathmen dient ein Ventil; die Nase wird durch eine Feder geschlossen. An diesem Apparat ist schon vielfach gebessert worden, aber auch der beste läßt noch Vieles zu wünschen übrig.

Die Königin von Spanien hat ihrem Leibarzt Don Pedro Castello den Titel eines Marquis der Gesundheit (de la Salud) verliehen. Diese Art von Titelverleihungen, die sich auf irgend eine persönliche Eigenschaft beziehen, ist in Spanien nichts Ungewöhnliches. Es gibt Herzoge des Sieges (Espartero), des Friedens (Godoi), der Treue, Marquis der Eintracht, der Gesetzlichkeit u. s. w.

Allerlei Curiosa.

Zu Leicester starb kürzlich ein sehr reicher Mann, und hinterließ folgendes ächt englische Testament: „Da meine Neffen und einzigen Erben bekannte Langschläfer sind, und mir diese Untugend im höchsten Grade verhaßt ist, so sollen sie den Testaments-Executoren sattsame Beweise liefern, daß sie künftig früh Morgens aufstehen, und sich entweder mit Geschäften befassen, oder Leibesübungen in freier Luft vornehmen. Vom 5. April bis 10. Oktober sollen sie dies jeden Morgen durch drei Stunden thun und zwar von 5 bis 8 Uhr; vom 10. Oktober dagegen bis zum 5. April an jedem Morgen durch zwei Stunden, nämlich von 7 bis 9 Uhr. In dieser Lebensweise sollen sie sieben Jahre nach meinem Tode verharren, und die Testaments-Vollzieher haben sich davon zu verschiedenen Zeiten ganz unvermuthet zu überzeugen. Nur im Falle einer erwiesenen, nicht durch Unmäßigkeit herbeigeführten Krankheit sind meine Neffen entschuldigt; sobald sie genesen, müssen sie wieder fortfahren. Wollen sie das nicht thun, so sollen sie von meinem Vermögen keinen Pfennig erhalten.“ So sonderbar dieses Testament aussieht, so weise und zweckmäßig ist es; der Erblasser wollte seinen Erben nicht blos sein Vermögen, sondern auch Gesundheit und Mäßigkeit vermachen. Auch sollte der Zwang nicht lebenslänglich sein, er rechnete auf die Macht der Gewohnheit.

Im Gefängnisse zu Genf starb im vorigen Monat ein Mann, der wahrscheinlich der älteste Gefangene in Europa ist. Er hieß Sonte und wurde im Jahre 1778 wegen Mordes zum Tode verurtheilt, aber mit lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt. Die politischen Ereignisse hatten ihn einmal frei gemacht, aber er verlangte, in das Gefängniß zurückzukehren, da er sich außer demselben nicht ernähren konnte.

Entstehung der Figuren Eisele und Beisele. Der berühmte Maler Kaulbach in München, — so erzählt der baier. Landbote — der Schöpfer der Hunnenschlacht, des Narrenhauses, der Zerstörung von Jerusalem u. s. w., saß im verflossenen Sommer auf der Menterschwaig bei München im heitern Künstlerkreise. Die Rede kam auf die Reisewuth der deutschen Kleinstädter. Kaulbach ergriff schweigend seinen ausgebrannten Cigarrenstummel und zeichnete auf die Wand des Wirthshauses die beiden charakteristischen Figuren, die mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurden. Der Kunstkritiker Marggraf gab ihnen sogleich die altschwäbischen Namen Eisele und Beisele, und einige anwesende Holzschneider nahmen sie in ihre Mappe auf, von denen sie die „fliegenden Blätter“ erhielten. Die Originalzeichnung wird in dem Wirthshause mit gewissenhafter Vorsicht aufbewahrt.

Der größte Buchdrucker der Welt, Clowes, ist in London gestorben. Seine Buchdruckerei daselbst war eine kleine Stadt. Er druckte wöchentlich 500,000 Bogen, nebstbei 1000 Folio-Bogen Parlamentsverhandlungen. Den nautischen Almanach von 500—600 Seiten, beinahe durchaus Zahlen, druckte er in 16—17 Tagen, und zwar ohne einen einzigen Druckfehler.

Der reichen Herzogin von Sutherland hat ein entfernter Verwandter 50,000 Pf. Sterl. hinterlassen. Eine englische Zeitung nennt dies: „Gediegenes Gold vergolden.“

Der erste botanische Garten in Deutschland war der des Hofapothekers Angelus de Florentia in Prag, nach diesem später hortus angelicus genannt. Karl IV. befreite Haus und Garten von allen Steuern und Abgaben durch eine im Jahre 1360 ausgestellte Urkunde.

Eine Lebensversicherungsanstalt in London hat folgenden merkwürdigen Prozeß gegen einen Amerikaner in Buffalo eingeleitet. Der letztere hatte das Leben seiner Tochter zu 10,000 Dollars (20,000 fl. C. M.) versichert. Im August des verflossenen Jahres brachte er auf das Bureau der Zeitung „the Commercial“ einen in pomphaften Ausdrücken abgefaßten Nekrolog auf seine Tochter. Freunde und Bekannte wurden zum Leichenbegängnisse eingeladen, das mit großem Pompe stattfand. Nun wurde die Assecuranz aufgefordert, zu zahlen, weigerte sich jedoch dessen, da keine gesetzlichen Beweise des Todes beigebracht wurden, und ließ die Sache von ihrem amerikanischen Agenten untersuchen. Es fand sich kein Arzt, der die Verstorbene behandelt hätte; der Todtengräber, der den Sarg geliefert und die Beerdigung besorgt hatte; erklärte, die Familie habe die Leiche gekleidet, und er selbst habe sie nicht gesehen. Jetzt wollte man das Grab öffnen, aber der Vater weigerte sich entschieden, indem er sich auf ein bestehendes Gesetz berief. Aus geheimen Nachforschungen geht beinahe mit Gewißheit hervor, daß die angeblich Verstorbene frisch und gesund ist, und im Begriffe steht, in einer 30 Meilen entfernten Stadt einen Schauspieler zu heirathen. Die 10,000 Dollars sollten wahrscheinlich die Mitgift bilden.

Ein frühzeitiger Mörder. In dem Dorfe Schloßberg, nächst der Tirnauer Straße, hat sich dieser Tage folgende schauderhafte Begebenheit zugetragen. Ein Knabe von ungefähr zehn Jahren wurde von seinem Vater sehr hart behandelt, ja, wie man sagt, bekam er wenig zu essen und wurde zum Betteln genöthigt. Vor einigen Tagen schlich er sich in Abwesenheit seiner Eltern in das väterliche Haus und stahl aus einer Truhe vier Zwanziger. Zwei kleine Geschwister, ein Mädchen und ein Knabe waren zugegen, und das Mädchen drohte, sie werde es dem Vater erzählen. Der junge Dieb wußte sie mit dem Versprechen zu beschwichtigen, daß er sie schaukeln werde. Gesagt, gethan. Er befestigte an einem Querbalken in der Stube einen Strick, machte an beiden Enden Schleifen, ließ seine kleine Geschwister auf Stühle steigen, steckte ihre Köpfe in die Schlingen und nahm dann die Stühle unter ihnen weg. Nun begann er sie zu schaukeln. Natürlich zogen sich die Schlingen immer fester um den Hals der Kinder, sie wurden blau und steckten die Zungen aus dem Munde. Der junge Taugenichts, dadurch erschreckt, lief davon. Als die Eltern Abends nach Hause kamen, fanden sie die Leichen ihrer erdrosselten Kinder an den Stricken hängend.

Die französische Akademie zählte, nach einem französischen Blatte, seit ihrer Errichtung 373 Mitglieder, wovon die Wenigsten diese Ehre einem großen literärischen Rufe verdankten. Sie zählt in ihren Reihen einen Prinzen von Geblüt, 15 Cardinäle, 4 Erzbischöfe, 6 Marschälle, 20 Staatsminister, 15 verschiedene hohe Würdenträger und 30 große Schriftsteller.

Ein gewisser Banvard hat itzt in Boston ein Panorama des Mississippi aufgestellt, das einen Leinwandstreifen von drei englischen Meilen (etwas mehr als eine halbe deutsche Meile) in der Länge einnimmt, und zu dessen Aufrollung man jedesmal sechs volle Stunden braucht. An diesem Rundgemälde hatten 120 Maler sammt Gehilfen in verschiedenen Staaten der Union durch eilf Jahre fleißig gearbeitet, und es besteht von der Einmündung des Missouri in den Mississippi bei St. Louis bis zur Ausmündung des letztern in's Meer keine halbwegs ansprechende Naturscene, die auf

Digitized by Google

diesem Gemälde nicht vorkäme. Die Darstellung der sämmtlichen Stromansichten geht in drei Tagesvorstellungen vor sich, wobei ein von mehreren Pferden in Bewegung gesetzter Mechanismus die um vertikale Cylinder gewickelte Leinwand allmälig aufrollt. Uebrigens hat sich Herr Banvard eine doppelte Erwerbsquelle dadurch zu eröffnen gewußt, daß er eine, so zu sagen versinnlichte Ankündigungsanstalt damit verband. Man gewahrt nämlich häufig über der Abbildung der dabei vorkommenden Schlösser, Villen, Maierhöfe, Mühlen und Gärten die schriftliche Bemerkung: „Zu vermiethen" oder „Zu verkaufen"; und da das Panorama großen Zulauf hat, und nach und nach die Rundreise durch alle großen Städte des Landes machen wird, so ist es leicht zu erklären, daß Grundbesitzer aus den Ufergegenden des gedachten Stromes diese Annoncen überzahlen, sobald es ihnen um das Bekanntwerden ihrer Realitäten zu thun ist.

In Paris erregt jetzt ein Herr Julien großes Aufsehen, der der Mann mit den hundert Gesichtern genannt wird. Er versinnlicht mit seiner Physiognomie alle menschlichen Leidenschaften nach Lavater. Sein letztes Kunststück war die Darstellung aller Personen aus den Geheimnissen von Paris.

Nach der Wiener Theaterzeitung sind in diesem Carneval, ohne die letzten drei Tage, 40,000 Bouteillen Champagner, 10,000 B. Bordeaux, 10,000 B. Rheinwein und 150,000 B. Oesterreicher und Ungarischer ausgestochen worden. Dann wurden 20,000 Fasanen, 100,000 Kapaune und Poulards und eine Million Krapfen verschlungen.

Eine Frau in London litt an einer Hautkrankheit und war nahe am Sterben. Der herbeigerufene Arzt, Dr. Lovell, befahl der Wärterin, sie in ein laues Bad zu setzen, und ihr nach dem Bade nasse Umschläge zu machen. Die Frau starb. Die Todtenbeschau-Jury erkannte trotz der Aussage der zugezogenen Aerzte, daß ihr Tod nicht beschleuniget worden sei, dennoch auf Mord, und übergab sowohl den Doktor als die Wärterin dem Kriminalgerichte. Das Gericht sprach sie jedoch frei, da sonst zwei Drittel der Aerzte gehängt werden müßten.

La sonnambula. Am letzten Jänner sah ein Polizeimann in London eine weiß gekleidete Gestalt mit langsamen Schritten auf sich zukommen. Es war ein junges Frauenzimmer in Nachtkleidern und Pantoffeln, in festem Schlaf. Er war vorsichtig genug, sie nicht zu wecken, und geleitete sie in ein nahes Gasthaus, wo man sie sogleich in's Bett legte. Sie erwachte jedoch, und da ihr schauerte, holte man einen Arzt, der ihr gegen die Erkältung warme Reizmittel verschrieb. Dann brachte man sie in einem Fiaker in das Hotel ihrer Eltern, wo man das Fenster ihres Schlafzimmers im ersten Stocke offen fand, durch das sie ihren Weg auf die Gasse gefunden hatte. Es war übrigens ihr erster Versuch in der Rolle der Nachtwandlerin.

Das Londoner Blatt „Daily news" theilt folgendes Beispiel von schneller Veröffentlichung der englischen Thronrede mit. Aus dem Bureau dieses Journales erhielten die Herren Rayner in Southampton durch den elektrischen Telegraphen die Mittheilung der Thronrede einige Minuten, nachdem sie gesprochen war. Sie wurde sogleich gedruckt und in der ganzen Stadt vertheilt zu einer Stunde, wo sonst die Abendblätter von London erst die Thronrede auszugeben pflegten. Ein Exemplar, der in Southampton gedruckten Thronrede traf noch am nämlichen Tage mit dem gewöhnlichen Eisenbahnzuge aus Southampton um 9 Uhr 40 Minuten auf dem Bureau der „Daily news" ein. Wenn uns auch das Alterthum an Dauerhaftigkeit übertrifft, die Palme der Schnelligkeit kann es uns nicht streitig machen.

In Siebenbürgen warf bei dem Transport der Menagerie des Herrn Advinent einer der Wagen um, wobei der Käfig der Löwin zerbrach, und diese in Freiheit gesetzt wurde. Sie warf sich auf einen vorübergehenden Ochsentrieb und riß mehrere Stücke nieder. Es gelang jedoch Herren Advinent mit eigener Lebensgefahr, das in hohe Wuth gerathene Thier mit Schlingen wieder einzufangen und festzumachen.

Der unglückliche Kutscher. Der Kutscher des Lord Hastings erhielt Anfangs d. M. von seinem Herrn den Befehl, einen seiner Gäste zur Eisenbahn von Norwich zu fahren, eine Strecke von zwanzig englischen Meilen. Statt in Norwich zu übernachten, wollte er seiner Frau, die in einem Dorfe auf halbem Wege wohnte, einen Besuch abstatten; als er aber beim Anbruche der Nacht zurückfuhr, schlief er auf dem Bock ein. Die Pferde, sich selbst überlassen, verließen die Landstraße, irrten auf den Feldern umher, und die Radspuren zeigten am nächsten Morgen, daß sie hart an einem Abgrunde vorübergestreift waren. Sie kamen sodann an einen ausgetretenen Fluß, konnten wahrscheinlich nicht umkehren, und wurden vom Strome fortgerissen. Als der Kutscher um vier Uhr Morgens erwachte, befand er sich in der Mitte des ungeheuren Stromes, die Pferde waren ertrunken, und der vordere Theil des Wagens, auf dem er saß, von dem hintern losgerissen. Auf sein jämmerliches Geschrei eilte man herbei, und rettete ihn. Der Verlust ist nicht unbedeutend, da man dem Lord für das eine der beiden Pferde einige Tage vorher 150 Pfund angeboten hatte.

In Nizza ist der Leibarzt des Schah's von Persien, Dr. Labat (Mirza-Labat-Khan) in Folge einer langen schmerzlichen Krankheit gestorben, die er sich im Orient zugezogen hatte. Im Jahre 1803 in Agde (Hérault) geboren, studierte er in Montpellier, und gab mehrere ausgezeichnete Werke heraus. Dann überfiel ihn eine unüberwindliche Reisewuth und er bereiste ganz Amerika, Algerien, Griechenland, Türkei, Palästina und Egypten; im letzteren Lande war er Leib-Chirurg des Vicekönigs. Dann hielt er sich achtzehn Monate in Frankreich auf, worauf er wieder den Norden Europas, Deutschland, Dännemark, Rußland bis an die kaukasischen Provinzen bereiste. Dort forderte ihn der persische Gesandte auf, sich nach Teheran zum Schah zu begeben, den er von einer hartnäckigen zehnjährigen Krankheit herstellte. Er wurde dessen erster Leibarzt, erhielt alle persische Orden, und den Rang unmittelbar hinter den Prinzen.

Die Macht der Gewohnheit. Sir Robert Peel hat, wie bekannt, durch seine letzte Maßregel, seine eigene Parthei, die Protektionisten, sich zu unversöhnlichen Feinden gemacht. Kürzlich hielt er im Parlament eine so treffliche Rede, daß ihm selbst einige Protektionisten, obgleich er nicht für sie sprach, applaudirten. Darüber zur Rede gestellt, entschuldigten sie sich, es wäre nicht ihre Schuld; die Macht der Gewohnheit hätte sie hingerissen.

Ein mit Weizen, Kukurutz und Reps befrachtetes Schiff fror bei Tétény ein. Der Besitzer miethete ein Gebäude, und gab den Weizen zu ebener Erde, den Kukurutz in den ersten, und den Reps in den zweiten Stock. Da stürzte der zweite Stock auf den ersten, und beide vereinigt auf's Erdgeschoß. Alle Fruchtarten wurden vermischt, so daß es unmöglich wurde, sie zu sondern. Nun hat sowohl der Haus- als der Getreide-Eigenthümer auf Entschädigung geklagt, und der Prozeß, der manche Schwierigkeiten bietet, ist noch nicht entschieden.

Als Merkwürdigkeit verdient angeführt zu werden, daß unter den Bestellungen auf Kissinger-Wasser sich diesmal auch eine aus Hong-Kong in China befindet.

Der Pfarrer einer Gemeinde an den Ufern der Loire war in die nahe Stadt geritten, um seinen Gehalt abzuholen. Auf dem Rückwege wurde er in einem Walde in der Nähe seines Dorfes von zwei Männern, die auf einem schlechten Gaul saßen, überfallen, und seiner Baarschaft beraubt. Sie nahmen ihm dann noch sein gutes Pferd, und überließen ihm zur Entschädigung ihr schlechtes. Was sollte er thun? er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und ritt weiter. Unterwegs stieß er auf einen Theil seiner Pfarrkinder, die ihn voll Angst suchten, da sein Pferd, das die beiden Reiter wahrscheinlich abgeworfen hatte, ledig nach Hause gekommen war. Nächsten Sonntag verkündete er von der Kanzel, daß der Handel von Seite der Räuber kein gewinnreicher gewesen sei, indem er in dem, wahrscheinlich gestohlenen Sattel 2000 Francs gefunden habe, die, wenn sich Niemand als Eigenthümer meldete, den Armen verbleiben sollten.

(Courrier de Lyon.)

In Kirkaldy in Irland gab ein Schotte kürzlich Anschlagszettel aus, es würde am Abend der bekannte amerikanische Zwerg, General Tom Thumb, der in London so viel Aufsehen erregt hatte, zu sehen sein, so wie auch die äthiopischen Sänger. Am Abend war der Schauplatz gedrängt voll; da trat der Schotte vor, und kündigte an, daß er sich itzt in's Wirthshaus begebe, um seine Raritäten abzuholen. Statt dessen bestieg er sein Fuhrwerk und machte sich mit dem Gelde schnell aus dem Staube. Man denke sich die Bestürzung des getäuschten Publikums. Indeß ist der Betrüger bereits in Edinburg zur Haft gebracht worden.

Ein Astrolog im Jahre 1847. Ein langer, dürrer, sonderbar aussehender Mann, Namens James Parson, stand Ende Jänners vor dem Polizeigerichte in London. Er wurde von zwei Frauenzimmern des Betrugs angeklagt. Hanna Aaron, eine jüdische Putzmacherin, sagte aus, sie habe von ihm verlangt, er solle ihr die Zukunft sagen. Darauf habe er ihr folgenden Preis-Courant vorgelegt: „Für's Wahrsagen 1 fl. 15 kr. C. M.; Horoskop stellen 5 fl.; den künftigen Gatten zeigen 10 fl." Sie habe ihm 2 fl. 30 kr. gegeben, und er habe ihr dann drei Fragen beantwortet: „ihr Mann sei der liederlichste Mann auf Gottes Erdboden, (was aber nicht wahr sei); er werde noch dasselbe Jahr sterben, (was auch nicht eingetroffen sei), und ihr zweiter Mann werde sehr reich sein." Margarethe Rogers klagte, er habe ihr 15 Kreuzer abgenommen, und ihr weisgemacht, ihr Mann habe in der Fremde eine Schwarze geheirathet, er werde bald sterben, und in ihren Umständen werde eine große Veränderung eintreten; das Alles aber sei nicht wahr. Der Richter sagte, sie sollten die Schuld des Betruges ihrer Leichtgläubigkeit zuschreiben, und da das englische Gesetz für einen solchen Fall nichts vorschriebe, müsse er ihn frei lassen. Der Mann dankte, und ging seiner Wege. Als er aber aus dem Gerichtshause trat, harrte seiner eine ganze Menge betrogener Weiber, die über ihn herfielen, ihn schlugen, ihm das Gesicht zerkratzten, und ihm übel mitgespielt hätten, wenn er sich nicht glücklicherweise losgemacht hätte, und spornstreichs davongelaufen wäre.

Freiheit der Presse. Der Lincolnshire Advertiser gibt folgende Unabhängigkeitserklärung in seiner zweiten Nummer: „Wir thun unseren Lesern zu wissen, daß wir uns weder an ein festes Format, noch an einen fixen Erscheinungstag binden. Vielleicht wird es uns bequemer sein, einmal großes, einmal kleines Format zu geben, unser Blatt einmal oder zweimal der Woche oder nicht einmal jede Woche herauszugeben; auf jeden Fall wissen wir von keinem bestimmten Tage."

Bei der englischen Ortschaft Wiveliscombe fingen am 28. Juli vor. J. auf einem Felde die Arbeiter um Morgen um halb fünf Uhr an, den Weizen abzumähen, von dem ein Theil sogleich eingefahren, gedroschen, auf einer Dampfmühle gemahlen, gebacken, wieder auf das Feld

Digitized by Google

gebracht, und dort am selben Tage um halb sechs Abends von den Arbeitern als Kuchen verzehrt wurde, ehe noch das ganze Feld abgemäht war. Noch nicht genug; der Eigenthümer des Feldes, Banquier Hawbuk, ließ aus den Halmen des früh ausgedroschenen Strohes einen Strohhut flechten, den er Nachmittags bei dem Feste, das er den Arbeitern gab, mit allerlei Feldblumen verziert, trug. Und dies Alles in einem Zeitraume von dreizehn Stunden.

Anfangs Feber starb in Wien ein Drahtbinder in einem Alter von 125 Jahren.

Das Foreign review bringt einen Brief über indische Musik aus Surate. Sie ist sehr angenehm, aber nicht regelmäßig, auch wissen die Hindus nichts von geschriebener Musik. Eine ausgezeichnete Hindusängerin, die, nach dem Verfasser, nur den bessern europäischen nachsteht, erhält monatlich 200 Rupien (200 fl. C. M.) baar, und eben so viel in Geschenken, was jährlich eine Summe von 5000 fl. C. M. ausmacht. Obgleich der Stand kein angesehener ist, geht eine solche ausgezeichnete Künstlerin mit den Großen des Landes auf gleichem Fuße um. Die Hindus haben eben keinen hohen Begriff von europäischer Musik; der gelehrte Kunstrichter und Herausgeber der ersten Mahratta-Zeitung sagt: „Die Musik der Europäer ist ein unangenehmes Geräusch, ohne Gefühl und Empfindung.“ Was würde er sagen, wenn er Berlioz hörte!

Vor wenigen Wochen wurde in einem Städtchen Irlands ein seltsamer Urtheilsspruch gesprochen. Ein Mann hatte unabsichtlich seinen Diener erschossen, weil er ihn in der Nacht für einen einbrechenden Dieb hielt. Die Jury verurtheilte das Gewehr, aus dem der Schuß fiel, zu einer Geldbuße von 5 Pf. Sterling und zur Vernichtung.

Damen-Bibliothek.

Kaffee-Recept. Nach Talleyrand muß guter Kaffee schwarz wie der Teufel, heiß wie die Hölle und süß wie die Liebe sein.

Unter den unverheiratheten Männern in Northumberland hat sich, wie die Evening Mail erzählt, ein Club gebildet, der es sich zur Aufgabe macht, brauchbare Hausfrauen zu erzielen. Ein jedes Mitglied verpflichtet sich bei Strafe von 50 Pf. Sterl., kein Frauenzimmer zu ehelichen, von dem nicht durch zwei glaubwürdige Zeugen erwiesen werden kann, daß es ein Hemd zuzuschneiden und zu nähen, einen Pudding zu machen und Strümpfe auszubessern versteht. Bei gleicher Strafe verspricht jedes Mitglied, binnen sechs Monaten nach seiner Heirath den authentischen Beweis zu liefern, daß seine Frau wenigstens zwölf Hemden eigenhändig gemacht, zwölf Puddings zubereitet und zwölf Paar Strümpfe ausgebessert hat. Seit der Entstehung dieses Vereins sollen die Blaustrümpfe in Northumberland im Abnehmen sein.

Die Damen von Limoges geben, um die Armen der Stadt zu unterstützen, Vorstellungen in einem Privattheater. Die erste Vorstellung brachte nahe an 2000 Francs ein, die zweite ungefähr dasselbe. Die Gemalin des Präfekten steht an der Spitze.

Die Wohlthat des zu starken Schnürens beweist ein philosophischer Doktor dadurch, daß er sagt, es nimmt alle thörichten Mädchen von der Erde, und läßt nur die Vernünftigen darauf zurück, um gute Frauen zu werden.

Die neue Züricher Zeitung schreibt aus Freiburg: In den Sonderbundsstädten Wallis und Freiburg ist der kriegerische Geist auch in das schöne Geschlecht gefahren, und es haben sich weibliche Compagnien gebildet, welche für die Sonderbündnisse so begeistert scheinen, daß sie sich zu deren Vertheidigung ganz militärisch organisirt haben. Die Hauptmännin einer solchen Compagnie walliser Kriegerinen der Gemeinde Orsières hat in das Freiburger Blatt „Union“ folgendes Schreiben an ihre kriegerischen Schwestern von Grollen, Cantons Freiburg, einrücken lassen: „Gestatten Sie in Ihrem Blatte gütigst den Glückwünschen Platz, welche die organisirte Compagnie der Frauen von Orsières in Wallis ihren Schwestern von Grollen darbringen möchte. Sie haben in der Vertheidigung von Religion und Vaterland einen bewunderungswerthen Muth gezeigt; indem sie eine Schaar bewaffneter Männer, elende Sklaven des Radicalismus, verjagten, haben sie bewiesen, daß sie zu siegen wissen, und daß sie auch sterben könnten für die heilige Sache. Ihr Beispiel befestigt unsern Entschluß, und wenn sich je die Gelegenheit für uns darbietet, so wird es unsern Eifer anfeuern. Sie haben unsere Achtung im Sturm erobert, wir schenken ihnen unser Herz. Orsières am 13. Jänner 1847. Für die Compagnie: Anna Marie Pellenchoud, Capitaine.

Die Lieblingssuppe Ihrer Majestät der Königin Viktoria von England wird nach der „Agramer Zeitung“ folgendermaßen zubereitet. Man zieht drei fetten Hühnern die Haut ab, weidet erstere aus, wäscht sie sorgsam mit warmem Wasser und legt sie in eine mit kräftiger Fleischbrühe angefüllte Schmorpfanne. Hierauf thut man eine Hand voll Petersilie dazu und läßt Alles eine Stunde dünsten. Man nimmt alsdann das Geflügel heraus und läßt in den Saft die Krume von zwei französischen Krapfen tunken. Man hackt nun ersteres klein zusammen, entfernt alles Haut- und Beinwerk, stößt das Fleisch in einem Mörser zusammen und fügt die getunkte Krume, so wie die Dotter von drei hart gesottenen Eiern hinzu. Man treibt das Ganze durch ein grobes Sieb, schüttet es in ein Gefäß mit abgesottener Sahne, wärmt das Gericht nochmals am Feuer, und trägt es Ihrer Majestät auf.

Auf dem Vaudeville-Theater in Paris ist ein neues Lustspiel von Leon Gozlan zur Aufführung gekommen. Es heißt: Trois Rois et trois Dames (drei Könige und drei Damen) und behandelt die interessante Frage: „Welche Ehe ist die beste? Ist es die despotische, wo der Mann befiehlt und die Frau blind gehorcht — oder die konstitutionelle, wo Mann und Frau sich unter gewissen gegenseitigen Bedingungen in die Herrschaft theilen — oder die republikanische, wo der Mann thut, was er will, und die Frau, was sie will?“ Diese Frage ist durch Beispiele der drei obenbenannten Ehen praktisch durchgeführt, und der Vorzug wird der konstitutionellen Ehe gegeben, obwohl der republikanische Ehemann als Schlußmoral sagt: Man könne unter diesen drei Arten der Ehe wählen, das Beste aber sei — ledig zu bleiben.

Völkerkunde.

Zwei eigenthümliche amerikanische Gewerbe. In den unermeßlichen Ebenen Südamerika's zeichnen sich die Sinne der Bewohner durch ungewöhnliche Schärfe aus; jeder Gaucho (Viehzüchter in den Pampas) erkennt unter Tausenden die Spur eines Thieres, und wenn er es seit einem Jahre nicht gesehen; er erkennt, ob ein Pferd frei herumlief, ob es ledig oder beladen war. Aber es gibt S p u r s u c h e r (Rastreadores) von Profession, bei denen das Gesichtsorgan in einer für uns unbegreiflichen Weise entwickelt ist. Ein Rastreador ist aber auch in seiner Heimat ein sehr wichtiger, geachteter und gefürchteter Mann, denn ein Wort von ihm kann den Schuldigen, der sich versteckt hält, retten oder verderben. Seine Angaben haben vor den niedern Gerichten Beweiskraft. Wenn ein Diebstahl in der Nacht begangen worden ist, so sucht man zuerst die Spur des Diebes auf; so unsicher und schwach sie auch sein mag, man ruft den Rastreador. Er betrachtet die Spur und folgt ihr auf Wegen und Straßen, durch Bäche und Gärten, über Mauern sogar, und kommt direct zu der Person, die er sucht. „Das ist der Mann,“ sagt er. Mehr ist nicht nöthig, um das Verbrechen zu beweisen und der entdeckte Dieb wagt es auch gar nicht zu leugnen, denn der Rastreador ist gleichsam der Finger Gottes, der den Schuldigen bezeichnet. Auch kennt man kaum ein Beispiel, daß eine solche Bezeichnung irrthümlich gewesen wäre. Wird der Rastreador durch Hindernisse gereizt, steht sein Ruf auf dem Spiele, so erfolgen die überraschendsten Resultate, wie es einmal bei einem solchen berühmten menschlichen Spürhunde, Calibar mit Namen, in Buenos-Ayres geschah. Er verfolgte einen zum Tode Verurtheilten, der entflohen war. Der Unglückliche suchte vergebens sich dadurch zu retten, daß er jede List aufbot; er ging große Strecken weit auf den Fußspitzen, schwamm in Flüssen, ging rückwärts u. s. w. Bei jeder neuen Schwierigkeit rief Calibar aus: „Du entgehst mir doch nicht!“ und er fand den Schuldigen wirklich. Eine solche Verfolgung ist eine wirkliche Jagd, die aber nicht durch den Geruch, sondern, was merkwürdiger ist, durch das Gesicht geleitet wird. Der Schrecken, den Calibar einflößte, war aber auch so groß, daß 1841 politische Gefangene an ihre Flucht nicht eher zu denken wagten, bis sie ihn bewogen hatten, in den ersten Tagen sich krank zu stellen. Dieser Mann, dessen Ruf in der ganzen argentinischen Republik wirklich fabelhaft ist, hat sein Gewerbe 40 Jahre getrieben und lebt heute noch in Buenos-Ayres, wo er seine Wissenschaft seinen Freunden mittheilt.

Eben so merkwürdige Menschen sind die Vagueanos. Diese Menschen kennen das ganze Land, die verborgensten Plätze der Ebene, des Waldes, des Gebirges auf's Genaueste. Wenn der Weg, auf welchem er geht, von einem andern durchkreuzt wird, so weiß der Vagueano, woher er kommt, und wohin er geht. Die tausend Fußsteige, die er in einer Strecke von hundert Stunden findet, sind ihm gleich vertraut. Er kennt geheime Furthen in den Flüssen; wenn es in einem Sumpfe eine einzige Stelle gibt, auf der man hindurch kommen kann, so ist sie ihm bekannt. Selbst in der Nacht und in der wildesten Einöde weiß er sich zurecht zu finden. Er beobachtet die Bäume, oder auch die Pflanzen, und dies genügt ihm; im äußersten Falle beriecht oder kaut er Wurzeln von gewissen Pflanzen und daran erkennt er, ob er einem Salzsee oder süßen Wasser nahe ist. Ein Vagueano ist deshalb für den Befehlshaber einer Armee unentbehrlich; denn er allein kann die nöthige Auskunft geben, er kennt nicht nur das Land, sondern meldet auch den Feind, der noch 10 Stunden entfernt ist, nach der Bewegung der wilden Thiere, welche entfliehen. Ist der Feind in der Nähe, so beurtheilt er ganz genau die Stärke desselben nach dem Staube, den er erregt, und darnach trifft der General seine Anordnungen. Ja, wenn er Condors oder Raben an einem gewissen Punkt des Himmels schweben sieht, so weiß er, ob sie auf ein todtes Thier lauern, oder ob sie sich auf ein eben verlassenes Lager stürzen wollen, oder ob sie eine Schaar Menschen beobachten, die irgendwo versteckt liegt. Diese Wissenschaft ist ihre Lebensaufgabe. Der bekannte General Rivera ist selbst der berühmteste Vagueano; in der ganzen Republik Uruguay gibt es sicherlich keinen einzigen Baum, den er nicht kennt, und diese Kenntniß hat ihn zu dem gemacht, was er ist. (Theaterzeitung.)

Ein Reisebeschreiber erzählt Wunderdinge von chinesischen Kräutern. In der Landschaft Quan-Tung gibt es ein Kraut,

Digitized by Google

aus dessen Knoten zu ersehen ist, wie viele Sturmwinde im folgenden Jahre und in welchem Monate sie kommen weeden; das in Hu-quang wachsende, tausend Jahre währende Kraut Pufu verjüngt alte Leute; die Wurzel Ginseng, welche in der Provinz Lea-tung anzutreffen und unserer Alraunwurzel ähnlich ist, vermag Scheintodte zu erwecken; das Kraut Quai vertreibt die Traurigkeit; das sogenannte Fühlkraut, über dessen geheimnißvolle Kräfte ein chinesischee Weisee so lange nachgedacht, bis er darüber wahnsinnig geworden, ist kräftig, die Liebe einzupflanzen.

Aberglaube in Irland. Kein Schiff, das auf seiner Fahet die Dingle-Bai an der irischen Küste zu berühren hat, duldet einen Menschen, der Shea heißt, in seinen Räumen, weil man fest überzeuget ist, daß jedes Schiff, welches einen Menschen dieses Namens an Bord hat, unfehlbar in jener Bucht verunglücken müsse. Diesee Aberglaube, dee seit Jahehundeeten besteht, schreibt sich von der Sage her, daß einmal ein Shea in der Dingle-Bai sich gegen eine See-Schöne vergangen habe, und daß diese sich nun an seinen Nachkommen fortwährend rächen wolle.

Keine Stadt der Welt, so erzählt eine englische Zeitung, ist so reich an Götzenbildern, als die Stadt Nasik, in Vorder-Indien, in der Nähe von Godavery, dem heiligsten Fluße der Hindus. Dies Städtchen von etwa 20,000 Einwohnern hat 150 eigentliche Götzentempel, worunter 30 geößere; außerdem gibt es daselbst noch 50 Maths oder geheiligte Orte, und 20 zum religiösen Cultus gehöeige Badeplätze, in welche letztere dem Büßenden nur dann der Zutritt gestattet wird, wenn sie den Braminen eine Kuh zum Geschenke machen. Die Zahl der Götzenbilder beläuft sich auf zweitausend, davon 350 von Metall, 100 von kostbaeem Marmor, die übrigen von gemeinem Steine. Außer den 2000 Götzenbildeen gibt es noch 150 Samadhien, d. i. Gräber verstorbener Büßer, 80 Satin-Monumente, woselbst Witwen verbrannt werden, 160 Pimpel- und 40 Banianenbaeme, welchen allen göttliche Vereheung erwiesen wird. Die Braminen selbst werden für Halbgötter gehalten. Die Zahl der Gottheiten ist so groß, daß selbst die gelehrtesten und ältesten Braminen nicht alle kennen.

Im Staate Mississippi herrscht ein Gesetz, daß, wer seinen Gegner im Duell tödtet, die Schulden desselben bis auf den letzten Pfennig bezahlen muß.

Der Verfassungsausschuß für den Staat Wiskonsin hat seine Aebeiten vollendet. Jedem Schuldner bleiben 40 Acker Landes als unantastbaees Eigenthum, und den Frauen das, was sie vor der Heirat besessen. Banken und Papiergeld dürfen nie eingeführt werden.

Die Studenten zu Cambridge werden eingetheilt in solche, die wirklich studiren, reading men, „Lesende," und solche, die sich nur ihees Vergnügens wegen auf die Universität begeben und die bei weitem größeee Zahl bilden. Letztere führen den Spitznamen rowing men, „Ruderer," weil die Spazierfahrten in Kähnen zu den beliebtesten und häufigsten Vergnügungen der Cambridger Studenten gehöeen. Auch gibt es noch eine dritte Klasse, die „Naturlichter" the light of nature men, welche die beiden ersten Klassen in sich vereinigen, indem sie zwar gleichfalls nach wissenschaftlicher Bildung und Auszeichnung streben, aber dieselbe nicht durch fortgesetztes strenges Studiren, sondern durch ihr Genie, was sie ihr Naturlicht nennen, zu erringen suchen. Diese „Genialen" versagen sich kein Vergnügen, sondern gehen den ganzen Tag über müßig, sitzen dafür abee die halbe Nacht bei der Aebeit. Hier eine Anekdote von einem dieser Genie's: „Ich wundere mich," sagte einst ein anderer Student zu ihm, „wie es möglich ist, daß Sie bei allen Prüfungen so gut bestehen, da man Sie den ganzen Tag über nichts thun sieht." — „Ich weiß selber nicht, wie es zugeht," war die Antwoet. — „Ah," erwiederte ein Anderer, „dann wird es wohl Ihr Naturlicht sein, was ich jede Nacht bis drei Uhr Moegens durch ihr Fenster schimmern sehe."

In Konstantinopel besteht ein Verein zur Freimachung der Sklaven, wovon mehrere hohe Beamte der Pforte Mitglieder sind.

Ein chinesisches Gastmahl. Ein bei dem chinesischen Geschwader befindlicher Officier der vereinigten Staaten theilt folgenden Speisezettel von einem großen chinesischen Diner mit, wozu auch viele Fremde eingeladen waren: 1) Vogelnestersuppe. 2) Fettes Schweinefleisch mit Schmorkartoffeln. 3) Schweinsfüße. 4) Geschmorte Pilze. 5) Vogelnester-Salat. 6) Gänseklein-Suppe. 7) Junges Katzenfleisch. 8) Geschmorte irländische Erdäpfel. 9) Rattenfleisch. 10) Thee. 11) Haifisch-Flossen. 12) Gedämpfter Hund. 13) Geschmorte Gurken. 14) Rattenpastete. 15) Katzenragout. 16) Schneckenpastete und Schneckensuppe. Dem Berichterstatter ward schon beim ersten Gerichte übel.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 51.

Weiß.	Schwarz.
Laufer von D 6 auf E 7.	König von F 6 auf F 5.
König „ D 7 „ E 7.	Laufer „ F 7 „ F 6.
„ „ E 7 „ D 6.	König „ F 5 „ F 4.
„ „ D 6 „ E 6 matt.	

Schach-Aufgabe Nro. 52.

Von Herrn J. Bär aus Neubidschow.

Matt in 4 Zügen.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 53.

Von Dr. Wasmann aus Hanover.

Nach der illustrirten Zeitung.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Die Aufgabe ist:

1. Weiß zieht an, und stellt Schwarz am 3. Zuge matt.
2. Schwarz zieht an, und stellt Weiß mit dem 3. Zuge matt.
3. Weiß zieht an, und zwingt Schwarz, mit dem 3. Zuge matt zu sagen.
4. Schwarz zieht an, und zwingt Weiß, mit dem 3. Zuge matt zu sagen.

Digitized by Google



Ein Reise-Abenteuer.

Aus den Papieren des verstorbenen Grafen C...., nacherzählt von Julius Seeliger.

Die Krönung Napoleons in Mailand war auf den 21. Mai 1805 festgesetzt, und diese Festlichkeit, nicht das kleinste Ereigniß jener an Ereignißen so reichen Zeit, erregte natürlich auch meine Theilnahme, und die lebhaften Farben meiner jugendlichen Fantasie stellten mir die unerhörte Pracht der Krönungs-Festlichkeiten, die ein Frankenfürst gleichsam dem deutschen Kaiserhause stehlen sollte, in so magischem Lichte vor die Seele, daß der Kampf mit meiner Pflicht, welche mich an die Akademie in Gratz festhielt, bald entschieden war, und ich alle mich noch erwartende Gelehrsamkeit zurückließ, um einem Schauspiele entgegen zu eilen, das seines Gleichen in dem fernsten Jahrhunderte nicht haben sollte.

Ich war damals zwanzig Jahre alt, von meinen auf ihren entfernten Gütern lebenden Eltern getrennt, und wurde während meiner Studien in Gratz von dem würdigen Abbé Bretin beaufsichtiget, welcher die doppelte Eigenschaft eines Hofmeisters und Intendanten in sich vereinigte. Herr Bretin, zu jener Classe von Männern gehörend, welche in Paris so zahlreich und unter den Namen von Weltpriestern bekannt sind, war zu meiner ersten Erziehung aus Frankreich verschrieben worden, dabei aber eine herzensgute Haut und hing mit aller seiner Seele möglichen Zärtlichkeit an mir, welche ich noch mit Kaffee und Ecarté theilte. Er erfreute sich meiner ganz besondern Gunst, da er meine jugendlichen Neigungen nur dann beschränkte, wenn sie Unbesonnenheiten zu werden drohten.

Mit einem Worte: dieser und eine Art Kammerdiener bildeten das ganze Personale, welches mich nach der alten Hauptstadt der Lombarden begleiten sollte. Mein Kutscher, ein kleiner, dicker, jovialer Kerl, wie sie nur einzig auf dem Wiener Pflaster mit unverwüstlicher Originalität gedeihen, bat mich um Erlaubniß, die Reisegesellschaft um einen jungen Mann und eine alte Dame vermehren zu dürfen. So seltsam auch diese Forderung war, mußte ich sie am Ende doch der drolligen Bitte des verschmitzten Burschen zugestehen, wozu mich auch grossentheils der Umstand bewog, daß Herr Bretin regelmäßig nach der ersten halben Stunde im Wagen einzuschlafen pflegte und ich durch die vermehrte Reisegesellschaft wenigstens nicht vor langer Weile sterben zu dürfen fürchtete. — Den andern Morgen um 5 Uhr traten wir also unsere Reise in einem höchst bescheidenen Batard an, welcher uns durch ein Meer von Schläfrigkeit und langer Weile an das Ziel unserer Bestimmung bringen sollte —

Wir mochten ungefähr zehn Minuten in der nicht unfreundlichen, aber mir durch lange Bekanntschaft allen Reizes baaren Gegend, Schnecken gleich, hinkriechen, während das Ohr durch das einförmige Kreischen der Räder im hohen Kießsande gleichsam zum Schlafe eingeladen wurde, als die Sonne, welche nun die Gegend deutlicher erhellte, meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Die dunklen Schatten des fernen Horizontes verwandelten sich in das liebliche Gemälde der mit Kapellen und netten Lusthäusern geschmückten Weingelände, hie und da durch einen muthwilligen silberschäumenden Bach belebt, und ich wandte endlich mein Auge von diesem Schauspiele, neugierig zu meiner Reisegesellschaft im Wagen. Ich begann meine Prüfung bei der alten Dame, welche mir zur Seite schnarchte, und nachdem ich in ihr nur das fand, was die Damen charakterisirt, wenn sie auf ihrem Lebensrückzuge begriffen sind und was eine zwanzigjährige Fantasie nur wenig anspricht, drehte ich mich zu meinem jungen Gefährten, in der Absicht, eine Bekanntschaft anzuknüpfen, welche wahrscheinlich mit den letzten Tagen unserer Reise wieder enden sollte. Der Jüngling, auf dem mein Blick ruhte, hatte ungefähr mein Alter. — Seine Kleidung war elegant, aber ohne besondere Wahl, und ich muß gestehen, daß alle Mißlaune und alles Unbehagen, welches mir Anfangs seine unwillkommene Gesellschaft verursacht hatte, gänzlich verschwand, als ich ihm jetzt in das Gesicht sah. Ein offenes, dunkles Auge, das durch die langen schwarzen Augenbrauen jenen wundersam interessanten Ausdruck von Unregelmäßigkeit und Schwärmerei erhält, welcher uns wie eine Minnedichtung anspricht, eine kühn gewölbte Nase und keck aufgeworfene Lippen, den herausfordernden Mannessinn auch im jugendlichen Alter bezeichnend, waren der Hauptcharakter seiner Züge.

Eine polnische Mütze von blauem Sammt mit schwerer silberner Quaste fiel ihm halb auf die Schultern herab, ein leichter Schnurrbart schmückte die Ober-Lippe, und um das ganze Bild frischer lebenskräftiger Jugendlichkeit zu vollenden, wölbten sich ein Paar kräftige Schultern über die musterhafte Taille. Auf der edlen Stirn rollten sich schelmisch ein Paar schwarze Locken unter dem Mützchen hervor, und indem ich ihm während dieser stummen Prüfung gegenüber saß, konnte ich mich wider Willen einer lebhaften Theilnahme an der interessanten Erscheinung nicht erwehren.

So schweigsam ich früher gewesen war, übernahm ich jetzt die Rolle des Fragens und stellte ihm einige der gleichgiltigen Anreden, welche, wie alle Präliminarien, höchst langweilig sind. Die Stimme, die mir antwortete, war so sanft, daß ich ohne es zu wollen nachdenkend wurde, und schon im Begriff war, meine Frage zu wiederholen, als eine kurze Bewegung des Mißbehagens, welches sich so schwer verbergen läßt, mir sagte, daß ihm die Unterhaltung nicht gefiele. Seine Aussprache hatte ihn als Franzosen bezeichnet, und ich versuchte

Digitized by Google

es daher, ihn vielleicht in seiner Muttersprache zugänglicher zu finden, die wie Zunder auch in Bretin's Ohr fiel, aber eine noch kürzere, wenn gleich höfliche Abweisung, schnitt uns das Wort ab.

Herr Bretin brummte eine klassische Verdrießlichkeit, welche Cicero Ehre gemacht haben würde, ich aber schwieg.

Meine Erregtheit war zu groß, als daß ich nicht wenigstens meine Augen auf seinem Gesicht hätte weilen lassen sollen; der Fremde aber schlug sogleich die Blicke nieder, während ein verlegenes Erröthen über seine Wangen flog, und auch ich fühlte mich gewissermaßen über meine schlecht verhehlte Neugierde beschämt, welche sich aber nichts destoweniger in tausend Conjecturen zermarterte. Von Zeit zu Zeit wandte der Jüngling den Blick auf die Straße, aber offenbar weniger aus Neugierde, als um sich meinen Forschungen zu entziehen.

So blieben wir den ganzen Tag in gleicher Stellung, der Fremde in unbehaglichem, verlegenem Schweigen, ich in unverwüstlicher Neugierde, die einem spanischen Inquisitionsrichter Ehre gemacht haben würde.

Die Nacht brach endlich an, um meinen Reisegefährten aus seiner peinlichen Lage zu befreien, und ich hörte ihn einige sanfte, leise Seufzer ausstoßen, welche er offenbar nicht gewagt hatte, mir gegenüber laut werden zu lassen.

Die Ungeduld hatte sich mittlerweile aller Bewohner des ledernen Reisehauses bemächtiget. — Herr Bretin hatte schon mehrmals gefragt, ob das Wirthshaus noch weit entfernt wäre, und um sich zu zerstreuen, mit der alten Dame, welche gerade zur rechten Zeit erwacht war, ein Gespräch angeknüpft.

Der Mond war hinter den Hügeln heraufgestiegen, als endlich der Rosselenker seine Thiere vor dem Gasthofe halten ließ, und obschon mein schweigsamer Reisegefährte dem Kutschenschlage zunächst saß, schien er doch zuletzt aussteigen zu wollen.

Wenn ich gleich jetzt im Stande wäre, aus voller Seele die Leiden eines Reisenden zu schildern, welcher zwölf Stunden in einer Landkutsche gemartert wurde, fühle ich doch, nachdem diese Scene von dem unsterblichen Gellert so unübertrefflich erschöpft worden ist, meine poetische Ohnmacht, und begnüge mich, meinen freundlichen Lesern mitzutheilen, daß die Physiognomie des uns drohenden Abends dem vorangegangenen Tage entsprechen zu wollen schien. —

Der Wirth empfing uns mit einer Sündfluth hyperbolischer Höflichkeiten, bedauerte aber nur, daß nicht hinlängliche Gastzimmer und Betten vorhanden wären.

Außer dieser Kleinigkeit jedoch, versicherte er, sogar selbst zu einem Selbstmorde für unsere Bequemlichkeit bereit zu sein.

Ich mußte lachen, der Herr Abbé schnupfte mit einer ungeheuren Prise einen höchst ungeistlichen Fluch hinunter, die ehrwürdige Antique aber verbarg ihre Verlegenheit mit einem Blick in ihren Pompadour, und den Jüngling hörte ich leicht vor Unwillen mit dem Fuß den Boden stampfen.

Dies Letztere ärgerte mich, denn die Jugend soll dergleichen Lebens-Ironien humoristisch aufnehmen.

Unsern Deliberationen machte endlich der Herr Abbé mit den Worten: **Hic Rhodus, hic salta!** ein Ende, indem er als Reisemarschall das Ultimatum aufstellte, daß er selbst mit dem Wirth in einem Zimmer, unsere alte Ehrwürdigkeit, wie es der Wohlstand wollte, in dem andern Zimmer allein, ich aber mit dem jungen Manne in dene Speisesaal, welcher sehr unästhetisch zum Schlafzimmer improvisirt wurde, bleiben sollte.

Diese Bestimmung wurde mit möglichster Schnelligkeit vollzogen, der Abbé begleitete den Wirth unter einer grundgelehrten Abhandlung über Vitruvs Dispositionen der römischen Schlafgemächer, wobei beiläufig gesagt, der unglückliche Gastgeber ein dreiwochentliches Ohrensausen bekommen haben soll, ich aber verfügte mich, ein klein wenig gereizt, mit dem Fremden in das Zimmer, welches Ceres dem Morpheus hatte abtreten müssen. Während ich mich anschickte, mit der Zwanglosigkeit meines Alters ein lustiges Opernlied trällernd, mir es bequem zu machen, schien mein bis zum Unwillen verlegener Reisegefährte nicht einmal die Mütze vom Kopfe nehmen zu wollen. Einen Augenblick stand er unschlüßig, dann wandte er sich rasch von mir, setzte sich an den Tisch, lehnte den Arm und den Kopf auf denselben, stieß den Sessel zurück, und machte Miene, so schlafen zu wollen. Diese heftigen Bewegungen gaben mir plötzlich Licht, die Vermuthungen meiner Fantasie gestalteten sich nach und nach zu einer Gewißheit, welche meinen zwanzigjährigen Wünschen im höchsten Grade schmeichelten, — ich ahnte ein neidenswerthes Abenteuer.

Es war nicht leicht, das Schweigen zu brechen. Endlich aber, nachdem ich einigemal durch das Zimmer gegangen, das Licht geputzt und gehustet hatte, faßte ich mir ein Herz und fragte den jungen Herrn, ob er sich nicht auskleiden wolle, nicht ohne ängstliche Erwartung der Antwort.

Hiebei muß ich bemerken, daß in dem Zimmer nur ein Bett, und nicht einmal ein Sofa war.

Die Erfahrung des vorhergehenden Tages hatte mich gelehrt, keine allzugroßen Erwartungen von der Zutraulichkeit meines Gefährten zu hegen, welcher alle meine gelehrten und ungelehrten Fragen mit wenig mehr als Stillschweigen beantwortet hatte, dennoch aber wagte ich, als auch jene Frage erfolglos blieb, in einfachen aber herzlichen Worten, die ich mich möglich bemühte aller Galanterie zu entkleiden, sein seltsames Benehmen und den hieraus entspringenden Verdacht zu schildern.

Meine Lage war so delikat, daß mir unwillkührlich die Stimme zitterte. Bei dem ersten Worte, welches ich über meinen Verdacht ausgesprochen hatte, wurde er glühend roth, und ich hörte ihn einige Worte stammeln, welche wahrscheinlich dazu dienen sollten, meine Vermuthungen zu widerlegen; ich aber unterbrach ihn, indem ich leise und hochachtungsvoll fortfuhr:

„Gnädige Frau! es ist vergeblich, sich länger zu verstellen, ich glaube Ihr Geschlecht errathen zu haben, doch vertrauen Sie meinem Charakter und meiner Ritterlichkeit; und welche Umstände auch immer Sie zu dieser Verkleidung bewogen haben, ich werde stets Ihr Geheimniß ehren."

Sie versuchte noch eine Zeitlang zu widerstehen, aber je öfter Sie die Hand an den aufgeklebten Schnurrbart legte, destomehr verrieth sie sich. Endlich war unser Abkommen geschlossen, sie nahm in voller Bekleidung von dem Bette Besitz, ich aber, da ich ohne Verdacht zu erregen das Zimmer nicht verlassen konnte, begnügte mich mit der Rolle der Schildwache bei meinem heroischen Reisenden.

Diese Lage sagte trefflich meinen romanhaften Ideen zu, und ich benahm mich hiebei mit einer Delikatesse, wofür ich durch ein Lächeln des Dankes belohnt wurde. —

Ich näherte mich dem Lichte, wobei eine ängstliche Spannung über ihr Gesicht flog, als fürchtete sie, ich wolle es auslöschen; da ich es jedoch nur putzte, wandte sie mir ihr holdes Gesichtchen mit einem Ausdrucke zu, der selbst einen Lappländer entzückt hätte und mich verrückt zu machen drohte. —

„Gute Nacht, mein freundlicher, großmüthiger Ritter!" lispelte sie hierauf und drehte sich zur Wand. —

Nun saß ich allein.

Allein mit den vier dummen Wänden, mit dem schweigsam flackernden Lichte und mit meinen keineswegs schweigsamen Gedanken.

Fünf Schritte von mir — ein reizendes Weib, deren leiser Athem wie Sturmes-Hauch in meine flammenden Sinne schlug.

Ich rekapitulirte mir Cicero's sämmtliche Gelehrsamkeit über die Pflichten. — Zum Unglück aber hatte der große Redner von keiner Pflicht gegen eine schlafende, verkleidete Frau geschrieben, — unwillkührlich kam mir ein, was Kotzebue den alten Klingsberg nach dem verunglückten Rendezvous sagen läßt: „Ich möchte im ganzen heiligen römischen Reiche *einen* dummen Jungen wissen, der jetzt *dümmer* dasteht, als ich! —"

Der große Turenne soll in der Jugend, um sich abzuhärten, die Nacht oft auf einem Pulverkarren geschlafen haben; der wackere Feldherr kann unmöglich härter gelegen sein, als ich, auf zwei dekrepiden Strohsesseln und meinen unruhigen Gedanken gebettet.

Endlich drangen die ersten Strahlen des Morgens in unser

Digitized by Google

Zimmer, ich näherte mich dem Bette, die Unbekannte schlief noch, und ich ging hinaus, um sie beim Erwachen nicht in Verlegenheit zu bringen.

Meine Reisegesellschaft war schon auf den Beinen, der Kutscher spannte an, ich klopfte leise an die Thüre, und die Fremde erschien, durch das liebliche Lächeln der Verwirrung mit einem Reize mehr geschmückt.

Von dieser Stunde an herrschte zwischen uns eine große Vertraulichkeit, indem das Geständniß, welches sie mir gemacht, sie zum großen Theil von der Unbequemlichkeit ihrer Lage befreit hatte. Zum Glück war zwischen meinem Herrn Hausbofmeister und der würdigen Runzelsammlung eine Art Verhältniß entstanden, nachdem der Gelehrte ihr eine Vorlesung über die Ehre gehalten hatte, welche die spartanischen Matronen im Theater genossen, so daß ich ihrerseits über die mögliche Entdeckung meines neuen Geheimnißes ganz ruhig sein konnte; ich selbst aber bedurfte aller, meinem zwanzigjährigen Herzen möglichen Kraft, um das glühende Interesse unter der Form gemessener Artigkeit zu verbergen.

Ein viel gelesener Tourist hat gesagt, daß es unmöglich sei, selbst einem fremden Mädchen gegenüber in einer Landkutsche zwanzig Meilen zu reisen, ohne sich in dasselbe zu verlieben.

Ich saß jetzt schon die fünfundzwanzigste Meile neben einem geistreichen jungen Weibe, deren verführerische, weiche Formen in der Verkleidung noch sinnverwirrender hervortraten, — ich kam mir vor wie eine unmögliche Größe. Eine Nacht hatte uns die Rollen wechseln lassen, jetzt schlug ich immer die Augen nieder und seufzte im Stillen; dabei sprachen wir wenig, aber unsere Augen erzählten sich eine ganze Weltgeschichte. —

Wir setzten unsere Reise mit all' der Langsamkeit einer Landkutsche fort, indem wir des Tages vier- oder fünfmal anhielten, je nachdem es der Eigensinn unserer pensionssüchtigen Rosse oder der Durst unseres Fiakers bedingte, welcher ein örtliches Leiden desselben sein mußte.

Alle diese Betrachtungen stellte ich natürlich nachträglich erst an, denn damals gab es für mich weder Zeitmesser noch Lebenserscheinungen, für die ich außer dem Glück und Behagen der Gesellschaft meiner Fremden Aug' oder Ohr gehabt hätte.

Wir besuchten die Adelsberger Grotte, und weil der solide Theil unserer Reisegesellschaft noch im letzten Augenblicke den scheinbar gefährlichen Entschluß bereute und im Wirthshaus zurückblieb, so mußten wir uns allein auf den Weg machen. Zwar hatte die Dame im Anfange ein wenig gezögert, da ich aber unbemerkt, wie betheuernd die Hand auf das Herz legte, hatte sie mir die ihrige vertrauungsvoll gereicht, und wir waren unter Vortritt des Führers fortgeschritten.

Wie dieser mich versicherte, so sollen ungefähr vierzig Beschreibungen der Herrlichkeit dieser Grotte von berühmten und unberühmten Schriftstellern vorhanden sein, worauf ich vorliegend meine freundlichen Leser verweise, und worin ich selbst gelegentlich nachlesen will, um zu erfahren, wie die Adelsberger Grotte aussieht; denn alles, was ich von ihr weiß, ist, daß meine Fremde ausglitt und in meine Arme sank, wobei meine Lippen die ihrigen berührten.

Ich hatte noch nie außer meiner Mutter ein Weib geküßt, was Wunder, daß dieser Kuß noch jahrelang in meinem Leben nachzitterte, daß er eine Epoche bildete?

Alle übrigen Wirthshäuser, wo wir die Nächte zubrachten, entsprachen mehr ihrer Bestimmung, so daß ich nicht mehr in die frühere, gefährliche Lage kommen konnte, und nachdem ich noch auf der Höhe des Optschina das Entzücken meiner Reisegefährtin über den Anblick des Meeres getheilt hatte, beschloßen wir, einige Tage in Triest zu verweilen.

Die alte Dame hatte uns schon in Udine verlassen, und die junge Frau bezog denselben Gasthof, wo wir wie zwei Personen zusammen lebten, welche gleicher Reisezweck und dieselbe Lebensansicht zu einander geführt hatte. Trotz meines verliebten Entzückens war hiebei meiner Seits noch ein guter Theil Egoismus, ich wußte noch nichts von den Ursachen, welche meine Freundin zu dieser Verkleidung bewogen hatten und brannte vor Neugierde. Jeden Tag hoffte ich in unseren einsamen Spaziergängen, daß ihr Vertrauen, von dem sie mir stündlich größere Beweise gab, irgend eine Mittheilung herbei führen würde, immer aber wurden meine Hoffnungen getäuscht, immer hielt eine Art weiblicher Scham, ein mir unerklärliches Mißtrauen diese Erklärung auf ihren Lippen zurück, und wir kehrten dann, beiderseits fast verstimmt, in das Wirthshaus zum ehrwürdigen Vater Bretin zurück, welcher auch nicht den mindesten Verdacht hegte.

Ich war ihr offenbar nicht gleichgiltig, oft überraschte ich sie mit einer Thräne im Auge, ohne daß sie jedoch, sei es aus Grundsatz, sei es aus Zwang, diesem Gefühle nachgeben zu wollen, sondern vielmehr fest entschlossen schien, dasselbe auf jede Weise zu bekämpfen.

Dabei sprach sich in ihrem ganzen Wesen ein so tugendhafter Schmerz, ein so heftiger Seelenkampf aus, daß meine Liebe zu ihr durch die achtungsvollste Bewunderung idealisirt wurde; ich wollte mich würdig zeigen, der Vertraute ihres Schmerzes und ihres Geheimnißes zu sein, und fühlte mich doch dabei von dem berauschendsten Sinnentaumel aller Fassung beraubt. — Als wir eines Abends von einem unserer gewöhnlichen Spaziergänge zurückkehrten, war sie so ungewöhnlich traurig, daß ich mich veranlaßt fühlte, sie um die Ursache eines Schmerzes zu fragen, den sie mir nicht verbergen konnte. Ihr Blick hatte einen unstäten Ausdruck gewonnen, und ich hörte sie bei meiner Frage, wie am ersten Tage unserer Bekanntschaft, aus tiefer Brust seufzen, darauf lehnte sie sich wie vernichtet auf meine Schulter und sprach mit einem Tone, der nie in meiner Brust verklingen wird: „Wir müssen uns morgen trennen!“ — Diese so unerwarteten Worte hatten auf mich die Wirkung eines vor mir in den Boden schlagenden Blitzstrahles. Ich hatte mich zu sehr in die Ueberzeugung hineingelebt, daß das Geheimniß der jungen Dame auch einst das Meinige werden würde, als daß nicht die Idee der plötzlichen Trennung ohne weitere Erklärung für mich im höchsten Grade hätte niederbeugend sein müssen, — eine Trennung, die ich mir noch obendrein, wie ein Kind mich des Augenblickes freuend, in möglichst ferne Perspektive gestellt hatte. Mit der nur einem Weibe eigenthümlichen Zartheit schien sie auch den Anflug von Undankbarkeit gegen mich zu erkennen, die in ihren letzten Worten lag; denn indem sie mich unter dem Arm nahm, bebten ihr folgende Worte von der zitternden Lippe: „Ich bin Ihnen, mein geliebter Freund! für die großen Beweise aufopfernder Theilnahme, die Sie mir so wahrhaft ritterlich gegeben haben, eine ewige Dankbarkeit schuldig, und obgleich ich fürchten muß, Ihre harmlose Jugend durch einen Schmerz zu verdüstern, darf ich doch ohne undankbar zu sein, Ihnen den Grund meines Kummers nicht länger verhehlen, den Sie so oft milderten. —“

Wir gingen hierauf langsam Arm in Arm weiter, und während ihrer Erzählung, die mein Herz mehr als einmal zittern machte, fielen häufige Thränen aus meinen Augen. Wir blieben bis zum Abend zusammen, und nachdem ich von ihr, wie von einer großen, zernichteten Hoffnung geschieden war, reiste sie den andern Tag nach Neapel, und ich trat in die nächste Kirche, um Gott aus innigster Tiefe meiner Seele für ihr Wohl anzuflehen. —

Ich fühlte: es war meine erste Liebe, — ihr magischer Schlag hatte mein ganzes Wesen ergriffen, ich war in den letzten Tagen durch sie zum Manne gereift, und als Mann fühlte ich den majestätischen Schmerz des Abschiedes.

Einige Tage darauf reiste ich auch von Triest ab, und begab mich geraden Wegs nach Mailand, um meinen obgenannten Reisezweck zu erreichen. —

Wohl wäre die unbeschreibliche Pracht, welche in stets wechselnden Erscheinungen vor meinen Blicken vorüber zog, geeignet gewesen, ein jugendliches Herz zu zerstreuen, und doch stand mitten unter den fürstlichen Festlichkeiten und dem Pomp der Einsegnung, immer das Bild der Geliebten vor meiner Seele. —

Es war ein Monat vergangen, ohne daß ich einen Brief erhalten hatte, und schon fing ich an zu glauben, daß das Gelingen ihres Planes, sie ein im Unglück gegebenes Versprechen habe vergessen lassen. —

Meine Ungeduld hatte den höchsten Grad erreicht, sie war zu einer fixen Idee geworden, ja mein Hofmeister begann ernstlich den Kopf

Digitized by Google

zu schütteln, da er die Art von Wuth sah, mit welcher ich jeden an mich gelangten Brief aufriß. Endlich als ich schon alle Hoffnung aufgab, erhielt ich folgendes Schreiben:

„Mein theuerer Freund!

Sie kennen meine Pläne, und werden sich also vorstellen, wie sehr ich mich bei meiner Ankunft in die Stadt bewegt fühlte, wo das Schicksal meines Lebens sich entscheiden soll. Mein Mann ist zu Bari in Apulien in Garnison, und hier werde ich den letzten Versuch wagen. Oft habe ich allein, ohne Stütze und Rath, meinen Entschluß wanken fühlen, doch hat mein Vertrauen stets gesiegt, und ich habe meine gefährliche Unternehmung begonnen. Das Haus, welches ich bezogen, befindet sich gegenüber von der Wohnung meiner beglückten Nebenbuhlerin, und durch die halb geöffneten Jalousieen sehe ich den Ungetreuen unter den Rosen der Terrasse mit seiner geliebten Arabella schwärmen. O, theuerer Freund! dies sind Augenblicke, wozu nur der Muth einer Gattin und Mutter ausreicht, welche einen Vater zu seiner Pflicht und zu seiner Familie zurückführen will. Arabella ist ein sehr schönes, brunettes Mädchen, Neapolitanerin, mit großen, schwarzen, seelenvollen Augen, und Haaren, deren Ebenholzglanz einen Kopf voll Ebenmaß und Ausdruck verherrlicht. Aus dieser Beschreibung werden Sie entnehmen, daß ich mich nicht irre, wenn ich meinen Gatten in sie leidenschaftlich verliebt glaube, und in seinen schwärmenden Blicken, mit denen er sie fast verschlingt, mein Verdammungs-Urtheil lese. —

Ach wäre es nicht für mein unglückliches Kind! — — — —

Seit zwei Tagen scheint Arabella auch mich bemerkt zu haben, ich fange an zu glauben, daß mein Plan nicht ganz schlecht berechnet ist.

So bin ich denn auf dem Punkte, in den Kleidern des andern Geschlechtes, der Geliebten meines Mannes den Hof zu machen. O! hätte ich mit den männlichen Kleidern auch ein männliches Herz bekommen!

Gestern der erste Liebesbrief an meine Nebenbuhlerin, heute der erste Besuch — mein Gemal hat die Thüre verschlossen gefunden und fängt an eifersüchtig zu werden, er weiß, daß er einen Nebenbuhler hat, kennt ihn, und sein Haß gegen mich ist gränzenlos. — Die Entwicklung rückt immer näher. — Ich zittere vor dem Augenblick der Katastrophe. Mehr als einmal bin ich nahe daran gewesen, Alles zu gestehen, aber die Furcht, mich verstoßen zu sehen, hat mich stets zurückgehalten, und so lasse ich denn der Sache ihren Lauf, ohne andere Hilfsmittel als die, welche den Unglücklichen nie verlassen, die Hoffnung und das Gebet. —

Mein zweiter Brief wird entscheidender sein; der Gedanke Ihrer Theilnahme ist der einzige Trost Ihrer unglücklichen Freundin.“ —

Die Krönung war beendet, und alles verschwunden, wie die Dekoration einer theatralischen Feierlichkeit, — was Wunder, daß sich das schaulustige Publikum zerstreute? Auch mich hielt nichts mehr in Mailand zurück, und ich reiste nach Neapel, wo ich zufolge unserer Verabredung, Nachricht von der verlassenen, unglücklichen Gattin erwartete. Hier angekommen, schlenderte ich, meinen schmerzlichen Gedanken nachhängend, auf dem Börsenplatze umher, vielleicht der einzige Tiefsinnige, Zerrissene unter der frohsinnigen, bewegten Menge, als ich einem Freunde begegnete, welchen ich seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Nachdem mich dieser mit einer Fluth von Fragen und Erkundigungen überschwemmt hatte, ohne mir zur kurzen, verstimmten Antwort Zeit zu lassen, schickte er sich an, mir die Chronique skandaleuse von Neapel zu erzählen, und ich war endlich so glücklich ihn gehen zu sehen, als er sich plötzlich umwandte und sich vor die Stirn schlug, als hätte er etwas höchst wichtiges vergessen.

„Halt, theuerster Freund! bald hätte ich ja die interessanteste meiner Neuigkeiten im Sack behalten, eine Neuigkeit, die so furchtbar romantisch ist, daß Frau von Sevigné darüber drei vollständige Bände geschrieben haben würde. Denke dir, ein französischer Kapitain in Garnison zu Bari hat seine Frau im Duell ermordet, weil er sie für seinen Nebenbuhler hielt. Aber was hast du? du erbleichst? Ist dir vielleicht nicht wohl?“

Ich hielt mich kaum auf den Füßen, und von meinem Freunde in das erste beste Kaffeehaus geführt, wurde ich in seinen Armen ohnmächtig; ganz bestürzt über meine unerklärliche Reizbarkeit, begleitete er mich nach Hause.

Wenige Tage darauf sandte mir mein Correspondent von Mailand einen nach meiner Abreise für mich angekommenen Brief: es waren Cäciliens Abschiedsworte.

Hier sind sie:

„Ich kann die Qualen meines Zustandes nicht länger tragen; mein Gatte liebt mich nicht mehr, und ich will lieber schnell ein freud- und liebeloses Dasein auf einmal hinwerfen, als von seiner Gleichgiltigkeit langsam gemordet werden. Ach, meine arme Mutter! — Wenn sie mich überlebt, wird sie für mein Kind sorgen! Tragen Sie anliegenden Ring zu meinem Andenken, — er ist das Zeichen der unglücklichsten Ehe — und denken Sie mein im Gebet — O warum waren Sie nicht meine einzige, meine erste Liebe?! —“

Der Brief trug die Spuren ihrer Thränen. —

Ich habe diesen Ring und die zwei Briefe als theuere Erinnerungs-Zeichen meiner einzigen, unglücklichen Liebe treu bewahrt, sie ruhen stets auf meinem Herzen. — — — —

Die Seele des Grafen E., aus dessen Papieren wir vorstehende Erzählung entnommen haben, schien von dieser erschütternden Erfahrung in seiner ersten Liebe sich nicht wieder erholen zu können, er blieb unvermält, und trat in die diplomatische Carriere. — Die Katastrophe in Rußland begrub mit der Blüthe des französischen Heeres auch den treulosen Capitain, und als der Graf auf einer, eigens deßhalb angestellten Reise nach Paris sich hievon Gewißheit verschafft hatte, adoptirte er die Waise jenes unglücklichen Ehebündnisses, und trug auf Cäciliens Ebenbild alle jene zärtlichen Gefühle über, welche er im Leben nicht getheilt finden konnte. —



Die Wandlerin auf Himmelstein.

Vaterländische Sage von J. E. Hickel.

„Ja fürwahr, die Hölle bindet
Fest, was ein Mal sie gefaßt.
Wie die Nadel, wenn sie hat
Den Magnet berührt, nach Norden
Ewig ihre Spitze drehet;
Kehrt, wer Böses hat gethan,
Ewig seinen Sinn zum Bösen!“ —

Müllner.

Im Eckerzimmer des Schlosses Himmelstein saß der alte Burgherr Hanuš in einem großen, weichgepolsterten Lehnstuhle auf Rollen, die Füße mit weichen Fellen umwickelt, und starrte vor sich hin, von Zeit zu Zeit schmerzlich aufzuckend und ein leises Stöhnen ausstoßend; nicht weit von ihm saßen zwei junge blühende Frauen mit dem Sticken einer seidenen Schärpe beschäftigt. Eine behagliche Wärme erfüllte das Gemach, ein Schirm dämpfte das Licht der Lampe, das seine vollen Strahlen auf die beiden jugendlichen Gesichter warf, während der übrige Theil der Stube in ein Halbdunkel gehüllt blieb.

Ritter Hanuš war ein Mann schon hoch in den Sechzigen, und beständig in Folge von Wunden und Feldzügen kränklich und vom Podagra geplagt, sein Haar war spärlich und weiß, wie Bart und

Digitized by Google

Augenbrauen, seine Stirne und Wangen von tiefen Falten durchfurcht; aber in ihm mußte es glühen und gähren, sein Herz mußte sich jugendlich fühlen, da er vor kaum anderthalb Jahren sich eine Lebensgefährtin genommen, eine schöne, junge Waise von kaum neunzehn Jahren. Bertha hatte Liebe nie gekannt. Früh verwaist, war sie in einem Kloster erzogen worden, dessen Oberin ein Fräulein von Himmelstein und Ritter Hanuš's Schwester war; als ihr diese die Werbung ihres Bruders hinterbrachte, willigte sie unbedingt ein, froh, endlich aus den öden Mauern des Klosters erlöst zu werden. Aber sie hatte nur ein Gefängniß mit dem andern vertauscht, sich an einen Greis gekettet, den sie nicht liebte, um seine Pflegerin, seine Wärterin zu werden, und ihre ganze Erholung bestand darin, zuweilen in Begleitung einiger Diener auf ihrem Zelter in den Forst reiten zu dürfen. Der Alte hielt sie, wie ein strenger Vater seine junge Tochter, und Bertha bereute gar oft heimlich unter bittern Thränen, nicht lieber im Kloster geblieben zu sein.

Bertha war neunzehn Jahre alt, ihr Wuchs war stolz und schlank, ihr Gesicht von bewunderswerther Schönheit, eingerahmt von einer Fülle blonder Locken, ihr Auge war blau, schwärmerisch und schmachtend, ihre Lippen frisch und dem Kusse entgegenschwellend, ihre Formen rund, weich, voll; was half ihr aber ihre bezaubernde Schönheit in den öden Räumen eines Schlosses, das Niemand besuchte. Die Frauen, denen ihr Spiegel sagt, daß sie schön sind, lieben es ein Mal, daß man es ihnen auch sagt, daß man sie bewundere, verehre, anbete; auch die treueste Frau sieht es gerne, wenn hundert Blicke magnetisch angezogen nach ihr hinfliegen, wenn ein leises Gemurmel bei ihrem Erscheinen den Saal durchwogt, wenn hundert Männer sich als eben so viele Sklaven vor ihr beugen. Bertha hatte nun Niemand als ihren Spiegel, der es ihr oft genug, und den alten Hanuš, der es ihr selten genug sagte, daß er sie schön finde; war es ein Wunder, daß sie eine Leere in ihrer Brust fühlte, ein unbestimmtes Sehnen, daß sie sich lebhaften Träumereien hingab und sich, wie ein Vöglein aus seinem Käfig in den Wald, in die Welt hinaus sehnte, von der sie schon so viel gehört, so wenig gesehen, genossen hatte. Ihr einziger Trost war Klara, eine entfernte Anverwandte des Hauses, der sie ihr ganzes Vertrauen schenkte, mit der sie von allerlei Wünschen und Hoffnungen plauderte und an welche sie sich gewöhnt hatte, wie der Gefangene an den Mitgefangenen. Aber noch ein Wesen auf Himmelstein fing an, ihr interessant zu werden; es war ein junger Knappe, der Sohn eines altadeligen Geschlechtes, der bei Ritter Hanuš seine Lehrzeit bestehen sollte, um sich später die goldenen Sporen zu verdienen. Er war kaum zwanzig Jahre, und ein Ideal schöner Männlichkeit. Mit Ehrfurcht diente er seiner Gebieterin, deren Schönheit er bewunderte; aber scheu und stumm hielt er sich stets in gemessener Entfernung. Lange wollte es sich Bertha nicht gestehen, daß sie mehr für ihn fühle, als eine gewöhnliche Zuneigung; erst als ihre Leidenschaft ihr Herz wie ein glühender Brand zu verzehren drohte, als es zu spät war zu widerstehen, erkannte sie, daß sie liebe. Hinko von Pohlberg stammte aus Meißen; er wußte zierlich die Laute zu schlagen, und ernste und fröhliche Weisen dazu zu singen. Ganze Abende mußte er in Gesellschaft der Burgfrau zubringen und auch Hanuš, der über den Gesang und das anmuthige Spiel seine Schmerzen vergaß, nannte ihn seinen David. Aber Hinko verstand oder wollte die glühenden Blicke nicht verstehen, welche Bertha auf ihn heftete, wenn sie sich unbemerkt glaubte, jenes Zittern, das ihren Körper durchzuckte, wenn seine Hand zufällig die ihrige berührte, indem er ihr etwas reichte, jenes Wechseln der Farbe auf den Wangen der Burgfrau, wenn sie ihn mit Klara, welche ihm durch ihre Stellung im Hause näher stand, scherzen sah. Bertha quälte sich selbst, ihr Stolz hieß sie schweigen, und sie sah sich nicht verstanden, sie liebte, und durfte es nicht gestehen, alle Qualen der Eifersucht zerfleischten ihr Herz und sie sollte heiter scheinen. Klara hatte bald mit dem einem Frauenzimmer dem andern gegenüber seltenen Scharfblicke errathen, was in der Seele ihrer Freundin vorging; wenige Worte, und sie war im vollen Besitze des Geheimnisses, das sie Bertha zu bewahren schwur, nachdem sie ihr die heiligste Versicherung gegeben, daß jede, auch die leiseste Eifersucht ungegründet sei. So blieben die Verhältnisse fortwährend gleich, und es wäre vielleicht endlich doch, wenn auch nur durch Vermittlung Klara's, zu einem Geständniß gekommen, wenn nicht ein unvorher gesehenes Ereigniß die beiden Liebenden getrennt hätte.

Nach Kaiser Heinrich's VII. Tode bewarb sich Friedrich III., der Enkel des großen Rudolf von Habsburg, und Sohn des von Johann von Schwaben ermordeten Kaisers Albrecht, um die Krone von Deutschland, welche ihm der Churfürst Rudolf von der Pfalz eidlich zugesichert hatte. Dieser Wahl jedoch widerstrebte Johann, König von Böhmen, fürchtend, Kaiser Friedrich würde dann seine Ansprüche auf dies Land geltend machen; er erklärte sich für den Mitbewerber, den Herzog Ludwig aus Oberbaiern. Die Stimmen der Churfürsten theilten sich zwischen beide, und so verfloß ein Jahr, ohne daß eine Wahl zu Stande kam; endlich trafen beide Partheien am bestimmten Tage mit großem Gefolge zu Frankfurt ein. Die Oesterreicher hielten sich zu Sachsenhausen auf, die Luxemburger in den Vorstädten jenseits des Main's. Der Churfürst von Köln, Heinrich Graf zu Virneburg, Rudolf von der Pfalz, Rudolf von Sachsen-Wittenberg und Herzog Heinrich von Kärnthen, als designirter König von Böhmen, wählten am 19. Oktober 1314 Herzog Friedrich von Oesterreich zum deutschen Kaiser; die Luxemburger warteten auf die Churfürsten, welche zu Sachsenhausen waren, und als diese nicht kamen, verlegten sie ihre Wahl auf den 20. Oktober. An dem Tage ward vom Churfürst Erzbischof Peter von Mainz, Balduin von Trier, König Johann von Böhmen und Markgrafen Wladimir von Brandenburg, Ludwig Herzog zu Baiern und Pfalzgraf am Rhein zum deutschen Kaiser erwählt. Beide gewählte Kaiser wurden gekrönt, und zwar: Friedrich zu Bonn durch den Erzbischof von Köln; Ludwig zu Achen durch den Erzbischof von Mainz. Es kam nun zum Kriege, in welchem Friedrich an seinem Bruder Leopold, Herzog von Oesterreich und Steyer, Ludwig an König Johann von Böhmen eine Stütze hatte. Im Jahre 1315 trafen beide Heere in der Gegend von Speyer zusammen, 1316 belagerten die Oesterreicher Eßlingen, welches sich nebst andern Städten ergab. König Johann vermittelte einen Waffenstillstand zwischen den beiden Kaisern; aber schon nach zwei Jahren brach der Krieg heftiger als früher aus, so daß Oesterreich als Sieger erschien. Friedrich und Leopold verwüsteten 1320 Baiern durch zehn Wochen, und Ludwig ward in die äußerste Enge getrieben. Schon wollte Ludwig zu Gunsten seines Gegners der Krone entsagen; aber seine Freunde trösteten ihn, und leisteten ihm thätige Hilfe. Ein Hauptschlag sollte geführt werden, und da Friedrich ein Heer sammelte, bei welchem sich auch ungarische Hilfstruppen befanden, nebstdem daß Leopold am Oberrhein und in Schwaben ein Hilfs-Corps sammelte, so bot Johann von Böhmen alle Streitkräfte seines Landes für seinen Freund, zum Theil auch für seine eigene Existenz auf. Auch Hanuš von Himmelstein stellte ein Häuflein Berittener; da er aber selbst sich kaum von seinem Stuhle erheben konnte, so vertraute er die Führung desselben seinem Leibknappen Hinko an, dem er so zugleich Gelegenheit bot, sich den Ritterschlag zu verdienen.

Freudig zog der junge Krieger hinaus, sein Sinn stand nach Kampf und Schlacht, er bemerkte es nicht, wie Bertha erbleichte und sich kaum aufrecht hielt, als er von ihr Abschied nahm, wie Thräne um Thräne sich die Wangen herabstahlen; er reichte dem Ritter die Hand, schwang sich auf den harrenden Streithengst, der ungeduldig mit den Vorderfüßen scharrte, und sprengte mit der reisigen Schaar in donnerndem Galopp über die Zugbrücke.

Seit jenem Tage war es noch einsamer geworden auf dem Himmelstein, die Thore blieben fortwährend geschlossen, die Zugbrücke aufgezogen; denn die Besatzung war schwach, und Ueberfall zu fürchten. Bertha war einsilbig und dachte an den Entfernten mit aller Sehnsucht eines liebenden Herzens, und Ritter Hanuš wurde beim hereinbrechenden Herbstwetter immer grämlicher. Je kürzer die Tage wurden, je näher der Winter rückte, desto freudiger schlug das Herz der Burgfrau, denn nun war nach der Art der damaligen Kriegsführung ein Waffenstillstand und Heimkehr der Krieger zu erwarten, um so mehr, als ein Gerücht, das von Prag aus sich auch nach Himmelstein

Digitized by Google

verbreitet hatte, von einer gewonnenen Entscheidungsschlacht und der Gefangennahme Kaiser Friedrich's sprach.

Allabendlich saßen sie, so wie heute im Gemach, der Alte im Halbdunkel, sich dem Schlafe überlassend oder seinen Gedanken, Bertha und Klara leise flüsternd und an der Schärpe arbeitend, welche die Burgfrau dem heimkehrenden Sieger bestimmt hatte. Meist drehte sich das Gespräch um den, von Gefahren des Krieges bedrohten Liebling; Klara hatte gehofft, Entfernung von Hinko würde vielleicht der Burgfrau thörichte Leidenschaft heilen; aber sie war es im Gegentheile, welche sie noch immer wilder, heftiger machte.

Im Gemache war es traulich und stille, draußen aber heulte ein kalter Novemberwind und machte Fenster und Thüren in ihren Angeln zittern, hartgefrorener Schnee schlug klirrend an die Scheiben, und der grelle eintönige Ruf eines Käuzchens, das auf der Spitze eines kleinen Thürmchens seinen Sitz genommen hatte, tönte einförmig dazwischen; die Knechte hatten längst schon ihr Lager in den warmen Ställen gesucht, oder saßen in der Küche und dem Gesindezimmer, sich Mährchen erzählend, der Thürmer hatte sich in sein Häuschen zurückgezogen, und nur ein Reisiger lehnte halberfroren und in seinen Mantel gewickelt in einem kleinen Lug in's Land, und sah hinab in die schneehelle Gegend.

Plötzlich ertönten draußen vor dem Thore schmetternde Trompeten, welche weithin durch die stille Nacht klangen, und Alles im Schlosse auf die Beine brachten; der Burgvogt kroch hustend und pustend auf den Wall, und rief sein: „Werda!“ hinab.

„Ei, Gottes Zorn! so macht doch nur auf, Jan!“ rief eine wohlbekannte Stimme hinauf; „wir frieren ja sonst in unsern Eisenkleidern sammt den dampfenden Rossen hier an nach dem langen scharfen Ritte! Auch wird uns ein tüchtiges Abendbrod Noth thun.“

„Herr Hinko, seid Ihr's?“ fragte der vorsichtige Burgvogt noch ein Mal, obgleich er die Stimme des jungen Knappen erkannte, welche so frisch und hellschmetternd klang, wie eine Kriegstrompete.

„Nun, und wer soll's sein?“ klang die Antwort zurück „Freilich sind wir's, des Himmelsteiners getreue Mannen, welche aus der Schlacht heimkehren, und Frieden und Ruhe mitbringen.“

Sogleich fiel die Zugbrücke, Fackellicht erhellte den Hof, Alles strömte herbei, die Heimkehrenden zu bewillkommen; aber fast erschrocken taumelte der Vogt, der eben mit ausgestreckter Hand auf Hinko zuging, zurück, und schnitt einen tiefen Bückling. Hinko trug nicht mehr das Wollwamms mit den Farben der Himmelsteiner, den Kuiraß und die Pickelhaube der Knechte; vollständig gewappnet saß er zu Roß, vom Helme wogten Federn mit den Farben seines eigenen adeligen Wappens, das auch auf den Schild gemalt war, den ein Knappe hinter ihm am Sattelknopfe hängen hatte, an seinen Fersen glänzten die goldenen ritterlichen Sporen. Leicht schwang er sich aus dem Sattel, und trat auf den Verblüfften zu, ihm freundlich die Hand reichend:

„Zum Teufel! alter Jan, warum zogst du deine Hand zurück, als du meiner ansichtig wurdest?“

„Herr Ritter —“

„Ei was; nun und warum sollte ich darum einem Biedermanne nicht mehr die Hand reichen dürfen? Gottes Zorn! wir sind ja alle aus demselben Teige gebacken, und was einer ist, kann der Andere noch werden. „Als Adam hackt' und Eva spann; wo war da der Edelmann?“ pflegte mein seliger Vater immer uns Jungens zu sagen, wenn wir die Nase ein wenig hoch tragen wollten. Aber was macht Ritter Hanuš?“

„Er ist so, wie Ihr ihn verlassen; er ist sehr schwach.“

„Komm, Wáclaw!“ rief er einem Diener zu; „ich will mich dieser Eisenrüstung entkleiden, und dann hinüber zu meinem alten —“ er wollte Herrn sagen, unterdrückte aber das Wort lächelnd mit einem Blicke auf seine goldenen Sporen, und ergänzte es durch — „Freund.“

Auch in das Erkerzimmer drang der Lärm der Bewaffneten im Hofe, eine alte Rüde, welche das Vorrecht hatte, zu den Füßen ihres Herrn schlummern zu dürfen, hob den Kopf und knurrte; der alte Ritter stieß ein kurzes: „Was gibt's?“ aus, denn Gehör und Gesicht hatten bei ihm in letzter Zeit bedeutend gelitten. Bertha sprang auf, ihr Herz klopfte ungestüm in raschen Schlägen, eine innere Stimme sagte ihr, wer gekommen, sie war bleich, wie die Wand, der Athem fehlte ihr; Klara sah sie verwundert und bestürzt an.

„Er ist zurück; ich sage dir, er ist zurück!“ flüsterte sie der Vertrauten zu.

„Wer?“

„Wie du nur fragen kannst; Hinko!“

In dem Augenblicke trat ein Diener ein, und meldete den Ritter Hinko von Pohlberg, der ihm auf dem Fuße folgte. Ehrerbietig verbeugte er sich vor den Damen und reichte Ritter Hanuš die Hand, der ihn freudig erstaunt betrachtete.

„Wacker gehalten, junger Mann?“ sagte er.

„Und den Ritterschlag erhalten von der Hand unseres Königs, den Gott beschütze!“

Bertha heftete ihr brennendes Auge auf Hinko, der ihr schöner vorkam, als je; sie zitterte vor Aufregung, und sog jedes seiner Worte mit gierigem Ohre ein.

„Nun denn meinen Glückwunsch, Ritter Hinko! dann setzt Euch und erzählt.“

„Alle die frühern Neckereien und Katzbalgereien zwischen den österreichisch- und baierisch Kaiserlichen wißt Ihr, und es lohnt sich nicht der Mühe, sie Euch hier zu wiederholen; ich komme gleich zur Mühldorfer Schlacht, die am 28. September auf der Hahnenwiese Statt fand. Es ging mörderlich her, ganze Reihen fielen und der Sieg schwankte unentschieden, wie eine Wetterfahne, von einem Heere zum andern; das baierische Heer war schon bedeutend geschmolzen und geschwächt, da hatte der Schweppermann, der Anführer der Reichstruppen, einen verdammt klugen Einfall. Die Oesterreicher erwarteten Verstärkung durch Herzog Leopold; hierauf baute der Nürnberger seinen Plan, wir wechselten Feldzeichen und Helmbüsche mit einigen Dutzend gefallenen Oesterreichern, und während das Zentrum vorne wieder angriff, führte er uns, einige tüchtige Haufen Reiter und Fußvolk, durch einen Umweg gerade in die Flanken. Diese, nichts anders meinend, als daß wir die erwartete Verstärkung seien, jubelten uns entgegen, bis sie unser: „Hier Ludwig und Baiern!“ hörten, und unsere Hiebe fühlten. Nun waren sie eingekeilt, umstellt, wie der Hirsch von Netz und Meute; aber sie wehrten sich ritterlich, sie fochten, wie die Bären. Ganze Geschlechter fielen, achtzehn Trautmannsdorfe allein blieben auf der Wahlstatt, Friedrich selbst kämpfte, wie jeder seiner Ritter; aber er wurde umzingelt, und mußte sich sammt seinem Bruder Heinrich ergeben. Die Schlacht war geendigt und gewonnen, Ludwig blieb alleiniger Kaiser, und wir brachten den Gefangenen auf seinen Befehl nach der sichern Bergveste Trausnitz, wo er Zeit hat, über den Glückswechsel nachzudenken; bis ihn vielleicht sein Bruder Leopold gegen hohes Lösegeld, dessen der Baier wohl bedarf, befreit.“

„Und Ihr, Ritter! Ihr schweigt von Euch selbst?“

„Ich kämpfte mit meiner oder eigentlich Euerer Schaar unter dem böhmischen Heere, ich war mit unter der Schaar, welche den Oesterreichern in die Flanken fiel, und hatte Gelegenheit, den Burggrafen von Nürnberg, der mit dem Pferde gestürzt, und schon umzingelt war, zu retten; er empfahl mich dem Kaiser, der mir für meine geringe Tapferkeit den Ritterschlag ertheilte.“

„Und ich,“ sagte Ritter Hanuš, „ernenne Euch für die wackere Anführung meiner Mannen zum Verweser aller meiner Güter und Burgen; da ich weiß, daß Ihr mit Glücksgütern in Eurem Vaterlande eben nicht gesegnet seid. Wer weiß, vielleicht ergibt sich einmal für Euch, jungen Adler, eine Gelegenheit, Euch hier Euern Horst zu bauen; Böheim wird dann um ein wackeres Geschlecht mehr zählen.“

Bertha hatte mit hochklopfendem Herzen zugehört, die Worte ihres Gatten tönten ihr wie Profezeihungen, sie sprachen ihre geheimsten Träume aus, und sie glaubte sich selbst dazu berufen, ihn für immer an Böhmen zu fesseln; aber sie erbleichte, als der Ritter antwortete.

„Euer Antrag ehrt mich, und mit Dank würde ich ihn annehmen; aber ich bin nicht mehr der Hinko ohne Land und Leute. In

Digitized by Google

der Mühldorfer Schlacht blieb mein Oheim Franz, der die Burg Pohlberg bei Annaberg im Meißnischen besitzt, die nun sammt Zinsleuten und Ländereien an mich fällt; ich gedenke bald zu übersiedeln in mein Eigenthum."

„Nun, wie Ihr wollt, Ihr seid jetzt Euer eigener Herr."

„Er will fort, er hat mich nicht verstanden," jammerte Bertha im Stillen zu ihrer Vertrauten; „ich sterbe vor Liebesgram."

Eine breite schwarze Fahne wehte vom Hauptthurme des Himmelsteins, und verkündete den Bewohnern der Ebene, daß der Burgherr zu den Vätern versammelt worden sei, während die Glocke der Burgkapelle mit kurzen Unterbrechungen fort ihre Trauerklänge hinaussandte in die laue Frühlingsluft. Hanuš von Himmelstein hatte das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, und Bertha war frei. Zwar kniete sie in Thränen zerfließend am Katafalke, der ihres Gatten irdische Reste trug, und klagte sich heimlich der Untreue gegen ihn an; aber mitten unter die frommen Gebete und Betrachtungen mischte sich das Bild des Geliebten, verklärte ein Freudenschimmer ihre Züge, daß sie nun frei sei, daß ihrer Liebe nichts mehr hemmend im Wege stehe. Ritter Hinko hatte sie zum letzten Male am Sterbebette ihres Gatten gesehen; ihren Schmerz ehrend, hatte er sich zurückgezogen.

Die Beerdigungsfeierlichkeiten begannen, Ritter Hinko führte den Zug, dem sich alle Adeligen der Umgegend, mit denen der Verstorbene befreundet war, anschloßen, Bertha wankte auf Klara gestützt, hinter der Bahre; in der Schloßkirche war der Sarg zum letzten Male eingesegnet und dann am schnurrenden Seile hinabgelassen in die Gruft der Väter, der Wappenherold zertrümmerte sein Wappen und warf es ihm nach in die Tiefe, denn er war der Letzte seines Geschlechtes gewesen, und sein Name erlosch mit ihm.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich der Ritter bei Bertha melden ließ, welche ihren Kummer, wie ihre Hoffnungen in der Freundin theilnehmenden Busen ausschüttete, welche sie auf alle mögliche Weise zu trösten suchte, und ihr ihre Vermittlung versprach. Die junge Witwe sah schöner aus, als je, das schwarze Gewand hob ihre Reize noch mehr, und wenn sie auch in Folge des Schmerzes und des Liebekummers bleicher war, so sah sie um so viel schmachtender aus. Endlich erschien Hinko. Sie saß eben im kleinen Burggärtchen mit Klara, die laue, würzige Frühlingsluft zu genießen, als er eintrat; sie erröthete bis unter die Locken, und wagte es kaum, die Augen aufzuschlagen.

„Ich habe es vermieden, Gebieterin!" sagte er mit seiner vollen, schönen Stimme, welche alle Saiten ihres Herzens beben machte, „Euch vor die Augen zu treten; denn ich fürchtete, mein Anblick würde die Erinnerung und mit ihr den Schmerz um Eueren hingeschiedenen Gemal erneuern, der mein väterlicher Freund und Beschützer war; aber es ist Zeit, daß ich spreche, daß ich Euch die Bitte offenbare, die ich schon seit längerer Zeit auf dem Herzen trage."

Bertha zitterte, sie hoffte eine Erklärung, ein Freudenstrahl röthete ihre Wangen, und sie wagte es, ihn mit einem halben Blicke zu betrachten; er sah ernst und unbeweglich aus, sein Auge hatte keinen Blick der Liebe für sie.

„Eine Bitte, und an mich?"

„Ja, hohe Frau! es ist die, mich der Verpflichtung zu entheben, noch länger auf Himmelstein bleiben zu müssen. Ich muß mein Eigenthum in Besitz nehmen; entlaßt mich daher meines Dienstes, edle Frau! einem Würdigern, als ich bin, meinen Platz als Verwalter Eueres Vermögens, als Euern Beschützer vertrauend."

Bertha fühlte sich einer Ohnmacht nahe; das hatte sie nicht erwartet. Sie stammelte einige unverständliche Worte, stand rasch auf, drückte ihr Tuch vor die Augen, und entfernte sich schwankend; Hinko stand regungslos, er wußte sich diese Scene nicht zu deuten.

„Sprecht," sagte er zu Klara gewandt, „was ist unserer Gebieterin, welch' sonderbares Benehmen; sollte der Schmerz um den Verstorbenen wirklich so heftig sein, daß er bei der bloßen Nennung seines Namen sie erfaßt und vernichtet?"

„Und Ihr fragt, Ihr, Ritter! um die Ursache dieses Benehmens, ihres Kummers? Ihr hättet nichts bemerkt; oder habt Ihr nichts bemerken wollen?"

Der Ritter schüttelte schweigend das Haupt.

„Nun wohlan denn!" fuhr Klara fort; „sie hat Euch geliebt seit Monden, sie liebt Euch mit einer unbeschreiblichen Glut, nur an Euch liegt es, die schöne Witwe und mit ihr all' die schönen Güter Ritter Hanuš's, dem Gott die ewige Ruhe gönnen möge! zu erringen. O was für Qualen hat sie nicht erlitten durch Euere Unempfindlichkeit, durch Euere Blindheit, oder — Euere Schüchternheit. Jetzt habt Ihr viel wieder gut zu machen, Ritter! und zu Bertha's Füßen ist Euer Platz, von ihr Verzeihung, Erfüllung Euerer schönsten Wünsche zu erflehen."

„Mit nichten," sagte ernst Hinko; „mein Platz ist auf dem Pohlberge und nicht an der Seite eines eitlen, verbuhlten Weibes, das mit Liebesblicken schon bei Lebenszeit ihres Gatten nach dem neuen Galan angelt. Was sollte mir eine solche zur Lebensgefährtin taugen? Nein, darum kam ich hieher, um Abschied zu nehmen, und ehe die Sonne zwei Mal hinter jene Berge sinkt, muß ich Himmelstein im Rücken haben!"

„Hinko!" rief Klara erschrocken, „bedenkt, was Ihr sprecht, was Ihr thut! Ihr mordet Bertha, wenn Ihr sie verläßt, mit rauhem Wort und rauher That ihre Liebe lohnt. Nein, Ihr könnt nicht so handeln, und ein Herz voll Liebe und Hingebung kalten Blutes mit ehrner Hand zerbrechen."

„Mein Entschluß steht unwiderruflich fest," entgegnete Hinko mit eiserner Festigkeit; „habt daher die Gnade, Eurer Gebieterin, Eurer Freundin meine Worte zu hinterbringen; ändert nichts daran, ich brauche keiner Entschuldigung, wo ich als Ehrenmann handle."

Er wandte ihr kalt und ruhig den Rücken, und verließ den Garten.

Klara hinterbrachte Hinko's Worte, freilich gemildert, noch am selben Tage ihrer Freundin, welche sie herzlich beklagte und auf jede Weise zu trösten suchte; Bertha geberdete sich, wie eine Wahnsinnige. Thränen strömten aus ihren Augen, sie zerschlug sich die Brust, und nur mit Gewalt konnte sie Klara zurückhalten, daß sie sich nicht vom Söller hinabstürzte in den Burggraben. Aber, wie stets die höchste Erregung, der größte Schmerz der Abspannung weicht, so geschah es auch hier; sie fiel in eine wohlthätige Ohnmacht und erwachte ruhiger.

Hinko hatte mittlerweile Alles zu seiner Abreise vorbereitet, die Aufsicht über Güter und Veste dem alten Burgvogte übergeben, und trat nun zum Aufbruch gerüstet, noch ein Mal vor die Gebieterin, welche bei seinem Anblicke erbleichte.

„Lebt wohl," sagte er kalt, „lebt wohl, edle Frau! und möge Euch meine Entfernung von einem bösen Traume befreien!"

Bertha starrte den Ritter an, sie rang nach Worten und konnte sie nicht finden; ein Thränenstrom erleichterte endlich ihre Brust.

„Ihr wollt also wirklich scheiden von uns, von Himmelstein, vergessen, wie sehr wir Euch geliebt, was Euch mein Gemal gewesen?"

„Eben, weil ich die Asche des Mannes ehre, der die Schritte des Jünglings auf der Bahn des Ritterthums geleitet, verlasse ich diese Burg; möge ein Gott sich Euerer erbarmen und Euch die Binde von den Augen nehmen."

„Und so, so scheidet Ihr?" rief die Burgfrau verzweifelnd; „kein freundliches Wort, das eine schöne Erinnerung im Herzen zurückläßt; sondern rauh und finster, wie ein Gewitter scheidet, das des Landmanns grüne Hoffnungssaaten zerschmettert?"

„Auch ein Gewitter kann wohlthätig sein; es reinigt die Luft und erfrischt die Fluren!" entgegnete Pohlberg.

„Nun, so scheidet denn, Undankbarer! vergeßt uns, vergeßt, was Ihr hier empfangen," sagte die Burgfrau in Thränen zerfließend; „es steht Euch wohl an."

„Undankbar? nein, das bin ich nicht," antwortete Hinko; „nur ein Mann, der das ausführt, was er für nothwendig erkannt hat. Ich werde den Himmelstein, ich werde Ritter Hanuš, ich werde Euch nie vergessen!"

Digitized by Google

„Werdet Ihr mir zuweilen ein freundliches Andenken schenken?“ sagte Bertha, in deren Seele ein Hoffnungsstrahl aufblitzte. „O so habt Dank dafür, und nehmt als Zeichen der Erinnerung diese Schärpe, die ich für Euch gestickt; möchten Euch stets so freundliche Träume umschweben, als mich bei der Arbeit umschwebten; aber,“ fügte sie hinzu, „mögen sie auch eine schönere Erfüllung haben, als die meinigen!“

Der Ritter ließ sich vor Bertha von Himmelstein auf ein Knie nieder; dann stand er auf, drückte ihre Hand zum Kusse an seine Lippen und verließ, ohne sich mehr umzusehen, klirrenden Schrittes das Gemach, schwang sich im Burghof auf seinen Rappen und sprengte im donnernden Galopp über die Zugbrücke. Bertha war an's Fenster getreten und starrte dem Scheidenden so lange nach, die Augen thränenvoll, die Hände auf's gequälte Herz gedrückt, bis ihn eine Biegung des Weges ihren Blicken entzog; sie hoffte, er würde noch ein Mal zurückblicken, zurückgrüßen nach dem Himmelsteine, aber es war umsonst. Mit verhülltem Gesichte und laut schluchzend sank sie auf ein Tabouret am Fenster.

Die Liebe ist wie ein eigensinniges Kind, das gerade nach dem Spielzeuge jammert, das man ihm versagt; sie wächst riesengroß durch Hindernisse, wie ein Gießbach durch Dämme; sie erstarkt unter den Hammerschlägen des Schicksals und weder Verachtung, noch Verkennen können sie vertilgen. Gerade je gleichgiltiger der geliebte Gegenstand gegen uns erscheint, desto mehr wird unsere Liebe aufgestachelt, die Eifersucht, diese Furie, welche, wie eine Hyäne, Leichen aus der Erde gräbt, erwacht, und wir strengen all unser Denkvermögen, unsere Fantasie an, um auf Mittel zu sinnen, uns dem geliebten Gegenstande zu nähern, ihm zu gefallen, wir gleichen Pelikanen, welche sich die Brust aufreißen, mit dem eigenen Blute ihr Herzkind zu ernähren.

Bertha verzweifelte; trotz der Kälte, der Verachtung, mit welcher der Ritter ihre Liebe zurückgewiesen und die sie sich lebhaft in's Gedächtniß zurück rief, um einen Schild gegen ihre wahnsinnige Leidenschaft zu haben, wollte sein Bild nicht aus ihrer Seele weichen, und ihr Herz fand tausend Entschuldigungen. So waren drei Tage vergangen, welche der Burgfrau, ohne Hinko's Anblick drei Ewigkeiten zu sein schienen, denn sie quälte nebst dem Liebesgrame auch noch die Eifersucht, Pohlberg habe bereits gewählt und eine Braut erwarte ihn daheim; Klara's Trostworte vermochten nicht ihr Gemüth zu beruhigen. Der Abend des vierten Tages kam. Schon den ganzen Nachmittag über waren schwarze Gewitterwolken am Horizonte emporgestiegen und hatten sich massenhaft über den höheren Bergen gelagert, welche den Himmelstein einschlossen, eine drückende Schwüle nahm allen lebenden Wesen fast den Athem; in der Burg wie in den umliegenden Dörfern, nach der Gewohnheit damaliger Zeit, wurde das Gewitterglöcklein geläutet und geweihte Kerzen angezündet. Das Gewitter stand unbeweglich, wie ein riesiges Ungeheuer, das nur den günstigen Augenblick ablauert, um zum Verderben hervor zu brechen aus dem Hinterhalte; erst gegen Abend erhob sich ein Wind, der bald zum Orkane anwuchs, Bäume entwurzelte und Felsstücke von ihren tausendjährigen Unterlagen losriß und in's Thal hinunterstürzte. Das Gewitter brach mit ganzer Heftigkeit los, der Donner brüllte vom Echo der Berge verhundertfacht, die Blitze zuckten unaufhörlich, wie feurige Schlangen, und nicht selten schienen breite feurige Streifen den Himmel auf Augenblicke zu zerreißen; krachend trafen Wetterstrahlen die höchsten Bäume und Felsspitzen, nicht selten sah man blitzgetroffene Fichten im fernen Walde wie helle Fackeln in der Dunkelheit auflodern. Eine furchtbare Dunkelheit hatte sich über die Gegend gebreitet, kein Sternlein brannte am Himmelszelte, das Firmament glich einem schwarzen Bahrtuche, und von Sekunde zu Sekunde steigerte sich die Heftigkeit des Gewitters.

Klara lag in einem Betschämel auf den Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten, vor dem eine geweihte Kerze brannte, und sandte brünstige Gebete zum Himmel; denn sie meinte nicht anders, als der Welt Untergang sei gekommen; Bertha saß regungslos am Fenster und starrte hinein in das Toben der Elemente, in die Schrecken der Gewitternacht, ohne eine Miene zu verziehen, ohne mit den Wimpern zu zucken, nur von Zeit zu Zeit lachte sie höhnisch auf. Klara stand auf, als eben wieder ein furchtbarer Donnerschlag verhallt war, und setzte sich auf ein Tabouret zu den Füßen der Burgfrau.

„Ich kann nicht mehr beten, die Angst tödtet mich!“

„Und wozu auch beten, wo Einen die Verzweiflung erfaßt und man nur lachen kann, wie der Verdammte unter dem Galgen? Mag es wettern und schmettern so viel es will, was kümmert's mich? Mag die morsche Erde in Trümmer gehen; was soll ich hier, ohne seinen Besitz?“

„Bertha, du lästerst Gott!“

„Mag mich sein Blitz treffen; dann ist es besser, dann ist es aus. Wo der Himmel nicht hilft, da thut's vielleicht die Hölle, diese Nacht scheint dem Bösen zu gehören, ihn habe ich gerufen; er soll doch sonst geschäftig sein, Menschenseelen in sein Netz zu ziehen; warum kommt keiner seiner höllischen Geister? Ich erwarte ihn!“

„Bertha!“ rief Klara entsetzt und barg ihr Antlitz in deren Schooß; „sprich nicht solch grause Lästerungen. Wir sind allein, zwei schwache Frauen; wenn jetzt, eben in dem Augenblicke — o ich wage es nicht auszusprechen — ich würde sterben vor Angst und Entsetzen.“

„Und ich ihm entgegentreten, jenem Boten der Finsterniß,“ rief exaltirt die Burgfrau, „und sagen: da bin ich; thue du nach meinem Willen und ich gehöre dir!“

Ein furchtbarer Schlag machte die Erde in ihren Grundfesten wanken und selbst die festen Mauern des Schlosses zittern; die Burgfrau sprang auf von ihrem Sitze und stand starr und geisterbleich aufrecht, die flammenden Blicke nach außen gerichtet, als erwarte sie von dort den gespenstischen Boten. Die Glocke, welche unter einem Dache jenseits des Burggrabens angebracht war und mit welcher Pilger oder Reisende, welche ein gastliches Obdach in der Burg ansprachen, ein Zeichen ihrer Anwesenheit gaben, ertönte laut und schrillend mit ungeduldigen Schlägen durch den Gewittersturm.

„Gottes Wunder!“ rief bei dem bekannten Tone der Burgwart in seinem Stübchen; „ein Verirrter in dieser Nacht. Alle guten oder alle bösen Geister müssen ihm beigestanden haben, daß er in diesem Aufruhr der Elemente den Weg hieher gefunden hat und nicht hundertmal vom Sturmwind erfaßt und in die Tiefe geschleudert worden. Doch wir wollen sehen.“

Er warf den Wachtmantel von Filztuch um die Schulter, lockerte das kurze Schwert in der Scheide, nahm eine Handlaterne, die er anzündete, und ging hinaus. Nach mehrerem Hin- und Herrufen öffnete er das Ausfallspförtlein, um den fremden, späten Gast über die Nothbrücke zu lassen, bereit, bei dem geringsten Anscheine von Ueberfall dem Eindringlinge einen schlimmen Empfang zu bereiten.

Wenige Augenblicke später trat ein Diener in das Gemach der Burgfrau.

„Es ist so eben ein Fremder angelangt, der die Gastfreiheit der Burg in Anspruch nimmt; er kommt aus dem Morgenlande und sieht gar wunderlich aus.“

„So gebt ihm Speis und Trank, eine gute Lagerstätte, und wenn es sein muß einen Zehrpfennig; die Gastfreiheit des Himmelsteins soll nicht in üblen Leumund kommen.“

„Ja, edle Frau! aber der Fremde bestehet darauf, Euch selber zu sprechen, aus Eurer Hand, da kein Burgherr lebt, Brod und Wein zu empfangen, wie dies Sitte ist im Morgenlande. Er sagte zugleich, hohe Frau! seine Anwesenheit würde Euch Glück bringen, auch könne er Lieder zur Laute singen und Mährchen erzählen.“

Die Burgfrau bedachte sich eine Weile; dann rief sie: „Wohl, er mag kommen; bringt den Imbiß hieher; ich selbst will ihm den Becher kredenzen.“

Der Diener ging und kehrte bald mit dem Fremden zurück, der sich vor den Damen nach morgenländischer Sitte mit über der Brust gekreuzten Armen so tief verneigte, daß die Stirne fast den Boden berührte.

Ein unheimliches Gefühl befiel beide Frauen, als der Fremde

Digitized by Google

das Gemach betrat, und es war, als rauschte es mit Fledermausflügeln über ihrem Haupte.

Der Fremde war ein Mann im kräftigsten Alter, fast über Kopfslänge ragte er über die gewöhnliche Mannesgröße empor, er war herkulisch gebaut und dunkelgelb von Hautfarbe; die Augen waren schwarz und feurig, die Lippen, violett, ließen geöffnet zwei Reihen breiter, spitzer Zähne sehen, welche dem Rachen eines Haifisches alle Ehre gemacht hätten. Die Ohren hatten eine ungewöhnliche Form, sie ähnelten denen eines Pans, der Ausdruck seines Gesichtes war Hohn, Bosheit und lauernde Tücke; er hinkte auf einem Fuße und hatte einen etwas schiefen Blick.

„Verzeiht, hohe Frau!" sagte der Fremde mit etwas ausländischer Betonung, „daß ich die Gastfreundschaft dieser Burg in der tollen Gewitternacht, welche ich zwar sonst sehr liebe, in Anspruch nehme; ich komme aus dem fernen Aethiopien und bereise Europa, um verborgene Schätze mit meiner Wünschelruthe aufzusuchen, mich mit den berühmtesten Chiromanten und Negromanten in Verbindung zu setzen, reichen Leuten Horoskope und Nativität zu stellen, Liebestränke und Heilmittel zu brauen, und zu helfen, wo ich kann."

Die Burgfrau, noch mehr aber Klara, warfen scheue Blicke auf den Aethiopier; letztere bekreuzte sich fromm, was den Gelben bewog, gewaltig schiefe Gesichter zu schneiden. Seine Kleidung war äußerst phantastisch. Den schweren, schwarzen Mantel mit einer Kapuze hatte er im Vorzimmer abgeworfen, so wie die mit Nägeln beschlagenen Wanderschuhe; er trug einen Turban aus einem weißen kostbaren persischen Shawle, den die gelbe Farbe seines Gesichts und die grellen Züge desselben auf eine unangenehme Weise hervorhob, ein Hemd von hellrother Seide mit einem kurzen Leibchen, dessen Spitzen vorne tief herab gingen und mit Goldquasten besetzt waren, die weiten offenen Ärmel waren mit Goldschnüren in bunten, krausen Figuren ausgenäht, ein breiter Gürtel von grüner Seide an den Enden mit Goldfransen besetzt, schlang sich um die Hüfte, die Beinkleider waren von braunem Zeug, weit, und gingen bis unter das Knie, die Beine waren bloß und staken unten in einer Art von Strümpfen von gelbem Leder.

Das Gewitter hatte während des Eintrittes und der Anwesenheit des Fremden noch an Heftigkeit zugenommen, unaufhörlich zuckten die feurigen Blitzesschlangen gegen das Fenster, und es schien, als wollten sie sich durch dasselbe einen Weg in's Gemach bahnen; die beiden Frauen schienen von dem furchtbaren Grollen des Donners betäubt, und besonders Klara zitterte wie ein Espenlaub bei jedem neuen Schlage. Der Aethiopier gewahrte das.

„Das Gewitter ist Euch wohl unangenehm?" sagte er; „ja, nicht Jeder liebt es so wie ich, dem recht wohl ist in der Schwefelatmosphäre; ich will Euch davon befreien."

Und er trat zum Fenster, streckte gebietend die Hand aus gegen die Gebirge und murmelte einige geheimnißvolle Worte. Und alsbald legte sich der Sturm, schwächer und immer schwächer wurden Donner und Blitz, und wenige Minuten später brach der Mond durch den zerrissenen Wolkenschleier und erhellte die Gegend. Die beiden Frauen sahen sich betroffen an und konnten sich eines geheimen Schauers vor dem Aethiopier, der den Wettern gebot, nicht erwehren; er lächelte still vor sich hin und murmelte: „Possen, dergleichen lernt man aus den alten Papyrusrollen in den Gräbern der Pharaonen; das lohnt sich kaum der Mühe, davon zu sprechen."

Die Diener hatten ein Tischchen gedeckt, an dem der Fremde Platz nahm, die Hausfrau selbst kredenzte ihm mit ihren Rosenlippen den Becher; der Aethiopier aß mäßig und berührte nur den Wein.

„Ich bin Euch Dank schuldig für Eure gastliche Aufnahme, hohe Frau!" sagte er nach beendetem Mahle, „und gerne möchte ich mich Euch dankbar erweisen. Wünscht Ihr ein Lied zu hören oder Mährchen, soll ich Euch durch meine Kunststückchen, von denen Ihr bereits ein Pröbchen gesehen, die Zeit vertreiben?"

„Es ist spät," antwortete die Burgfrau zögernd, und man sah, daß sie etwas auf dem Herzen habe, es aber nicht aussprechen wolle; „und Ihr bedürft der Ruhe."

„Ich schlafe äußerst wenig," entgegnete der Aethiopier, „und gerade die Stunde der Mitternacht ist eine günstige, geheimnißvolle Stunde. Ich sehe," fuhr er fort, sein dunkles Glutauge fest auf sie richtend; „Ihr leidet, ein Kummer quält Eure Seele und Ihr habt nicht den Muth ihn zu entdecken."

Die Burgfrau erröthete bis unter die Locken. „Und wenn es so wäre," sagte sie leise, „wer vermöchte mir zu helfen? Wer kann das Widerstrebende binden, das Fliehende festhalten, das Flüchtige fesseln?"

„Der Geist, der Wille, die Kraft!" antwortete der Aethiopier, indem er aufstand und näher zu Bertha trat; „Ihr liebt, hohe Frau! und werdet nicht wieder geliebt, hohe Frau! ist es nicht also?"

Bertha nickte schweigend mit dem Kopfe, indem ihr eine Thräne in's Auge stieg.

„Nun," fuhr der Schwarze fort; „wer so vielen Reizen widerstehen kann, der verdient sie nicht. Ihr solltet ihn züchtigen, edle Frau! gebietet, und ich vernichte ihn durch meine Zauber."

Bertha schrie hell auf, denn das Auge des Schwarzen schien Feuer zu sprühen und drehte sich wie ein Rad im Kreise.

„Nein, nein!" rief sie, „lieber wollte ich sterben, als daß ihn das geringste Leid beträfe. O wenn Ihr zaubern könnt, wenn Euch übernatürliche Mittel zu Gebote stehen, so benützt sie dazu, mir seine Liebe zu gewinnen, ihn auf immer an mich zu fesseln; o aber dazu reichen Eure Kräfte nicht aus, all Euer Wissen wird daran zu Schanden; denn er haßt, er verachtet mich."

„Meint Ihr, edle Frau?" fragte der Mohr höhnisch. „Was ist denn schwerer: ein Gewitter bändigen oder so ein erbärmliches Ding von einem Menschenherzen lenken? Was ist denn weicher, heikler, launenhafter als das?"

„Ihr könntet — ?"

„Mit Eurer Hilfe — Alles. Wollt Ihr, wollt Ihr wirklich, das heißt, habt Ihr Kraft zum Wollen, so seid Ihr gerettet, und ehe acht Tage vergehen, liegt jener Spröde, — Hinko von Pohlberg heißt er, Ihr seht, ich weiß seinen Nahmen, auch wenn Ihr mir ihn verschweigt — liebegirrend zu Euren Füßen."

Bertha lebte neu auf, Klara warnte sie leise vor den Schlingen der Hölle; aber die Burgfrau stieß eine gellende Lache aus und sprach fast sinnlos:

„Habe ich es nicht gesagt, daß ich ihn willkommen heißen würde, den Boten der Hölle, der mir die Mittel gäbe, meine Leidenschaften zu befriedigen um jeden Preis?"

„Ich sehe, Ihr habt Muth, edle Frau!" sagte der Aethiopier kalt.

„Und wenn Ihr Euere Zusage haltet, wenn Hinko reuig zu mir zurückkehrt, wenn er meine Glut theilt; was fordert Ihr?"

„Viel oder wenig, wie es kommt, oder vielmehr wie Ihr es nehmt; doch davon später, wenn Ihr ein Mal entschlossen seid, meine Hilfe wirklich anzunehmen."

„Und bin ich es nicht?"

„Wenn auch, die Zeit ist noch nicht günstig."

„Und wann?"

„Von heute über drei Tagen, da haben wir eine Mondesfinsterniß, da gedeiht der Zauber am besten.

„Und wo finde ich Euch?"

„Im Gebirge, tief im Walde; dort ist eine Felsschlucht; die Bewohner nennen sie die Todtengrotte, weil sie alle Selbstmörder von weit und breit dorthin bringen und von den Felsen hinabstürzen, denen ein ehrlich Begräbniß in geweihter Erde versagt ist. Dort habe ich meine Wohnung aufgeschlagen, einsam und ungestört, denn die Schauer des Ortes und die Gespenster der Todten verscheuchen jeden Unberufenen. Von den Gebirgen des Altai habe ich die Reise hieher angetreten in wichtiger Sendung; wenige Tage noch und sie ist erfüllt. Beeilt Euch daher, hohe Frau! so Ihr meiner Hilfe bedürft, und versäumt den Termin nicht, der nicht so bald unter gleich glücklicher Konstellation wiederkehrt."

„Und an jenen Ort des Schreckens soll ich gehen?“ fragte an allen Gliedern zitternd die Burgfrau.

„Nicht ohne Kampf, Angst und Entsetzen erreicht der Sterbliche seine Wünsche, wenn er die Geister der Unterwelt aufruft zu seiner Hilfe und ein Bündniß eingehen will mit ihnen. Ihr braucht nicht allein zu gehen, edle Frau! Ihr dürft Eure Freundin hier mitnehmen; aber nur diese allein, kein anderes menschliches Wesen darf sonst um Euern nächtlichen Gang wissen. Keine jener Erscheinungen wird Euch etwas anhaben, und wenn Euch etwas begegnen sollte, so ruft nur dreimal den Namen Schellan, meinen Namen, und ich bin bei Euch.“

Bertha stand da, flammende Röthe der Aufregung auf den Wangen, Klara barg kreideweis ihr Gesicht in die Hände.

„Ihr möchtet wohl gerne wissen, was Euer Liebster macht, ob er nicht doch an Euch denkt und es bereut, daß er Euch verlassen und Eure Liebe verschmäht hat?“

„Und Ihr könntet es mir sagen?“ fragte Bertha rasch.

„Mehr als das, ich kann es Euch zeigen.“

Er zog aus den Taschen seiner weiten Beinkleider eine ziemlich große Platte in einem Rahmen von polirtem Federnholz, welche einer schwarzen geschliffenen Glasmasse glich; er hauchte sie leicht an und murmelte geheimnißvolle Worte darüber; dann stellte er sie zwischen den beiden Lichtern auf den Tisch.

„Und jetzt,“ sagte er, „hohe Frau! richtet all Euer Sinnen, alle Eure Gedanken auf den Abwesenden und seht in den Spiegel!“

Bertha that, wie ihr geheißen, sie richtete die Augen unverwandt auf die glänzende Fläche, ihr Sinnen auf Hinko; es schien ihr, als ob leichte Wölkchen aus der Fläche aufstiegen, welche sich immer mehr und mehr verdichteten; nach und nach verloren sie sich und sie sah einen grünen, blühenden Garten, eine duftige Fliederlaube, und in ihr saßen auf einer Moosbank, Hand in Hand, Auge in Auge getaucht, ein seliges Lächeln auf den Lippen, Hinko in reichem Gewande mit einem wunderschönen Frauenbilde. Athemlos starrte die Burgfrau darauf hin, sie hielt es Anfangs für ein Spiel ihrer aufgeregten Fantasie; aber je mehr sie hinblickte, desto mehr überzeugte sie sich von der Wirklichkeit; die Figuren bewegten sich, er schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib, ihre Lippen berührten sich. Bertha stöhnte laut, wie das Reh von der Armbrust des Jägers zum Tode getroffen; sie rief: Hinko! sie streckte die Arme aus, ihn zurück zu halten; da verhüllten Nebel das Bild, und die Platte stand ruhig und schwarz vor ihr auf dem Tische. Auch Klara hatte das Bild gesehen und beide Frauen blickten sich betroffen und verwirrt an.

„Wollt Ihr noch mehr erfahren, wollt Ihr Eure, wollt Ihr Hinko's Zukunft sehen?“ fuhr der Aethiopier mit heiserem Lachen fort, indem er dabei seine weißen, spitzen Zähne fletschte; „das heißt Eure Zukunft, wenn Ihr mir nicht vertraut, wenn ich Euch nicht helfe; so blickt nur noch ein Mal in den Spiegel, er ist ein gar guter und treuer Profet.“

Bertha starrte den Spiegel an, die Wolken bildeten sich auf der Fläche und verschwanden; ihr Bild starrte ihr aus der Fläche entgegen, aber sie schauderte entsetzt davor zurück. Wahnsinn hatte ihre Züge entstellt, wirr hing das Goldhaar um die Schläfe, die halb offenen Flechten um Kopf und Nacken, mit unheimlichem Lächeln grinsten ihre Lippen, ihre Augen rollten in unverkennbarem Wahnsinn, sie stand auf der Zinne des Himmelsteins, sich hinabneigend, hinabstarrend in die furchtbare Tiefe, wie Eine, die im Begriffe ist sich hinab zu stürzen. Bertha bedeckte sich mit der Hand die Augen, dies Bild war gräßlich; aber sie fühlte es, dahin mußte es kommen mit ihrem namenlosen Liebesschmerz.

Als sie wieder hinblickte, hatte sich die Scene geändert.

Sie sah Hinko und jenes Frauenbild traulich beisammen sitzen, er schaukelte einen derben, goldgelockten, rothwangigen Buben auf den Knieen, während ihm das Frauenbild zulächelte und sanft die braunen Wangen streichelte.

Bertha fühlte einen Dolchstich ihr Herz durchbohren, die Eifersucht schwang ihre Fackeln, nickte ihr mit dem schlangenhaarigen Haupte zu.

„Entsetzlich!“ rief sie mit dumpfem Tone, und all ihre Kraft war gebrochen; „o dahin wird, dahin muß es kommen!“

„Wenn Ihr nicht mir vertraut, wenn Ihr Euch vor dem Gange in's Gebirge scheut, und Euch an den Lohn stoßt, den ich von Euch verlange für den Dienst.“

„Nein, nein! Ich will Alles. Ich will Euch aufsuchen, ich will Eure Hilfe anflehen, annehmen, will Alles thun, und sollte ich meine ewige Seligkeit einsetzen müssen für meine irdische.“

„Bertha, du lästerst Gott!“ rief Klara entsetzt; „bei dem Bilde des Gekreuzigten beschwöre ich dich, denke an dein Seelenheil!“

Wie Blitze zuckte es bei diesen Worten über das Gesicht des Aethiopiers, er rollte die Augen und knirschte mit den Zähnen.

„Ich denke an nichts, als an ihn, an nichts, als an die Seligkeit in seinen Armen, an nichts, als an die Verzweiflung ohne ihn. Hassan, wer Ihr auch sein mögt, ein guter oder ein böser Geist, ja, wärt Ihr selbst ein Bote der Hölle, bei meinem Eide, ich komme, erwartet mich!“

Er reckte sich hoch auf, er schien größer zu werden, und berührte fast die Decke des Kiosks mit dem Scheitel; Hohn und Triumph lagen in seinen Zügen, seine Augen leuchteten wie feurige Kohlen, er hielt Bertha seine Hand hin; nicht ohne Schauer ergriff sie dieselbe, ein Blitz schien sie bei der Berührung zu durchzucken, ein Feuerstrahl ihr Mark zu versengen, sie sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden.

Rasch wandte sich der Aethiopier und schritt zur Thüre hinaus.

Als die Burgfrau, aus ihrer Ohnmacht erwacht, wieder mit dem Fremden sprechen wollte und einen Diener nach ihm schickte, fand dieser das, dem Fremden angewiesene Gemach leer, das Fenster offen. Der Aethiopier war im ganzen Schlosse nirgends zu finden, obgleich der Burgwart eidlich behauptete, das Thor Niemandem geöffnet zu haben. Viele wollten ihn auf einem feurigen Rosse aus dem Fenster seines Zimmers über den Burggraben haben setzen sehen und dem nahen Walde zujagen, doch widersprachen sie sich häufig; so viel aber ist gewiß, daß Niemand von dem Aethiopier sprach oder an ihn dachte, ohne daß er sich bekreuzte und ein Stoßgebet murmelte.

Es war eine ruhige und klare Frühlingsnacht, der Himmel war tiefblau und sternengestickt, kein Lüftchen regte sich und rauschte durch das Laubwerk; nur das Zirpen der Heimchen, das Schlagen der Nachtigallen und das Flöten der Drosseln im nahen Walde unterbrach die heilige Stille der Nacht. Alles ruhte unten in den Hütten der Landbewohner, welche sie wie Schwalbennester angebaut an die mächtige Veste, selbst in der Burg hatte sich der größte Theil der Diener schon zur Ruhe begeben; nur der Burgwart hielt die nächtliche Runde, und die Wachen auf den Wällen gingen mit eintönigen Schritten auf ihren Posten auf und ab.

Das Licht im Zimmer der Burgfrau war erloschen, doch sie selbst ruhte nicht; sie stand angezogen am offenen Fenster und starrte hinaus in die Nacht. Der Mond beleuchtete ein ernstes geisterbleiches Antlitz. Große, furchtbare Entschlüsse wälzten sich in ihrem Busen; heute war die Nacht, welche ihr der Aethiopier als die günstigste bezeichnet hatte.

Das Knarren der Thüre weckte sie aus ihren Träumen, sie wandte sich rasch um — Klara war eingetreten. Sie war bleich und angegriffen.

„So beharrst du dennoch bei deinem fürchterlichen Entschlusse, die Hilfe der Hölle anzurufen, um Hinko's Liebe zu erringen?“

„Ich will hinausgehen in's Gebirg und den Wundermann aufsuchen, der mir Hilfe versprach; wer sagt es dir, daß er ein finst'rer Geist der Hölle sei? Gibt es nicht Menschen genug, welche mit scharfem Geiste eingedrungen sind in die Tiefen des Wissens und die der Unwissende für Diener Satans hält?“

„Mein Herz sagt es mir, meine Angst, meine Sorge um dich und das Wohl deiner Seele.“

„Fürchte nichts, Klara! man muß nicht das Schlimmste er-

Digitized by Google

warten. Willst du mich begleiten? willst du der Freundschaft dies Opfer bringen?"

„Ich will es," antwortete Klara zitternd; „ich habe mich im Gebete mit Gott berathen, ich habe ihn unter Reuezähren um Vergebung gebeten, wenn ich eine Sünde begehe; aber ich kann dich nicht allein gehen lassen, die Angst um dich würde mich verzehren."

„Wohl, so komme, die Zeit naht und wir haben einen weiten Weg vor uns."

Klara stieß einen tiefen Seufzer aus und hüllte sich zitternd vor Angst in ihren Mantel; Bertha warf ebenfalls, trotz der warmen Jahreszeit, einen leichten Mantel um ihre Schultern, dann verließen beide Frauen ihre Gemächer und eilten über den Burghof dem Ausfallspförtchen zu, wo sie der Burgwart mit dem Schlüsselbunde erwartete.

„Ihr wollt also wirklich das Schloß verlassen, edle Frau! um diese Stunde?" sagte der Alte ängstlich. „O thut es nicht, denn nicht immer sind die Pfade um die Veste sicher. Mitternacht ist nimmer fern und da treiben böse Geister ihr Unwesen im Walde."

Klara preßte leise den Arm ihrer Freundin gegen ihr vor Angst hochklopfendes Herz und warf einen ausdrucksvollen, bittenden Blick auf dieselbe.

„Schweig, Thor!" rief halblaut die Burgfrau mit zorniger Miene; „ich habe dich hieher bestellt, uns zu öffnen und nicht uns gute Lehren zu geben, was dem Diener der Herrin gegenüber nicht ziemen will. Ich habe nun ein Mal die Grille, mich diese Nacht im Freien zu ergehen, wer will mich daran hindern? Oeffne rasch!"

Seufzend schloß der Alte auf und die beiden Frauen schlüpften leicht und leise, wie Gespenster, durch's Pförtchen hinaus und eilten den steilen Pfad hinab, bis sie auf eine kleine Wiesenfläche kamen, von wo das Waldgebirge, dem Himmelstein gegenüber, fast senkrecht aufwärts stieg; mit bekümmerten Blicken sah der Burgwart den Flüchtigen nach, die wie zwei Schatten dahin eilten. und murmelte: „Die wandeln auch nicht auf den Wegen des Herrn!" —

Ruhig und stille lag der Wald vor ihnen, auf den der Mond sein vollstes Silberlicht herab goß; einige Augenblicke hielten die Frauen ihren Schritt an, dann betraten sie das Gehölz. Anfangs gingen sie auf weichem Rasen, tausend Waldblumen und Kräuter hauchten ihre würzigen Düfte aus, eine silberklare Quelle sprudelte aus bemoostem Gestein und ihr Plätschern vermischte sich mit den Klagen der Sprosser in den nahen Gebüschen. Aber je höher sie kamen, desto beschwerlicher ward das Steigen; Felstrümmer und Baumstämme, von Gewittern oder Stürmen zerklüftet, versperrten ihnen den Weg, hie und da gähnten plötzlich tiefe Felsspalten, die Bäume standen so nahe, daß ihre Aeste und ihr Laubwerk den Mondstrahlen den Durchgang nicht mehr gestatteten und tiefes Dunkel herrschte. Die Frauen wußten nicht mehr, wohin sie ihre Schritte wenden sollten, ihre Kräfte waren halb erschöpft, sie setzten sich auf einen mit Moos überzogenen Stein, der einen natürlichen Sitz bildete. Da tauchte zu ihren Füßen aus dem Grase und den abgefallenen Blättern ein kleines bläuliches Flämmchen, das unruhig hin- und hersprang, bald hoch aufflackerte, bald wieder zusammenschrumpfte und sie zu locken und zu rufen schien. Sie erhoben sich von ihren Sitzen, und als hätte das Flämmchen nur den Aufbruch der nächtlichen Wanderer erwartet, stieg es hoch auf, daß es die Gegend ringsum erleuchtete und sprang dann rechts ab von dem Pfade, den die Frauen bisher eingeschlagen; sie folgten ihm nach kurzem Bedenken. Nachdem sie sich lange durch ein fast undurchdringliches Dickicht durchgearbeitet hatten, wurde der Boden plötzlich abschüssig und sie sahen einen freien Platz vor sich im Mondlichte. Gewaltige Felsen stiegen auf und bildeten einen Kessel, zu dessen Innerem eine nicht sehr breite Felsspalte führte. Als die Frauen den Saum des Waldes erreicht hatten, erlosch das Irrlicht plötzlich; sie erkannten die von dem Aethiopier bezeichnete Gegend. Noch ein Mal versuchte es Klara, ihre Freundin zur Umkehr zu bereden; aber vergebens, unerbittlich trieb sie ihr Verhängniß vorwärts. Sie betraten den Eingang zur Felsschlucht, von überhängendem Gestein, Wurzel- und Buschwerk finster wie ein Schacht; kaum hatten sie ein Paar Schritte gethan, so stieg aus der Erde herauf das Bild des verstorbenen Ritter Hanuš, in Leichentücher gewickelt, bleich, mit geschlossenen Augen und violetten Lippen, er streckte die Hand wie abwehrend gegen die Kommenden aus. Bertha taumelte zurück und mußte sich an den Felsen halten, um nicht hinzusinken; aber plötzlich kehrte ihre volle Entschlossenheit wieder zurück, sie trat rasch vorwärts — die Erscheinung verschwand.

Je weiter sie kamen, desto breiter wurde der Weg, aber auch desto grauenvoller; Menschenknochen und Todtenschädel überall, der Fuß der Wandernden trat auf vermorschte menschliche Ueberreste. Eulen flogen krächzend, mit schwerem Flügelschlage aufgejagt über ihre Häupter hin, Füchse, aufgestört von ihrem Fraße, schlüpften bellend, mit grünleuchtenden Augen an ihnen vorüber, Schlangen ringelten sich aus allen Löchern zischend über den Weg; sie gelangten in eine Niederung, welche den Mittelpunkt des Kessels bildete. Ein riesiges Bild stand da, mit geöffnetem Rachen, feurigen Augen und vorgestreckten Krallen, es schien sich ihnen zu nähern, die Fäuste nach ihnen auszustrecken, sie zu packen; da stieß Bertha von Himmelstein in der Todesangst einen Schrei aus und rief: Scheitan! Ein unterirdischer Donner rollte, die Erde zitterte unter ihren Füßen, prasselnd sank das Riesenbild in sich selbst zusammen, daß ein Feuerregen weit umher sprühte, ein Felsen spaltete sich und ließ eine geräumige Höhle sehen, in deren Eingang der Aethiopier stand.

„Ich habe Euch erwartet bei mir, tretet ein!" sagte er; „die Zeit wird gleich kommen, wo wir arbeiten müssen, soll das Werk gedeihen. Blickt ein Mal über Euch!"

Die Frauen sahen empor, der Mond, der erst so hell und klar geleuchtet, bekam einen Reif und begann sich zu verfinstern.

Nicht ohne Zagen folgten sie dem Schwarzen in die Höhle.

Sie war trocken und geräumig, die Wände von Granit waren glatt, als hätte der Meißel des Steinmetz sie behauen, nur waren hie und da halbe Thiergestalten und wunderliche Charaktere eingegraben; in Mitten der Höhle brannte ein Feuer, das keinen Rauch machte, dessen Glut aber einen fast betäubenden Wohlgeruch ausströmte. In einer Ecke stand eine kleine hölzerne Truhe, mit wunderlichen Charakteren bemalt.

„Wir sind am Orte und der Zauber kann beginnen," sagte der Aethiopier mit schneidender Stimme; „seid Ihr noch fest und unumstößlich dazu entschlossen, edle Frau! durch mein Mittel Euch die Liebe Hinko's von Pehlberg zu sichern?"

„Ich bin es, nennt mir den Preis."

„Ich bin nicht eigennützig, Ihr werdet meiner Dienste noch ein Mal bedürfen, ich sehe es voraus; und dann —"

„Nun, so beginnt denn; ich will nicht wanken."

Klara hatte schweigend und zitternd die Hand Bertha's gefaßt: der weite Weg und die Angst hatten ihre Kräfte erschöpft.

„Noch Eins, edle Frau! Habt Ihr nichts, was Euern Geliebten gehört, kein Ringlein, keinen Handschuh, den er getragen? es ist unerläßlich, um den Zauber fest und bündig zu machen."

„Nichts, als eine Locke," sagte die Burgfrau von Himmelstein zögernd; „ich fand Hinko einst schlafend im Garten und schnitt sie ihm mit meiner Gürtelscheere ab."

„Desto besser; so gebt."

Bertha zog sie in einer kleinen goldenen Kapsel verwahrt aus der Brust, und legte sie in die Hand des Armeniers. Nun begann der Zauberer seine geheimnißvollen Besprechungen. Er zog einen weiten Kreis mit Todtenschädeln um den Kessel, und hieß Bertha in denselben treten, Klara aber, um den Zauber nicht zu stören, außen stehen. Er nahm mehrere Ingredienzien, welche er aus dem Kästchen in den Kessel warf, der brodelte; starke Dämpfe stiegen auf, und wie durch einen Schleier sah man sonderbare, fürchterliche und ekelhafte Gebilde; wilde Stimmen sangen bald laut, bald leise eine fremdartige Melodie, und dazwischen tönte ein Wehklagen, das Bertha's Herz erstarren machte. Sie wollte sprechen, aber der Aethiopier blickte sie mit zornigen Augen an und legte gebietend zum Zeichen des Schweigens den Finger auf den Mund. Da tauchte das Bild Hinko's aus dem Kessel, es war bleich, die Augen geschlossen, die Lippen krampfhaft

Digitized by Google

auf einander gepreßt, in der Brust hatte es einen Dolch stecken, von dessen blanker Klinge große Blutstropfen fielen. Bertha stieß einen Schrei bei diesem Anblicke aus, taumelte zurück und sank ohnmächtig in die Arme Klara's.

Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich unter freiem Himmel vor dem Eingange der Höhle, in welcher das Feuer erloschen war, auf weichem Moose liegen; Klara kniete neben ihr und der Aethiopier ließ sie an einem Fläschchen riechen, das einen scharfen, würzigen Geruch ausströmte; der Mond war wieder rein und hell geworden, die Gegend war ruhig, nichts störte die Einsamkeit.

„Wo bin ich?“ fragte sie mit schwacher Stimme.

„In meinen Armen,“ entgegnete Klara; „und Alles ist vorüber. Ach! nicht umsonst habe ich Euch gebeten und gewarnt, umzukehren, als es noch nicht zu spät war.“

„Es mußte geschehen,“ sagte Bertha fest, indem sie sich erhob; „es war nur eine augenblickliche Schwäche, die mich anwandelte. Ist Alles vorüber?“

„Ja, edle Frau!“ nahm der Aethiopier das Wort, indem er ein kristallnes Fläschchen, in dem die Flüssigkeit wie geschmolzenes Gold glänzte, aus dem Busen zog, und es gegen das Mondlicht hielt; „hier habt Ihr den Trank. Einige Tropfen in den Becher Eueres Feindes gegossen, genügen, ihn als Sklaven zu Euren Füßen zurück zu führen, ihn vergessen zu lassen, wenn er eine Andere liebt, und an Euch zu ketten für alle Zeiten.“

„Gebt!“ rief die Burgfrau hastig, indem sie nach dem Fläschchen griff, und es in ihre Gürteltasche steckte.

„Aber noch Eins,“ fuhr der Aethiopier mit warnender Stimme fort; „hütet Euch, daß er es je erfahre, von Euch, oder Euerer Begleiterin erfahre, daß Ihr diesen Gang gethan, daß er einen Liebestrank bekommen; sonst würde sich seine gränzenlose Liebe in eben so gränzenlosen und ewigen Haß verwandeln. Noch ein Mal, hütet Euch!“

Bertha drückte eine volle Geldbörse in die Hand des Aethiopiers; doch dieser nahm sie nicht an, sondern schob sie zurück, indem er sagte:

„Ich brauche kein Geld; kommt Ihr wieder, werdet Ihr mir doppelt bezahlen!“

Die beiden Frauen traten ungestört den Heimweg an; es schien, als habe sich die ganze Gegend verwandelt, so ruhig, so schön erschien sie ihnen, ein gebahnter Pfad führte überall durch das Dickicht, und mit dem ersten Morgengrauen erreichten sie den Himmelstein.

Hinko von Pohlberg hatte von seinem Erbe Besitz genommen, und befand sich wohl in seinem Eigenthume; Kisten und Kasten waren gefüllt, in den Marställen wieherten an den Krippen edle und kampftüchtige Rosse, das Schloß hatte eine mannhafte Besatzung, und weite Ländereien gehörten zu demselben. Er dachte der Burgfrau von Himmelstein kaum zuweilen in flüchtigen Minuten, und dies nur mit einer Art von Widerwillen, die zudringliche Liebe des Weibes hatte es ihm verächtlich gemacht — der Mann liebt Kampf und Hindernisse, um zum Besitze zu gelangen; aber auch in seiner Brust lebte ein geliebtes Bild. Es war dies Blanka von Eichenburg, die Tochter eines benachbarten Ritters, eine Gespielin seiner Jugend; er hatte kurz nach seinem Einzuge auf Pohlberg beim Vater um ihre Hand angehalten, und die feierliche Zusage erhalten. Er verlebte an Blanka's Seite, von ihrer Liebe beglückt, selige Stunden; sie war es, die Bertha im Zauberspiegel gesehen, und schon war der Tag der Vermälung bestimmt.

„Auf, Wáclaw! sattle mir zwei Zelter, und du, nebst fünf Knechten, magst mich wohlgerüstet begleiten!“ rief die Burgfrau von Himmelstein dem Burgvogte zu, der ihr alle Tage von dem Zustande der Burg Rapport erstattete.

„Ihr wollt mit Fräulein Klara zur Jagd hinausreiten in den Forst, oder auf die Falkenbeitze?“ fragte der alte Diener.

„Ei, mit nichten!“ entgegnete die Burgfrau; „ich denke im Gegentheile eine weite Reise zu thun in's Meißner Land, zu Hinko dem Pohlberger!“

„Ihr, gnädige Frau! zu ihm?“ fragte der Diener erstaunt denn er begriff nicht, was seine Gebieterin veranlassen konnte, den Unbeweibten zu besuchen.

„Ich will nach Annaberg,“ fuhr Bertha sich fassend und einsehend, daß sie eine Unschicklichkeit begangen, fort; „dort soll ein wunderthätiges Marienbild sein, bei dem ich eine gelobte Andacht zu erfüllen habe. Auf dem Rückwege will ich auf einige Augenblicke bei Hinko einsprechen, ich habe ihn wegen einiger wichtigen Dokumente um Rath zu fragen, welche ich im Nachlasse meines Gatten aufgefunden. — — —“

Hinko feierte eben seine Verlobung auf seiner Burg, er hatte den ganzen Adel der Umgegend geladen, so wie Ritter Benno von Eichenburg mit seiner Tochter, um ihnen sein Besitzthum, seinen Reichthum zu zeigen. Schon waren alle Gäste versammelt und man erwartete nur den Ruf zur Tafel, als das Horn des Burgwarts neue Gäste verkündigte; erstaunt eilte er an's Fenster, und sah zwei Damen mit reisigem Gefolge über die Zugbrücke reiten, deren Gesicht ihm dichte Schleier verhüllten. Den Pflichten der Gastfreundschaft zu genügen, eilte er hinab in den Burghof, und beeilte sich, sie aus den Sätteln zu erheben; wer schildert aber sein Erstaunen, seine Verlegenheit, als die Damen den Schleier zurückschlugen, und er die Burgfrau von Himmelstein und ihre Freundin erkannte.

Bertha sah den Mißmuth, der sich in Hinko's Gesicht ausdrückte, und ihr Herz blutete; doch nun, wo sie ihres Sieges gewiß war, wo sie das sichere Mittel bei sich trug, ihn für immer an sich zu fesseln, beherrschte sie sich vollkommen, und ihr Antlitz trug eine Ruhe zur Schau, von der ihr Herz nichts wußte.

„Ich war auf einer Wallfahrt in Annaberg; da hörte ich, daß Ihr heute Euere Verlobung feiert, und konnte es nicht unterlassen, Euch persönlich dazu Glück zu wünschen, und Euere Braut kennen zu lernen. Ihr werdet mir wohl,“ setzte sie mit einem verbindlichen Lächeln hinzu; „die Gastfreundschaft auf Pohlberg gewähren, die Euch der Himmelstein gewährte.“

Pohlberg ließ sich durch die Maske erkünstelter Ruhe täuschen, er bot den Damen den Arm und führte sie in den Speisesaal, wo er sie den übrigen Gästen, so wie seiner Braut vorstellte; an der Tafel erhielt sie den Ehrenplatz zwischen Ritter Benno von Eichenburg und dem Burgherrn.

Ihr Herz schlug ungestüm, nun ist der Augenblick der Entscheidung gekommen; aber sie sah ein, daß gerade jetzt Verstellung am allernöthigsten sei, um sich nicht zu verrathen. Sie war gesprächig und voll Laune, sie schenkte Hinko, der sich mit seiner Braut beschäftigte, fast keinen Blick, und unterhielt sich desto mehr mit ihrem Nachbar. Umsonst erwartete sie einen günstigen Augenblick, den Inhalt des Fläschchens in des Burgherrn Becher zu leeren; so oft sie umher blickte, sah sie sich beobachtet. Schon glaubte sie unverrichteter Sache wieder heimkehren zu müssen; da unterstützte sie der Zufall in ihrer verbrecherischen Absicht; Hinko hatte zur Ergötzlichkeit seiner Braut und Gäste einen Mummenschanz veranstalten lassen, der so eben seinen Einzug in den Saal hielt. Bei dem Klange der Trompeten, wendete Alles rasch die Blicke dem Eingange des Saales zu; rasch benützte Bertha diesen Augenblick, und leerte unbemerkt die Hälfte der Flüssigkeit aus dem Fläschchen in Hinko's Becher. Fröhliches Gelächter begleitete den Maskentanz, der sich in allerlei komischen Verschlingungen um die Tafel zog, und sich dann entfernte; nun hob Ritter Benno den Becher und brachte einen Toast auf das Wohl des Brautpaares aus. Die Becher klangen aneinander, Hinko leerte den seinigen bis zum Grunde; wie Feuer glitt ihm der Trank durch die Kehle und die Adern.

Bertha holte tief Athem, ihr Auge funkelte, wie das eines Tiegers, der seine Beute erreicht hat; jetzt konnte er ihr nicht mehr entrinnen.

Wenige Minuten, nachdem Hinko getrunken, fühlte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Bertha hingezogen, er fühlte ein unendliches Wohlwollen für sie in seinem Herzen aufsteigen, seine Braut kam ihm minder reizend, minder einnehmend vor; er wandte sich von

Digitized by Google

nun an beständig mit der Rede an die Witwe von Himmelstein. Diese war kalt und verschlossen, um weder Benno's, noch Blanka's Argwohn rege zu machen; aber je spröder sie ihn behandelte, desto feuriger ward er. Die Tafel wurde aufgehoben, man wollte in den Schloßgarten; Hinko bot Bertha den Arm, und ließ Blanka, der die Thränen in's Auge stiegen, unbeachtet stehen. Bertha triumphirte in ihrem Innern, der Trank hatte seine Wirkung nicht verfehlt, der Aethiopier sie nicht betrogen; aber desto mehr war sie auf ihrer Hut, um jeden, auch den geringsten Verdacht von sich abzuwenden. Sie wies seine Begleitung zurück, sie umarmte liebevoll Blanka, bot ihr den Arm, und suchte sie über das Betragen ihres Bräutigams zu trösten; während Blanka weinte, runzelte Ritter Benno finster die Stirne, und glaubte ein altes Liebesverhältniß zwischen Hinko und der Burgfrau von Himmelstein zu entdecken, das plötzlich wieder mit aller Kraft erwacht sei, er ahnte es nicht, welchem mächtigen Zauber der Unglückliche erlegen. Eine Stunde später rief Bertha nach ihrem Zelter; sie sah, der Trank hatte gewirkt, und das Opfer würde bald zu ihren Füßen fliehen; umsonst bestürmte sie Hinko mit Bitten, noch zu bleiben, sie trat den Heimweg an. Der Burgherr war plötzlich verwandelt, tiefsinnig, er hatte keine Worte für seine Gäste, keine Aufmerksamkeit für seine Braut. Eine halbe Stunde, nachdem Bertha Schloß Pohlberg verlassen, eilte er hinab in die Ställe, sattelte selbst seinen Lieblingshengsten und sprengte dem Zuge nach, ohne Abschied von den Gästen zu nehmen, welche sich kopfschüttelnd über die plötzliche Veränderung des Burgherrn entfernten. Benno hielt seine weinende Tochter im Arme und schwur, die ihr angethane Beleidigung blutig zu rächen.

Bald hatte Hinko den Zug der Burgfrau von Himmelstein eingeholt; denn diese war, dies Kommen voraussehend, langsam die Straße weiter gezogen. Er ritt an ihre Seite und überhäufte sie mit Artigkeiten und Beweisen seiner Liebe; Bertha, welche sich nun am Ziele sah, lebte wieder neu auf. Auf Himmelstein schien die Freude und das Glück eingezogen zu sein; Pohlberg kehrte nicht mehr nach seiner Burg zurück, und hielt schon am folgenden Tage um die Hand der Burgfrau an, welche ihm diese auch mit Freuden zusagte — Blanka war vergessen. Hinko's Zustand war kein natürlicher, er fühlte sich mit magischen Banden zu Bertha hingezogen, er konnte nur in ihrer Nähe athmen, leben, er fühlte Angst und Beklemmenheit, wenn er ferne von ihr blieb, aber dennoch war es nicht Liebe, sein Herz pulsirte kalt und ruhig — sein Geist war betäubt, sein Kopf eingenommen, er glich einem Nachtwandler, und konnte sich kaum auf die nächste Vergangenheit besinnen. Der Hochzeitstag wurde bestimmt; die Vermälung sollte in aller Stille gefeiert werden, denn die Liebenden waren sich selbst genug.

Klara hatte das Glück ihrer Freundin ohne Groll und Neid gesehen, sie wußte, was es ihr kostete und bedauerte sie; aber während diese in Hinko's Armen Alles um sich vergaß, fühlte jene den Keim einer schweren Krankheit in sich. Jene Gewitternacht, die Schrecken und Anstrengungen der nächtlichen Wanderung, die Beschwerlichkeiten der Reise hatten ihre zarte Organisation angegriffen und zerrüttet; ein hitziges Fieber warf sie auf's Krankenlager. Sie lag in wilden Träumen und Fantasieen; Bertha war bei der ersten Nachricht von Klara's Krankheit an ihr Bett geeilt, und pflegte sie mit schwesterlicher Sorgfalt. Es war eben sowohl Liebe zu ihrer Freundin, als die Furcht, diese möchte im Fieber ihre Geheimnisse verrathen.

Und wirklich übte Bertha's Blick einen mächtigen Zauber auf die Kranke aus, und verschloß ihr den Mund, wenn sie sprechen wollte. Hinko, der an seine Braut gebannt war, hielt sich auch häufig im Krankenzimmer auf, wo er zu dem Fußende des Bettes saß und sein Auge von Bertha nicht verwendete.

Eines Abends saßen die beiden Liebenden wieder am Krankenbette; bleiernschwer sank der Schlummer auf Bertha's Augenlieder, welche mehrere Nächte hindurch gewacht hatte, und sie konnte nicht widerstehen. Als sie fest eingeschlafen, erhob sich die Kranke in Fieberfantasie halb von ihrem Lager, ihre Wange bedeckte höheres Roth, ihr Auge glänzte, und sie sprach leise zu Hinko:

„Still! still! daß sie nichts erfährt; ich habe ein Geheimniß für dich auf dem Herzen. Gedenkst du noch jener Nacht, jener fürchterlichen Nacht, in der wir den Teufel aufsuchten, daß er uns den Trank gäbe, der dich toll machen sollte? — doch nein! du warst nicht mit, du warst ja das Opfer!"

Mit angehaltenem Athem lauschte Hinko auf Klara's Reden, er strengte alle Sinne an, um ihre leise geflüsterten Worte zu verstehen.

„Ja," fuhr sie fort, „der Teufel gab ihr das Fläschchen mit der Liebeselixir, sie goß es in deinen Becher, als wir bei dir auf Pohlberg waren, und darum mußtest du deine schöne Braut verlassen und ihr nachlaufen, weil du von dem Zaubertrank getrunken hast. Aber verrathe mich nicht; sie würde mich todt machen, erführe sie es, daß ich geplaudert."

Hinko fühlte es wie Schuppen von seinen Augen fallen, seine Sinne entfesselten sich, sein Herz schlug frei und mächtig; es war, als ob alle Bande seiner Seele gelöst worden wären.

„Ein Zaubertrank! das Ungeheuer hat mir einen Zaubertrank gegeben?" schrie er hell auf.

Bertha erwachte, dies Wort gellte ihr, wie ein Donnerschlag, im Ohr, sie stürzte auf Klara zu, welche weiter sprechen wollte, und legte ihr die Hand auf dem Mund; aber es war zu spät.

Hinko stand da, wie ein zürnender Rachegott, er schleuderte vernichtende Blitze aus seinen Augen auf die Unglückliche, welche wie vom Blitze getroffen zu seinen Füßen stürzte und um Gnade wimmerte.

„Also wahr, wahr, daß ich bezaubert worden; daß man gewaltsam mich durch Höllenkünste von dem Wesen losriß, das ich mit aller Liebe meines Herzens umfing, um mich an eines zu ketten, das ich hasse, verabscheue, verachte. Ja, was zweifle ich noch? Erinnere ich mich denn nicht jener Nacht, in der ich plötzlich durch unsägliche Schmerzen aus meinem Schlafe gerissen wurde, war es da nicht, als gefröre das Mark in seinen Röhren, als stieße man mir ein glühendes Messer in die Brust? Hörte ich nicht teuflische Stimmen, sah ich nicht zwischen den mich umgaukelnden Fratzen dein Antlitz, das mir Liebe zugrinste? Ja, du warst es, Teufel von einem Weibe! und in jener Nacht wurde der verfluchte Trank gebraut."

„Gnade! Erbarmen!" winselte Bertha.

Hinko griff nach dem Dolche und zog ihn halb aus der Scheide; aber plötzlich stieß er ihn wieder zurück und sprach mit unsäglicher Verachtung:

„Nein, Zauberin! du bist des Todes von einer ritterlichen Hand nicht werth; die Hand des Henkers über dich!"

„Hinko!" flehte die Gepeinigte; „verfluche mich nicht, ich habe gefrevelt aus Liebe!"

Kalt drehte er ihr den Rücken und eilte zur Thüre hinaus, er rief nach seinem Knappen, seinem Rosse, und eine Viertelstunde später hörte sie ihn über die Zugbrücke sprengen.

Sie hatte ihn für immer verloren.

Um Mitternacht starb Klara, die willenlose Verrätherin, und Bertha war allein, verlassen, verflucht auf dem Himmelstein.

Am andern Tage eilte Hinko reuig zu seiner Braut, die er in Thränen aufgelöst und entschlossen fand, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen; er stürzte zu ihren Füßen, er bekannte ihr, welche Höllenkünste ihn gefesselt hätten ohne sein Verschulden. Liebe verzeiht so gerne, und auch Blanka verzieh; Benno aber schwur der Frevlerin Rache durch die Dolche der heiligen Vehme, welche solche Verbrechen strafte im Verborgenen durch Dolch oder Strang. Nicht länger wollte Hinko seine Verbindung mit Blanka hinausschieben, er fürchtete die List und Zauberei der Burgfrau von Himmelstein.

Wie eine Verzweifelnde durchirrte Bertha die leeren Gemächer der Burg im weiten, wallenden Nachtkleide, daß gelöste Haar um Achsel und Nacken hängend, stier und thränenfeucht den Blick; sie berührte, sie küßte jeden Gegenstand in Hinko's Gemach, als eine Reliquie des Geliebten, sie stieg die Wendeltreppe empor, bis zur höchsten Zinne des Wartthurmes, und starrte halbe Tage lange sprachlos in die Gegend, wo Pohlberg lag, als erwarte sie die Wiederkehr des Bräutigams. Ihr Zustand gränzte an Wahnsinn und folterte sie Nachts mit

Digitized by Google

schrecklichen Bildern; sie warf sich ruhelos auf dem Lager herum; verfluchte sich selbst und den Zauberer, und rief alle bösen Geister auf, ihr, um den Preis des Heiles ihrer Seele, zu Hilfe zu kommen.

Da erleuchtete fahler Schein das Gemach, das Getäfel gegenüber der Wand, wo ihr Lager stand, öffnete sich, und der Aethiopier trat heraus.

„So liebe ich dich, Bräutchen der Hölle!“ sagte er höhnisch lachend; „thatkräftig, zu Allem entschlossen, nicht aber weinend und winselnd. Ich wußte ja, wir würden uns wieder sehen, und darum habe ich dir kreditirt bis zu dieser Frist, um Kapital und Interessen mit einander zu erhalten.“

„Fluch dir!“ rief die Burgfrau; „du hast mich betrogen!“

„Betrogen?“ höhnte der Schwarze, indem er stolz die Unterlippe aufwarf. „Haben wir denn einen Handel mit einander abgeschlossen und was hast du dafür bezahlt? Ich habe dir geschenkt, und was ich versprach, ist erfüllt worden! Oder habe ich dich etwa nicht gewarnt, habe ich dir etwa nicht gesagt, hüte dich, von dem Augenblicke an, wo er erfährt, daß du ihm einen Zaubertrank gegeben, wird sich seine Liebe in den bittersten Haß verwandeln? habe ich es etwa nicht?“

„O nur zu wahr!“ jammerte Bertha; „ich selbst habe mein Glück zertrümmert!“

„Und das deines Feindes begründet — denn nun, da er dich haßt, ist er dein Feind geworden; in einigen Tagen hält er seine Hochzeit mit Klara von Eichenburg.“

Die Burgfrau stieß einen gellenden Schrei aus, der das Gemach durchzitterte.

„Sobald schon!“ stöhnte sie. „Bist du mächtig, o so gib einen neuen Trank, der mir Hinko's Herz zuwende; vermagst du es nicht, so tödte sie beide, tödte mich, daß ich nicht sehn muß, wie er glücklich ist.“

„Einen Trank?“ sagte achselzuckend der Aethiopier. „Ich habe keinen mehr; wer ein Mal von einem Liebestrank genossen, und geheilt wurde, ist gefeit für immer. Und wenn du mir Tonnen Goldes bötest — ich könnte Hinko nicht mehr in deine Arme zurückführen.“

„Dann Rache!“

„Um welchen Preis?“

„Um jeden.“

„Gut, ein Blättchen mit Blut unterschrieben, sichere mir dein unsterblich Theil!“

Bertha besann sich zitternd.

„Zaudre nicht; zur Hälfte bist du mir schon verfallen. Schreibe, und du sollst gerächt werden. Beide müssen sterben, er falle durch die, welche ihm das Liebste auf Erden gewesen.“

Er zog ein Blatt Pergament aus seiner Tasche und eine Hahnenfeder, er ritzte den weichen, weißen, vollen Arm der Burgfrau leicht mit dem Dolche, daß ein Paar Blutstropfen hervorquellen; er tauchte die Feder darein und reichte sie der Burgfrau.

„Da, unterschreibt; wer wird nach dem Preis der Rache fragen!“

Mit zitternder Hand zeichnete Bertha ihren Namen unter das Blatt, das mit fremdartigen Charakteren vollgeschrieben war.

„Bei den Pforten der Hölle! ich halte dir Wort, du sollst gerächt werden!“ rief der Schwarze und verschwand.

Die Burgfrau lag noch lange schlaflos auf ihrem Lager; da hörte sie unten an der Pforte drei gewaltige Schläge und das Gemurmel mehrerer Stimmen, welches sich bald wieder entfernte.

Am andern Morgen trat der Burgvogt schreckensbleich in's Kloset der Burgfrau und berichtete ihr, nächtlicher Weile habe man drei Spähne aus den Thürpfosten gehauen und folgende Schrift mit einem Dolche an die kleine Pforte angenagelt gefunden:

„Burgfrau von Himmelstein, du bist angeklagt böser Zauberei durch Liebestränke und des Einverständnisses mit dem Bösen. Die Vehmritter auf rother Erde fordern dich die dritte Nacht von der heutigen vor ihren Richtstuhl; auf dem ersten Kreuzwege im Walde magst du den Führer erwarten; Gott erbarme sich deiner Seele, wenn du schuldig! —“

Dem Burgvogt schlotterten die Kniee, und klapperten die Zähne vor Furcht; Bertha sah bleich aber ruhig d'rein, sie zerknitterte das Pergament, und warf es in eine Ecke des Klosets.

„Drei Tage,“ sagte sie höhnisch; „eine lange Frist, in der Zeit kann die Erde aus ihren Achsen fliegen.“

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von der Ladung der heiligen Vehme durch die Burg, das Gesinde bekreuzte sich und steckte scheu flüsternd die Köpfe zusammen; in jener Zeit war eine solche Ladung genug, um alle Banden des Gehorsams zu sprengen. Und wirklich gingen die meisten Knechte und Reisige zum Burgvogte, und verlangten ihre augenblickliche Entlassung; andere packten still und heimlich ihr Bündel, um sich zur gelegenen Zeit ohne Abschied zu empfehlen. Angst, Furcht, Mißtrauen herrschte in der Burg; nur die Burgfrau blieb kalt und ruhig in ihre Gemächer eingeschlossen, und brütete den Tag über in finsterem Sinnen, während sie sich Nachts unruhig und von schweren Träumen geplagt auf ihrem Lager herumwarf. Jede Nacht hatte sich die Ladung am Schloßthore wiederholt, und alle Tage wurde die Zahl der Diener auf dem Himmelsteine geringer; die Wenigen, welche geblieben, krochen mit einbrechender Dämmerung in ihre abgelegenen Kammern, und zogen das Bett-Tuch über die Ohren, um ja nicht zu sehen, was draußen vorginge. So kam die vierte Nacht. Wie ausgestorben lag die Burg, die Burgfrau schlief auf ihrem Lager; da tönten draußen an's Ausfallpförtchen drei dumpfe Schläge, und eine tiefe Stimme forderte den Burgwart auf, leise und geräuschlos zu öffnen, wollte er nicht selbst sich die Rache der heiligen Vehme zuziehen; zitternd gehorchte der Alte. Drei schwarzvermummte Gestalten, von denen man nur die Augen durch die Löcher der Kapuze funkeln sah, glitten wie Schatten über den Hof und huschten die Wendeltreppe hinauf. Genau mit der Oertlichkeit bekannt, gelangten sie bald in das Schlafgemach der Burgfrau, in welchem eine Nachtlampe Dämmerlicht verbreitete. Sie schlummerte. Hals und Nacken, von bewunderungswürdiger Weiße, waren entblößt und umquellen von goldenen Locken, der eine volle, runde Arm ruhte auf dem Deckbette, der andere stützte den Kopf, die Wangen waren von sanftem Roth angehaucht, die Lippen, halbgeöffnet, lächelten in seligem Traume, und die Brust hob sich von ruhigen, tiefen Athemzügen. Die Vermummten wurden nicht gerührt von so vielen Reizen, von der Jugend der Schlummernden.

Kalt schlang der Eine einen fingerdicken Strick, in welchen eine Schlinge geknüpft war, um den Schwanenhals, und hielt das Ende fest in der Faust, stets bereit, sie zusammen zu ziehen, während der Zweite sich der Hände bemächtigte, und sie schnell und geräuschlos band; Bertha erwachte und stieß einen gellenden Schrei aus, als sie die Vermummten an ihrem Bette stehen sah, und schloß wieder die Augen. Sie glaubte zu träumen, sie sah noch ein Mal umher, die Gestalten wollten nicht verschwinden; sie wollte um Hilfe rufen.

„Stille!“ sagte der Eine der Vermummten, welcher der Anführer zu sein schien; „oder wir müssen Euch knebeln.“

„Was wollt Ihr von mir, wer gab Euch das Recht, bis hieher in mein Schlafgemach zu dringen?“ fragte die Burgfrau mit zitternder Stimme.

„Wir haben Euch geladen zu dreien Malen,“ versetzte der Eine; „aber Ihr seid nicht gekommen, Ihr habt Euch nicht gestellt vor unser Gericht; denn in Eurem Herzen regte sich die Furcht und das Bewußtsein Euerer Schuld. Man hat Euer Verbrechen erwogen, geprüft, und Ihr seid gerichtet: Ihr müßet sterben.“

„Gnade!“ rief die Burgfrau gepreßt, und versuchte es vergebens, sich vom Lager zu erheben, auf das sie der Eine der Diener der Vehme niedergedrückt hielt.

„Gnade ist bei Gott!“ antwortete der Sprecher, an dessen Stimme sie den Ritter Benno von Eichenburg zu erkennen glaubte; „wir haben keine Zeit zu verlieren, sprecht Euer Stoßgebet!“

„Aber ich bin so jung, ich will nicht sterben,“ stöhnte die Burgfrau in höchster Todesangst; „ich gebe Euch all' mein Geld, meine Kleinodien, ich will als Bettlerin von hinnen ziehen; nur laßt mich leben!“

Ein heiseres Lachen war die Antwort.

Digitized by Google

„Ich kann nicht beten — ich kann nicht!“ wimmerte die Unglückliche; „hat denn die Hölle mich verlassen, der ich mich verschrieben? Scheitan! Scheitan! wo bist du?“

Und das Getäfel zu dem Fußende ihres Bettes schob sich auseinander und des Aethiopiers schwarzgelbes Gesicht grinste ihr entgegen.

„Haben sie dich?“ höhnte er; „ihnen wirst du nicht entrinnen; du rufst mich? Wozu? Du hast einen Pakt mit mir gemacht, und fährst zur Hölle!“

„Und dein Versprechen?“

„Du wirst gerächt werden; mehr habe ich dir nicht versprochen.“

„Teufel! Teufel!“ heulte die Burgfrau, „so hast du mich betrogen; verflucht, wer ein Bündniß eingeht mit dir!“

„Hört Ihr sie lästern; hört Ihr sie selbst ihr Bündniß eingestehen mit dem Bösen? Fort! befreit die Erde von einem Ungeheuer!“ rief der Vermummte, und gab den Beiden ein Zeichen.

Wie ein Tieger auf seine Beute warf sich der eine auf sie, indem er ihre Arme faßte und fest auf das Lager niederdrückte, während der andere den Strick mit aller Gewalt seines nervichten Armes anzog.

„Gnade! Luft, ich —ster — be!“ röchelte die Burgfrau, deren Kehle sich immer fester zuschnürte.

Scharf schnitt der dünne Strick in die zarte weiße Haut, auf welcher er eine dunkelrothe, blutunterlaufene Linie zog, das Gesicht wurde hochroth, bis es immer mehr blaß wurde, und endlich in leichenhaften violetten Tinten spielte, die Lippen wurden blau, das Auge glanzlos und gebrochen, die Brust aufgetrieben; der Eine der Henker legte dem Leichname die Hand auf's Herz und sagte nach einer Weile mit dumpfer Stimme:

„Es ist vorbei! —“

Sie nahmen die Leiche aus dem Bette, machten am Ende des Strickes gleichfalls eine Schlinge, und hingen sie an einem Haken in der Wand auf, darunter aber hefteten sie ein Pergament, auf dem die Worte standen:

„Gerichtet durch die heilige Vehme. —“

Dann knieten alle drei nieder, und beteten ein Vater unser für die Ruhe der armen Seele; worauf sie eben so geräuschlos und geheimnißvoll, wie sie gekommen, den Himmelstein wieder verließen.

Am andern Tage, als der Burgwart von dem nächtlichen Besuche der Rächer erzählte, da herrschte Jammer und Wehklagen in der Burg; man forschte nach der Burgfrau und fand sie todt, erhängt in ihrem Schlafzimmer. Niemand wagte es, die von der Vehme Gerichtete vom Nagel zu nehmen, man schickte in's nahe Kloster der Barfüßer-Mönche, deren dienende Brüder kamen, die Leiche abnahmen, in einen Sarg legten und dabei die üblichen Gebete hielten. Als man die Leiche aber zur Familiengruft trug, erhob sich ein furchtbares Ungewitter, die Träger des Sarges wurden zu Boden geworfen, und der Sarg sprang auf; als sie sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatten, fanden sie ihn leer. —

Hinko lebte glücklich mit seiner Braut, und sah sich immer näher am Ziele; wenige Tage noch und er führte sie als Hausfrau auf seine Burg.

Es war dunkel geworden, die Liebenden saßen allein im traulichen Kloset und warteten auf Vater Benno, der auf die Jagd geritten, sie kosten und hatten die Hände in einander gelegt; da öffnete sich leise und geräuschlos die Thüre, und Bertha von Himmelstein schritt leisen, unhörbaren Trittes bis Mitten in's Gemach, wo sie vor den Liebenden stehen blieb, und sie mit stieren glanzlosen Augen anblickte. Sie war furchtbar bleich, trug ein weites, wallendes weißes Gewand und einen Strick um den Hals.

Hinko sprang auf, und indem er seine Linke schützend um den schlanken Leib der Geliebten legte, streckte er die Rechte drohend gegen die Eingedrungene aus.

„Was suchst du hier, verbuhltes Weib?“ rief er mit donnernder Stimme; „ich hasse, ich verachte dich, und nimmer wird es dir mehr glücken, mich zu berücken. Fort! fort! befreie uns von deiner verhaßten Gegenwart!“

Keine Regung zeigte sich auf Bertha's marmorblassem Gesichte, sie antwortete mit einer Stimme, welche matt und hohl wie aus einem Grabe klang:

„Ich bin bei dir, ich bin an dich gekettet, und umsonst versuchst du es, mich zu vertreiben; du willst mich Jener dort aufopfern, welche dein Arm liebend jetzt umschlingt? aber Wehe! dreifach Wehe und Fluch über dich und sie! Versuche es nicht, sie heim zu führen auf deine Burg, sie würde sterben müssen, und noch nach dem Tode dich tödten! Hütet Euch!“

Und langsam wandte sie sich, und verließ eben so ruhig, wie sie gekommen, das Gemach.

Die Liebenden beruhigten sich bald über das Erscheinen und die Drohungen der Burgfrau von Himmelstein, welche sie dem Wahnsinne und der Eifersucht derselben zuschrieben; als sie aber das Abenteuer Vater Benno bei der Abendtafel erzählten, da runzelte dieser ernst und finster die Stirne und ward bleich, wie die Wand.

„Bertha von Himmelstein ist vor zwei Tagen um Mitternacht gestorben!“ sagte er mit fast tonloser Stimme.

Grausen und Entsetzen faßte die Liebenden; so war es denn der Burgfrau ruheloser Geist, der ihnen erschienen.

Gewitterschwül flohen ihnen die Tage, Angst und Furcht hatte sich ihrer Herzen bemächtigt, bei dem leisesten Geräusche fürchteten sie, Bertha's Geist erscheinen zu sehen; aber die Wandlerin ließ sich nicht mehr sehen, wohl aber erschien sie allnächtlich auf dem Himmelstein, und durchschritt stöhnend und klagend die einsamen Gemächer, durchwandelte die Höfe und ging über die Wälle. Obwohl sie Niemanden ein Leides that, so verjagte doch die Gespensterfurcht Alle vom Himmelstein, daß er fast wie ausgestorben dastand.

Der Vermälungstag war angebrochen, im bräutlichen Schmucke erwartete Blanka den Geliebten; Hinko umgürtete sich in seinem Gemache mit der ritterlichen Wehre, da tönte ein schauriger Wehenf durch's Zimmer und Bertha stand vor ihm, drohend mit dem Zeigefinger der rechten Hand.

„Hinko, Hinko!“ rief sie dumpf, „ich warne dich zum letzten Male, gehe nicht zum Altare mit Blanka von Eichenburg, du tödtest sie und dich!“

„Teufel von einem Weibe! seist du nun lebend, oder Gespenst, weiche von hinnen!“ schrie Hinko und riß das Schwert aus der Scheide, einen gewaltigen Hieb nach der weißen Gestalt führend, die wie in Nebeln zerfloß.

Hell tönten die Glocken der Burgkapelle, alle Gäste setzten sich in Bewegung; das Kirchlein war helle erleuchtet, am Altare wartete der Kapellan im Ornate.

Die reichgeschmückten Brautleute wollten eben die Ringe wechseln, da sah Hinko Bertha's bleiche Gestalt zwischen sie treten und ihre kalte Hand faßte nach dem Ringe; in dem Augenblicke stieß Blanka einen durchdringenden Schrei aus und stürzte sinnlos zu Boden.

Hinko eilte zur geliebten Braut, er faßte sie in seine Arme, er trug sie hinauf in die obern Gemächer, er wandte alle Mittel, sie in's Leben zu rufen, an — umsonst; sie blieb todt. Sie lag da schön und reizend, wie das blühende Leben, aber das Auge war geschlossen, kein Herz schlug in der regungslosen Gestalt. Hinko kniete wie ein Verzweifelnder im wahnsinnigen Schmerze an dem Todtenbette, auf dem die geliebte Gestalt lag, und wollte keinen Trost hören, wollte Niemand sehen.

Die Gäste, welche zur Hochzeit gekommen waren, mußten einer Leichenfeier beiwohnen; unter Glockengeläute und dem Gesange der Priester wurde der Sarg in die Ahnengruft gesenkt, und das Gitterthor wieder geschlossen hinter ihm.

In der Nacht ihres Begräbnisses, als Hinko in Thränen gebadet auf seinem Bette lag, öffnete sich die Thüre seines Gemaches, und herein trat mit langsamen Schritten Blanka, so wie sie im Sarge lag, angethan mit dem hochzeitlichen Kleide, einen Kranz von weißen Rosen in den dunklen Locken, die Hände über der Brust gefaltet, die

Digitized by Google

Augenlieder gesenkt. Sie schritt durch das Gemach und verschwand in der entgegengesetzten Thüre, welche zum Waffensaale führte. Sprachlos blieb Hinko; als er sich aber erholte, und ihr nacheilen wollte, sah er sie nicht mehr.

Mit dem grauenden Morgen eilte er mit dem Burgkapellan, dem er die nächtliche Erscheinung mitgetheilt hatte, hinab in's Grabgewölbe; ruhig lag ihr Körper im Sarge.

In der folgenden Nacht wartete Hinko mit Ungeduld auf das Erscheinen des Geistes — er kam. Hinko trat ihm muthvoll entgegen:

„Blanka! meine theuere Blanka! Bist du es wirklich? bist du wirklich todt? O sprich, was treibt dich herauf aus dem Grabe zu den Lebenden, und kann nichts dich befreien von dem Fluche der Wanderung?!“

Blanka hielt die Augenlieder gesenkt, ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

„Bist du es wirklich?“ wiederholte er noch ein Mal, und versuchte es, ihre Hand zu fassen, die sie ihm entzog.

Sie faßte an den Kranz, der noch immer frisch und duftig ihre Locken zierte, und brach eine Rose aus demselben, die sie Hinko reichte und verschwand.

Und abermals eilte er am Morgen hinab in die Gruft, und ließ Blanka's Sarg öffnen; sie lag ruhig und unversehrt, aber eine Rose im Kranze fehlte.

In nächster Nacht sprach Hinko abermals die geliebte Todte an; ohne Widerstreben ließ sie ihm die eiskalte Hand, deren Berührung ihn bis in's innerste Mark durchfröstelte.

„O meine Geliebte!“ rief er im höchsten Schmerz; „ich beschwöre dich, schenke mir nur einen Blick aus deinem holden Auge! Warum senkst du es denn zu Boden, als sei ich nicht mehr werth, daß ein Strahl dieser Sonne auf mich falle?“

Blanka schüttelte traurig, schweigend das Haupt; als aber Hinko immer feuriger in sie drang, da sagte sie:

„Ich bin verdammt, zu wandeln ohne Ruhe, todt und doch lebend durch die Ränke unserer Feindin; da ich starb, durch ihren Anblick getödtet, ohne Beichte, ohne Absolution. Wandeln muß ich ruhelos, bis du versammelt werden zu deinen Vätern; es treibt mich unaufhaltsam in deine Nähe, und doch weiß ich es, daß meine Gegenwart dir Gefahr bringt! Wisse denn, daß der erste Blick, der aus meinem Auge auf dich fällt, dich tödtet!“

„O so blicke mich an, Engel!“ rief Hinko dringend; „ach! das Leben ist mir eine Last ohne dich; ich will dich erlösen und ruhen an deiner Seite!“

Und immer dringender flehte er sie an, immer feuriger beschwor er sie; da schlug sie die Augenlieder auf, und sah ihn mit einem Blicke voll unendlicher Liebe an. Einen Augenblick war ihm so wohl, so selig zu Muthe; dann seufzte er aus tiefster Brust auf und — war nicht mehr. —

An Blanka's Seite in der Schloßkapelle der Eichenburg ruht Hinko von Pohlberg, dessen Burg und Name auf einen entfernten Anverwandten überging.

Auf dem Himmelstein aber wandelte allnächtlich Bertha, klagend und stöhnend, im weiten weißen Kleide, mit wallenden Haaren, einen Strick um den Hals; sie war der Schreck aller Bewohner, und kein lebendes Wesen mochte mehr auf der Burg weilen, welche lange unbewohnt stand und endlich in Trümmer zerfiel. Jetzt steht die Ruine des Himmelsteins hoch auf schroffen Felsen, von Laubwäldern eingefaßt, hart an der Gränze des Saatzer und Elbogner Kreises; das Geschlecht deren von Himmelstein ist ausgestorben, und die Burg ging später an die Grafen Schlick von Paßaun und Weißkirchen über, welche sie aber auch nicht bewohnten.

Die mitgetheilte Sage findet man mit einigen Aenderungen in alten Archiven. —



Am Namensfeste

Sr. Hochwohlgeboren des Herrn

Joseph Ritter von Müller,

k. k. Appellationsrathes und Bürgermeisters ec., Vorstehers des Vereines zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder. *)

Das große Wort, das einst erklungen,
Und jede edle Brust erfüllt,
Hat als Devise sich geschlungen
Hell glänzend um der Menschheit Schild;
Und strahlt hinein in's Herz der Frommen,
Und tönt heraus so mild und weich:
„Die Kleinen lasset zu mir kommen,
„Denn ihnen ist das Himmelreich. —“

Das große Wort hat sich entfaltet
Zur That, die Deine Kraft erschuf;
Es ging in Wirklichkeit gestaltet
In's Leben ein durch Deinen Ruf:
„Den Kindern, die verwaist, verkümmert,
„Das Unheil — das Verderben droh't —
„Sei Hilfe, eh' ihr Sein zertrümmert
„Des Lasters Fluch — des Lebens Noth.—“

Geschaart hast Du die Sinngenossen
Zum festgegliederten Verein;
Zu schützen jene zarten Sprossen,
Daß Geist und Körper gleich gedeih'n.
Und mit dem Geiste, der Dich leitet,
Hast Du die Glieder all beseelt,
Daß Dein Beginnen vorwärts schreitet,
Dem Fortschritt nie Bewegkraft fehlt.

Und daß der Baum stets Früchte trage,
Den Du gepflanzt, und Wurzel schlägt,
Ist das Gebet an diesem Tage,
Der festlich Deinen Namen trägt.
Um Dich versammelt sind die Kinder,
Die Pfleglinge, die still erfleh'n
Des Segens Heil für den Begründer,
Vom Vater in den Himmelshöh'n.

So wird der Zukunft Zeitgenossen
Vererbt als segenreiches Gut
Ein Monument, nicht erzgegossen,
Lebendig, frisch, von Fleisch und Blut;
Wo keiner Inschrift stumme Kunde
Die Worte leih't dem Monument:
Laut tönt Dein Nam' aus jedem Munde,
Der segnend Dich als Gründer nennt.

*) Dieses (vom Redakteur dieser Zeitschrift verfaßte) Gedicht wurde dem edlen Urheber des Vereines zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder an diesem Tage in der Teynkirche nach dem feierlichen Kirchenakte überreicht, und an die zahlreiche Versammlung vertheilt.



Digitized by Google

Der Mensch im Sündennetze.



Das Sündennetz. Statue von Corradini, nach Andern von Guccirolo.

Die Kapelle von San-Severo, auch Capella di S. Maria della pietà de' Sangri genannt, ist dem Publikum größtentheils verschlossen; es ist eine Privat-Kapelle. Im Jahre 1590 erbaut, wurde sie erst viel später mit Marmor und Bildsäulen bereichert, die die Grabmäler der fürstlichen Familie der Sangri schmücken. Das Basrelief des Hauptaltars stellt den Calvarienberg und die Kreuzigung dar, ein sehr geschätztes Werk des Francesco Celebrano. Aber drei Statuen sind es vorzüglich, die die Blicke des Besuchers auf sich ziehen; sie verrathen zwar einen schon gesunkenen Geschmack, zeichnen sich aber durch die bewunderns-würdigste Technik aus. Die erste, ein Werk des Giuseppe Sanmartino, stellt den todten Christus vor, wie er auf dem Boden liegt, vom Kopf bis zu den Füßen in ein Leichentuch gehüllt, das sich seinen Gliedern so anschmiegt, daß es die Muskeln und sogar die Züge des Gesichts durchschimmern läßt. Sie ist, wie die beiden andern, aus einem einzigen Marmorblock gehauen. Die zweite, von Corradini, bedeutet die Scham oder die Keuschheit; es ist eine Frauenfigur, deren Formen ein leichter Marmorschleier errathen läßt, und soll dem Andenken der Mutter des Prinzen Raimondo di Sangro gewidmet sein. Die dritte Figur, für ein Meisterstück desselben Künstlers gehalten, das wie hier wiedergeben, ist ein Mann, (wie man sagt, der Vater des Prinzen Raimondo) der sich aus einem Netze loszumachen sucht; zwischen den Maschen hat der Meißel so geduldig gegraben, daß man unter dem Netze das Leben schwellen sieht. Es wurden diesem Bilde verschiedene Deutungen gegeben, wie das bei allegorischen Figuren gewöhnlich der Fall ist. Nach Einigen ist es der Mensch, der durch's Studium zur Erkenntniß gelangt, die Verstrickung der Sünde abzustreifen sucht; sein Schutzengel hilft ihm dabei und hält in der andern Hand den Griffel, mit dem er seine Anstrengungen verzeichnen wird in das Buch des Lebens. Nach Andern ist es der Sünder, der vom Engel des Todes überrascht wird, er möchte gern die Sünde schnell von sich thun, aber es bleibt ihm zu wenig Zeit. Seine Bücher liegen machtlos auf der Erde, und können ihm nicht helfen. Wähle sich Jeder die Deutung, die ihm behagt.

Michel Angelo Buonarotti.



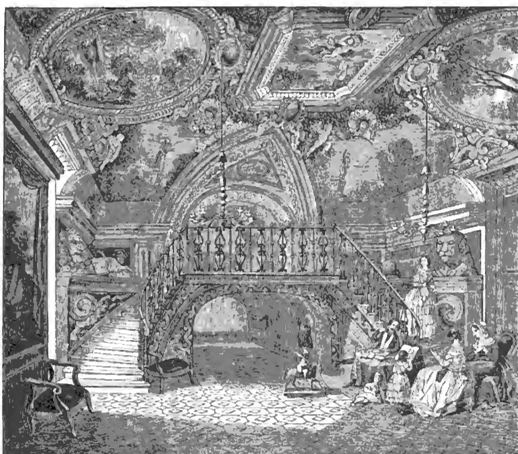
Dieser Riese der Kunst stammte aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, und wurde 1474 zu Caprese oder Chiusi geboren. Sein Vater, Podestà in den genannten Orten, gab nur ungern dem übermächtigen Drange des Knaben zur Kunst nach. So erlernte er die Malerei, doch genügte ihm dieses einzelne Kunstfach nicht, und es trieb ihn, sich auch die Bildhauer- und Baukunst anzueignen. Der Herzog Lorenzo de' Medici glaubte ihn besonders zum Bildhauer berufen, und ließ ihn in dieser Kunst durch Bertoldo unterweisen. Der Ernst, mit welchem Buonarotti seinen künstlerischen Studien nachging, wird am besten durch den Umstand bezeugt, daß er zwölf Jahre mit rastloser Anstrengung dem Studium der Anatomie widmete, wodurch er sich in der That eine für die damalige Zeit unerhörte, und für alle Zeit seltene Sicherheit in der Darstellung des menschlichen Körpers erwarb. Seine frühesten Kunstschöpfungen von Bedeutung sind plastische Werke; dann folgte um 1504 die Zeichnung eines Cartons im Wettstreit mit Leonardo da Vinci. Gleich nach dieser Arbeit wurde er durch Papst Julius II. nach Rom berufen, um ein kolossales Grabmonument, das sich dieser Papst in der Peterskirche selbst errichten wollte, zu entwerfen und auszuführen. Diese Arbeit wurde durch den Auftrag des Papstes unterbrochen, die Decke der Sixtinischen Kapelle im Vatican mit Frescomalereien zu schmücken. Unwillig ging der Künstler 1508 an diese Arbeit, aber er vollendete sie ohne alle Beihilfe in der Frist weniger Jahre, und schuf in ihr das gediegenste Meisterwerk seines ganzen Lebens. Auch Leo X. ließ zwei Grabmonumente von ihm errichten, die aber erst lange darauf zur Vollendung kamen. Während dieser Zeit führte er auch mehrere großartige Bauten aus. In seinem sechzigsten Jahre wurde ihm das zweite große Werk im Fache der Malerei übertragen, das 60 Fuß hohe Frescogemälde mit der Darstellung des jüngsten Gerichts an der Altarwand der Sixtinischen Kapelle; er fertigte dasselbe in den Jahren 1534—41. Das letzte große Werk seines Lebens war der Bau der Peterskirche zu Rom, seit 1546. Er führte den Bau, trotz mannigfacher Hemmnisse so weit, daß unmittelbar nach seinem Tode die grandiose Kuppel nach seinem Entwurfe vollendet werden konnte. Am 17. Februar 1563, nach Andern 1564, starb Buonarotti, von ganz Rom tief betrauert, in einem Alter von 90 Jahren. Seine Leiche wurde nach Florenz geschafft, wo sich über ihrem Grabe, in der Kirche Santa Croce, ein prächtiges Denkmal erhebt. Michel Angelo war nicht blos Maler, Bildhauer und Architekt; auch im Fache der Poesie hat sein Name einen ehrenvollen Klang. Seine Gedichte, vielfach herausgegeben, verrathen denselben hohen, forschenden Geist, zugleich aber auch eine milde Hingebung, einen heiter neckischen Humor, die mit dem Ernste seiner künstlerischen Gebilde oft eigenthümlich contrastiren. Sein Charakter war rauh, aber offen und bieder. Unabhängig und freimüthig zwang er selbst den heftigen Julius II., sich seinen Launen zu beugen. Cosmo von Medici, der neben seinen Regierungsgeschäften auch Malerei und Bildhauerkunst trieb, meißelte einst einen Neptun, den er auf eine Fontaine stellen ließ. Er fragte Michel Angelo, wie ihm diese Arbeit gefalle? „Möge der liebe Gott," erwiederte dieser, „Ihnen verzeihen, gnädiger Herr! daß Sie ein so schönes Stück Marmor auf eine solche Weise verdorben haben!"



Der Pallast Borghese.

Dieser Pallast, den man nicht mit der gleichnamigen Villa verwechseln darf, liegt in der Gegend des alten Marsfeldes, in der Nähe der Ripetta, zwischen dem Corso und der Tiber, in der Mitte des Dreiecks, das die drei Plätze **del Popolo**, **Colonna** und **Navone** bilden. Seine Façade befindet sich in der langen Gasse, die unter verschiedenen Namen von dem spanischen Platze zur Brücke St. Angelo führt. Der Cardinal Pietro Deza ließ den Bau dieses herrlichen Gebäudes im Jahre 1590 beginnen. Zu Sevilla 1520 geboren, war dieser Prälat in Spanien zugleich Inquisitor, Civilrichter und General-Kapitän des Königreichs Granada gewesen. Von Gregor XIII. 1578 zum Cardinal erhoben, kam er nach Rom, wo er bei sieben Papstwahlen mitwirkte, und Vorsitzer des Inquisitionstribunals war. Beendigt wurde der Pallast erst im Jahre 1610 von Flaminio Ponzio auf Befehl des Papstes Paul V., aus dem erlauchten Hause Borghese von Siena. Seine äußere Anlage verschaffte ihm beim Volke den Namen: Die Borghesische Cimbel. Der Hof ist viereckig und sehr großartig; ringsum laufen Arkaden, die von 96 Granitsäulen getragen, im Erdgeschoß und ersten Stocke schöne Säulenhallen bilden, die mit den colossalen Statuen der Julia Pia, der Sabina und der Ceres geschmückt sind. Die beiden Treppen sind ausgezeichnet; die kleinere ist eine Wendeltreppe mit einzelnstehenden Säulen. Die beiden großen Säle, der Winter- und der Sommersaal, sind mit Gemälden, Tapeten und kostbaren Statuen ausgestattet. Ein Theil des Erdgeschoßes enthält in zwölf Zimmern eine der schönsten Gemäldesammlungen Italiens, und steht dem Publikum täglich von 10 bis 3 Uhr offen. Diese Kunstschätze waren von Napoleon nach Paris geschafft worden, kamen aber nach der Restauration wieder zurück. Ein Saal ist mit acht Spiegeln verziert, auf denen sich Glasmalereien von Ciro Ferri und

Digitized by Google



Ein Saal im Pallaste Borghese.

Stanchi befinden. Er enthält überdies die colossalen Büsten der zwölf Cäsarn. Der Saal, den unsere Abbildung darstellt, liegt im Hintergrunde des Pallastes. Die Fresco-Gemälde am Plafond sind von dem Bologneser Giovanni Francisco. Man kann sich keine Vorstellung von der reizenden Zierlichkeit und der duftenden Frische dieses herrlichen Saales machen; seine doppelte Treppe führt zu einer Glasgallerie, von der man die Aussicht auf die Tiber hat.

Auch historische Erinnerungen knüpfen sich an dieses klassische Gebäude; es war lange der Aufenthaltsort der Marie Pauline, Fürstin Borghese, der zweiten und geliebtesten Schwester Napoleons. Zu Ajaccio am 22. April 1781 geboren, hatte sie sich, als die Engländer 1793 Corsica besetzten, mit ihrer Mutter nach Marseille begeben, und stand hier im Begriff, den Conventsdeputirten Freron zu heirathen, als eine andere Frau dessen Hand in Anspruch nahm. Hierauf sollte sie den General Duphot heirathen, der später in Rom im December 1797 ermordet wurde; allein ganz nach eigener Wahl gab sie ihre Hand zu Mailand dem General Leclerc, der 1795 Chef des Generalstabs der Division zu Marseille war. Als dieser als Generalcapitän nach St. Domingo geschickt wurde, befahl ihr Napoleon, mit ihrem Sohne ihren Gemal dahin zu begleiten. Sie zeigte sich dort sehr muthvoll und entschlossen. Als die Neger unter Christoph die Capstadt, wo sie wohnte, stürmten, und Leclerc, der die Andringenden nicht länger zurückzuhalten vermochte, Frau und Kind auf ein Schiff zu bringen befahl, konnte sie nur mit Gewalt dazu vermocht werden. Nach dem Tode Leclerc's vermälte sie sich zu Morfontaine am 28. August 1803 mit Camillo Borghese, Fürst von Sulmona und Rossano. Ihr einziger Sohn starb bald darauf zu Rom. Mit Napoleon, den sie zärtlich liebte, veruneinigte und versöhnte sie sich unaufhörlich, da sie sich nicht immer in die Launen seiner Politik finden wollte. Sie trotzte oft seinem Willen von Neuilly aus, wo sie in solchem Falle in der Zurückgezogenheit sich aufhielt. Doch dieser Stolz, mit dem sie von ihm forderte, während ihre Geschwister bitten mußten, machte sie dem Bruder nur um so anziehender. Als sie sich aber einst gegen die Kaiserin, zu der sie keine Zuneigung hatte, vergaß, mußte sie den Hof meiden. Sie war noch in Ungnade bei Napoleons Sturz im Jahre 1814, und befand sich in Nizza; allein sogleich handelte sie ganz als zärtliche Schwester. Statt ihren Pallast in Rom zu beziehen, begab sie sich zu ihrem Bruder nach Elba, und machte die Vermittlerin zwischen ihm und den übrigen Gliedern der Familie. Als Napoleon 1815 in Frankreich gelandet war, ging sie zu ihrer Schwester Karoline nach Neapel und dann nach Rom. Vor der Schlacht bei Waterloo sandte sie ihrem Bruder zur freien Verfügung ihre sehr kostbaren Diamanten, die sich in Napoleon's nach dieser Schlacht erbeutetem Wagen befanden. Von ihrem Gemale getrennt, lebte sie dann zu Rom, wo sie einen Theil des Pallastes Borghese bewohnte und seit 1816 die Villa Sciarra besaß. Ihr Haus, worin Geschmack und Kunstsinn herrschten, war der Versammlungsort des glänzendsten Kreises in Rom. Als sie von Napoleon's Krankheit hörte, suchte sie

Digitized by Google

wiederholt um die Erlaubniß nach, sich zu ihm nach St. Helena begeben zu dürfen, die sie aber erst erhielt, als die Nachricht von seinem Tode eintraf. Sie starb zu Florenz am 9. Juni 1825. Ihr von Canova zu Rom in Marmor gearbeitetes Bildniß ist eines der gelungensten Werke des Künstlers.

Im Jahre 1840 war dieser Pallast der Schauplatz eines rührenden Trauerspiels. Am 27. Oktober starb die liebenswürdige Gemalin des Fürsten Marco Antonio Borghese, eine geborene Gräfin von Shrewsbury, Guendalina Borghese Talbot, die Mutter der römischen Armen, und binnen wenigen Wochen folgten ihr ihre drei Söhne in's Grab.



Man, Wenn und Aber.

Karikatur aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ernst betrachtet, sind diese drei Herren gar wichtige und nützliche Leute. Man ist der gefürchtete Repräsentant der öffentlichen Meinung; er drückt die Gedanken, die Leidenschaften und Wünsche des Menschengeschlechtes aus. Immer nützlich, manchmal prophetisch, versieht er in der neuern Gesellschaft das hohe Amt des Censors der alten Republiken. Er beobachtet, er überwacht, er meistert den ärmsten Mann in seiner niedern Hütte wie die Großen in ihren Pallästen. Umsonst empört man sich gegen sein oberstes Ansehen. Ein Moralist hat einmal geschrieben: „Wer sich über das: Was wird Man dazu sagen? hinaussetzt, der wird auch bald das: Was wird Er dazu sagen? nicht achten." Aber Man ist mächtiger, als Er. Wehe, wenn Man entthront würde! Alsobald wären die Bande der Gesellschaft zerrissen, die Menschen würden sich vereinzeln, es gäbe blos Individuen.

Wenn ist der Aufschwung des menschlichen Gedankens, der Pegasus der Alten, der uns in das Reich der Ideale trägt; er unterhält durch die ewige Abwechslung von Furcht und Hoffnung in uns die Nacheiferung und den Muth. Wenn ist der goldene Schlüssel, den vom Beginn der Welt die Wissenschaft an den Thoren der Wahrheit versucht.

Aber ist der ernste Vertreter der Weisheit. Aber mäßigt, richtet den Betrübten auf, drängt den Vorlauten zurück, führt den Verirrten auf die rechte Bahn, zum Wahren, zum Guten, zum Einfachen und Naturgemäßen. Er deutet streng auf jenen Punkt, den die menschliche Kraft ohne Gefahr nicht überschreiten darf, auf die Gränze zwischen dem Endlichen und Unendlichen.



Herr Aber. Herr Man. Herr Wenn.

Sehen wir nun, was die Karikatur aus diesen ehrwürdigen Figuren gemacht hat. Auf unserem Bilde ist Man nur noch der Zeitungsschreiber der Thoren, wie der große Fritz in einem Anfall von Mißmuth gegen die öffentliche Meinung ihn nannte. Er ist nichts als ein Straßenläufer, ein Verbreiter falscher Nachrichten, ein Hausirer, der Klitschklatsch und Verläumdungen zu Markte trägt. Er ist einäugig, und auch das einzige Auge ist sehr zweideutig; er sieht wenig und undeutlich, oder vielmehr, er sieht nur, was er selbst erfunden hat. Er ist furchtbar runzlig, weil er alt ist wie die menschliche Leichtgläubigkeit. Aus seinem breiten Munde strömen wirr untereinander jene eiteln Gerüchte, die unaufhörlich die Welt mit Zweifeln, Befürchtungen, Argwohn und Zwietracht anfüllen. Seine Geberden lügen eben so unverschämt, als seine Stimme. Er stampft mit den Füßen, er lauft, er bleibt nirgend stehen, er ist überall und doch nirgend. Seine Kleidung besteht aus Zeitungen, Flugschriften, Briefen, Blättern jeder Art, die der Wind bewegt, aufhebt und mit sich fortführt. Man sagt, Man schreibt, Man erzählt, Man verkündet, Man hofft, Man fürchtet, Man hat gesehen, Man behauptet . . . Versucht's einmal, verjagt Man aus den Zeitungen und gesellschaftlichen Unterhaltungen; was wird übrig bleiben? Manche Leute bilden sich was darauf ein, Alles zu verachten, was von Man kommt. Aber Sie hören doch zu, anfangs mit einem spöttischen Lächeln, dann mit Neugierde, endlich mit Theilnahme, und zuletzt sind sie gefangen, wie der Dümmste. — Man sagt . . . — Gut! Nichts weiter? was liegt

Digitized by Google

daran? Verdient Man so viel Aufmerksamkeit? Laßt ihn reden! — Man glaubt . . . — Was denn? es ist ja nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. — Man versichert . . . — O! O! da ist es schon ausgemacht, nicht wahr? — — Aber drei Worte, ein Bischen Beharrlichkeit, und der Pfeil dringt ein: der große Charlatan hat gesiegt, sein Zweck ist erreicht. Man stößt in seinem Laufe einige Sandkörner mit dem Fuße auf die Seite, es erhebt sich ein Staubwirbel, der Staubwirbel wird ein Berg. Ein leichter Windeshauch fliegt vorüber, der Berg wird zum Staubwirbel, der Wirbel fällt als Staub zurück.

Wenn ist ein müßiger, geschwätziger Geselle; seine Gesichtszüge sind zugleich einfältig und schlau. Träge, zerstreut, verwirrt, lebt er von Zweifeln, von Voraussetzungen, von Klagen. Er ist unaufhörlich beschäftigt, die Vergangenheit wieder umzumodeln. Welches Blatt der Geschichte hat er verschont? Welche längst abgemachte Dinge hat er nicht auf tausend Arten verändert, aus ihrem Zusammenhange gerissen, wieder zusammengesetzt? Ach! wenn Eva nicht auf die Schlange gehört hätte! wenn Alexander nicht so jung gestorben wäre! wenn Hannibal nicht in Capua Winterquartier gemacht hätte! wenn Cäsar nur den Vorbedeutungen seiner Calpurnia geglaubt hätte! wenn Karl XII. bei Pultawa gesiegt hätte! wenn der Winter 1812 nicht so kalt gewesen wäre! rc. rc. Und nicht blos an der Vergangenheit übt er die traurige Fruchtbarkeit seines Geistes. Den Finger am Munde, steht Wenn an der Schwelle der Zukunft, und scheint ihre dunkle Unermeßlichkeit messen zu wollen; welch ein Spielraum für seine Hypothesen! Er beschwört Träume um sich herauf, er sieht voraus — was nie geschehen wird. Millionen Pfade eröffnet er vor sich, aber er geht keinen einzigen; im ewigen Kreise drehet er sich um sich selbst.

Aber ist ein alter Invalide und ein wahrer Brummbär; es ist ein unbequemer Geselle, und gar nicht beliebt unter den Leuten. Aber hat einen Stelzfuß; er kommt deshalb langsam vorwärts und muß vorsichtig auftreten; auch kann er's nicht leiden, wenn man geschwinder geht, als er. Er ist der Widerspruch, der Einwurf, der Widerstand und die Einschränkung in eigener Person. Das Gefühl der Bewunderung dürft Ihr bei ihm nicht suchen. Aber ist der entschiedene Gegner jeder Vollkommenheit. Hört er die Tugend, die Schönheit, das Genie loben? Er läßt das glänzende Gewebe der Lobsprüche sich frei entfalten. Plötzlich, im schönsten Augenblicke, nennt er seinen Namen: Aber! Augenblicklich ist der Zauber zerstört, die Glorie verblichen, was ist übrig geblieben? Das verhängnißvolle Aber! Baue das geistreichste System, die verführerischeste, festeste Theorie; dein Bau wächst zusehends, er erhebt sich majestätisch, unermeßlich; schon berührt er den Himmel. Aber! ... Welches entsetzliche Gekrache! Ein Steinchen hat sich von dem Grundpfeiler losgelöst; Alles neigt sich, senkt sich, stürzt zusammen, und Du bist nur von Ruinen umgeben.



Die Versuchung.

Im Mittelalter herrschte der Glaube, daß der Feind des Menschengeschlechtes dem Reinen nicht nahen dürfe; daß aber der geringste unlautere Gedanke die Scheidewand niederreiße, und dem bösen Geist Fug und Macht verleihe, körperliche Gestalt anzunehmen, und den angehenden Sünder immer weiter und weiter bis in den Abgrund des Verderbens zu locken. Dieser itzt verlachte Aberglaube hat volle allegorische Wahrheit. Vor dem reinen unschuldigen Sinn gehen tausend Versuchungen vorüber, ohne bemerkt zu werden; denn dem Reinen ist alles rein. Sobald jedoch verbotene Wünsche das Herz bewegen, öffnet sich das Auge der Erkenntniß, und die Gelegenheiten zur Sünde sind Legion.

Unsere Abbildung ist eine Versinnlichung dieser Wahrheit. Unschuld und Frohsinn leuchten aus den lieblichen Zügen des Mädchens. Ein Stutzer und Mädchenjäger schleicht ihr schon längerer Zeit nach, aber die natürliche Hoheit der Unschuld hat ihn bis itzt fern gehalten. Da hält das Mädchen an dem Laden eines Juweliers. Der falsche Glanz des Geldes und der Edelsteine fesselt ihren Blick; die Erbsünde des Weibes, die Eitelkeit, regt ihre Schwingen. Sie mustert jeden einzelnen Schmuck und legt ihn in Gedanken an. Ein Seufzer hebt ihre Brust, und unwillkührlich ruft sie aus: „Acht Groschen Tagelohn, und das Alles ist so theuer!" Der lauernde Verführer hört diese Worte, ein häßliches Lächeln fliegt über seine Züge, er tritt einige Schritte näher. „Itzt bist du mein!" jubelt er. Fliehe, Mädchen, flieh! eile mit geflügelten Schritten nach Hause in dein Dachkämmerchen und bete! Bete, daß dir die Gefahr vorübergehe, die dir zeitliches und ewiges Verderben droht.





Digitized by Google

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

England. Die englische Regierung beabsichtigt, die Deportation abzuschaffen. Dafür tritt die Einsperrung im Zellengefängniß ein, jedoch nicht über 16 Monate, nach Verlauf derselben die Verwendung bei den öffentlichen Bauten. Um die Sträflinge aufzumuntern, gewährt man ihnen am Produkt ihrer Arbeit einen Antheil; führen sie sich gut auf, so wird ihre Strafzeit um die Hälfte abgekürzt. Doch müssen sie in diesem Falle auswandern. Auch werden sie im Lesen und Schreiben unterrichtet.

— In der Kammersitzung v. 1. März hat Lord J. Russel angekündigt, daß die Königin ein Conseil halten werde, um einen allgemeinen Fast- und Bettag um Abwendung der Hungersnoth zu bestimmen. Beim Ausbruch der Cholera war dies auch der Fall, und damals nahmen blos in den Londoner Kirchen an einem Tage 500,000 Menschen das Abendmahl.

— Herr Soyer, der französische Koch eines Londoner-Clubs, hat der Regierung angeboten, nach Irland zu gehen und die Einwohner in der Bereitung guter und doch wohlfeiler Speisen zu unterrichten. Eine Menge Handwerker arbeiten an den Küchen, Apparaten ꝛc., mit denen er nach Dublin abreisen wird. Seine Suppen sind von Commissionen der größten Feinschmecker untersucht, und nicht blos für die Armen, sondern selbst für den Gourmand vortrefflich befunden worden. Er behauptet für alle Armen Irlands täglich eine Mahlzeit versorgen zu können; übrigens sei eine Schüssel seiner Suppe und ein Zwieback des Tags für einen starken, gesunden Mann vollkommen genug.

— Der Antrag auf gänzliche Abschaffung der Todesstrafe ist am 9. März im Hause der Gemeinen mit starker Stimmenmehrheit verworfen worden.

— Im italienischen Opernhause in London wurde eine Vorstellung zum Besten der irischen und schottischen Armen gegeben. Parterre und Gallerien waren nicht sehr voll, desto mehr die Logen, da die Königin und die ganze vornehme Welt anwesend war. Ein einzelner Logensitz kostete 6 Guineen und der reine Ertrag war 1300 Pfund Sterling.

Spanien. Am 15. Februar ist der Herzog von Saragossa, der berühmte Palafox, zu Madrid am Schlagflusse gestorben. Er war 1780 geboren und stammte aus einer vornehmen aragonischen Familie. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich bei den beiden von den Franzosen unternommenen Belagerungen von Saragossa, das sein Heldenmuth das erste Mal rettete, beim zweiten Male aber erst übergab, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren.

Rußland. Die russische Regierung hat eine Kommission von russischen Aerzten nach Egypten geschickt, um dort Untersuchungen über das Wesen der Pest anzustellen. Sie finden unter den Fellahs (egyptische Bauern) überall Leute genug, die sich gegen eine geringe Entschädigung das Pestgift einimpfen lassen, um die so lange bestrittene Frage, ob sich die Krankheit einimpfen lasse, endlich zur Entscheidung zu bringen.

Frankreich. Die Sträflinge des Centralgefängnisses zu Melun haben die Erlaubniß nachgesucht und erhalten, den Ertrag ihrer Arbeit während ihrer Freistunden am Sonntag zum Besten der durch die Loire-Ueberschwemmung Verarmten zu verwenden. Er betrug für zwei Sonntage 1500 Franken; hiezu kamen noch 1400 Franken, die sich durch freiwillige Beiträge zusammengeschossen hatten.

— Das „Danziger Dampfboot“ enthält Auszüge aus dem Schreiben eines Unteroffiziers der Fremdenlegion in Algier an seine Verwandten in Preußen. Er schreibt, daß bei einem Zuge durch die Wüste 162 Menschen vor Durst verschmachteten, und daß in dem kurzen Zeitraum einer einzigen halben Stunde sechs Mann sich erschossen, um den langsamen Qualen des Durstes zu entgehen.

— In Paris sind itzt vier ausgezeichnete Gemälde zum Besten der Armen ausgestellt. Es sind zwei Gemälde von Raphael, eines von Titian und eines von Boticelli. Diese Art, den Armen beizustehen, wäre den Besitzern von Gemäldesammlungen und andern Kunstschätzen anzuempfehlen und auf jeden Fall besser, als das Tanzen zum Besten der Armen, das einen großen Theil der Einnahme wieder verschlingt.

— In den Umgebungen der 45 Kasernen, die es in Paris gibt, werden täglich 1500 bis 1800 Arme von den Abzügen, die sich die Soldaten an ihren Rationen gefallen lassen, gespeist.

— Bei der Centraleisenbahn in Frankreich hat es sich gezeigt, daß ein großer Theil derselben unterminirt ist, und zwar, wie man glaubt, durch unterirdische Strömungen des Loiret zur Loire. Bereits ist ein Theil der Eisenbahn von 4000 Metres eingestürzt, und man hegt auch für die übrige Bahn lebhafte Besorgnisse.

— In Weißenburg ist ein Herr Apfel gestorben, der mehrere Millionen hinterläßt. Dieses Kapital, ordnet er in seinem letzten Willen an, solle noch durch 8 Jahre anwachsen, und dann die jährlichen Zinsen des Gesammtbetrages auf das Straßburger Theater verwendet werden; die Stadt müsse jedoch die bisherigen Hilfsgelder fortzahlen. Einen solchen Kunstmäcen könnten mehr als eine Bühne brauchen.

Rom. Der türkische Gesandte Schekib Effendi, der in Angelegenheiten des Großherrn mehrere Audienzen bei Sr. Heiligkeit, dem Papst, gehabt hatte, erhielt vor seiner Abreise aus den Händen Sr. Heiligkeit eine reich mit Brillianten verzierte Camée, auf der das Bildniß des Papstes dargestellt ist. Knieend empfing sie der türkische Repräsentant, der den Wunsch geäußert haben soll, das Geschenk Sr. Heiligkeit als Nischan, d. i. als Decoration auf der Brust tragen zu dürfen.

— Der Papst hat in der Mitte Februar den Befehl zur Entwerfung der Statuten eines neuen Ordens gegeben, der an alle Religionsbekenner vertheilt werden kann, und durch den hauptsächlich die Belohnung wahren Verdienstes beabsichtigt wird. Wie man nunmehr vernimmt, soll dieser Orden ein Stern mit der Devise „Virtuti et Merito“ (der Tugend und dem Verdienste“) sein, und in zwei Klassen getheilt werden. Die erste Klasse verleihet dem Inhaber erblichen Adel, die zweite nur persönlichen.

Holland. Die Austrocknung des Harlemer Meeres, die schon lange beschlossen, der großen Schwierigkeiten wegen immer hinausgeschoben werden mußte, nähert sich jetzt ihrer Verwirklichung, da die Städte Amsterdam und Rotterdam allein 9 Millionen Gulden zu diesem Unternehmen hergeben, und sich noch mehrere Städte angeschlossen haben.

Würtemberg. Jedermann wird wohl von dem Wolfe gehört haben, der Würtemberg durch beinahe zwei Jahre unsicher machte, allen Schäfern Schrecken einjagte, durch diese ganze Zeit vielfach verfolgt, aber nicht gefangen wurde, und endlich eine Petition von mehreren Hundert Schäfern um Abhilfe an den Landtag veranlaßte. Dieser Wolf, der seiner Unergreifbarkeit wegen, der „Würtembergische Abdelkader“ hieß, ist endlich am 10. März zum Jubel des ganzen Landes erlegt worden. Die glücklichen Schützen haben ihn von Brackenheim nach Stuttgart im Triumph gebracht. Er ist männlichen Geschlechtes, groß, stark, sehr wohl gemästet und 71 Pfd. schwer. In der Größe ist er etwa wie ein großer Metzgerhund; der oben ungemein breite Kopf und der dicke, gedrungene Hals machen, fast wie beim Stiere, den unwillkührlichen Eindruck wilder Stärke. Den Zähnen nach zu schließen, mag das Alter des Thieres zwischen 6 und 8 Jahren sein.

Preußen. Den Preußischen Reichsständen werden die Grundzüge einer nationalen Schiff-Fahrt- und Seehandelsgesetzgebung zur Begutachtung vorgelegt werden.

— Lynchrecht in Deutschland. Man bekreuzigt und segnet sich, wenn aus den Hinterwäldern Nordamerika's dann und wann die Kunde herüber tönt, daß sie dort einen Pferdedieb oder einen andern Taugenichts, den die ehrlichen Leute gern hundert Meilen weit weg hätten, betheerten und befiederten. Aber das Lynchen kommt auch in Europa vor. Neulich hat sich in Westphalen ein Fall ereignet, der wahrhaft abscheulich ist und von schauderhafter Brutalität zeugt. Die Berliner Vossische Zeitung berichtet die Gräuelthat. Drei Stunden von Preußisch Minden liegt das Dorf Wulferdingsen. Dort findet den letzten Donnerstag im Feber ein Einwohner, als er schlafen gehen will, sein Bett nicht. Die Einwohner gelten für rechtliche Leute. Am Freitag forschen sie nach dem Diebe; am Sonnabend bezeichnen sie ein Individuum als Thäter und betrinken sich. Sie holen einen Mann und eine Frau, die ihnen verdächtig waren, aus ihrer Wohnung, um sie der Polizei zu übergeben. Inzwischen verbreitet sich die Angabe, ein Jude sei der Hehler und habe das gestohlene Bett aus seinem Hause in ein anderes getragen. Nun fingen die Bauern an, sich einem viehischen Benehmen hinzugeben. Dem Juden wurde vorerst ein Arm abgeschlagen; die Frau war schändlich geprügelt worden und völlig kraftlos. Die Unmenschen warfen sie vom Ufer in einen angeschwollenen Bach und zwar so, daß Brust und Kopf aus dem Wasser standen. So fand man sie noch am andren Morgen; sie starb. Den ergriffenen Mann hatten die rechtlichen Leute so geschlagen, daß er den Kopf hängen ließ. Das hielten sie für Verstellung, darum ohrfeigten sie ihn noch zur Strafe. Als auch das den Kopf nicht in die Höhe richtete, hieben sie ihm auf die Schienbeine, um zu probieren, ob er sich verstelle. Da holte er noch dreimal tief Athem und dann sank er todt zusammen. Es hat sich nun herausgestellt, daß diese verwundeten und todtgeschlagenen Leute unschuldig sind; denn itzt ist man dem rechten Diebe auf die Spur gekommen.

Kurhessen. Die Regierung hat, um den herrschenden Nothstand zu mildern, den Betrieb der Branntweinbrennerei im ganzen Lande für die Dauer von drei Monaten einzustellen befohlen. Als Beleg der Bedeutsam-

Digitized by Google

keit dieser Maßregel wird hervorgehoben, daß in Hessen täglich an Cerealien und Kartoffeln so viel zur Destillation von Branntwein verbraucht werde, als 400,000 Mann zu ihrer Ernährung bedürfen.

Frankfurt am Main. Es hat sich daselbst ein Verein israelitischer Frauen gebildet, um unbemittelte Mädchen in Haushaltungsgeschäften und nützlichen Gewerbsthätigkeiten unterrichten zu lassen. Er zählt schon über 400 Mitglieder und hat vom Senat das Recht zur Erwerbung von Grundeigenthum erhalten.

Baden. In Karlsruhe brach am 28. Februar Abends zwischen 6 und 7 Uhr im Theater Feuer aus, wobei durch die fehlerhafte Anlage des Gebäudes mehr als 60 Personen auf die schauderhafteste Weise um's Leben kamen. Am 4. März fand das Leichenbegängniß der Verunglückten Statt. Da die Leichen ganz unkenntlich waren, so nahm ein großes Grab Alle auf. Voran im Begräbnißzug gingen die Geistlichen der protestantischen, katholischen und mosaischen Confessionen, dann die Verwandten, die Behörden, die Innungen und das Militär. Der protestantische Geistliche hielt die Trauerrede, die beiden Andern Gebete. Wie es heißt, wird itzt das Schauspielhaus nach einem ganz andern Plane wieder aufgebaut werden.

Leipzig. Am 20. Februar wurde in der Mittagsstunde die Sparkasse von einem frechen Diebe um 1678 Thaler bestohlen, wofür er als Pfand oder Vergütung einen alten Hut zurückließ. Die Polizei hat eine Prämie von 100 Thalern für denjenigen ausgesetzt, der den dreisten Spekulanten erwischt.

— Am 23 Februar goß der Maurergeselle Bauer dem Kinde einer Leipziger Näherin, dessen Vater er ist, Schwefelsäure in den Mund, in Folge dessen das arme Kind den Tag darauf starb. Der Rabenvater wollte sich durch den Tod des Kindes des ihm lästigen Ziehgeldes entledigen.

Dresden. Der dreiundzwanzigjährige Sohn eines Subalternbeamten hat am 8. März seine Mutter und Schwester mit einem Beil erschlagen.

Wien. Der Theaterzeitung zufolge hat das Loos 34,998 die 1000 Stück Silbergratislose gewonnen. Diese 1000 Lose gewannen außer dem Haupttreffer noch 999 kleinere Treffer, das Eine die 200,000 fl. die andern 999 zusammen 9005 fl. W. W. Außerdem fielen in der Silberlos-Separatziehung auf diese 1000 Lose noch 20 Treffer im Gesammtbetrage von 290 fl. W. W. Der glückliche Gewinner lebt in Stuhlweißenburg.

— Der Verein gegen die Mißhandlung der Thiere in Nieder-Oesterreich hat mittelst Erlaß vom 17. Februar die Genehmigung der niederösterreichischen Landesregierung erhalten.

— Der Fabrikant chemischer Waaren Hr. A. M. Pollak in Wien hat, dem Humoristen zufolge, eine Entdeckung gemacht, die, wenn sie sich bestätigt, an Wichtigkeit den Schwefel-Aether noch hinter sich zurückläßt. Es ist dies die Herstellung eines eben so gesunden als nahrhaften Brodes, zu dem der Centner Mehl auf 48 kr. C. M. zu stehen kommt. Er glaubt, jährlich 300,000 Centner herstellen zu können. Herr Pollak ist ein Jude.

Karlsbad. Eröffnung des israel. Hospitals daselbst. Die Eröffnung des mit a. h. Entschließung zur Errichtung bewilligten israelitischen Hospitals in dem Kurorte Karlsbad, findet, da der zu diesem Humanitätszwecke vorgenommene Umbau des angekauften umfangreichen Hauses bereits hergestellt ist, mit der heurigen Kursaison statt.

Die israel. Gemeinden des In- und Auslandes, welche die Aufnahme ihrer zum Gebrauche der Karlsbader Heilquellen angewiesenen armen Kranken ansuchen wollen, haben zur Aufrechthaltung der Ordnung die mit Armuths- und ärztlichen Zeugnissen versehenen Aufnahmsgesuche mittelst ihrer Herren Vorsteher so zeitlich als möglich dem in Prag bestehenden Comité portofrei zu übermitteln, und die Erledigung, zu welcher Zeit der betreffende Kranke in die Anstalt einzutreten hat, abzuwarten.

Die geringen Kräfte dieser jungen erst in's Leben tretenden Anstalt bedingen die Maßregel, daß die Empfehlungen jener wohlthätigen Gemeinden, welche zur Gründung der Anstalt beigetragen haben und zur ferneren Erhaltung nach Möglichkeit mitwirken, besonders berücksichtiget werden. Die verehrlichen Redactionen der Zeitungen und sonst gelesener Blätter des In- und Auslandes, werden im Interesse der Humanität höflichst ersucht, dieser Bekanntmachung ihre Spalten öffnen zu wollen.

Kleine Erzählungen.

Der gestiefelte Tenorist. Einem Sänger bei einer reisenden Gesellschaft war das Geld ausgegangen; ein Fall, der sich auch bei Hofschauspielern ereignet. Nach der Ansicht des singenden Menschendarstellers war dies jedoch besser, als wenn ihm der Ton ausgegangen wäre, und somit beschloß er, bei einem Schuhmacher einen ehrlichen Pump zu riskiren, da er in seinem bisherigen ledernen Engagement im wahren Sinne des Wortes auf den Strumpf gekommen war und mit Grausen bemerkte, daß das einzige Stiefelpaar, das er besaß und das ein sehr musikalisches Ansehen hatte, ihm von Tag zu Tag immer mehr offene Beweise gab, daß sie das Licht liebten.

Die Biographie dieser auf den heißen Brettern zerlaufenen Stiefeln ist kurz, aber traurig. Die Absätze trugen Spuren der Befleckung, worüber die Sohlen den Mund aufthaten und Randglossen machten. Der Eine von diesen edlen Brüdern hatte ungemeines Talent zum Baumeister, denn er machte in acht Tagen mehr Risse, als Vitruvius und Schinkel während ihrer ganzen Lebenszeit. Beim Andern platzte das Oberleder ebenfalls, aber nicht vor Lachen, denn es hatte stets viel Wichse erhalten. Hätte ihn der Sänger von Zeit zu Zeit ein Mal geschmiert, wie gewisse Schauspieler die Recensenten, wäre er sicherlich gut gefahren, so aber war er immer gebürstet worden.

Der Tenorist war in Verzweiflung; er wollte durchgehen, hatte anderwärts Engagement und — keine Stiefeln. „Mein Königreich um ein Pferd!" ruft Richard, unser Richard Wanderer aber schrie: „Das hohe F. um ein Paar Stiefeln!" — Ach! Senesino beschwichtigte seine Schuldner durch den Schmelz seiner Stimme und Farinelli ersang sich von einem Schneider, dem er sein Herz gewendet, ein Staatskleid. Warum führt das Schicksal mir nicht einen solchen musikalischen Schuster in meine Arme? Warum gerade mir diese Bürde von Häßlichkeit an meinen Füßen, die mich hindert, meine Laufbahn fortzusetzen? — O, so weit das Scepter des Credites reicht, so weit der Schuster seine Stiefeln sendet, habe ich keine Stelle, keine, wo ich mich dieser Schofelner entlasten kann."

Er öffnete das Fenster — frisch auf! es wehen kühle Morgenlüfte! zog er den Rock an und — Macbeth, du versiehst mich — gleich einem Nachtgespenste geht der Pump an sein entsetzliches Geschäft.

Der erste Schuhmacher aber, an dessen Thür er klopfte, gehört nicht zu den weichen Seelen und schien durchaus nicht geneigt, die so in die Ferne gestellte Bezahlung der Stiefeln durch den Tubus der Barmherzigkeit zu betrachten, weil er wahrscheinlich schon öfters versohlt worden war.

Da stand der Tenorist und seufzt wie der Pfau, wenn er einen Blick auf sein Fußgestell wirft. Er faßte Muth und trug die Geschichte einem zweiten Schuster vor; aber auch diesem schien die Sache doch zu sehr auf die Spitze gestellt und verspürte eine kleine Ahnung, daß der Sänger auf Zwecken gehe, die nicht kauscher waren — Herr des Lebens! die Stiefelnoth wurde immer größer und kein Verschlag wollte gelingen.

„Nun," rief er aus, „wenn Keiner von Allen auf mein ehrliches Gesicht einen Absatz bezwecken will, so muß ich Einen breit schlagen. Noth kennt kein Gebot! Schicksal, gehe deinen Gang!"

Da führte ihn der Weg an einem Laden vorüber, wo durch die Glasscheiben ein ganzes Stiefel-Museum zu schauen war, welche sämmtlich so blank geputzt waren, daß sich die blinden Spiegel im Garderobezimmer schämen mußten. „Ha!" lispelte der Bedrängte, „der Mann hier ist in glänzenden Verhältnissen, der könnte dir auf die Beine helfen. Werke von Meisterhand, Stiefel von Kalbleder, ausgelegt mit englischen Stiften. Nur ein, ein Paar auf Credit, der Meister könnte ein gutes Werk stiften. Wenn ich wüßte, daß er ein Seitenstück zum lustigen Schuster oder so ein Ableger von Johann dem muntern Seifensieder wäre, so wollte ich ihm meine größte Bravour-Arie, ja, meinetwegen den ganzen Figaro vorsingen.

Der Sänger faßte abermals Courage, wahrscheinlich, weil der Schuster in seinem Leben öfters Figaro's gemacht und trat mit grandioser Zuversicht in den Laden.

„Guten Morgen! Ich wünsche ein Paar schöne nette Stiefeln zu haben." Hierbei rührte er das wenige Reisegeld, aber bedeutend viel taube Theatermünze in seiner Tasche um.

Der Schuhmacher nickte bejahend, holte ein Dutzend Stiefeln her und fragte, ob es dem Herrn gefällig sei, ein Paar anzuprobiren.

„Anprobiren? Hier — Meister, was muthen Sie mir zu. Nein! kommen Sie mit in meine Wohnung, sie ist gleich hier neben an."

„Mit größtem Vergnügen!"

Sie gingen zur Probe. Wenn der Tenorist immer die Noten so getroffen, wie heute die Stiefeln, er hätte dem Musikdirektor manchen Aerger erspart.

„Passen sie?" rief der Schuhmacher.

„Herrlich, nur der Linke kneipt etwas. Können Sie denselben nicht ein paar Stunden über den Leisten schlagen?"

„Wie Sie befehlen, mein gutes Herrchen. Wann müssen Sie ihn wieder haben?"

„Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr. So wie Sie ihn bringen, erhalten Sie auch Ihr Geld, oder wollen Sie . . ."

„Bewahre! Sie sind mir sicher genug und wenn Sie mir Ihre Kundschaft zuwenden wollen, so kann ich auch mit neumodischen Schnürstiefeln aufwarten."

„Geschnürt? Na, wir werden ja sehen, ich hoffe es. Hier, Meisterchen, nehmen Sie eine Prise!"

„Hätzi!"

„Gott helf!"

Der Schuster ging und der Tenorist verschloß eiligst den Stiefel in seinen Koffer. Als er eben weiter nachsann, um die Farce zu vollenden, kam der Theaterdiener Hesse, der den Tenoristen auf Nachmittag drei Uhr in die Probe bestellte.

„Was ist angesetzt?"

„Einen Jux will er sich machen."

„Recht so! Heute will ich mit einer Wahrheit spielen, daß die ganze Stadt eine Woche lang darüber lachen soll. Hesse, gehe Er doch zu dem

Digitized by Google

Schuhmacher, der draußen vorm Thore links wohnt. Hört Ihr? nicht der hier neben an! Ich will mir von dem Manne ein Paar Stiefeln kaufen.“

„Gut! Aber der Mann ist theuer. Drei Thaler zwölf Groschen das Paar. Der Kerl will vom Leder ziehen.“

„Gehe nur! Ich bekomme sie wohlfeiler. Er soll etliche Paar mitbringen.“

Hesse erfüllte sein Begehr. Der Sänger präparirte vor Freuden über diesen glücklichen Gedanken seine Kehlenwerkzeuge durch etliche Präludien zu: „Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen!“ und rief dann: „Herrlich, herrlich! Komiker und Intriguant zugleich. Ja! auch eine Heldenrolle, denn ich bin Samson und schlage die Philister. Die linke Seite ist schon gewonnen, jetzt muß ich mich auf die rechte legen.“

Nach zehn Minuten erschien wiederum Hesse und Max bringt gute Zeitung mit — der Schuster kommt. —

Das Tenoristenherz schlug Triller, als es die Fußfutterale erblickte. Ohne Säumen wurde wieder anprobirt. Herrlich! prächtig! aber — „was hinke der Kerl auf einem Fuß?“ — „'s hat Alles seine Ursach, wer kann was dafür?“ — jetzt kneipt der rechte Stiefel ganz gewaltig.

„Dem ist abzuhelfen,“ ruft Meister Flachs, „ich weite ihn ein bischen aus und schlage ihn über den Leisten.“

„Brav, Meister! Beginnen Sie Ihr Waidwerk, und ich hoffe mit Ihrer Leistung zufrieden zu sein.“

Der Schuster wollte sich über diesen Witz todtlachen und fragte, wann er den Stiefel bringen solle.

„Heute Nachmittag, Schlag drei Uhr.“

„Da spielen Sie wohl Comödie?“

„Ja, eigentlich schon jetzt.“

„Ei was denn? Ein Lustspiel oder ein Trauerspiel?“ —

„Beides zugleich. Für Sie wird es ein Trauerspiel sein.“

„Nun! das ist nichts! Lustig muß es hergeben. Wenn nur einmal „Lumpacivagabundus“ oder „das Fest der Handwerker“ gegeben würde. Den Lumpaci möchte ich von Ihnen sehen.“

„Ohne Sorge! geschieht vielleicht, ehe sie es denken. Glaube aber nicht, daß ich zu Ihrer Zufriedenheit meine Rolle spielen werde.“

„Na! darum keine Feindschaft nicht! Leben Sie wohl! Um drei Uhr bin ich wieder da, ein Mann, ein Wort!“

Jetzt war er hinaus und der Tenorist vereinigte seine Stiefeln. Welche Aehnlichkeit! „Zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.“ — Wahrlich! Zwillingsbrüder gleichen sich nicht so, wie die aus Ost und West zusammengeholte Fußbekleidung.

Neue Stiefeln an den Beinen, den Paß in der Tasche und schönes Wetter. Das sind schätzenswerthe Dinge für einen armen Schauspieler, und der Zerrissene von heute Morgen hatte zur Mittagszeit die Stadt längst hinterm Rucken.

Jetzt schlug es drei Uhr. Da kamen zwei Schuster die Straße hergestiefelt und fuhren zugleich in das Haus. Die Thür war verriegelt; das Nest leer.

Da standen sie da wie der ewige Jude, der auch ein Schuster war, Jeder einen Stiefel in der Hand, den Mund weit auf, wie ein Hecht. Als sich die Sprache wieder einstellte, zürnten sie über das Pech, das sie gehabt; dann aber lachten sie und — copulirten die Waisenkinder ebenfalls und zwar — auf gemeinschaftliche Kosten.

Eisenbahnen.

Neue Sicherheitsvorrichtung. Zu Düsseldorf befindet sich Herr F. C. Claasen aus Amsterdam, der Erfinder einer Vorrichtung gegen das Springen der Locomotive und Wagen aus den Schienen, auf die wir durch nachstehende Zeilen aufmerksam machen wollen. Die Vorrichtung besteht in einer, zwischen den beiden bis itzt gewöhnlichen Schienen, befindlichen dritten sogenannten intermediären Schiene, die aus Holz oder Eisen gefertigt sein kann und dicht auf die Querhölzer gelegt wird. Ihre Spitze befindet sich 30 bis 35 Centimetres oberhalb des Niveau der Seitenschienen; man heftet unterhalb, vor und hinterwärts der Locomotive und jedes Waggons, einen eisernen Beschlag in Form einer Walzmaschine, welche die Centralschiene nicht berühren darf. Die Spitze und die beiden Seiten dieses Beschlages sind mit Drehsteinen versehen; der oberhalb ist horizontal, der unterhalb perpendikulär; diese dürfen die intermediären Schienen nicht berühren, so lange der Konvoi seinen gewöhnlichen Weg geht. Sobald sich aber ein Unfall ereignet, liegt z. B. ein Brett, ein Stein, ein Balken auf der Bahn, dann tritt die intermediäre Schiene in ihre Funktionen, sie hält den Konvoi auf der geraden Linie, die Waggons lehnen sich auf die Drehsteine und verhindern alles aus den Schienen Gerathen. Sobald die Waggons wieder auf die Schienen gekommen sind, hört die Funktion der intermediären Schiene wieder auf, die Drehsteine drehen sich nicht mehr und der Konvoi geht wieder seinen gewöhnlichen Weg. Die Vortheile, die man durch diese Erfindung genießt, sind: Schnelligkeit, indem man die ganze disponible Kraft der Locomotive anwenden kann; Sicherheit, da das Gerathen aus den Schienen verhindert wird; sie reducirt die 6räderigen Wagen auf 4räderige; sie erlaubt den Gebrauch ganz kleiner Kurven ohne Gefahr, und dadurch erspart sie das Expropriiren großer Landstrecken. Die Erfindung ist ihrer großen Kostspieligkeit wegen bis itzt noch nicht praktisch versucht worden; die Kosten dieser intermediären Schiene betragen nämlich sechs Procent vom Anlagskapital. Man vernimmt indeß, daß in der nächsten Zeit mit einer der holländischen Bahnen ein Versuch im Großen gemacht werden soll, da man der festen Ansicht ist, daß durch die Vortheile, die sie bietet, die Kosten reichlich gedeckt werden.

Entdeckungen und Erfindungen.

Das chemische Wetterglas. In ein langes Glas, z. B. in ein solches, worin Kölnisches Wasser aufbewahrt wird, fülle man reinen Kornbranntwein und thue hierauf in diesen $^{5}/_{8}$ Loth Kampher, $^{1}/_{8}$ Loth gereinigten Salpeter und $^{1}/_{8}$ Loth Salmiak. Damit sich alles besser vermische und auflöse, kann man das Gemenge wohl umschütteln. Die Flüssigkeit darf aber nur bis an den Hals des Glases gehen und dieses muß mit einem Pfropf und Siegellack gut verwahrt werden. Ist dieses geschehen, so hänge man das Glas vor ein Fenster, das jedoch nicht nach Mittag zu liegt, und treffe eine solche Vorrichtung, daß das Glas völlig unbeweglich hängt. Sobald sich nun das Glas in Ruhe befindet, wird sich ein fingerhoher Bodensatz bilden. Aus diesem steigt bei Windesanzeigen ein Gewölk in die Höhe. Bei veränderlichem Wetter geht der Bodensatz hin und her, während der Spiritus ruhig bleibt. Bei schönem Wetter legen sich starke Flocken fest auf den Boden, der Spiritus aber ist hell und rein. Bei Gewittern erhöht sich der Bodensatz wie Schneeflocken, der Spiritus wird trübe und Alles geräth in Bewegung. Bei Regenwetter erscheint auf der Oberfläche des Spiritus eine eisähnliche Scheibe und der Bodensatz erhebt sich; im Winter zeigt dies Schnee an. Sehr starke Wolken im Glase bedeuten Sturm. Erhöht sich die obere Scheibe, so wird es kalt. Bei Erdbeben steigt der Bodensatz ganz in die Höhe und der Spiritus ist unten hell und rein. Wenn sich der Bodensatz theilt, halb oben, halb unten, und der Spiritus in der Mitte hell ist, so folgt den andern Tag beständig Regen.

Beseitigung der mit den elektrischen Telegraphen verbundenen Gefahren. Die längsten elektrischen Telegraphen sind in Amerika. Die Bewohner der vereinigten Staaten, welche diese wunderbare Erfindung zuerst benutzten, haben auch zuerst die damit verbundenen Nachtheile erfahren. So wie die bisherigen Telegraphen an dem Nebel einen großen Feind haben, eben so haben die elektrischen Telegraphen die Gewitter zu fürchten. Aber während die ersteren nur eine Zeit lang ihren Dienst versagen, geben die letzteren, indem sie zur Weiterbeförderung von Nachrichten untauglich werden, Veranlassungen zu Unfällen, welche man nicht vorhersehen konnte. Man denke sich einen doppelten Metalldrath, der fünfzig Meilen lang ist, und in gewissen Entfernungen durch Pfähle gehalten wird; es zieht eine gewitterschwangere Wolke vorüber — hieraus muß nothwendigerweise eine Anhäufung des elektrischen Fluidums und in deren Folge eine Menge jener Phänomene entstehen, welche man bei physikalischen Experimenten zu beobachten Gelegenheit hat. Diese Phänomene müssen aber wegen der großen Ausdehnung des Leiters der Elektricität einen ungewöhnlichen Grad von Intensität erhalten. Man hat beobachtet, daß bei einem heranziehenden Gewitter die telegraphischen Depeschen zuerst durch unverständliche Signale unterbrochen werden; wenn die Gewitterwolken näher kommen und über dem Leitungsdrath hin und her ziehen, so ist man genöthigt, mit der Correspondenz ganz aufzuhören. Die elektrischen Entladungen nehmen immer zu und werden so heftig, daß die Pfähle rechts und links von dem Punkte, an welchem das Fluidum losbricht, umgeworfen werden. Durch solche Unfälle wird also die telegraphische Correspondenz so lange unterbrochen, bis der Schaden wieder ausgebessert worden ist. Auch ist es klar, daß ohne geeignete Vorkehrungen auch die Personen, welche sich während eines Gewitters in der Nähe eines elektrischen Telegraphen befinden, in Gefahr kommen. Um diesen Unannehmlichkeiten und Gefahren vorzubeugen, versieht man jeden Pfahl mit einem Blitzableiter, der sich bis ganz nahe an den Metalldrath erstreckt, ohne denselben jedoch zu berühren. Wenn sich alsdann in dem Drath eine elektrische Spannung zeigt, so entladet sich die Elektricität in geringer Entfernung und ohne Geräusch, und der telegraphische Drath befindet sich ganz in der Lage einer Elektrisirmaschine, welche man nicht stark laden kann, wenn sich eine Metallspitze ganz in der Nähe der Conductoren befindet. Die Schwierigkeiten und Gefahren der elektrischen Telegraphen bei Gewittern sind also glücklich überwunden.

(Theaterzeitung.)

Literatur, Kunst und Alterthum.

Der Marquis d' Espinay St. Cyr hat gegen Alexander Dumas eine Klage anhängig gemacht, weil er in seinem Roman „La dame de Monsoreau“ einen tapfern und ehrbaren Vorfahren des Marquis als unwürdig und grausam dargestellt habe. „Das Recht der Romanschreiber auf historische Charaktere gehe nicht so weit, daß sie dieselben beschimpfen dürften, und der gute Name eines Vorfahren sei ein edles Erbtheil, das man nicht schmälern dürfe.“ Er fordert also entweder Abänderung jener Angaben in einer neuen Ausgabe oder 50,000 Franken Entschädigung. — Der Gerichtshof hat die Klage angenommen, doch die Entscheidung noch

Digitized by Google

ausgesetzt, um erst das Werk zu lesen und zu prüfen. Wir bedauern den armen Gerichtshof.

Göthe und Dumas. Göthe trat bekanntlich von der Intendanz des Weimarer Theaters zurück, weil er das Auftreten des vierfüßigen Schauspielers im „Hund des Aubry" nicht verhindern konnte. Herr Alexander Dumas hat zur Aufführung seiner „Königin Margot" mit großen Kosten einen genialen dramatischen Hund aus der Provinz nach Paris kommen lassen. Da der Künstler auf ein anderes Stück abgerichtet war, so hat das Einstudieren der neuen Rolle große Mühe und Arbeit erfordert.

Die nachgelassenen Werke des berühmten Geschichtsforschers Niebuhr werden nach den Heften, die seinen Vorlesungen nachgeschrieben sind, herausgegeben werden. Sie werden mit der Geschichte der französischen Revolution 10 Bände füllen. Sein Hauptwerk, die römische Geschichte, die in 3 Bänden bis über die punischen Kriege ging, wird itzt in 6 Bänden, bis zum Untergang des abendländischen Kaiserthums reichen.

Die slavische Ethnographie (slowansky narodopis) des berühmten slavischen Philologen und Alterthumsforschers, Herrn Šafařik, wird von einem čechischen Literaten in's Französische übersetzt.

In Frankreich dringt die Literatur doch viel inniger und tiefer in das Leben ein, als bei uns. Man hat in diesen Tagen wieder ein recht gewichtiges Zeugniß davon gesehen; der große Ochse nämlich, der zu Fastnachten, wie alljährlich durch die Straßen von Paris geschmückt geführt wurde, hatte den Namen Monte-Christo erhalten, nach dem Romane von Alexander Dumas. Der vorjährige Fastnachtsochse hieß Dagobert aus einem Sue'schen Roman, und in einem früheren Jahre trug einer den Namen „Vater Goriot" nach dem Werke Balzac's. Dumas kann nun wieder schlafen, denn sein Ehrgeiz ist befriedigt; seine Nebenbuhler Sue und Balzac haben nichts vor ihm voraus.

Die Meyerbeer'sche Composition zum „Struensee" und die zahlreichen Darstellungen haben auf den Debit der Tragödie des zu früh der Welt entrissenen Dichters Michael Beer einen solchen Einfluß gehabt, daß die erste starke Auflage dieses Trauerspiels nun ganz vergriffen ist und der Verleger bereits eine neue Auflage drucken läßt.

Die Santa Cena, die voriges Jahr in einem stehengebliebenen Flügel des verfallenen Klosters St. Onophrio entdeckt wurde, und von Einigen Raphael, von Andern Pigi zugeschrieben wird, ist von der Toskanischen Regierung um 60,000 Scudi (130,000 fl. C. M.) angekauft worden, und wird von Jesi in Mailand in Kupfer gestochen werden.

Erheiterungs-Salon.

Das Biberacher Intelligenzblatt Nro 9 vom 1. Februar enthält folgende „Erklärung und Empfehlung," die zwar der Erklärung bedarf, aber keine Empfehlung verdient. „Seit einiger Zeit her bemerke ich mein Geschäft sehr geschwächt, dieser Verkürzung habe ich es zu danken (einer Person), welche mir nicht günstig zu diesem Geschäft; und durch abrathung und sonstigen mißgünstigen Reden, die Personen abschreckte, welche durch geehrtes Zutrauen zu mir wollten, und somit kam es durch einstimmung anderer gegen mich — mißgünstigen Personen; als wäre ich nicht genugsam Erfahren in meinem Geschäft! und besonders nicht versehen in Blutegel ꝛc., welches aber in allem von mir das Gegentheil ist; welches meinen verehrten Kunden, Gönnern, und Freunden, wohl bekannt ist, daß ich mein Geschäft jederzeit nach Recht und Pflicht erfüllt habe, und solches zu thun noch gewohnt bin, mich Freue ein gütiges Wohlwollen zu erwerben, um an meinem Berufgeschäft, in der Praxis der Chirurgie in Pünktlichkeit durch ehrendes Zutrauen mich ferner bestreben werde, ich kann mit Ruhe und Gelassenheit solcher Verkleinerung entgegensehen, bis die Stunde der Vergeltung kommt! — Zugleich bemerke ich, daß bei mir alle Tage können Rasiermesser abgegeben werden, zum Scharfmachen, vor diejenigen verehrten Herren, hier und auswärts welche sich selbst Rasieren, das Honorar ist billig, wozu ich mich nochmals bestens Empfehle.

Chr. Fr. Gaupp, Wundarzt.

Ein Lehrer wiederholte, was er seinen Schülern über die Naturerscheinungen vorgetragen hatte. Als er auf das Gewitter zu sprechen kam, fragte er unter Anderem auch einen Knaben: „Mein Sohn, an welchen Orten unseres Vaterlandes kommen wohl die meisten Donnerwetter vor?" — „Auf den Exercierplätzen!" war die Antwort des Knaben.

Eine curiose Krankheit. Man schreibt aus B.: Eine neue Krankheit, welche die bedenklichsten Symptome zeigt, ist itzt hier ausgebrochen. Es soll nämlich häufig vorkommen, daß Schuldner, die entweder nicht zahlen können, oder nicht zahlen wollen, und deshalb in den Schuldenarrest wandern sollen, plötzlich erkranken — wie aus den ärztlichen Attesten erhellet — und zwar stets in einer Weise, die das Sitzen unmöglich macht. Während sonst in der Regel bei Krankheiten der Zustand der Ruhe und die Zimmerluft für zuträglich gehalten werden, verlangt jener neue Krankheitszustand die Bewegung in freier Luft, und regelmäßige Geschäftsthätigkeit. Eine in pathologischer Hinsicht gewiß höchst interessante Erscheinung!

Anecdote von Schiller. In Schillers Hause wurde immer nur halblaut gesprochen; er, wie seine Frau haßten nichts mehr, als lautes oder gar heftiges Sprechen, und Alle, die mit ihm in näherer Berührung standen, wußten dies und richteten sich darnach. Nun erhielt Schiller einst einen Besuch von dem durch Weimar reisenden Schlosser. Schlosser, wie in Allem colossal, besaß auch ein colossales Sprachorgan, womit er besonders dann, wenn er Anekdoten erzählte, loslegte. Zum Unglück war ihm dicht vor Weimar mit einem Bauer eine höchst drollige Geschichte passirt, und gleich nach den ersten Begrüßungsreden begann er sie Schillern und seiner Frau mitzutheilen, wobei er besonders dann furchtbar schrie, wenn er den Bauer nachahmte, wie er gesprochen. Dem armen Schiller trat der Angstschweiß auf die Stirn, doch bemühte er sich, ein Lächeln zu erzwingen. Schillers Frau aber starrte den Erzähler mit staunenden, entsetzten Blicken an — das kam nun den anwesenden Freunden Schillers so komisch vor, daß es ihnen unmöglich war, nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schlosser, der nicht anders glaubte, als das Gelächter gelte seiner Anekdote und vorzüglich seiner Nachahmung des Bauern, begann sie nochmals, und hatte er erst schon überlaut gesprochen, so brüllte er jetzt förmlich, daß die Fensterscheiben bebten, bis Schiller endlich außer sich aufsprang und unter dem Vorwande, Nasenbluten bekommen zu haben, aus dem Zimmer stürzte. Noch nach vielen Jahren pflegte Schillers Gattin von diesem „entsetzlichen" Besuch zu erzählen, und was sie und Schiller während des übrigen Theils des Tages ausgestanden hatten; denn Schlosser blieb den ganzen Tag und erzählte noch mehr — da seine erste Anekdote so gefallen hatte.

Intermezzo aus dem Münchner Hoftheater. (Parterre-Gespräch, während Madame Diez in den „beiden Freiern" ein Alpenlied singt.) Ich (meinem Nebenmann behutsam in's Ohr): „Ich sage Ihnen, die Madame Diez ist mir lieber als die Jenny Lind." — Ein Herr (klopft mit einem Ziegenhainer auf meine Schulter und glotzt mich mit funkelnden Augen an): „Was haben Sie gesagt?" — Ich (erschrocken): „Ich sagte: Nichts ist mir lieber, als die Jenny Lind." — Der Herr (seinen Ziegenhainer zurückziehend): „Das ist Ihr Glück! Sonst hätte ich Sie nach dem Theater einigen meiner Freunde vorgestellt; verstanden?"

Ein Arzt in Paris, der einen sehr reichen Patienten durch den Tod verloren, erhielt einige Tage darauf eine Schachtel und fand bei Eröffnen derselben darin eine goldene Tabatière und auf der inneren Seite des Deckels die Worte eingravirt: „Dem Herrn Doktor . . . die dankbaren Erben des entschlafenen Rentiers . ." Gerührt sagte er zu seiner Gattin: „Siehst du, daß nicht immer Undank der Welt Lohn ist."

Die englische medicinische Zeitschrift „Med. News and Library" gibt folgendes humoristische Recept zu einer homöopathischen Suppe: Nimm zwei verhungerte Tauben, hänge sie am Küchenfenster der Art auf, daß ihr Schatten in einen Topf mit 10 Gallonen Wassers falle, koche langsam 10 Stunden und gib 1 Tropfen nach je 10 Tagen in einem Glas Wasser.

Der Theaterstaat des vergangenen Jahres 1846. (Aus der Theater-Chronik.)

Bei Durchsicht des Personalverzeichnisses der deutschen Bühnen vom Jahre 1846 begegnen wir gleich vorweg einem Abt, welcher auf die Heiligkeit des Schauspieler-Standes schließen läßt. Wundersam genug finden sich zwei Damen Achilles vor — ein Herr Achilles ist nicht da, so nöthig er auch in vielen Fällen wäre, und so bestimmt man ihn, bei der Menge von Achilles-Fersen der Schauspieler, vermuthen sollte. Die Bischoffs-Würde wird ebenfalls durch 2 Damen vertreten — lauter Emancipationszeichen! Der Liebhaber kann sich seine Schöne ganz bequem nach der Farbe wählen. Er findet eine Demoiselle Blond, eine Madame und noch zwei Tänzerinen Braun, endlich auch eine Madame und drei Demoiselles Schwarz. — Das Reich der Thiere hat eine Menge Namen hergeliehen — höchst ominös aber beginnt die Reihe derselben ein Bock. Aber nur ein einziger Bock in dem dicken Buche, von der Legion von Böcken, die das ganze Jahr hindurch bei den 185 Bühnen geschossen wurden! Der Künstlerstaat ist auch nicht ohne Büttel — aber weiblichen Geschlechtes. Eine Trier'sche Liebhaberin heißt — horribile dictu! — Demoiselle Büttel. Da läßt man sich doch noch eher zwei Demoiselles Bursche gefallen, von denen, wie die Altonaer meinen, besonders die eine Demoiselle Bursche gar kein übler Bursche sein soll. Eine Schauspielerin in Aachen verräth den Durst nach Rollen und Gage. Nur zwei Engel sind in der langen Namensliste und davon ist obendrein noch einer (in Lübeck) Theaterdirektor! Legion ist die Zahl der Fischer, Müller, Meyer und Schmidt in den verschiedensten Schreibarten. Das Namens-quartett bildet eine recht hübsche, stattliche Compagnie! Wenn einmal so eine General-Versammlung aller deutschen Schauspieler und Schauspielerinen stattfände — die Fischer, Meyer, Müller und Schmidt gäben eine herrliche Confusion. — Dem einen Friede in Rostock stehen zwei Krieger in Riga und Ofen drohend entgegen. — Zwei weibliche Füchse und ein männlicher Fuchs bilden den Contrast zu dem schon erwähnten Bock. — Ein Fürst männlichen und zwei weiblichen Geschlechts eröffnen das Künstler-Hoflager, welchem ein Herzogs-Paar, ein Königs-Paar, endlich gar drei Kaiser-Paare Glanz verleihen. Man kann durch einen Fuhrmann weiter kommen, einem Fußgänger Gesellschaft leisten, sich auch einem Reiter anschließen. Sechs Götzen

Digitized by Google

sind, zur Auswahl, anzubeten — einer darunter überflügelt alle andern — er ist Souffleur! — In Fulda heißt ein Regisseur Geld. Süßer Name für jede Direktion! Unter der ganzen Künstler-Armee nur drei Hasen — sehr wenig! Aber auch nur drei Helden — nebenbei noch eine Heldin! — für vier Hähne nur zwei Hennen — arges Mißverhältniß! — Eine Wiener Tänzerin heißt Haßreiter! Ein schöner Name! — Ein Schauspieler in Elbing heißt, was er gewiß von Herzen gern sein möchte — Hausherr! — Steigen und Fallen der Kunst und ihrer sanguinischen Hoffnungen ist durch 4 Jahreszeiten treffend bezeichnet. Mehr, als im wirklichen Leben, hat der Künstlerstaat zwei Frühlinge, drei Sommer, fünfmal Herbst und eben so viele Winter. — Nur zwei Schauspieler wollen Herr heißen — aber eine Souffleuse in Bitterfeld drängt sich als Frau Herr als Dritte in den Bund. — Eine Jagd ist leicht gehalten. Ein Forst ist da, ein Hirsch und anderes Wild ist anzutreffen. Drei Jäger stehen auf dem Anstand. — Für das Künstlervölkchen nicht ohne Moral, sind drei Janus-Köpfe anzuschauen. — Haus, Boden, Saal und sieben Keller bieten ihre Dienste an. — Für Prozeßliebhaber stehen zwei Kläger vor achtzehn Richtern! — Neun Köche versprechen, das Sprichwort Lügen strafend, den Brei nicht zu verderben. — Vier Krebse gehen elf Löwen voran, worunter vier Löwinnen. — Auf fünfzehn Weiße kommen nur zwei Mohren. — Nur ein Nachtigallen-Paar schlägt, und das sehr matt, im ganzen, heilig-römischen Theater-Reich. — Für zwei Damen Ost ist nur ein Herr von Westen disponibel. — Auch das Bühnenreich hat seinen heiligen Vater — sein Pabst residirt in Königsberg. — Sechs Pfeifer besorgen das ganze Geschäft aller deutschen Theater! — Ein einziger, wackerer Ritter dirigirt in Bremen. — Eine Demoiselle Räuber mahnt an Schloß und Riegel. — Man findet zehn Steine, aber nur drei Rubinen. Fünf Schäfer und nur vier Scheerer! Der letztern sind gewiß viele vergessen. — Vier Schuster, die zur Probe einen Stiefel mitbringen, möchten ein und zwanzig Schneidern die Spitze bieten. — Ein Pohle, vier Sachsen und ein Paar Schwaben bilden das ganze, deutsche Völker-Contingent, dessen Cavallerie aus zwei Schimmeln besteht. — Achtzehn Köpfe singen: „Ein Schütz bin ich!" — Die Seele des ganzen Kunstkörpers ist — von Adel und sitzt in Ulm. — Nur zwei Sterne leuchten am ganzen Künstler-Firmament, und nur ein Stolz beherrscht den Staat. — Ein dreifacher Familien-Streit wird durch drei Räthe geschlichtet. — Einen vorübergehenden Sturm weiß ein Weiser leicht zu beschwichtigen. — Unter sechs Vögeln sind auch zwei Strauße, die sich auf Berg und Thal niederlassen können. — Neun Weber weben an dem ungeheuern Theaterschiff, das nur zweimal an der Station Witz Anker wirft. — Neun Wölfe haben zweimal ihren Zahn auf die Kunst, die sieben Köllnern tributär ist, und wozu schließlich noch ein Kapellmeister Zwicker den Takt angibt.

Sonderbare Zusammenstellung. Das Koseler Kreisblatt bringt in einer seiner neuern Nummern folgende Ankündigung: „In der Buchhandlung bei F. Nabek in Kosel ist zu haben und unterm Ladenpreise zu verkaufen: 1) Die große Clavierschule von Hummel. 2) Die große Violinschule von Spohr. 3) Universal-Lexicon der Tonkunst, redigirt von Schilling. Auch ist ein gut gerauchter Meerschaumkopf mit Silber beschlagen, billig abzulassen. Ebenso Schiller's Werke.

Der Vater Felix Mendelssohns sagte einst: „Als ich noch jung war, hieß man mich den Sohn des berühmten Mendelssohn, jetzt nennt man mich den Vater des berühmten Mendelssohn." Es ist freilich unangenehm, die Null in der Mitte zu sein.

Caricaturen.

Vorschlag zu einer neuen Winter-Schwimmschule.

Das Wasser war eine Passion; aber die Luft ist infam!

Völkerkunde.

Gastfreundschaft der Araber.*) Drei Wochen nach dem Einzug der Franzosen in Algier unternahm der kommandirende General Bourmont einen Streif-Zug nach Belida an der Spitze von nicht mehr als beiläufig 1200 Mann. Es war weit und breit kein Feind zu sehen, und die Franzosen, von den Einwohnern der Stadt freundlich aufgenommen, überließen sich ihrer angeborenen Sorglosigkeit. Zwar fehlte es nicht an einzelnen Warnungen, daß die Kabylen in der Nähe lauerten, aber man achtete nicht darauf. Tags darauf, am 24. Juli 1830 setzte sich General Bourmont mit seinem Gefolge zu Pferde und unternahm einen Recognoscirungsritt in südwestlicher Richtung, um die Abfälle und Schluchten der vorliegenden Gebirgskette zu untersuchen und einen Ueberblick der Gegend zu erlangen. Man begegnete dabei einzelnen Gruppen der Gebirgsbewohner, die aber durchaus keine feindliche Absichten zeigten. Als aber der Marschall nach einem zweistündigen Ritt den Rückweg nach Belida antrat, fielen einzelne Schüsse aus den Gebüschen und Schluchten. Man eilte rasch dem Lager zu, und die Verfolgung nahm immer mehr ab, je mehr man sich der Stadt näherte. Die Soldaten lachten der überstandenen Gefahr, es wurde abgekocht und man wollte nach genommener Mahlzeit die stärkste Mittagshitze vorübergehen lassen, und dann den Rückmarsch nach Algier antreten. Sorglos beschäftigte sich Jeder mit den Vorbereitungen zum Imbiß, zog sein Besteck aus der Tasche und war eben im Begriffe, sich's wohl schmecken zu lassen, da fallen in den nächsten Gärten neue Schüsse. Alles sprang auf, und die Truppen ordneten sich, immer von den Schüssen der Kabylen verfolgt, die auch mehrere Offiziere tödteten, unter andern Oberstlieutenant Trélan, den Adjutanten und vertrauten Freund des Marschalls. Wir lassen nun den Verfasser selbst reden. „Dieses Ereigniß erfüllte uns sämmtlich mit düsterem Schmerz, allein schon rasselten die Trommeln, das Tirailleurfeuer knisterte in den Gebüschen und Gärten ganz nahe, und es war an der Zeit, den Marsch nach dem außerhalb der Gärten liegenden Lagerplatz anzutreten, wo sämmtliche Abtheilungen sich vereinigen sollten. Jeder suchte mit bangem Auge seine Freunde und Gefährten in der Masse, denn mehrere waren wieder seit Trélan's Tode gefallen. Aber wenigstens vermißten wir keinen, denn die Verwundeten wurden mitgetragen. Nur Einer der Offiziere des Hauptquartiers fehlte, es war der englische Kapitän Mansel.

Kapitän Mansel war ein englischer Marineoffizier, der sich schon früher bei der Expedition des Lord Exmouth, wo er sich am Bord der „Queen Charlotte" befand, rühmlichst ausgezeichnet hatte. Der Drang, seine militärischen Erfahrungen zu vermehren, vielleicht auch das Bedürfniß nach Thätigkeit und Bewegung, hatten ihn bewogen, die Erlaubniß anzusuchen, sich dem französischen Heere anzuschließen. Seine kaltblütige Tapferkeit, welche an Tollkühnheit gränzte, und welche er bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, hatte ihn bei dem Heere in hohe Achtung gestellt, und seine Erfahrungen und Kenntnisse ihn auch dem Marschall sehr werth gemacht, der ihn bei vielen Veranlassungen, besonders aber, wenn er Aufklärung über Gegenstände wünschte, welche in das Seewesen einschlugen, zu Rathe zog. Hieraus folgte, daß Kapitän Mansel im Heere und im Hauptquartier allgemein geachtet und beliebt war, so daß seine Eigenthümlichkeiten und Bizarrerien selbst nur dazu beitrugen, ihn durch den originellen Stämpel, den sie allen seinen Handlungen aufdrückten, bemerkbar zu machen. So war Mansel gewöhnlich still und ernst; befand man sich aber in augenscheinlicher Lebensgefahr — es sei im Seesturm, im Kanonenfeuer, oder in sonst einer gefahrvollen Lage — so wurde Mansel sehr heiter und vollkommen schnakisch. Nie war er besserer Laune, als wenn er Morgens nicht mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß Abends sein Kopf noch auf seinen Schultern sitzen werde. Die Gefahr war das natürliche Element, in welchem seine Seele, wie der Salamander in den Flammen, erst lebendig wurde; war die Gefahr vorüber, ward er wieder still und ernst. Er hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Napoleon, in den Gesichtszügen und auch in seiner Gestalt; wenn er den dreieckigen Hut auf dem Kopfe, die Hände auf den Rücken gelegt, sinnend und ernst auf und niederging, erinnerte er mich lebhaft an den Imperator. Nichts brachte ihn aus seiner Kaltblütigkeit. Einst verließ er spät Abends das Hauptquartier, um einen seiner Freunde bei einem in der Nähe lagernden Regimente zu besuchen. Eine Schildwache rief ihn mit ihrem „qui vive" an. Kapitän Mansel antwortete zwar, allein entweder verstand der Soldat ihn nicht, oder hielt er die etwas ausländische Aussprache meines Freundes für eine arabische Version der Parole, kurz, als Mansel sich auf einige Schritte genähert hatte, drückte der Soldat ohne Weiteres auf ihn ab, — fehlte ihn aber unbegreiflicher Weise. Mansel näherte sich ihm ganz gleichgiltig, und indem er ihm ein Fünffrankenstück in die Hand drückte, gab er ihm die sehr richtige Weisung: „une autre fois regardez bien et ajustez mieux," (ein andermal sieh dir erst deine Leute besser an, und ziele auch besser). — Kapitän Mansel war während der Belagerung vom Marschall mehrere Male mit wichtigen Aufträgen an den, am äußersten linken Flügel der Blokadeposition kommandirenden General Achard abgeschickt worden. Gewöhnlich wählte er, um sie schneller auszurichten, den kürzesten Weg; statt nämlich hinter dem ganzen Bogen der Stellung an den linken Endpunkt derselben zu gehen, schlich er sich durch

*) Aus den Erlebnissen eines alten Landsknechtes, einem viel zu wenig gekannten und gewürdigten trefflichen Werke.

die feindlichen Posten, und wandelte wohlgemuth durch Schluchten, Hecken und Gebüsche fort, stets die mathematische Wahrheit, daß die Sehne eines Bogens weit kürzer als der Bogen sei, im Auge haltend, unbekümmert um die augenscheinliche Gefahr, dabei seinen Kopf in den Händen der Araber zu lassen. Er hatte auch einst die Gefälligkeit, mich zu einer solchen Wanderung zu bereden, deren Annehmlichkeit mir Zeitlebens im Andenken bleiben wird. Als wir auf einen todten Körper stießen, schloß er aus dessen rothen Beinkleidern ganz folgerecht, daß dies ein ermordeter Franzose sei, setzte aber nur ganz einfach hinzu: „Es scheint, daß die Araber nicht Zeit gehabt haben, ihn zu plündern; also müssen sie nicht mehr hier sein" — worauf wir ganz langsam weiter schlichen und dem Himmel sei Dank, nach einer solchen anderthalbstündigen Lustwandlung die äußersten französischen Vorposten erreichten, welche, da wir von der feindlichen Seite kamen, abermals auf uns Feuer gaben. Endlich bei General Achard angelangt, sagte Mansel triumphirend: „Vous voyez bien, que c'est le chemin le plus court." (Sie sehen nun, daß das der kürzeste Weg ist.) „Oui, pour aller," antwortete ich: „mais non pas pour revenir." (Ja wohl zum Gehen, aber nicht zur Rückkehr.) — Er wollte dem ungeachtet den Rückweg allein nehmen, wovon er nur durch die Bitten und endlich die Befehle des Generals abgebracht wurde.

So hatte Kapitän Mansel auch keine bessere Gelegenheit zu finden geglaubt, einige Toiletteobliegenheiten zu erfüllen, nämlich sich den Bart scheeren zu lassen, und ein Bad zu nehmen, als in Belida, und war schon früh Morgens zu diesem Behufe in die Stadt gewandelt. Dort seinen Kopf zwischen den Knieen eines arabischen Barbiers, seine Kehle dessen Scheermesser anvertrauend, glich er so ziemlich dem Lamm, das Zuflucht in der Höhle des Löwen suchte, und es war das erste Wunder auf seiner Wanderung, daß er aus dieser Operation mit heiler, wenn auch geschundener Haut entkam. Von da begab er sich in das türkische Bad. — Noch eingehüllt in die warmen Tücher, saß er mit Wohlbehagen seine Pfeife schmauchend, vor der Thüre des Badhauses, und betrachtete gemütlich die zahlreichen Gruppen von Arabern und Kabylen, welche sich auf dem Platze bildeten, und deren Aufmerksamkeit auf seine Person er lediglich der Neugierde zuschrieb. Nach dem Bade fühlte er das Bedürfniß, einige Nahrung zu sich zu nehmen, er verlangte und erhielt Brod und Milch, aber beide in so überflüssiger Menge, daß er sie allein nicht verbrauchen konnte; er brach das Brod, und vertheilte es den umherstehenden Arabern, eben so die Milch, ohne dabei die mindeste Nebenabsicht zu haben. Plötzlich fallen die ersten Schüsse, Kapitän Mansel wirft sich eiligst in die Kleider, schnallt seinen Säbel um, allein auf dem Platze findet er mittlerweile schon die Kabylen in großer Aufregung, — unter den weiten Gewändern blinken die entblößten Yatagans hervor, und die weißen Zähne fletschen drohend aus den braunen Gesichtern heraus. Schon ist Mansel umrungen, als diejenigen Kabylen, mit denen er vorher Brod und Milch getheilt hatte, sich schützend um ihn versammeln; denn durch diese, das Recht der Gastfreundschaft auf ewig begründende, Handlung, hatte er Jeden, der mit ihm das Brod gebrochen hatte, nach Gebrauch der Beduinen, zu seinem Schutz verpflichtet; — sie geleiteten ihn durch die Stadt bis an die Ringmauer, auf welcher er vor seinen Augen mehrere frisch abgeschnittene Franzosenköpfe aufpflanzen sah, — man öffnete ihm eine Pforte, und er eilte, wie durch ein Wunder gerettet, den in der Ferne vorüberziehenden französischen Colonnen nach. Daniel in der Löwengrube war mehr geeignet, einer Lebens-Assekuranz-Gesellschaft Vertrauen einzuflößen, als unser Freund unter den Kabylen in Belida. Ein Glück für ihn, daß er Appetit genug fühlte, um sich dieses segenreiche Frühstück zu bestellen, ein noch größeres, daß er dessen nicht genug hatte, um es allein zu verzehren.

Die Lobishomes (Wehrwölfe, wörtlich: Wolfsmenschen) **in Portugal.** Ein höchst seltsamer Glaube herrscht noch immer in Portugal, nämlich der Glaube an die Lobishomes, worüber uns Kingston in seinen „Lusitanian Sketches" interessante Aufschlüsse gibt. Dergleichen Individuen sind, wie man wähnt, unter einem ungünstigen Sterne geboren, und ihr Schicksal wird von einer schweren Nothwendigkeit gelenkt. Dieses böse Verhängniß kann eine jede Familie ohne Unterschied treffen, von den vornehmsten und höchsten bis zu den geringsten und niedrigsten im Lande, und obwohl jede, über welcher es waltet, dieses weiß, so verheimlicht sie es doch auf das Sorgfältigste, weil es für eine große Schmach gilt, davon heimgesucht zu sein. Es verfolgt junge Leute beiderlei Geschlechts, die nie ein hohes Alter erreichen; aber zu welcher Lebenszeit es zuerst eintritt, hat Kingston nicht in Erfahrung bringen können. Wenn in einer Familie sieben Söhne oder sieben Töchter geboren werden, so ist gewöhnlich der siebente dem höllischen Einflusse verfallen, jedenfalls einer von den jüngern. Das einzige Schutzmittel dagegen besteht darin, daß man Einen von den sieben A d a m tauft; unterbleibt dieses, so ist es gewiß, daß die Familie diesem Fluche anheimfällt. Am Tage sind die Lobishomes von dem bösen Zauber frei, obgleich ihre Züge stets einen eigenthümlich schwermüthigen und schmerzlichen Ausdruck an sich tragen. Sie sind träumerisch, schweigsam und in sich gekehrt. Die Geringeren sitzen mit wildem verstörtem Gesichte, mit langem, verworrenem Haare und Barte, mit liederlichen und schmutzigen Kleidern, stumm und abgeschlossen in einem Winkel am Herde. Mit Einbruch der Nacht aber verlassen diese Unglücklichen ihre Wohnung, die vornehme Jungfrau ihr Gemach, der edle Jüngling sein adeliges Schloß, der rauhe Landmann seine einfache Hütte. Keine menschliche Macht kann sie zurückhalten — der böse Geist ist in sie gefahren. Sie suchen einen wilden, von keinem menschlichen Fuße betretenen Ort; hier entkleiden sie sich und werden augenblicklich in Rosse mit langen, fliegenden Mähnen, wallenden Schweifen, feuerschnaubenden Nüstern und wüthenden Blicken verwandelt. Durch Furcht von dannen getrieben, stürmen sie mit Windesschnelle über rauhe Gebirge und tiefe Thäler, über Ströme und Winterfluthen, durch Schnee und Eis, durch Regen und leuchtende Blitze. Hunderte von Meilen durchbrausen sie in eben so vielen Sekunden; alle andern Thiere fliehen vor ihnen. Sie wiehern vor Pein, vermögen aber nicht, ihren reißenden Lauf zu hemmen. Immer vorwärts, vorwärts! Ihr Herz pocht schneller, der Athem stockt, aber sie können, dürfen nicht rasten. Sie machen einen ungeheuern Bogen von mehreren hundert Meilen, doch mit dem ersten Grauen des Morgens müssen sie wieder an ihrem Ausgangspunkte eintreffen, und nach Wiedererlangung ihrer menschlichen Gestalt, nachdem sie ihre Kleider wieder angelegt, kehren sie bleich, erschöpft und elend nach Hause zurück. Wie man dem Verfasser erzählte, ist nur eine Möglichkeit vorhanden, die Bezauberung los zu werden. Es soll nämlich, während die Lobishomes in vollem Laufe begriffen sind, irgend ein Muthiger ihnen den Weg vertreten, und sie an der Brust leicht verwunden, so daß es blutet. So wie das herabträufelnde Blut die Erde berührt, erhalten die Bezauberten ihre natürliche Gestalt wieder und sind augenblicklich geheilt.

Curiosa.

Aus der guten alten Zeit. Der Schwaben-Kalender für das deutsche Volk enthält einen merkwürdigen Beitrag zur Sittengeschichte aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Die adeliche Herrschaft Hardenberg erließ nämlich eine Haus- und Hof-Ordnung für ihre gesammte Dienerschaft, in deren Eingang schon derselben erklärt wird, daß sie „allzumal grobe, ungehobelte, dumme, unachtsame Kerle" wären, in deren Verlauf aber den Dienern mit Lebens- und Sittenregeln so „väterlich" an die Hand gegangen wird, daß wir nicht umhin können, zur Erbauung unserer Leser Einiges daraus hervorzuheben. „Wer nichts aus der Predigt behält," heißt es unter Anderem, „der soll wie ein Hund liegend auf der Erde sein Mittagsbrod fressen. Wer flucht, soll eine Stunde lang mit bloßen Knieen auf einem scharf gehobelten Brette knieen. Wer das heilige Abendmahl, wenn es ihm angesagt ist, versäumt, soll mit schwerem Gewichte belastet auf dem Esel reiten oder auch die Peitsche erhalten. Wer in Briefe guckt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage nach einander die Bastonnade erhalten und fortgejagt werden. Wer die Zeit verschläft, dem soll sein Kamerad die Hosen glatt anziehen, und ihm Jeder sechs Hiebe geben. Die Speisen sind in guter Ordnung, ohne etwas zu verschütten, aufzutragen, die Schüsseln mit Reverenz wieder abzunehmen. Wer aber nascht, und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung seines Appetits, heiße und brennende Speisen zu fressen. Jeder ist schuldig, auf erhaltenen Befehl hervorzutreten, und deutlich und laut das Tischgebet zu beten. Wer stockt, empfängt sechs spanische Nasenstüber. So einer mit ungewaschenen Händen aufwartet, soll sich geberden, als wenn er sich wasche, während Einer ihm Wasser auf die Hände gießt, ein Anderer aber sie ihm mit zwei scharfen Ruthen so lange abtrocknet, bis sie wohl bluten. Dergleichen, wer ungekämmt aufwartet, solcher solle im Stall mit dem Pferdestriegel in harter Aufsetzung des Hofmeisters tüchtig gestriegelt werden. Wer ein Glas übervoll einschenkt und es dann mit seinem eigenen Maul abtrinkt, erhält zwanzig Hiebe nach der Peitschenordnung. Wer unreine Gläser präsentirt, kann wählen zwischen vier Ohrfeigen und sechs italienischen Nasenstübern. Dieweil es ein unleidentliches Werk sei, wo die Bedienten langsam essen, so soll Denen, die länger als eine Viertelstunde damit zubringen, das Essen vor dem Maul weggenommen werden. Wer die vorgesetzte Speise nicht essen will, faste die folgenden 24 Stunden ganz und gar. Wer mit schmierigen, zerrissenen Kleidern aufwartet, wird Spießruthen gejagt. Haben sich Zwei geprügelt, so sollen sie ihre Sache noch einmal mit dem Stecken ausmachen in Gegenwart des Hofmeisters, und wer den Andern schont, Prügel erhalten."

Ich besuchte in London eines Morgens, so erzählt ein Reisender, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thüre gepocht wurde. Auf unser „Herein!" trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung ein, ein kleines blasses, etwa sieben bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend.

„Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?" fragte er in gebrochenem Französisch.

„Das ist er," sagte ich, auf meinen Freund deutend.

„Ich habe eine Bitte," fuhr er schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen."

„Das kann nicht sein," sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetschte, „ich habe zu viele Nummern."

„So, so!" versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?"

Digitized by Google

„Ja," entgegnete Strauß zögernd, „meine Violine habe ich natürlich hier."

Er legte ungern das gute Instrument in die begierig danach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe, und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel.

Strauß und ich sahen uns mit immer größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund.

„Sie können heute Abend spielen," rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concert gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?"

Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißt Du, Kleine?"

„Therese Milanollo," sagte sie leise.

Papst Pius IX., ein Violinspieler. Ein italienischer Komponist, Namens Perugini, hatte mit dem jungen Mastai-Ferretti, gegenwärtig Papst, in demselben Kollegium seine Studien gemacht. Vor Kurzem erhielt Pius IX. folgenden Brief: „Heiliger Vater, ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern, daß ich die Ehre hatte, Ihr Mitschüler zu sein, und daß Ew. Heiligkeit mir oft die Gnade erzeigten, Duette mit mir zu spielen, deren Ausführung gerade nicht, wenigstens von meiner Seite, ganz tadellos gewesen, worüber Ew. Heil. so viel Verdruß hatten, daß Sie mich oft auf die Finger klopften. Ich wage es, mich wieder in Ihrer Erinnerung hervorzurufen, und Sie zu bitten, einen Mann in Ihren Schutz zu nehmen, der nie die glücklichen Augenblicke vergessen wird, welche er einst an der Seite desjenigen zugebracht, den seine apostolischen Tugenden bis auf den Thron St. Peters geführt haben." Der Papst antwortete: „Niemals habe ich Ihren Namen vergessen, mein Sohn. Kommen sie zu mir nach Rom, wir wollen wieder Duette mit einander spielen, und wenn Sie keine Fortschritte gemacht haben, so werde ich sie wieder auf die Finger klopfen." — Nach solchen Zügen ist es wohl natürlich, daß der heilige Vater immerfort ein Concert von Lobeserhebungen um sich herum hören muß.

Der Schneider Molin, der seinen Laden im Palais Royal hatte, war eines Morgens beschäftigt, seine fertigen Kleidungsstücke daran aufzuhängen, als ihn Jemand derb auf die Achsel klopfte. Aergerlich drehte er sich um und sah einen großen starken Mann im Generalshute und großen Mantel vor sich stehen, unter welchem die goldgestickte Uniform und das große Band der Ehrenlegion sichtbar wurden. „Wie geht's, Molin?" fragte der Soldat. — „Nicht ganz schlecht," antwortete der Schneider in großer Verlegenheit und ohne es zu wagen, die Hand zu berühren, die ihm der Soldat entgegenhielt. „Nun, bist du so reich geworden, daß du deine alten Freunde verachtest?" fuhr der Andere fort. — „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr General, aber ich habe nicht die Ehre . ." stammelte der Schneider. — „Was, nach zehn Jahren kennst du deinen besten Freund nicht mehr, mit dem du so manches Glas Wein getrunken hast, den Franz Joseph Lefebvre! Ziere dich nicht, Alter! Komm an mein Herz, wenn ich auch Marschall und Herzog von Danzig bin. . . . Ich lade mich zum Frühstück bei dir ein; laß was Gutes holen. Wir trinken auf unsere Jugend und morgen Mittags kommst du zu Tische zu mir; meine Herzogin ist auch nicht stolz, denn sie hat es nicht vergessen, daß sie das Marketenderfäßchen getragen hat." Molin war außer sich vor Freude, er lief hin und her, rief seinen Gesellen zu: „Seht, das ist mein Freund Franz!" und gab tausend verkehrte Befehle zum Frühstück. — Der Herzog von Danzig hatte sich unterdeß an eine Säule gelehnt und erschrack fast nicht weniger, als vorher sein Freund, als ihn jetzt Jemand auf die Achsel klopfte. Er riß sogleich den Hut herunter und stammelte einige Worte, als der eben Angekommene sagte: „Ich habe meine Börse vergessen oder man hat sie mir gestohlen. Ich trat in ein Kaffeehaus, und als ich bezahlen wollte, hatte ich kein Geld. Helfen Sie mir aus der Verlegenheit und bezahlen Sie den Kellner da, der mir gefolgt ist." Der Mann, der so sprach, war noch ziemlich jung und trug einen eben so schlechten blauen Rock als alten runden Hut. Als der Kellner befriedigt war, nahm der Mann den Arm des Marschalls und führte ihn ohne Umstände fort. „Und unser Frühstück?" rief der Schneider seinem Freunde nach, der ihn durch geheimnißvolle Winke zum Schweigen zu bringen suchte. Während der Schneider in seinen Laden trat und seine üble Laune an seinen Gesellen ausließ, sagte der Unbekannte zu dem Marschall: „Ich treffe Sie zu gelegener Zeit. Sie werden mich begleiten und eine interessante Bekanntschaft machen. Ich gehe zu Berthollet, um ihm 100,000 Thaler zu überbringen." — „Ich kenne den Mann nicht." — „Gleichviel; er ist ein berühmter, verdienter Mann, ein großer Chemiker, der eben eine wichtige Entdeckung gemacht hat." — Das war dem Herzoge von Danzig gleichgiltig, denn er kannte kein Verdienst als das militairische, aber er mußte mitgehen und eine lange, für ihn langweilige Unterredung seines Begleiters und des Chemikers mit anhören. Nach Beendigung derselben nahm der Unbekannte wieder den Arm des Marschalls, stieg mit ihm in den ersten besten Fiaker und brachte ihn in das Palais Royal zu dem Schneider zurück. „Hier bringe ich Ihnen Ihren Gast wieder," sagte er zu Molin. „Er sieht dem Frühstücke mit Ungeduld entgegen." — „Wollen Sie uns Gesellschaft leisten?" fragte der Schneider höflich. — „Ich danke; Geschäfte nöthigen mich, sogleich nach Hause zu gehen." — „Nun, ich habe für Delikatessen gesorgt," fuhr der Schneider stolz fort, „die Sie wahrscheinlich nicht alle Tage haben." — „Es thut mir leid; lassen Sie mir nur den Fiaker näher kommen." — Das geschah, und der Fremde entfernte sich. — „Wer ist denn der Mann in dem alten abgeschabten, schlecht gemachten Rocke?" fragte der Schneider seinen Freund; „du könntest ihn auffordern, sich bei mir einen neuen machen zu lassen." — „Du würdest da einen berühmten Kunden haben . . . Aber wie steht es mit dem Frühstück?" — „Es kommt sogleich; sage mir nur, wer der Mann ist." — „Der Kaiser," antwortete der Marschall. — Der Schneider wäre vor Schrecken beinahe umgefallen, als er das hörte. „Der Kaiser Napoleon?" fragte er staunend. Aber bald erholte er sich und setzte hinzu: „Das hätte ich nicht geglaubt. Ein so großer Mann und hat einen so schlechten Schneider! Er muß bei einem erbärmlichen Pfuscher arbeiten lassen." (Modezeitung.)

Alle Leser haben wahrscheinlich irgend einmal von einem Herrn Ouvrard gehört, der durch Armeelieferungen sich ein unermeßliches Vermögen erwarb, fürstlichen Luxus trieb, mehrere Jahre sodann im Schuldgefängnisse saß und endlich vor Kurzem in London gestorben ist. Eines Abends befand er sich in einer glänzenden Gesellschaft, in welcher Stücke einer neuen Oper von einem jungen Componisten gespielt wurden, die den größten Beifall fanden. Als Ouvrard spät sich entfernte, fiel ihm im Hofe, eben als er in seinen Wagen steigen wollte, ein Papier in die Augen, das wie ein Brief aussah. Er hob es auf und steckte es zu sich. Zu Hause trieb ihn die Neugierde, zu sehen, an wen der Brief, den er gefunden, gerichtet sei und was er enthalte; aber wie wunderte er sich, als er erkannte, daß das Schreiben an den jungen Componisten gerichtet war und die Drohung enthielt, daß er unfehlbar am nächsten Tage in das Schuldgefängniß abgeführt werden würde, wenn er die bewußten 3000 Franken nicht zahle. Ouvrard, für den damals 3000 Franken ein Pappenstiel waren, faßte schnell einen Entschluß, und am andern Morgen erhielt der Componist einen Brief ohne Namensunterschrift, des Inhalts: „Beunruhigen Sie sich nicht, mein Herr; was Sie gestern Abends verloren haben, ist in sichere Hände gekommen. Der Finder schätzt sich glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einem Manne nützlich sein zu können, dessen Talent er noch gestern bewundert hat. Ihr Gläubiger ist in diesem Augenblicke bereits befriedigt. Da jedoch der Finder jenes Briefes recht wohl weiß, welche Hindernisse materielle Sorgen dem Aufschwunge auch des größten Talentes entgegenstellen, so bittet er Sie beifolgende zehn Noten von je tausend Franken anzunehmen. Er verlangt dafür nichts weiter von Ihnen, als daß Sie sich mehr und mehr anstrengen mögen, den Ruhm zu erlangen, den Sie so sehr verdienen, und die Freude, welche der Geber darüber empfinden wird, steht gewiß weit höher als die kleine Gefälligkeit, die er Ihnen heute zu erweisen im Stande ist." Der Componist, der einen so freigebigen Gönner gefunden hatte, war Nicolo Isouard, dem wir „Aschenbrödel" und mehrere andere liebliche Opern verdanken.

In Batavia ist vor Kurzem ein Kaufmann, Namens Müller, gestorben. Er war ein geborener Sachse, ein blutarmer Weber und ging aus Verzweiflung unter die Soldaten. Später in Belgien gefangen, flüchtete er sich auf ein amerikanisches Schiff und fiel an der Congoküste den Negern in die Hände, welche ihn sieben Jahre in der härtesten Sklaverei hielten. Doch plötzlich wendete sich sein Schicksal. Es gelang ihm, auf einer Tigerjagd dem Negerkönige das Leben zu retten und dieser gab ihm die Freiheit und viele Reichthümer zum Lohne. Er ging nach Batavia und wurde Kaufmann. So sehr ihn das Glück früher verfolgt hatte, so sehr begünstigte es ihn itzt. Sein Vermögen wuchs nach und nach auf zwölf Millionen Gulden unseres Geldes an. Da starb er und in den Zeitungen werden seine Erben in Sachsen aufgefordert, sich zu dem Nachlasse zu legitimiern.

Willenskraft eines Wahnsinnigen. In Berliner Blättern wird der Fall erzählt, daß sich in einer dortigen Irrenheilanstalt ein Wahnsinniger länger als vierundzwanzig Stunden, nämlich von Sonnabend Nachmittag ein Uhr bis Sonntag Abends um neun Uhr todt stellte. Alles, was man mit dem Körper vornahm, ließ der Kranke geschehen, wobei er eine merkwürdige Kraft entwickelte, um die steif ausgestreckten Arme ohne Wanken in der ihnen gegebenen Richtung zu halten. Zu der erwähnten Zeit mochte ihm jedoch die Verstellung zu langweilig werden, er wendete sich um, und begehrte zu trinken, ein Begehren, das nach zwei und dreißig stündigem Hunger und Durst wohl zu erklären ist.

Folgende Thatsache erzählt die Vossische Zeitung aus Posen vom 6. März: Hier haben sich kurz hinter einander vor wenigen Tagen zwei Fälle ereignet, daß Mörder sich selbst eines seit Jahren begangenen, von Niemand entdeckten Mordes angeklagt haben, um endlich Ruhe zu finden vor dem innern, hartpeinigenden Ankläger, dem Bewußtsein der unseligen That. — Ein gewisser Hieronymus Kalisch hatte ein Vergehen in der hiesigen Straf-Sektion mit zwei Jahren Festung abzuleisten. Plötzlich verlangte er, den die Aufsicht führenden Offizier zu sprechen, und erzählte dem Erstaunten unter vielen Thränen der Reue Folgendes: Vor zwei Jahren war der K. von dem Herrn, in dessen Dienste er damals stand, nach Rogasen geschickt worden, um einen Auftrag dort auszurichten. Einen auf dem Wege befindlichen Wald durchwandernd, findet er in demselben einen Mann liegen, der durchaus kein Lebenszeichen von sich gibt. Die Eile des Geschäftes erlaubte ihm keinen weitern Aufenthalt; er geht, erstaunt über das Gesehene, nach Rogasen. Als er nach einigen Stunden zurückkehrt, findet er den Mann

Digitized by Google

ohne Aenderung seines Zustandes an derselben Stelle, er ist immer noch vollständig unbeweglich. Da kommt der Geist des Bösen über ihn, und ohne sich eigentlich von der That Rechenschaft geben zu können, versetzt er dem leblos da liegenden Körper einige Schläge auf den Kopf, und nachdem er den Unglücklichen für gewiß todt ansieht, beraubt er ihn um einige zwanzig Thaler, die derselbe bei sich führt, und schleppt hernach den Körper in eine nahgelegene Schonung, wo er ihn in eine Grube wirft und bedeckt. Niemand sah die That, auch erfolgten keine Nachforschungen nach dem Gemordeten, aber eine unendliche Gewissensangst bemächtigte sich des Mörders, die ihm weder Tag noch Nacht Ruhe ließ, und ihn endlich im Gefängnisse, wohin er aus andern Ursachen gebracht, stets den Todten vor sich zu sehen glaubte, zu dem Entschlusse brachte, es möge daraus erfolgen, was da wolle, die That zu gestehen. Gestern ward er zur weitern Untersuchung der angegebenen Thatsachen nach Regasen transportirt. Sehr merkwürdig ist bei dieser ganzen traurigen Geschichte die Strenge, mit der K. gegen sich selbst verfuhr, indem er z. B. erklärte, daß allerdings der von ihm Beraubte schon todt gewesen sein könne, daß er selbst aber dies nicht glaube, da er, nachdem er erst nach mehreren Stunden an dieselbe Stelle, wo der Mensch lag, zurückgekehrt war, denselben zwar in derselben Lage, aber die Glieder noch beweglich gefunden habe. — Auch ein anderer Sträfling hat sich freiwillig, blos vom Gewissensdrang getrieben, zu zwei Mordthaten, die er vor einigen Jahren ausgeführt, bekannt. Er hat nämlich bei einem Streite um den Lohn, seinen Meister in einen Brunnen geworfen, und ein anderes Mal einen Gesellen, gegen den er im Wirthshaus mit Unglück gespielt hatte, verfolgt, auf der Straße eingeholt, dann ermordet, und sowohl das Geld, das ihm derselbe beim Spiel abgenommen, als auch dasjenige, das er als Eigenthum besaß, geraubt.

Balzac's Eitelkeit. Der bekannte französische Romanschriftsteller Balzac möchte gern, daß man glaube, er gehe nur mit Fürsten, Marquis und Ministern um. Vor einigen Tagen nun begegnete Herr V., ein junger Schriftsteller, dem Herrn von Balzac, der Arm in Arm mit einem andern Herrn ging. V. grüßte ihn und blieb stehen, um mit dem berühmten Dichter einige Worte zu sprechen. „Mein Fürst," sagte Balzac sogleich, indem er sich an seinen Begleiter wendete, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Herrn von V., einen jungen Gesandtschaft-Sekretär, vorstelle." V. wunderte sich über diese Standeserhöhung, die ihm Balzac zuerkannte, nicht wenig, sagte aber nichts dazu und ging weiter. Einige Tage darauf begegnete er Balzac wieder und fragte ihn: „Warum gaben Sie mir letzthin den Titel eines Gesandtschaft-Sekretärs?" — „Lieber Freund," erwiederte Balzac, „ich war auf dem Spaziergange bereits mit drei Literaten zusammengetroffen, und da ich einen fremden Fürsten begleitete, so wollte ich nicht, daß derselbe glaube, ich kenne nur solche Leute. Ich erhob Sie deshalb zum Gesandtschaft-Sekretär, um ihm eine andere Meinung von meinen Bekanntschaften beizubringen." — „Aber," fiel lebhaft V. ein, „Ihr Fürst ist ja eben so wenig ein Fürst, als ich Gesandter bin. Ich kenne ihn recht wohl von Ansehen, er ist ein Notar aus Versailles." — „Sie kennen ihn?" entgegnete Balzac, „und er kennt Sie auch?" — „Ich glaube es." — „So habe ich," versetzte der Dichter, ohne im Mindesten in Verlegenheit zu gerathen, „an diesem Tage viel Unglück gehabt; ein anderes Mal werde ich mich besser versehen. (Humorist.)

Ein Haus mit neunundneunzig Schafsköpfen. Bekanntlich ließ Friedrich der Große jährlich in Berlin eine beträchtliche Anzahl Häuser bauen, theils in der Absicht, die Stadt durch geschmackvolle Gebäude zu verschönern, theils um dadurch einer Menge von Handwerkern eine sichere Erwerbsquelle zu eröffnen. Er selbst wählte die Straßen oder Plätze aus, die neu gebaut werden sollten, und die Häuserbesitzer einer solchen Gegend der Stadt wurden von ihm, ohne alle Rücksicht auf ihre Vermögensumstände oder andere Verhältnisse, mit neuen Häusern beschenkt. Auch bestimmte er jederzeit selbst, nach den ihm von der Baubehörde vorgelegten Rissen, die Façaden dieser neu zu errichtenden Gebäude und ihre äußere Verzierung. — Als auf diese Art ein Theil des Gensd'armen-Marktes auf des Königs Kosten neu erbaut wurde, kam auch die Reihe an das Haus eines Schlächtermeisters. Der König hatte, wie gewöhnlich, zu diesem sowohl, als auch zu dem seines Nachbars die Façaden bestimmt, und die des letztern erhielt eine Verzierung von Statuen. Dieser vermeintliche Vorzug verdroß den Schlächter sehr, und er kam bei der Behörde mit der Bitte ein, auch sein Haus mit ähnlichen Statuen verzieren zu lassen. Man schlug ihm sein Gesuch ab, weil der König den Bau seines Hauses ausdrücklich so befohlen habe, wie es errichtet werden sei, und man davon nicht abweichen dürfe. Der Schlächter, in dem Wahne, daß die Behörde ihm hiermit Unrecht thue und vielleicht gar einen Unterschleif mache, beschwerte sich deshalb unmittelbar bei Friedrich, und verhehlte auch nicht seinen Argwohn gegen die Baubeamten. Der König verlangte darauf sogleich nähere Auskunft von der Behörde, und als diese ihm das wahre Verhältniß auseinander gesetzt hatte, schrieb er auf ihren Bericht eigenhändig: „Statuen kann der Schlächter nicht erhalten, aber neunundneunzig Schafsköpfe." Diese wurden nun auch wirklich zum Andenken dieses Vorfalls an dem Gesimse des Hauses angebracht, und man hat sie dort so lange sehen können, bis die königl. General-Lotterie-Administration dies Haus zu ihren Arbeiten an sich brachte. Nun wurden sie heruntergeschlagen.

Historische Reliquien. Die Häuser, in welchen Ariost, Rubens, Beethoven und Göthe geboren worden sind, stehen in Reggio, Köln, Bonn und Frankfurt. Der Stuhl, auf welchem Petrarca gestorben, steht in Arquà, Boccaccio's Wohnhaus in Certaldo, und wer an die Ufer des schönen Genfersee's kommt, besucht die Häuser, wo Voltaire, die Staël und Gibbon gewohnt haben. Dr. Johnson's Uhr, Theekanne und Punschnapf sind im brittischen Museum. Rubens' Lehnstuhl wird in der Antwerpener Gemälde-Gallerie unter Glas gehalten. Auch unter Glas liegt neben Wilkin's Statue in der englischen Nationalgallerie zu London seine Palette. Der von einer Kanonenkugel durchschossene Hauptmast von Nelson's Schiff Victory befindet sich in Windsor; Walter Scott's Rock, Schuhe und Krückenstock in Abbotsford; die mit seiner Chiffre bezeichnete Bettstelle des Protoquäkers George Fox zu Swart Moor in der Grafschaft Lancashire; die Wiege Heinrichs IV. von Frankreich im Schloße zu Pau, am Fuße der Pyrenäen; ein Stück von Shakespeare's Maulbeerbaum im brittischen Museum; mehr als ein Brief Petrarca's in der Autographensammlung des Lord Holland; Shakespeare's Testament mit seiner Namensunterschrift im Archive von Doctors-Commons in London.

Der Hausherr von Nro. 1. Ein Bürger in Wien hatte ein Haus an der kaiserlichen Burg angebaut, dessen Hofraum gerade an jenen Theil des Burghofes gränzte, woselbst die kaiserlichen Jagdhunde ihre Stallungen hatten, welche ein immerwährendes Geheul und gewaltigen Lärm machten, so daß der Bürger zu Kaiser Joseph in den Kontrollorgang ging und bat, die Jagdhunde auf eine andere Stelle zu setzen. Joseph erwiederte: „Augenblicklich weiß ich keine schicklichere Stelle für meine Jagdhunde, sie müssen in dermaliger Lage bleiben, und wenn es dem Herrn nicht recht ist, so verklage mich der Herr." — „Geht denn das an, Euer Majestät?" fragte der verblüffte Kläger. — „Und warum nicht?" erwiederte Joseph; „die Gesetze sind für Alle, und ich bin keine Ausnahme. Auch ist es die Pflicht eines Rechtsfreundes, Jedermann zur Erlangung seines Rechtes behilflich zu sein. Geh' der Herr nur zu einem Advokaten und sage Er ihm meine Aeußerung." Der Bürger ließ sich das nicht zweimal sagen, der Advokat setzte ihm die Klage auf, nannte den Kaiser blos den Hausherrn von Nro. 1 (der Burg), und der Prozeß ging ganz ordentlich vor sich. Der Bürger gewann ihn, der Hausherr von Nro. 1 wurde verurtheilt, seine Hunde aus dem Wege zu schaffen und die Prozeßkosten zu bezahlen. Mit dem Urtheile in der Tasche ging der Bürger wieder in den Gang, und benachrichtigte den Kaiser, daß er seinen Prozeß verloren habe. Joseph lächelte und sagte: „Ich gebe die Hunde doch nirgends anders hin!" Der Bürger gaffte mit offenem Munde dem Kaiser in's Gesicht, und mochte wohl denken, daß dagegen gar Nichts zu reden sei. Joseph ergötzte sich eine Weile an seiner Verlegenheit, dann sagte er freundlich: „Nachbar, wir wollen uns vergleichen. Was will Er für sein Haus?" — „Zehntausend Gulden!" — „Er soll sie haben, und wenn Ihn die Hunde nicht geniren, kann Er im Hause unentgeltlich bis zu Seinem Tode wohnen. Es freut mich übrigens, daß meine Gerichtsherren ohne Rücksicht auf die Person Recht gesprochen haben, und ich werde ihnen mein Wohlgefallen über ihre Unparteilichkeit zukommen lassen; so auch dem klugen Advokaten."

Vor einigen Wochen ereignete sich in Hamburg ein Selbstmord nach dem Tode. Ein Mann, der in seinem ganzen Leben sehr gern Rhum und Grog getrunken hat, bittet auf dem Sterbebette seine Frau, ihm für den Fall, daß er noch im Grabe Appetit bekommen sollte, zwei Flaschen Rhum mit in den Sarg zu legen. Die zärtliche Gattin, welche den letzten Willen ihres Mannes ehren will, sendet ihre Magd, die zwei Flaschen zu kaufen und dem Seligen in den Sarg zu legen. Diese meint, der Selige könne sich auch wohl mit Bier begnügen; sie kauft dieses und legt ihm unter jeden Arm eine Flasche starken, gut gekorkten Bieres. So wird der Sarg von den Trägern zur letzten Ruhestätte getragen. Allein gerade vor dem Dammthore knallt es im Sarge. „Der Todte erschießt sich," schreit einer der Träger, ein Schneider; erschrocken setzen sie nieder, da knallt noch lauter der zweite Schuß. Nun ist kein Halten mehr; den Leichenbitter an der Spitze, ergreifen alle Träger das Hasenpanier; der Sarg bleibt stehen. Als man ihn nach einiger Zeit untersuchte und die Ursache des Doppelschußes entdeckte, seufzte ein Hinzutretender, der auch kein Feind scharfer Getränke ist: „Das kommt von der Gottlosigkeit, wenn man den letzten Willen eines Sterbenden so wenig ehrt, daß man ihm Bier anstatt Rhum mit in's Grab gibt."

Aus dem soeben erschienenen Katalog der Londoner-Zeitungen und Zeitschriften für das Jahr 1847 geht hervor, daß gegenwärtig nicht weniger als 289 Monatschriften erscheinen, die zusammen monatlich beiläufig 22 Pfd. kosten. Wochenschriften erscheinen 36, im Gesammtpreise von 11½ Schilling. Vierteljahresschriften erscheinen 11, im Preise von 10 Pfd. Wenn also Jemand alle diese Schriften halten wollte, so würden sie ihm jährlich auf nicht weniger als 330 Pfd. oder 3300 fl. C. M. zu stehen kommen.

In der Stadt Königinhof in Böhmen führt das Rathhaus folgende Inschrift:

Haec domus Odit, Amat, Punit, Conservat, Honorat,
Nequitiam, Pacem, Crimina, Jura, Probos.
(Dieses Haus haßt, liebt, bestraft, bewahrt, ehrt,
Ruchlosigkeit, Frieden, Verbrechen, das Recht, die Redlichen.)

Der Gazette du Midi wird nach dem N. Corr. aus Rom geschrieben: Ein Festmahl, das der französische Botschafter in Rom, Graf Rossi, zu Ehren des türkischen Gesandten, Schekib Effendi, gab, zeigte ein merkwürdiges Gemisch. Neben dem türkischen Botschafter, dem furchtbaren Feinde der katholischen Maroniten in Syrien, saß Marad, der maronitische Erzbischof; inmitten von Prälaten der römischen Kirche, Herr von Bludoff, der Vertreter Rußlands, daneben ein schismatischer Armenier, Schekib's Dragoman, der lutherische preußische Gesandte, und Herr Cobden, ein Anhänger der englischen Staatskirche. Die Moslemin tranken trotz Koran und Muhamed den Bordeaux in tiefen Zügen, wogegen sie bei jedem Fleisch fragten, ob das nicht Schweinsfleisch sei? Da aber Graf Rossi unwandelbar erwiederte, es sei Ochsenfleisch, so hieben sie ohne Bedenken gewaltig ein.

Die Petersburger Zeitung stellt folgende Vergleichung an, um zu beweisen, daß der katholische Clerus in Rußland besser besoldet sei, als in Frankreich: In letzterem Lande kämen auf 33 Millionen Menschen 86 Bischöfe; die Durchschnittzahl der Mitglieder eines Kapitels sei 8; die Anzahl der Pfarrkirchen 31,102, so daß 1 Kirche auf 1000 Seelen käme. In Rußland auf 2,700,000 Katholiken 5 Bischöfe, jedes Kapitel zähle 9 Mitglieder, Pfarrkirchen seien 2,366. Was die Besoldung betrifft, hätte in Frankreich: Ein Erzbischof 15,000 Franken (6,000 fl. C. M.), ein Bischof 10,000 Frcs., ein erzbischöflicher Vicär 3,000, ein bischöflicher Vicär 2,000, ein Kapitel-Mitglied 1,500 Frcs. In Rußland: Erzbischof 26,110 Frcs. Bischof oder Prälat 2ter Klasse 21,900, Bischof oder Prälat 3ter Klasse 17,950, General-Vicär 8,000, Kapitel-Mitglied von 440 bis 1,500. Außerdem noch viele Emolumente und im Alter Pensionen von 400 bis 2,000 Franken. In Frankreich hätte ein Pfarrer 1. Klasse 1,500 Fr., 2. Kl. 1,200, 3. Kl. 1,000, 4. Kl. 900, 5. Kl. 800. In Rußland hätten dieselben 5 Klassen 2,100, 2,000, 1,600 1,400 und 920 Franken.

Die Zeichensprache in Persien. (Aus dem Humoristen.) In der Zeichensprache hat man es vorzüglich in Persien zu einer großen Vollendung gebracht, und es passirt sehr häufig, daß Personen, vorzüglich aber Fremde, von einer solchen Unterhaltung auch nicht das Mindeste verstehen. „Ich erinnere mich," sagt Chodzko in seinen Specimens of popular poetry of Persia, „daß bei meinem Besuche bei einem gewissen Beglerbeg ein Mann vor Gericht gebracht wurde, der sich zu dem Verbrechen, dessen er angeklagt wurde, nicht bekennen wollte. Der Beglerbeg befahl die Peitsche zu bringen. „Ich schwöre, daß ich unschuldig bin!" rief der Angeklagte, indem er seine zwei Hände kreuzweise über die Brust legte, und einen Finger nach Vorn ausstreckte. Die Stockmeister standen bereit, indem sie auf den Beglerbeg blickten, der seinerseits wieder die Augen auf die Brust des Angeklagten heftete. „Du bist schuldig, Spitzbube!" rief er. — „Bei Deinem gesegneten Haupte, ich bin unschuldig," antwortete wiederum der Angeklagte, indem er seine Fäuste, wie früher, übereinander legte, mit dem einzigen Unterschiede, daß er zwei Finger ausstreckte. So ging die Sache fort, immer und immer wieder wurde er für schuldig erkannt, bis er nach und nach alle seine Finger auf die Brust ausgestreckt hatte. Da erst rief der Beglerbeg: „Gut, laßt ihn los, der Mensch ist ganz unschuldig." Als ich das Haus des Beglerbeg verließ, bemerkte ich, daß meine Diener lachten und unter einander flüsterten, und ich erhielt von ihnen folgende Erklärung der Scene, die ich soeben mit angesehen hatte. Der Angeklagte gab nämlich dem Beglerbeg zu verstehen, wenn er ihn freiließe, wolle er ihm einen Toman (5 fl. C. M.) geben; dann versprach er ihm 2, 3, u. s. f.; aber er konnte keine Verzeihung erlangen, bis er sich zu 10 Toman verstanden hatte.

Die französische Akademie hat sich über die verschiedenen Arten des Einbalsamirens Bericht erstatten lassen. Nach vielen vergleichenden Experimenten hat sich ihre Kommission für das Verfahren des Doktor Sucquet ausgesprochen, das darin besteht, in die Arterien eine Auflösung von Chlorzink einzuspritzen. Eine auf diese Art einbalsamirte Leiche wurde, als man sie nach achtzehn Monaten wieder ausgrub, vollkommen erhalten gefunden. Die Haut war weiß, die Gewebe elastisch, als ob der Tod erst vor wenigen Tagen eingetreten wäre, während auf andere Art einbalsamirte Körper nach Verlauf derselben Zeit gänzlich zerstört waren.

Eine französische Gerichtsscene.

Gensdarm. Wir haben die Angeklagte auf der Straße getroffen; sie zog eine Wiege mit einem vierjährigen Kinde nach sich. Da sie bettelte, haben wir sie eingezogen.

Das Weib. Räuberpack!

Gensd. Beim Polizeikommissär hat man sie gefragt, warum sie bettle? Ihre Antwort war, weil das Kind krank sei. Auf die Frage, was ihm fehle? sagte sie, es habe eine schreckliche Wunde am Fuß. Man entkleidete es, und fand es ganz gesund.

Präs. Was haben Sie dagegen zu sagen?

Weib. Man kann nicht leben, ohne zu essen.

Präs. Man arbeitet.

Weib. Betteln ist auch Arbeiten. In meinem Lande ist das nicht verboten.

Präs. Woher sind Sie?

Weib. Aus San Lucar bei Barcelona.

Präs. In Frankreich ist Betteln ein Vergehen.

Weib. Ich sehe es wohl, auch werde ich wieder nach Hause über die Berge gehen.

Präs. Sie haben das Publikum betrogen, da Sie dem Kinde Gebrechen andichteten, die es nicht hat.

Weib. Man muß wohl die guten Herzen rühren. Die Welt ist itzt so hart.

Präs. Das ist ein häßliches Gewerbe.

Weib. Ich habe nie ein anderes gelernt, auch meine Mutter hat es getrieben.

Präs. Gehört das Kind Ihnen?

Weib. Nein, ich habe es von meiner Nachbarin geborgt.

Präs. Haben Sie Miethgeld gegeben?

Weib. Nur wenig, es ist schon zu alt.

Präs. Der Preis richtet sich also nach dem Alter?

Weib. Nun wie anders? Ein Kind von 4 oder 6 Monaten erregt mehr Mitleid, als ein älteres.

Präs. Sie sind auf sehr schlechtem Wege; wir rathen Ihnen, in Ihre Heimat zurückzukehren.

Weib. O! ich werde ohnedies gehen, hier ist es mir in jeder Hinsicht zu kalt. —

Sie wurde zu dreimonatlicher Einsperrung verurtheilt.

Damen-Bibliothek.

Bestes Kurmacher-Vertilgungsmittel. Um eine blühend schöne, junge Frau hatte sich bereits ein solcher Schwarm von Anbetern gesammelt, daß der Ehemann schon für seinen Hausfrieden fürchten zu müssen glaubte. Um sich nun dieser Zudringlichen zu entledigen, ersann er folgendes Mittel. Er nahm jeden dieser eleganten Herren bei Seite, vertraute ihm seine angeblich mißliche Lage, sprach ihn um ein Darlehen an, und versicherte, daß er auf seine freundschaftliche Unterstützung zuversichtlich rechne. — Schon am folgenden Tage war das Haus von den Stutzern gesäubert.

Im „Corsaire-Satan" wirft ein Saint-Simonist die Frage auf: „Wie kommt's, daß, da doch alle Hazardspiele gesetzlich abgeschafft sind, das gefährlichste von allen, die Ehe, noch immer erlaubt ist?"

Zur Nachahmung für Hausfrauen. Dem Herzog von Penthievre wurde von seiner Dienerschaft am Neujahrstage gratulirt. „Ich danke Euch," sagte der Herzog, „und schenke Euch das, was Ihr mir im vergangenen Jahre gestohlen habt."

Das beste Alte-Jungfern-Vertilgungsmittel. Man gebe einer alten Jungfer das Räthsel auf: wie wohl getrocknetes Gras mit drei Buchstaben geschrieben wird? — Wenn sie nur irgend ein Bischen Verstand besitzt, so wird sie bald Heu rathen.

Es gibt dreimal so viel Witwen, als Witwer; denn die Männer bleiben nicht Witwer, sie heirathen gleich wieder. Einige meinen, das rühre daher, daß der Mann stets denke: „Schlimmer kann keine sein, als die Verstorbene; weshalb soll ich mich also nicht verbessern?" während die Frauen denken: „Einen so guten Mann bekomme ich nicht wieder; warum soll ich mich verschlimmern?" — Andere meinen, die Frau habe an dem einen Mann so sehr genug bekommen, daß ihr aller Muth vergangen sei, einen zweiten zu nehmen, während der Mann die Frau so liebenswürdig gefunden hat, daß er wenigstens nach einander so viele Frauen als möglich nimmt, da er sie nicht neben einander nehmen darf.

Die Chinesen scheinen ein besonderes Vergnügen darin zu finden, verschiedene Vorrichtungen zu ersinnen, durch welche der Mensch auf recht grausame Weise um das Leben gebracht werden kann. So fand man in Ningpo unter andern ähnlichen schrecklichen Dingen eine Maschine — zum Zerstampfen ungetreuer Frauen. O die Barbaren!

Der Vater des jetzigen Großherrn, Sultan Mahmud, war, wie bekannt, Reformator, und so versuchte er es denn auch, die Frauen aus der drückenden Sklaverei zu emancipiren und ihnen eine anständige Freiheit zu geben. Schon fingen die Schleier zu fallen an, schon zeigten sich die Frauen öffentlich in den Bazars, auf öffentlichen Promenaden und selbst in Kaffeehäusern. Da erließ die Regierung plötzlich eine Verordnung, die den Frauen alle Freiheiten wieder nahm. „Die türkischen Frauen gehen zu viel aus," lautete die Verordnung, „sie kommen zu spät in ihre Häuser zurück, sogar erst nach Sonnenuntergang. Diejenigen, welche ausfahren, haben junge Kutscher, selbst christliche, die zu schön gekleidet sind, als daß nicht Verdacht erregt werden sollte. Sie sind so kühn gewesen, in Verkaufsläden zu gehen, darin lange zu bleiben, um zu plaudern, ja sie haben, alle Scham vergessend, in der Frankenstadt Eis genossen!" Wie man sieht, wird auf das Eisessen der stärkste Nachdruck gelegt; uns wären die jungen Kutscher anstößiger gewesen.

Es gibt Frauenzimmer, die sich nicht damit begnügen, den Mond blos anzuseufzen. Die Hofräthin Witte in Hanover hat den Mond dreißig Jahre lang beobachtet, und ein Modell desselben zu Stande gebracht, das an Genauigkeit seines Gleichen nicht hat.

In Wien stritten drei Bürgersfrauen in einer Gesellschaft; jede behauptete, die beste Köchin zu besitzen. Es wurde eine Wette eingegangen,

Digitized by Google

jede Köchin sollte einen Sonntag kochen, und ein besonders sachverständiger Feinschmecker der Kampfrichter sein. Der Preis für die siegreiche Köchin war 60 fl. C. M. Die Kämpferinnen waren eine Wienerin, eine Regensburgerin, eine Pragerin. Lange schwankte der neue Paris, endlich reichte er den Apfel, oder, was besser ist, die 60 fl. unserer Landsmännin, deren Namen wir hiemit, soweit das uns möglich ist, auf die Nachwelt bringen. Sie heißt Franciska Powelny.

Nicht zur Nachahmung! In Crimmitzschau kam am 4. März eine Frau mit vier wohlgebildeten und gesunden Töchtern nieder.

Am 8. Februar starb in Padua der Graf Leopold Ferri, der eine ganz eigenthümliche Bibliothek, nur von Werken, die von Frauen geschrieben sind, in beinahe 32,000 Bänden hinterließ. Man muß gestehen, de gustibus non est disputandum. Der Antiquar Zambeccari in Padua geht mit dem Plane um, einen vollständigen Katalog dieses in seiner Art einzigen Bücherschatzes herauszugeben.

Die Toilette.

(Schluß.)

Wenn man in dem Ganzen einer Toilette nicht genug Mäßigung und Einfachheit anempfehlen kann, so soll dafür der Luxus, die Auswahl, in dem Zugehör, in den Bestandtheilen durchschimmern; das Kleid einer eleganten Dame wird von weißem glatten Mousseline; aber das Gewebe, die Façon, die Fleische davon werden vorwurfsfrei, die Garnirungen, die geringsten Verzierungen mit Sorgfalt behandelt, und übereinstimmend sein; die Weite muß vollkommen sein, denn ein breiter Rock hat den doppelten Vortheil, den magern Personen Fülle zu geben, und die zu ausgedrückten Formen derjenigen Personen, welche an zu großer Körperfülle leiden, zu verbergen. Die Morgentoilette soll sich durch eine gewisse Einfachheit und Reinlichkeit auszeichnen. Keine bloßen Arme, keine Ausstellung der Schultern, am Abend wird schon die Zeit kommen, alles dieses zu zeigen; die Reize der Schönheit verlieren ihren Werth, wenn sie sich oft bewundern lassen, oder zu unrechter Zeit zeigen.

Lassen Sie sich nicht Kleider mit einer doppelten Bestimmung machen. Diese ehrgeizigen Kleider, welche mit Hilfe geringer Abänderungen des Morgens und Abends gut getragen zu werden scheinen, täuschen Niemanden, denn der ungeübteste Beobachter der Toilette ist im Stande, diese ärmliche Metamorphose zu bemerken, und jede Frau erkennt es auf den ersten Blick, um sich darüber lustig zu machen und ohne Erbarmen ihr Urtheil zu sprechen. Haben Sie wenig Kleider auf einmal, aber jedes habe seine besondere Eigenthümlichkeit, jenes für den Morgen sei recht aufrichtig ein Morgenkleid, wie jenes für den Abend, ein Abendkleid.

Sind Sie reich, besetzen Sie Ihre Kleider mit den feinsten Spitzen, verschönern Sie sie mit den kostbarsten Stickereien, befolgen Sie ohne Gewissensbisse die kostbaren Anforderungen der Mode, bleiben Sie nur an der Gränze der Uebertreibung stehen. Ist es die Oekonomie, welche Sie bei der Herbeischaffung Ihrer Toilette zu Rathe ziehen müssen, so glauben Sie mir, daß es klüger und anständiger sei, dem Luxus ganz zu entsagen, als ihn durch nutzlose Anstrengungen zu erstreben und ihn dadurch erst den Leuten in's Andenken zurück zu rufen: ein einfacher gut gemachter Saum ist mehr werth, als eine armselige Stickerei; ein schönes Seidenkleid ist einem schlechten Sammtkleide vorzuziehen, mit einem Worte, der zum Luxus gehörige Theil der Toilette, als: Sammt, Spitzen, Schmuck, soll ansehnlich, reich, prachtvoll sein, oder in Ermangelung dieser Eigenschaften ganz wegbleiben. Vermögen Sie es denn über sich, für einige Zeit oder selbst für immer, einen Luxusgegenstand lieber zu entbehren, als sich ihn mittelmäßig zu verschaffen. Verlegen Sie sich auch nicht auf Surrogate, welche übrigens durch ihre leichte Verführung verderblich werden; vermeiden Sie, daß man von einem Gegenstand, welchen Sie tragen, sage: Das sieht wie echt aus, man würde schwören, daß es echt ist.

Das sind demüthigende Komplimente, welche sich eine wirklich elegante Frau nie zuziehen soll. Kaufen Sie nur Ein Kleid, statt zweien, aber es sei schön, es sei reich, und ohne Originalität anzusprechen, sei es doch ein Kleid, welches nicht alle Welt trägt. Fürchten Sie nicht — es anzulegen, und wieder anzulegen; ein gut gewähltes, gut angelegtes Kleid ermüdet nicht das Auge; was schön ist, bleibt schön, wenn gleich immer dasselbe; was armselig ist, bleibt armselig, wenn man auch noch so viele Abwechslung hinein bringt. Müssen Sie sich nun mit der einfachen Eleganz behelfen, so hüten Sie sich vor zu auffallenden Farben und Zeichnungen; das Weiße ist diejenige Farbe, die eben so wohl die kluge Sparsamkeit anräth, als sie die reiche Eleganz liebt; zwei schöne weiße Seidenkleider werden eher den Anschein einer wohl gefüllten Garderobe geben, als vier farbige Gewänder mit auffallenden Zeichnungen, welche sich dem Gedächtniß einprägen, und auf den ersten Blick zu erkennen geben.

Ich habe Frauen gekannt, welche mit drei neuen Kleidern des Winters sich einen Ruf in der Eleganz gemacht haben, ich kenne wieder andere, welche mit einer vierfachen Anzahl dasselbe Resultat nicht erreichen konnten. Das ist der Triumph des guten Geschmackes und einer edlen Einfachheit über den Wohlstand und die Abwechslung.

Ungeachtet dessen schließen der Luxus, die Abwechslung und der gute Geschmack einander nicht aus, sie können sogar im vollkommenen Einklang sein; es kann also die elegante Frau, welche nicht zu sparen nöthig hat, einmal ein ungewöhnliches, auffallendes Kleid zu tragen wagen, ohne den guten Geschmack zu beleidigen, doch mit der Bedingung, es nicht wiederholt anzulegen. Sie kann auch jeden Abend eine neue Toilette anlegen, ohne das Gedächtniß zu ermüden, oder irre zu leiten, wenn sie nur eine gewisse Consequenz, eine gewisse Uebereinstimmung zwischen diesen verschiedenen Anzügen beobachtet, und in der Abwechslung dem Grundsatze der feinen Eleganz, von welchem sie ausgehen soll, treu bleibt. Nie darf sie einen Tag sorgfältiger angezogen sein, als den andern, heute weniger nett, weniger reich gekleidet sein, als gestern. —

Eine einzige geschmacklose Toilette gefährdet und zerstört oft den festgegründetsten Ruf der Eleganz, und in den Augen der Welt kömmt man nicht zweimal empor.

Das Zugehör ist ein wichtiger Theil der Toilette: Bänder, Spitzen, Kanten müssen vollkommen zusammen passen, und ein harmonisches Ganze bilden. Das Bunte und Vielfärbige soll verbannt sein; Frauen, welche sich am besten kleiden, wählen gewöhnlich zwei Farben, höchstens drei in der Zusammensetzung ihrer Toilette.

Es ist nicht immer möglich, noch nothwendig, ein schönes Kleid anzuziehen, aber unerläßlich ist es, daß die Façon desjenigen, welches man trägt, untadelhaft sei; man gönne sich keine Ruhe, als bis eine verunstaltende Falte verschwunden ist, bis ein zu breiter oder zu enger Leib, Hafteln oder sich verdrängende Fischbeine, eine Linie zu viel, oder eine zu wenig an der Länge des Rockes in Ordnung gebracht worden sind. Jede elegante Frau soll die Einsicht einer Näherin haben, wenn auch nicht die Uebung in der Arbeit; sie soll mit dem Gedanken eben so viel sinnreiche Sachen schaffen, als die Arbeiterin, welche sie beschäftigt, mittelst ihrer Scheere erzeugt; denn sie muß diese Arbeiterin leiten, wie ein geschicktes Oberhaupt den ihm Untergebenen an die Hand geht, indem sie sie oft zwingt, ihre Ideen aufzugeben, um die ihrigen anzunehmen, und die Mode ihrem Geschmacke anzuschmiegen, anstatt sich sklavisch ihren Gesetzen zu unterwerfen. —

Ich kenne so manche gewandte schöne Frau, deren unabhängiger Geist eine ihr unvortheilhafte Mode zu entthronen wußte, indem sie mit einer glücklichen Kühnheit eine neue Mode erfand und einführte. Ich weiß deren andere, welche, ohne die persönlichen Vorzüge zu besitzen, die erforderlich sind, um mit der Mode ringen zu können, so oft und geschickt zu wiederholen wußten, daß diejenige Mode, die ihnen mißfiel, unter die Kammerfrauen gerieth, und die höhern Stände verlassen mußte.

Wenn es jedoch erlaubt ist, mit Geduld und Gewandtheit gegen eine unangenehme oder geschmacklose Mode zu kämpfen, so ist es doch nicht gestattet, sie offen anzugreifen, und sich ungestüm ihrer Herrschaft zu entziehen.

Die schönste Frau von der Welt würde heut zu Tage mit einer chinesischen Frisur und einem kurzen Leibe häßlich gefunden werden; zu der Zeit, als man sich so kleidete, hätte man sie, auf die jetzige Art frisirt und gekleidet, eben so häßlich, ja lächerlich gefunden.

Die Mode ist ein festbegründeter Herrscher, und man muß sich jedem anerkannten Machthaber unterwerfen, selbst wenn man ihm nicht beistimme. Zwingen Sie Ihre Näherin, das genaue Maß bei den Garnirungen und Verzierungen Ihres Kleides zu beobachten, eben so, wie bei dem Kleide selbst; es ist selten, daß die besten Arbeiterinnen diesen so wichtigen Punkt beobachten, und doch soll Alles dem Gewande angemessen sein, und die Nebensachen müssen nicht weniger mit der Person im Einklange stehen, als der Rock und der Leib des Kleides. Blumen, Schleifen, Gürtel, alle Arten von Verschönerungen sollen demselben gegenseitigen Verhältniß unterworfen, und nicht Stereotypen für die Große und Kleine, für die Starke und Schwache sein. Ueberhaupt sollen alle Frauen, welchen Wuchs sie auch haben mögen, Mäßigkeit in Verzierungen beobachten, und nicht daraus den wichtigsten Theil der Toilette machen; ich sehe z. B. oft auf einem Balle junge Mädchen mit wahren Perücken von Blumen und Bändern, unter denen sie auf diese Weise den unnachahmlichen Schmuck, mit dem die Natur so gütig die Schönheit der Schönen erhöht, und die Häßlichkeit der Häßlichen gemildert hat, muthwillig verschwinden machen. . . . . das ist wirklich eine Beleidigung der Natur.

Aendern Sie so wenig als möglich die Art der Frisur, welche Sie einmal angenommen haben; nichts schadet dem Gedächtniß mehr, als häufige Neuerungen in der Anordnung der Haare, denn dieses verleiht der Physiognomie gleich einen andern Charakter und macht die bekanntesten Gesichter fremdartig. Das gescheitelte Haar ist den Blonden ungünstig, während sie das Privilegium haben, leichte Locken zu tragen, und das Licht durchscheinen zu lassen, ohne daß es der Schönheit ihrer in's Aschgraue spielenden Farbe schadet; die braunen und schwarzen Haare hingegen verlieren, in Locken getragen, immer, am besten nehmen sie sich in gutgeglätteten nicht zu sehr an den Schläfen anliegenden Scheiteln aus, und bilden eine köstliche Einfassung für ein junges hübsches Gesicht. Eine graziös in's Haar gesteckte Rose ist oft besser, als zwei; zwei besser als drei; im Allgemeinen soll man immer, ich wiederhole es, Mäßigung in Verzierungen beobachten; die Guirlanden, obgleich aus zahlreichen Blumen zusammengesetzt, machen jedoch eine Ausnahme; es ist immer eine Gleichförmigkeit, und übrigens verstecken sie, gut gesteckt, das Haar nur wenig.

Alle zarten Blumen stehen den Brunetten; die Blonden brauchen stärkere Schattirungen: Veilchen, Guirlanden aus grünem Laubwerk, stehen in einem blonden Haar vortrefflich.

Es gibt sehr wenig natürliche Blumen, welche im Haare getragen

Digitized by Google

werden können, ohne welk zu werden; diejenigen, welche diese Probe aushalten, lassen sich besonders bei einem dejeuner dansant gut gebrauchen. Eine Guirlande von Kornblumen, z. B. nimmt sich wunderhübsch aus, während sie am Abend ihren ganzen Glanz verliert.

Die versilberten und vergoldeten nachgemachten Blumen, können nur zu glänzender Toilette genommen werden. Zu dieser Art von Putz, gehört schon Atlas und Blonden; welcher Putz übrigens nur ausnahmweise und immer zu einem abendlichen Feste gewählt werden muß, so wie auch alles Glänzende, die Diamanten nicht ausgenommen, sich bei Tag schlecht ausnimmt. Kleine Blumen nehmen sich auf einem Balle nicht vortheilhaft aus, sie müssen eben so wie die Stickereien und Verzierungen des Kleides, etwas stark ausgedrückt sein; alles dieses erfordert einen größern Maßstab, um nicht in dem Tanzgetümmel ganz zu verschwinden.

Hinsichtlich der Balltoiletten müssen alle ökonomischen Rücksichten aufhören; entweder gehen Sie gar nicht auf einen Ball, oder gehen Sie nett und elegant. Ihre Handschuhe, Ihre Fußbekleidung, Ihre Bänder, die geringsten Kleinigkeiten Ihres Anzuges müssen neu sein, oder es wenigstens scheinen, Sie dürfen durchaus nichts anhaben, was man alltäglich und bei aller Welt sieht. Ihr Kleid habe das Ansehen, als wenn Sie es gerade in dem Ankleidezimmer der Hausfrau, bei der Sie sich befinden, angezogen hätten, seine Frische und Durchsichtigkeit sollen nichts zu wünschen übrig lassen. Das Neue sieht nicht immer frisch aus, eben so wie das oft Getragene nicht immer abgetragen aussieht.

Die elegante Frau soll die Kunst besitzen, darin so wie in allem Uebrigen den Ton anzugeben. Für die Ballanzüge soll man besonders eine große Einfachheit, eine große Mäßigkeit in Farben und Verzierungen beobachten; der wahre Luxus eines Ballanzuges, sein erstes Erforderniß ist Frische und Durchsichtigkeit, nichts Schweres, Düsteres, Compaktes, Alles nur Frohsinn und Leichtigkeit athmend, wie das Vergnügen, welches diese Toilette vorstellt.

Man kann, ohne der Sittsamkeit nahe zu treten, der Mode in den Ballanzügen folgen; die Schultern und Arme sollen beim Tanzen entblößt sein. Man muß trachten, daß eine anständige Haltung diesem etwas unanständigen Gesetze der Mode abhilft; sich ihr jedoch ganz entziehen zu wollen, heißt sich lächerlich und unangenehm machen.

Wenn Sie sich einem eingezogenen, einem Familien-Leben widmen, so kleiden Sie sich so züchtig, als es Ihnen beliebt; aber von dem Augenblicke, wo Sie in die große Welt und auf Bälle gehen, müssen Sie Arme und Nacken nach der Mode des Augenblickes entblößen. Die Welt bewundert denjenigen, der sich ihrem Scepter zu entziehen vermag, indem er sich von ihr entfernt; sie tadelt diejenigen, die in ihrer Mitte bleiben, und sich ihr nur halb unterwerfen. Es ist wohl überflüßig, beizufügen, daß gewisse Frauen, welche sich übermäßig entblößen, noch mehr vom guten Geschmack entfernt sind, als diejenigen, welche in dieser Hinsicht zu wenig thun; der Beweis davon ist, daß man ihrer mit Verachtung erwähnt, und daß selbst diejenigen Männer, welche ihnen fleißig den Hof machen, sie hinter ihrem Rücken auslachen.

Geitzen Sie nicht zu sehr damit, Ihre Hände in Gesellschaft zu zeigen, wenn es die Gelegenheit verlangt. Man möchte sagen, daß die meisten Frauen ihre Hände zu Hause nur deßwegen sorgfältig pflegen, um sie in der Welt hermetisch verschlossen zu halten; einen Handschuh an oder ausziehen, ist ein Reiz, welchen man zu seiner Zeit zu entfalten wissen soll, — übrigens sieht sich der weißeste Handschuh nicht so gut an, wie eine weiße Hand, und angenommen, daß diese Hand noch nicht den gewünschten Grad der Weiße erlangt hat, so besitzt sie doch leichte und anmuthige Bewegungen, welche durch das Gefängniß, in welchem sie eingezwängt ist, gehemmt werden.

Um dem Grundsatze der Eleganz zu folgen, muß man sich entschließen, das zu zeigen, was die Mode nicht verdeckt haben will, selbst wenn das Entblößte nur mittelmäßig schön ist; es dürfen also Ihre Schultern, wenn sie gleich mager sind, in Gesellschaft nicht verdeckt bleiben, eben so wenig, als Ihre Arme wegen der Röthe verhüllt sein dürfen. Trachten Sie, voller, weißer zu werden; aber unterdessen richten Sie sich nach der Mode, und vertrauen Sie der Allmacht dieser Herrscherin, daß sie dem, was in ihrem Namen geschieht, auch Achtung zu verschaffen weiß.

Der Anzug einer eleganten Dame soll mit sich selbst im Einklang stehen, so wie die verschiedenen Toiletten, welche im Laufe des Tages mit einander abwechseln, es soll nicht eine von der Andern zu sehr abstechen. Es hat also ein zu glänzender Anzug auf ein zu tiefes Negligé das Ansehen eines Zufalls, und beleidigt das Auge und den Geschmack eines Beobachters; die Abstufungen in dem Anzuge einer eleganten Frau müssen für die verschiedenen Tageszeiten ordentlich eingetheilt und festgesetzt werden, um durch geschickt eingeführte Uebergänge von dem schmucklosen einfachen Morgenanzuge zur reichen und glänzenden Abendtoilette zu gelangen, dieser letzten Sprosse an der Himmelsleiter der Eleganz, welche man nur dann zu erreichen wagt, wenn man die zwischenliegenden Stufen überschritten hat.

Es gibt bei den Toiletten gewisse Rücksichten, welche man nicht vernachlässigen darf; insbesondere diejenigen, welche man einer Anstandspflicht oder einem Gefühle schuldig ist. Ein Besuch bei einer Kranken oder Betrübten, erfordert einen einfachen und bescheidenen Anzug; so wie der bei einer Unvermögenden und zurückgezogen Lebenden, wo man ebenfalls die einfachste Kleidung wählen und Alles entfernen soll, was jene an die ihr versagte Stellung erinnern könnte.

Ein Schleier im Theater ist eine Unkonsequenz, Schmuck und große Eleganz schicken sich nicht in einer Kirche, auf der Gasse, und in einer gemischten Menge. — Trachten Sie, daß eine kluge Konsequenz in Ihrer Garderobe herrsche, treffen Sie eine vernünftige Eintheilung; viele Frauen haben mehr Kleider, als Hemden, mehr gestickte Krägen, als Strümpfe; das ist eine plattirte Eleganz, ein mit Elend gefütterter Luxus. Lassen Sie lieber eine Laune unbefriedigt, schaffen Sie sich lieber einen Modeartikel weniger an, und lassen Sie dafür die Hauptsachen in Ihrer Garderobe nicht aus: das Nothwendige werde nie dem Ueberflüssigen geopfert. Erhalten Sie sich ein gutes Gewissen in der Eleganz, damit Sie sich wenn allein, eben so wenig Vorwürfe zu machen brauchen, als im Beisein Anderer. —

Schach-Aufgabe Nro. 51.

Weiß macht in 4 Zügen Matt.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 52.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von H 3 auf G 3.	Bauer von F 4 auf G 3.
Laufer · G 4 · F 5.	· · G 3 · H 2.
Bauer · G 2 · G 4.	· · H 2 · H 1.
· · G 4 · G 5 † matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 53.

1) Weiß.	Schwarz.
Laufer von D 4 auf E 5.	König von F 1 auf E 2.
Königin · D 5 · E 3.	· · E 2 · D 1.
Roß · B 3 · C 1 † matt.	
2) Schwarz.	Weiß.
Thurm von F 3 auf F 1 †	König von E 1 auf F 1.
Königin · H 5 · D 1 †	· · F 1 · F 2.
Bauer · H 2 · H 1 wird Roß † matt.	
3) Weiß.	Schwarz.
Laufer von D 4 auf E 5 †	König von F 4 auf E 3.
Thurm · A 4 · E 4 †	Thurm · H 4 · E 4.
Königin · D 2 · D 3 †	König · E 3 D 3 gibt matt.
4) Schwarz.	Weiß.
Thurm von F 3 auf F 1 †	König von E 1 auf F 1.
Bauer · H 2 · H 1 †	· · F 1 · F 2.
Laufer · G 1 · E 3 †	Laufer · D 4 · E 3 muß matt sagen.

Digitized by Google



Der Chevalier von Aglure.

Novelle nach dem Französischen von Fräulein L. Heeren.

I.

Es ist immer eine sehr unangenehme Lage für einen Zerstreuten, gerade, wenn er aus der Thür geht, auf Jemanden mit der Nase zu stoßen, der in demselben Augenblicke hinein will. Und eben dieses widerfuhr Herrn Ferdinand von Eckstein. — Man denke sich noch den erschwerenden Umstand dazu, daß Ferdinand, als ein wahrer Sausewind, laufend herauskam, ohne vor sich zu sehen, und mit rückwärtsgewendetem Kopfe seinen im Kaffeehause zurückbleibenden Freunden noch ein Lebewohl zunickte. — Lachend öffnete er die Thür, und ...

„Ach!!! Verzeihen Sie, mein Herr! ....“

Der Stoß war heftig gewesen, und die beiden jungen Leute faßten sich gegenseitig an den Schultern, um sich aufrecht zu erhalten, und einen Fall zu vermeiden.

„Verzeihen Sie, mein Herr!“ wiederholte maschinenmäßig Ferdinand, noch ganz betäubt und gleichsam erblindet von der Puderwolke, welche die Erschütterung aus seiner eleganten Frisur entwickelte; denn der junge Eckstein, gekräuselt, gepudert, mit Juwelen und Spitzen überladen, konnte für das feinste Musterbild der neuesten Mode der damaligen Zeit gelten. Es war im Jahre 1764 in der Thüre des Café Procope, daß diese Begegnung Statt fand.

Der junge Mann, mit dem Ferdinand so heftig zusammengestoßen war, war ganz sein Gegenbild. Er trug die einfache ernste Tracht der deutschen Studenten, den schwarzen enganschließenden Frack, den langen, mit einem Stahlgriffe versehenen Degen, die bis an die Knie reichenden Stiefel. Sein blondes gleichgeschnittenes Haar fiel ungepudert und ungekräuselt fast auf seine Schultern herab. In vollkommenem Gegensatz zu Ferdinands ungestümen flatterhaftem Wesen, schien der Neuangekommene ernst und gesetzt. Seine regelmäßig gezeichneten Züge hatten einen besondern Ausdruck melancholischer Festigkeit, welcher durch ein sanftes Lächeln, und durch den Glanz seiner großen blauen Augen nur unbedeutend gemildert schien.

Kaum hatte dieser strahlende Blick Ferdinands Auge getroffen, als beide jungen Leute zum zweiten Mal überrascht zusammenfuhren. „Rudolf!“ rief Eckstein aus. „Ferdinand!“ antwortete Rudolf; und die zwei Freunde gingen Arm in Arm schnell in das Kaffeehaus zurück.

„Wie!? Du hier, Rudolf!“ fing Ferdinand mit verdoppelter Lebhaftigkeit wieder an, und zog dabei seinen Begleiter zu einem kleinen Tische, an den sie sich beide setzten. „Welch' ein sonderbarer Zufall! Was Teufel bringt dich so plötzlich aus Deutschland's Mitte nach Paris?“

Rudolf schien sichtbar bewegt, doch umging er die Antwort mit Ungezwungenheit.

„Es ist wirklich ein sonderbarer Zufall,“ entgegnete er lächelnd; „und unser Zusammentreffen war ganz unerwartet, ist aber nur dem Besuche, welchen ich dir machen wollte, zuvorgekommen. Du kannst dir wohl denken, daß ich nach meiner Ankunft in Paris, mit der Gewißheit, dich da zu finden, dich gleich aufzusuchen getrachtet hätte.“

„Das will ich meinen! Bist du schon lang hier? weßwegen kamst du her?“

„Ich bin gerade jetzt angekommen,“ antwortete Rudolf, welcher immer einer gewissen verfänglichen Frage entgehen zu wollen schien, „und habe kaum die Zeit gehabt, meine Wohnung in irgend einem Wirthshause aufzuschlagen. Aber, Potztausend!“ fuhr er lächelnd fort, „ich hätte dich kaum erkannt! Konnt' ich denn in dieser glänzenden Kleidung, mit dieser erobernden Tournüre meinen Universitätsfreund entdecken?“

„Wirklich?“ entgegnete Ferdinand mit Selbstzufriedenheit, und übertrieb noch dabei sein stutzerhaftes Wesen. „Was willst du? man muß sich nach der Mode richten, mein Lieber, und die Gewohnheiten des Landes, in welchem man lebt, sich eigen machen ... um so mehr, als meine Familie sich da niederlassen will.“

„Ach!“ ließ Rudolf mit einer unwillkührlichen Bewegung ertönen, und fuhr mit einem scheinbar gleichgiltigen Tone fort: „Ihr werdet euch in Frankreich niederlassen?“

„Gewiß ... auf eine Zeit wenigstens. Wir werden meine Schwester nicht gleich nach ihrer Heirath verlassen!“

Es trat eine augenblickliche Pause ein, während welcher auf Rudolf's Zügen ein nervöses Zittern sichtbar wurde, das eine auffallende Blässe hinterließ. Er fuhr jedoch mit einer Gleichgiltigkeit, welche durch seine bewegte Stimme Lügen gestraft wurde, fort:

„Fräulein Clotilde wird heirathen?“

„Freilich ... es ist eine ausgemachte Sache. Sie heirathet den Marquis von Kerneven.“

„Den Marquis von Kerneven?“ versetzte Rudolf, zwischen jeder Phrase mühsam inne haltend, als wenn eine plötzliche Beängstigung seine Worte erstickt hätte. „Ist das eine eurer neuen Bekanntschaften? — Ein bretagnischer Edelmann, ist nicht mehr jung, glaube ich — Fräulein Clotilde liebt ihn, ohne Zweifel?“

„Ich denke es,“ antwortete Ferdinand mit sorgloser Gleichgiltigkeit. „Der Marquis ist ein schöner, liebenswürdiger Mann, er ist bei Hofe in großem Ansehen, hat einen hohen Rang in der Armee, hochgestellte Freunde — mit einem Worte — — es ist eine sehr ehrenvolle Verbindung, welche uns auch eine gute Stellung in Versailles

Digitized by Google

verschaffen wird. Man spricht, daß der Marquis kein großes Vermögen habe; aber meiner Schwester Mitgabe ist der Art, daß dieser Umstand nicht in Betracht genommen werden muß. Meinem Vater liegt am meisten an dem Adel, an den Verwandtschaften, in welche wir durch diese Verbindung mit einer der ältesten Familien Frankreichs kommen werden, und er hat Recht."

Rudolf schwieg.

„Aber Potztausend!" fuhr Ferdinand mit seinen Spitzen spielend fort, „das ist sehr drollig. — Du läßt mich da von unseren Geschäften und unsern Projekten, welche die einfachsten von der Welt sind, plaudern, und hast mir noch nicht mit einem Wort gesagt, warum du, der klügste, der gesetzteste der teutonischen Studenten, dich entschlossen hast, deine gelehrte Universität, dein altes Deutschland zu verlassen, und dich einige Hundert Meilen von deiner geliebten Mutter zu entfernen, um dich in dieses verführerische Lutetia, in dieses moderne Babilon zu verirren, wo du ohne Zweifel, als einer, dem man's ansieht, daß er jenseits des Rheines zu Hause ist, Aufsehen erregen wirst. Jetzt kömmt an dich die Reihe, mein Lieber, mir deine Abenteuer und Pläne zu erzählen. Ich bin ganz Ohr."

Während diesem Wortschwalle hatte Rudolf Zeit gehabt, seine Gedanken zu sammeln, und seinem Gesicht und Benehmen eine gewisse Gleichgiltigkeit einzuprägen. Er antwortete unbefangen:

„Ich komme Familienangelegenheiten halber nach Paris."

„Wegen Familienangelegenheiten nach Paris?" wiederholte Ferdinand mit einigem Staunen.

„Nun ja," entgegnete Rudolf lächelnd. „Hast du vergessen, daß mein Vater ein Franzose war?"

„Ach, ich bitte um Entschuldigung!" fuhr Eckstein lachend fort; „meiner Treu, ich dachte nicht mehr daran. Du bist in der That ein verdeutschter Franzose, so wie ich ein in's Französische übersetzter Deutscher bin. Als ich dich in dieser Universitätstracht sah, vergaß ich ganz, daß ich dich von nun an, anstatt „mein Herr Rudolf, Herr Chevalier von Aglure" nennen müßte. — Nun, Chevalier, so sage mir, welche Geschäfte dich nach Paris führen. Ohne uns zu schmeicheln, haben wir hier eine sehr gute Stellung, unser Haus wird von der Elite des Hofes und der Stadt besucht; können wir dir also einen Dienst erweisen, so kannst du auf unsere Bereitwilligkeit rechnen."

„Schönen Dank! Ich nehme von diesem Augenblicke dein Anerbieten an, und verspeche dir, dich zur Zeit der Noth daran zu erinnern."

„Nun, so erzähle weiter, — ich höre zu."

„Du weißt — oder vielmehr du wußtest, wenn du dich nicht mehr dessen erinnerst, — daß meine Mutter einen französischen Hauptmann, den Chevalier von Aglure, damals in preußischen Diensten, geheirathet hat, welcher in der Schlacht bei Chotusitz verwundet, in unserer Familie aufgenommen wurde. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten, welche dem breslauer Frieden ein Ende machten, war mein Vater gezwungen, sich zu der Armee zu begeben, und seit dem hat ihn meine Mutter nicht wieder gesehen. — In der Schlacht bei Friedberg kam er um das Leben. Einer seiner Freunde, an dessen Seite er die tödtliche Wunde erhielt, theilte meiner Mutter diese schreckliche Nachricht mit, und übersendete ihr zugleich die mittelmäßige Summe, welche, wie er sagte, zu dieser Zeit das ganze Vermögen des Capitain's ausmachte. Ich war noch in der Wiege, und der Tod meines Vaters hätte beinahe meiner Mutter das Leben gekostet, so sehr hatte sie der Schrecken und Schmerz ergriffen.

Mein Vater aber mußte doch eine Familie haben. Oft hatte er mit meiner Mutter während ihrer glücklichen, leider nur zu kurzen Ehe darüber gesprochen. Es war ihr jedoch unmöglich, auf die Spur dieser Faimilie zu gelangen. Alle Nachforschungen, welche sie anstellte, alle freilich sehr unbestimmten Anzeichen, welche er ihr gegeben hatte, blieben ohne Erfolg. Nun ist aber meine Mutter ohne Vermögen. Ich schäme mich jetzt, da ich großjährig bin, ihr noch zur Last zu fallen. Ich möchte mich gern in eine unabhängige Lage versetzen, aber auf welche Art? Als der Sohn eines Franzosen und Edelmannes, wird der König von Frankreich mich wohl in seine Dienste nehmen, und ich werde den von meinem Vater mir hinterlassenen Degen zu der Vertheidigung seines Vaterlandes zieh'n. Sollte es mir gelingen, meine Familie aufzufinden, so würde sie mir ohne Zweifel ihre Unterstützung in einem Vorhaben, das sie gut heißen müßte, nicht versagen. Da alle Bemühungen durch briefliche Mittheilung umsonst waren, so bin ich hieher gekommen, um zu sehen, ob ich vielleicht selbst nicht mehr Glück haben werde."

„Das ist vortrefflich," meinte Ferdinand, als Rudolf zu sprechen aufgehört hatte. „Du kannst auf unsere Ergebenheit rechnen, wir werden dir, so viel es in unserer Macht steht, gewiß behilflich sein. Und selbst, siehe da — mir fällt etwas ein — der Marquis von Kerneven hat alle deutschen Kriege mitgemacht, und in Berlin Freunde gehabt, welche sich einer großen Gunst erfreuten — durch ihn könnten wir vielleicht — erfahren —! oder was noch besser ist, mein Vater hat neulich einen seiner alten Bekannten getroffen, einen Offizier, welcher unter Friedrich gedient, uns erst gestern den Kampf bei Friedberg als eine der blutigsten Schlachten, denen er beigewohnt, geschildert hat. Er muß sicher deinen Vater gekannt haben, und kann dir nützlich werden, denn er ist jetzt bei Hofe sehr gut gelitten. — Aber sage mir doch;" unterbrach er sich, aufstehend, „was machst du heute? Hattest du etwas vor?"

„Gar nichts."

„Wenn dem so ist," versetzte Ferdinand fröhlich, „so gehst du mit mir, ich stelle dich meiner Familie vor, und du wirst mit uns zu Mittag essen. Du weißt, daß mein Vater für dich, den weisen Philosophen, eine große Achtung hegt, er wird entzückt sein, dich in Paris zu sehen. Ueberdies wirst du auf diese Art gleich die Bekanntschaft des Marquis Kerneven machen, denn wir erwarten ihn diesen Abend."

Diese einfache Mittheilung schien auf Rudolf einen lebhaften Eindruck zu machen. Er erblaßte, ein krampfhaftes Zucken entstellte seine Züge. Sein unbesonnener Gefährte, diese Bewegung nicht bemerkend, entfernte sich, seinen dreispitzigen eleganten Hut schon in der Hand, trillernd vom Tische, warf die Brust heraus, spreitzte die Füße, und besah sich in allen Spiegeln. Rudolf folgte ihm mit nachdenkender Miene, und die beiden jungen Leute gingen nach dem Eckstein'schen Hôtel, einer der prachtvollen Wohnungen der Vorstadt St. Germain.

Ferdinand plauderte und lachte mit seiner gewöhnlichen Unüberlegtheit und Lebhaftigkeit; je näher sie jedoch ihrer Bestimmung kamen, desto stiller und zurückhaltender wurde Rudolf. Er antwortete auf seines Begleiters abspringendes Geschwätz nur mit Geberden und einsilbigen Worten, und als er in dem großen Hof des Hôtels angelangt, die Außentreppe hinauf stieg, war er so sichtbar tief bewegt, daß er stehen bleiben mußte, und daß selbst Ferdinand seinen Zustand bemerkte.

„Was fehlt dir?" fragte er ihn, „du scheinst ganz verwirrt. Bei Gott! Du warst vor Zeiten so schüchtern nicht .... Ist dieser Besuch an deiner Verlegenheit Ursache?"

„Ein wenig!" antwortete Rudolf mit gezwungenem Lächeln. „Ich habe die Bemerkung gemacht, daß ich in Reisekleidern bin, und daß man vielleicht eneine einfache Studententracht für unschicklich halten wird. — Mit euren neuen Gewohnheiten — werde ich nicht bei euch an meinem Platze sein."

„So geh' doch," unteebrach ihn Ferdinand, „unter alten Freunden nimmt man es nicht so genau. Uebrigens nehme ich Alles auf mich, und will dich vorstellen." Mit diesen Worten eilte er schnell vorwärts, und öffnete rasch die Thüre des Sitzzimmers.

In diesem Gemache waren drei Personen versammelt. Am Kamine saß eine ältliche Dame und blätterte zerstreut in einem Buche, welches sie nur in der Hand zu halten schien, um sich eine Haltung zu geben; am andern Ende des Saales saß ein junges Mädchen, welches sich mit einer Stickerei sehr viel zu schaffen machte, und mit vielem Fleiße aeb eitete, ungeachtet der Blicke und Worte eines Offizieres in voller Uniform, der über ihrem Armsessel gelehnt, sie mit vieler Galanterie unterhielt. Bei dem Geräusche, welches die jungen

Digitized by Google

Leute im Eintreten machten, wendete sich dieser Offizier etwas überrascht um.

„Ach! verzeihen Sie, Herr Marquis," sagte Ferdinand, ohne die Fassung zu verlieren; „ich glaubte nicht, Sie hier zu finden."

Der Marquis entgegnete lächelnd einige Worte. Rudolf hörte sie nicht; er war an der Thür stehen geblieben, und betrachtete Herrn von Kerneven mit funkelnden Blicken. Der Marquis mochte wohl ein Fünfziger sein; aber er war ein gut conservirter Mann, mit einem hohen Wuchse, einer edlen Gestalt. Sein Benehmen war besonders würdevoll, und seine gebieterischen Züge, sein hochmüthiger strenger Blick, vermehrten noch den Eindruck seiner ersten Erscheinung. Er warf einen schnellen Blick auf Rudolf, und schien durch die Aufmerksamkeit, mit welcher ihn der junge Student betrachtete, überrascht und unangenehm berührt, er machte eine unwillkührliche Bewegung, und wendete sich gegen Ferdinand, als wenn er von ihm eine Erklärung hätte verlangen wollen. Rudolf stand mit fest geschlossenen Lippen und mit bleichen Zügen da, ohne einen Schritt vorwärts zu machen.

„Das ist einer meiner Freunde, den ich Ihnen vorstelle," versetzte Ferdinand mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit. „Siehe, Clotilde!" fuhr er, sich an seine Schwester wendend, fort, welche, nachdem sie hastig beim Oeffnen der Thüre aufgeblickt, mit außerordentlichem Fleiße ihre Arbeit fortgesetzt hatte, „hier bringe ich dir fast mit Gewalt einen Reisenden, welchem ich zufällig auf der Gasse begegnet habe, und für dessen Stiefel ich sogleich deine Nachsicht erbitten muß."

Diese ziemlich groteske Vorstellung begleitete Ferdinand mit lautem Gelächter, aber er blieb der einzige Lachende.

Rudolf, immer mehr und mehr bewegt, verbeugte sich stillschweigend. Die bald erröthende, bald erblassende Clotilde schlug kaum die Augen auf, und blieb regungslos in ihrem Armsessel; auch der Marquis verharrte in seiner immer ernster, hochmüthiger werdenden Stellung. Ungeachtet seiner Unbesonnenheit bemerkte Ferdinand doch die allgemeine Verstimmung, und er suchte aus der Verlegenheit, in die er sich gebracht, sobald als möglich zu kommen.

„Es scheint, daß mir meine Vorstellungsrolle schlecht gelungen ist," sagte er in einem gezwungen scherzenden Tone. „Da wir in dem Versuche, uns auf eine heitere Weise einzuführen, gescheitert sind, so nehmen wir unsere Zuflucht zu dem gewöhnlichen Ceremoniel." Er machte zwei Schritte vorwärts, verbeugte sich tief, zeigte mit einer zierlichen Geberde auf den noch immer unbeweglichen Studenten, und sagte mit possenhaftem Ernste: „Meine vielgeliebte Schwester! erlaube mir, dir einen meiner Jugendfreunde vorzustellen, welcher sich nicht in Paris aufhalten wollte, ohne dir seine ehrfurchtsvolle Huldigung darzubringen. — Es ist der Herr Chevalier, Rudolf von Aglure."

Es dürfte schwer halten, die Wirkung, welche diese wenigen Worte hervorbrachten, zu beschreiben. Der Marquis von Kerneven fuhr, wie von einem unerwarteten Schlage getroffen, so stark zusammen, daß er den Armsessel, auf welchen er sich stützte, heftig erschütterte. Sein plötzlich leichenblaß gewordenes Gesicht drückte ein unerklärliches Staunen, mit einer Art von Entsetzen verbunden, aus. Diese schnelle Veränderung überraschte die Gesellschafts-Dame, welche ein gleichgiltiger Zeuge dieses Auftrittes gewesen war, so sehr, daß sie darüber das Buch, welches sie in der Hand hielt, fallen ließ. Aber die drei jungen Leute waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um davon das Geringste zu bemerken. Clotilde war aufgestanden, und hatte Rudolf's ehrerbietigen Gruß erwiedert.

„Ich glaube nicht, mein lieber Ferdinand!" sagte sie zu ihrem Bruder, indem sie zu lächeln, und ihrer offenbar bewegten Stimme mehr Festigkeit zu geben sich bemühte; „ich glaube nicht, daß diese ceremoniöse Formel nöthig gewesen — unsere Freundschaft mit Herrn von Aglure ist zu alt — als daß eine Trennung von einigen Monaten in ihr eine Aenderung hervorbringen oder die Erinnerung daran hätte verlöschen können."

„Diese Versicherung ist mir doppelt werth, mein Fräulein, und ich erwartete sie mit Ungeduld, ich habe befürchtet, daß mein Besuch für lästig gelten würde."

„Ein Jugendfreund ist nie lästig," versetzte lebhaft Clotilde, indem sie erröthete und die Augen niederschlug, „und ich weiß im Voraus, daß mein Vater Sie mit eben so großem Vergnügen als ich, sehen wird."

„Gerade das habe ich ihm gesagt," warf Ferdinand unbesonnen hin, „und ich weiß gar nicht, warum er bei unserem Eintritte so verlegen war."

Diese ungeschickte Bemerkung hätte fast die beiden jungen Leute um die so mühsam errungene Fassung gebracht, und Rudolf's brennender Blick, der ihr nur zu gut als Commentar diente, verwirrte Clotilden dermaßen, daß sie sich niedersetzen mußte. Während dieses Gespräches hatte der Marquis von Kerneven, welchen man vergessen zu haben schien, umsonst sich zu fassen getrachtet; wie verzaubert konnte er seine Augen von dem jungen Studenten nicht abwenden, er beobachtete dessen Bewegungen mit jener erschütternden Angst eines Menschen, welcher vor sich plötzlich ein Gespenst auftauchen sieht. Maschinenmäßig war er einige Schritte zurückgetreten, und in der Mitte des Saales todtenblaß und regungslos, die Hand in seinem Gilet auf die Brust haltend, an einen Tisch gelehnt geblieben.

Plötzlich riß er sich aus dieser Bewegungslosigkeit empor, faßte lebhaft Ferdinand's Arm, und zog ihn an das andere Ende des Saales.

„Dieser junge Mann," sagte er halblaut, und mit einem Tone, bei dem Ferdinand zusammenbebte, „heißt Chevalier Rudolf von Aglure?"

„Nun ja, ohne Zweifel."

„Er ist ein Deutscher?"

„Ja — nein, er ist ein in Deutschland geborener Franzose," antwortete Eckstein, der durch des Marquis Betragen mehr und mehr verwirrt wurde.

„Er ist seit kurzem in Paris?"

„So eben ist er angekommen."

„Will er sich hier aufhalten?"

„Ich weiß nicht — doch ja, ich denke es. —"

„Weßwegen ist er gekommen?"

„Um Nachrichten über seine Familie einzuziehen."

Der Marquis erbebte unwillkührlich, dann versetzte er mit veränderter Stimme:

„Sie wissen seine Wohnung in Paris?"

„Ich — nein, doch kann ich sie erfahren."

„Es ist gut."

Es trat eine zweite kurze Pause ein, die der Marquis mit folgenden Worten unterbrach:

„Man erwartet mich in Versailles. — Sie werden mich bei dem Herrn Baron, Ihrem Vater, entschuldigen, daß ich nicht auf ihn warte, um mich von ihm zu beurlauben. — Ich hoffe jedoch bald das Vergnügen zu haben, ihn wieder zu sehen." Er sagte Clotilden noch einige Höflichkeiten, verabschiedete sich von ihr, und entfernte sich, ohne im Vorübergehen auf Rudolf einen Blick zu werfen.

II.

Der Baron Arnold von Eckstein, Clotildens und Ferdinands Vater, war eine jener soliden deutschen Naturen, welche ihre guten Eigenschaften, so wie ihre Fehler in ihrer ganzen Stärke entwickelt haben; er war ein großer starker Mann, hatte einen festen Willen, einen gesunden Verstand und ein gutes Herz; diese Vorzüge waren jedoch nur zu oft von den kleinlichen Vorurtheilen, welche ihn beherrschten, verdunkelt und in den Hintergrund gedrängt. Unter diesen Vorurtheilen war die übertriebene Ehrfurcht, welche er für seinen und anderer Leute Adel hegte, dasjenige, welches über seine Vernunft die größte Macht besaß. Es war fast unmöglich, den heraldischen Fanatismus und die Eitelkeit auf die Stammregister weiter zu treiben. Er verehrte mit Abgötterei die Wappen, und mit Enthusiasmus die gevierten Schilde. In seinem Auge bestand die Tugend nur in dem Adel, und eine Mißheirath war ein Schandfleck, welchen nichts auslöschen konnte. Was ihn zu Kerneven gezogen, und weßwegen er ihm ungeachtet der Verschiedenheit der Jahre und Vermögensumstände, so schnell die Hand sei-

Digitized by Google

ner Tochter zugesagt hatte, war nicht so sehr das unstreitig ausgezeichnete Verdienst des Marquis, als sein Titel und alter bretagnischer Adel, dessen prunkend aufgerollter Stammbaum sich in die fabelhaften Zeiten Julius Cäsars verlor, und auf diese Art einen ältern Adel als der König besaß, da er um neun Jahrhunderte früher seinen Ursprung aufweisen konnte. Der Baron, aus gewissen Gründen gezwungen, Deutschland zu verlassen und sich wenigstens auf einige Jahre in Frankreich anzusiedeln, hatte diese Verbindung, welche ihn in die Mitte des französischen Adels versetzte, und seiner Tochter einen seinen väterlichen Wünschen angemessenen Rang verlieh, als ein wahres Glück angesehen. Dieses seine Vernunft blendende Vorurtheil erlaubte ihm nicht weiter zu blicken, er konnte gar nicht annehmen, daß Clotilde durch eine Heirath mit einem so hochstehenden Manne als der Marquis v. Kerneven war, nicht sollte glücklich werden können.

Der Baron von Eckstein hatte Rudolf von Aglure sehr lieb. Er kannte die Familie seiner Mutter, welche, wie er gern zu wiederholen pflegte, zu dem ältesten Adel der Provinz gehörte, und die adelige Abkunft ihres verstorbenen Gemals, des Chevalier von Aglure, wurde auch nie von jemandem bezweifelt. Er hatte demnach ungeachtet der Verschiedenheit der Vermögensumstände, kein Bedenken getragen, dem jungen Studenten den Eintritt in den Familienkreis in seinem Schlosse zu gestatten. In den Augen des Barons war das Geld nur eine gleichgiltige Nebensache bei einem Edelmanne, und ein jüngerer Sohn, wenn auch so arm wie Hiob, wurde von ihm als seines Gleichen behandelt, wenn er nur sechzehn Ahnen zählte.

Rudolf wurde denn äußerst liebevoll empfangen, und der Baron bestand darauf, daß er mit seiner Familie zu Mittag speise. Nach dem Mittagsmahle machte man einen Spaziergang in den Garten, und während der Baron mit seinem Sohne die Fortschritte der ausländischen Pflanzen, welche in dem Treibhause gezogen wurden, in Augenschein nahm, blieben Rudolf und Clotilde einen Augenblick in einer bedeckten Allee, allein zurück.

„Clotilde!“ sagte der junge Student mit halblauter Stimme und mit tiefer Rührung, „Sie errathen ohne Zweifel, daß ich nur nach Paris gekommen bin, um Ihnen die Antwort auf Ihren Brief zu bringen?“

„Das will ich nicht hoffen, Rudolf,“ entgegnete mit niedergeschlagenen Augen das junge Mädchen zögernd, „ich hoffe, daß Ihre Reise einen andern Beweggrund hat. — Wäre das nicht der Fall — so würde ich mir einen ewigen Vorwurf machen.“

„Wie,“ unterbrach sie lebhaft Rudolf, „Sie schreiben mir, daß Ihr Vater Sie verheirathen will, und sind überrascht, mich herbeieilen zu sehen! Ach! Clotilde, hätte ich durch die ganze Welt reisen müssen, — ich wäre doch gekommen. Sie zu verheirathen! Sie! und mit diesem Manne! Nein, das ist nicht möglich! —“

„Es ist der Wille meines Vaters,“ erwiederte traurig Clotilde. „Sie selbst haben gehört, wie entschieden er unlängst sich über diese Verbindung geäußert hat. Sein Wille ist ein Gesetz, dem ich mich unterwerfen muß.“

„Nein, das ist nicht möglich,“ wiederholte Rudolf mit ungestümen Nachdruck. „Nur wenige Augenblicke stehen uns noch zu Gebote. — Hören Sie mich an, Clotilde, und ich bitte Sie, antworten Sie mir, so wie ich zu Ihnen rede, ohne Umschweife, einfach, mit Offenherzigkeit. Der Brief, welchen Sie mir geschrieben, sagt mir nicht, was ich zu wissen nöthig habe; in einigen Zeilen melden Sie mir darin, daß Ihr Vater Sie mit dem Marquis von Kerneven verheirathen wolle, aber wider Ihren Willen, weil Sie den Marquis nicht lieben; Clotilde! wäre das der alleinige, der einzige Beweggrund Ihrer abschlägigen Antwort?“

„Ich verstehe Sie nicht, Rudolf!“ flüsterte mit kaum hörbarer Stimme das junge Mädchen.

„Nun, — so sagen Sie mir, — lieben Sie vielleicht — einen Andern?“

„Rudolf!“

„Ich, Clotilde, ich liebe Sie, seitdem ich Sie kenne, das heißt, seitdem ich mich selbst kenne. Mit dieser Liebe im Herzen bin ich aufgewachsen, habe ich gelebt. — Diese Liebe ist jetzt mein Dasein, mein Denken, mein Leben, und ich fühle, daß ich ohne zu sterben, Sie nicht verlieren könnte. — Diese Jugendfreundschaft, von welcher wir immer sprachen, war Liebe, Clotilde! in meinem Herzen wenigstens. — Sag' mir nun, ob ich allein sie fühle! Wie du im vorigen Jahre fortgereist bist, Clotilde! so glaubte ich das Verbluten meines Herzens zu fühlen. Oh! wie sehr habe ich seitdem gelitten! Erst da habe ich erkannt, wie innig, wie heiß ich dich liebte. Als ich so glücklich in deiner Nähe lebte, konnte ich meine Seligkeit nicht ganz ermessen. Um dieses Glück schätzen zu lernen, mußte ich erst seiner beraubt werden, und nur an der Bitterkeit meines Schmerzes habe ich die Unermeßlichkeit meiner Liebe erkannt. So sag' mir denn — liebst auch du mich?“

„Mein Vater will, daß ich den Marquis heirathe,“ sagte das junge Mädchen nach einer langen Pause.

„Diese Heirath ist noch nicht vollzogen,“ versetzte Rudolf mit Lebhaftigkeit. „Und ich schwöre dir, Clotilde! daß sie, so lange ich lebe, nicht vollzogen werden wird — wenn du mich liebst!“

„Rudolf!“ wiederholte die erschrockene Clotilde, „ich bitte dich! —“

„Sag' an, liebst du mich?“ versetzte der junge Student mit der ganzen Glut seiner Leidenschaft.

„Oh! halt' ein! halt' ein!“ rief sie wie außer sich, „man kömmt, hier sind sie.“

Rudolf verlangte keine andere Antwort, Clotildens vielsagende Verwirrung, die unzusammenhängenden Worte, welche ihr entschlüpft waren, ließen ihn genugsam die Stärke ihrer Liebe errathen. Von seinem Glücke berauscht, ergriff er die Hand des jungen Mädchens, und wollte sie an sein Herz, an seine Lippen drücken, aber Clotilde ermahnte ihn mit einer unwillkührlichen Bewegung des Schreckens, welche ihm das Gefährliche ihrer Stellung begreiflich machte, zur Vorsicht. Er blickte auf, und sah beim Umbiegen der Allee den Baron von Eckstein mit Ferdinand, welche sie einzuholen kamen. Anstatt sie zu erwarten, verdoppelte er seine Schritte, um Zeit zu haben, seine Verwirrung zu verbergen. Clotilde, ganz bebend und mit niedergeschlagenen Augen, suchte ihn nicht aufzuhalten. Der Baron erlaubte ihnen aber nicht lange diesen schnellen, schweigenden Spaziergang fortzusetzen.

„Nun! ihr jungen Leute,“ schrie er von weitem, „wo lauft ihr denn so hin, ohne etwas zu sagen? Ihr hättet besser gethan, mit mir meine Glocken zu besichtigen.“

Rudolf blieb stehen, fand jedoch keine Antwort auf die Rede, von der er übrigens sehr wenig verstand. Der Baron bemerkte seine Verlegenheit, und deutete sie auf seine Weise.

„Gewiß!“ fuhr er fort, „Sie verstehen das nicht; es ist aber sehr merkwürdig, diese neuen botanischen Vorrichtungen vermehren das Wachsthum auf eine erstaunliche Art. Man glaubt, die jungen Triebe zusehends wachsen zu sehen.“

„Ach! freilich!“ entgegnete Rudolf, ohne eigentlich zu wissen, was er sagte.

„Der Herr Marquis, welchem ich sie gestern zeigte,“ meinte Ferdinand, seinem Freunde aushelfend, ohne es zu wissen, „der Marquis hat mir gesagt, daß man in der Orangerie zu Versailles bei weitem nicht so vorgerückt sei.“

„Wirklich!“ versetzte der Baron mit sichtbarem Wohlgefallen. „Ich muß mit Herrn von Kerneven diesen Abend darüber reden.“

„Der Herr Marquis kömmt diesen Abend wieder?“ fragte unbefangen Rudolf, dem es endlich gelungen war, seiner Bewegung Meister zu werden.

„Ich vermuthe es,“ antwortete der Baron. „Er weiß, daß ich mit ihm zu sprechen habe; und da er, ohne auf mich zu warten, so plötzlich abgereist ist, so denke ich, daß er bei seiner Rückkehr aus dem Schlosse hier sich aufhalten wird.“

Rudolf gab darauf keine Antwort, aber er fühlte, daß er nicht hinlänglich Herr über sich sei, um ein neues Zusammentreffen mit seinem Nebenbuhler zu wagen. Er hielt es der Klugheit angemessen, diesem auszuweichen, und empfahl sich einige Augenblicke nach dieser

Digitized by Google

Unterredung. Er langte in einer leicht zu begreifenden Gemüthsbewegung in seinem Gasthause an. Clotilden's Geständniß hatte ihn sehr glücklich gemacht; denn sie liebte ihn, daran konnte er nicht mehr zweifeln. Welchen Ausgang wird aber diese gegenseitige Liebe nehmen? Wie möchte er es anfangen, um die Pläne des Barons zu zerstören? Wie könnte er es wagen, um die Hand seiner Tochter anzuhalten? Ohne Vermögen, ohne einen Stand, ohne eine Stellung in der Welt, wie wäre es ihm möglich, auf eine so glänzende Verbindung Anspruch zu machen? Das Wohlwollen, welches der Baron für ihn an den Tag legte, langte gewiß nicht hin, um ihn zu einer solchen Kühnheit zu berechtigen; und der arme junge Mann, zwischen Freude und Muthlosigkeit, Furcht und Hoffnung hin und her schwankend, gerieth in ein dunkles Labyrinth von Zweifeln, Ungewißheiten, erfolglosen Vermuthungen, und eben so schnell verworfenen als entworfenen Plänen. Es stand ihm jedoch ein schrecklicher Schlag bevor, den er nicht voraussehen konnte. Derselbe Grund, welcher ihn bewog, sich so früh zu empfehlen, bewog auch Clotilden, das Sitzzimmer zeitlich zu verlassen. Die Aufregung, durch die Unterredung mit dem jungen Studenten veranlaßt, war noch zu lebhaft, um ihr zu erlauben, des Marquis Galanterien an diesem Abende zu dulden; bei dem ersten, besten Anlaße beeilte sie sich, die Einsamkeit ihres Zimmers aufzusuchen. Der Baron von Eckstein und Ferdinand blieben allein, um die Besuche zu empfangen. Es kamen auch einige Personen, und sie setzten sich zum Pharaotische. Während der Parthie plauderte man fröhlich; unter den Spielern befand sich auch ein Obrist Maurchamps, ein starker, lebensfroher Mann, der erst unlängst Friedrich des II. Dienste verlassen hatte, und gleich darauf nach Paris gekommen war; er erzählte mit hinreißender Beredsamkeit die zuweilen etwas schlüpfrigen Abenteuer, welche er während seiner militärischen Laufbahn in Menge erlebt hatte.

„Apropos!“ rief plötzlich Ferdinand; „bald hätte ich's vergessen — sagen Sie mir doch, Oberst! hatten Sie nicht in der preussischen Armee einen französischen Offizier, den Chevalier von Aglure, der in der Schlacht bei Friedberg um das Leben kam, gekannt?“

Der dicke Obrist brach in ein lautes Gelächter aus, und stampfte mit dem Fuße.

„Ob ich ihn gekannt habe? — Potztausend! das will ich glauben — ich war es ja, der ihn getödtet.“

Dieses plötzliche Geständniß machte einen sonderbaren Eindruck auf die Spieler. Ferdinand fuhr zusammen und ließ seine Karte fallen, selbst der Baron von Eckstein ließ die erhobene Hand in der Luft schweben, und blickte den Obristen mit erschrockener Miene an.

„Ein hübscher Bursche das, meiner Treu!“ fuhr Maurchamps gemüthlich fort, und ordnete seine Blätter, ohne die Wirkung, die er hervorgebracht hatte, zu bemerken; „und ein guter Edelmann, tapfer wie Cäsar. — Ach! das ist aber ein Spiel, — das mir zusagt! Nun, Eckstein, spielen Sie denn nicht?“ sagte er zum Baron, dessen Karte noch immer in der Luft schwebte.

„Ich hörte Ihnen zu, Maurchamps!“ antwortete der Baron mit Nachdruck, und warf endlich seine Karte hin. „Sie sagten — von Ihrer Hand wäre der Chevalier von Aglure getödtet worden?“

„Ja, — meiner Treu! — und wie hab ich darüber gelacht. — Sie spielen ganz verkehrt, Ferdinand! — Teufel! das Spiel wird verwickelt . . . . ja, ich habe sehr darüber gelacht, — ja, sehr darüber gelacht, —“ wiederholte er maschinenmäßig, indem er sein Spiel betrachtete; „hem, hem, und meiner Treu, — wer zuletzt lacht, lacht am besten! Da!“ setzte er mit triumphirendem Tone hinzu, „helfen Sie sich heraus, ha! ha!“

Und er beendete seine Rede mit einem kleinen vollkommen nachgeahmten Trompeterstückchen, und betrachtete dabei mit spöttischer Miene seinen verlegenen Gegner.

„Was haben Sie so spaßiges darin gefunden, einem Landsmanne das Leben zu nehmen?“ fragte Ferdinand etwas ungestüm.

„Was wollen Sie?“ versetzte der Obrist lachend, „das macht die lange Weile in den Garnisonen. Man weiß nicht, wie man sich die Zeit vertreiben soll! —“

„Er hat also das Leben nicht bei Friedberg verloren?“

„Ja doch, potztausend!“ sagte Maurchamps mit verdoppelter Lustigkeit; „gestorben aus meiner Fabrike, und begraben worden — mit meinen eigenen Händen!“

„Was bedeutet das?“ schrie der Baron und warf sein Spiel auf den Tisch; „zum Teufel! so erklären Sie sich doch!“

„Ach, das ist ein ganzer Roman, — ein Roman in zwei Bänden, in welchem ich auch eine kleine Rolle gespielt habe — aber er wird zu lang zum Erzählen sein.“

„Erzählen Sie nur zu!“

„Sei es,“ sagte Maurchamps, „nur müssen Sie mir erlauben, die handelnden Personen nicht zu nennen. Denn obgleich ich sie alle aus dem Gesichte verloren habe, könnten sie doch sich in irgend einem Welttheile befinden, und es wäre mir sehr leid, ihnen wehe zu thun.“

Hier nahm der dicke Obrist geräuschvoll eine Prise Tabak.

„Wie, sie wären noch am Leben! — Der Chevalier von Aglure ist also nicht todt?“

„Ja doch, mein Gott! so hören Sie doch das Ende der Geschichte an. Sie eilen so schnell vorwärts, daß ich darüber den Faden meiner Erzählung verliere. Wohin bin ich denn gekommen?“

„Sie haben ja noch gar nicht angefangen,“ versetzte Ferdinand mit einer gewissen Ungeduld.

„Jetzt hab' ich's: der Edelmann, welchen man den Chevalier von Aglure nannte —“

„Welchen man nannte! es war also nicht sein Name?“ unterbrach ihn lebhaft der Baron.

Der dicke Obrist trällerte wieder sein Trompeterliedchen und blickte sie dabei mit schlauer Miene an

„Das hab' ich nicht gesagt,“ sagte er endlich. „Wenn Sie mich jedoch immer unterbrechen, so komme ich nie zu Ende. Um also wieder anzufangen: Der Edelmann, welchen man den Chevalier von Aglure nannte, war ein hochadeliger und tapferer Offizier, fast in meinem Alter, vielleicht etwas jünger. Zu der Zeit, von der ich Ihnen erzähle, mochte er beiläufig fünf und zwanzig Jahre alt sein. Er wurde beauftragt, bei Chotusitz eine Batterie zu stürmen, und entledigte sich dieser Commission zur allgemeinen Zufriedenheit. Er hatte nur die Ungeschicklichkeit, sich, ich weiß nicht von wie vielen Kugeln und Säbelhieben, verwunden zu lassen, und man vergaß ihn unter den Todten. Ich hatte schon Trauer um ihn angelegt und auf seine Gesundheit im ewigen Jenseits getrunken, als ich plötzlich erfuhr, daß der Schalk noch lebte, recht angenehm lebte, da er sich damit unterhielt, einem jungen Mädchen in der Umgegend den Hof zu machen. Bei dem Verbinden seiner Wunde hatte die junge Schönheit ihn in's Herz verwundet, und indem sie ein Uebel heilte, ein anderes verursacht —“

„Sie gerathen in's Idillische, Obrist,“ sagte der Baron mit einer gewissen Bitterkeit.

„Lassen Sie mich ihrer kurzen Liebe eine Blumenkrone winden,“ sagte der dicke Obrist, dabei legte er die Hand auf's Herz, und erhob die Augen mit einer gut angebrachten gefühlvollen Begeisterung. „Die Wahrheit ist, daß Aglure närrisch verliebt war, und so närrisch, daß er die junge Schönheit heirathete; aber, da er den Kopf verloren, so vergaß er in der Kirche seinen wahren Namen anzugeben — was übrigens nichts überraschendes ist,“ fügte er als eine Art Bemerkung mit spöttelnder Gemüthlichkeit bei, „wenn man ein Narr ist! — Man hat schon seltsamere Dinge erlebt.“

„Er hieß also nicht von Aglure?“ schrie lebhaft der alte Baron.

Der Obrist stimmte wieder sein Trompeterliedchen an.

„Die Ehe war sehr glücklich,“ fuhr er endlich fort; „aber leider dauert auf der Welt nichts ewig! Was ist wandelbarer als das Glück? was ein wenig bekannter Dichter, dessen Namen mir entfallen ist, in der Iphigenia so schön gesagt hat:

„Des Himmels Tücke
Gewährt uns kein reines Glücke.“

Eine schreckliche Katastrophe zerstörte dieses süße Glück. Nu-

Digitized by Google

dolf von Aglure blieb unter den Todten bei Friedberg — und ist von da nicht mehr zurückgekehrt.“

„Wie!“ rief der Baron, „Sie hatten uns anfangs gesagt, daß er von Ihrer Hand gefallen wäre.“

„Ja freilich, mein guter Eckstein,“ antwortete er mit mitleidigem Lächeln. „Ich, ich war's, der ihm das Leben genommen! **me, me, adsum qui feci!** wie ein anderer Dichter aus dem Jahrhunderte des Augustus sich ausdrückt. Verstehst du mich denn nicht? Ich habe den pathetischen Bericht über seine letzten Augenblicke unter vier Augen redigirt, und dabei haben wir drei Flaschen Champagner ausgestochen, welche wir in einem österreichischen Bagagewagen gefunden hatten.“

„Er war am Leben!“ schrieen die Anwesenden.

Der dicke Obrist ließ seine gewöhnliche Fanfare ertönen und warf sich in seinem Armsessel zurück. Es trat eine augenblickliche Stille ein.

„Und was ist aus dem Chevalier von Aglure geworden?“ fragte ernsthaft der Baron.

„Für immer ist er verschwunden, denn eigentlich hatte er nie existirt. Von Aglure war ein Kriegsname, welchen er sich wohlweislich gegeben hatte, als er in preußische Dienste trat, und den er wieder aufgeben mußte, als er zu der französischen Armee zurückkehrte. Uebrigens war er ernstlich in seine kleine Deutsche verliebt, und ich sah den Augenblick kommen, wo er die Thorheit begehen würde, sie im Ernste zu heirathen. Aber er begriff recht schnell, daß es eine Thorheit wäre: erstens, weil sie ihm vielleicht die erste Täuschung nie verziehen hätte; und zweitens, weil er durchaus nichts als seinen Degen hatte, und sie beinahe eben so reich war, als er, da ihre Aussteuer nur in ihrer Schönheit und Tugend bestand; und mit einem Wort, weil nun einmal Rudolf von Aglure todt, recht eigentlich todt war, so bliebe sie auf diese Art eine Witwe, eine recht eigentliche Witwe, und würde sich trösten und nichts dabei verlieren; denn er hätte wirklich bei Friedland getödtet werden können, und weil er seinen Namen dort zurückgelassen, so waren die Folgen ganz dieselben. Dieser Grund leuchtete ihm ein, und ich schrieb den Brief.“

„Das war ein Trugschluß!“ sagte der Baron im Aufstehen mit kaltem Ernste. „Aber was geschehen ist, ist geschehen, und das Uebel ist jetzt unheilbar.“

Bei diesen Worten war er aufgestanden, und das Gespräch ging auf andere Gegenstände über. Der Marquis von Kerneven kam nicht, und die Gesellschaft ging zeitlich auseinander. Der mit seinem Sohne allein zurückbleibende Baron war finster und mürrisch.

„Welch' ein unglücklicher Umstand!“ sagte er endlich; „ich bin darüber trostlos geworden, wegen des armen Rudolf, der ein liebenswürdiger Bursche ist, und wegen seiner Mutter, die so schändlich betrogen wurde. — Welch' ein Schandfleck für die Familie! Es sind verlorene Leute! es ist nicht möglich, ferner mit ihnen umzugeh'n. Nach diesem öffentlichen Scandal würde mein Haus ein unerschöpfliches Ziel für Stichelreden, wenn ich noch ferner Rudolfen den Eintritt gestattete. Alle, welche diese bedauernswerthe Geschichte gehört haben, werden sie überall wiederholen. — Ein Bastard! der Sohn eines Abenteurers, eines Betrügers! — Es ist unmöglich! — Ferdinand! schreibe ihm, daß er sich hier nicht mehr zeige, denn ich wäre genöthigt, ihn abweisen zu lassen. Sage ihm nicht den eigentlichen Grund, um die Demüthigung zu ersparen; aber vermeide künftig hin, mit ihm zusammen zu treffen, und mit ihm zu sprechen.“

III.

Den andern Morgen erhielt Rudolf folgenden Brief:

„Mein lieber Rudolf!

Mein Vater hat mir einen sehr schweren Auftrag gegeben; ich ersuche Dich, mir zu glauben, daß ich ihn nur sehr ungern übernommen habe. Verschiedene Umstände, zu deren Kenntniß er erst jetzt gelangt ist, erlauben ihm nicht, Dir einen fernern Eintritt in sein Haus zu gestatten; er ist trostlos, zu dieser Maßregel gezwungen zu sein. Da er von seiner Zuneigung zu Dir gar nichts verloren hat, so bittet er Dich, über seine Börse und seinen Kredit zu gebieten. Was mich selbst anbelangt, so werde ich Dir nicht erst die Versicherung meiner unveränderlichen Freundschaft zu geben brauchen, und verbleibe — was ich immer gewesen

Dein dir ergebener Mitschüler

Ferdinand von Eckstein.“

Dieser unerwartete Bruch ohne angegebene Ursachen, so plötzlich, so schonungslos angekündigt, war ein Donnerschlag für Rudolf. In dem Augenblicke, wo er die schönsten Hoffnungen gefaßt, wo er auf Mittel dachte, den Traum seiner Liebe zu verwirklichen, kam dieser schnelle Umsturz, dieses fürchterliche Erwachen! Er war davon wie betäubt. Das war ein Räthsel für ihn, dessen Lösung ihm unmöglich vorkam. Was konnte denn der Baron erfahren haben, um ihn zu diesem grausamen Ausspruche zu berechtigen? Hatte vielleicht dieser hochmüthige Vater seine geheimen Wünsche, seine Liebe zu Clotilden erfahren? Und doch gestern noch, in dem Augenblicke seiner Entfernung hatte sein früheres Wohlwollen nicht vermindert geschienen, und sein Abschiedsgruß war so liebevoll wie gewöhnlich gewesen. Was hatte sich denn seit dem zugetragen? Hätte ihn vielleicht ein geheimer Feind, ein Nebenbuhler verläumdet, angeschwärzt? Dieser Argwohn war schon dunkel seinem Geiste vorgeschwebt, als ein zweites Billet, welches er denselben Tag erhielt, ihn noch darin bekräftigte.

„Den Tod in meinem Herzen, Rudolf! schreibe ich, um Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen; die schwachen Hoffnungen, welche wir gefaßt, sind verschwunden. Ich wünschte, das, was Sie mir gestern gesagt, nicht gehört zu haben. Seien Sie glücklicher als ich, und trachten Sie, mich zu vergessen.“

„Diesen Morgen ist der Marquis gekommen, und hat mit meinem Vater eine lange Unterredung gehabt. Dann war ich gezwungen, seinen Besuch anzunehmen. Einige Augenblicke nachher ist mein Vater mit Ferdinand in das Besuchzimmer gekommen. Ich weiß nicht, durch welchen Zufall Ihr Name ausgesprochen wurde. Mein Vater zog die Augenbrauen zusammen. „Clotilde!“ sagte er zu mir mit jenem kalten, ernsten Tone, der in seinem Munde jede Widerrede verbietet, „ich habe so eben etwas über den Chevalier von Aglure gehört, was uns in der Zukunft nicht erlaubt, die Bekanntschaft mit ihm fortzusetzen. Solltest du zufällig ihm begegnen, so wirst du ihn nicht zu erkennen scheinen — du mußt selbst vergessen, daß du ihn je gekannt hast.“

„Ich werde Ihnen nichts weiter sagen, Rudolf! vielleicht habe ich Unrecht, so zu schreiben. Ich konnte mich aber von meinem Jugendfreunde nicht trennen, ohne ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Meine Achtung für Sie bleibt sich gleich, da mein Vater, obgleich er Sie aus unserem Kreise ausgeschlossen, Ihnen doch, wie er mir gesagt, die seinige nicht entzogen hat. Ich habe Ihnen also keine Vorwürfe zu machen. — Ich sollte vielleicht Sie um Verzeihung bitten — denn ohne Zweifel bin ich die Ursache Ihrer Verbannung — Ihre einzige Schuld ist, mich — — — Ich kann dieses unheilbringende Wort nicht schreiben. Noch einmal, leben Sie wohl, vergessen Sie mich, und finden Sie in dieser Vergessenheit den Frieden und das Glück, dessen Sie würdig sind, und auf welches ich nicht mehr hoffe.“

Man wird sich leicht vorstellen können, was Rudolf beim Lesen dieses Briefes empfand. Von diesem Augenblicke an glaubte er die Intriguen, deren Opfer er war, zu durchschauen. Er erinnerte sich an sein Zusammentreffen mit dem Marquis von Kerneven, ohne Zweifel hatte er in dessen Gegenwart sich nicht hinlänglich bemeistern können, und der Marquis hatte in ihm einen Nebenbuhler errathen. Auf diese Weise erklärte er sich leicht seine mißtrauischen, forschenden Blicke, sein stolzes, durch jene sonderbaren Fragen plötzlich unterbrochenes Stillschweigen. Was hat also dieser gewandte Hofmann gemacht? Er ist zurückgekommen, hat den Baron für sich einzunehmen gewußt, und alsobald wurde sein Nebenbuhler für immer verwiesen, und Clotilde, sein wehrloses Opfer, für immer seinen Händen übergeben.

Digitized by Google

„Nein! nein!“ schrie Rudolf in einem Anfalle von Verzweiflung und unbeschreiblichem Zorn. „Nein! nein! Alles ist noch nicht aus, Herr Marquis! Wir haben noch mit einander eine Rechnung abzuschließen. Ich werde Ihre heimlichen Verläumdungen, Ihre niederträchtigen Ränke zu vereiteln, und in Ermangelung eines Bessern, mich zu rächen wissen.“

Von dieser außerordentlichen Gemüthsbewegung, von diesen heftigen Empfindungen ganz überwältigt, lief er wie rasend in seiner engen Wohnung, wie ein in seinem engen Käfige lebender Löwe herum. Endlich stürzte er heraus, ohne über sein Vorhaben recht im Reinen zu sein, und nahm maschinenmäßig den Weg nach dem Eckstein'schen Hôtel.

Er war noch ziemlich entfernt davon, als er zufällig in einer wenig besuchten Gasse drei Edelleute erblickte, welche beisammen standen und vertraulich plauderten. Einer von ihnen hielt noch den Zaum seines Pferdes in der Hand, da er abgestiegen war, um mit seinen Freunden besser sprechen zu können.

„Sie gehen also heute noch nach Versailles, Kerneven?“ sagte einer von ihnen; „hoffen Sie die Befehlhabersstelle, um welche Sie angesucht, bald zu erhalten?“

„Ich weiß meiner Treu nicht mehr, auf was ich rechnen soll,“ antwortete der Marquis, mit den Achseln zuckend. „Alle Beförderungen geschehen jetzt in der Alkove und im Boudoir, und ich bin jetzt nicht mehr in dem Alter, um diese niedlichen Orte zu besuchen.“

„So gehen Sie doch,“ versetzte der Andere im scherzenden Tone; „als wenn wir nicht wüßten, daß zu Ihrer Vermälung mit der kleinen Eckstein schon Anstalten gemacht werden.“

Der Marquis zog die Augenbrauen zusammen, und eine düstere Wolke verfinsterte seine Züge.

„Da sind Sie besser unterrichtet als ich,“ antwortete er mit Bitterkeit. „Nichts ist weniger gewiß, ich versichere Sie.“

„Warum nicht gar, der dicke Baron macht kein Geheimniß daraus, der erzählt es Jedem, der nur zuhorchen will. Wissen Sie denn auch, was für ein glücklicher Schelm Sie sind? Eine allerliebste Frau, und eine prächtige Mitgabe!“

„Sie meinen den glänzenden Inhalt ihrer Chatulle, nicht wahr?“ versetzte Kerneven mit erzwungenem Lächeln. „Ich muß gestehen, daß die Mitgabe mir gerade jetzt sehr gelegen käme, denn ich besitze nur — Schulden. Der letzte Krieg hat meinen Ruin vollendet. Zweimal habe ich meine ganze Equipage verloren. Uebrigens machte ich dem Baron von Eckstein aus meiner Lage kein Geheimniß, ich würde mich schämen, so einen biedern Mann zu hintergehen.“

„Und dessenungeachtet besteht er darauf? Potztausend! das ist ein Schwiegervater, wie man jetzt wenige sieht. Warum verschieben Sie denn die Vollziehung dieser glücklichen Verbindung?“

Kerneven antwortete nicht gleich. „Gewisse Zweifel,“ sagte er endlich, „sonderbare Umstände —“

„Was denn eigentlich?“

„Erstens, glaube ich, daß mich das junge Mädchen nicht liebt. —“

„Potztausend! das ist ein schöner Grund! Liebt denn eine Frau ihren Mann? Sie gehören in das vorige Jahrhundert, in die vorige Welt mit diesen Ideen, Kerneven!“

Der Marquis schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich habe noch andere Beweggründe — aber diese werden wir bei schicklicher Gelegenheit aufklären.“

Rudolf hatte den Marquis erkannt, und die letzten Worte gehört, er trat plötzlich hinzu.

„Das muß hier selbst geschehen, und den Augenblick, wenn es Ihnen beliebt, Herr von Kerneven!“ sagte er mit vor Zorn bebender Stimme, „und diese Herren, welche ohne Zweifel Ihre Freunde sind, werden Zeugen sein.“

Der Marquis, auf's Höchste von diesem unerwarteten Zusammentreffen überrascht, erbebte und trat unwillkührlich einen Schritt zurück. Seine verstörten Züge wurden von einer auffallenden Blässe bedeckt, er betrachtete einige Zeit stillschweigend den jungen Studenten, der ihm die Stirne bietend, mit funkelnden Augen und mit der Hand auf den Degen gestützt, vor ihm stand.

„Wer sind Sie, junger Mann?“ entgegnete er endlich mit heiserer Stimme. „Was wollen Sie? und in wie fern kann Sie das, was ich so eben gesagt, angehen?“

„Das wissen Sie vollkommen gut, und spielen mit Unrecht den Erstaunten,“ antwortete Rudolf lebhaft. „Sie haben mich eben so gut gesehen, wie ich Sie, und da ich Sie erkannt habe, müssen Sie ohne Zweifel auch mich erkennen.“

„Ich habe kein so gutes Gedächtniß, und begreife Sie nicht im Geringsten.“

„Nun denn, so will ich mich verständlich machen. Ich heiße Rudolf von Aglure, und Sie haben mich gestern beim Baron von Eckstein gesehen.“

„Das ist möglich! — weiter?“

„Es scheint, daß meine Gegenwart Ihnen mißfallen hat. Es thut mir leid. Aber ich muß Ihnen sagen, daß die Ihrige mir persönlich sehr unangenehm ist.“

Der Marquis wurde plötzlich glühend roth, und gleich darauf wieder leichenblaß. Seine zusammengepreßten Lippen bewegten sich krampfhaft; aber er sagte noch immer nichts.

„Ich glaube, daß es jetzt ganz klar ist,“ fuhr Rudolf, mit herausforderndem Tone fort. „Sie nehmen es übel, daß ich das Eckstein'sche Hôtel besuche, während Sie dort sind; mir gefällt es noch weniger, daß Sie sich erlauben hinzugehen, wenn ich nicht dort bin. Der einfachste Weg, dieses zu vermitteln, ist, es so einzurichten, daß künftighin nur Einer hingehen kann.“

„Ach! — eine Herausforderung!“ sagte Kerneven mit seltsamer Bitterkeit; „das ist wahr, das konnte ich voraus sehen.“

„Ohne Zweifel!“ versetzte Rudolf mit Ungestüm, „das konnten Sie voraussehen. Ich wurde von Ihren heimlichen Umtrieben, von Ihrem heutigen Besuche, von Ihren schändlichen Anschlägen gegen mich verständigt, — und wenn Sie der Uniform, welche Sie tragen, würdig sind, müssen Sie mir Genugthuung geben.“

Der Marquis behauptete ein kaltblütiges Schweigen bei dieser ungestümen Herausforderung; seine beiden Freunde, von diesem Auftritte und diesem unerwarteten Schweigen doppelt überrascht, betrachteten ihn mit verdutzten Gesichteen.

„Schon gut, junger Mann; schon gut!“ sagte Kerneven endlich mit einer festen gebietenden Stimme; „aber Sie übereilen sich zu sehr, diese Hitze ist überflüssig. Ich entschuldige Sie, sie kömmt Ihrem Alter zu Gute. Ich hatte mir schon vorgenommen, von Ihnen Erklärungen, welche unsere gegenseitige Lage erfordert, zu verlangen. Sie sind mir nur zuvorgekommen. Zuerst wollen wir uns verständigen, — und dann werden wir sehen, was mit Ihrer Herausforderung anzufangen ist.“

„Herr Marquis!“ — antwortete Rudolf mit Heftigkeit.

„Herr Chevalier!“ unterbrach ihn der Marquis mit Kaltblütigkeit, „ein Mann, der wie ich, dreißig Jahre seines Lebens auf Schlachtfeldern zugebracht, weiß in einer Sache, wo sich's um Tapferkeit und Muth handelt, besser zu beurtheilen, was sich schickt, als ein Kind von Ihrem Alter, welches auf den Schulbänken diese Kenntniß nicht erlangt haben kann. Für heute wollen wir also unsern Streit auf sich beruhen lassen, später können wir ihn aber, wo immer Sie nur wollen, wieder anfangen. Sie nennen sich Rudolf von Aglure? Wo wohnen Sie?“

„In der Dauphine Gasse, im Hôtel du Danube.“

„Sehr gut! das ist eine Wohnung für einen deutschen Studenten!“ versetzte der Marquis lächelnd. „Sie werden in Kurzem von mir hören, ich wohne in der Gasse du Vieux Colombier. Vergessen Sie nicht auf meine Adresse, — und nun ohne Abschied, Herr Chevalier.“

Indem er diese Worte sagte, stieg er zu Pferde. Rudolf, noch ganz blaß und zitternd vor Zorn, aber wider seinen Willen das Uebergewicht, welches sein Gegner durch seine Kaltblütigkeit und sein

Digitized by Google

würdevolles Benehmen über ihn hatte, fühlend, konnte kein Wort entgegnen, und blieb unbeweglich auf seinem Platze, um ihn wegreiten zu sehen.

„Auf Wiedersehen, meine Herrn!" sagte Kerneven, mit Anstand die beiden Edelleute grüßend, welche stumme und neugierige Zeugen dieses Streites gewesen waren. „Memeron, ich rechne darauf, Sie noch bei meiner Rückkehr von Versailles bei mir zu sehen; ich habe mit Ihnen zu reden, um einige Kleinigkeiten zu schlichten. Auf Wiedersehen," wiederholte er, und ritt im Galoppe fort.

Die beiden zurückgebliebenen Edelleute sahen sich lächelnd an, faßten sich unter dem Arme, und grüßten stillschweigend Rudolf, der allein blieb. Nach und nach hatte sich der Ungestüm seines Zornes und seiner Eifersucht, der ihn fortgerissen hatte, gelegt. Die gleichmüthige, würdevolle Haltung des Marquis, hatte auch beigetragen, nicht seinen Groll zu vermindern, welcher eigentlich zugenommen zu haben schien, aber den äußerlichen Ausbruch desselben zu stillen. Er fühlte, daß diese Heftigkeit und diese Herausforderung ihn gänzlich um die Gunst des Barons bringen könnte, wenn er nicht früher trachtete, die vorgefaßten Meinungen, welche den Baron gezwungen hatten, ihm die Thüre zu verbieten, zu zerstören. Um dieses thun zu können, um sich gänzlich von den Verläumdungen, welche sie ohne Zweifel verursacht hatten, rein zu waschen, mußte er sie wissen, und da er sich seiner Unschuld und der Lauterkeit seiner Absichten bewußt war, beschloß er offen und ohne Umwege zu handeln. Ehe er dem Ausspruche, welcher ihn so erschüttert hatte, Folge leistete, mußte er die Gründe davon erfahren, und sie zu entkräften suchen. Er setzte also seinen Weg in das Eckstein'sche Hôtel fort.

IV.

Die Gesellschaft, welche sich im Eckstein'schen Hôtel versammelt hatte, war nicht zahlreich, aber gewählt und sehr belebt. Man sprach mit Hitze über die Angelegenheiten des Tages, über Politik, Künste, Literatur, und die mehr oder weniger skandalösen Geschichten von Versailles unterhielten die Fortsetzung des Gespräches. Rücksichtlich des letzteren Punktes spielte der Baron den Freigeist, und affectirte Unglaubigkeit.

„Schon gut, schon gut," wiederholte er; „ich erwarte Herrn Kerneven diesen Abend, und er wird uns mit Gewißheit sagen, was daran ist. —"

„Potztausend!" entgegnete der, welcher zuerst gesprochen, „er wird Ihnen das sagen, was ich gesagt habe — wenn er gut unterrichtet ist — ich zweifle, daß er es besser sein könnte, als ich."

„Nun, wir werden sehen!" versetzte der Baron. — „Apropos, Ferdinand!" fragte er seinen Sohn, „warum ist denn Clotilde nicht erschienen?"

„Ich glaube, daß sie etwas leidend ist," antwortete Ferdinand, indem er sich mit der angefangenen Parthie beschäftigte, und die Augen auf seine Karten gerichtet hatte. „Groß Terze! — Sie hat sich nicht angezogen, und wird auf ihrem Zimmer bleiben."

„So!" sagte der Baron mit unzufriedener Miene, „das kömmt sehr ungelegen, da der Marquis diesen Abend —"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und der Bediente sagte mit lauter Stimme: „Der Herr Chevalier von Aglure!"

Der Baron fuhr zusammen, und wendete sich mit einer zornigen Bewegung gegen Ferdinand, welcher seinerseits die Karten aus Ueberraschung fallen ließ, als er diesen Namen hörte.

„Wie, Ferdinand! hättest du ihm denn nicht geschrieben? hättest du vielleicht unterlassen zu —"

„Keineswegs! keineswegs!" versetzte hastig der junge Mann. „Ich habe ihm meinen Brief geschickt, und bin versichert, daß er ihn erhalten; Josef hat ihm denselben eigenhändig übergeben."

„Wirklich! nun das ist unglaublich!" versetzte der Baron mit aufgebrachter Stimme; „sich hier ungeachtet meines Verbotes zu zeigen — nachdem Alle die Geschichte von Maurchamps gehört hatten — es ist unerträglich! —"

Während dieses Selbstgespräches des Barons war Rudolf eingetreten. Er war außerordentlich blaß, und schien sehr bewegt; mit langsamen aber festen Schritten und mit erhobenem Kopfe ging er auf den Baron zu, welcher vor Zorn ganz roth, rasch aufstand, und ihm schnell zwei Schritte entgegen trat.

„Wer sind Sie, mein Herr?" sagte er ihm mit Stolz, „was bringt Sie her?"

Rudolf blieb bei diesem ungestümen und beleidigenden Empfange betäubt stehen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und er hörte, wie die Anwesenden sich schon untereinander Aeußerungen des Erstaunens zuflüsterten; er faßte sich jedoch, und antwortete mit einer ziemlich festen, aber von der inneren Bewegung unterdrückten Stimme.

„Ich bin gekommen, Herr Baron! um mir einige Erklärungen, welche ich für nöthig erachte, zu erbitten —"

„Sie haben Unrecht gehabt, dieses zu erachten," unterbrach ihn der Baron mit Härte. „Haben Sie den Brief, welchen ich Ihnen schreiben ließ, nicht erhalten?"

„Erhalten habe ich ihn, mein Herr! aber nicht verstanden."

„Er ist doch sehr deutlich — und auf jeden Fall gebe ich Ihnen jetzt den Commentar dazu."

„Dieser ist mir nicht minder undeutlich," unterbrach ihn Rudolf mit einem gewissen Stolze. „Ich bin gekommen, um die Gründe zu erfahren, nicht aber, um neue Beleidigungen zu erdulden — welche ich mir nicht erklären kann. Weder meine Geburt, noch meine Erziehung haben mich daran gewöhnt."

„Ihre Geburt," antwortete der Baron, — „sprechen wir nicht davon, ich bitte Sie. Was diese Beleidigung anbelangt, worüber Sie sich beklagen, ich wollte sie Ihnen ersparen, indem ich Sie ersuchte, Ihre Besuche bei mir einzustellen. Sie beklagen sich also über etwas, wozu Sie selbst die Veranlassung gegeben haben."

„Das hätte ich nicht geglaubt," versetzte Rudolf mit einer, ungeachtet seiner anscheinenden Festigkeit zitternden Stimme, „ich hätte nicht geglaubt, daß, nachdem Sie fünfzehn Jahre mir fast ein väterliches Wohlwollen bewiesen haben, Sie mich jetzt plötzlich ohne Grund Ihren Zorn und Ihre Verachtung fühlen lassen könnten."

„Ohne Grund! wer hat ihnen das gesagt?"

„Ich ersuche Sie, mir denselben zu sagen, nur deßhalb bin ich hergekommen."

„Dazu war hier weder der Ort noch die Zeit. Man verlangt dergleichen Aufklärungen nicht in einer zahlreichen Gesellschaft!"

„Das ist auch nicht meine Absicht gewesen, mein Herr! als ich herkam, rechnete ich darauf, Sie allein zu finden. — Man hat mich nicht von dem Gegentheil verständigt; aber daran liegt wenig. Ich fürchte nicht das Tageslicht, und bin meiner hinlänglich gewiß, um jeden Mann von Ehre zum Richter über die Rechtlichkeit meiner Gesinnungen und die Tadellosigkeit meiner Aufführung machen zu können."

„Sie sind ein Narr. Eben diese Oeffentlichkeit wollte ich Ihnen ersparen."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Baron!" unterbrach ihn Rudolf mit vielem Nachdrucke, „daß ich diese nicht fürchte. Diese undeutlichen Vorwürfe geben der Bosheit zu viel Nahrung, welche ich durchaus ihr nicht lassen kann. —"

„Sie sind ein Narr, sag' ich Ihnen. Es handelt sich nicht um Sie allein, und — —"

„Nicht um mich allein!" versetzte Rudolf erblassend. „Erklären Sie sich, Herr Baron! Ist mein Herz zu anmaßend gewesen — hat mein Ehrgeiz sich ein zu hohes Ziel gesetzt, — so trifft dieser Vorwurf nur mich allein; weder meine Worte, noch meine Aufführung konnten —"

„Was sagen Sie mir da?" unterbrach ihn der Baron; „ich glaube in der That, mein armer Rudolf, daß Sie gut thun werden, in der Zukunft bescheidener und minder ehrgeizig zu sein. Ich wiederhole es noch einmal: obgleich ich Ihnen persönlich keinen ernstlichen Vorwurf zu machen habe, obgleich Sie ein fleißiger Student sind, der seine Pflichten erfüllt, und dessen Aufführung vortrefflich ist, obgleich ich dieses alles gerne zugebe, — so steht es mir doch nicht an,

Digitized by Google

Ihre Bekanntschaft fortzusetzen. Das ist deutlich, das ist klar, und ich wundere mich, daß Sie noch mehr zu wissen verlangen."

Rudolf, ganz betroffen über diese sonderbare Rede, blieb einige Augenblicke stumm.

„Erlauben Sie mir, Herr Baron," sagte er endlich, „erlauben Sie mir, mich selbst zu wundern über diese unerwarteten Lobsprüche, und über den Schluß, der sie begleitet. Wenn ich sie verdiene diese Lobsprüche, wenn ich noch so bin, wie Sie mich immer gekannt haben, nachdem Sie so lange mich mit Ihrer Freundschaft beehrt und mit in Ihrem Familienkreis den Zutritt gestattet hatten, warum verbannen Sie mich heute so plötzlich aus demselben? Um des Himmelswillen! beantworten Sie mir dieses —"

„Warum! warum! — das ist eine Neugierde, welche Ihnen theuer zu stehen kommen wird! — Wenn ich darüber schweige, so geschieht es nur aus Rücksicht für Sie, denn alle hier Anwesenden sind davon unterrichtet, und ich habe nichts mehr zu entdecken. In Ihrem eigenen Interesse also, wollte ich Sie in dieser Unwissenheit erhalten."

„In meinem Interesse —?"

„Nun ja, mein Gott, und in jenem Ihrer Mutter."

„Meiner Mutter!" unterbrach Rudolf erbebend. „Großer Gott! was ist denn dieses? Vollenden Sie, Herr Baron! was haben Sie mir zu sagen?"

„Hören Sie, junger Mann!" versetzte der Baron mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „fragen Sie nicht weiter — und entfernen Sie sich!"

„Das ist unmöglich, Herr Baron, das ist unmöglich! Mehr als je will ich jetzt Alles wissen. Was haben Sie mir zu sagen?"

„Nun, da Sie es denn durchaus wollen! — Ich habe Ihnen zu sagen, daß Ihre Mutter nie verheirathet war, und daß Sie ein Bastard sind."

Rudolf fuhr zurück, und blieb wie vom Schlage gerührt stehen; fast in demselben Augenblicke aber machte er einen Sprung vorwärts, richtete den Kopf in die Höhe, und blickte den Baron mit funkelnden Augen an.

„Was haben Sie gesagt? Wer ist der Schurke, der sich unterfangen, diese Verläumdung zu verbreiten? Wer ist der abscheuliche Lügner, welcher die Ehre meiner Mutter anzutasten gewagt? Wo ist er?" fuhr er fort, und betrachtete mit zornglühenden Augen die stumme, aufmerksam zuhörende Gesellschaft. „Er zeige sich, daß ich ihn zermalme!"

„Das wollte ich Ihnen ersparen, Rudolf!" sagte wider seinen Willen bewegt, der Baron. „Sie haben wissen wollen — —"

„Ja, ich habe wissen wollen! und wünsche mir Glück dazu! Ich kenne nun diese niederträchtige Verläumdung, die ich widerlegen kann, und deren Urheber Lügen zu strafen in meiner Macht steht. Ich habe hier bei mir den augenscheinlichen, den authentischen Beweis! — —"

„Ja," unterbrach ihn der Baron, „ohne Zweifel haben Sie den Trauungsschein Ihrer Mutter mit dem Chevalier von Aglure, nicht wahr?"

„Ich habe ihn! ich hatte ihn mitgebracht, um ihn der Familie meines Vaters zu zeigen. —"

„Lassen Sie das gut sein, mein armer Rudolf, Sie werden sie nicht mehr auffinden, diese Familie; denn sie hat nie existirt."

„Wie das?"

„Eben so wenig, wie der Chevalier von Aglure. . . . . Das war ein falscher Name."

„Ein falscher Name! . . . . Man beschuldigt mich, einen falschen Namen zu tragen!" rief Rudolf stammelnd vor Zorn und Bestürzung; „mich! . . ."

„Daran bist du ganz unschuldig, mein Junge, mußt aber dafür leiden, eben so gut, wie deine Mutter."

„Meine Mutter! . . . . meine Mutter!" wiederholte Rudolf mit einer unaussprechlichen Angst und Aufregung. „Das ist nicht möglich! Es ist eine Verläumdung! ein Irrthum! wer sagt es? wer vermag es zu beweisen?"

„Derjenige, welcher dabei war."

„Wer? wie heißt er, wo ist er?"

„Derjenige, welcher Ihrer Mutter die Nachricht von dem vergeblichen Tod ihres sogenannten Mannes gegeben."

„Wie heißt er, wo ist er?" wiederholte Rudolf wie wahnsinnig. „Um Gottes Willen, nennen Sie mir ihn! Er irrt sich vielleicht — Sie begreifen wohl, wie viel mir daran liegen muß, ihn zu kennen, ihn auszufragen! Ein Irrthum wäre ein Verbrechen! Um Gottes Willen, wie heißt er?"

„Es ist der Obrist von Maurchamps."

Rudolf wurde leichenblaß. Einen Augenblick stand er regungslos. Dann zog er mit einer convulsivischen Bewegung ein Portefeuille aus seiner Brusttasche, legte es aus einander — stieß einen erstickten Schrei aus, und wankte bis an die Console, auf die er sich zu stützen genöthigt war. Er hatte den Namen Maurchamps am Ende des unseligen Briefes gelesen.

Einen Augenblick blieb er wie ohne Besinnung. Aber bald erinnerte er sich der neugierigen Zeugen, deren spöttelnde Blicke auf ihn gerichtet waren, er fühlte, wie die Röthe des Zornes ihm in's Gesicht stieg. Er richtete sich auf, und hob stolz den Kopf in die Höhe.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron!" sagte er mit fester Stimme, „ich danke Ihnen, daß Sie mir mitgetheilt haben, was mein Interesse so nahe berühet. Sie begreifen, daß mir noch erlaubt ist, zu zweifeln, und daß es meine erste Pflicht ist, über diese Zweifel in's Reine zu kommen. Da Herr Maurchamps noch existirt, so wird er mir eine aufrichtige ehrliche Erklärung, und die unentbehrlichen Nachweisungen, die ich benöthige, nicht abschlagen. Dergleichen Angelegenheiten lassen keine Langsamkeit, kein Zögern zu. Ich gehe von hier, um den einzigen Zeugen zu befragen, welcher mich auf die Spur meines Vaters, wer er auch immer sein mag, bringen kann."

„Das ist richtig," sagte der Baron von Eckstein. „Ich wiederhole nochmals, was ich Ihnen schon gesagt habe; Ihren persönlichen Verdiensten lasse ich Gerechtigkeit widerfahren; ich bin bereit, Ihnen in Allem zu dienen. Aber in Ihrer neuen Stellung ist mir, wie Sie selbst es begreifen werden, unmöglich, Ihre Besuche zu empfangen. —"

„Das nehme ich noch nicht an, Herr Baron!" entgegnete Rudolf mit Stolz. „Der Chevalier von Aglure ist vielleicht noch nicht für immer verloren — und vielleicht wird Rudolf von Aglure in einiger Zeit noch mehr gelten, als er gestern gegolten hat —"

„Ich wünsche es," sagte kalt der Baron; „und nun empfehle ich mich Ihnen."

Er machte gegen Rudolf eine verabschiedende Bewegung mit der Hand, und die Thüre des Sitzzimmers öffnete sich für den jungen Studenten. Von dem schrecklichen Schlage, welcher ihn getroffen, ganz betäubt, durchschritt Rudolf mit raschem Schritte und gesenktem Kopfe die Vorzimmer des Hôtels. Bei der Thür der Hausflur war er genöthigt zu warten, um einen großen, dicken Offizier, der seinen Mantel einem Bedienten übergab, durchgehen zu lassen.

„Wen soll ich anmelden, mein Herr?" fragte der Bediente.

„Den Obersten von Maurchamps," entgegnete der Offizier.

Rudolf erbebte und ging rasch auf ihn zu.

„Entschuldigen Sie, Obrist!" sagte er, ihn aufhaltend; „ich habe etwas sehr Wichtiges mit Ihnen unter vier Augen zu reden."

„Mit mir, mein Herr?" fragte der Obrist, indem er mit staunenden Blicken die bewegte Miene des jungen Mannes betrachtete. „Ich glaube nicht die Ehre zu haben, Sie zu kennen. —"

„Das ist möglich, mein Herr! . . . ich habe doch die Ehre mit dem Obersten von Maurchamps zu reden?"

„Ja, mein Herr."

„Sie sind während des Successionskrieges in preußischen Diensten gestanden, und haben die zwei Feldzüge in Schlesien mitgemacht?"

„Ja, mein Herr, aber darf ich fragen, welches Interesse Sie . . ."

„Ohne Zweifel, Herr Obrist, ich will es Ihnen gleich sagen. . . . Aber möchten Sie nicht einige Schritte aus dem Hause machen? Das, was ich Ihnen zu sagen habe, bedarf keiner Zeugen."

„Wie es Ihnen beliebt, mein Herr!" Und sie stiegen Beide einige Stufen der Außentreppe herab.

Digitized by Google

„Dürfte ich fragen, mein Herr! mit wem ich die Ehre habe zu reden?"

„O ja . . . doch daran liegt nicht viel. Ich will von Ihnen einige Erkundigungen über Ihre ehemaligen Freunde einziehen. Man sagt, daß Sie den Chevalier von Aglure gekannt hätten, Herr Obrist?"

„Ohne Zweifel," entgegnete der Oberste, indem er Rudolfen mit staunenden Blicken betrachtete.

„Sie sind es, der diesen Brief geschrieben hat?"

„Aber, meiner Treu! ja, das war ich!" stammelte der dicke Oberste auf's Höchste überrascht, und betrachtete ganz verdutzt bald Rudolfen, bald den Brief.

„Sie waren also bei dem Verscheiden des Chevalier von Aglure gegenwärtig?"

„Nun ... nun ja," stotterte endlich der immer verlegener werdende Oberste. Darauf verfiel er plötzlich in seinen alten leichten Sinn zurück. „Was Teufel! junger Mann, wie kann Sie das so interessiren? Hätten Sie vielleicht Lust, mich auf die Armensünderbank zu setzen? Ich bin zu diesem kleinen Spiele da etwas zu dick und zu alt."

„Alles dieses hat ein großes Interesse für mich, mein Herr!" fuhr Rudolf in einem festen Tone fort. „Man behauptet, daß Sie sehr wichtige Sachen gesagt hätten, unter andern, daß der Name des Chevalier von Aglure ein falscher Name sei."

„Man behauptet, man behauptet! noch einmal, was geht Sie das Alles an? Wohin wollen Sie damit kommen?"

„Das geht mich an," versetzte Rudolf in demselben Tone, „weil auch ich mich Chevalier Rudolf von Aglure nenne. . . . weil ich der Sohn dieses Chevalier von Aglure bin, von welchem Sie behaupten, daß er an Ihrer Seite zu Friedberg sein Leben verloren hat — weil ich der Sohn jenes Chevalier Rudolf von Aglure bin, welchen Sie für einen Verfälscher, der sich eines fremden Namens bediente, ausgeben. Ich will von dem, was Sie gesagt haben, Beweise sehen; wenn Sie mir diese verweigern, so werde ich Ihnen sagen, daß Sie gelogen haben, und ich werde Sie zwingen, diese Ihre Worte vor allen Jenen, welche sie gehört haben, zurückzunehmen."

„Mich Lügen zu strafen!" schrie der Oberste ganz wüthend. „Gott's Blitz! Sie boshafter Gelbschnabel! Ich . . ."

„Einen Augenblick!" versetzte Rudolf, „einen Augenblick!" indem er den dicken Obersten am Arme faßte und dermaßen zusammendrückte, daß Mauxchamps einen Schritt zurücktreten mußte. „Gerathen wir nicht sogleich in Zorn. Ich verlange von Ihnen Aufklärungen, wir sind allein. Ich bin, wie ich Ihnen gesagt habe, Rudolf von Aglure, und Sie müssen mir das Recht, Sie zu befragen, zugestehen. Antworten Sie mir nur mit Ja oder mit Nein. Hieß mein Vater, wie ich, Rudolf von Aglure, oder nicht?"

„Alle Teufel!" rief Mauxchamps mit zorniger Verlegenheit. „Das sind mir schöne Fragen, und ich begreife nicht, warum ich mir die Mühe geben sollte . . ."

„Hören Sie mich an, Herr von Maurchamps!" unterbrach ihn Rudolf mit nachdrücklicher und tiefbewegter Stimme. „Sie haben gestern dem Baron von Eckstein gesagt, daß mein Vater einen Namen angenommen, zu dem er kein Recht hatte. Ist dieses nun wahr oder falsch?"

„Zum Teufel! es ist wahr," antwortete ihm der Oberste ungeduldig.

„Er hieß also nicht von Aglure?"

„Mein Gott! nein! weil Ihnen so viel daran liegt, er hieß eben so wenig von Aglure, wie ich."

„Sehr gut!" versetzte Rudolf mit Anstrengung. „Da Sie nun wissen, daß er von Aglure nicht geheißen . . . so wird Ihnen auch sein wahrer Name nicht unbekannt sein."

„Freilich nicht!" entgegnete Maurchamps mit den Achseln zuckend.

„Nun — so werde ich Sie bitten . . . mir ihn zu sagen."

„Ei, warum nicht gar!"

„Sie wollen nicht?"

„Nein, ich will nicht!"

„So werde ich annehmen, daß Sie ihn nicht wissen."

„Wie es Ihnen beliebt."

„Ich kann glauben, daß er von Aglure hieß."

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht!"

„Da Sie nun vor Zeugen das Gegentheil gesagt haben, so werde ich Sie einer Lüge . . ."

„Hölle und Teufel! sprechen Sie nicht aus, oder —"

„Was wollen Sie, daß ich mache, Obrist! welchen Worten soll ich glauben, da Sie sich immer widersprechen? Denken Sie doch, daß mir das Recht zusteht, Sie auszufragen, von Ihnen die Wahrheit zu verlangen, für mich, für mich allein, wenn es nicht anders sein kann. Denken Sie doch, daß ich sein Sohn bin, hören Sie, sein Sohn! und daß ich von Ihnen mir es als Gnade erbitte, mir meinen Vater zu entdecken! . . . Ist er todt? . . . Lebt er noch? . . ."

„Was weiß ich jetzt davon!"

„Um Gotteswillen! sagen Sie es mir, wenn Sie es wissen."

„Aufrichtig gesagt, ich weiß es nicht," antwortete Mauxchamps, wider seinen Willen von dem Tone und dem Blicke Rudolf's gerührt.

„Sie wissen es nicht," rief der junge Mann vor Angst bebend „er kann also noch leben?"

„Ja, meiner Treu! ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er ist nach Frankreich zurückgekehrt, und ich, ich bin im Herzen von Deutschland geblieben, und bin erst seit einigen Tagen zurückgekommen . . . ich weiß von gar nichts."

„Er kann leben," antwortete Rudolf lebhaft. „O! nehmen Sie meinen feurigsten Dank! ich muß ihn suchen, ich muß ihn wieder finden."

„Aufrichtig gesagt," sagte Maurchamps, indem er den jungen Mann mit Theilnahme betrachtete; „es müßte ihm schmeicheln, so einen tüchtigen, wackeren Jungen zum Erben zu haben. . . . Und Sie gleichen ihm ein wenig . . . obgleich Sie blond sind."

„Ich muß ihn aufsuchen! ich muß ihn finden!" wiederholte Rudolf halb besinnungslos; „er muß mich als seinen Sohn anerkennen; wie hieß er? sagen Sie es mir!"

„Ach, das ist kitzlich!"

„Sagen Sie es mir, um Gotteswillen!"

„Nun denn, er hieß . . . von Kerneven."

Rudolf wankte, preßte krampfhaft seine beiden Hände auf die Stirn, und ein erstickter Seufzer hob seine Brust, er sank auf die Treppe nieder.

„Ei, der tausend!" schrie der dicke Oberste, von diesem Ereignisse ganz verwirrt. „Hol' mich der Teufel! . . . er ist ohnmächtig, glaube ich. He da! mein Bursche!" sagte er, und versuchte ihn aufzurichten. „Saperlotte! er ist weg. Potztausend! junger Mann, etwas Energie, zum Teufel! Vor einigen Minuten geberdete er sich, wie ein junger Cäsar, und zerquetschte mir fast den Arm, und jetzt fällt er in Ohnmacht, wie ein kleines Erziehungs-Fräulein. Bei Gott! sein Papa muß ihm recht an's Herz gewachsen sein. . . . Nun, das ist gut, er macht wieder die Augen auf, die Krisis ist vorüber, Gott sei Dank!"

Rudolf erhob sich in der That; er ging schwankend vorwärts, um sich an eine Säule der Façade zu stützen, und blieb einige Zeit unbeweglich und stumm stehen, indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Hol' mich der Teufel! junger Mann," sagte endlich Maurchamps," Sie haben mir da eine schöne Furcht gemacht. Pest! Sie haben Gefühl, wie ich sehe."

Rudolf erhob endlich den Kopf, und sagte mit einer noch immer bewegten Stimme:

„Ich danke Ihnen, Herr Obrist! ich vertraue auf Ihre Rechtlichkeit . . . sollte ich Ihres Zeugnisses bedürfen, so werde ich Sie ohne Furcht darum ersuchen. Auf Wiedersehen!"

Bei diesen Worten sprang er die Treppe hinab, und entfernte sich eiligst vom Hôtel.

„Der Tausend! das ist ein seltsames Abenteuer," murmelte der dicke Oberste vor sich hin, und trat lächelnd in's Gesellschaftszimmer.

Digitized by Google

V.

Der Abend war schon weit vorgerückt. Der Marquis von Kerneven war allein in seinem Cabinet, das blos von einer Studierlampe beleuchtet war. In seinem Schlafrock gehüllt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging er mit ungleichen Schritten auf und ab; sein Kopf war über die Brust gebeugt, die Stirn gefaltet, und von Zeit zu Zeit blieb er stehen, und redete mit sich selbst, wie ein Mensch, in dessen Kopfe sich verschiedene Gedanken bekämpfen.

„Ich weiß nicht, was ich denken, was ich glauben soll," murmelte er . . . „Rudolf von Aglure? sonderbare Namensähnlichkeit!"

Er stand einen Augenblick still, und stützte die Hand auf den Tisch, als wollte er halb erloschene Erinnerungen wieder beleben.

„Wahrhaftig, als ich diesen jungen Mann betrachtete, . . . seine Augen . . . seine Züge, . . . fühlte ich plötzlich wieder jenen Eindruck, den mehr als zwanzig Jahr nicht verlöschen konnten. Das ist Dorotheens Blick, das ist ihr Lächeln. — Guter Gott! hätte ich meinen Sohn wiedergefunden?"

Ungestüm machte er einige Schritte, und blieb von Neuem stehen.

„Und seine Mutter, lebt sie noch? armes Weib! das ich so schändlich betrogen, verrathen, verlassen habe. . . . Guter Gott! wie liebte sie mich! Man hat von ihrem Tode gesprochen. Ich trage die Schuld. . . . Welche Schuld? hätte ich sie mein abenteuerliches, gefahrvolles Leben theilen lassen sollen? Und selbst jetzt, verloren, zu Grunde gerichtet, — wie ich bin, wenn ich nicht ein Vermögen finde, das mir meine Stellung, meinen Rang, der für mich nur eine Bürde ist, behaupten hilft, was würde ich, was könnte ich selbst itzt machen? Ist sie nicht glücklich gewesen, nur die ersten Annehmlichkeiten des Ehestandes kennen zu lernen, und ihren Gatten zu beweinen, ehe sie die Zeit gehabt hatte, seine Liebe zu verlieren und sich darüber zu grämen? Ach, gewiß, Mauechamps hatte Recht! — Aber mein Sohn! er gehört mir! er ist groß, schön, tapfer, meiner würdig! Ich will ihn . . . aber . . . seine Mutter? und der Name, den ich führe? wie soll ich gestehen. . . . Und dann . . . wer sagt mir, daß es mein Sohn ist? Es gibt viele, die Aglure heißen. . . . Einer war bei der Armee in Italien! wahrhaftig, es ist nichts, das mir beweist. . . . Aber diese Aehnlichkeit! Ja, er ist's! sie ist's! es ist Dorothea! — Ich muß Gewißheit darüber erlangen. Ich werde diesen jungen Mann über seine Familie befragen. — Und wenn er mein Sohn ist, was werde ich dann machen?"

Kerneven sank in seinen Armsessel und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Unglückselige Folgen meiner sträflichen Aufführung! In welcher Verlegenheit bin ich jetzt! Wie theuer bezahle ich sie jetzt, diese jugendlichen Thorheiten, diese Garnisonsstreiche, über die wir ehedem so sehr lachten! Ich kann der Verbindung mit der Eckstein'schen Familie nicht entsagen. Ohne Clotildens Mitgabe bin ich verloren, und meine Gläubiger, welche nur einen Augenblick Frist geben, um mich diese reiche Heirath, die sie beruhigt, vollziehen zu lassen, würden wie Raubvögel auf mich stürzen! Kann ich nicht Alles vereinbaren? Habe ich nöthig, ich, Kerneven, Rudolf von Aglure als meinen Sohn anzuerkennen? Er hat einen Namen, dieser junge Mann, eine Familie; er weiß von nichts, warum soll ich es ihm sagen? Kann ich nicht an ihm meine Vaterpflichten erfüllen, ohne dabei den Vaternamen zu führen? Kann ich ihn nicht in seiner Laufbahn unterstützen, ihn beschützen, ihm meine Arme öffnen, mir seine Liebe erwerben, ohne ihm zu . . ."

Er erhob sich voll von Unruhe, machte einige Schritte und schien über einen Gedanken betroffen zu sein. „Aber er, er verabscheuet mich, er, er hat mich beschimpft, er liebt Clotilden. Alles beweist es mir . . . und seine Mutter, seine Mutter, wenn sie noch lebt! . . . Hätte ich denn nicht auch gegen sie eine Pflicht zu erfüllen?"

Er fiel wieder in seinen Armsessel und in seine nachdenkende Stellung zurück.

Einen Augenblick darauf fuhr er zusammen, richtete den Kopf in die Höhe und horchte auf.

„Euer Gebieter wird mir verzeihen, wenn ich ihn störe . . ." sagte draußen eine Stimme. „Ich kann nicht warten; meldet ihm den Chevalier Rudolf von Aglure."

Der Marquis sprang auf, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Dann setzte er sich wieder nieder, und wartete mit auf die Thür gerichteten Augen.

„Was gibt's?" fragte er den eintretenden Bedienten.

„Draußen ist ein junger Mann, welcher durchaus mit dem Herrn Marquis sprechen will."

„Es ist gut, ich habe gehört, führe ihn herein."

Rudolf erschien fast sogleich auf der Schwelle. Das Halbdunkel, welches im Saale herrschte, ließ die heftige Erschütterung, die sich in seinen Zügen aussprach, nicht bemerken. Der Marquis stand auf, um ihn zu empfangen.

„Herr Chevalier," sagte er mit einem ruhig höflichen Tone, „ich machte mir nicht Hoffnung, Sie sobald zu sehen, . . . welcher Beweggrund es auch sein mag, der Sie zu mir führt, sein Sie mir willkommen. . . . Nehmen Sie Platz."

Rudolf schien über die Ungezwungenheit und das Kaltblütige dieses Benehmens betroffen zu sein. Die Aufregung, die ihn so schnell zu Kerneven geführt, war davon wie abgetödtet; eine Art Verwirrung und Unentschlossenheit folgte darauf, und eine plötzliche Idee schien ihn zu beschäftigen.

„Ich habe wirklich gedacht, daß mein Besuch, so bald nach unserm Zusammentreffen, Ihnen sonderbar erscheinen könnte," sagte er endlich mit einer noch bewegten Stimme, die er fester zu machen sich bemühte. „Aber ich hoffe, daß Sie mich entschuldigen werden, wenn ich Sie mit meinen Beweggründen bekannt mache."

„Sprechen Sie, mein Herr!"

„Ich glaube — Herr Marquis! — daß der Name meiner Familie, der Name Rudolf von Aglure, Ihnen nicht unbekannt sein dürfte."

Rudolf fühlte, wie seine Stimme ihm versagte. Er hielt inne und wartete.

„Ich glaube wirklich ihn schon gehört zu haben, Herr Chevalier!" antwortete Kerneven mit gleichgiltigem Tone. „Ich habe erfahren, daß ein Graf von Aglure unter Belle-Isle gedient hatte — Sie sind ein Deutscher, scheint mir?"

„Ein Deutscher? Mein Herr Marquis! ich bin ein Franzose. Der Sohn eines Franzosen in preußischen Diensten, der bei Friedberg um's Leben kam . . . wenigstens hat man es uns gesagt."

„Ach!" entfuhr dem Marquis; es trat eine augenblickliche Stille ein. „Aber Ihre Mutter ist eine Deutsche?"

„Ja, Herr Marquis — meine Mutter hieß Dorothea von Lichstadt. . . ."

„Hieß?" unterbrach ihn lebhaft der Marquis mit einer unwillkührlichen Bewegung; „Sie wären eine Waise?"

„Nein, Herr Marquis! sie lebt und beweint noch immer ihren Gatten."

„Ach!" und es entstand wieder eine Pause. Rudolf wartete mit hochklopfendem Herzen.

„Ich begreife," entgegnete endlich Kerneven mit Ruhe, „daß sie sich über die Trennung von ihrem einzigen Sohne grämt. Sie sind sehr jung, Herr Chevalier! und kennen die Welt zu wenig, um in ihr allein ohne Leitung auftreten zu können."

„Ich hoffe," sagte mit einer gewissen Lebhaftigkeit Rudolf, der in diesen Worten eine Anspielung zu fühlen glaubte; „ich hoffe, daß meine Aufführung der Art ist, daß ich meinem Namen keine Schande mache."

„Ich zweifle nicht daran," versetzte Kerneven mit derselben Ruhe.

Diese Ruhe, diese Gleichgiltigkeit hatten die Ueberzeugung, welche Rudolfen zum Marquis geführt hatte, vollends erschüttert. Er wollte jedoch nichts unversucht lassen.

Digitized by Google

„Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, Herr Marquis! ob nicht Verwandte Ihres Namens in der preußischen Armee gedient hatten?"

„Das könnte sein, Herr Chevalier!" sagte Kerneven nach einer Pause etwas gezwungen. „Meine Familie ist zahlreich — ich kann in diesem Punkte nichts mit Gewißheit sagen."

„Ich kam blos, um mich davon zu versichern," versetzte Rudolf mit Bitterkeit. „Ich hatte gehofft, daß Sie einige Zweifel, die in mir aufgestiegen waren, aufklären könnten. Ich sehe, daß ich diese Hoffnung aufgeben muß."

„Zweifel?" fragte lebhaft Kerneven, „welche Zweifel?"

„Ich hatte gedacht, daß unsere Familien verwandt — sein dürften —"

„Ach! — wie das?"

„Entschuldigen Sie! Es ist ohne Zweifel ein Irrthum — und folglich würden — diese Familienangelegenheiten wenig Interesse für Sie haben. Mein Name war Ihnen fast unbekannt — der Name meiner Mutter war es gänzlich. Demnach wäre unsere Verwandtschaft, wenn sie existirte, zu entfernt, um gegenseitig etwas in unseren Gefühlen ändern zu können. Ich habe es für nöthig erachtet, diesen Schritt bei Ihnen zu thun ... Jetzt werden Sie mir erlauben, nicht darauf zu bestehen; und ich bitte Sie um Verzeihung, Sie gestört zu ..."

Er stand auf, um sich zu empfehlen.

Kerneven hielt ihn beim Arme zurück. „Nicht doch! Im Gegentheil, es freut mich, Chevalier! mit Ihnen diese neue minder heftige und stürmische Unterredung gehabt zu haben. Ich danke Ihnen für diesen Schritt; er macht dem Zartgefühl Ihres Gewissens und Ihren edlen Gesinnungen Ehre. ... Es dürfte möglich sein, daß diese Verwandtschaft wirklich bestände ... und ich würde mich glücklich schätzen, wenn eine, selbst entfernte Verwandtschaft ..."

„Herr Marquis!" unterbrach ihn Rudolf mit Nachdruck, „diese Verwandtschaft müßte eine sehr nahe sein, um mich das Böse, welches Sie mir zugefügt, vergessen zu lassen! Ja! ich gestehe es, ich hatte einen Augenblick geglaubt ... Aber das ist, wie ich sehe, nur eine Chimäre."

„Was hatten Sie geglaubt?" unterbrach ihn lebhaft Kerneven.

„Was ich geglaubt habe?" antwortete Rudolf, bei dem Tone, bei der Bewegung, welche diese Worte begleiteten, erbebend. „Ich habe geglaubt, ja, ich habe einen Augenblick geglaubt, daß der in der Schlacht bei Friedberg getödtete Rudolf von Aglure ... Marquis von Kerneven hieß!"

Der Marquis stand plötzlich mit einer unwillkührlichen Bewegung auf, welche Rudolfen vollends verwirrte.

„Marquis von Kerneven! Wie — aber, das ist sonderbar!" fuhr er lächelnd fort, und nahm mit Ungezwungenheit wieder seinen Platz ein. „Das will nun sagen, daß Sie mich für Ihren Vater hielten! wer hat Sie denn auf diesen Gedanken bringen können?"

„Was liegt daran, wenn an der Sache nichts ist!"

„Aber ja; es liegt mir daran. Ich wäre sehr stolz, Sie zum Sohne zu haben — und Sie! was würden Sie machen, wenn ich Ihr Vater wäre?"

„Wenn ich Ihr Sohn wäre! ..." entgegnete Rudolf mit einer Rührung, die er nicht bemeistern konnte, „so würd' ich zu Ihren Füßen stürzen, um Ihren Segen bitten, und Sie selbst in die Arme meiner Mutter zurückführen, die seit zwanzig Jahren Sie beweint."

Der Marquis schwieg einen Augenblick. „Ich verstehe!" erwiederte er nach einiger Zeit mit einer Munterkeit, die nur schlecht seine innere Rührung verhehlte, „das wäre vortrefflich! Sie wären entzückt, unseres bevorstehenden Zweikampfes los zu werden, und eines Nebenbuhlers bei Clotilden von Eckstein entledigt zu sein."

„Herr Marquis!" versetzte Rudolf, von diesem scherzenden Tone verletzt und auf's Aeußerste entrüstet. „Ich bereue, die wenigen Worte, die ich gesagt, ausgesprochen zu haben, da Sie die Gefühle, welche mir dieselben eingaben, mißverstehen konnten. Für Rudolf von Aglure, den Marquis von Kerneven, wäre ich nur ein ergebener, ehrerbietiger Sohn, welcher der Ruhe und dem Willen seines Vaters die theuersten Gefühle seines Herzens und die süßesten Hoffnungen seines Lebens zum Opfer bringt ... dem ist jedoch nicht so; für Sie, so wie Sie sich mir zeigen, werde ich Clotildens Geliebter, und der unversöhnlichste Feind, den Sie haben können."

„Sehr gut!" entgegnete Kerneven noch immer lächelnd, „auf diese Weise überlassen Sie mir die Wahl. Entweder muß ich Ihre Mutter heirathen und Sie als meinen Sohn anerkennen, oder muß mich mit Ihnen schlagen. Die Alternative versetzt mich in eine große Verlegenheit."

„Sie scherzen, Herr Marquis!" sagte Rudolf mit Stolz, und erhob sich. „Sei es, es steht Ihnen frei, meinen Schritt nach Ihrem Belieben zu deuten; aber ich sage es Ihnen im Voraus, nur bis Morgen."

„Vortrefflich!" antwortete Kerneven ebenfalls aufstehend. „Aber noch ein Wort, Chevalier! Es ist heute, erst vor einigen Stunden, daß Sie mich herausgefordert haben. Sie wußten meinen Namen eben so gut, wie jetzt; wie konnte Ihnen in dieser kurzen Zwischenzeit jene seltsame Idee kommen?"

„Daran liegt nichts!" versetzte Rudolf ungestüm; „ich habe Entdeckungen gemacht, deren Echtheit zu bezweifeln mir unmöglich ist ... und ..."

„Entdeckungen! das ist sonderbar! und durch wen?"

„Kennen Sie den Obersten von Maurchamps?"

Kerneven erbebte. „Maurchamps! ... warten Sie ... es scheint mir ..."

„Ach, geben Sie sich keine Mühe, es ist überflüssig, ... bei solchen Ereignissen hat man nicht nöthig, sich lange zu besinnen. Das Gedächtniß des Herzens ist schneller. Wir werden davon abbrechen, und uns bis Morgen trennen."

„Wie es Ihnen beliebt, Chevalier!" versetzte der Marquis mit einer kaltblütigen Gleichgiltigkeit. „Haben Sie Zeugen?"

„Zeugen?" versetzte Rudolf ziemlich verlegen. „Zwischen Männern von Ehre — ich glaube, daß die Ihrigen hinreichend sein werden."

„Keineswegs, junger Mann! ich danke Ihnen jedoch für die gute Meinung, welche Sie von mir und von meinen Freunden haben. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß das eine Unvorsichtigkeit wäre, und daß ich es nicht zulassen werde. ... Das ist eine väterliche Ermahnung, Chevalier!"

„Sie verlängern den Scherz, Herr Marquis. Ich staune darüber; ich erwartete von Ihnen mehr. ..."

„Es ist nur, weil mir Ihr Einfall so sonderbar vorgekommen ist. — Apropos, Sie lieben also Clotilden so recht vom Herzen? Sie sind Ihr Jugendfreund, wie ich gehört habe?"

„Herr Marquis!"

„Und nun, es bleibt unter uns, reden wir offenherzig, liebt Sie Clotilde wieder?"

„Herr Marquis, Sie mißbrauchen ..."

„Bah! etwas mehr, etwas weniger ... wir werden auf einmal die ganze Schuld ausgleichen. Aber ich gebe zu, daß es für heute genug ist. Das Uebrige wollen wir auf morgen verschieben! Auf baldiges Wiedersehen, Chevalier!" Herr Vicomte von Monteran wird morgen die Ehre haben, Sie zu besuchen, um Sie von dem Orte unserer Zusammenkunft zu verständigen. Auf Wiedersehn!" Und er öffnete ihm die Thür des Cabinets.

„Auf morgen denn!" sagte Rudolf heftig und ging hinaus.

Als Kerneven allein war, setzte er sich an den Tisch und stützte einige Augenblicke den Kopf auf die Hände; dann schrieb er ein Billet und läutete.

„Casimir!" sagte er zum Bedienten; „sorge dafür, daß Herr Monteran diesen Brief sogleich erhält. Obgleich es schon spät ist, so will ich doch, daß er ihn noch diesen Abend bekomme. Jetzt gehe."

Digitized by Google

VI.

„Guten Morgen, mein lieber Ferdinand!" sagte der Marquis beim Eintritte in das Sitzzimmer. „Ich komme zeitlich, nicht wahr? Ist Ihr Vater ausgegangen?"

„Er ist ausgegangen, kann aber nicht mehr lange wegbleiben; er hat nicht gefrühstückt."

„Ei, ei, nun, mein lieber Freund, wäre es nicht unterdessen möglich, Fräulein Clotilden meine Huldigung darzubringen? Ich möchte gern mit ihr eine kurze Unterredung haben."

Ferdinand schien etwas verlegen. „Meine Schwester war gestern den ganzen Tag leidend, und ich fürchte, daß . . ."

„Ich wäre trostlos, wenn sie mich nicht vorlassen möchte. . . . Das, was ich ihr zu sagen habe, ist wahrhaftig für sie und für mich sehr wichtig. Wollen Sie die Güte haben, ihr melden zu lassen, daß ich sie sehr bitte, mir einige Augenblicke zu schenken?"

„Das reicht hin, Herr Marquis! Hast du gehört, Joseph, gehe es meiner Schwester und dem Fräulein Czernitz zu melden."

„Weil wir gerade allein sind, mein lieber Ferdinand," sagte der Marquis, indem er Ferdinand unter dem Arme faßte, und mit ihm auf und ab ging, während sie den Erfolg dieser Sendung erwarteten. . . . „Was ist es denn mit dem Chevalier von Aglure, den Sie vorgestern hergebracht hatten."

Ferdinand erröthete und kam aus der Fassung.

„Das ist ein junger Mann," sagte er endlich, . . . „der mein Universitätsfreund gewesen, . . . und . . ."

„Sie wurden zusammen erzogen?"

„Ja . . . in Folge unserer Nachbarschaft."

„Gehört er einer guten Familie an?"

„Nun . . . ja, . . . wenigstens von der mütterlichen Seite."

„Wie so von der mütterlichen Seite?"

„Ja . . . wir hatten lange geglaubt. . . . Aber endlich . . . haben wir erfahren . . ."

„Ach so, ich verstehe; er ist nicht ehelich."

„So ist's. Der Name von Aglure ist ein Name, den sein Vater aus der Luft gegriffen hatte, um seine Mutter zu hintergehen."

„Wirklich! ist es schon lange, daß Sie es erfahren haben?"

„Vorgestern Abends hat Herr von Mauxchamps uns diese Geschichte erzählt. Mein Vater war sehr aufgebracht und hat Rudolfen gestern verboten, je wieder bei uns zu erscheinen. Der arme Bursche ist darüber ganz erstaunt und trostlos."

„Das begreife ich . . . Und Sie wissen nicht seinen wirklichen Namen?"

„Wie sollte ich? Er hat keinen andern als den seinigen. Sein Vater ist ohne Zweifel ein unbekannter Abenteurer."

In diesem Augenblicke trat Clotilde mit ihrer Gesellschaftsdame ein. Kerneven grüßte sie mit ehrerbietiger Galanterie und näherte sich ihr, indem er ihr zärtlich die Unruhe, welche er bei der Nachricht ihres Unwohlseins gefühlt hatte, beschrieb. Ihre Blässe, ihr niedergeschlagenes, melancholisches Wesen war auch ziemlich auffallend. Sie setzte sich, und Kerneven nahm, nachdem er noch einige Worte mit Ferdinand, welcher ihm die Hand reichte und hinausging, gesprochen, an ihrer Seite Platz.

„Sie haben mir sagen lassen, mein Herr," fing sie fast gleich an, „daß Sie mir etwas wichtiges zu sagen hätten?"

Clotildens stolzes und kaltes Benehmen überraschte den Marquis. . . Es war nicht ihr gewöhnliches, und verkündete gewiß irgend einen neuen Entschluß. Er wollte darüber Gewißheit erlangen.

„Für mich ist eine Unterredung mit Ihnen immer eine wichtige Sache," antwortete er galant. „Es ist schon so lange, daß ich dieses Vergnügens beraubt war . . ."

„Ist das Alles, was Sie mir zu sagen hatten, mein Herr?" unterbrach sie ihn mit scharfer Ironie. „Nun, ich gestehe, daß es der Mühe werth war, mich deßwegen zu stören."

„Sie mißhandeln mich diesen Morgen, reizende Clotilde!" versetzte Kerneven lächelnd. „Aber ich mache Ihnen bekannt, daß ich vergelten werde, und werde Ihnen sogar sagen, daß ich nur einzig darum hergekommen bin. Ich bin eifersüchtig."

„Eifersüchtig! Mir scheint, daß Sie dazu noch nicht das Recht haben," versetzte sie mit stolzer Bitterkeit.

„Sie verzeihen! Ich nehme mir dieses Recht im Voraus. Ich bin eifersüchtig, und Sie müssen wissen auf wen."

„Ich?"

„Freilich. Ich bin auf den Chevalier von Aglure eifersüchtig."

„Herr Marquis!" unterbrach ihn lebhaft Clotilde; dann machte sie Miene zum Fortgehen und setzte hinzu: „Ich bin nicht gewöhnt, dergleichen Reden anzuhören . . . Sie werden mir erlauben, mich ihnen zu entziehen."

„Keineswegs!" versetzte Kerneven, in einem halb ernsthaften, halb scherzenden Tone sie zurückhaltend. „Es liegt mir daran, Ihnen nun Alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe . . . und es ist nur recht und billig, wenn ich Sie dagegen bitte, mir zu sagen, was Sie auf dem Ihrigen haben."

„Wirklich!" sagte Clotilde mit Nachdruck.

„Ja, im Ernste. Ich bin diesen Morgen gekommen, nur um dieses zu erfahren. Ich habe Ihnen schon oft gesagt, daß ich Sie liebe . . . Sie haben mir nie geantwortet."

„Sie hätten dieses Schweigen verstehen sollen!" versetzte bitter das junge Mädchen, von einem Gefühle fortgerissen, das jeder Rücksicht Trotz bot.

„Ach! sehr gut!" versetzte Kerneven nach einigen Augenblicken. „Das ist in der That zur Genüge deutlich . . . Und was würden Sie dem Chevalier von Aglure antworten, wenn er an Sie dieselbe Frage stellte?"

„Herr Marquis!"

„Nun!" sagte Kerneven, indem er sie lächelnd zurückhielt. „Sagen Sie mir, mißfällt er Ihnen eben so sehr, als ich?"

„Was soll das Alles bedeuten, mein Herr?" versetzte Clotilde mit stolzer Kälte. „Wollen Sie sich nicht deutlicher erklären?"

„Ja, ich will es Ihnen gleich erklären. Unterdessen will ich Ihnen etwas sagen, was Ihnen vielleicht unbekannt ist; das ist, daß dieser sogenannte Chevalier von Aglure ein Taugenichts, ein Bastard . . ."

„Mein Herr! mein Herr!" rief Clotilde.

„Der Tausend! die Sache ist bewiesen, ist richtig. Es wurde in diesem Salon selbst erzählt; und der arme Teufel hat darauf keine Antwort gefunden. Aus dieser Ursache hat ihm gestern Ihr Herr Vater die Thüre gewiesen."

Clotilde fuhr lebhaft mit der Hand an die Stirne, und bedeckte ihre Augen. Bald jedoch hob sie stolz den Kopf.

„Es ist eine Verläumdung!" rief sie mit Nachdruck.

„Besonders, weil es von mir kommt," fuhr Kerneven lächelnd fort, „nicht wahr? wenn ich den beschuldigenden Blick, den Sie, mein schönes Kind! auf mich werfen, so deuten soll; aber was liegt dem Chevalier daran, möge er nun ein Bastard sein oder nicht, Sie werden ihn deßhalb nicht weniger lieben."

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich ihn liebe, mein Herr!" versetzte Clotilde mit Würde, während ihr das Herz im Busen hämmerte. „Ich könnte über die Zumuthung beleidigt sein, welche von Ihrer Seite fast eine Beschimpfung ist. Aber ich kann es laut sagen, und bin froh, es vor Ihnen sagen zu können, daß, wenn ich einen Mann liebte, wer er auch wäre, ich ihn wegen seiner allein, wegen seiner Tugenden, wegen des Adels seines Charakters und Herzens lieben würde . . . und sein unglückliches Schicksal würde meine Achtung und Freundschaft durchaus nicht vermindern."

Kerneven blickte sie einen Augenblick stillschweigend an.

„Es ist gut!" sagte er endlich mit bewegter Stimme, „ich weiß nun, was ich wissen wollte."

„Was, mein Herr?" fragte Clotilde mit Stolz.

„Und ich werde dem Chevalier von Aglure Glück dazu wünschen," setzte Kerneven boshaft lächelnd hinzu.

„Sie haben Niemandem Glück zu wünschen, Herr Marquis!" antwortete Clotilde mit Bitterkeit. Mein Entschluß ist unwiderruflich

Digitized by Google

gefaßt . . . und ich hoffe, daß mein Vater mir meine Bitte gewähren wird."

„Welche denn, mein schönes Kind?"

„Morgen ziehe ich mich in ein Kloster zurück."

„Ach!" rief Kerneven aufstehend, „das ist eine sonderbare Idee."

„Mein Entschluß ist gefaßt," wiederholte Clotilde mit festem Tone, „und ich hoffe, daß in Zukunft Sie, Herr Marquis, nach allem dem, was ich Ihnen gesagt habe . . . nicht versuchen werden, mir ein Hinderniß in den Weg zu legen."

„Der Tausend! das werde ich thun," entgegnete er lächelnd, „und gewiß nicht der einzige sein."

In diesem Augenblicke hörte man Stimmen im Vorzimmer.

„Der Herr Marquis von Kerneven muß hier sein," sagte Rudolf's Stimme.

„Ja, Herr Chevalier, . . . Aber . . ."

„Er hat mir so eben geschrieben, hier mit ihm zusammenzutreffen. Ich bitte, ihn davon zu benachrichtigen." Der Bediente öffnete die Thüre des Saales. Clotilde war stumm und blaß geblieben.

„Ersuchen Sie den Herrn Chevalier von Aglure, auf einen Augenblick herein zu kommen," sagte Kerneven, „Sie erlauben es doch, mein Fräulein?" sagte Kerneven, sich mit einem Lächeln an Clotilde wendend.

Clotilde stand auf, ohne ein Wort zu sagen, und wollte sich entfernen. Kerneven hielt sie zurück.

„Ach!" rief er; „Sie müssen bleiben . . . kommen Sie doch herein, Chevalier!" rief er diesem, welcher unentschlossen auf der Schwelle stehen geblieben war, zu, „kommen Sie schnell, wir benöthigen Sie."

Rudolf trat ganz erstaunt einige Schritte vorwärts, und grüßte die junge Dame, welche in ihrer Aufregung die Flucht ergreifen wollte.

„Da!" fuhr Kerneven fort und ließ dabei Clotildens Hand, die er gefaßt hatte, nicht los. „Kommen Sie mir zu Hilfe, um Fräulein Clotilden zu beweisen, daß sie unrecht hat; sie will mit aller Gewalt sich in ein Kloster zurückziehen. —"

„Herr Marquis!" versetzte Rudolf lebhaft. „Ich kann kaum diesen Scherz verstehen. . . . Es scheint mir, daß hier dazu weder die Zeit noch der Ort ist. Ich wäre trostlos, wenn das Fräulein mich für einen Mitschuldigen hielte . . . und ich bitte sie, die Art, mit welcher ich mich ihr vorgestellt habe, zu entschuldigen. Herr Monteran ist gekommen, um mir zu sagen, daß Sie mich hier erwarteten, und obgleich mir dieses Rendez-vous sehr seltsam vorgekommen ist, so habe ich geglaubt, daß ich es nicht . . ."

„Und Sie haben ganz gut gethan," unterbrach ihn Kerneven. „Ich erwarte nur den Baron von Eckstein, um uns alle Viere gegenseitig zu verständigen."

„Mein Herr!" unterbrach ihn ungestüm Rudolf, „das erwartete ich nicht von Ihnen, und deßhalb bin ich nicht hergekommen . . . diese List scheint mir . . ."

„Einen Augenblick!" unterbrach ihn Kerneven mit Ungezwungenheit. „Diese List hat mir das entdeckt, was ich zu wissen wünschte. Gestehen Sie jetzt, reizende Clotilde! Sie verabscheuen den Marquis von Kerneven, nicht wahr? und Sie lieben den Chevalier von Aglure?"

„Mein Herr!" sagte Clotilde zitternd, „Sie mißbrauchen . . ."

„Ich mißbrauche Ihr Geheimniß, nicht wahr?" fing Kerneven wieder an, „aber lassen Sie mich vollenden. Ich will Ihnen nur sagen, daß Sie in eine rechte Verlegenheit gerathen werden, . . . denn Sie lieben und verabscheuen zugleich jeden von uns beiden."

Rudolf erbebte, und Clotilde blickte ihn staunend an.

„Es ist nichts deutlicher," fuhr Kerneven mit unterdrückter Rührung fort, „ich bin Rudolf von Aglure, Marquis von Kerneven, . . . und dieser junge Mann ist auch Rudolf von Aglure, Marquis von Kerneven, wie ich."

„O, mein Gott!" sagte Rudolf, mit Mühe sich aufrecht erhaltend. Der Marquis öffnete ihm die Arme und drückte ihn an seine Brust.

„Nun, Clotilde!" sagte er mit bewegter Stimme, indem er sich zu dem zitternden, ganz verwirrten Mädchen wandte, „Sie haben gesagt, Sie würden den Erwählten Ihres Herzens lieben, seine Geburt sei, welche Sie wolle. Nun, ich hoffe, daß Sie Rudolfen noch immer lieben werden, obgleich er mein Sohn ist."

„Ach, mein Gott!" stammelte Rudolf, und stürzte zu den Füßen seines Vaters. „Mein Vater! wie . . . Sie selbst, Sie . . ."

„Nun, nun," sagte eine starke Stimme hinter ihnen, „was ist denn das?"

Es war der so eben eingetretene Baron von Eckstein, welcher ganz betroffen über das unerwartete Schauspiel, das sich ihm darbot, da stand.

„Was es ist!" rief Kerneven. „Mein lieber Baron, . . . es ist der junge Marquis von Kerneven, . . . es ist mein Sohn, den ich Ihnen vorstelle."

„Was, wie so?" schrie der dicke Baron, „ich begreife es nicht. . . ."

„Was gibt's da zu begreifen? Es ist Rudolf von Aglure, Marquis von Kerneven, wie sein Vater, der vor Ihnen steht. Und da Sie einen Kerneven zum Schwiegersohne haben wollten, so erlauben Sie mir, Ihnen diesen anzubieten, der jünger und schöner ist als ich, . . . und noch dabei den unschätzbaren Vortheil besitzt, von Fräulein Clotilden geliebt zu werden, . . . während daß sie den andern aus der Tiefe ihres Herzens verabscheut."

„Ach, Herr Marquis!" sagte Clotilde.

„Nun, nun," wiederholte der Baron. „Ich gestehe, daß ich nichts davon verstehe. Erklären Sie sich, ich bitte Sie . . ."

Es scheint, daß sie sich erklärten, und daß der Baron von Eckstein es endlich begriff, denn einige Tage darauf war Clotilde die Gattin des Rudolf von Aglure, Marquis von Kerneven.



Die Montenegriner.

Ein kriegerisches Bild aus dem Leben der südlichen Slaven. Nach dem Russischen des Bulhgarin.

Als im Jahre 1807 die Pforte mit Rußland Krieg führte, mußten ihre christlichen Unterthanen die größten Mißhandlungen erdulden; insbesondere fühlten aber die südlichen Slaven ihren Haß. So nahm es der Pascha von Scutari über sich, die Montenegriner zu züchtigen, weil sie durch öffentliche Dankgebete die Siege des russischen Adlers zu feiern gewagt hatten. Zahlreiche Haufen räuberischer Albanesen und Türken streiften gierigen Wölfen gleich an der Gränze Montenegros, auf eine günstige Gelegenheit lauernd, um über das kleine Ländchen herfallen, und ihren Rachedurst mit Blut löschen zu können, nebenbei aber auch durch Plünderung, Raub und Mord, Beute zu erjagen.

Ein schlangenförmig sich windender Pfad führt aus den Bergen und Schluchten Montenegros auf eine weite Ebene, die einerseits von dem scutarischen Meerbusen, anderseits von waldigen Bergen begränzt ist. Ein Bach bildet die natürliche Gränze zwischen Montenegro und den türkischen Provinzen, in seinem Laufe den erwähnten Pfad durchschneidend, während zwei überhangende Felsen mit Gesträuch und Baumstämmen überdeckt nahe bei dem Bache eine Art Gewölbe

Digitized by Google

bilden, in das nur wenige Sonnenstrahlen durch die Spalten von oben dringen können.

Die Sonne verbarg sich bereits hinter den Bergen, deren Gipfel von ihren scheidenden Strahlen beleuchtet weithin glänzten. Aus der Ferne hörte man das Blöcken heimziehender Heerden, und das schallende Rufen der heimkehrenden Landleute. Doch allmälig erstarben die Stimmen bis endlich tiefe Grabesstille ringsum herrschte, und die Dämmerung ihre Fittige über die ganze Landschaft ausbreitete.

Zu beiden Seiten des Pfades verbargen sich zwei Montenegriner, eingehüllt in ihren weiten Mänteln. Während der Tageszeit blickten sie unverwandten Auges in die Ebene; als aber die Dämmerung eingebrochen, lauschten sie auch auf das leiseste Geräusch. Dann krochen beide auf die einander gegenüberliegenden Felsenabhänge, und es entspann sich unter ihnen folgendes halblaute Zwiegespräch:

„Bist du es, Jurko?"

„Ich bin's; und das bist du, Janko? Gut, daß du dich zu erkennen gabst; denn schon wollt' ich bei dem Geräusch unten, auf's Gerathewohl eine Kugel senden."

„Nicht rathsam! Besser ist's, früher anzurufen; ich war es selbst, durch das Gesträuch kriechend."

„Mich verdrießt es nur," begann wieder Janko, „daß mir das Pulver umsonst auf der Pfanne feucht wird. Schon zwei Tage und zwei Nächte verweil' ich hier, und noch gelang es mir nicht, einen einzigen Türkenkopf zu durchlöchern."

„Werden sich wohl hüten, nach dem vorgestrigen Schmause, den wir ihnen zum Willkommen bereitet hatten, sich wieder in unsere Berge zu wagen. Wir sollten sie selbst aufsuchen; auch würde es mir wahrlich bange werden, sollt' ich noch lange in solcher Unthätigkeit verharren, die Kugeln müßten mir das Herz abdrücken. O wär' ich nur einer der Hauptleute (**serdàr**) oder der Aeltesten (**pohlawàr**)! Ich ließe den Rath (**kolo**) zusammenrufen, und dringen würd' ich darauf, gerade auf Scutari loszuziehen, die Moscheen zu verbrennen, und Alles niederzumachen."

„Wahr, wahr; es wäre ein herrlicher Schmaus! Doch hat es der Wladyka verboten. Denke an seine Worte zu uns: „Kinder! schont eures edlen slavischen Blutes; ein Tropfen davon ist mehr werth, als zehn Türkenköpfe. Kämpfet muthig, aber nur dann, wenn ihr den Feind vernichten könnt; weichet aber aus, wenn er, euch an Kraft überlegen, niederzuschmettern droht, wie der stürzende Fels!" und seine Worte sind stets wahr. Auch ist in Scutari nicht viel zu nehmen; hoch und fest sind außerdem seine Mauern und auf den Wällen viel Geschütz."

„So ist es in der That; zwar verbot uns der Wladyka, uns mit dem Feinde in's Handgemenge einzulassen, und rieth, nur aus dem Verstecke auf ihn zu schießen; allein er meint es gut. Väterlich sorgt er für uns; unser Leben zu schonen, schont er selbst sein eigenes nicht. Aber dennoch — mag reden jeder, was er will, nicht halb so lustig ist's, glaub' es mir, Bruder! zehn Türken niederzuschießen, als einem einzigen den Kopf abzuhauen. Die Wände meines Vaterhauses schmücken achtzig Türkenschädel, und alle sind entweder mit dem **jatagan** oder **janzar** abgeschnitten. Mein Vater fiel in der Schlacht bei Krussо, in welcher es der stolze Mehmet Pascha nebst 30,000 Türken mit dem Leben bezahlte, weil es ihm gelüstete, unser freies Montenegro zu unterjochen. Wohl brachten dafür zwei meiner Oheime zwanzig Türkenköpfe als Zeichen nach Hause, daß sein Tod nicht ungerächt geblieben ist; und des Pascha seinen schenkte der dritte dem Volke, welches denselben im Kloster Cetin aufbewahren läßt. Mir selbst war es jedoch noch nicht vergönnt, wie sich's geziemt des Vaters Tod zu rächen, sein blutiges Hemd ist noch nicht im Grabe verscharrt, als Zeichen der vollbrachten Rache, noch ist der Schwur unerfüllt, den mir die Mutter abgefordert hatte. O wie sehne ich mich, in die feindlichen Reihen mich stürzen zu können, und mit dem Blute unserer Räuber den Tod des Vaters zu sühnen, sollt' ich auch selbst fallen!"

„Recht so, Bruder! Den Feind unsers Glaubens und unserer Freiheit zu vernichten bleibt freilich immer die Hauptsache; auf welche Art aber dieses geschieht, darauf kommt auch viel an. Dabei fällt mir Etwas ein, woran ich nicht ohne Lachen denken kann: Es war vorgestern, als ich, von einem Haufen Türken verfolgt, meine Kappe auf einen Felsenblock legte, mich selbst aber hinter einen andern Stein verbarg. Von meinen Kugeln getroffen, wälzte sich ein Türke nach dem andern im Staube, indessen sich die übrigen umsonst bemühten, meine Kappe herabzuschießen, und als es ihnen endlich gelang, erhoben sie ein mächtiges Freudengeschrei. Aber horch! Scheint es mir doch, als hört' ich plätschern unten im Wasser."

„Du hast Recht, Jemand watet durch den Bach," entgegnete Jurko. „Spitze die Ohren, Janko! ich will herabsteigen, und sollt' ich einen Feind finden, dir ein Zeichen geben; du aber laufe dann zu den Unseren, schieße, mache Lärm; um mich jedoch habe keine Sorge. Lebendig ergebe ich mich nicht, und muthwillig will ich den Tod nicht aufsuchen."

Nach diesen Worten ließ er sich herab, indem er sich beim Herabsteigen vorsichtig an Gestein und Strauchwerk anklammerte. Bevor er aber noch aus dem Gebüsch herausgetreten war, bemerkte er einen Menschen, der so eben das Ufer betrat, stehen blieb und sich überall umsehend, ängstlich zu horchen schien. Da er ihn der Dunkelheit wegen nach der Tracht nicht zu erkennen vermochte, so rief Jurko, sich immer noch verbergend:

„Wer kommt da?"

„Ein Slowene aus Sarajew (**Bosna-Seraj**)" war die Antwort des Fremden.

„Was führt dich her?"

„Ein Werk christlicher Liebe."

„Von wem kommst du, und zu wem gehst du?"

„Von unserem Landsmann, dem Führer der Stammverwandten, dessen Namen ich nur dem Wladyka allein nennen darf. Führe mich zu ihm."

Janko trat nun aus dem Gebüsche und sich dem Bochesen nähernd, reichte er ihm die Hand mit den Worten:

„Gott helfe dir das gute Werk vollbringen! Komm, ich will dich zu unseren Vorposten führen;" und sich hierauf auf die Seite wendend, wo Janko sich befand, rief er: „Auf, Janko! hörst du uns?"

„Höre!" war die kurze Antwort.

„Bleibe also hier unterdessen allein, bis ich wieder komme. Sei vorsichtig und merke auf das kleinste Geräusch; denn leicht kann es geschehen, daß dem Bochesen Jemand folgt. Du aber, Freund!" sprach Jurko zu dem Bochesen sich wendend, „übergebe mir dein Gewehr, Säbel und Pistole; denn schmal ist der Pfad, den wir wandeln werden, und pechfinster die Nacht, und wir kennen einer den andern nicht. Vor Mitternacht noch sollst du Alles wieder mit Ehren erhalten und den Segen des Metropoliten dazu. Dieses heischt die Sitte, darum zürne mir nicht, noch wolle dich widersetzen."

„Wüßte nicht, warum ich dir zürnen sollte," erwiederte darauf der Bochese, „nimm sie. Nur der Feind darf meine Waffe nicht anrühren; wem ich aber meine Freundschaft schenke, dem vertraue ich auch die schützende Waffe. Doch schreite schneller. Ich bin naß geworden, und es friert mich."

Rüstig schritten nun die beiden Männer auf dem schmalen Steg, der sie bald bergauf auf steile Höhen, bald bergab in tiefe Schluchten führte. Als sie endlich auf einen Abhang gelangten, erblickten sie unten im Thale mehrere Feuer, um welche Montenegriner lagerten, und die Mäntel über den Kopf gezogen, zu schlummern schienen.

„Da sind die Unsern!" sprach Jurko zu seinem Gefährten, auf die im Thale Sitzenden mit der Hand weisend. „Alles ist still, sie ruhen."

Doch kaum waren sie ein wenig vorgeschritten, als ihnen ein „Wer kommt da!" entgegenscholl.

„Zwei Slowenen im Namen des Herrn!" gaben die Beiden zur Antwort. „Ich bin's, Jurko Stretić aus Stanewić und führe

Digitized by Google

einen Bocheſen zum Metropoliten mit gutem Wort und freundſchaftlicher Botſchaft.“

„Dann in Gottes Namen!“ ſprach wieder die unbekannte Stimme. „Geht zum Serdár Wukatić unten in's Thal.“

Nach dieſen Worten ließ ſich ein gellender Pfiff hören. Auf dieſes verabredete Zeichen ſprangen alle Montenegriner auf, und ergriffen ihre Waffen.

„Ordnet euch“ befahl der Führer dieſer Schaar, der bereits genannte Serdár Wukatić, mit donnernder Stimme, und ſogleich ſtanden vierzig Männer in einer Reihe.

Indeſſen war Jurko mit ſeinem Gefährten herangekommen, und ſich vor dem Serdár verbeugend, ſtellte er demſelben den Bocheſen vor; aber auch der Serdár konnte nichts Anderes erfahren, als was Jurko Stretić auf ſeine Fragen zur Antwort erhalten.

„Geht auseinander!“ befahl der Serdár den Soldaten, und ſich wieder zu dem Bocheſen wendend, ſprach er: „Gefällt es dir nicht, Herr! bei uns bis zum Tagesanbruch auszuruhen, und dich mit Wein und Oliven zu laben?“

„Du Jurko bleibſt hier, und Michael Koſtenić wird auf deinen Poſten gehen.“

„Mein Auftrag läßt mich nicht bis zum Morgen warten,“ erwiederte der Bocheſe. „Ein wichtiges Schreiben trage ich zum Metropoliten, welches ihm bald zu übergeben mir ſtreng geboten wurde.“

„Dann will ich dich nicht länger aufhalten,“ ſprach der Serdár, „und ihr Petr Simonowić und Nikolo Dubrawić werdet unſer'n ehrenwerthen Stammverwandten nach Podherico zum Metropoliten begleiten. Kehret jedoch bald wieder zurück, und vergeſſet auch nicht, euch mit Erfriſchungen für unſern Freund zu verſehen. Nun geht in Gottes Namen!“

Kaum hatte der roſige Morgen die Erde begrüßt, und die erſten Sonnenſtrahlen die Gipfel der Berge des freien Montenegro beleuchtet, als die Aelteſten aller montenegriniſchen Dörfer, die Hauptleute und alle angeſehenen Bürger der Ebene bei Podherico, auf der das Lager des montenegriniſchen Heeres aufgeſchlagen war, zueilten, um ſich da nach dem Befehle des Metropoliten über gemeinſchaftliche Maaßregeln zu berathſchlagen. Bürger und Soldaten reihten ſich um ihre Hauptleute, und weit in den Bergen wiederhallte das Geſumm der vielen Tauſende.

Auf ein mit der Thurmglocke in Podherico gegebenes Zeichen, wandten ſich Aller Augen gegen die Stadtthore, aus denen die Geiſtlichkeit, Prieſter und Mönche, goldene Kreuze und Heiligenbilder tragend, paarweiſe herausſchritt. Ihr voran gingen die Sänger, in feierlichen Hymnen den Allmächtigen lobpreiſend. Der Geiſtlichkeit folgte eine zahlreiche Schaar bewaffneter Krieger von rieſigem Wuchſe und in vielen Kämpfen als Sieger ausgezeichnet. Hinter dieſen ging endlich langſamen Schrittes ein Mann, hochgewachſen und von ehrwürdigem Anſehen. Sein Anzug beſtand aus einem ſchwarzſammtnen Rock, der durch einen koſtbaren Gürtel zuſammengehalten wurde, während ein rothſeidenes Band über Schulter und Bruſt ging und in einen künſtlich geſchlungenen Knoten endigte. Die linke Bruſtſeite zierte ein glänzender Ordensſtern, und das Haupt bedeckte ein runder ſchwarzer Hut.

Dieſer ehrwürdige Mann war der Metropolite Petr Petrowić, das Haupt der Montenegriner. Ihm folgte ein Haufe von Dienern, welche, als der Zug bis in die Mitte der Ebene gelangte, einen Altar aufſchlugen, auf welchem der Metropolite ſogleich das feierliche Meßopfer zu verrichten begann. Bei dem Rufe: „Langes Leben dem ruſſiſchen Kaiſer!“ ſtimmte die ganze Verſammlung, Prieſter, Volk und Heer mit ein, und nach beendigtem Gottesdienſte jauchzte das Volk und noch einmal tönte der Ruf: „Lange lebe Rußland's hochberühmter Czaar! lange lebe unſer Wladyka Petr Petrowić!“

Nun traten die Aelteſten der Dörfer, die Hauptleute und die Prieſter näher zum Metropoliten, und bildeten um ihn einen Halbkreis; hinter ihnen aber drängte ſich in ehrerbietiger Entfernung das Volk.

„Ruhm und langes Leben Rußlands großem Kaiſer!“ begann nun der Metropolite; „lange leben ſeine tapferen Soldaten, unſere Glaubensgenoſſen und Stammverwandte, Ueberwinder des Feindes chriſtlichen Namens zu Waſſer und zu Lande. Ruhmvoll iſt's, ihm unterthan, ehrenvoll und lebenswerth mit ihm verbündet zu ſein. In dieſer Nacht erhielt ich aus dem kotoriſchen Bok von unſerem Freunde und Landsmanne Marko Iwelić, einem treuen Diener des ruſſiſchen Kaiſers, einen Brief, in dem er mir Kunde gibt, daß die Donaufeſtungen, gleich den vom vernichtenden Blitze getroffenen Eichen, eine nach der andern in die Gewalt der Ruſſen fallen; daß auch die türkiſche Flotte bei Teneda durch den muthigen ruſſiſchen Admiral Seniawin, gleich wie eine Schaar wilden Geflügels, zerſtreut und vernichtet wurde.“

Bei dieſen Worten des Metropoliten bekreuzten ſich die Montenegriner, und den Blick zum Himmel gewendet, beteten ſie für das Heil des hochberühmten Czaars.

Der Metropolite aber ſprach weiter: „Graf Marko Iwelić läßt mich wiſſen, daß der Paſcha von Scutari mit großer Heeresmacht gegen unſer freies Montenegro, dies letzte Bollwerk ſlaviſcher Unabhängigkeit im Lande der Barbaren, ziehe. Liſtig, auf Umwegen und durch Wälder wolle der Türke in unſere Berge gegen Podherico vordringen. — Euch, weiſe Pohlawaren und tapfere Führer! und euch, ehrwürdige Prieſter! überlaſſe ich es, das Volk zu befragen, ob es rathſamer ſei, den Paſcha um Begnadigung anzuflehen, oder ſich zum Kampfe gegen die Barbaren zu rüſten. Nicht verhehlen darf ich's euch jedoch, daß des Paſcha Streitkräfte die unſern zweifach überwiegen, daß er uns alle vernichten, unſere Hütten anzünden, und unſere Weiber und Kinder zum qualvollen Tode, oder in die noch ſchlimmere Sklaverei ſchleppen kann; daß wir dagegen durch Unterwerfung unſer Leben erkaufen — unſern Ruhm aber und unſere Unabhängigkeit verlieren. Geht, und ſprechet zum Volke!“

Die Aelteſten, die Hauptleute gingen nun auseinander. Die Gemeinden umgaben ihre Pohlawaren, und dieſe trugen ihnen die Worte des Wladyka vor. Alſobald ertönte von allen Seiten der Ruf: „Krieg, Krieg! wir wollen den ſlaviſchen Namen nicht entehren! Lieber ſterben wollen wir, als uns unterwerfen!“ und weit in den Bergen wiederhallte das donnerähnliche Geſchrei der vielen Tauſende.

So lange die Berathung währte, ſtand Petr Petrowić in der Mitte ſeiner Helden, und überblickte, auf ſeinen Säbel gelehnt, mit zufriedener Miene die zahlreiche Verſammlung. Als aber der kriegeriſche Ruf ertönte, bekreuzte er ſich dreimal und ſprach: „Ich danke dir, allmächtiger Gott!“ Die Aelteſten begaben ſich nun wieder zum Metropoliten und einer von ihnen machte im Namen der übrigen dem Wladyka den Beſcheid des Volkes kund.

„Es ſei, wie das Volk verlangt,“ ſprach der Metropolite zu ihnen, ſegnete die Verſammlung, verbeugte ſich, und wollte alsdann mit ſeiner Begleitung in die Stadt zurückkehren, als aus der Menge ein Jüngling hervortrat, und auf den Metropoliten zulief. Seine Kleidung beſtand aus einem kurzen **dolman** *) und kurzen, knapp anliegenden Hoſen; ſeinen Scheitel deckte ein rothes Käppchen, und in ſeinem Gurt ſteckten zwei kurze Piſtolen und ein langer Dolch. Als er nahe zum Metropoliten herangekommen war, rief er:

„Auf mich haſt du noch, weiſer Wladyka! vergeſſen. Ich bin jener Bocheſe, der dir heute in der Nacht ein wichtiges Schreiben vom Grafen Marko Iwelić überbrachte, und verlange nun die verſprochene Belohnung.“

Der Metropolite reichte ihm eine Hand voll Dukaten und ſprach: „Da nimm für deinen Dienſt. Gott ſegne dich für das gute Werk.“

---

*) Kurtka, Jackel, wie ſie die Huſaren zu tragen pflegen.

Aber der Becchese erwiederte: „Geld mag ich nicht. Siehe, ich bin eine arme Waise, denn der Vater fand sein Grab auf dem weiten Meere, und die Mutter starb darob aus Gram. Nimm mich auf unter deine Krieger, und gelingt es mir, durch Muth und Tapferkeit dein Wohlgefallen zu verdienen, dann belohne mich mit einem Weibe. Auf dem Markte im kotorischen Bok sah ich die wunderliebliche Marina, die Tochter des Vukatić, der alt ist, und keine Söhne hat, die sein Geschlecht fortpflanzen würden, und ich liebte sie sogleich mit ganzer Seele. Ob ich würdig bin, des Vukatić Schwiegersohn zu sein, will ich im ersten Kampfe gegen die Türken zeigen. Von mir aber und von meinem Geschlechte spreche dieser zweite Brief des Grafen Marko Iwelić.“

Der Wladyka las den Brief und sprach dann zu dem Becchesen gewendet: „Wohl kannte ich, Nykito Boikowić! deinen tapfern und muthigen Vater, den Porforius Nikotić, und nehme dich auf unter meine Krieger. Das Uebrige überlaß ich Gott; seine heilige Rechte spendet Glück und Segen den Sterblichen.“

Der Tag verging unter Zubereitungen zum Kampfe; den folgenden setzte sich das Herr der Montenegriner in Bewegung, angeführt von dem Metropoliten Petr Petrowić selbst. Als es gegen Mittag zu jenen Bergschluchten gelangte, durch welche der Pascha von Scutari in das Innere Montenegros dringen wollte, ließ Petr Petrowić Tausend Krieger unter dem Befehle des greisen Wukatić zurück, um das Defilée zu schützen; vier Tausend Kriegern aber befahl er, sich je zu zwei Tausend in dem Gebirge zu verbergen, um zur gelegenen Zeit in die Flanken des Feindes einzufallen. Er selbst zog mit der andern Hälfte des Heeres durch unwegsame Wälder und über schneebedeckte Berge, um dem feindlichen Heere in den Rücken zu gelangen.

Schon am dritten Tage zeigte sich das zahlreiche Heer der Türken, und alsogleich griff es die dreißigmal kleinere Schaar des heldenmüthigen Wukatić an; aber vergebens waren alle Anstrengungen der Türken, die Montenegriner in die Flucht zu schlagen. Die Nacht brach bereits an, die kleine Schaar derselben zählte kaum nur noch zwei hundert Streiter, Wukatić selbst war schwer verwundet, aber immer noch behaupteten sie das Schlachtfeld. Endlich kam Hilfe!

Kaum hatte sich am vierten Tage die Sonne von ihrem rosigen Lager erhoben, als sich die Türken durch anhaltendes Schießen im Rücken und auf den beiden Flanken bedroht sahen. Aus Furcht vor einem Hinterhalte sahen sie sich also genöthigt, von ihren Angriffen auf Wukatić abzustehen, und sich gegen den neuen Feind zu wenden. Aber hier trat ihnen der Metropolite Petr Petrowić mit seinen Kriegern entgegen, und zugleich brachen auch die Seitenabtheilungen hervor, und vereint griffen sie die Türken mit Löwenmuth an. Es entspann sich nun ein blutiger verzweifelter Kampf, der zweimal vier und zwanzig Stunden ohne Unterlaß währte, und beiderseits mit der größten Erbitterung gekämpft wurde. Den Türken stachelte zur Tapferkeit Rache und Haß gegen den christlichen Namen, der Slave dagegen focht aus Liebe für seine Heimath, für die Freiheit seines Vaterlandes, im Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung.

Petr Petrowić kämpfte selbst in den ersten Reihen, und theilte nach allen Richtungen Befehle aus. Ueberall war er zugegen, und stellte da, wo die tapferen, aber erschöpften Montenegriner zu weichen begannen, durch seine Gegenwart, seine persönliche Tapferkeit, sein Wort, und mit Hilfe seiner riesigen Helden*) das Uebergewicht wieder her. Und als es ihnen endlich an Schießbedarf zu mangeln anfing, befahl er auf ein gegebenes Zeichen sich mit dem Jatagan auf den Feind zu stürzen, und entweder zu siegen oder zu sterben. Mit der einen Hand ergriff er ein Kreuz, mit der andern den Säbel schwingend, stürzte er sich mit dem Rufe: „Gott mit uns!“ in die dichtgedrängtesten feindlichen Schaaren.

Wer konnte einem solchen Angriffe widerstehen? Der Feind wurde theils vernichtet, theils in eine schimpfliche Flucht geschlagen. Aller Hoffnung beraubt, flohen die Türken muthlos den Bergen zu; aber hier erst begann eine wilde Jagd: von einem Abhange zum andern wurden sie von den ergrimmten Montenegrinern verfolgt, auch gleich dem fliehenden Wilde getödtet.

Zwanzig Tausend Türken und zwei Paschas fanden hier an der Gränze slavischer Unabhängigkeit, am Fuße der Černa gora ihr Grab; doch der Sieg war theuer erkauft, denn nahe an sechs Tausend Montenegriner starben hier für die Freiheit ihres Vaterlandes eines ruhmvollen Todes, und auch der Metropolite erhielt mehrere schwere Wunden; ohne aber auf diese zu achten, ließ er sich sogleich nach errungenem Siege das heilige Kleid anlegen, um an der Stelle Gott für den gewährten heutigen Beistand zu danken. Ihm nach beteten die heldenmüthigen Krieger aus der Tiefe ihres Herzens, und Thränen der Wehmuth und der Erinnerung flossen über die sonnenverbrannten, mit Blut bespritzten Gesichter für die gefallenen Brüder.

Nach beendigtem Gebete verrichtete der Metropolite für die Seelen der Gefallenen ein feierliches Meßopfer (**Punichida**), und sprach darauf, zu dem Heere gewendet, also: „Viele von unseren Brüdern sind gefallen, aber gerettet ist unsere Heimath, und frei von sklavischen Banden. Ich segne euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Kehret zurück im Frieden in eure Hütten; denn geschlagen sind unsere Räuber, und ruhmgekrönt leuchtet der slavische Name vor den Völkern!“

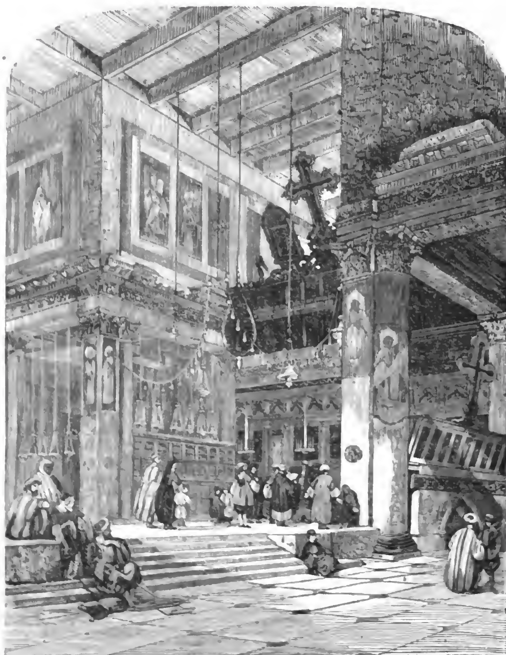


Die Kirche Santa Maria in Bethlehem.

Bethlehem kommt schon in der ältesten Geschichte der Juden vor, und hieß in den frühesten Zeiten Ephrath; später erhielt es den Namen Bethlehem Juda, auch nannte man es „die Stadt Davids“. Itzt ist es ein Dorf und zählt 7000 christliche Einwohner. Das Kloster steht ungefähr hundert Schritte vom Dorfe entfernt und gleicht einer Festung. Die Klöster in Syrien müssen alle stark befestigt sein, da sie häufigen Angriffen von Seite der Türken ausgesetzt sind. In einer Meuterei, die vor wenigen Jahren in Bethlehem ausbrach, vereinigten sich die Christen mit den Türken, um das Kloster zu brandschatzen, und nur seinen festen Mauern verdankte es, daß es die Katastrophe glücklich überstand, bis Rettung kam. Ibrahim Pascha befahl hierauf, daß alle Türken Bethlehem räumen sollten, und noch stehen ihre verlassenen Häuser als Denkmal dieser energischen Procedur da.

Durch ein kleines, mit Eisen beschlagenes Pförtchen, das sich in dem kolossalen Thore öffnet, tritt man unmittelbar in die große Marienkirche. Das Schiff ist eine schöne offene Halle, mit einer doppelten Reihe von Marmorsäulen an jeder Seite. Ihre Anzahl ist 48, in jeder Reihe 12, von Corintischer Ordnung, 2½ Fuß im Durchmessen, 18 Fuß hoch, im reinsten Geschmack und gut erhalten. Decke und Architraven sind von Holz, da die von der Kaiserin Helena auf zu vornehmem Fuße begonnene Kirche nie vollendet wurde. Dieses Schiff ist vom Hochaltar durch einen Bretterverschlag getrennt, da das

*) Eine Leibwache, die aus den tapfersten und größten Männern des Heeres, wie weiland Friedrich des Großen Garde, bestand.



Die Kirche Santa Maria.

Ganze für den heiligen Gebrauch zu raumreich war; der Mosaikboden wanderte in die Omar-Moschee und die Mosaikwände sind zerstört. Von hier aus tritt man in die abgeschlossene Abtheilung der Marienkirche, die zwar mit demselben Holzsprengdach bedeckt ist, deren herrliche Goldmosaikwände aber weniger verderben und nur an einigen Stellen abgewaschen, der Marmorboden noch ganz erhalten ist.

Durch dunkle Gänge gelangt man von hier in die berühmten Felsenhöhlungen, unter denen sich auch die Grotte des heil. Hieronymus befindet, worin er den größten Theil seines Lebens zugebracht haben soll. Ein Gemälde stellt den Heiligen, mit Schreiben beschäftigt, vor. Das Haupt-Sanctuarium jedoch ist die Grotte der Geburt Christi, in die man auf 20 bis 30 Stufen hinabsteigt. Der Fußboden ist auf eine prachtvolle Art mit Marmor ausgeschmückt, verschiedene Abtheilungen sind mit Bildhauerarbeiten und Gemälden geziert und eine

Digitized by Google

doppelte Reihe schön gearbeiteter silberner Lampen verbreiten einen stillen Glanz. Links vom Eingang liest man auf einer Silberglorie die Geschichte der Geburt Christi, und darüber hängt ein schönes Bild, die Anbetung der Hirten vorstellend. Gegenüber in einer Nische steht die steinerne Nachbildung der Krippe, deren Original sich in der Basilica S. Maria Maggiore zu Rom befindet und dabei der Altar der Magier, ebenfalls mit einem sehr feinen Bilde. Von hier aus geht der Weg durch die Höhlengänge fort, wo sich noch der Altar der von Herodes ermordeten Kinder und das Monument der zwei edlen Römerinen, die hier ihr Leben beschlossen, befindet.



Alois Sennefelder, der Erfinder der Steindruckerei.

Die Erfindung des Steindruckes ist eine so wichtige, ihr Einfluß auf die Vervielfältigung der Werke der bildenden Kunst so wesentlich, daß eine kurzgefaßte Geschichte derselben wohl keinem Leser dieses Blattes uninteressant sein kann, um so mehr, da der Erfinder ein geborener Prager ist.

Alois Sennefelder wurde 1771 zu Prag geboren. Noch als Knabe ging er mit seinem Vater nach München, wo derselbe als Schauspieler beim Publikum bald sehr beliebt wurde. Für die juridische Laufbahn bestimmt, wendete er sich 1791 nach seines Vaters Tode zum Theater, machte aber kein Glück, und hatte mit so vieler Noth zu kämpfen, daß er gezwungen war, vom Schriftstellern zu leben. Einige Schauspiele, die er schrieb, fielen auf dem Theater durch; dennoch wollte er sie dem Druck übergeben. Aber es fand sich kein Verleger dazu; da beschloß er, wie Franklin, sein eigener Verleger und Buchdrucker zu werden. Aber zur Errichtung einer Druckerei fehlte es ihm an den nöthigen Mitteln. Es war daher sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, eine wohlfeilere Druckmethode zu erfinnen. Zuerst machte er Versuche mit Stahl, dann mit Kupferplatten, aber die Versuche mißlangen, und was noch schlimmer war, sie waren kostspielig; da fiel ihm ein, ob nicht der feinkörnige Stein, der bei Solnhofen, unweit Neuberg an der Donau in Baiern gebrochen wird, dieselben Dienste leisten könnte. Dieser Stein, der bis dahin blos zum Pflastern gebraucht worden war, war wenigstens ein wohlfeiles Material. Er bestrich nun eine solche Platte mit einer Wachsdinte, trug auf diesen Grund die Schrift verkehrt auf, ätzte sie dann mit Scheidewasser und druckte sie ab. Dieses gelang, und somit war nach einigen Verbesserungen die vertiefte Manier des Steindruckes erfunden. Ihr folgte die Erfindung der erhöhten Manier. Sennefelder schrieb mit seiner Fettdinte auf den abgeschliffenen Stein, ätzte ihn mit Scheidewasser, welches allenthalben, wo die Dinte nicht schützte, den Stein um die Tiefe eines Kartenblattes vertiefte, und druckte die erhabene, mit Buchdruckerfarbe eingeschwärzte Schrift ab, was ihm vollkommen gelang. Geldmangel aber hinderte ihn, seine Erfindung zu benützen, und er wollte Soldat werden. Auch da zurückgewiesen, kam er auf den Gedanken, seine Erfindung auf den Notendruck anzuwenden. Der Hofmusikus Gleißner, dem er deshalb Vorschläge machte, ging darauf ein, und gab das erforderliche Geld und zwölf Lieder mit Klavierbegleitung her. Es wurden 120 Abdrücke gemacht, die einen reinen Gewinn von 70 Gulden gaben. Der Kurfürst, dem ein Abdruck überreicht wurde, sandte noch 100 Gulden, und versprach ein Privilegium. Ein zweites Musikstück trug 40 Gulden ein. Die Unternehmer hegten die glänzendsten Hoffnungen, aber die folgenden Versuche mißlangen aus Mangel an einer zweckmäßigen Presse; der Verlust war größer, als der frühere Gewinn, die Erfindung fiel in Mißcredit. Nun nahm sich der Musikhändler Falter der Sache an; er ließ eine gute Presse fertigen, und die Zauberflöte drucken, aber die Ungeschicklichkeit der Arbeiter trieb die Kosten so in die Höhe, daß er sich doch wieder zum Kupferstich wandte. Sennefelder stand wieder verlassen da. Da gab ihm der Schulrath Steiner den Auftrag, einige kleine Bilder für einen Katechismus auf Stein zu zeichnen. Diese fielen zwar sehr mittelmäßig aus, doch war der Beweis hergestellt, daß man die Erfindung auf Zeichnungen aller Art anwenden könne. Eine Hauptschwierigkeit machte das Verkehrtschreiben auf den Stein. Dem



Digitized by Google



Lithographisches Institut in Paris.

auszuweichen, erfand Sennefelder eine Dinte aus Leinöl, Seife und Kienruß, mit welcher er Schrift und Noten von einem geschickten Schreiber auf Notenpapier bringen ließ. Von diesem Papier druckte er sie dann auf den Stein über und erhielt so eine genaue, verkehrte Verzeichnung. Aber diese verkehrten Buchstaben mußten immer erst mit der Steindinte überfahren werden, um zum Abdrucken tauglich zu sein. Bei dem Ueberdrucken von Papier auf Stein nahm der Erfinder wahr, daß Nässe, z. B. die Gummi-Auflösung, sich dem Anheften der fetten Dinte widersetzte. Ein Blatt von einem alten Buche ward durch verdünntes Gummiwasser gezogen, dann auf einen Stein gelegt und mit einem, in dünne Oelfarbe getauchten Schwamm allenthalben berühet. Die gedruckten Buchstaben nahmen die Farbe an, das Papier selbst blieb weiß. Nun ward ein anderes weißes Papier darauf gelegt und beide durch die Presse gezogen. So erhielt man einen guten aber verkehrten Abdruck des gedruckten Blattes, welchen man wieder wie das Original behandelte, um von demselben gerade Abdrücke zu machen. Auf diese Art war die chemische Druckerei oder die Kunst, Schriften von Papier auf Papier überzudrucken, erfunden. Als die brauchbarste Dinte zu diesem Zwecke zeigte sich eine Mischung von Kolophonium, feingeriebener Silberglätte, Kienruß, Oelfirniß, Pottasche und Wasser. Nun stellte Sennefelder Versuche an, ob sich nicht auch die Steinplatte so herrichten lasse, daß sie nur an den mit fetter Dinte bezeichneten Stellen Farbe annehme, und an den nassen widerstehe. Auch dies gelang, als man den glatten Stein zuerst mit Seifenwasser fein anstrich, gut abtrocknete, mit Wachsdinte darauf schrieb, oder aufgelöste Druckschrift oder fette Handschrift vom Papier darauf abdruckte, dann den Stein mit schwachem Scheidewasser ätzte, und ihn durch Aufgießen von Gummiwasser vollends zum vielfältigen Abdrucke herrichtete. Somit war die chemische Steindruckerei zu Stande gebracht, bei der es weder erhöhter noch vertiefter Buchstaben bedarf.

Jetzt zog Sennefelder auch seine beiden Brüder, Theobald und Georg, in sein Geschäft, dem er in Verbindung mit Gleißner eine größere Ausdehnung gab, und wofür er 1799 ein Privilegium auf fünfzehn Jahre erhielt. Nun verkaufte er die Mittheilung seines Verfahrens um eine bedeutende Summe an den Musikverleger André in Offenbach, und bewarb sich um ein Privilegium in Paris, London, Berlin und Wien. Mißverständnisse entzweiten ihn mit André, und er reiste selbst mit seinen Brüdern nach Wien, um das Privilegium zu erwirken. Da dies jedoch längere Zeit erforderte, reisten seine Brüder nach München zurück. Er selbst fing an, in Wien Proben auf Papier und Kattun zu machen, und auch den Notendruck mit Eifer zu betreiben. Da er sich jedoch aus verschiedenen Ursachen in seinen Erwartungen getäuscht sah, überließ er das ihm in der Zwischenzeit ertheilte Privilegium an Steiner in Wien, und kehrte nach München zurück (1806). Durch die Vorschüsse und Empfehlungen des Freiherrn von Aretin unterstützt, kam die Druckanstalt jetzt bald in Flor. Es wurden mehrere Pressen für Musik, für Regierungsarbeiten und für das Kunstfach in Gang gesetzt; die Herausgabe von Albrecht Dürers Gebetbuch gewann verdienten Beifall. Inzwischen war unter der Direktion des Herrn von Utzschneider eine Steindruckerei für Landkarten bei der königlichen Commission des Steuer-Katasters eingerichtet worden. Sennefelder erbot sich, die Aufsicht über dieselbe zu übernehmen, wogegen er einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 1500 Gulden, ferner den Rang eines königlichen Direktors der Lithographie, und die Erlaubniß, außer der königlichen Druckerei auch seine eigene, in Verbindung mit Aretin, besorgen zu dürfen, forderte. Dieses Gesuch ward im Oktober 1809 bewilligt. Jetzt in eine sorgenfreie Lage versetzt, strebte der thätige Mann, den Steindruck, so viel ihm möglich, zu vervollkommnen. 1810 ging er nach Paris, und erregte daselbst mit seiner Erfindung großes Aufsehen; aber Napoleon, der mit einer Druckmethode, die es Jedem leicht machte, sein eigener Drucker zu werden, unmöglich einverstanden sein konnte, häufte Hindernisse auf Hindernisse, und Sennefelder mußte unverrichteter Dinge abreisen. Die Steindruckerei konnte auch in der That erst nach dem Sturze des Kaisers, im Jahre 1815 in Frankreich Eingang finden. Weit früher verbreitete sie sich in Italien und England, wo man sie unter dem Namen der Polyautographie (Vervielfältigung der Handschriften) kennt.

Im Jahre 1826 erfand Sennefelder die Kunst, färbige Blätter zu drucken, die den Oelgemälden gleichen und den Namen Mosaikblätter führen; 1833 machte er die Erfindung, auf Stein

Digitized by Google

aufgetragene Oelgemälde auf Leinwand aufzutragen. So ist Sennefelder einer jener seltenen Männer, die nicht blos eine neue Kunst erfunden, sondern sie auch selbst auf den Gipfel emporgehoben haben. Von seinem Verfahren gibt er Rechenschaft in seinem lithographischen Lehrbuche (München 1819), das jedem Freunde und Kenner der Kunst-Bewunderung abnöthigt.



Die Jolof-Neger.

Die Jolofs von Senegambien sind einer der merkwürdigsten Volksstämme Afrika's. Ihr Land liegt zwischen den Ufern des Senegal und des Gambia, und hat das atlantische Meer als westliche, den siebzehnten Grad westlicher Länge als östliche Gränze. Es zählt gegen 4000 englische Quadratmeilen und 450,000 bis 500,000 Einwohner. Sie bildeten sonst Ein großes Reich, dessen Häuptling, Burba (Kaiser) genannt, in Senegal residirte. Dieses zerfiel später in kleinere Königreiche, von denen einige noch unter einheimischen Fürsten bestehen, andere aber fremden Völkern zur Beute wurden. Die Jolofs sind die schönsten Neger, die man kennt; sie sind groß und wohlgebaut, ihre Züge regelmäßig und ihr ganzer Anblick flößt Zutrauen ein. Sie sind die schwärzeste Raçe von Senegambien, ein Beweis, daß die dunkelste Farbe nicht gerade den heißesten Breiten eigen ist; denn ihr Aufenthalt ist im Norden von Nigritien. Ja man kann geradezu behaupten, daß, je näher dem Aequator, desto blässer die Farbe der Neger wird.

Dieser Volksstamm hegt eine sehr hohe Meinung von sich; ihr Stolz stützt sich auf die Vorzüge ihrer Raçe und auf die Ueberlieferungen ihrer gesunkenen Größe. Wenn man einem Jolof sagt, er sei ein Neger, so macht er ein Gesicht und sagt: „Nein, ich bin ein Jolof, und kein Neger.“ Uebrigens sind sie ordnungsliebend, sanft und wohlwollend, und man wäre versucht, sie für Abkömmlinge jener alten Aethyopier zu halten, die Herodot für die wohlgebautesten, und Homer für die tugendhaftesten der Menschen erklärt. Höchst merkwürdig ist auch ihre gesellschaftliche Eintheilung in Kasten. Außer den „guten Leuten“, wie sich die Adelskaste nennt, gibt es noch vier geringere: die Tengs oder Schmiede, die Udaj, Schuster und überhaupt Lederarbeiter, die Muhl oder Fischer, und letzlich die Gajuells oder Sänger und Possenreißer. Der Adel hält streng auf reine, unvermischte Abkunft und verheiratet sich nie mit Personen aus einer niedern Kaste. Die Kajuells sind wahre Parias. Es ist ihnen nicht blos verboten innerhalb der Mauern der Städte zu wohnen, selbst im Weichbilde dürfen sie sich nur an gewissen Punkten aufhalten. Sie dürfen nicht Viehzucht treiben und keine Milch trinken. Ihre Leichen werden weder begraben noch in's Wasser geworfen, sondern bleiben als Fraß der Raubthiere liegen. Diese Verachtung für die Gajuells ist um so sonderbarer, da sie ganz die Rolle der Barden und Skalden spielen. Kein Gastmahl im Hause des Edeln ist vollständig, wenn der Barde nicht den alten Adel der Familie besingt. Auf dem Schlachtfelde, so wie auf dem Marsche, geht er dem Könige zur Seite, und lobpreist die Waffenthaten seiner Vorgänger oder die eigenen früheren Siege des Herrschers. Wird die Armee zurückgeschlagen, so ist es sein Amt, sie nochmals zum Angriff zu führen.

Die Sprache der Jolofs ist sanft, weich, mit vorherrschenden





Eingeborene von Jolof.

Digitized by Google





Eingeborene von Jolof.

Selbstlautern. Sie wohnen in festen Dörfern und nähren sich von Reis, einigen Hülsenfrüchten, Pistatien, der Milch ihrer Kühe und getrockneten Fischen; sie haben nur zwei Mahlzeiten des Tages, beim Auf- und Untergang der Sonne. Die Kinder dürfen nie in Gegenwart ihrer Eltern essen; sie bekommen die Ueberbleibsel, und trifft es sich je, daß ein Kind seinen Vater essen sieht, so wendet es, als Zeichen der Demuth, den Kopf hinweg. Ihre Hütten sind sehr einfach, aber fest gebaut. Das Material ist Schilfrohr, die Thüre ist aus Stroh. In der Nähe der Dörfer wird Baumwolle, Indigo und Tabak gebaut.

Ihre Kleidung ist einfach aber reizend. Einige tragen zwei Decken, die eine um die Lenden gebunden reicht bis unter die Wade herab, die andere wird nachläßig über eine Schulter geworfen. Andere tragen den Kussab, eine Art Blouse ohne Aermel, und kurze Hosen mit Falten aus einem blauen Stoffe; bei den Häuptlingen sind sie gelb. Auf dem Kopfe tragen sie eine mit grellfarbiger Seide verbrämte Mütze. Am Halse tragen sie gewöhnlich ein rothes, blaues oder weißes ledernes Halsband, in dem sich ein Amulet befindet. Unterwegs tragen sie eine Reisetasche mit Lebensmitteln, an der Seite den Dolch und ein Gefäß, das einem Pulverhorn gleicht, in dem sich aber Branntwein befindet. Die Tracht der Frauen ist eben so einfach. Goldene oder silberne Arm- und Halsbänder sind das einzige Unterscheidungszeichen der Sklavinen von ihren Gebieterinen. Den Kopf bedecken sie mit mehreren gewürfelten Schnupftüchern, gewöhnlich neun an der Zahl, die nach hinten eine hohe Spitze bilden. Fast alle tragen Schuhe, und die keine Strümpfe tragen, umwickeln die Knöchel mit verschiedenen Zierathen.

Wenn ein Kind geboren wird, sperrt man es mit seiner Mutter in eine Hütte, in der ein großes Feuer angezündet wird; vor 14 Tagen dürfen sie dieselbe nicht verlassen. Wenn ein Familienvater stirbt, erben seine Kinder ⅔ seines Vermögens, das übrige ⅓ seine Frauen; hinterläßt er keine Kinder, so erben die Seitenverwandten ¾, die Frauen ¼. Stirbt eine Frau, so gehört die eine Hälfte ihrem Manne, die andere Hälfte ihren Kindern oder Seitenverwandten. Beim Tode des Königs versammeln sich die Häuptlinge zur Wahl, und die Stimmen sind oft zwischen seinem ältesten Sohne und seinem Bruder getheilt; doch hat der letztere meistens den Vorzug, gerade weil er weniger mächtig und reich ist.

Die kleinen Könige machen von Zeit zu Zeit Einfälle in die Länder ihrer Nachbarn, um sich Sklaven zu verschaffen; außerdem ist die Sklaverei auch die Strafe für den Diebstahl und für insolvente Schuldner.

Der größte Theil der Jolofs bedient sich noch der Lanze und des Bogens; doch wissen sie die Ueberlegenheit der europäischen Waffen zu schätzen, und wer es nur irgend vermag, verschafft sich eine Flinte. Die Franzosen haben in der letzten Zeit bei den Ereignissen in Madagascar von ihrer Tapferkeit Nutzen gezogen. Ein panischer Schrecken ergriff die französischen Truppen; das verhängnißvolle „Sauve qui peut“ erscholl; Alles floh. Die verbündeten Jolofs, die den Ausdruck nicht verstanden, blieben unerschütterlich auf ihren Posten, und unter dem Schutze dieses lebenden Bollwerks konnten sich die europäischen Truppen wieder sammeln. Zufälliger Weise wurde bei diesem Gefecht kein einziger Jolof verwundet, und von diesem Augenblicke flößten sie den Hovas einen abergläubischen Schrecken ein, da sie glaubten, diese großen schwarzen Leiber seien so unverwundbar, wie die Krokodile ihrer Flüsse.



Digitized by Google

Albrecht von Haller.



Albrecht von Haller, der ausgezeichnete Anatom, Physiolog, Botaniker, Arzt und Dichter seiner Zeit, wurde am 16. Oktober 1708 aus einer patricischen Familie zu Bern geboren, wo sein Vater Anwalt bei dem Rath der Zweihundert war. In seinen frühesten Jugendjahren gab er schon glänzende Beweise seiner Fähigkeiten und seines Fleißes. Neun Jahre alt, erklärte er schon den griechischen Text des neuen Testamentes, verfaßte ein griechisch-hebräisches Wörterbuch, eine chaldäische Grammatik, und machte zahlreiche Excerpte aus biographischen Werken. Von seiner Familie zur Theologie bestimmt, trieb ihn seine Vorliebe für Naturwissenschaften zum Studium der Medizin. Er bezog 1723 die Universität Tübingen und machte dort reißende Fortschritte in Botanik und Anatomie. Aber das dortige Studentenleben konnte ihm nicht gefallen. Einer seiner Bekannten tödtete in der Trunkenheit vor seinen Augen eine Aufwärterin; andere gaben einem Nachtwächter so viel Branntwein zu trinken, daß er auf der Stelle starb. Von Ekel ergriffen, verließ er Tübingen und begab sich nach Leyden, um Boerhave zu hören. 1727 wurde er Doktor und unternahm hierauf eine wissenschaftliche Reise durch einen Theil Europa's. Nach einem wohlbenützten Aufenthalt in London, ging er nach Paris, wo er sich unter dem großen Anatomen Le Dran weiter ausbildete und zur Praxis in der Charité zugelassen wurde. Hier stellte er den Tag über Beobachtungen an, und verwendete die Nächte zum Seciren. Diese nächtliche Beschäftigung mißfiel einem seiner Nachbarn, er gab ihn an, und Haller mußte Paris verlassen. Zu Basel studirte er unter Bernouilli Mathematik und Astronomie. Der schwankende Zustand seiner Gesundheit veranlaßte ihn hierauf, mit seinem Freunde Johann Geßner eine Reise in die Alpen zu unternehmen, auf welcher er eine große Menge Pflanzen und Mineralien sammelte und wichtige physikalische Studien machte. Auch gab er sein Lehrgedicht „die Alpen“ heraus, das allgemeines Aufsehen erregte, und auf deutsche Dichtkunst einen bedeutenden Einfluß übte. Es wurde in's Französische, Italienische, Englische und Lateinische übersetzt, und erlebte 22 Ausgaben. 1732 kehrte er nach Bern zurück, wo er sich bald als ausgezeichneter Arzt bekannt machte, ohne jedoch eine öffentliche Anstellung zu erhalten; erst 1734 durfte er anatomische Vorlesungen halten. 1735 wurde er Arzt an einem Stadthospital und Stadt-Bibliothekar, in welcher Stelle er auch bedeutende Kenntnisse in der Münzkunde an den Tag legte. 1736 berief ihn Georg II. an die neuerrichtete Universität von Göttingen als Professor der Medizin, Anatomie, Botanik und Chirurgie. Gleich bei dem Eintritt in die Stadt hatte er das Unglück, seine erste Frau durch einen Sturz aus dem Wagen zu verlieren, kurze Zeit darauf starb auch sein ältester Sohn; dieses verleidete ihm den Aufenthalt daselbst so sehr, daß er Göttingen verlassen wollte, und nur die zarte Aufmerksamkeit, mit der man, um ihn zu fesseln, seinen treuesten Freund Huber aus Basel nach Göttingen kommen ließ, und ihm eine einträgliche Anstellung gab, hielt ihn zurück. So blieb er 17 Jahre in Göttingen und gründete daselbst ein anatomisches Kabinet, einen botanischen Garten, eine Zeichenschule und eine evangelische Kirche. „Man kann kaum begreifen,“ sagt der berühmte Cuvier, „wie er in Mitten seiner Arbeiten und seines dreifachen Lehramtes so viel eigene Werke, Commentare und Ausgaben anderer Autoren mit Vorreden erscheinen lassen, und dabei die Materialien zu seinen späteren äußerst wichtigen und umfangreichen Schriften sammeln konnte.“ In Göttingen gab Haller seine Commentarien über Boerhave's Vorlesungen, seine Aufzählung der Schweizer Pflanzen, anatomische Tafeln, Erfahrung über das Athmen, die Sensibilität, Irritabilität, und die Bewegung des Blutes, so wie die ersten Elemente der Physiologie heraus, dabei die ungeheuere Menge von Memoiren und Dissertationen über die verschiedenartigsten Gegenstände. Er gründete die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, und war ihr lebenslänglicher Präsident, er redigirte ihre Jahrbücher, für die er allein über 1500 Rezensionen lieferte.*)

Friedrich der Große wollte ihn nach Berlin ziehen; aber Haller gab seiner Vaterstadt den Vorzug, wo er in seiner Abwesenheit zum Mitgliede des großen Rathes ernannt worden war. Er nahm Theil an den Staatsgeschäften und wurde bald zum Amman ernannt. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke und der Akademie zu Lausanne, beförderte den Ackerbau, gründete das Waisenhaus zu Bern, schlichtete die Grenzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis u. s. w. Dabei zeichnete ihn die strengste Redlichkeit und Unparteilichkeit aus. Ein junger Patricier, der ihn um eine Anstellung bat, und bei der Prüfung, die er mit ihm anstellte, nicht Genüge leistete, sagte, er würde den Mangel an Kenntnissen durch gesunden Menschenverstand ersetzen. „Da irren Sie sehr, junger Mann,“ erwiederte Haller. „Auf hundert Gelehrte kann man kaum Einen Mann mit gesundem Menschenverstand rechnen; denn er ist die seltenste und kostbarste aller Eigenschaften.“ Diese zahlreichen Beschäftigungen verminderten jedoch seine wissenschaftliche Thätigkeit nicht, und er gab eine Menge medicinische, naturhistorische und physiologische Werke heraus, die seinen Ruhm für immerwährende Zeiten begründen.

1754 trug Friedrich II. ihm die, durch den Tod des berühmten Wolf erledigte Kanzlerstelle an der Universität zu Halle an; der Graf Orloff lud ihn von Seiten der Kaiserin Katharina nach Petersburg ein, um den Vorsitz der dortigen Akademie zu übernehmen,

*) Nach einer gründlicheren Berechnung mehr als 12000.

Digitized by Google

und Georg III. bat ihn dringend, nach Göttingen zurückzukehren. Haller schwankte. Da erließ der Senat von Bern einen Beschluß, durch welchen er „für den Dienst des Vaterlandes in lebenslänglichen Anspruch genommen wurde." Bei dieser Gelegenheit schrieb Haller an seinen Freund, den berühmten Dr. Tissot: „Ihre Excellenzen, 157 an der Zahl, haben auf einen Vorschlag des geheimen Raths einstimmig beschlossen, mich in ihren Diensten zu behalten, und mir 1000 Livres Pension zugesichert. Das ist freilich eine geringfügige Summe, aber ich darf nicht darauf sehen, sondern auf das Neue und Ungewöhnliche des Vorganges. So bin ich denn in meinem Vaterlande festgewurzelt und ich würde mich glücklich fühlen, wenn mir nur die öffentlichen Geschäfte nicht alle Zeit zum Studiren raubten."

Seine Thätigkeit war so groß, daß, als er eines Tages den rechten Arm gebrochen hatte, er mit der linken Hand zu schreiben fortfuhr, noch ehe der Chirurg herbeigeeilt war, um ihn zu verbinden. In seinem höhern Alter that er einen schweren Fall und fürchtete nichts so sehr, als daß sein Gedächtniß darunter gelitten haben könnte. Er schrieb sogleich die Namen aller Flüsse nieder, die sich in's Weltmeer ergießen und war nicht eher beruhigt, als bis er sich überzeugt hatte, daß er auch nicht einen einzigen vergessen.

Seit 1773 fing seine Gesundheit an auffallend zu wanken, namentlich litt er an einer anhaltenden Schlaflosigkeit, so daß er selbst zum Opium seine Zuflucht nehmen mußte. Er starb am 12. Dezember 1777, nachdem ihn kurz vorher Kaiser Joseph II. besucht, dessen Vater Franz ihn in den Adelstand erhoben hatte. Er hinterließ wenig Vermögen. Seine werthvolle Bibliothek von 25,000 Bänden kam nach seinem Tode nach Italien und während der Revolution in die königliche Bibliothek in Paris.

Ueber seine Persönlichkeit schreibt Bonstetten: „Man kann nichts Schöneres sehen, als seinen durchdringenden und doch sanften Blick. Das Genie glänzte in diesen schönen Augen. Unter allen Menschen, die ich je gekannt, war er der geistreichste und liebenswürdigste; im alltäglichen Gespräche flossen die Ströme seines unermeßlichen Wissens unversiegbar. Er lebte gewöhnlich in seinem großen Büchersaal, wo man ihn beinahe immer allein am Schreibtisch fand. Eines Tages hatten wir ein Gespräch über den freien Willen; während des Sprechens fuhr er fort zu schreiben. Man brachte die englischen Zeitungen; er las sie, ohne sich im Sprechen und Schreiben zu unterbrechen. Ich war so erstaunt, daß ich, als er mit dem Lesen fertig war, die Zeitung nahm, und ihn um Erlaubniß bat, ihn über den Inhalt prüfen zu dürfen. Es fehlte ihm nicht der geringste Umstand. — Als ich von meinen Reisen zurückkam, besuchte ich ihn wieder; es war im Herbste, beim Anbruch der Nacht. Ich fand ihn, wie immer, allein, mit Schreiben beschäftigt. Er fragte, welche Bücher ich aus England gebracht hätte; ich nannte sie ihm. Er bat mich, sie ihm zu schicken und ich sandte ihm zwei Bände; aber einige Minuten später kam Jemand mit einem Korbe und der Bitte, ihn anzufüllen; seinen Hunger könnten zwei Bände nicht stillen. — Ich sah ihn zum letzten Mal im August des Jahres 1777, seines Todesjahres. Das Vorgefühl des baldigen Verschwindens dieser glänzenden Erscheinung verlieh dem Abend, den ich bei ihm zubrachte, den Charakter eines prächtigen Sonnenuntergangs in der Wüste."

Der berühmte schwedische Reisende und Orientalist, Björnstahl, fällt folgendes Urtheil über ihn: „Es wäre eben so schwer zu sagen, was er nicht weiß, als was er weiß. Ich habe ihn in Dingen, die seinen Fachwissenschaften am fernsten lagen, eben so bewandert gefunden, als in denen er ein anerkannter Meister war. Die persische und chinesische Geschichte ist ihm so bekannt, wie die von Europa. Ich stellte ihm die schwersten Fragen, er beantwortete sie mit einer solchen Schnelligkeit, daß ich darauf Verzicht leistete, die Tiefe seines Wissens zu ergründen. Er kennt alle schwedischen Schriftsteller und Redner, unsere Politik hat er in den Fingern. Seine Bibliothek enthält kein einziges Wörterbuch der neuern Sprachen, die er alle vollkommen inne hatte. Er selbst ist ein lebendes Wörterbuch, sein Gedächtniß ist etwas unerhörtes, sein Verstand und sein Scharfsinn unglaublich und sein Herz vortrefflich.



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

Türkei. Der Sultan trug bei einer Reise im vergangenen Jahre Tahir Pascha auf, das Bett der Mariza zu regeln und schiffbar zu machen. Seine türkischen Ingenieure haben nun so lange gegraben und regulirt, bis sie das ganze Land schiffbar gemacht haben. Der Fluß ist nämlich ausgetreten und hat die ganze Umgegend überschwemmt.

— Der erste Dolmetscher der ottomanischen Pforte, Fuad Effendi, hat Molière's sämmtliche Lustspiele in's Türkische übersetzt und sie dem Minister Reschid Pascha zugeeignet. Auch Scribe's bekanntes Vaudeville: „der Bär und der Bassa" ist von einem jungen Armenier in's Türkische übersetzt und unlängst im Serail-Theater gegeben worden.

Walachei. In Bukarescht brach am Ostersonntag Feuer aus, das binnen 24 Stunden mehr als 2000 Häuser und viele Kirchen in Asche legte.

— Die Nationalversammlung der Walachen hat in ihrer Sitzung vom 23. Februar einen äußerst wichtigen Gesetzvorschlag einstimmig angenommen. Der Hospodar, Fürst Bibesco, stellte nämlich den Antrag, die leibeigenen Zigeuner, die dem Staate, der weltlichen und Klostergeistlichkeit und den öffentlichen Anstalten angehörig wären, freizulassen. Es sind dies 14,000 Familien mit mehr als 60,000 Seelen. So bleiben denn nur 10,000 Familien mit beiläufig 48,000 Seelen als Privatleibeigene übrig. Ein jeder der befreiten Zigeuner soll nun jährlich 33 Piaster (circa 8 fl. W. W.) Kopfsteuer zahlen und von diesem Gelde eine Kasse errichtet werden, die dazu bestimmt ist, die Privatleibeigenen nach und nach loszukaufen und so der Sklaverei für immer ein Ende zu machen.

Rußland. Die polnische Bank in Warschau hat ein Verzeichniß von 1598 Nummern bekannt gemacht, welche alle in den Jahren 1836—1846 bei Ziehungen der polnischen Partial-Obligationen verloost, und deren Gewinne nicht erhoben worden sind. Merkwürdig ist es, daß auch der auf Nro. 42601 im Jahre 1845 gefallene Hauptgewinn von 200,000 fl. nicht erhoben worden ist.

— Professor L., eine Zierde der Petersburger Universität, unverehelicht, lebte nur mit einem Zögling, den er aus der Hefe des Volkes in seine Dienste genommen hatte, dem er aber die sorgfältigste Schulbildung hatte zukommen lassen. Eines Abends von einem späten Besuche zurückkehrend, muß er lange an seiner Hausthür klopfen, ehe der schlaftrunkene junge Mann ihm öffnet. Aergerlich darüber, gibt der Herr ihm eine Ohrfeige. Eine Viertelstunde darauf wird er von dem Diener gemeuchelt und stirbt noch in derselben Nacht. Der junge Mann, erst im achtzehnten Jahre, kann nach dem Strafgesetze noch nicht mit der Todesstrafe belegt werden.

England. In London wird eine zweite katholische Kirche errichtet und ein Schulhaus für 800 katholische Kinder; dasselbe ist in dem puritanischen Edinburg der Fall.

— Hannover macht Anspruch auf gewisse Juwelen, die im Besitze der englischen Krone sind und zwar:

1. Auf die Juwelen der Kurfürsten von Hannover, die Georg II. seinen Nachfolgern im Kurfürstenthum vermacht hat, und die Georg III. von Hannover nach England bringen ließ.

2. Juwelen, die Georg III. von seinem Onkel, dem Herzog von Cumberland für 54,000 Pfund St. kaufte und sie als Hochzeitgeschenk der Königin Charlotte schenkte, die sie dem Hause Hannover vermachte.

Gleich nach dem Tode Wilhelms IV., als England und Hannover sich trennten, forderte sie Hannover zurück, ist aber bis itzt unter allerlei Vorwänden herumgezogen worden.

— Seit Michaelis 1823 bis Weihnachten 1846 sind, nach ämtlichen Nachweisungen, für die neuen Gebäude des brittischen Museums und für den

Digitized by Google

Ankauf neuer Bilder nicht weniger als 606,500 Pfd. Sterl. (6,065,000 fl. C. M.) verausgabt werden.

— O'Connel ist in Begleitung seines Sohnes nach Italien gereist, um unter milderem Himmel seine Gesundheit wieder herzustellen.

— Der „Verein zur Unterdrückung des Lasters" hat der königlichen Akademie der Künste ein Gesuch eingereicht, sie möge einen Befehl erlassen, daß sich die Künstler künftighin nicht mehr nach lebenden Modellen bilden sollen.

Frankreich. Ein Transport Recruten, der durch Dreux marschirte, erhielt seine Rationen. Da rief Einer von ihnen: „Meine Kameraden, ich glaube, wir essen zu viel, während Andere hungern; nehmen wir nur das Nothwendige und geben wir das Uebrige den Armen." Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen und die Armen reichlich gespeist.

— Von der Eisenbahn von Amiens nach Boulogne ist die Section, nach Abbeville, vollendet. Der Schienenweg führt vor dem Trappistenkloster vorbei. Die Eisenbahn vor ihren Fenstern konnten die weltmüden Mönche nicht ertragen; sie verkauften ihr Besitzthum und sind nach Auvergne gezogen.

— Am 17. März starb in Paris der ausgezeichnete Caricaturist J. J. Grandville, der durch mehrere seiner Werke, besonders durch „die kleinen Leiden des menschlichen Lebens" auch in Deutschland rühmlich bekannt ist. Er war im Jahre 1804 zu Nancy geboren und sein eigentlicher Name J. J. Gérard. Die Ursache seines Todes war der Gram. Er hatte im Jahre 1842 seine erste Frau und zwei Knaben, die beiden letzten in einem Alter von 4 Jahren verloren. Der einzige übriggebliebene Knabe starb vor wenigen Wochen plötzlich, gerade als er das 4. Jahr zurückgelegt hatte, und obgleich der Künstler von seiner zweiten Frau einen Sohn hat, erfüllte ihn der Verlust des letzten Ueberbleibsels seiner ersten Ehe mit solcher Verzweiflung, daß er nach zwei Monaten in's Grab sank.

— Am 24. März starb zu Nancy in seinem dreiundsiebzigsten Lebensjahre General Drouot, einer der reinsten und liebenswürdigsten Charaktere der französischen Kaiserzeit. In Egypten lernte ihn Napoleon zuerst kennen, und machte ihn 1808 zum Obersten seiner Garde-Artillerie zu Fuß. In dieser Eigenschaft trug er wesentlich zum Gewinn aller Schlachten bei, und Napoleon erklärte auf St. Helena, daß es keinen bessern Kavallerie-General geben könne, als Murat, aber auch keinen bessern General der Artillerie, als Drouot. 1814 begleitete er Napoleon nach Elba und widersetzte sich dort lebhaft seiner Rückkehr nach Frankreich; als aber seine Ermahnungen ohne Erfolg blieben, schiffte er sich mit ihm ein, und befehligte den Vortrab. Am 14. Juli 1815 in der Proscription mit einbegriffen, floh er nicht, wie die Andern, sondern stellte sich als Gefangener in der Abtei, um gerichtet zu werden. Bei seinem Verhör vertheidigte er sich mit Würde und Freimüthigkeit und schloß mit den Worten: „Glauben Sie jedoch, daß mein Blut für die Ruhe Frankreichs nöthig sei, so sterbe ich mit Freuden." Diese antike Größe wirkte so sehr auf seine Richter, daß ihn nur drei zum Tode verurtheilten, die übrigen Vier ihn losspraçhen. Hierauf begab er sich nach Nancy und wies alle Anerbietungen von Ehrenstellen und Pensionen standhaft zurück. 1830 übernahm er für einen Augenblick den Oberbefehl der Ost-Armee, trat jedoch bald freiwillig in's Privatleben zurück. — Drouot war religiös und trug auf allen seinen Feldzügen eine kleine Bibel bei sich, aus der er in freien Augenblicken las. Napoleon nannte ihn nur „den Weisen" und sagte von ihm: „Drouot ist ein Mann, der mit 40 Sous den Tag so zufrieden leben würde, als mit den Schätzen des Großmoguls. Seine Sittlichkeit, Rechtschaffenheit und sein einfacher, schlichter Charakter würden ihn selbst in der Zeit der römischen Cincinnate ausgezeichnet haben." Sein Leben und sein Tod haben dieses Urtheil gerechtfertigt. Napoleon bedachte ihn in seinem Testamente mit 100,000 Franken. Diese, so wie sein eigenes Vermögen, vertheilte er an die Armen. So blieb ihm in seiner Gebrechlichkeit nichts, als seine Pension, die er gleichfalls so reichlich mit den Dürftigen theilte, daß sich einst an einem bitterkalten Wintertage kein Pfennig Geld im Hause vorfand. Mehrere Arme waren vor seiner Wohnung versammelt und heischten die gewohnte Gabe. So ließ er denn seine Generals-Uniform und seine Epauletten von Waterloo verkaufen, und befriedigte dann ihre Ansprüche. In seinem Testament hat er ausdrücklich verordnet, ihn ganz einfach ohne alle militärischen Ehren zu bestatten, und ihn neben seine Eltern (der Vater war ein Bäcker zu Nancy) zu legen.

— Am 20. März starb zu Paris Demoiselle Mars, die berühmte Schauspielerin im achtundsechzigsten Jahre. Am 26. März fand ihr Leichenbegängniß Statt. Gegen 20,000 Personen folgten der Leiche. Die Ecken des Bahrtuches wurden getragen von De Kératry, Pair von Frankreich, Viennet, Pair von Frankreich, Auber, Direktor des kön. Konservatoriums, und Samson, Vicepräsident des Vereines der dramatischen Künstler. Voran gingen Liadières, Deputirter und Ordonnanzoffizier des Königs, und der Baron Taylor. Hieran schlossen sich das sämmtliche Personal aller Theater, viele große Schriftsteller, mehrere tausend Künstler jeder Art; dann 40 Kutschen mit allen Künstlerinen des Theatre francais in tiefer Trauer. Am Begräbnißtage blieb dieses Theater, dessen Mitglied sie einst gewesen war, geschlossen. Wir werden ihre Biographie und ihr Portrait im nächsten Hefte liefern.

— Der Corsaire-Satan hat schon wieder einen Injurien-Proceß auf dem Halse. Der abgetretene Director des Odeon-Theaters, Herr Bocage, den dieses Blatt während seiner einjährigen Geschäftsführung unerbittlich verfolgte, hat alle seine Beschwerden in eine Klage zusammengefaßt und nachgewiesen, daß seinem Geschäfte daraus bedeutender Schaden erwachsen sei, und deshalb 30,000 Franken Entschädigung verlangte; doch glaubt man allgemein, daß er seine Klage verlieren werde, da sonst jeder Schriftsteller gegen seine Kritiker mit einer Entschädigungsklage auftreten könnte.

— Während das Theatre historique Schillers „Kabale und Liebe" einstudirt, wird im Odeon Göthe's „Egmont" in Scene gesetzt. Man sieht, die Franzosen übersetzen auch, aber mit besserer Auswahl.

— Ein Pariser Spekulant hat ein Pianisten-Pulver erfunden, wie das Charivari sagt, nicht um den Ueberfluß von Klavierpaukern niederzuschießen, sondern um ihren Fingern die Feuchtigkeit zu nehmen, wodurch sie genöthigt sind, sich jeden Augenblick ihre unsterblichen Hände abzuwischen.

Dännemark. Am Abend des 21. März ereignete sich in dem königlichen National-Theater zu Kopenhagen ein furchtbares Unglück. Der Kronleuchter hängt unter einem sehr hohen Plafond in der Mitte des Saales; in dem Plafond befindet sich eine große Oeffnung, durch die der Kronleuchter hinauf- und herabgelassen wird. Vor dem Anfang eines jeden Aktes wird er in die Höhe gezogen, so daß er aus dem Saale verschwindet und es den höhern Logen und der letzten Gallerie gestattet, ohne Hinderniß auf die Bühne zu sehen. Am Ende jedes Aktes wird er wieder herabgelassen. Dies geschah denn auch an jenem Abende nach dem ersten Akte, aber mit so reißender Schnelligkeit, daß er auf die Sperrsitze herabstürzte, die starken eichenen Lehnen derselben zerschmetterte und zehn Personen gefährlich verwundete, die bewußtlos hinweggetragen wurden. Mehr als 100 Personen wurden von dem umherspritzenden Oel begossen und eine Menge Damen an allen Enden des Saales fielen in Ohnmacht. Die Vorstellung wurde sogleich unterbrochen und sobald das Theater geräumt war, schritt der Polizei-Commissär und die Theater-Direktion zur Untersuchung. Der Kronleuchter war in der besten Ordnung und alle Stücke fest; aber von den vier Arbeitern, die ihn zu handhaben beordert sind, waren nur zwei gegenwärtig gewesen, und ihre Kraft hatte nicht ausgereicht, ihn zu halten; auf diese Weise war er herabgestürzt.

Niederland. In dem neuen Criminal-Coder, den die Regierung der ersten Kammer der Generalstaaten vorgelegt hat, finden sich in Betreff des Duell's folgende Bestimmungen: Für jede Herausforderung ein Monat Gefängniß und 100 — 500 fl. Geldbuße; für Annahme der Herausforderung ein Monat Gefängniß und 25 — 100 fl. Geldstrafe; Veranlassung von Personen zum Duell, 1 — 6 Monate Gefängniß und 100 — 500 fl. Strafe; für Tödtung im Duell vier bis siebenjähriges Gefängniß oder zwölfjähriges Exil; für Verwundung im Duell fünf bis siebenjährige Verbannung. Zeugen beim Duell werden nicht bestraft, um die Duelle ohne Sekundanten abzuschaffen.

Belgien. Das Branntweinbrennen aus Kartoffeln ist bei Strafe von 500 — 1000 Franken bis zum 1. September d. J. verboten; für Rückfälle wird die doppelte Strafe gezahlt.

Preußen. Auf dem Bahnhofe der Potsdam-Magdeburger Eisenbahn ist die Einrichtung getroffen, daß Briefe bis zehn Minuten vor Abgang des Zuges aufgegeben werden können, und dann noch auf richtige Beförderung rechnen dürfen.

— In Berlin ist der Hauptmann Burg zum Major befördert worden. Daran ist freilich nichts Merkwürdiges, als — daß er ein Jude ist.

— In Schlesien ist bei Wittgenau, im Kreisbezirk Grünberg, seit beinahe drei Wochen ein Braunkohlenschacht in Brand gerathen, ohne daß man bisher die Unterdrückung dieses Brandes zu bewerkstelligen vermochte.

Baden. Auch Baden hat sein nothleidendes Gebirge, wie aus einem Schreiben des Abgeordneten Buß hervorgeht, worin es heißt: „Ich komme vom obern Schwarzwalde; die Noth hat mich hinaufgerufen und meine Pflicht: beide haben die Vollmacht erweitert, die mir dieses fromme, biedere, arme Volk für den Landtag gegeben. Und vertreten will ich es in seinen gegenwärtigen Leiden auch bei euch, liebe Landsleute, und bei euern Herzen. Ich selbst habe den Jammer gesehen und die Noth in den Hütten der Armuth, und die dumpfe Ergebung dieses an so mannigfache Entbehrung gewöhnten, sonst so kräftigen Waldvolkes. Ich habe selbst gesehen, wie da im Hungerfieber liegt eine Mutter, neben ihr Kinder in solcher Schwäche, daß sie nicht mehr aufstehen können vom Lager des Jammers, wie dort ganze Familien kaum das ärmliche Bett verlassen, weil sie ohne Heizung, Nahrung und Arbeit, darin noch am leichtesten überstehen zu können glauben; ich habe an Ort und Stelle gesehen, wie vor Hunger die Kinder geschwankt in der Schule, in welche sie ohne Schuhe und Strümpfe durch tiefen Schnee gewandert; wie Bettler vor der Thür erschöpft umgesunken, wo sie den Bissen für ihren Hunger erwartet; ich habe selbst gesehen und vernommen, wie da in einem Orte die Armen, oft die Hälfte der Einwohner, leben von ausgebrühtem Mangoldkraut, ohne Salz und Schmalz, in anderen von Kleie mit heißem Wasser angegossen und mit höchstens etwas Milch versetzt, oder von einer Brühe aus einem Bischen Mehl in warmem Wasser ohne Fett und Salz angerührt, von Brod keine Krume und von Fleisch keine Spur, seit man die alten zusammengekauften Pferde geschlachtet und verzehrt hat. Und so elend lebt auf den Höhen des Schwarzwaldes fast

die Hälfte des Volkes; dort baut es sonst Kartoffeln und Hafer, von denen es genügsam sich nährt; beide sind aber leider in den zwei letzten Jahren mißrathen.

Pesth. Die mit dem Aufbau des neuen Theaters beauftragte Commission hat für den bestanerkannten Bauplan einen Preis von 100 Dukaten ausgesetzt.

Wien. Am 28. März hat der türkische Gesandte am österreichischen Hofe, Schekib Effendi Excellenz, die Schule der in Wien ansässigen türkischen Israeliten mit einem Besuche beehrt, und ist selbst bis zum Schluße der Prüfung geblieben. Er sprach sich sehr schmeichelhaft über die Fortschritte der Schüler aus, ermunterte sie freundlich zum Fleiße und zur Ausdauer, versprach seinem Herrn, dem Sultan, darüber zu berichten, und sprach mit Zuversicht die Hoffnung aus, daß den Zöglingen nach vollendeten Studien Anstellungen im Dienste der Pforte zu Theil werden würden. — Wahrlich! die Civilisation gefällt sich in wunderlichen Sprüngen.

Prag. Hier starb der rühmlichst bekannte Schriftsteller, Herr Ladislaus Tarnowsky, nach kurzer Krankheit. Er lieferte in die meisten deutschen Zeitschriften werthvolle Beiträge, und auch unser Blatt verliert an ihm einen geschätzten Mitarbeiter. Seit einem Jahre hatte er die Redaktion der Prager Zeitung übernommen, und auch in diesem schwierigen Fache seine bewährte Tüchtigkeit nicht verleugnet. Friede seiner Asche!

Damen-Bibliothek.

Die in London am 2. März eröffnete erste französische Freimaurer-Loge führt den Namen „zur Duldung" und läßt Frauenzimmer als — Brüder zu. Nun, wenn itzt das Geheimniß nicht an den Tag kommt —!

Die „Anführerin des weiblichen Landsturmes" aus dem Illierthal, Kanton Wallis, Maria Rey-Bellet, läßt in der Simplon-Zeitung ein Schreiben an alle katholischen Frauen und Mädchen der Schweiz abdrucken, durch welches sie dieselben auffordert, sich militärisch zu organisiren. „Zu einer Zeit," — schreibt die Heldin — „da wir so viele Männer Sansculotten werden sehen, ist es nöthig, daß wir uns waffnen und an ihre Stelle treten." Zuvörderst will sie, daß ein weiblicher Kriegsrath gebildet werde.— Nun, Rednerinen werden daselbst genug anzutreffen sein, desto weniger Zuhörerinen.

König Philipp II. von Spanien schickte einst in einer Anwandlung galanter Laune seiner dritten Gemalin, Anna von Oesterreich, der Tochter Kaiser Maximilians II. in einer goldenen Schüssel einen Salat, begleitet von folgendem Schreiben. „Mein herzgeliebtes Weib! Im Anschluß erhältst Du hier einen Salat, der Dir hoffentlich gut munden wird. Ich habe ihn selbst angemacht, möge er Dir recht wohl bekommen. Du siehst, ich habe zu Allem Talent, sogar zur Kochkunst." Dieser königliche Salat bestand aber nicht aus den gewöhnlichen Ingredienzien, sondern aus kostbaren Edelsteinen. Die Topase sollten das Oel bedeuten, die Rubine den Essig, die Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragde die grünen Blätter. Dieser Salat soll auf 16,000 Dukaten geschätzt worden sein.

Die jungen Damen in England. (Theat. Zeit.) Mancherlei wurde seit Jahren über die jungen Damen Englands in Reisebeschreibungen, Romanen u. s. w. geschrieben; nirgends fand man aber den Zeitpunkt angegeben, von welchem an, die englische junge Dame" eigentlich in die große Welt tritt und bemerkt wird. Eine der jüngsten Nummern eines vielgelesenen englischen Blattes theilt hierüber interessante Notizen mit. — Man liebt in England Ruhe, — so heißt es dort — und eben deshalb verbannt man die Kinder in einen besondern Flügel des Hauses. Bis in ihr 17. Jahr sind die Mädchen regelmäßig von der Mittagstafel der Eltern ausgeschlossen und müssen für sich allein speisen. Die unvernünftige und der Gesundheit schädliche Sitte, um 6 oder 7 Uhr Abends zu Mittag zu speisen, macht diese Trennung der Kinder von der elterlichen Tafel gewissermaßen nothwendig. Haben einige Jahre ihre Fülle von Belehrung, Artigkeit, französischen Redensarten und Anmuth über das junge Wesen ausgeschüttet, und fängt man an, zweifelhaft zu werden, ob man es Kind, Mädchen oder junge Dame nennen soll, so steht ihm der Weg in den elterlichen Salon offen. Doch sitzt sie, so lange sie noch nicht förmlich out ist, als ziemlich unbeachtete Person überall im Hintergrunde, selbst wenn junge Herren sich schon längst versucht fühlen, ein artiges Wort an sie zu richten. Endlich kommt jener glückliche Zeitpunkt, wo die letzten Schranken fallen,— das 17. Jahr. Oft wird auch ein Geburtstag oder sonst ein Fest benützt, jene gesellschaftliche Mündigkeit zu proclamiren. Sind es sehr vornehme, in der Gesellschaft bekannte Damen, so findet man ihr „coming out" auch in den Journalen angekündigt. Ein junges Mädchen, das out ist, nimmt nun mit ihrer Mutter an der Familientafel Theil und erscheint mit ihr im Salon. Bei Tische muß sie ihre Hand bisweilen im Tranchiren versuchen, damit sie sich in einer für England so wichtigen Kunst übe; sie kann jetzt auch bei Tische ihre Einfälle und Bemerkungen ungenirt los lassen. Bei allen Einladungen zu Diners, Bällen, Soiréen u. s. w. ist das Töchterchen mit eingeschlossen. Ihr Name nimmt Platz auf ihrer Mutter Visitekarten und unnennbare Ehrenbezeigungen regnen auf sie herab. Die drei inhaltschweren Worte „She is out" tönen schon reizend und majestätisch. Manche strenge oder politische Mutter läßt ihre Tochter lange nicht out kommen, wohl über das 17. und 18. Jahr hinaus. Mit dem Tage des Eintritts in den Salon ist die junge englische Dame auch schon heiratsfähig; ist sie reich und hübsch, so wird sie gewiß auch bald verheiratet.

Am 14. März starb in St. Josse-ten-Noode bei Brüssel ein gewisser Herr de Croismare, seit 1836 Beamter des belgischen Finanzministeriums. Nach seinem Tode entdeckte man mit nicht geringem Erstaunen, daß der Verstorbene, welcher aus Frankreich herstammt und früher als Offizier mehrere Feldzüge mitgemacht, ein — Frauenzimmer sei.

Amerikanische Blätter melden, daß in der Schlacht bei Monterey eine Abtheilung mexicanischer Lanzenreiter von einem Weibe, Namens Dos Amades, befehligt worden sei. Der Name gebührt der Heldin, denn er bedeutet im Spanischen „ein doppelter Amadis".

Das Münchner Tagblatt empfiehlt die Walderdbeeren als untrügliches Mittel gegen die Sommersprossen. „Eine chemische Untersuchung der Walderdbeeren," sagt dasselbe, „und mehrere zur Zeit ihrer Reife damit angestellte Versuche haben es bewiesen, daß reife Walderdbeeren, vor dem Schlafengehen zerquetscht, auf die von Sommersprossen befleckten Theile des Gesichts gelegt und erst am folgenden Morgen wieder abgewaschen, die Sommersprossen vertreiben, und zwar so, daß sie nicht wieder kommen.

Ein armes Fräulein hatte vor einigen Jahren das Glück, die Gemalin eines sehr reichen und liebenswürdigen Edelmannes zu werden. Kein Mensch konnte sich in diese Heirat finden, selbst die scharfsinnigsten Leute nicht, die Alles ergründen können. Das Fräulein war sehr jung, aber dabei weder schön noch reich. Neulich gab sie jedoch in einer neugierigen Gesellschaft ihre Heiratsgeschichte zum Besten. „Ich war," sagte sie, „mit meiner Tante, die mich, wie Sie wissen, erzogen hat, auf einem Balle. Aus jugendlichem Leichtsinn trank ich ein Glas Wasser auf die Hitze. Die Tante sah es, sprang auf mich zu, und gab mir vor der ganzen Gesellschaft ein Paar Ohrfeigen. Ich wußte erst nicht, wie mir geschah; als ich mich besann, küßte ich meiner Tante die Hand, fiel ihr um den Hals, und bat sie um Vergebung meiner Unvorsichtigkeit. Obgleich meine Pflegemutter streng war, so war sie doch im Grunde sehr mütterlich gegen mich gesinnt, und es fiel mir gar nicht ein, dieser Correction wegen mit ihr zu schmollen. Mein Betragen rührte das Herz meines nunmehrigen Mannes, der von der Gesellschaft war, und augenblicklich beschloß, um mich anzuhalten und mich nach seiner Hand zu ziehen. Er tanzte und sprach den ganzen Abend viel mit mir, und brachte mir eine sehr gute Meinung von seinem Verstande und seinem Herzen bei. Etliche Tage darauf kam er zu meinen Pflegeeltern, hielt um mich an, und bekam das Jawort. „Avis au lecteur!"

Der neue Orpheus. Auf der Insel Majorka (Spanien) sollen sich vor Kurzem im buchstäblichen Sinne des Wortes vier Frauenzimmer um einen Mann dergestalt gerissen haben, daß der Unglückliche wirklich in Stücke zerrissen wurde; wenigstens ist es gewiß, daß das unglückliche Opfer das Leben einbüßte, und daß eine der liebenden Megären sich einen Arm des Heißersehnten als Reliquie-Amulet mit nach Hause nahm.

Was lieben die Frauen am meisten?

In einem Männerzirkel warf man die Frage auf:
„Was liebt die Frau am höchsten in ihrem Lebenslauf?"
Der Eine sagt, das Putzen, der And're meint, den Mann;
Der Dritte glaubt das Tanzen, der Viert', die Kaffeekann;
Der Fünfte gar, das Schielen, der Sechst', das Raisonniren!
Doch wollte keine Meinung zu einem Einklang führen.
Ein alter Mann, der dies alles mit anhörte,
Mit einem schlauen Lächeln sich zu den Streitern kehrte:
„Was jeder hier behauptet," so sprach er, „meine Herr'n,
Das liebt wohl jedes Weib und thut's von Herzen gern;
Doch was ihr höher gilt, als selbst das Raisonniren,
Es ist, — der Frauen hatt' ich vier, — es ist das Commandiren."

Und Jeder sprach betroffen:
„Der hat's getroffen."

Erheiterungs-Salon.

Pech und Sau. Ein Engländer, der der deutschen Sprache nicht vollkommen mächtig ist, wurde zu einer Soirée bei einem hohen Kavalier eingeladen. Im Spielzimmer einer Partie Whist zusehend, hört er die Spieler bald die Worte: „Was für Pech habe ich heute," bald: „welch eine fürchterliche Sau," ausbrechen. Neugierig, was diese Worte wohl bedeuten mögen, fragt er einen der Umstehenden und dieser erzählt, daß Pech Unglück, und Sau Glück bedeute. Bald darauf begibt er sich in den Tanzsaal, und kaum eingetreten, nähert sich ihm der Herr des Hauses und fragt ihn freundlich, ob er schon mit seiner Tochter getanzt habe. „Excellenz," entgegnete der Sohn Albions, sich verbeugend, „der Sau habe ich noch nicht gehabt."

Ein berühmter Advokat in London hat sein ganzes Vermögen dem Irrenhause vermacht. Er sagt darüber in seinem letzten Willen: „Ich habe diesen Reichthum blos Narren zu verdanken, die gern prozessiren; es ist also billig, daß ich ihren Leidensbrüdern eine bessere Versorgung zuwende,

Digitized by Google

da ich des Geldes nicht mehr bedarf. Ich erstatte nur, was ich von ihnen empfangen."

Der Direktor des zoologischen Gartens in Berlin erhielt dieser Tage von einem Grenadier ein Schreiben folgenden Inhalts: Herr Professor, gelehrter Herr Doktor, Ew. Wohlgeboren werden sich Ihnen sehr verbindlich machen, wenn Sie mich eine Einladungskarte zum Besehen der wilden Thiere, Ungeheuer und Affen verschaffen, von denen Sie doch der Oberste und Geheime-Rath sind.

Als Napoleon zum Consul auf Lebenszeit erwählt werden sollte, ließ der General St. Hilaire sein Corps aufmarschiren. „Kameraden!" sagte er mit Pathos, „das Volk hat berathschlagt, ob der General Bonaparte lebenslänglicher Consul sein soll. Die Meinungen müssen frei sein! Um Alles in der Welt möchte ich auf Eure Stimmen keinen Einfluß üben. Indessen muß ich Euch doch sagen, daß ich den Ersten, der nicht zu seinen Gunsten sich entscheidet, vor der Fronte des Regiments erschießen lasse. Es lebe die Republik und die Freiheit!"

Ein deutscher Regent besuchte einst seine Landesuniversität. Bei einer der vielen Feierlichkeiten, welche deshalb veranstaltet wurden, stellte ein Minister ihm sämmtliche Professoren im großen Schulsaale vor. Dabei bemerkte das spähende Auge des Fürsten einen Professor, der einsam in einer Fensternische stand, ohne sich ihm vorstellen zu lassen. Befremdet darüber, ging er zu ihm und fragte: „Wer sind Sie?" — „Ew. Durchlaucht," antwortete der Gelehrte, den diese Anrede in sichtliche Verwirrung brachte, mit hoch errötheten Wangen, „ich—ich—bin—bin—bin Pro—Professor—von—von der—deut—deutschen—Be—Be—redt—samkeit."

Ein Arzt in Leipzig hatte beim ersten Examen das Unglück gehabt, von zehn ihm vorgelegten Fragen nur vier richtig zu beantworten, weshalb er durchfiel; beim zweiten Examen hatte er nur drei und beim dritten nur zwei Fragen richtig beantwortet. „Meine Herren," sagte einer der Examinatoren zu den andern, „wir müssen den Patron zum Doktor machen, sonst vergißt er auch noch das Bischen und weiß dann beim fünften Examen gar nichts mehr." Gesagt, gethan. Er wurde richtig Doktor.

Kürzlich ging ein junger Berliner Stutzer mit gar keinen Augenbrauen, aber gewaltigem Schnurrbart, stolz an zwei Eckenstehern vorüber. „Du!" rief der eine dem andern zu, „Du, kiek mal an, dem sind jewiß de Ojenbraunen unter de Nase jewachsen."

Unter den vielen Rekruten, welche — namentlich Sonntags — der Militär-Musik an der Hauptwache in Berlin mit aufgesperrtem Munde und gespitzten Ohren beiwohnen, beobachtete letzthin Einer lange den Posaunenbläser mit gespannter Aufmerksamkeit, bis er endlich im Bewußtsein einer Gefälligkeit auf ihn zuging, mit der Aeußerung: „Dös müeßt de sche veerheet sein, wenn dös Ding nöt raus gang." Er meinte nämlich, der Musiker wolle den untern Theil der Posaune herausziehen, und schiebe so lange, bis es ginge.

Leidiger Trost. (Theaterzeitung.) Der Küster einer Pfarrkirche verlangte von einem unglücklichen Amputirten einen halben Gulden für das Eingraben des abgeschnittenen Beines in die Erde. Der arme Mensch beschwerte sich höhern Orts, erhielt aber den Bescheid: man könne ihm diese Zahlung nicht nachlassen, werde sie aber von den Kosten abziehen, wenn sein übriger Körper begraben würde.

Ein Russe ließ sich kürzlich die königlichen Gärten zu Pillnitz zeigen. Alles, was er sieht, scheint ihn nicht zu befriedigen und er antwortet, wenn sein Führer irgend eine Merkwürdigkeit zeigt, in seinem Patois: „Schön! sehr schön! aber bei uns viel schöner!" So gelangten sie denn auch zu den Bienenstöcken. Derselbe Ausruf des Russen wiederholt sich bei deren Anblick. Dem Führer war dies nachgerade langweilig und er fragt den Russen, inwiefern denn die Bienenstöcke schöner seien. „Der Stock? nein! aber der Bien!" Neugierig erkundigt sich der Führer nach dem Unterschied. „Bei uns," sagt der Russe, „der Bien sein so groß." Er bezeichnet die Länge von circa acht Zoll mit seinem Stock. „Aber," ruft der Führer, „da können ja die Bienen nicht in den Korb kommen, wenn sie so groß sind." „In der Korb?" entgegnete der Russe verblüfft. „Sie meinen nicht herein? Der Bien — er mu-uß!"

Im Journal de la librairie vom 18. März steht folgende Ankündigung: „Schiller's sammtliche Werke zweiter mit großter Sorgfalt verbesserte Ausage in 2 Banden." Man sieht, wie gründlich die Franzosen das Deutsche lernen.

Der Operateur in Verlegenheit. (Theaterzeitung.) In einem Provinzstädtchen kam jüngst ein an den heftigsten Zahnschmerzen leidender Mann zu einem Chirurgen und bat denselben, ihm den kranken Zahn auszuziehen. Der Chirurg rieth dem Patienten, sich narkotisiren zu lassen; dieser willigte ein und verfiel bald darauf in Bewußtlosigkeit. Als nun aber der Zahnarzt den schadhaften Zahn ausziehen will, bemerkt er erst, daß er vergessen hat zu fragen, welcher es sei. Er muß also warten, bis der Patient aus seiner Extase erwacht, fragt ihn dann und versetzt ihn neuerdings in die Narkose.

Medicinisches Problem. Doktor Hill, gekränkt von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London, die ihm die Aufnahme als Mitglied versagte, rächte sich durch einen Scherz ganz neuer Art. Er adressirte an den Sekretär der Akademie, unter dem erdichteten Namen eines Arztes aus der Provinz, die Erzählung einer Kur, die er kürzlich gemacht habe. „Ein Matrose," schrieb er, „brach ein Bein. Zufällig war ich gegenwärtig, ich fügte die Theile des zerbrochenen Beines genau zusammen, und nachdem ich sie stark mit Bindfaden umwickelt hatte, begoß ich sie fleißig mit Theerwasser. In kurzer Zeit spürte der Matrose die Wirkung des Mittels, und bediente sich seines Beines nach wie vor." Zu derselben Zeit machte Barkeley, Bischof von Cloynen, sein Buch über die Wirksamkeit des Theerwassers bekannt; ein Werk, das viel Aufmerksamkeit erregte und die Aerzte entzweite. Der Bericht des Doktors wurde sehr ernsthaft in einer öffentlichen Versammlung der königlichen Akademie vorgelesen, und man stritt sich dabei mit dem größten Zutrauen auf diese wunderbare Kur. Die Einen sahen darin einen auffallenden Beweis der Vortrefflichkeit des Theerwassers; die Andern behaupteten, daß entweder das Bein nicht wirklich gebrochen gewesen oder die Heilung nicht so geschwind erfolgt sei. Man schrieb und druckte dafür und dagegen, als die Akademie einen zweiten Brief erhielt, der dem Sekretär schrieb: „In meinem letzten Briefe habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß das zerbrochene Bein des Matrosen ein hölzernes Bein war." Der Scherz wurde bald in ganz London bekannt, und belustigte lange Zeit auf Kosten der königlichen Akademie.

Caricaturen.

Die neueste Wagenfaçon.

Außerordentliche Wirkungen des Schwefel-Aethers gegen Gardinenpredigten.

Patient: „O! welche angenehme Musik! welche herrliche Träume!

Digitized by Google

Wissenschaftliches.

Unter dem Titel: „Die Gestirne und die Weltgeschichte; Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit, von F. Y." ist im vorigen Jahr in Breslau, Verlag von August Schulz, eine kleine Schrift erschienen, die auf der bekannten Theorie von der Fortpflanzung des Lichtes beruhend, die Raumverhältnisse der Planeten und einiger Fixsterne zu unserer Erde durch einen Blick auf die Zeiträume zu erläutern sucht, die den astronomischen Berechnungen zufolge, das Licht gebraucht, um von diesen Weltkörpern bis zu uns zu dringen. So braucht das Licht der Sonne 8 Minuten — d. h. das Sonnenlicht wird uns erst sichtbar, nachdem die Sonne bereits vor acht Minuten aufgegangen — das des Jupiter 52 Minuten, das des Uranus zwei Stunden, das eines Sternes erster Größe drei bis zwölf Jahre, zweiter Größe zwanzig Jahre, und so weiter bis zu den Sternen zwölfter Größe, von welchen ein Lichtstrahl, um bis zu uns zu gelangen, angeblich nicht weniger als vierhundert Jahre Zeit gebraucht. Der Verfasser fügt nun hinzu, daß, wenn diese Beobachtungen des Lichtes umgekehrt werden, d. h. wenn man sich das Licht und die Erscheinungen der Erde denkt, wie sie von einem Bewohner anderer Planeten oder eines Fixsternes beobachtet werden, und wenn man zugleich annimmt, die Bewohner eines dieser entferntesten Weltkörper seien mit allen Hilfsmitteln ausgestattet, um nicht blos das Licht, sondern auch die auffallenderen Veränderungen der Erde zu beobachten, so folge daraus auch nothwendig, daß die Sündfluth in diesem Augenblicke noch auf einem Stern 12. Größe beobachtet werden könne, während die Bewohner eines andern, uns näheren Sternes in diesem Augenblicke vielleicht das Schauspiel der Zerstörung Sodoms und Gomorrha's haben (wobei sie auch noch den Patriarchen Abraham, Lot und dessen noch nicht zur Salzsäule gewordene Frau erblicken können), noch Andere uns wieder etwas Nähere, mit Plinius dem Aeltern zusammen, die Einäscherung von Herkulanum und Pompeji beobachten, und endlich gar die Bewohner der „Vega" irgend eine Illumination bewundern, die vor einigen Jahren stattgefunden hat. — Man muß gestehen, diese neue Ansicht versinnlicht gewissermaßen die Idee von der Allgegenwart Gottes nicht blos im Raume, sondern auch in der Zeit.

Medicinisches.

Die Londoner militärische Zeitung stellt die Behauptung auf, Regimenter, die Schnurrbärte tragen, seien Lungenentzündungen weniger ausgesetzt, als die ohne Schnurrbärte, weil sie der Winterluft einen Theil ihrer Kälte benehmen, ehe sie durch die Nase in die Lunge eindringt. Daß der Halsbart das beste Schutzmittel gegen Halsentzündungen sei, ist schon lange bekannt.

Dr. Warburger in Wien soll eine vegetabilische Tinktur gegen das Wechselfieber erfunden und damit bereits an mehr als 160 Kranken gelungene Versuche gemacht haben.

Der bekannte Mechaniker Karl Baunscheidt zu Poppelsdorf bei Bonn hat ein neues chirurgisches Instrument, einen künstlichen Blutegel, erfunden, der die Natur des Thieres auf das Vollkommenste nachahmt. Mit dieser Erfindung haben sich bekanntlich Franzosen, Engländer und Deutsche schon lange vergeblich abgemüht.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 22. März wurde eine neue Erfindung zur Sprache gebracht. Ein Militär-Wundarzt in Neapel, Cervelleri, hat das Mittel erfunden, den Blasenstein durch Anwendung der Elektricität zu zermalmen. Er erzählt einen Fall, wo dieses Mittel mit vollkommenem Erfolg angewendet wurde. Der Blasenstein wurde mit dem Drahte einer voltaischen Batterie in Verbindung gebracht und binnen ½ Stunde auf schmerzlose Weise so weit zermalmt, daß er auf natürlichem Wege ausgeschieden wurde. Freilich bisher nur ein Fall.

Statistisches.

Daß die Deutschen itzt einen nicht zu verachtenden Theil der Nordamerikanischen Bevölkerung ausmachen, beweist die Anzahl der deutschen Zeitungen. In New-York erscheinen 5, in Philadelphia 2, in Baltimore 2, in Cincinnati und Columbus 2, in New-Orleans 2, in Reading 2; jedes County (Grafschaft) hat außerdem sein eigenes deutsches Blatt. Auch im fernen Milwaukin kommt eine deutsche Whigzeitung heraus.

Welchen wohlthätigen Einfluß die Mäßigkeits-Vereine in Nord-Amerika und namentlich im Staate Massachusetts auf die Sittlichkeit und den Wohlstand der Bevölkerung ausüben, erzählt Galignani's Messenger. „Die Armensteuer, die der Staat Massachusetts in frühern Zeiten aufzubringen hatte, belief sich auf 400,000 fl. C. M. jährlich. Nach der Errichtung der Mäßigkeits-Vereine fiel der Betrag im Jahre 1811 auf 272,000 Gulden, im Jahre 1813 auf 82,000. Bis auf den heutigen Tag sind daselbst 36,700 ausgemachte Trunkenbolde gebessert und zu nützlichen Staatsbürgern umgeschaffen worden. In dem Armenhause der Stadt Worcester in Massachusetts waren ursprünglich 169 Arme, itzt nur 11; auch die Spitäler sind nicht so bevölkert, wie in frühern Zeiten. Die Stadt Worcester hat, um ihre Dankbarkeit zu beweisen, der Mäßigkeits-Gesellschaft daselbst eine jährliche Rente von 1000 fl. C. M. ausgesetzt.

Nach der Mittheilung des Blindeninstituts-Direktors Zeune gibt es in der preußischen Monarchie beiläufig 10,000 Blinde, so daß etwa auf 1100 Sehende ein Blinder gerechnet werden kann. Bemerkenswerth ist es, daß von diesen Blinden nur ⅔ vor dem fünfzehnten Jahre, ⅓ aber nach demselben die Sehkraft verlieren, und es würde also hier ganz vorzüglich die große Anstrengung der jungen Leute in unsern Schulen und Fabriken in Anschlag gebracht werden müssen.

Um sich einen Begriff von der Großartigkeit Londons zu machen, reicht es hin zu wissen, daß es daselbst 70 Johannes-, 47 Jakobs-, 52 Königs-, 41 Neue-, 16 Königin-, 30 York-, 15 Wellington-Straßen gibt u. s. w. Der Fremde kann sich dort ohne Führer nicht zurecht finden.

In der Sitzung des Municipalrathes von Paris am 25. März trug Herr Duperrier seinen Jahresbericht über die statistischen Verhältnisse von Paris vor. Die Gesammtbevölkerung beträgt 1,053,897 Seelen. Diese vertheilen sich folgendermaßen: Ansäßige Bewohner 945,741; nicht ansäßige (Studirende, Reisende, rc.) 88,175; Garnison 19,701. Paris zählt 29,525 bewohnte, 341 unbewohnte, und 355 in Bau begriffene, im Ganzen also 30,221 Häuser. Die Anzahl der Miethwohnungen ist 571,960. Von der Gesammtbevölkerung ist mehr als die Hälfte unverheiratet, und zwar Männer 315,176, Frauen 210,251. Verheiratete sind 498,470, was 249,235 Ehepaare ergibt.

Der statistische Jahresabschluß der französischen Postverwaltung weist nach, daß im Jahre 1846: 121,915,000 Briefe durch die französischen Posten expedirt wurden, von welchen 3,330,000 als unbestellbar zurückblieben.

Die Zahl sämmtlicher Israeliten auf der Erde soll sich, nach Bernoulli, auf etwa 6 Millionen belaufen, wovon die Hälfte in Europa, also $^{1}/_{80}$ der Gesammtbevölkerung unseres Erdtheils. Von diesen 3 Millionen kommt wieder mehr als die Hälfte auf Rußland und Polen, 670,000 auf die österreichische Monarchie, nahe an 200,000 auf die preußische, etwa 130,000 auf die übrigen deutschen Staaten, 70,000 auf Frankreich, 53,000 auf die Niederlande, 41,000 auf Italien, 27,000 auf Großbritanien und Irland, und 16,000 auf Krakau (folglich hat Oesterreich itzt 686,000).

Entdeckungen und Erfindungen.

Unter den verschiedenen, nützlichen Anwendungen des Kautschuk ist keine so einfach und wichtig, als jene, die die Herren Fuller und De Bergue in London so eben erfunden und wofür sie ein Patent erlangt haben. Sie verbanden nämlich durch eine künstliche Einlegung einer gewissen Anzahl von Stoßfedern in eine Masse von massivem Gummi elasticum, die Einfachheit mit der Sicherheit. Diese neu erfundenen Federn übertreffen bei Weitem jene, die bisher an den Eisenbahn-Waggons waren verwendet worden. Während nämlich die bisherigen Stoßfedern eines Waggons vier Centner wogen, beträgt das Gewicht der mit Gummi elasticum überzogenen kaum 40 Pfund. Der von allen Seiten eingeschlossene Stahl ist weder einer Einwirkung der Hitze noch der Kälte ausgesetzt; kein Druck vermag die ursprüngliche Lage und Biegung der Feder zu verändern. Durch die vermehrte und geregelte Elasticität der sie umgebenden Masse ist der Druck und Gegendruck successiver, so daß bei einem Zusammenstoß zweier oder mehrerer Wagen die Erschütterung kaum wahrgenommen wird. Die Trefflichkeit dieser Erfindung ist so augenfällig, daß die Great Western-Bahn dieselbe augenblicklich bei ihren Waggons anbringen ließ, und mehrere andere Schienenwege Englands sind eben daran, sie gleichfalls zu benützen. Es ist nicht zu zweifeln, daß diese neue, auch auf Druck-, Häng- und Polsterfedern angewendete Erfindung bald allgemein werden wird.

Mit dem Müssiggang hat es itzt auf der Welt ein Ende, ruft der „Philanthrope" aus. Jeder muß arbeiten und verdienen, auch der Niagara und die Eisenbahn. Der majestätische Wasserfall Niagara ist genöthigt worden, wie Herkules zu spinnen, nämlich eine große Spinnmaschine zu treiben. Die Eisenbahn aber muß Butter machen. In Amerika hat man ein Butterfaß im Großen in Form eines Eisenbahnwagens eingerichtet; inwendig sind Stäbe, die die Milch zu Butter schlagen, und wenn der Wagen an den Ort seiner Bestimmung ankommt, ist die Milch in Butter verwandelt. (Humorist.)

Völkerkunde.

Die Stadt Moskau hat am 1. Jannar d. J. (nach altem Styl) ihr siebenhundertjähriges Jubiläum gefeiert. Doch wird das Jahr 1817 nur willkührlich als das Jubeljahr der Gründung dieser Stadt angenommen, da sie wahrscheinlich viel älter ist. Nur erwähnen sie die altrussischen Chronikenschreiber im Jahre 1117 zum ersten Mal, wo sie melden, daß der Fürst Georg mit der langen Hand (Dolgorukji — Langmanns) seine Bundesgenossen und Vasallen in Moskau bewirthete.

Der König und die Königin von Griechenland machen jährlich Reisen im Lande, und werden überall mit Jubel empfangen. Aus

Digitized by Google

weiter Ferne kommt das Volk mit Klagen und Bittschriften, der junge König hört einen Jeden an, läßt die Sache untersuchen, und so stiften diese Reisen viel Gutes; sie sind aber nicht besonders bequem, obgleich Alles gethan wird, um die Beschwerlichkeiten, die eine Reise in Griechenland darbietet, zu entfernen. Diener werden vorausgeschickt, Zelte zum Uebernachten werden errichtet, zwischen der wilden Felsen findet man die Tische gedeckt, der Champagner knallt, und Hirten und Hirtinnen tanzen auf der Ebene vor dem Zelte, während die Abendsonne die einsame Marmorsäule und das hohe Gebirge bescheint. Es ist eine Naturdecoration und ein Ballet, wie nur die klassische Scene, auf der einst die wirklichen Götter hervortraten, sie darbieten kann. Oft aber treffen auch große Unannehmlichkeiten, peinliche Augenblicke ein, wie vor einigen Jahren in einem Dorfe. Am Tage vor der Ankunft des Königes waren hier vierzehn Räuber gewesen. Als der König dieses erfuhr, setzte er mit seiner kleinen Leibwache ihnen gleich nach; die Königin, ihre Damen und einige Herren blieben zurück, den Ausgang ungeduldig abwartend. Der König traf indessen keinen der Räuber an; allein einige Bauern im Dorfe waren glücklicher, sie fingen mehrere der Räuber in der folgenden Nacht, schnitten ihnen, um kurz von der Sache zu kommen, die Köpfe ab, und kamen in der frühen Morgenstunde mit diesen in das Zelt des Königs und der Königin gelaufen. Bis jetzt soll der König nur ein Todesurtheil unterschrieben haben, und zwar über einen anerkannt abscheulichen Räuber. Die Griechen, welche kein Bedenken tragen, einem solchen Kerle den Kopf abzuschlagen, wollen doch nicht begreifen, daß die Landesgesetze solches gebieten können; zum Beweise erzählt man ein Ereigniß bei der Hinrichtung dieses Räubers. Die Regierung war genöthigt, einen Scharfrichter aus Malta zu verschreiben, denn kein Grieche wollte dieses Geschäft übernehmen. Der Räuber, von einer Wache und einem unzähligen Menschengewimmel begleitet, wurde nun nach dem Olivenwalde hinausgeführt. Als er aber hieher gelangt war und die deutschen Soldaten einen Kreis um ihn geschlossen hatten, protestirte er gegen die Hinrichtung. „Das sei etwas," sagte er, „woran man hier nicht gewöhnt sei," und fing dann an, mit dem Scharfrichter zu ringen. Es war schrecklich anzusehen; der Kampf dauerte ungefähr zwei Stunden und die Soldaten wagten es nicht, sich darein zu mischen. „Unsere Pflicht," sagten sie, „ist nur, aufzupassen, daß er nicht entkomme." Beinahe wäre der Scharfrichter vom Räuber geköpft worden; endlich aber sank dieser erschöpft und verwundet zur Erde, wo er den Todesstreich erhielt. Später soll der Scharfrichter heimlich ermordet worden sein.

In den Vereinigten Staaten liegt dem Sheriff (Kriminal-Richter) das Amt ob, den verurtheilten Verbrecher selbst aufzuknüpfen, wozu er, wenn er keinen Deputy hat, gewöhnlich einen andern, sehr häufig einen Neger miethet, ihm diesen unangenehmen Dienst abzunehmen.

Das Ihzen in Bremen. In Bremen wird bei einer Senatorwahl die Commission von vier Bürgern und vier Senatoren, welche dem Senate drei Candidaten vorzuschlagen hat, unter denen der neue Senator gewählt wird, alles Ernstes in ein Zimmer des Rathhauses, in die sogenannte Güldenkammer, eingeschlossen und nicht eher befreit, bis sie dem durch einen Klingelzug herbeigerufenen „Herrendiener" die Weisung ertheilen kann, daß sie ihr Geschäft beendigt habe. Dem Erwählten wird seine Erhebung durch den Silberdiener, das heißt den obersten Herrendiener, angezeigt, und gleichzeitig langt von Seiten der Rathskeller-Deputation eine reichliche Parthie der feinen Rheinweine und anderer edler Sorten des Rathskellers an. Die Zunft der Bäcker und Zuckerbäcker beeilt sich, auf die erste Kunde das Haus des Erwählten mit Allem, was sie Gutes vorräthig hat, zu überschütten, und aus der Nachbarschaft und Verwandtschaft ist Alles zu Handreichung und zu willfährigem Beistande herbeigeströmt, denn nun beginnt ein republikanisch großartiger Brauch. Der Erwählte hat sich unverzüglich in den schwarzen Staatsanzug mit schwarzseidenen Beinkleidern und Strümpfen geworfen, und es erscheint vor ihm Alles, was Bremer Bürger heißt, vom Bürgermeister bis zum geringsten Handwerker herab, sofern er seinerseits auch nur wenigstens einen schwarzen Frack anzulegen hat, um seinen Glückwunsch darzubringen. Jeder begrüßt den Senator in altdeutscher Weise mit einem kernhaften Handschlag, empfängt für den dargebrachten Glückwunsch eine möglichst verbindliche Erwiederung, und dann wird ihm durch einen der vielen Lohn- und Herrendiener ein Römer alten Rheinweins präsentirt, auf daß er mit dem angehenden Vater der Vaterstadt auf dessen Wohlergehen anstoßen kann. Für den Abend werden alle einigermaßen respectablen Bürger zur Cour, d. h. zu einer feierlicheren und umständlicheren Wiederholung der jetzt gleichsam extemporirten Aufwartungs-Scene eingeladen. Das ist das Bremer Ihzen.

Allerlei Curiosa.

Im Interesse der armen Austernliebhaber, welche mit banger Besorgniß in die Zukunft sehen, weil die Austern von Jahr zu Jahr theurer werden, und, wie Sachverständige behaupten, wohl gar in nicht zu ferner Zukunft aussterben dürften, hatte sich im vorigen Jahre in Frankreich eine Actiengesellschaft mit einem Capital von eine Million Franken gebildet, welche die patentirte Erfindung eines Herrn Carbonnet ausbeuten wollte, dem es nach seiner Behauptung gelungen war, die Austern durch Kunst zu vermehren. Es wurden also künstliche Austernbänke angelegt, und die Austernzucht begann; aber die Kinder des Meeres behaupteten ihren freien Willen, ließen sich eigensinnig durch Kunst **nicht** vermehren und die Actiengesellschaft hat — Bankerott gemacht.

Bei Gelegenheit der im September v. J. stattgefundenen Versammlung der britischen Naturforscher in Southampton ward in dieser Stadt eine Subscription zur Beischaffung einer Summe veranstaltet, die die Kosten des Empfanges der fremden Gäste decken sollte. Diese Subscription brachte die Summe von 513 Pfund, von welcher 471 zu dem gedachten Zwecke verausgabt wurden. Da nun noch ein kleiner Ueberschuß von 42 Pfund verblieb, den man ebenfalls zu wissenschaftlichen Zwecken verwenden wollte, so kam man auf den Gedanken — eine Bibliothek, ein Museum und eine Sternwarte zu bauen! Und dieser Gedanke geht, wie in dem Athenäum vom 6. Februar berichtet wird, wirklich in Erfüllung. Die 42 Pfd. sind durch neue Beiträge bereits bis auf 2000 Pfund angewachsen und binnen Kurzem wird die erforderliche Summe von 5000 Pfund beisammen sein, wofür dann ein glänzendes Gebäude für jene drei Institute erbaut und einige Professoren dabei angestellt werden sollen, um Vorlesungen zu halten.

Der Reiz der Neuheit. Die junge, liebenswürdige Königin von Griechenland wurde bei ihrer Ankunft daselbst vom Volke mit Jubel und Freude empfangen. Alle Straßen waren mit Rosen bestreut; ihr selbst hatte man einen Strauß von seltenern und also schönern Blumen bestimmt. Die Kartoffeln waren damals eben in Griechenland eingeführt worden; man fühlte den großen Nutzen dieses Gewächses, die Blume der Kartoffelpflanze schien den Griechen die seltenste und schönste Blume, und daher reichte man der aus Oldenburg kommenden Königin einen Strauß von Kartoffelblumen.

In dem Palazzo degl' Uffizi in Florenz befindet sich unter den zahlreichen Meisterstücken des Alterthums und Mittelalters auch ein Bild von Angiolo Bronzino, das sich nicht so sehr durch die vollendete Ausführung, als durch die tolerante Idee auszeichnet, die man dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nicht zutrauen sollte. Es stellt Christus vor, der in die Unterwelt hinabsteigt, um die Tugendhaften unter den Heiden in seinen Himmel zu nehmen. Herrlich ausgedrückt ist die Gewißheit der Kinder, daß sie dem Himmel gehören; zwei Kleine umarmen sich schon; ein Kind reicht einem andern unter ihm stehenden die Hand und zeigt auf sich selbst, als sagte es: „Ich soll in den Himmel!" Die Aeltern stehen alle ungewiß, hoffend, und beugen sich demüthig betend vor dem Erlöser.

Der Bär in der Schulstube. Vor mehreren Jahren wurde ein junger Bär von einem Burschen an dem Winipeg-See in Nord Amerika gefangen und in das Dorf gebracht, wo er nach einiger Zeit der Spielkamerad der ganzen Dorfjugend wurde und sie sogar in die Schulstube begleitete. Nachdem er mehrere Monate in dieser anständigen Gesellschaft zugebracht hatte, kehrte er eines Tages in den Wald zurück und nach einigen Jahren war er vergessen. Der Schulmeister starb und sein Geschäft wurde von seiner Frau fortbetrieben. An einem Wintertage, als sehr viel Schnee gefallen und von einem der kleinen Schulknaben die Thür des Hauses offen gelassen worden war, schritt zum Entsetzen der Frau Schulmeisterin, die mit der Brille auf der Nase da saß, so wie ihrer hoffnungsvollen Zöglinge, ein ungeheurer Bär in höchst vertraulicher Weise, als wäre er ein alter Bekannter, herein und nahm Platz an dem Feuer. Die Kinder drängten sich um ihre Lehrerin, die sich in die fernste Ecke der Stube geflüchtet hatte, und schrieen aus Leibeskräften, denn sie fürchteten nichts Geringeres, als sämmtlich von dem ungeschlachten Thiere aufgefressen zu werden. Der Bär wärmte sich unterdeß ganz gemächlich, und schien sich außerordentlich behaglich zu fühlen. Das Angstgeschrei der Kinder dauerte ununterbrochen fort, aber das Haus lag zu weit von jeder Wohnung entfernt, als daß man es hätte hören können, und der Bär schien gar nicht davon gestört zu werden. Nachdem Braun eine Zeitlang da gesessen und sich gestreckt hatte, richtete er sich auf den Hinterbeinen empor und nahm die Hüte und Taschen, die an der Wand in einer Reihe hingen, nach einander herunter. Sein Gedächtniß hatte ihn nicht getäuscht, denn sie enthielten wie sonst das Frühstück der Kinder. Nachdem Braun Brod, Käse, Fleisch, Aepfel 2c. verzehrt hatte, beroch er auch den Speiseschrank der Frau Schulmeisterin; da derselbe aber verschlossen war, so schüttelte er sich voll Ergebung und schritt gemächlich wieder zur Thüre hinaus. Die Kinder machten nun sogleich Lärm, und der Bär wurde verfolgt und erschossen, zum großen Leidwesen aller Dorfbewohner, denn man erkannte in ihm den ehemaligen Freund und Spielgenossen.

Im Kapuzinerkloster zu Bamberg befindet sich im Refektorium eine Wanduhr mit der Inschrift: Mors certa, hora incerta, una ex his. (Der Tod ist gewiß, die Stunde ungewiß, aber Eine aus diesen ist es.)

Der berühmte E. T. A. Hoffmann litt in den letzten Monaten seines Lebens an der Rückenmarksdarre, die ihn des Gebrauches seiner Glieder gänzlich beraubte. Diese fürchterliche Krankheit, die jeden Andern niedergedrückt hätte, steigerte im Gegentheil seine Heiterkeit bis zur Ausgelassenheit. Es machte ihm die größte Freude, seinen Freunden die verschiedenen lächerlichen Zwischenfälle auszumalen, zu denen seine Hilflosigkeit die Veranlassung gab. Eine solche Geschichte, die ihm besonders komisch erschien, ließ er noch zehn Tage vor seinem Tode in der Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer" Nro. 71 vom 15 Juni 1822, abdrucken. Sie lautet folgendermaßen:

Digitized by Google

„Naivetät. Ein Kranker, der an einer beharrlichen Schlaflosigkeit litt, sah sich genöthigt, jede Nacht Jemanden um sich zu haben, mit dem er nicht allein sprechen konnte, sondern der ihm auch in seinem gelähmten Zustande die nöthige Hilfe leistete. So sollte ein junger Mann bei dem Kranken wachen. Statt aber zu wachen, verfiel derselbe in einen Schlaf, aus dem er nicht zu erwecken. Der Kranke war in dieser Nacht von einem besondern Geist fröhlicher, und zwar musikalischer Laune ergriffen, besann sich auf alle mögliche Canzonen und Canzonetten, die er sonst gesungen, und sang sie mit heller Stimme ab. Endlich, als er in das schlafende Antlitz seines Wächters schaute, kam ihm dasselbe, so wie die ganze Situation, gar zu drollig vor. Er rief seinen Wächter laut bei Namen und fragte, als dieser sich aus dem Schlaf rüttelte, ob ihn vielleicht das Singen in seiner Ruhe störe? Ach Gott! erwiederte der junge wachsame Mann ganz naiv und trocken, indem er sich dehnte, ach Gott! nicht im mindesten. Singen Sie doch in Gottes Namen, Herr Kammerrath, ich habe einen festen, gesunden Schlaf! Und damit schlief er wieder ein, indem der Kranke mit heller Kehle anstimmte: Sul margine d'un rio ꝛc. Hoffmann."

Industrie in Paris. Der Constitutionnell vom 28 Januar bringt unter seinen Anzeigen auch folgende: „Man sucht eine Somnambule für ein Auskundschaftsbureau und kann derselben bedeutende Vortheile zusichern." — Unseres Dafürhaltens wäre eine tüchtige alte Klätscherin zweckdienlicher.

Unweit von Modern (Preßburger Comitat) mitten im Walde befindet sich die Wohnung des Försters. Vor kurzer Zeit sah sich dieser genöthigt, mit allen seinen Leuten tiefer in den Wald hinein zu gehen, und als seine Frau, die erst vor Kurzem aus dem Kindbette aufgestanden war, einige Aengstlichkeit merken ließ, daß sie allein zu Hause bleiben mußte, ließ er ihr ein geladenes Gewehr mit dem Bemerken zurück, sie brauche nur, wenn sich das geringste ereigne, das Gewehr abzufeuern, so werde er in wenigen Minuten bei ihr sein. Nach einer Weile hört die Frau an der Thür klopfen. Sie fragt, wer da sei, und eine Stimme begehrt Einlaß, in der sie ihre Hebamme zu erkennen glaubte. Sie öffnet und sieht zu ihrem Schrecken einen bärtigen Mann vor sich, der die Entsetzte unter Drohungen zwingt, ihm den Ort anzugeben, wo ihre Habseligkeiten aufbewahrt sind. Die Frau bezeichnete das obere Zimmer als den Ort, der ihr ganzes Vermögen enthalte, und der Räuber nöthigte sie, ihn hinaufzuführen. Oben angekommen, sprang er, sobald die Frau aufgeschlossen hatte, von Habsucht hingerissen, sogleich in's Zimmer, ohne sie vortreten zu lassen. Da faßte diese einen raschen Entschluß, sie schlug die Thüre hinter dem Räuber zu, schloß ihn ein und eilte in das Erdgeschoß hinab, wo sie das Gewehr zum Fenster hinaus abfeuerte. In diesem Augenblicke glaubte sie ein Geräusch draußen zu vernehmen, achtete aber nicht darauf in der ängstlichen Erwartung der nahenden Hilfe. Nach kurzer Zeit erschien ihr Mann mit seinen Leuten und brachte einen Leichnam mit sich, den er vor dem Hause in seinem Blute gefunden. Die Frau erzählte in hastigen Worten, was ihr geschehen, man sah den Leichnam näher an und erkannte in ihm den Sohn der Hebamme, den die aus dem Fenster fliegende Kugel getroffen haben mußte. Hierauf stieg der Förster in's obere Stockwerk, öffnete und kam gerade noch zeitlich genug, um die letzten Lebenszuckungen des Eindringlings zu beobachten, der sich an einem Nagel aufgeknüpft hatte. Man schnitt ihn ab, und fand bei näherer Untersuchung, daß der Bart falsch und der Thäter die Hebamme sei. Alle Belebungsversuche an beiden Leichen waren vergeblich; Mutter und Sohn fielen als Opfer des Verbrechens.

Ein gewisser Saponi, Barbier in Como, wurde vor Kurzem in ein Hôtel garni gerufen, um einen Engländer zu rasiren. Saponi verrichtete sein Geschäft mit solcher Virtuosität, daß der Gentleman ihn umarmte, das Scheermesser besah und es ihm abkaufen wollte. Jener aber erklärte, daß dies Messer ihm heilig sei, weil sein Ur-Ur-Ahn mit dieser Klinge dem berühmten Dichter Petrarca den Bart rasirt habe, und daß dessen Name, zur Erinnerung an dies Ereigniß, auf der Klinge eingegraben sei. Der hochentzückte Engländer bot erst 500, dann 1000 Francs und erhielt dafür eine Messerklinge im Werthe von 6 Soldi. Am andern Morgen erfuhr er, daß er betrogen sei: Petrarca heiße der Messerschmied in Como.

Am 16. Februar starb in Moskau der Bücherfabrikant Leginow in seinem funfzigsten Lebensjahre. Er besaß in Moskau eine Druckerei, Buchhandlung, Lesebibliothek, Lithographir- und Gravieranstalt, und hatte eine besondere Klasse von Schriftstellern und Kupferstechern in seinem Solde, welche nach seinen Anweisungen Caricaturen, Portraits, Bilder, Bücher, Lieder u. s. w. arbeiteten, zusammen wenigstens tausend Menschen, deren Werke dann über 500 russische Bauern zu Fuß und Roß durch ganz Rußland verführten. Er kaufte auch die verlegene Waare der übrigen Buchhändler in großen Massen auf und war die letzte Zuflucht aller Buchhändler für Bücher, die nicht gehen wollten und die er in Trab setzte. Alle Bücherkrebse mußten durch ihn unter das Volk und Millionen Rubel gingen so durch seine Hände.

Der „Unterstützungsfond für arme hilfsbedürftige Schriftsteller Englands" hat im verflossenen Jahre an nothleidende Literaten, wie an deren Witwen und Waisen, 1107 Pfund St. verausgabt. Das wäre in Deutschland nicht hinreichend.

In London ist eine asiatische Schauspielergesellschaft angekommen, die auf dem Drurylane-Theater ihre Vorstellungen geben wird. Ihr Einzug erregte ungeheuern Zulauf. Man bemerkte einen herrlichen Wagen in Form eines Drachen, von vier Kameelen mit reichem Geschirr gezogen, von einem zwölf Fuß hohen Baldachin überragt, unter welchem das Orchester saß, das asiatische Weisen aufspielte; dann sah man den großen Wagen aus Birman, von zwei Elephanten gezogen, die von Birmingham zu Fuß nach London kommen mußten, da kein zu ihrem Transport tauglicher Wagen vorhanden war. Acht Männer und acht Amazonen erschienen in reicher orientalischer Tracht auf acht Ponies aus Birman. Der Besitzer dieser Seltenheiten, die in 45 Wagen angekommen waren, ist ein Herr Hughes. Man zählt in der Truppe 54 Pferde, 10 Kameele, 10 Ponies, und eine Menge Wagen von allerlei allegorischen Formen und fremdartiger Ausschmückung. Am Ostermontage wurde das erste Stück „Lalla Rookh" gegeben.

Der Privatsekretär König Gustavs III. von Schweden war bei diesem in Ungnade gefallen, in deren Folge ihm der Eintritt in das Schloß verboten wurde. Nichts desto weniger mußte er seinen Dienst nach wie vor versehen, zu welchem Behuf ihm die Papiere und sonstigen Materialien in das Haus geschickt wurden. Diesem für ihn kränkenden Zustande machte er auf eine possirliche Weise ein Ende. Er wußte, daß der König täglich zu einer bestimmten Zeit durch die Gasse ritt, in der er wohnte, und so veranstaltete er es denn, daß eine Leiter an sein Fenster gelehnt wurde, auf die sein Barbier steigen mußte; er selbst trat in das offene Fenster und ließ sich einseifen. In diesem Augenblicke kam der König, sah die Burleske an, und fragte dann, was das bedeuten sollte. „Ew. Majestät!" rief der Sekretär hinab, „der Kerl ist bei mir in Ungnade gefallen; in das Haus darf er nicht, aber seine Funktion muß er deswegen doch verrichten." Der König ritt lachend fort, indem er sagte: „Na, komme er morgen wieder."

Der Herzog von Wellington, bekanntlich von irischer Herkunft, hat einen artigen Irish bull gemacht. Eine Gesellschaft adelicher Damen hatte zu Dundee allerhand Gegenstände von Werth eingesammelt, um sie zum Besten der schottischen Armen zu verkaufen. Lady Rolph, die an der Spitze steht, schrieb an den Herzog und bat ihn, ihr ein Autograph zum Verkauf zu schicken. Er antwortete durch einen abschlägigen Brief und schickte zur Entschädigung eine 5 Pf. Banknote. Lady Rolph erklärte das unversetzliche Autograph sogleich als verkauft und erlegte als Aequivalent 20 Pfd. in die Kasse.

Bei Namur hat sich ein schreckliches Unglück begeben. Der junge Graf Liedekerke, welcher seit lange verrückt ist und oft in Tobsucht verfällt, folgte am Abend des 20. März seinen beiden Schwestern, die, um zu beten, nach der unweit des Schlosses Geronfact liegenden Kapelle gegangen waren, mit geladenem Doppelgewehr und schoß Eine auf der Stelle todt. Die andere eilte der Gefallenen zu Hilfe und bat den Verrückten um Schonung; aber auch sie empfing einen Schuß, der jedoch nicht, wie bei der Schwester, augenblicklich tödtete. Als der Narr dies sah, lud er seine Flinte von Neuem und schoß sie vollends todt. Die Leichen wurden durch Bauern, die auf dem Felde waren, nach dem Schlosse gebracht, und der Graf ging ruhig weg, indem er äußerte, daß er jetzt andere Mitglieder seiner Familie tödten werde. Ein ihn begleitender Hund kam Nachts in's Schloß zurück. Tags darauf wurde der Graf zur Haft gebracht. Als Grund, weshalb er sie erschossen, gab er an, daß sie Götzenbilder angebetet hätten; er bezog sich auf das vierte Buch Moses, wo gegen Götzendiener geeifert wird, und verlangte gleich nach seiner Gefangennahme eine Bibel. Die Familie hatte schon früher beschlossen, ihn in ein Irrenhaus zu bringen, um seine gefährliche Narrheit unschädlich zu machen, aber eben die gemordeten Schwestern hatten sich immer für ihn verwendet, und sich so gewissermaßen ihren Tod selbst zugezogen.

Am 15. März wurde die Aufmerksamkeit der Bewohner Londons durch das plötzliche Erscheinen einer ganz neuen Gattung von Fiakern sehr in Anspruch genommen. Diese Fuhrwerke haben wie die französischen Omnibuswagen, den Schlag auf der Rückseite und den Sitz in der Querlinie, ihr Kasten liegt übrigens so nieder, als jener der modernen Kutschen, welche hie und da unter dem Namen „Schiebkarrenwagen" bekannt sind. Die Hauptneuerung dieser Fuhrwerke besteht darin, daß sie gar keine Häng- oder Druckfedern besitzen. Ein etwa 14 Zoll im Durchmesser starker und mit Luft gefüllter Schlauch von Gummi-Elasticum, umrahmt gleich einer Felge die Wagenräder, und mit Hilfe dieser Vorrichtung rollt das Fuhrwerk ohne das mindeste Geräusch hin, indem zugleich der Fahrende von allem Stoßen und Schwingen der gewöhnlichen Arten von Wagen, darin nichts gewahrt. Uebrigens boten diese Fuhrwerke am ersten Tage ihres Erscheinens mehrfachen Stoff zu komischen Scenen, indem man häufig sah, wie Gassenjungen sich bald unter die Räder warfen und dann jauchzend wieder aufrafften, und bald muntere junge Herren versuchsweise sich den Fuß überfahren ließen, was manchem Vorübergehenden, der noch nicht von der Sache unterrichtet war, zur allgemeinen Belustigung unwillkührlich einen Schrei des Entsetzens entriß.

In den höheren Kreisen Londons macht ein merkwürdiges Ereigniß großes Aufsehen. Vor vielen Jahren verliebte sich der jetzt verstorbene Graf von Stair, damals noch Herr Dalrymple, in ein schönes junges Mädchen, Miß Gordon. Er entführte und heiratete sie. Bald darauf aber fühlte das junge Paar sich unglücklich und Dalrymple machte einen

Digitized by Google

Versuch, sich von seiner Frau zu befreien, der indeß mißglückte. Er lebte unterdeß mit einer Ausländerin, und da er durchaus eine Scheidung von seiner Frau bewirken wollte, ergriff er folgende Maßregel. Er forderte einen Mann auf, der Mrs. Dalrymple den Hof zu machen und Alles aufzubieten, um ihre Zuneigung zu gewinnen, so daß er in den Stand gesetzt werde, auf Scheidung von ihr zu klagen. Für den Fall des Gelingens versprach Dalrymple dem Herrn eine sehr bedeutende Geldsumme. Der geworbene Liebhaber gewann nun allerdings das Herz der armen Frau, aber statt ihrem Manne Grund zur Scheidung zu geben, suchte sie selbst um dieselbe nach, weil sie den Herrn, der ihr die Hand versprochen hatte, heiraten wollte. Als sie geschieden war und der Liebhaber sein Sündengeld verdient hatte, weigerte er sich, die Unglückliche zu heiraten, die in Folge davon den Verstand verlor und seit jener Zeit (1820) bis jetzt in einem Irrenhause gewesen ist. Sie steht jetzt im 75. Jahre und hat in diesem Winter plötzlich ihren Verstand vollkommen wieder erlangt, so daß sie aus dem Irrenhause entlassen werden soll.

Hervey erzählt in seinem, dieser Tage in London und Paris erschienenen, interessanten Werke: „Die Pariser Theater", folgende Anekdote von Fanny Elsler. Burat de Gurgy, der Verfasser mehrerer Ballete, trat eines Abends in die Garderobe der Tänzerin. „Mein lieber Herr Burat," sagte Fanny, „ich bin in einem gewaltigen Zorn. Ich muß einen Pas tanzen, und das Ballet-Corps hat mir meine Kreide weggenommen." — „Wie, Sie glauben wirklich?" — „Die Sache ist aber so. Ich habe alle Uebrigen um Kreide gebeten, Natalie Fitzjames, die Noblet und ihre Schwester, aber sie sagen mir, sie hätten keine. Sie sehen, es ist eine Verschwörung, mich am Tanze zu hindern. Wollen Sie mir also wohl den Gefallen thun, Herr Burat, mir etwas Kreide zu verschaffen?" — „Aber Theuerste, wo soll ich sie holen?" — „Eilen Sie, eilen Sie," erwiederte die Künstlerin, „ich bezahle Ihnen, was Sie wollen. Wir haben noch eine Viertelstunde Zeit, bis der Vorhang aufgeht. Ich erwarte Sie bis dahin." Dies geschah um 11 Uhr Abends, und alle Läden waren bereits geschlossen. Burat wußte nicht, was er thun sollte. Endlich kam er wieder, brachte zwanzig kleine Stücke Kreide mit, sah aber dabei nicht weniger, als vergnügt aus. „Nun," sagt Fanny Elsler, „was bin ich Ihnen schuldig?" — „Zwanzig kleine Gläser Liqueur. Ich habe in eben so viele Kaffeehäuser gehen müssen, um dort die Kreide von den Billards wegzustehlen."

Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat die Nachricht von der Ermordung des jungen Naturforschers Vicomte Osery, der mit seinem Freunde, Herrn von Castelnau, auf einer Entdeckungsreise durch Südamerika begriffen war, erhalten. Nachdem sie von Rio-Janeiro aus zu Lande nach Lima unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren gelangt waren, wollten sie nach mehrmonatlichem Aufenthalte durch Peru und längs des Amazonenstromes sich nach Guiana begeben. Sie trennten sich, um auf zwei verschiedenen Wegen an den genannten großen Strom zu gelangen. Osery schiffte sich ganz allein auf einem Boote mit vier Ruderern ein. Diese Bootsleute erschlugen ihn am folgenden Morgen, am 1. Dezember 1846, fielen aber alsbald der Gerechtigkeit in die Hände.

Am 16. März starb in London ein aus Nordamerika gebürtiger Mann, Namens Henry Leach, dessen körperliche Ungestalt in so hohem Grade überraschend war, daß ihn einige Spekulanten im verflossenen Jahre als eine große Sehenswürdigkeit nach Europa brachten. Man hatte die Unverschämtheit, den unglücklichen Menschen in der sogenannten egyptischen Halle zu London zu produciren, wo man ihn für ein Exemplar einer von der Natur zwischen dem menschlichen und zwischen dem Orang-Utang-Geschlechte geschaffenen Mittelthiergattung ausgab. Leider sah Hervio Nano (so nannten ihn seine Führer) mehr einem Individuum aus dem Affengeschlechte, als seinen Mitmenschen ähnlich, und so geschah es, daß er vier Monate lang für ein einsames Waldthier, ja selbst nach dem Lautwerden des Betrugs, unter der mysteriösen Bezeichnung: „What is it?" (Was ist es?) in London öffentlich und bei großem Zuströmen von Neugierigen fortgezeigt wurde. Eben hatte man Anstalten getroffen, um mit dem sechsundvierzigjährigen Nano eine Spekulationsreise nach Lissabon anzutreten, als ihn der Tod ereilte. Seltsamer Weise hatte er vor seinem Verscheiden den Wunsch geäußert, daß seine Leiche nicht begraben, sondern dem mit ihm befreundeten Wundarzte, Dr. Liston übergeben werde, damit er sie präparire und dann in einem Glasschranke aufstelle.

Ein abenteuerlicher Virtuose. Die musikalische Welt in Paris haben seit einiger Zeit die Abenteuer eines jungen Virtuosen allgemein beschäftigt, dessen plötzliches Erscheinen vor drei Monaten in den modischen Kreisen und dessen eben so plötzliches Verschwinden Neugierde erregten. Die Geschichte gleicht einer aus dem Mittelalter. Der Virtuos ist ein junger spanischer Offizier, ein karlistischer Flüchtling, der nach Frankreich entkommen war, und zu Fuß nach Paris pilgerte mit dem gewöhnlichen spanischen Gepäcke: einem Mantel und einer Guitarre. Vor Hunger und Müdigkeit sank er endlich an einem kleinen Dorfe bei Limoges an der Straße nieder, und wurde besinnungslos von einigen Bauern gefunden, die ihn in das nächste Haus trugen. Unter der Pflege, die er da fand, erholte er sich bald, aber er besaß keinen Sou zur Fortsetzung seiner Reise. Die mitleidigen Landleute riethen ihm, ein Concert in dem Dorfe zu geben; dies geschah, und der Ertrag des Concertes belief sich auf — zwei Franken und vier Sous (50 kr. C. M.) Die Hälfte der Summe gab er seinen Pflegern, und mit der andern setzte er seine traurige Wanderung fort. Unterwegs traf er mit einem alten Geistlichen zusammen, der am Abend vorher mit Bewunderung das Spiel des jungen Mannes angehört und davon ganz entzückt war, weil er nie etwas Aehnliches gehört hatte. Er war deshalb auch schon in dem nahen Schlosse gewesen, um der Dame von dem Wunder zu erzählen. Frau von Leomil, so hieß die Schloßbesitzerin, ließ den Spanier durch den Geistlichen einladen, zu ihr zu kommen und vor der Gesellschaft zu spielen, die eben bei ihr sei. Das Guitarrespiel des Fremden scheint die Dame ebenfalls entzückt zu haben, denn sie forderte ihn auf, in ihrem Hause als Lehrer der Kinder zu bleiben. Er verweilte da drei Jahre, und als der jüngste Knabe zur Schule abging, nahm der Spanier sich vor, nach Paris zu reisen, und da seine Künstlerlaufbahn fortzusetzen. Unter den zahlreichen Empfehlungsbriefen, die ihm seine Wohlthäterin mitgab, befand sich auch einer an die Baronin von B., die Mutter der Herzogin von O. Diese führte ihn in den höheren Kreisen der Gesellschaft ein, die ihn wegen seiner Geschichte und seines wunderbaren Talentes außerordentlich auszeichnete. Die Baronin von B. selbst verliebte sich in den jungen Mann, und trug ihm trotz dem Unterschiede des Alters, Ranges und Vermögens, ihre Hand an, welche der stolze Spanier indeß zurückwies. Trotz dieser Weigerung war die Herzogin von O. besorgt und beschloß, den Gegenstand der Neigung ihrer Mutter zu entfernen. In Folge davon wurde der Spanier vor einigen Wochen, als er Abends in das Haus der Marquise von P. trat, verhaftet und auf die Polizei gebracht, welcher er als Agent des Don Carlos bezeichnet worden war. Nach einer Haft von acht Tagen wurde er unter der Bedingung entlassen, sofort nach England abzureisen. Gensd'armen brachten ihn zur Post, und er verließ Paris mit nichts als seinem Mantel und seiner Guitarre. Jetzt ist er in London, woselbst man über sein Spiel staunt, denn Niemand vor ihm hat Gleiches auf der Guitarre geleistet. Durch eine gewisse drehende Bewegung der Hand bringt er Töne hervor, welche jenen einer vollstimmigen Harfe gleichen.

In einem Hause in Pesth wurde Wäsche auf dem Boden zum Trocknen aufgehängt; ein Dieb, der unvermerkt hinaufgeschlichen, ließ sich mit einsperren, steckte sich in Frauenkleider, zündete eine mitgebrachte Lampe an, und fing ganz gemüthlich an, seine zerrissenen Kleider zu flicken. Gegen Mitternacht wurde am Thore geläutet, der Hausmeister öffnete ganz verschlafen das Thor, mußte aber die Hand, die er zum Empfang seiner Zweigroschensteuer geöffnet hatte, nur zu bald schließen, während er Mund und Augen weit aufsperrte; denn der mitternächtliche Gast war kein Anderer, als ein Trabant, der ihm unter allen möglichen Drohungen kund gab, daß auf dem Boden Licht brenne, das augenblicklich ausgelöscht werden müsse, da sonst leicht Feuer entstehen könnte. Der Hausmeister zeigte auf seinen Riesenschlüssel und schwor Himmel und Hölle, er habe den Boden eigenhändig zugesperrt. Der Trabant drang indessen auf genaue Untersuchung und der Hausmeister folgte ihm murrend die Stiege hinauf. Man denke sich seine Ueberraschung, als er gleich an der Thüre ein altes Weib erblickte, das beim Lampenlichte seine zerfetzten Kleider zusammenstoppelte. Der Trabant fluchte, der Hausmeister auch; die Alte entschuldigte sich hingegen damit, daß sie kein Quartier habe, und zu diesem Asyle gezwungen gewesen sei, um nicht in der kalten Nacht auf der Gasse zu erfrieren. Ihre Entschuldigungen erweichten jedoch das Herz des barbarischen Trabanten nicht, der einen Strick aus der Tasche hervorzog und die Hände der Obdachlosen nach rückwärts band, um sie in's Stadthaus zu führen. Beim Weggehen bedeutete er dem Hausmeister, er müsse sammt dem Hausherrn am andern Morgen um neun Uhr auf's Stadthaus kommen. Dies geschah auch, aber weder das alte Weib noch der Trabant waren dort zu finden, während auch die aufgehängte Wäsche vom Boden verschwunden war. Der Trabant war auch ein verkleideter Dieb, und befreite auf so geniale Art seinen gefangenen Kameraden, der ihm früher die Wäsche zum Bodenfenster hinunter geworfen hatte.

Ein Geistlicher im Meklenburgischen, Namens Kragt, stellt an die Regierung von Schweden eine Forderung von 800,000 Speciesthalern. Sein Vorfahr, Jakob Krieves, ein Lübecker Bürger, hatte der Königin Christine im Jahre 1657 in Compiegne 45,000 Speciesthaler geborgt. Die Obligation darüber hat er erst itzt unter alten Familien-Papieren gefunden. Da die der Königin, bei ihrer Abdankung stipulirte Pension durch viele Jahre nicht ausgezahlt wurde, dürfte der Mann mit seinen Ansprüchen durchdringen.

In Sevilla ist ein Knabe zur Welt gekommen, dessen Kopf aus zwei ungleichen Hälften zusammengesetzt erscheint. Die linke Seite hat nämlich schwarze Haare und ein schwarzes Auge, die rechte Seite rothe Haare und ein blaues Auge. Die Natur vererbte hier die Eigenthümlichkeit des Vaters und der Mutter abgesondert auf das Kind.

Seit einigen Wochen sieht man in den Straßen Londons Leute in einem wunderlichen Anzug, die ein Dintenfaß, Feder und einen großen Bogen Papier in der Hand, jeden Vorübergehenden zur Unterzeichnung einer Bittschrift auffordern. Die Bittschrift ist an den Himmel gerichtet und petitionirt um die Einsperrung des Satan, der es in der letzten Zeit so arg gemacht hat, daß er ein Paar Wochen einsamer Haft verdient. Die Leute tragen breite Gürtel um den Leib, auf welchen Bibelsprüche geschrieben sind; oft sind ihrer zwanzig bis dreißig zusammen, und sie halten jeden an, den sie auf der Straße erblicken, Männer, Frauen und

Digitized by Google

Kinder. Wer nicht schreiben kann, für den unterschreiben sie selbst. Es sind Anhänger der Schwärmerin Johanna Southkote. Wenn genug Unterschriften sind, so soll die Heilige die Petition selbst auf die Tafeln des Himmels niederlegen.

Napoleons Aeußerungen über das Tabakrauchen. Der französische Dichter Barthelemy hat in einem Gedichte: „L'art de fumer“ das Rauchen besungen. Es ist der Pfeife und Cigarre zugeeignet und mit einer Menge Noten versehen, die oft weit anziehender sind, als das Gedicht selbst. So erzählt er, daß Napoleon, obwohl er selbst weder der Pfeife noch der Cigarre ergeben war, denjenigen seiner Generale, welche diesen dampfenden Gottheiten huldigten, kostbare Pfeifen zum Geschenk machte, wie dem Marschall Oudinot, der auf diese Weise ein auf 30,000 Francs geschätztes Cabinetsstück von Pfeife erhielt. Als Napoleon einst von dem persischen Botschafter eine herrliche Pfeife zum Geschenk empfing, kam er auf den Gedanken, es einmal mit dem Rauchen zu versuchen. Jedoch stellte er sich dabei so ungeschickt an, daß es ihm nicht einmal gelang, die Pfeife anzuzünden. Er öffnete und schloß zwar wechselweise den Mund, wußte aber den Rauch nicht einzuziehen. Endlich rief er ungeduldig aus: „Comment diable! cela n'en finit pas!“ (Zum Teufel! das will gar kein Ende nehmen!) Sein Kammerdiener Constant zeigte ihm hierauf, wie er es anfangen müsse, um zum Ziele zu gelangen. Aber der Kaiser blieb derselbe ungelehrige Schüler. Endlich ließ er Constant selbst die Pfeife anzünden, der sie ihm dann darreichte. Kaum hatte aber Napoleon einen Zug gethan, als ihm der Rauch in die Luftröhre kam und er ihn durch Nase und Ohren ausstieß. Als er wieder zu Athem gekommen, rief er aus: „Ötez moi cela! quelle infection! oh, les cochons! le coeur me tourne!“ (Schnell weg damit! welcher Pestgestank! o die Schweine! das Herz dreht sich mir um!) Auch fühlte er die wenig angenehmen Folgen davon wenigstens noch eine Stunde und erklärte das Rauchen nur für gut, Müßiggängern die Zeit zu vertreiben. Dieser Erzählung des bekannten Kammerdieners Napoleons fügt der Dichter aber die Bemerkung bei, daß Napoleon doch geraucht habe, aber nur aus politischen Gründen. Zum ersten Mal soll er es in Egypten gethan haben, indem er dadurch seine Achtung vor den Gebräuchen und Einrichtungen des besiegten Landes zu zeigen suchte. Sein alter Mameluk soll jene Pfeife aufbewahrt haben, und Barthelemy behauptet, sie in den Händen eines Mannes gesehen zu haben, aus dessen glaubwürdigem Munde er die letzten Thatsachen erfahren.

Folgende Mesmerische Impertinenz wird von Raimond in der Gazette des Hopitaux mitgetheilt. Eine Somnambule, welche so eben ein gerade nicht wunderbares Wunder verrichtet hatte, wurde von einem etwas skeptischen Zuhörer aufgefordert, ihm, da sie doch so hellsehend sei, anzuzeigen, was sein Vater den Tag über gethan habe. Die Somnambule gab nun einen genauen Bericht über Alles, was der alte Herr Stunde für Stunde gethan habe, und schloß damit, daß er sich eben behaglich in sein Bette von der und der Form gelegt habe. Der Zuhörer wandte sich zu dem Magnetiseur und sagte: „Es ist nur ein kleiner Anachronismus in der Erzählung Ihrer Somnambule — mein Vater ist seit zwanzig Jahren todt.“ — „Herr!“ erwiederte der Magnetiseur, „Ihr Einwurf ist ohne Werth; Niemand ist sicher, seinen Vater zu kennen.“

Literatur, Kunst und Alterthum.

In welchem traurigen Verhältnisse der deutsche Schriftsteller seinem Vaterlande gegenüber sich befinde, und daß ihm nur noch in Deutschland der Satz gelte: „Nemo in patria propheta.“ — diene Folgendes zum Beweise. Im Jahre 1846 erschien in Breslau ein Werk: „Die Gestirne und die Weltgeschichte von F. Y.“, das sich durch neue Gedanken und Ansichten sehr vortheilhaft auszeichnet. Es blieb in Deutschland gänzlich unbekannt, kein Mensch wußte etwas davon. Da fiel es im Jahre 1847 einem Engländer ein, das Buch zu übersetzen, und ohne Angabe der Quelle, als sein eigenes herauszugeben. Es erhielt sogleich von den englischen kritischen Blättern die verdiente Würdigung und wurde wie natürlich auch in Deutschland ausposaunt. In mehreren deutschen Blättern wurden Stellen daraus angeführt und wir hätten ohne Zweifel schon eine Uebersetzung davon, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Wahrheit bekannt geworden wäre.

Deutsche Philosophie in Nord-Amerika. Im vorigen Jahre erschien in England eine kleine Schrift von William Smith: „Memoir of Johann Gottlieb Fichte“. Diese ist nun in Nord-Amerika, blos mit einer neuen Vorrede, nachgedruckt worden. Der amerikanische Herausgeber spricht den Wunsch aus, daß die Schriften Fichte's bald in den Vereinigten Staaten einheimisch gemacht werden möchten, „weil sie uns wesentlich in der Lösung vieler schwebenden Fragen, die jetzt an unserem Horizont erscheinen, unterstützen könnten.“ Nun, wir wollen sehen, welchen Einfluß deutsche Philosophie auf die Baumwollpreise haben wird.

Die Berliner Akademie der Künste und Wissenschaften zählt itzt folgende Mitglieder: 1. Gruson (das älteste Mitglied). 2. Alexander von Humboldt. 3. Eytelwein. 4. von Buch. 5. Ermansen. 6. Lichtenstein. 7. Weiß. 8. Link. 9. Mitscherlich. 10. Karsten. 11. Enke. 12. F. H. Dirksen. 13. Ehrenberg. 14. Crelle. 15. Kling. 16. Kunth. 17. Lejeune-Dirichlet. 18. H. Rose. 19. J. Müller. 20. G. H. Rose. 21. Steiner. 22. Jacobi. 23. von Olfers. 24. Poggendorf. 25. Magnus. 26. Hagen. 27. Rieß. 28. von Savigny. 29. A. Boeckh. 30. Becker. 31. C. Ritter. 32. Bopp. 33. Fr. von Raumer. 34. Meineke. 35. Lachmann. 36. Hoffmann. 37. Eichhorn. 38. Ranke. 39. von Schelling. 40. Grimm. 41. Zumpt. 42. Gerhard. 43. Panofka. 44. Neander. 45. von der Hagen. 46. W. Grimm. 47. Schott. 48. H. F. Dirksen. 49. Pertz. 50. Trendelenburg. — Diese Akademie wurde im Jahre 1700 von König Friedrich I. gestiftet, und zerfällt in eine physikalische, mathematische, philosophische und historisch-philologische Klasse. Jede derselben wählte auf Lebenszeit früher einen Präsidenten und gegenwärtig statt dessen einen Sekretär. Der erste Präsident war Leibnitz. Erst unter Friedrich II., der Maupertuis zum Präsidenten ernannte, stieg ihr Ansehen. Zweimal im Jahre hält sie öffentliche Sitzungen; dem besten Beantworter der Preisaufgabe wird eine Medaille von 50 Dukaten zu Theil. Ihre Verhandlungen („Memoires“) erscheinen seit 1811 regelmäßig, früher in französischer, jetzt in deutscher Sprache.

In Paris ist der achtzigste Band von Michaud's „Biographie universelle“ erschienen. Er enthält unter andern auch folgende Biographien: Rothschild, (von Michaud), Royer-Collard (Capefigue), Rumfort (Guizot), Saint-Simon (Michaud), und Silvestre de Sacy (Reynaud).

Die französische Akademie hat Herrn Alex. von Humboldt mitgetheilt, daß sein einziger Reisegefährte, Aimé Bonpland, den der Dr. Francia gewaltsam in Paraguay zurückgehalten hatte, und den man allgemein für todt hielt, noch am Leben sei, und sich in St. Borja in Brasilien niedergelassen habe.

Wie viel die Franzosen selbst von ihrer, in dem übersetzenden Deutschland vergötterten Feuilleton-Literatur halten, zeigt die Antwort eines französischen Staatsmannes, den ein ihm befreundeter Journalist aufforderte, ihm Beiträge zu liefern. „Gestehen Sie selbst, mein Lieber,“ erwiederte er, „daß es unangenehm ist, in einem Haus im ersten Stock zu wohnen, wenn das Erdgeschoß so schlecht besetzt ist.“ — Auch hat Herr Chapuis-Montlaville in der Deputirtenkammer vorgeschlagen, denjenigen Journalen, die keine Feuilletons brächten, die Stempeltaxe nachzulassen, und der Antrag wird wahrscheinlich durchgehen.

Schach-Aufgabe Nro. 55.

Matt in 3 Zügen.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 54.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von B 5 auf C 6.	Bauer von H 4 auf H 3.
" " C 6 - H 1.	" " G 7 - G 6.
Bauer " F 2 - F 3.	König " E 5 - D 5.
" " F 3 - F 4 Schach matt.	



Die Verstoßene.

Novelle von G. A. Netkiw.

Eine sternhelle milde Sommernacht, wie sie nur südlichen Gegenden eigen ist, hüllte die zackigen Felsenufer Dalmatiens in ein räthselhaftes Dunkel; das Meer war glatt und eben, und seine phosphoreszirende Spiegelfläche wurde nur hie und da von den vielen zerstreuten Inselgruppen unterbrochen, die mit dem festen Lande den gleichen Charakter eines steinigen und an den wenigen zum Bebauen geeigneten Stellen sehr fruchtbaren Boden haben. In dem Kanal von Zara, der einerseits von dem festen Lande und anderseits von einer Inselkette gebildet ist, welche mit andern ähnlichen Inselgruppen den gemeinschaftlichen Familiennamen Scoglien führet, herrschte eine tiefe Stille, welche nur zeitweise von einem leisen Gemurmel unterbrochen wurde, das die von der eintretenden Flut bewegten, und an den Felsenrissen sich brechenden Wellen erregten. An der nördlichen Mündung des Kanals bildet das feste Land viele tiefe Buchten, und zieht sich allmälich östlich, in welcher Richtung sich auch die Inselgruppen fortziehen, so daß von jedem beliebigen Standpunkte nordwärts von Zara der Blick über die unendliche Wasserfläche der offenen See schweifen kann.

Der letzte von Zara aus sichtbare Vorsprung des festen Landes ist ein spitzig zulaufender Bergrücken, der sich zu beiden Seiten und gegen die See zu allmälich abdacht, und an der Wasserfläche etwas schroffe Ufer bildet. An dieser von der Gewalt der Wogen und dem Zahne der Zeit sonderbar ausgezackten felsigen Landspitze lehnte eine Frauengestalt, und sah unverwandt dem Kanal entlang nach Süden, allwo zur rechten Hand an den Ufern der Scoglien die Lichter der mit dem Thunfischfang beschäftigten Fischer glänzten, und links die Thürme, Häuser und Festungswerke von Zara in unsicheren Umrissen zu erkennen waren.

Die Kleidung des Frauenzimmers war zwar die gewöhnliche Landestracht, doch hatte sie nichts von jener geschmacklosen, die Formen des Körpers verhüllenden Art sich zu kleiden, die dem Reisenden keinen hohen Begriff von der körperlichen Wohlgestaltung der Morlakkinen beibringt. Die kleinen niedlichen Füßchen verloren durchaus nichts an schöner Form durch das in einer Schlangenlinie herumgewundene buntgefärbte Band, das bei den Morlakken die Stelle der Strümpfe vertritt; das kurze bis an die Kniee reichende, vorn offene Oberkleid war um den Leib durch einen Gürtel zusammengehalten, und bedeckte nur halb das knappe silbergestickte Mieder, um den schlanken Wuchs ersichtlich zu machen. Die Haare waren über beiden Schläfen in zierliche Flechten gebunden, und nach rückwärts geschlungen, allwo sie sich mit den übrigen Haaren vereinigten, um den landesüblichen Zopf zu bilden, welcher von vielen Nadeln zusammengehalten wurde, deren Köpfe von durchbrochener Arbeit als Maaßstab der Wohlhabenheit der Besitzerin dienten, da sie bei den Aermern von Silber, bei den Reichen aber von Gold zu sein pflegen. Ein rothes, wollenes Käppchen diente zur Kopfbedeckung, und war zugleich Beweis, daß die Harrende noch dem jungfräulichen Stande angehöre, indem die damals strenge Landessitte nur unbescholtenen Jungfrauen diese Kopfbedeckung zu tragen erlaubte.

Die spähenden Blicke, welche das Mädchen unverwandt über die ruhige Meeresfläche gleiten ließ, setzten es außer Zweifel, daß sie Jemanden erwarte, und sie unterstützte die lange fruchtlosen Bemühungen ihrer Augen dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit das Ohr in der Richtung gegen Zara hinhielt, wobei sie sich mit dem Oberleib etwas vorwärts beugte, und die Hand auf's Herz legte, als wollte sie dem unruhigen Pochen desselben Schweigen gebieten, daß sie nicht die Schläge des eigenen Herzens für das erwartete Geräusch des Ruderschlages halte. Endlich schien ihr Ohr den erwünschten Laut vernommen zu haben, denn sie fuhr zusammen, verließ eilig ihre Stellung in den Schatten des Felsens, und zeigte sich im dämmernden Sternenlichte; ihre Erscheinung hatte bald die gehoffte Wirkung, denn die Anfangs nur schwach gehörten Ruderschläge wurden immer schneller und kräftiger, und bald sah sie ein kleines von zwei Männern geführtes Boot der Felsenspitze zueilen. In der Nähe der Landspitze angelangt, stand der im Vordertheile des Bootes sitzende Mann auf, mit einem kräftigen Ruderschlage hatte er das Boot gewendet, daß es mit seiner Länge am Ufer anlag, und indem er seinem Gefährten „Leg' an und warte!“ zurief, sprang er an's Ufer, klomm eilig den Felsen hinan, allwo ihm das Mädchen mit dem Ausrufe: „Endlich, mein Carlo!“ um den Hals fiel, und seinen Bewillkommnungsgruß mit einem Kuße in die Lippenhaft zurückdrängte.

„Du bliebst heute lange, lieber Carlo!“ sagte das Mädchen, sich der Umarmung des Geliebten entziehend, „schon glaubte ich, du werdest nicht kommen.“

„Beinahe wäre es mir unmöglich geworden, theuere Mandina!“ erwiederte der junge Mann, „denn seit du unser Haus verlassen, bin ich von Aufpassern umgeben; mein bisheriger Gondelier ist heute auch unsichtbar geworden, und ich habe es nur einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß ich hier sein kann, um Abschied zu nehmen.“

„Abschied zu nehmen?“ stammelte erschrocken das Mädchen; „willst du Zara verlassen? mich verlassen?“

Digitized by Google

„Ich muß, mein liebes Kind! Ein strenger Befehl meines Vaters ruft mich nach Venedig, und so sehr mich auch die Trennung von dir schmerzt, so ist mir doch des Vaters Befehl willkommen, denn ich hoffe, er wird dem mündlichen Flehen des Sohnes gewähren, was er meinen schriftlichen Bitten wohl nie gewährt haben würde. Mein Vater liebt mich, ich bin sein einziger Sohn, und ehe er seine in mir geschlossene alte Familie aussterben läßt, wird er doch lieber das schönste Mädchen Dalmatiens als Schwiegertochter begrüßen.“

„Ach! lieber Carlo!“ erwiederte das Mädchen, sich sanft an ihn schmiegend, „ich habe böse Ahnungen; ich halte es wohl für möglich, daß dein Vater unsere Verbindung billigen werde, aber desto schwerer zu beseitigende Hindernisse befürchte ich von meinem Vater.“

„Wie?“ unterbrach sie der junge Mann, sich stolz aufrichtend, „dein Vater könnte Anstand nehmen, seine Tochter dem Sohne eines venetianischen Senators zum Weibe zu geben? er muß sich geehrt fühlen durch eine solche Verbindung, und kann seine Einwilligung nicht versagen.“

„Du kennst meinen Vater nicht,“ erwiederte Mandina mit banger Stimme; „er ist stolz auf seine Abkunft, denn seine Vorfahren regierten die Republik Ragusa; in seinen Augen sind die Senatoren Venedigs nur Zwingherren dieses Landes, er hält sich ihnen gleich, und würde eher sein Leben verlieren, als sich vor ihnen beugen.“

„Dann muß es seinem Stolze schmeicheln, einen künftigen Senator zum Eidam zu haben.“

„Noch hatte ich nicht Gelegenheit, seine Meinung über diesen Punkt kennen zu lernen; doch können seine Aeußerungen über das Verhältniß dieses Landes zur Republik Venedig in mir die Hoffnung nicht rege machen, daß er sich durch deinen Antrag besonders geehrt fühlen werde. Sein Gemüth ist rauh und unerschütterlich wie dieses Felsenland, und wenn er beschlossen hat, meine Hand nur einem Eingebornen dieses Landes zu geben, so ist keine Macht der Welt im Stande, seinen Willen umzuwandeln.“

„So fürchtest du, dein Vater werde ohne dein Wissen über deine Hand verfügen?“ fragte Carlo besorgt.

„Noch habe ich blos Vermuthungen,“ tröstete das Mädchen; „unsere Landessitte verbietet den Männern die Annäherung an die Mädchen ihrer Wahl; wir werden von dem Vater begehrt und zugesagt, und lernen erst einige Tage vor der Hochzeit den künftigen Gefährten unseres Lebens kennen; wir müssen lieben aus Pflicht, uns ist die freie Wahl des Herzens versagt; darum sind die Frauen dieses Landes auch dem Manne keine Theilnehmerin seiner Leiden und Freuden, sie sind blos seine erste Dienerin, denn die schönen Blumen des gegenseitigen Vertrauens, der sich innig verschmelzenden Liebe blühen nicht in diesem Felsenlande; das Herz der Frauen pocht nur aus Furcht, dem strengen Herrn des Hauses zu mißfallen; ihre Augen werden nur thränenfeucht, wenn sie ihre Töchter zu gleichem freudenleeren Dasein heranwachsen sehen; beneidenswerth ist nur jene, die auferzogen in diesem Lande, nie Zeugin des sanften ehelichen Glückes war, das nur die Frucht einer freien Wahl des Herzens sein kann; es wäre grausam von meinem Vater, wenn er mich jetzt zu einer Verbindung mit einem fremden ungeliebten Manne zwingen wollte, nachdem durch meinen mehrjährigen Aufenthalt und meine Erziehung unter deinen Landsleuten zu Zara in meinem Herzen Bedürfnisse erwacht sind, die mir eine solche ohne Neigung geschlossene Verbindung selbst dann schrecklich machen würden, wenn ich auch dich nicht kennen gelernt hätte.“

„Mein gutes Mädchen!“ sagte Carlo, sie zärtlich auf die blendend weiße Stirne küssend; „deine Furcht läßt dich Gespenster sehen, und raubt dir Muth und Zuversicht; du bist mein Weib vor Gott und sollst es auch bald vor Menschen sein; binnen sechs Wochen kehre ich zurück, um mit dir vor den Altar zu treten.“

„O kehre bald zurück,“ flehte das Mädchen, „ich bin muthvoller, wenn ich dich in der Nähe weiß; seit einigen Tagen quält mich eine unnennbare Angst, denn der durch seine Kühnheit bekannte Schiffpatron Giachino kommt täglich in unser Haus, und seine Blicke, so wie einzelne Worte, die er zu mir spricht, lassen mich das Schrecklichste fürchten; mein Vater spricht viel von seinen Reichthümern, und dem stolzen Unabhängigkeitsgeiste, der ihn beseelt; Giachino haßt Venedig, weil es der Schmuggelei, der Quelle seines Reichthums, durch häufiges Kreuzen Abbruch thut, und mein Vater hält diesen aus Eigennutz entsprungenen Haß für edlen Unwillen über die Zwingherrschaft der stolzen Republik, und er würde ihm augenblicklich meine Hand zusagen sobald es ihm einfiele, sich um mich zu bewerben.“

„Und gibt es denn kein Mittel, diesem Uebel zu entgehen?“ fragte Carlo besorgt, „würde dein Vater nicht von seinem Vorhaben abstehen, wenn du dich weigerst, wenn du zu seinem Herzen sprichst, wenn du ihn flehst, dich nicht zu opfern!“

„Mich kann nichts retten, sobald mein Vater meine Hand versagt; wenn ich mich weigere, so ist Fluch und Verstoßung mein Loos; doch ehe ich einem andern Manne meine Hand reiche, will ich lieber das Schlimmste ertragen.“

„Laß die Sorgen,“ tröstete Carlo, „die Abschiedsstunde hat des Bittern genug, warum dieses noch vermehren? Vertrauen wir dem Gott der Liebe, der unsere Herzen verknüpfte, in wenigen Wochen ist aller Schmerz vorüber, setze dich hier an meine Seite, wir wollen lieber sprechen von jenen schönen, in der Erwartung, Gegenwart und Vergangenheit mit gleich jugendlichem Zauber geschmückten Stunden, welche den Lebensweg zieren werden, den wir Arm in Arm wandeln.“

Mandina folgte der Einladung des Geliebten, sie schmiegte sich an ihn, und ihre schimmernden Augen waren feucht von Schmerz und Wonne; im traulichen Kosen entschwanden den Liebenden nur zu eilig die Stunden, und Carlo schalt das anbrechende Tageslicht, das ihm zwar das liebliche Gesicht des Mädchens deutlich sehen ließ, ihn aber zugleich erinnerte, daß die bange Minute des Scheidens da sei; Mandina erwiederte seinen Abschiedskuß und sah ihm noch lange nach, als schon das Boot ihn weit hinweggetragen hatte von dem Platze, der so oft Zeuge beglückter Liebe war. Erst als das Boot ihrem Gesichtskreise entschwunden war, verließ sie ihre Stellung, und ging dem Ufer entlang auf ihren schon sichtbar gewordenen Wohnort zu.

Carlo hatte seinen Platz im Boote eingenommen, und ruderte instinktmäßig fort; sein Denken weilte noch bei der Geliebten, und er achtete anfänglich nicht auf die Richtung, welche sein Gefährte einschlug; erst als das immer stärker werdende Heben und Senken des Bootes seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, blickte er um sich, und sah mit Staunen, daß er weit vom Lande entfernt gegen die Mitte des Canals zufuhr; er machte seiner Verwunderung Luft, indem er seinem Gefährten zurief:

„Ho! guter Freund, ich glaube du schläfst, denn nur im Schlafe kann man so vom Ziele absteuern, wie du es jetzt gethan.“

„Ihr irrt Euch, Herr!“ erwiederte der Angeredete, „einen Seemann darf eine schlaflose Nacht nicht dunstig machen, besonders wenn er Zeuge einer so zärtlichen Abschiedsscene war.“

„So hast du uns behorcht; das ist nicht seemännisch,“ entgegnete Carlo entrüstet.

„Ihr habt ja so laut geredet, daß ich meine Ohren hätte zustopfen müssen, um nicht zu hören; darum entschuldiget mich, und tröstet Euch mit der Versicherung, daß kein Neuling in derlei Abenteuern Euch belauschte. Ich hätte Euch meine Dienste im Hafen nicht angeboten, wenn nicht Euere Eilfertigkeit mich hätte vermuthen lassen, daß es zu einem Stelldichein gehe; ich bin ein Freund von derlei Abenteuern, und darum fandet Ihr mich willig; denn das werdet Ihr mir doch ansehen, daß ich mein Brod nicht als Gondelier verdiene.“

„Mir fiel wohl Eure Kleidung und Euer Benehmen auf; doch habt Ihr Euch selbst angeboten, und mich zufrieden gestellt; Ihr versteht gut zu rudern.“

„Habe ja manches gute Schiff durch Klippen und schäumende Wogen geführt, und werde wohl ein so kleines Boot vorwärts zu bringen wissen.“

„Ich verzeihe Euch Euerer Bereitwilligkeit wegen, daß Ihr Eueren Dienst als Gondelier bis zu dem eines Vertrauten ausgedehnt habt, und werde Euer Schweigen nutzbringend für Euch machen; nun aber habt die Güte, mir zu sagen, warum Ihr in die Mitte des

Digitized by Google

Canals lenket, da wir doch, um in den Hafen zu gelangen, den Canal entlang fahren müssen."

„Hm!" erwiederte der Gefragte, „Ihr müsset noch wenig zur See gewesen sein, daß Ihr es für eine so leichte Aufgabe haltet, ein so kleines Boot durch den Andrang der Flut dem Ufer entlang zu führen; wenn wir auch der Gefahr entgingen, daß das Boot und unsere Köpfe an den Uferfelsen wie Nußschalen zertrümmert werden, so sind mir doch meine Arme viel zu lieb, um sie im erfolglosen Kampfe gegen den Andrang der Flut abzumatten; sobald wir die Mitte des Canals erreicht haben, werden wir die Richtung ändern, und dann in halber Zeit und mit halber Mühe den Hafen erreichen, da die Strömung des Wassers die Stelle zweier Ruder vertritt. Greift daher mit den Rudern dem Wasser tüchtig unter die grüne Decke, wenn Ihr auch ein wenig bespritzt werdet; denn Seewasser auf dem Leibe ist noch lange kein so großes Uebel, als wenn es den Magen ausfüllt."

Der junge Manne folgte der Aufforderung, und kräftig die Wogen theilend, schoß das leichte Boot im schwimmenden Tanze dahin; als sie beinahe die Mitte des Canals erreicht hatten, machte Carlo den Gondelier hierauf aufmerksam, und fragte, ob es nicht schon Zeit sei, das Boot umzulegen.

„Was fällt Euch ein, junger Herr!" erwiederte der Gondelier lachend; „das hieße ja das Kind mit dem Bade verschütten; man legt wohl große Schiffe um, aber ein Boot wendet man blos, denn ein Boot umlegen hat immer ein nasses Bad zur Folge. Aber Ihr habt recht, wir sind in der Mitte des Canals, und da wird uns wohl Niemand sehen."

Bei diesen Worten hob er die Ruder aus, und legte sie in das Boot, wobei er sich nach allen Seiten spähend umsah.

„Ich glaube, Ihr wollt hier ausruhen," rief Carlo verwundert, als er diese Anstalten gewahrte; „warum hebt Ihr die Ruder aus?"

„Ich denke, wir werden sie nicht mehr brauchen!" entgegnete der Gefragte phlegmatisch.

„So meint Ihr, daß die Flut das Boot in den Hafen bringen werde?" fragte Carlo zweifelnd.

„Wohl möglich, aber seid um das Boot unbekümmert, wenn es auch nicht in den Hafen kömmt, so ist der Verlust nicht groß."

„Ihr sprecht in Räthseln!"

„Die Lösung wird gleich folgen; wenn mein Ohr mich nicht getäuscht hat, so wurde in dem Gespräche mit Eurem Liebchen der Name Giachino genannt?"

„Was soll diese Frage hier?"

„Das werdet Ihr gleich inne werden. Was meint Ihr wohl, daß dieser Giachino thun würde, wenn er so wie ich mit Euch allein in der Mitte des Canals in einem schwachen Boote sich befände, und von Euerer Liebe Kenntniß hätte?"

„Die Frage ist wirklich sonderbar, und welchen Grund sie auch haben mag, so muß ich gestehen, daß ich nach Mandina's Schilderung von Giachino's Charakter mich nicht in eine solche Lage wünsche."

„Der Wunsch ist fromm, aber er kommt zu spät; ich bin dieser Giachino! ich habe Mandina zum Weibe begehrt und sie ist mir von ihrem Vater zugesagt; Ihr seht sie nie wieder. Während Ihr eben auf dem Felsen Euch Liebe schwuret, habe ich unten im Boote Euer Verderben beschworen; dieses Boot verlaßt Ihr nur, um im fruchtlosen Kampfe mit den Wogen unterzugehen; an dasselbe Plätzchen, das Zeuge Euerer Entzückungen war, wird das Meer Eueren Leichnam auswerfen; empfiehlt Eure Seele Gott, Ihr müßt sterben!"

Mit diesen Worten nahte sich Giachino dem erstaunten, noch immer sitzenden Carlo; der geübte Seefahrer schritt in dem schaukelnden Boote wie auf festem Lande dahin, und vertrauend seiner Kraft, so wie der Ueberraschung, glaubte er einen leichten Sieg zu erkämpfen, und seinen Nebenbuhler über Bord zu werfen. Doch fand er an Carlo einen Gegner, dessen ungeschwächte Jugendkraft durch Verzweiflung gestählt, diese beiden Vortheile überwog. Carlo hatte schnell das Gefährliche seiner Lage eingesehen, und an Rettung verzweifelnd, wollte er wenigstens den Feind mitverderben. Mit der einen Hand klammerte er sich fest an die Wand des Bootes, während er mit der anderen den nahenden Gegner am Gürtel faßte; als Giachino durch dieses Manöver sich verhindert sah, Carlo über Bord zu werfen, verließ ihn aus Wuth die Besonnenheit, er sammelte alle Kräfte, um Carlo's Hand von der Bootswand loszureißen; das Schaukeln des Bootes wurde durch das Ringen der beiden kräftigen Männer immer heftiger, und als Carlo die Hand vom Boote losließ, um sich verzweifelnd an Giachino fest zu halten, schlug das Boot um, und beide versanken in den Fluten. Eine Weile plätscherten die fest verschlungenen Gegner auf der Oberfläche des Wassers herum, endlich schien der Trieb nach Selbsterhaltung den feindlichen Haß zu besiegen; beide suchten sich loszulösen, und mit einem kräftigen Stoß waren die Ringenden getrennt. Einer der Schwimmenden ergriff eines der losgelösten Ruder und schwamm dem festen Lande zu, welches er nach zwei Stunden erreichte; keuchend und stöhnend erstieg er das Ufer, es war Giachino.

So wenig fruchtbar und reizend Dalmatien demjenigen scheint, der es zu Fuße durchwandelt, so reizend und malerisch ist der Anblick dieses Landes, wenn man dasselbe vom Meere aus betrachtet. Nebst dem parteiischen Wohlgefallen, das der Anblick des Landes in jedem Seefahrer erweckt, bietet Dalmatien dem Auge einen Genuß, wie ihn selbst üppige Gegenden nicht bieten. Besonders malerisch sind aber die Ortschaften dieses Landes, da die Unebenheit des Bodens es unmöglich macht, anders als terassenförmig zu bauen.

Da der Boden des Landes nur mühsam urbar gemacht werden kann, so sieht man bei Erbauung neuer Wohnungen nicht auf Ersparung des Raumes, weßhalb auch die Ortschaften im Verhältniß zu ihrer Häuserzahl eine bedeutende Ausdehnung haben. So gewährt auch das Dorf Diglo, einige Miglien nordwärts von Zara, vom Meere aus betrachtet, einen schönen Anblick, während der im Dorfe Wandelnde sowohl aus der Ungangbarkeit der Communikationswege, als auch aus der großen Entfernung der einzelnen Wohngebäude mit Recht schließen kann, daß Hang zur Geselligkeit nicht zu den Charakterzügen der Bewohner dieses Landes gehöre. Der größte Theil der Häuser verräth die Armuth der Bewohner, da sie aus Steinen erbaut, und mit häufig durchlöcherten Ziegeldächern bedeckt sind, und weder große Fortschritte in der Architektur, noch Liebe zur Reinlichkeit ersichtbar machen; auch scheinen Glasfenster ein Luxusartikel zu sein, da wohl Fensteröffnungen dem Tageslicht den Durchgang gewähren, aber sowohl der milde Charakter des Klima so wie die Abhärtung der Bewohner das Schließen dieser Oeffnungen durch Läden oder Glasfenster überflüssig machen. Nur einige Häuser unterscheiden sich von der Mehrzahl durch ihre Bauart und hauptsächlich dadurch, daß sie mit Kalk übertüncht sind, und lassen vermuthen, daß sowohl der Geschmack als die Wohlhabenheit des Besitzers einem andern Lande das Entstehen verdanke. Vor einem solchen Hause stand einige Wochen nach den so eben erzählten Vorfällen ein ziemlich bejahrter starker Mann, auf eine lange Flinte gelehnt, und schien Jemanden zu erwarten. Die Kleidung des Mannes ließ den Besitzer des Hauses vermuthen, denn sie zeigte, wie das Haus selbst, einige Abweichungen von den Eigenthümlichkeiten der Landesbewohner. Enge Beinkleider von blauem Tuche ließen kräftige Gliedmassen deutlich sehen; eine aus gleichem Stoffe verfertigte Jacke war über der Brust offen, und da sie zu enge war, um sich über der hochgewölbten Brust schließen zu können, so mochten wohl die auf beiden Seiten in mehren Reihen sichtbaren gelben Knöpfe nur der Zierde wegen angeheftet sein. In dem breiten gestickten Gürtel steckten zwei lange Pistolen, und der von den Bewohnern Dalmatiens unzertrennliche Hanjar, ein langes zweischneidiges Messer; die Haare des Mannes waren nach hinten gestrichen, und in einen Zopf geflochten, der über den Rücken herabhing; den Scheitel bedeckte ein rothes, wollenes Käppchen, die Oberlippe zierte ein starker Schnurrbart, dessen viele weiße Haare so wie die Falten des Gesichts verriethen, daß der Mann über die Mitte des Lebens hinaus sei. Die Gesichtszüge des Mannes waren schroff und unbeweglich, und nur zuweilen gab er durch Zusammendrücken der Lippen und heftiges Aufstoßen des Gewehres auf den Boden zu erkennen, daß er nicht gewohnt sei, seiner

Digitized by Google

Ungeduld Zügel anzulegen. Endlich schien der Erwartete zu kommen, denn er warf die Flinte über den Rücken, und ging einem Manne in Schifferkleidung entgegen, der den holprigen Weg vom Meeresufer eilig daher kam.

„Der Himmel gebe Euch Brod!“ grüßten die Beiden mit dem landesüblichen Gruß, sich die Hände schüttelnd, „und Glück auf die Jagd, Vater Pietro! wenn ich Euch so nennen darf,“ setzte der Neuangekommene hinzu.

„Ihr habt mein Wort, Giachino!“ erwiederte Pietro ernst, „und ich habe mein Wort noch nie gebrochen; meine Tochter wird gehorchen.“

„Ich dachte es wohl, daß Mandina sich weigern wird,“ sagte Giachino; „denn ich kann nicht zuckersüße Worte sprechen, wie sie es wohl in der Stadt von den in Liebesabenteuern erfahrenen Venetianer Jünglingen gehört haben mag, doch wird sie wohl klüger werden, ehe einige Wochen vergehen.“

„Das hoffe ich auch,“ erwiederte Pietro; „darum will ich nicht hart sein gegen mein einziges Kind, und ihr Zeit lassen zum Ueberlegen; sie soll meinen Fehler nicht büßen, daß ich sie in der Stadt erziehen ließ, allwo sie allerlei Träumereien von ehelichem Glück und Liebe eingesogen hat, die sich im Leben nicht in Anwendung bringen lassen; darum habt Geduld, lieber Giachino, es wird sich schon geben.“

„Ich verlasse mich auf Euer Wort, und sollte Euer väterliches Ansehen ihren Sinn nicht zu ändern vermögen, so weiß ich ein Mittel, sie fügsam zu machen, sobald ich mit ihr rede.“

„Wenn Ihr glaubt, etwas ausrichten zu können, so sprecht mit ihr; sie ist allein im Hause, und es wäre mir lieb, die Sache abgethan zu finden, wenn ich von der Jagd zurückkehre.“

„Wenn es Euer Wille ist,“ erwiederte Giachino, „so werde ich mit ihr sprechen, und ich hoffe Mandina's Einwilligung zu erhalten, noch ehe Ihr zurückkehrt.“

Mit diesen Worten schüttelte Giachino Pietro's Hand zum Abschiede, und wandte sich gegen das Haus, vor welchem dieser früher gewartet. Auf sein Klopfen öffnete sich die Hausthüre, und Mandina stand vor ihm; ein leichter Schrecken durchzuckte die sanften Züge des lieblichen Mädchens, als sie den gefürchteten Freier und Feind ihrer geheimen Hoffnungen vor sich sah, und ehe dieser noch den Mund zur Anrede öffnen konnte, stotterte Mandina ängstlich:

„Mein Vater hat lange auf Euch gewartet, er ist in das Boschetto jagen gegangen, und Ihr könnt ihn dort finden, wenn Ihr ihn sprechen wollt!“ zugleich deutete sie mit der Hand in der Richtung hin, in welcher sich Pietro entfernt hatte.

Giachino ergriff das niedliche Händchen und sagte, das Mädchen mit glühenden Blicken betrachtend: „Nicht Euren Vater suche ich, sondern Euch selbst, holde Jungfrau! um Euch mit den Gefühlen bekannt zu machen, die in meinem Herzen für Euch erwacht sind.“ Bei diesen Worten wollte er Mandina's Hand an seine Lippen drücken, doch rasch, als hätte sie eine Schlange berührt, zog das Mädchen die Hand zurück, und erröthend vor Scham und Unwillen erwiederte sie:

„Es ziemt einem Mädchen dieses Landes nicht, solche Worte von den Lippen eines Mannes anzuhören; sprecht mit meinem Vater, und der wird Euch sagen, wie ich gegen Euch gesinnt bin!“

Sie neigte leicht das Haupt, und wollte in das Haus zurückschlüpfen, doch Giachino hatte schnell ihre Hand erfaßt, und sie zurückhaltend, sagte er halb spöttisch:

„Es freuet mich wirklich, daß Euere Erziehung in Zara Eure Sitten so makellos ließ, daß Ihr noch so gut wißt, wie sich eine Jungfrau dieses Landes zu benehmen habe; doch dürft Ihr gegen mich schon etwas weniger streng sein, da ich mit Wissen und Einwilligung Eures Vaters hier bin, und daher das Recht habe, also zu Euch zu sprechen. Erlaubt mir daher, in Euer Haus einzutreten, und hört mich dann geduldig an, vielleicht gelingt es mir, Euer Herz zu rühren, daß Euere Meinung von mir eine günstigere werde, als sie es bis jetzt gewesen.“

So sprechend drängte Giachino das verschüchterte Mädchen zum Hause hinein, und folgte der Vorangehenden über die hölzerne Stiege in die obere Etage des Hauses, die in diesem, wie fast in allen Häusern Dalmatiens von bloßen Brettern gebildet war; dort angelangt, setzte er sich Mandinen gegenüber auf einen Stuhl, und nachdem er sie lange schweigend betrachtet, begann er:

„Euer Vater hat Euch in Kenntniß gesetzt, daß ich Euch zum Weibe begehre, und Ihr habt erklärt, daß Abneigung gegen meine Person Euch bestimme, dieser Verbindung auszuweichen; — Ihr habt mir so eben einen schönen Beweis gegeben, daß Ihr die Sitten Eueres Vaterlandes ehrt; gebt mir jetzt den schöneren größern Beweis, indem Ihr Euch meinem Antrage, der von dem Wunsche Eures Vaters unterstützt wird, willfährig zeigt. — Ihr schweigt? — Hab't Ihr auch geschwiegen, als Carlo um Euere Liebe warb, ohne Wissen Eueres Vaters, ohne Euch seine Hand anbieten zu können?“

Eine dunkle Röthe überzog bei dieser Frage des Mädchens Wangen, ein leises „Ach!“ entschlüpfte ihren Lippen.

„Ihr seht,“ fuhr Giachino fort, „ich weiß Euer Geheimniß; es kostet mich nur ein Wort, um Eueren bisher gegen Euch so guten Vater zu Euerem Tyrannen zu machen; gebt mir Euere Hand, und ich schweige.“

„Wenn Ihr wißt,“ entgegnete Mandina nach einer Pause, „daß mein Herz einem Andern gehört, wie könnt Ihr noch meine Hand verlangen? Wenn ich Euch gestehe, daß mein Herz ewig Carlo gehören wird.“

„Mit dem Herzen könnt Ihr nach Belieben schalten,“ erwiederte Giachino höhnisch; „ich werde schon Sorge tragen, daß dem Herzen sonst nichts folge, sobald ich Euch besitze.“

„Es ist umsonst,“ erklärte Mandina, „ich kann nicht die Euere werden.“

„Ihr müßt!“ sagte Giachino mit finsterem Ernste, „und ich werde Euch sagen, warum Ihr müßt, damit Ihr es einseht; jene übermüthigen Republikaner, denen Euer Carlo entsprossen ist, haben die Quellen meines Erwerbes verstopft, meinen Reichthum zersplittert; ich bin arm, wenn ich mir durch Euere Mitgift nicht aufhelfe; darum muß ich Euere Hand erhalten, hört Ihr, es muß sein!“

„Ha! ich danke Euch!“ rief Mandina, plötzlich von einem Gedanken der Rettung ergriffen; „ich danke Euch, daß Ihr Euere eigennützige Absicht so frühe an den Tag legtet; mein Vater wird nimmer sein einziges Kind opfern, um dem zu Grunde gerichteten sträflichen Gewerbe eines schändlichen Schmugglers aufzuhelfen!“

„Ihr schmeichelt mir sehr süß!“ höhnte Giachino, indem ein Zug teuflischer Bosheit in seinem Gesichte sichtbar wurde, „Ihr werdet zärtlich; doch muß ich Euch ersuchen, Eure Freude zu mäßigen, denn sie dürfte zu voreilig gewesen sein; Ihr werdet das, was ich Euch jetzt vertraute, Euerem Vater und Jedermann verschweigen.“

„Nein, das werde ich nicht!“ erwiederte Mandina hastig, „nicht eine Minute —“

„Ihr werdet, sage ich,“ unterbrach sie Giachino mit starker Stimme, „denn verlautet Ihr nur ein Wort von unserm jetzigen Gespräch, so verrathe ich Euere geheime Liebschaft.“

„Verrathet es!“ rief Mandina begeistert aufstehend, „mein Vater wird mir zürnen, aber auch verzeihen, wenn Carlo wiederkehrt, und mich zum Weibe begehrt.“

„Carlo wird nie wiederkehren, denn — doch,“ fuhr Giachino sich selbst unterbrechend fort, „das erfährst du noch früh genug,“ und zu dem Mädchen tretend, sagte er mit unterdrückter Stimme: „Wenn du nicht schweigst, so erfährt dein Vater, daß du Mutter bist!“

Mit dem Ausruf: „Ich bin verloren!“ stürzte das Mädchen zu Boden; mit schadenfrohen Blicken betrachtete Giachino die zu Boden Liegende; in seinem verhärteten Gemüthe regte sich nicht ein Funke Mitleid, er stand überlegend, ohne der Ohnmächtigen Hilfe zu leisten, und erst, als Mandina mit einem schweren Seufzer die Augen aufschlug, reichte er ihr die Hand, um sie aufzuheben; doch sie wies seine Hand zurück, und stand allein auf.

„Ihr verachtet mich!“ sagte Giachino, mit den Zähnen knirschend, „Ihr verabscheut mich, und das solltet Ihr nicht thun, denn Ihr müßt dennoch mein werden; daß ich die Entehrte noch besitzen

Digitized by Google

will, mag Euch zeigen, wie fest mein Wille ist. Ich gebe Euch acht Tage Bedenkzeit, weigert Ihr Euch auch dann noch, mir Euere Hand zu geben, so ist öffentliche Entehrung Euer Loos!“

Mit diesen Worten verließ Giachino das Zimmer; Mandina bedeckte das Gesicht mit den kleinen Händchen, und jammerte schluchzend: „Mein Carlo! ich bin für dich verloren!“

Mit Furcht und banger Erwartung hatte Mandina bereits sechsmal die Sonne über den Bergen emporsteigen und in den Fluten versinken sehen, ohne daß die erwünschte Rückkehr des Geliebten ihr die Möglichkeit der Rettung von öffentlicher Schmach und Schande hoffen ließ. Ihr Vater war gegen sie gütig und liebevoll, denn Giachino's Versicherungen hatten ihn glauben gemacht, daß jungfräuliche Scheu die alleinige Ursache von Mandina's Abneigung gegen die vorgeschlagene Verbindung sei. Hätte Pietro seiner Tochter wegen ihrer Weigerung hart und lieblos begegnet, sie würde in stummer Verzweiflung das Aergste erduldet haben, ohne einen Versuch zu wagen, der drohenden Gefahr und Schande zu entgehen. Aber des Vaters liebevolle Behandlung gab ihrem verzweifelnden Herzen Hoffnung; sie wußte, daß es ihrem Vater möglich sei, sie vor der Entehrung zu retten, womit die strenge Landessitte diejenigen Mädchen bedrohte, die mit ihrem Herzen auch ihre Unschuld verloren. Sie glaubte von der Liebe ihres Vaters Verzeihung für die Wahl ihres Herzens, und von dem Stolze Pietro's Rechtfertigung ihres Abscheues gegen Giachino's Bewerbung zu erhalten, und sie entdeckte ihm ihre Liebe zu Carlo, dessen redliche Absichten, die traurigen schon schwer zu verbergenden Folgen dieser Liebe, so wie Giachino's eigennützige Absichten. Der stolze Abkömmling der Republik wüthete bei der Entdeckung der doppelten Schmach, die seinem Hause drohte; er wollte seine Tochter ihrem Schicksale überlassen, Giachino zur Rechtfertigung ziehen, und ein Land fliehen, in dem sein Name nunmehr ewig befleckt sein würde. Das jammervolle Flehen und Weinen seines unglücklichen Kindes, des einzigen Nachlasses seiner geliebten, früh verblichenen Lebensgefährtin besänftigte seine Wuth und erregte sein Mitleid. Auch mochte die Vaterliebe, so wie der Wunsch, in dem Lande, wo er geboren, die letzten Tage seines Lebens in unverletzter Achtung zuzubringen, viel dazu beitragen, sein Herz den Bitten Mandina's um Gnade und Hilfe geeignet zu machen. Er beschloß, Mandina's Zustand geheim zu halten, und sie zur leichtern Verbergung desselben auf so lange nach Zara zu schicken, bis Carlo's Rückkehr sein Vergehen wieder gut machen würde. Thränen der Reue und des Dankes flossen aus Mandina's Augen auf seine Hände, er hob die vor ihm Knieende auf, doch drängte er die ihn umfassende mit den Worten zurück:

„Du hast den Frieden meines Alters gestört, die Ehre meines Hauses mit unvertilgbarer Schmach bedroht; du hast in meinem Herzen die Trauer um deine verstorbene Mutter zerstört, denn ich muß nun sagen: Wohl ihr, daß sie gestorben! — Du hast meine zärtliche Liebe mit Undank belohnt, und ich fluche dir nicht; ich bedauere dich, denn du wirst keine Heimat mehr haben, Carlo's Hand kann dir nicht mehr wiedergeben, was du verloren; du wirst mit ihm im fremden Lande wohnen, und sein Herz wird nicht deine Heimat werden, denn er hat dir das Köstlichste geraubt, was ein Mädchen besitzt, das reine Bewußtsein der Unschuld; ich will dir verzeihen, und deinen Fehler zu verbergen suchen, daß Erinnerung an öffentliche Entehrung nicht zum Hindernisse deines Glückes werde.“

Den folgenden Tag sollte Mandina ihren Geburtsort verlassen, daß Niemand ihren Zustand entdecke. Giachino hatte sie denselben Tag besucht, und von ihr die Auskunft erhalten, daß der Vater ihm ihren Entschluß mittheilen werde. Er überraschte sie am Morgen des siebenten Tages, der ihr gegebenen Bedenkzeit, als sie gerade mit dem Einpacken ihrer Kleider und Habseligkeiten beschäftigt war. Er verbarg seine Ueberraschung bei diesem Anblicke, und fragte theilnehmend, ob sie Diglo zu verlassen gedenke.

Mandina war verwirrt, denn sie wußte, daß Giachino Alles aufbieten werde, um ihre Abreise zu verhindern; sie wies ihn an ihren Vater, dessen Befehl sie vorschützte, und der ihm die nöthige Auskunft geben werde.

„Nun Glück auf die Reise, Jungferchen!“ spöttelte Giachino, „doch meine ich, es wird so viel Gepäcke nicht nothwendig sein zu einer Fußreise; die zarten Füßchen werden wohl Mühe haben, den ohnehin belasteten Körper fortzubringen, es müßte denn der Segen des Vaters die Last erleichtern.“

Höhnisch lachend verließ Giachino das Zimmer; Mandina sah ihm verzweifelnd nach, denn sie fühlte nur zu gut, was seine Worte zu bedeuten hatten; nur augenblickliche Entfernung konnte sie retten. Sie suchte ihren Vater im ganzen Hause, um Hilfe und Rath zu erlangen, Pietro war nicht zu finden; zwei Stunden harrte sie angstvoll auf seine Rückkehr, und als er endlich mit finsterer Miene in das Zimmer trat, warf sie sich flehend zu seinen Füßen, entdeckte ihm ihre Befürchtung, und bat um Rettung.

„Es ist zu spät, mein Kind!“ erwiederte der Vater mit tödtender Kälte, „ich kann dich nicht mehr retten.“ Dabei öffnete er die Thür, und hereintrat der Priester des Ortes, dem zwei alte Weiber folgten, deren jahrelange Uebung sie nach einer kurzen Untersuchung sogleich Mandina's Zustand erkennen ließen. Sie theilten diese Wahrnehmung dem Geistlichen mit, und dieser sprach zu Pietro:

„Pietro Marinovich! Euere Tochter ist angeklagt der Sittenlosigkeit und des öffentlichen Aergernisses, und dieses Fehltritts überwiesen durch die Folgen ihres allzuvertrauten Umganges mit einem Manne; mir ist das Richteramt über sittliche Verderbniß in die Hände gegeben, und ich verlange von Euch Euere Tochter, um über sie zu richten nach Recht und Landessitte, öffentlich vor dem Hause des Herrn, in Gegenwart aller meiner Beichtkinder, zur Warnung und zum abschreckenden Beispiel für alle Jungfrauen, denen die Umarmung eines Mannes mehr werth ist, als Tugend und Unschuld; zugleich lade ich Euch vor als Ankläger Eurer Tochter, allsonsten Ihr in den Verdacht gerathet, durch Mangel an guten Lehren und Ermahnungen die Veranlassung zu dem Fehltritt Euerer Tochter gewesen zu sein; im Namen des Herrn und höchsten Richters, der uns helfen möge, Amen!“

Pietro hatte diese Aufforderung mit scheinbarem Gleichmuthe angehört, keine Bewegung seiner Gesichtsmuskeln verrieth den Sturm seiner Gefühle; als der Priester geendet hatte, nahm er seine Tochter bei der Hand, küßte sie auf die Stirne, und sagte mit zitterndem Tone: „Gehe hin, wohin dein Leichtsinn dich führt, und Gott sei dir gnädig!“ Mit diesen Worten übergab er das vom Schmerz betäubte Mädchen den durch ähnliche Auftritte fühllos gewordenen alten Weibern, welche sogleich mit Mandina und dem Priester das Zimmer verließen; der zurückbleibende Greis sank auf die Kniee nieder, und betete: „Gott! gib mir Stärke, daß mein Herz nicht breche im Schmerze um mein verlorenes Kind und meine verlorene Ehre!“

Auf dem Platze vor der Kirche des Dorfes Diglo war eine große Anzahl Menschen versammelt, und die Erwartung in den Mienen aller Anwesenden ließ vermuthen, daß ein ungewöhnliches Ereigniß die Ursache dieser Versammlung sei. Auf einer Seite des Platzes standen die Männer, ihnen gegenüber die Frauen, da bei allen feierlichen Anlässen und Versammlungen eine Absonderung der Personen beiderlei Geschlechts durch die Landessitte befohlen ist. Obwohl in allen Gesichtern erwartungsvolle Neugierde zu lesen war, so mochte doch das bevorstehende Ereigniß kein freudiges sein, da fast alle Gesichter in trüben feierlichen Ernst gehüllt waren; nur wenige Ausnahmen waren in den Mienen einiger Frauen zu bemerken, in welchen öfter eine hämische Schadenfreude aufblitzte, während sich in den Gesichtern der Männer durchgehends eine mitleidige Theilnahme kund gab. In der Mitte der beiden Reihen, unter dem Portale der Kirche, stand der Priester im Ornate, neben ihm die Aeltesten und Angesehensten des Dorfes, während die neugierige schaulustige Jugend die umherstehenden Bäume erklettert hatte, und sich auf den Zweigen derselben wiegte.

Die Blicke der Versammelten weilten größtentheils auf dem Wege, der vom untern Ende des Dorfes zur Kirche führte, und ein

unruhiges Drängen und Verstecken der Köpfe gab nach langem Harren kund, daß der Gegenstand der allgemeinen Erwartung und Theilnahme herannahe. Man sah den Weg entlang mehrere Gestalten kommen, und als sich diese näherten, unterschied man vorangehend einen Mann, dem drei Frauen folgten, die von einer großen Anzahl lärmender Knaben und Mädchen umschwärmt waren. Der Mann war Pietro Marinovich; er ging mit festen gleichen Schritten einher; sein Blick war zu Boden gesenkt, man konnte ihm ansehen, welche Mühe es ihm kostete, seine Gesichtszüge zu beherrschen, daß sie nicht zu Verräthern seiner durcheinander wogenden schmerzhaften Gefühle werden möchten. Ihm folgte in der Mitte der zwei alten Weiber Mandina; ihr Gesicht war blaß, die Augen vom Weinen geröthet; ihre Kleidung war von grobem Tuche, so wie sie die ärmsten Bewohner dieses Landes zu tragen pflegen; auf dem Rücken hatte sie ein kleines Ränzchen von gestreiftem, grobem Tuche, in welchem sich ein Laib Brod, ein Käse und ein Hemd befand, auf dem nachlässig gekämmten und gezierten Kopfe trug sie das rothe wollene Käppchen. Sie hatte die Hände über die Brust gefaltet, und große Thränen perlten über die bleichen, von mehrtägigen Seelen-Leiden bereits etwas eingefallenen Wangen. Der große Seelenschmerz schien sie unempfindlich zu machen gegen körperlichen Schmerz, denn sie schritt gleichmäßig vorwärts, ohne beim Auftreten zu zucken, obwohl sie es nicht gewöhnt war, den mit spitzen und scharfen Steinen übersäeten Boden barfuß zu durchwandeln. Die zarte liebliche Gestalt des Mädchens, welche selbst durch das Bußkleid nicht entstellt werden konnte, erregte in den Herzen aller Anwesenden das tiefste Mitleid, in vielen Augen standen Thränen, und als der Zug vor dem Priester stille hielt, herrschte ein lautloses Schweigen, daß die Worte der Sprechenden auch dem Entferntesten verständlich wurden.

Pietro stand eine Weile schweigend vor dem Priester; er schien im Kampfe mit sich selbst zu ringen, ob er den Gefühlen des Vaterherzens oder dem Gebote einer grausamen Sitte den Sieg zugestehen sollte, und erst auf des Priesters Frage, was ihn hierher führe, ermannte er sich, hob das Haupt, und sprach mit fester, starker Stimme:

„Ich bin hier, um meine Tochter der Verletzung der Ehrbarkeit und Sittlichkeit anzuklagen, daß über sie gerichtet werde nach altem Gebrauch und Landessitte!“

Zugleich trat er auf die Seite, daß Mandina Angesichts des Priesters zu stehen kam; diese war bei der Anklage des Vaters zusammengeschaudert, ein heftiges Zittern bewegte alle Muskeln der entblößten Hände und Füße, sie schien zusammensinken zu wollen. Der Anblick der leidenden, vom tiefsten Schmerze gequälten Gestalt verfehlte seine Wirkung auf das Herz des Priesters nicht; er zögerte, die harten Worte auszusprechen, die seine Pflicht ihm vorschrieb, und wartete, bis Mandina sich ein wenig erholt hatte, dann sprach er in milderem Tone, als man es sonst von dem strengen Verkündiger des Wortes Gottes zu hören gewohnt war:

„Magdalena Marinovich! Ihr seid angeklagt, mit einem Manne vertrauten, sittenlosen Umgang gepflogen zu haben, Euer Zustand bestätiget die Anklage, und ich frage Euch im Namen Gottes, der über alle richtet, ob Ihr dem Manne, der Euch in diesen Zustand versetzt hat, angetraut seid durch die Einsegnung eines Priesters?“

Mandina schluchzte, und antwortete nicht.

„Ich frage Euch!“ fuhr der Priester fort, „ob nicht ein geheimes Eheband Euch verbindet, in welchem Falle Ihr losgesprochen werdet, von der gegen Euch erhobenen Anklage.“

Da hob Mandina das Haupt, und sagte mit sanftem aber zuversichtlichem Tone: „Ich bin sein Weib vor Gott, wir haben uns Liebe und Treue geschworen, und ich werde meinen Schwur halten.“

Bei dieser Erwiederung wölkte sich die Stirne des Priesters und er sprach in strengem Tone:

„Ihr seid das Weib eines Mannes geworden vor Satan, dem Fürsten der Finsterniß, aber nicht vor Gott und seinem Ebenbilde, dem Menschen. Eure Ehe wurde nicht geheiligt von dem Stellvertreter Gottes, sie wurde nicht gesegnet von Euerem Vater; darum seid Ihr schuldig eines sittenlosen Wandels und des gegebenen Aergernisses, und ich fordere Euch auf, den Namen Eueres Verführers zu nennen, daß ich ihn aufrufe, hervorzutreten, um Euch zu verbinden nach den Vorschriften unseres heiligen Glaubens, dann wird eine christliche Buße Euch reinigen vor Gott und den Menschen!“

Mandina weinte und antwortete nicht.

„Ich fordere Euch zum Letztenmale auf, den Theilnehmer Euerer Sünde zu nennen!“ fuhr der Priester mit erhöhter Stimme fort.

Da fühlte Mandina, daß ein Mensch sich an sie dränge, und eine unterdrückte Stimme ihr in's Ohr flüsterte: „Nennt mich, und Ihr seid gerettet!“ Sie sah sich um, und blickte in Giachino's von Leidenschaft geröthetes Gesicht. Voll Abscheu wandte sie ihr Gesicht ab, sie wollte eher Alles dulden, als dem Manne angehören, den Eigennutz bestimmte, die öffentlich Entehrte zu begehren.

Noch einmal fragte der Priester, und als Mandina in ihrem Schweigen verharrte, da erhob er die Stimme, und sprach im feierlichen Tone:

„Du bist in Sünde und Wollust verstockt geworden, du bist ein räudiges Schaf, das der Hirt aus der Herde ausstoßen muß, um selbe vor Ansteckung zu bewahren; du bist ein verdorrter Ast, den der sorgsame Gärtner abschneidet, um den Baum zu retten; du bist eine Irre in der Wüste, die der Stimme des rettenden Wegweisers nicht folgen will; darum mögest du ausgestoßen sein aus unserer Gemeinde; die Zierde der Jungfrauen sei dir öffentlich abgenommen; (bei diesen Worten wurde Mandina von einem der Weiber das rothe Käppchen vom Kopfe genommen, und vor die Füße geworfen,) du bist eine entehrte, scham- und sittenlose Sünderin. Niemand aus unserer Gemeinde soll dir von nun an Speise reichen und Obdach gewähren; der Vater soll dich nicht Tochter, der Bruder nicht Schwester, Niemand Freundin nennen; ein Brod und ein Käse sei die letzte Nahrung, die dir von den Erzeugnissen dieses Ortes verabreicht werde, und nun magst du hingehen, wohin deine Sünde dich ruft; der Fluch deines Vaters sei dein Begleiter, die Verachtung aller Verwandten und Bekannten begegne deinen Erinnerungen an Vaterland und Jugendzeit; dein Fuß möge straucheln, wenn du den heimatlichen Boden betrittst; schädliches Gewürm möge das Wasser enthalten, das du aus unseren Cisternen schöpfest; keine Hand soll dich stützen, wenn du strauchelst, kein Herz bemitleiden, wenn du verschmachtest, und dieser Fluch möge in Erfüllung gehen zur Strafe deines Leichtsinnes, als gerechte Folge deiner Sünde!“

Nach diesen Worten wandte sich der Priester um, und trat in die Kirche; das Volk, das sich früher um Mandina gedrängt hatte, um besser zu hören und zu sehen, wich scheu zurück, und bald stand das unglückliche Mädchen allein. Ein schwerer Seufzer entwand sich ihrer Brust, sie drehte sich langsam um, und ging bewußtlos und sinnbetäubt gegen das Meeresufer zu. Sie bemerkte nicht, daß ihr Alles auswich, um nicht die Kleider der Entehrten zu berühren, sie bemerkte nicht, daß alle Blicke mit mitleidiger Verachtung auf ihr ruhten, sie hörte nicht die entehrenden Hohn- und Schimpfworte der ausgelassenen Knaben, welche sie eine große Strecke verfolgten; sie wußte nicht, wohin sie gehen wollte, sie taumelte mehr, als sie ging; ihr Auge stierte wild, die ganze Welt schien sich zu drehen, und nur leise ertönte manchmal von ihren Lippen: „Rette mich, mein Carlo! Rette mich!“

So war sie eine große Strecke fortgegangen, und schon ziemlich weit von ihrem Geburtsorte entfernt, als ihr eine Männergestalt in den Weg trat; es war ihr Vater. Sie schien ihn nicht zu erkennen, denn sie sah ihn lange an, ohne eine Gemüthsbewegung zu verrathen, und erst, als der Vater sie an's Herz drückte, sie auf die Stirne küßte, und mit bewegter, rührender Stimme sagte: „Ich soll dir fluchen, mein Kind! aber ich kann es nicht; wenn es dich in deinem Unglücke trösten kann, so nimm meinen besten Segen; Gott wird mir verzeihen, wenn ich den Gefühlen meines Vaterherzens folge!“ Da schmolz die Eisrinde, welche der harte, grausame Fluch des Priesters um ihr Herz gezogen hatte, sie fing an zu weinen. Noch einen Kuß drückte der Vater auf ihre Stirne, und verließ sie eilig, denn er sah einen Mann auf sie zukommen, und er durfte keinen Zeugen seines

Digitized by Google

Vatergefühls haben, ohne den Fluch des Priesters und die Verachtung der Gemeinde auf sich zu laden.

Der Herannahende war Giachino; boshafte Schadenfreude blitzte aus seinen Augen, als er die liebliche Blume zertreten vor sich sah; kein Mitleid regte sich in seiner Brust; er war grausam genug, die Unglückliche zu verspotten, indem er sagte: „Nun, Jungferchen ohne Käppchen! Ihr habt ja so viel gepackt und vorbereitet zu Euerer Reise, und doch scheint Euer Ränzchen blos Schuhe und Strümpfe zu beherbergen; wie könnt Ihr mit den zarten Füßchen nur barfuß gehen? Wohin geht die Reise? Doch wohl zu Eurem Liebsten? Ich denke, der stolze Senator wird die barfüßige Braut seines Sohnes mit offenen Armen empfangen."

In Mandina kämpfte Erbitterung und Verachtung gegen den Urheber ihrer schmachvollen Lage, doch siegte die Letztere; sie fühlte sich weit erhaben über den Elenden, der eine von aller Welt Verlassene zum Ziele seines Spottes wählen konnte; sie erwiederte stolz und würdevoll:

„Daß Ihr mich unglücklich und elend gemacht habt, verzeihe ich Euch; daß Ihr meinen edlen Vater mitgeopfert, möge Euch Gott verzeihen; ich verachte Euch zu sehr, um mich durch Eueren Spott gekränkt zu fühlen. Mein Carlo ist gut und edel, zu ihm führt mein Weg, und er wird die Mutter seines Kindes liebevoll empfangen, wenn sie auch als Bettlerin zu ihm kommt. Gott, der gnädiger als Menschen richtet, möge mich schützen und leiten, auf ihn vertraue ich!"

„Nun Glück auf die Reise!" höhnte Giachino; „ich habe Euch schon einmal glückliche Reise gewünscht, und Ihr seht, mein Wunsch ist glückbringend gewesen, und vielleicht wird er es auch diesmal sein. Wenn Ihr meinen Rath nicht zurückweisen wollt, so kann ich Euch sagen, wie Ihr am schnellsten und sichersten mit Euerem Carlo zusammen kommt."

„Wenn dies Euer Ernst ist, wenn Ihr mir sagen wollt, wo ich Carlo finde, so könntet Ihr dadurch wieder gut machen, was Ihr an mir verschuldet."

„Nun," erwiederte Giachino mit boshaftem Lächeln, „das kann ich schon thun; wenn Ihr auf jenes Plätzchen zugeht, wo Ihr immer mit Carlo nächtlicher Weile zusammenkamt, und Euch von der Landspitze in's Wasser stürzet, so ist es wohl sehr leicht möglich, daß Euer Leichnam mit dem Eueres Carlo zusammentrifft, wenigstens werdet Ihr dann ein gemeinschaftliches Bette haben."

„Ihr lügt!" unterbrach ihn Mandina, vor Schrecken erstarrt; „Ihr wollt blos mein Leid vermehren, Carlo lebt!"

„Wohl möglich!" erwiederte Giachino kalt und höhnend, „wenn er gut schwimmen kann, so mag er sich gerettet haben; dort in der Mitte des Canals stürzte er in's Meer, und es gehören ein Paar kräftige Arme und eine gute Lunge dazu, um von dort an's Land zu gelangen; ich habe es an mir selbst erfahren."

„Ihr wollt mir meine letzte Hoffnung rauben, aber es gelingt Euch nicht; ich habe Carlo den Abend vor seiner Abreise gesprochen, es kann nicht sein."

„Es ist, sage ich Euch; ich habe Carlo vor seinem Tode gesprochen, und er starb so eilig, daß er nicht einmal Zeit hatte, einen Gruß an Euch zu bestellen. — Ich hatte Euch schon lange im Verdacht einer geheimen Liebschaft, und meinen Bemühungen gelang es, hinter das Geheimniß zu kommen. Ich war Carlo's Gondolier auf seiner letzten Fahrt; weil sein gewöhnlicher Bootführer von mir bestochen, sich nicht im Hafen sehen ließ, nahm er mein Anerbieten an; ich belauschte Euer Gespräch auf jenem Felsen, und habe Carlo aus Eifersucht und Rache auf dem Rückwege dort in der Mitte des Canals in's Meer gestürzt; ich habe zwar dabei selbst ein kaltes Bad genommen, jedoch mir hat es nicht geschadet, wie Ihr seht; Euer Carlo aber liegt im Meere begraben, Ihr seht Ihn nie wieder!"

Ueberwältigt von Schmerz sank Mandina zusammen und jammerte: „O Gott, laß mich sterben, denn ich habe keine Hoffnung mehr!"

Giachino aber neigte sich über die dahin Gesunkene und rief ihr in's Ohr:

„Ich war Euch noch eine Wegzehrung schuldig, für die Güte und Freundlichkeit, mit der Ihr mich behandelt habt; Ihr seht, ich bin großmüthig, denn ich glaube, Ihr werdet an meiner Nachricht zu zehren haben, bis ihre Unverdaulichkeit Euch das Herz bricht."

Laut lachend verließ er die Verzweifelnde, und Mandina schluchzte zusammengesunken still und leise vor sich hin, bis Ermattung und Ohnmacht ihre Sinne umnebelte, und ein schlafähnlicher, bewußtloser Zustand ihr auf kurze Zeit Vergessenheit ihrer Leiden brachte.

Einige Stunden mochte Mandina in bewußtloser Betäubung dahin gesunken gewesen sein, als heiße Küsse sie erweckten; sie schlug die Augen auf, und glaubte sich von einem lebhaften Traume geäfft, denn Carlo hielt sie in seinen Armen, und süße lang vermißte Liebesworte tönten in ihr Ohr.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirne, denn sie war unvermögend, Traum und Wirklichkeit zu sondern. Ein Blick auf sich erweckte die Erinnerung ihrer überstandenen Leiden, während ihr Carlo's von Liebe verklärtes Gesicht ein trügerisches Traumbild zu sein schien. Erst Carlo's zärtliche Anrede machte sie fähig, Vergangenheit und Gegenwart in Uebereinstimmung zu bringen, und sie ahnte ein Ende ihrer bitteren Leiden, als Carlo sie fragte:

„Was ist mit dir geschehen, meine liebe Braut! daß ich dich also finde, in ärmlicher Kleidung unter freiem Himmel, bewußtlos und betäubt? Was ist dir schreckliches widerfahren, daß du deinen Carlo nicht zu erkennen scheinst? daß dein Blick irre umherschweift, als sähest du ein Gespenst? Ist deine Liebe zu mir erstorben, daß keine herzliche Begrüßung deinen Geliebten willkommen heißt, der mit des Vaters Einwilligung zurückgekehrt ist, um dich als Gattin heimzuführen. Sprich, meine süße Mandina! du hast zur Seite einen Beschützer, der jedes dir widerfahrene Unrecht rächen und vergelten wird."

„Du lebst, mein Carlo?" fragte Mandina noch immer zweifelnd, „du bist nicht im Meere ertrunken? Giachino hat dich nicht ermordet?"

„Woher weißt du, daß Giachino mir nach dem Leben getrachtet? Sprich, Mandina! daß mir Lösung der Räthsel werde, die mich verwirrt machen!"

„Weiß ich doch selbst kaum, ob ich wache oder träume; auf dieser Stelle sank ich vom Schmerz betäubt nieder, als mir Giachino kund that, daß seine Hand dich den Wellen überliefert und das Meer dein Grab geworden sei."

„Wohl war es Giachino's Absicht," erzählte Carlo, „meinem Leben in den Fluten ein Ende zu machen; doch gelang es mir, mich mit Hilfe eines Ruders so lange über dem Wasser zu erhalten, bis ein heimkehrendes Fischerboot mich aufnahm. Ich wollte dich durch die überstandene Gefahr nicht betrüben, und ließ dich ohne Nachricht, da einige Aeußerungen Giachino's, gemäß welchen ihm deine Hand zugesagt war, mich bestimmten, auf's schnellste nach Venedig zu reisen, um von meines guten Vaters Liebe die Erfüllung für meines Herzens heißeste Wünsche zu erflehen. Kaum hatte ich seine Einwilligung erlangt, so schiffte ich mich nach Zara ein. Hier angelangt, und im Begriffe zu dir zu gehen, finde ich dich hier am Wege, bewußtlos, in ärmlicher Kleidung und gramgebleicht; meine Bemühungen, dich zu wecken, blieben lange fruchtlos, und als du endlich die Augen öffnest, scheinst du mich nicht zu kennen; dein Blick ist stier und wild; du hälst mich für die Erscheinung eines Todten, und ich erwarte mit Ungeduld die Erklärung dieser Räthsel, die mir wunderbar scheinen."

Nun kam es zu Erklärungen, und Carlo litt mit Mandina, als diese ihm die überstandenen Leiden der letztverflossenen Tage mittheilte. Der hereinbrechende Abend fand die Wiedervereinten auf dem Wege nach Zara, von wo aus Carlo den folgenden Tag eine Botschaft an Mandina's Vater sandte, und drei Tage nach dem glücklichen Wiederfinden schifften die durch Priesterhand vereinigten Liebenden in Begleitung Pietro's sich nach Venedig ein.



Digitized by Google

Der Verirrte in der Urwüste.

Ich hatte mich in Geschäftsangelegenheiten einige Tagereisen vom Hause entfernt, und sie noch nicht beendigt, als ich die traurige Nachricht erhielt, daß auf meiner Besitzung durch Nachlässigkeit Feuer ausgebrochen sei. Mein Blockhaus und alle Nebengebäude mit dem aufgehäuften Getreide waren ein Opfer der Flammen geworden, meine Schaf- und Rinderheerden hatten sich in den Wäldern zerstreut, und es war zweifelhaft, ob ich sie je wieder erhalten würde. Meine Familie hatte sich zu einem benachbarten Ansiedler geflüchtet, und harrte mit Angst und Hoffnung meiner Rückkehr. Unter diesen Umständen durfte ich nicht zögern, und trat Ende Mai, welches in Van Diemensland der Anfang der Winterjahrszeit ist, voll trauriger, besorgter Gedanken den Heimweg an. Da eine Reise durch ganz unbewohnte Gegenden nicht ohne Gefahr war, weil ich jeden Augenblick auf entlaufene Sträflinge, oder, was eben so gefährlich war, auf die Eingeborenen stoßen konnte, untersuchte ich vorher meine Waffen sehr sorgfältig. Meine gute Doppelflinte jedoch, meine beiden Sattelpistolen, und ein großer Säbel, den ich an der Seite trug, gaben mir ein ziemliches Vertrauen auf meine eigene Kraft, um so mehr, da das Ziel meiner Reise höchstens sechs bis sieben Meilen entfernt und mein Pferd gut war, so daß ich, obgleich das Land rauh und uneben vor mir lag, und ich schon einige Morgenstunden versäumt hatte, die Meinigen dennoch vor dem nächsten Tagesanbruch erreichen konnte. Auch begleiteten mich meine beiden Jagdhunde, Hektor und Flo.

Ich mochte ungefähr eine Meile zurückgelegt haben, als ich an den Fuß eines steilen Hügels kam, der sich mit vielen ähnlichen, vom Ost aus nach Südosten hinabzog. Bei meiner Herreise hatte ich nicht besonders auf seine Steilheit geachtet, da mein Pferd vollkommen ausgeruht war; wie ich aber jetzt an seinem Fuße stand, fühlte ich mich stark versucht, ihn zu umgehen, und sah mich überall um, ob mir nicht irgend ein Thal oder eine Schlucht einen bequemern Paß böte. Ich erblickte auch rechter Hand eine Vertiefung, die einen leichten Durchgang zu gewähren schien, und da es stets meine Ansicht war, daß es nicht weiter sei, um, als über einen Hügel zu gehen, so drehte ich ohne Zögern den Kopf meines Pferdes nach jener Richtung. Nach einem kurzen Ritte fand ich mich jedoch in meiner Erwartung getäuscht, denn eine zwar nicht hohe, aber desto steilere Hügelkette umgab mich von allen Seiten. Ich wendete mich daher immer weiter rechts und durchschritt mehrere liebliche Thäler, die mir aber alle nicht den gehofften Pfad gewährten, bis ich endlich, entschlossen, nicht länger in diesem Labyrinthe umherzuirren, aus dem Sattel sprang, und mein Pferd am Zügel führend, den nächsten Hügel, obgleich er noch steiler als die übrigen war, erklomm.

Sobald ich den Gipfel erreichte, glaubte ich mich für meinen Umweg hinlänglich belohnt, denn ich erblickte ein sich weithinstreckendes Thal, das mich ohne weitere Hindernisse nach Hause zu führen versprach. Daran, daß ich meinen Weg auf die eine oder andere Weise finden müßte, zweifelte ich auch nicht einen Augenblick, denn der Gedanke, mich im Walde zu verirren, und besonders zu Pferde, kam mir nicht ein einzigesmal in den Sinn. Wohlgemuth ritt ich das Thal entlang, das ungefähr eine Meile lang, nur selten von Biegungen und kleinen Erhöhungen unterbrochen, fortlief, als ich mich plötzlich zu meiner, gerade nicht freudigen, Ueberraschung wieder in derselben Lage, wie früher sah, da das Thal ebenfalls in niedere, aber steile Hügel auslief. „Nun aber," dachte ich bei mir, „soll mich auch kein Hügel mehr aufhalten, und wenn er noch so hoch und unbequem ist; jedenfalls habe ich dem Thale eine bequeme Meile zu verdanken." Ohne also weiter darüber nachzudenken, stieg ich ab und kletterte, das Pferd am Zügel führend, den Berg hinauf. Es war harte Arbeit, und der Anblick von oben nicht sehr belohnend, denn wie ein weites, wogendes Meer lag eine Reihe nimmer endender Hügel vor mir. „Hügel oder Ebene," dachte ich, „durch muß ich einmal, und so lange ich nur die rechte Richtung beibehalte, muß ich auch einmal das Ziel meines Marsches erreichen." Bald zu Pferde, bald zu Fuß arbeitete ich mich langsam durch, kam aber immer tiefer in ein endloses Bergchaos hinein.

Endlich wurde ich sehr müde, und mein Pferd schien ebenfalls abgemattet; ich beschloß deshalb eine kurze Rast zu halten, und warf mich in einem der unzähligen kesselartigen Thäler, mit der einzigen Aussicht auf einen steilen Abhang vor mir, nieder, während Hektor und Flo neben mir Platz nahmen, und das Pferd traurig den Kopf hängen ließ. Ich hatte ihm den Sattel abgenommen, um es ein wenig auskühlen zu lassen, und überlegte jetzt recht ernstlich, was ich thun und welchen Weg ich einschlagen sollte. Der Himmel umzog sich indessen mit dichten Nebeln, die mir bald den Anblick der Sonne raubten, und das Thal bekam ein sehr unfreundliches und wildes Ansehen. „Das läßt sich nicht gut an," dachte ich, „ich muß sehen, wie ich wieder fortkomme!" Ich bemühte mich nun, die genaue Richtung, die ich zu nehmen hätte, ausfindig zu machen, und wurde jetzt zum ersten Mal gewahr, daß ich nicht so recht wußte, wo ich mich eigentlich befand. Mich ergriff jenes ungewisse Bangen, das Jeden durchschauert, der sich verirrt hat oder glaubt; doch bestrebte ich mich, meine Fassung zu behalten, und nachdem ich, so viel es in meinen Kräften stand, die verschiedenen Veränderungen der Richtung berechnet hatte, die ich im Laufe des Tages gemacht, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß ich mich links über die Hügelkette schlagen müßte. Das Pferd streichelnd und den Hunden zuredend, begann ich auf's Neue meinen Marsch.

Der nächste Berg bot noch mehr Schwierigkeiten als der frühere, und als ich endlich müde und erschöpft den Gipfel erreichte, sah ich, daß sich meine Lage um nichts gebessert hatte; denn so weit mein Auge den Nebel durchdringen konnte, nichts als Hügel und abermals Hügel! Das war schlimm, und ich konnte mich eines höchst unangenehmen Gefühls nicht erwehren; trotz dem verlor ich den Muth nicht, und zog immer weiter, bis ich mich wieder in einem Bergkessel befand, der sich von den frühern nur dadurch unterschied, daß eine Menge Felsstücke und scharfkantige Kiesel den Weg bedeckten. „Immer ärger," dachte ich, „aber das nützt Alles nichts, ich muß nach Hause."

Ich war in diesem unwegsamen Thale eine Zeitlang umhergeirrt, da kam ich endlich zu einer Stelle, die mir einen Durchgang zu verstatten schien. Ich glaubte übrigens, die gehörige Richtung beizubehalten, und führte mein Pferd sorgfältig über die schwierigsten Stellen hinweg, bis ich zu einem neuen Hügel kam, den ich wieder erkletterte. Aber nun fing ich an, außerordentlich müde zu werden; die körperliche Anstrengung und die immer von Neuem getäuschte Erwartung übten ihren erschlaffenden Einfluß auf Leib und Seele; es sollte aber noch besser kommen.

Ich hatte noch nicht die Hälfte des Hügels erstiegen, als ich zu meinem Schrecken gewahr wurde, daß mein Pferd lahm ging; es setzte den einen Huf vorwärts, und knickte, einen kleinen Stein berührend, so zusammen, daß es bald gestürzt wäre. Im Augenblick stand ich an seiner Seite, hob seinen Huf in die Höhe, und fand hier klar und deutlich die Ursache. Es hatte ein Hufeisen verloren. Noch heute erinnere ich mich der schmerzlichen Empfindung die mich durchzuckte, als ich mit einer Geschwindigkeit, die nur dem Gedanken eigen ist, alle die Folgen berechnete, die dieser unglückselige Zufall für mich haben konnte, und lange hielt ich den kranken Fuß in der Hand, und starrte ihn gedankenlos an, als ob das die Sache hätte ändern können.

Als ich ihn endlich sinken ließ, blieb ich noch immer an die Schulter des armen Thieres gelehnt stehen, und war wie betäubt. Ich mußte jetzt nicht nur selbst den langen pfadlosen Weg zu Fuße machen, ich mußte auch noch ein lahmes Pferd führen. Da fiel mir ein, ich könnte vielleicht noch das verlorene Hufeisen finden, und es dann auf irgend eine Art, wie, wußte ich freilich nicht, befestigen. Ich ließ

Digitized by Google

also das kranke Thier, mit schmerzhaft gekrümmtem Fuße stehen, und verfolgte meine Spuren zurück. Dies raubte mir viele Zeit, ich war aber zuletzt doch so glücklich, das Hufeisen zu finden, das zwischen den lockern Steinen hängen geblieben war, und eilte frohen Herzens zu meinem Pferde zurück.

Hier aber versuchte ich vergebens jedes mögliche Mittel, es wieder zu befestigen, ich band es sogar einmal mit dem Schnupftuch fest, mußte es aber zuletzt aufgeben, und es drängte sich mir immer mehr die Ueberzeugung auf, daß ich mich in einer wahrhaft verzweifelten Lage befände. Unterdessen hatten sich die Schatten der Nacht auf das Thal herabgesenkt, und ich begann Hunger zu fühlen. Da übrigens nicht zu befürchten war, daß sich das Pferd verlaufen könnte, nahm ich ihm Sattel und Zaum ab, und band mir die Pistolen mit meinem Taschentuch um den Leib.

Nun traf ich meine Anstalten zu einem Nachtlager, was mir, da ich an das freie Waldleben gewöhnt war, nicht schwer fiel. Ich breitete zwei Känguruhfelle als Lager und Decke aus, den Sattel als Kopfkissen; das war ein fürstliches Lager für einen Waldbewohner. Gern hätte ich freilich zum Nachtmahl noch ein Känguruh gejagt; es war aber theils für eine Jagd zu dunkel, theils war ich zu müde. Zum Glück fand ich nicht fern eine klare rieselnde Quelle, von der ich aber, da das Pferd nicht vom Flecke zu bringen war, ihm das Wasser in meinem Hute bringen mußte, was freilich ein wenig lange dauerte. Dann zündete ich mit Hilfe von Baumschwamm und Pulver ein Feuer an, und verzehrte, behaglich hingestreckt, mein Abendmahl. Da ich nicht glaubte, noch eine Nacht im Walde zubringen zu müssen, ging ich mit meinem Mundvorrath etwas leichtsinnig um, und Hektor und Flo insbesondere, erhielten einen ungewöhnlich großen Antheil. Hierauf, die Pistolen im Gürtel, die Flinte neben mir, wickelte ich mich, die Füße dem Feuer zugekehrt, in das Känguruhfell. Die Hunde hatten sich dicht an mich geschmiegt, und da ich bei so treuen und wachsamen Wächtern nicht zu befürchten hatte, überfallen zu werden, fiel ich bald in einen festen Schlaf, aus dem mich erst die schneidend kalte Morgenluft weckte. Das Feuer war ausgegangen, und um Holz zu suchen, war es noch zu dunkel. Ich warf also die Decke ab, und versuchte mich, so gut es gehen wollte, durch Auf- und Ablaufen zu erwärmen, doch wurde mir die Zeit bis zum ersten Dämmern gewaltig lang, und nach langem Harren brach endlich der Tag an, aber wieder so trübe und neblich, als der frühere. Der Nebel verhindert mich, die Sonne zu erkennen, und mit ihr verlor ich den einzigen Führer, der mir meine Richtung hätte zeigen können.

Sobald es hell genug geworden war, sah ich mich ängstlich nach meinem Pferde um, fand es aber noch an derselben Stelle, und zwar in dem heillosesten Zustande. Der Fuß war fürchterlich angeschwollen, und ließ nicht die kleinste Hoffnung übrig, daß es mir in den nächsten Wochen von dem geringsten Nutzen sein würde; denn es vermochte kaum, sich selbst auf drei Beinen fortzubewegen. Das war nun freilich übel; da mir aber meine eigenen Füße noch nie untreu geworden waren, so fürchtete ich nichts weiter, als etwas Zeitversäumniß. Dem Pferde konnte ich nicht helfen; ich sah mich also genöthigt, es seinem Schicksale zu überlassen, verbarg Sattel und Zaum unter überhängenden Felsen, merkte mir den Platz genau nach verschiedenen Zeichen, streichelte dem treuen Thier zum Abschied den Nacken, wobei es mich mit wehmüthigen Augen ansah, als wüßte es, daß ich es verlassen wolle, und wandte mich schnell auf den Heimweg.

Rüstig schritt ich nun in der Richtung, die ich für die rechte hielt, vorwärts, konnte aber trotz aller Eile nicht aus den verwünschten kesselartigen Thälern und steilen Hügeln herauskommen, und nach und nach beschlich mich immer stärker jenes ängstliche, unbehagliche Gefühl, das den Verirrten quält. Ich wurde mißtrauisch gegen mein eigenes Urtheil, und verlor immer mehr jene Fassung, die in solchen Lagen das einzige Rettungsmittel ist. Nicht ohne Grund schloß ich aber, daß der Geist kräftiger werden würde, wenn es dem Leibe nicht länger an der nöthigen Nahrung fehlen würde, und ich begann daher mich nach irgend einem Wilde umzusehen; aber weit und breit war nichts zu erblicken, die Gegend war wie ausgestorben. Es blieb mir also nichts Anderes übrig, als die Hunde auszuschicken, und obgleich ringsumher keine Känguruh-Fährte zu erkennen war, rief ich Hektor mit aufmunterndem Tone zu: „Geh! Such!"

Zu meiner großen und wahrlich höchst freudigen Ueberraschung, begannen sie augenblicklich ihre Jagd, und fingen an in immer weiteren und weiteren Kreisen um mich her zu suchen, bis ich sie endlich aus dem Gesichte verlor. Ihr ganzes Benehmen gab mir die Hoffnung, daß sie eine Fährte entdeckt hätten, und ich blieb in ängstlicher Erwartung wohl zwei Stunden lang auf demselben Flecke stehen. Wohl fuhr mir mehrmals der Gedanke quälend durch's Gehirn, die Hunde könnten mich verlassen, und ich wäre dann, ohne den Beistand ihres Instinkts und ihrer Wachsamkeit, ganz hilflos im Walde; aber diese Furcht war eine Ungerechtigkeit gegen ihre Treue; denn bald nachher kehrten sie zurück, und obgleich sie sehr abgejagt aussahen, fanden sich doch an ihren Fängen die ersehnten Spuren einer glücklichen Jagd.

Die zweistündige Ruhe hatte meine Kräfte zum Theil wieder hergestellt, und es war nicht blos Hunger, sondern auch schnell erwachende Jagdlust, was mich antrieb, ihnen zuzurufen: „Vorwärts! führet mich!" In gerader Linie, nicht einen Fuß breit rechts oder links, trabten sie fort, über Berge und Thäler, und w e l c h e Berge und w e l c h e Thäler! So alt ich bin, habe ich nie einen so furchtbar ermüdenden Marsch gemacht, wie die anderthalb Meilen, die sie mich mit sich fortrissen. Der Hunger ist ein guter Treiber, und am Ziele, das wußte ich mit Gewißheit, lag etwas, das ihn stillen würde. Endlich — ich lebte und dankte Gott — sah ich es vor mir liegen.

Selbst die Hunde waren itzt erschöpft, und legten sich nieder, während ich selbst vor Mattigkeit beinahe umfiel; doch stärkte uns der Anblick des Känguruh's ein wenig; ich weidete es aus, gab den Hunden mehr als ihre Gebühr, und zündete dann ein Feuer an. Mein Abendbrod war bald gar und statt Salz und Gewürz mußte der Appetit dienen.

Auf meinem Jagdmarsch war ich in die steilsten Berge gerathen, und hatte itzt nicht die geringste Ahnung mehr, wo ich mich eigentlich befände. Ich war ganz müde, die Füße thaten mir weh, und da die Nacht bald anbrechen mußte, und mein Feuer noch lustig flackerte, beschloß ich auf derselben Stelle zu übernachten. Freilich machte sich der Mangel des Sattels, und der Känguruhfelle, die ich zurückgelassen hatte, bedeutend fühlbar, aber ich stand von Zeit zu Zeit auf und erwärmte mich durch Laufen, briet dann und wann ein saftiges Stück Fleisch und verbrachte die Nacht ziemlich leidlich. Den andern Morgen schnitt ich so viel vom Känguruh herunter, als ich ertragen konnte, und erstieg dann den höchsten Berg, um mich zu orientiren. Ach! ich sah nichts, als Hügel, Hügel und wieder Hügel, die sich wie die endlosen Wogen des Meeres hinter einander aufthürmten. Noch immer ließ mich der Nebel nicht den Stand der Sonne entdecken. Auf mein eigenes Urtheil Verzicht leistend, beschloß ich zuletzt, an den Instinkt meiner Hunde zu appeliren, und rief Hektor wie ärgerlich zu: „Marsch! nach Hause!" Der Hund duckte sich nieder und gehorchte nur zögernd; als er sich aber etwa fünfzig Schritte entfernt hatte, rief ich ihn zurück, und schlug dann die von ihm bezeichnete Richtung ein, die stille Hoffnung im Herzen, sie werde mich, wenn auch nicht nach Hause, doch in eine bewohnte Gegend führen. Lange Meilen legte ich auf diese Art zurück, ohne jedoch aus den verdammten Hügeln herauszukommen. Bis zum Nachmittag wanderte ich ohne Aufenthalt weiter, dann aber stärkte ich mich ein wenig, und gab auch den Hunden zu fressen, damit sie der Hunger nicht zwingen möchte, mich zu verlassen. Nun änderte ich wieder meinen Plan; ich wollte meine alte Fährte wieder aufsuchen, und bis dahin zurückkehren, wo ich mich zuerst vom rechten Wege abgewendet hatte. Das mußte freilich ein höchst ermüdender Marsch werden, ich hatte aber keinen andern Ausweg, und machte mich mit allem Eifer an's Werk. Vergebens! alle Versuche, den früheren Weg, der durch die Pferdehufen leicht kenntlich sein mußte, wieder aufzufinden, waren fruchtlos, und jede Meile, die ich zurücklegte, führte mich immer tiefer in das Labyrinth der Berge.

Beim Anbruch der Nacht fand ich mich am Fuße eines rauhen Felsens neben einer trüben, faulen Lache. Außer einigen verkrüppelten

Gebüschen war kein Baum zu sehen, alle Schrecken der Einsamkeit und Oede schienen den Ort zu umlagern, und erfüllten meinen schon geschwächten Geist mit abergläubischen Bildern. Eine Zeit lang blieb ich mit der Flinte im Anschlag stehen, denn ich hatte das dunkle, unbestimmte Gefühl einer Gefahr, ohne jedoch zu wissen, von welcher Seite und in welcher Gestalt sie hereinbrechen würde. Erst nach einer guten Weile ermannte ich mich wieder in so weit, daß ich ein Feuer anmachte, was bei dem Mangel an Brennmaterial keine leichte Aufgabe war. Als es mir endlich gelang, schien mir das ungewisse, wechselnde Licht die Schrecken der Einöde eher zu beleuchten, als zu verscheuchen. Schmerzlich durchdrang mich die Gewißheit, daß ich mich im ewigen Urwalde verirrt hatte, und ich fühlte den wüsten Wahnsinn seine schwarzen Flügel über meinem Haupte zusammenschlagen.

Nie werde ich die Qualen vergessen, die ich in jener Nacht erduldete. Es war bitter kalt, wie die Nächte in Van Diemensland gewöhnlich im Juni sind, und nur durch immerwährende Bewegung konnte ich mich vor gänzlicher Erstarrung sichern. Der Gedanke an meine Familie, an meine zerstörte Wirthschaft, an das Elend, das sich auf mich zu häufen schien, das Gefühl meiner gegenwärtigen trostlosen Lage, alles das stürmte wild auf mich ein, und brachte mich zur Verzweiflung. Endlich — gegen Tagesanbruch, — setzte ich mich ein wenig am Feuer nieder, und schlief, aus bloßer Erschöpfung, ein. Die schneidend kalte Morgenluft weckte mich zwar bald wieder, doch mein Schlummer, so kurz er auch gewesen war, hatte mein Blut in etwas beruhigt, und ich war wenigstens wieder fähig, über meine Lage nachzudenken. Verirrt war ich einmal; gab es denn aber wirklich keinen Ausweg mehr? Wenn ich nur irgend eine feste Richtung beibehielt, so mußte ich ja zuletzt auf einen Fluß, eine Hütte, oder doch auf eine bekannte Stelle treffen, durch die ich mich orientiren konnte; das Einzige, was ich hiebei zu beobachten hatte, war den Westen zu vermeiden, denn dort hinaus war keine lebende Seele, und die grause, unwegsame Wüste streckte sich allein zwischen mir und dem Meere weit aus. Nach Osten mußte ich also, und ich war gewiß, zuletzt auf die breite Straße zu gelangen, die sich durch die ganze Insel zieht. Von diesem Gedanken erfüllt, versuchte ich, die aufgehende Sonne zu beobachten, der Morgen war jedoch so neblich, daß ich wenig mehr thun konnte, als höchstens die Himmelsgegend zu merken, von der die Helle auszuströmen schien. Aber auch das genügte mir, ich raffte meine ganze Geistesgegenwart zusammen, und trat, mit dem festen Entschluße, ruhig und gefaßt zu bleiben, meinen neuen Tagesmarsch an. Nachdem ich einige Meilen gewandert war, fingen wieder bange Zweifel an in mir aufzusteigen, und um sie durch irgend eine Thätigkeit zu zerstreuen, machte ich ein Feuer an. Während ich es anfachte, hüpfte ein Känguruh vorüber, und in wenigen Minuten hatten es die Hunde, kaum Hundert Schritte von meinem Haltplatze, zu Boden geworfen. Das nahm ich als eine gute Vorbedeutung, hielt eine derbe Mahlzeit, und fühlte meine Kräfte zurückkehren.

Es mußte jetzt Nachmittag sein, und ernstlich ging ich auf's Neue daran, mich nach allen Seiten umzusehen. Zu meiner Rechten lag ein steiler baumloser Hügel, diesen wollte ich vor allen Dingen ersteigen, und dann einen bestimmten Entschluß fassen. Oben angelangt, war ich eben damit beschäftigt, die umliegenden Höhen aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht nach irgend einer Richtung einen Hügel, Baum oder Felsen entdecken könnte, der mir als Wegweiser dienen möchte, als etwas gerade über mir einen Schatten auf mich herabwarf. Ich sah schnell empor und gewahrte zu meinem Entsetzen einen der größten Adler dieses Landes, der kaum zwanzig Ellen über mir seine Flügel schlug, und eben im Begriffe schien, auf mich nieder zu stoßen. Mehr als einmal hatte ich den Angriff eines Adlers auf ein Schaf beobachtet, wobei er seine Klauen in das erwählte Opfer einschlägt, und diesem dann die Augen aushackt, worauf es seine leichte Beute wird, und der Gedanke an dies Schreckliche bewog mich instinktartig meine Augen mit den Händen zu bedecken. Itzt kam es mir aber vor, als fühlte ich den Luftdruck des Flügelschlages auf meinem Scheitel, und in der Angst der Verzweiflung schlug ich den Knüttel, den ich mir zum Bergsteigen abgeschnitten hatte, um mich herum, um den gefürchteten Angriff abzuwehren. In demselben Augenblick nach oben sehend, gewahrte ich einen zweiten Adler, der sich dem ersten angeschlossen hatte, und beide strichen jetzt in immer engeren Kreisen um mich herum. Es fiel mir ein, daß ich mich dem Orte genähert haben müßte, wo sie ihr Nest hatten, und daß sie über den Eingriff in ihre Territorialrechte zürnten. Schnell riß ich meine Flinte von der Schulter, und schoß beide Läufe nach einander ab. Sie stießen einen gellenden Schrei aus, ließen aber nicht ab von mir. Länger litt es mich jedoch nicht in ihrer Nachbarschaft; über Hals und Kopf stürzte ich mich die steile Anhöhe hinunter, und obgleich ich mehrere Quetschungen davon trug, blieb mein Gewehr glücklicher Weise unbeschädigt, das ich auch ohne Zeitverlust wieder lud. Die Gefahr, der ich ausgesetzt gewesen, hatte mich ungemein angegriffen, und ich mußte mich niedersetzen, um wieder Kräfte zu sammeln, war aber dabei recht froh, den Bestien entgangen zu sein, obgleich ich mich zu jeder andern Zeit gefreut hätte, einen Adlerhorst aufzufinden und auf den König der Vögel einen guten Schuß zu bekommen.

Als ich wieder Kräfte gesammelt hatte, sprang ich auf, schlug eine Richtung ein, die, wenigstens meiner Ansicht nach, gen Osten führte, und begann meine Wanderung von Neuem. Ich hatte ja gute Waffen, meine treuen Hunde sprangen um mich her, und endlich mußte ich ja doch auf einen betretenen Pfad kommen.

Aber die vierte Nacht überraschte mich, wie die vorhergehenden, noch immer in der Irre. Der fünfte Tag verstrich in denselben fruchtlosen Versuchen, und ich fühlte itzt, wie die körperliche Anstrengung, und noch mehr die innere Unruhe meine Kräfte nach und nach aufrieben. Gegen Abend langte ich am Fuße eines steinigten Hügels an, und meine Hunde fingen an, unruhig zu werden. Sie winselten unaufhörlich, aber ich achtete nicht darauf und schrieb es ihrer Ermüdung zu.

Ich verwendete nun meine letzten Kräfte, ein Feuer anzuzünden, und einen Theil des Fleisches, das ich noch vorräthig hatte, zu braten. Wasser hatte ich nicht, und in der Dunkelheit konnte ich auch keinen Bach ausfindig machen; aber das kümmerte mich wenig. Ich war gegen Alles gleichgiltig geworden, eine kalte, stumpfe Verzweiflung hatte mein ganzes Wesen durchdrungen. Ich glaubte fest, daß ich der Westküste zugewandert war, denn anders konnte ich mir mein ewiges Umherirren, ohne auf einen einzigen betretenen Pfad zu stoßen, nicht erklären. In diesem Gemüthszustande warf ich mich am Feuer nieder, die Hunde drängten sich an meine Seite, und ich schlief ein.

Erst das helle Morgenlicht weckte mich, ich war ganz erstarrt, und schürte das nur halb erloschene Feuer, bis es hell und warm aufloderte. Nachdem ich mich gehörig gewärmt hatte, dachte ich daran, meine planlose Wanderung wieder anzutreten. Da erblickte ich in geringer Entfernung eine Art von natürlichem Becken im Felsen, das ohngefähr einen Schuh tief war; es war mit cristallhellem Wasser angefüllt, und der frische Trunk stärkte mich ungemein. Ich setzte mich an seinen Rand, und überlegte, was ich nun beginnen sollte.

Als ich den Berg herabgestürzt war, war einer meiner Hosenträger abgerissen, und ich nahm nun Nadel und Faden, die ich immer bei mir führte, hervor, um ihn auszubessern, als mir die Nadel durch die Finger schlüpfte und in das Becken fiel, aber anstatt unter zu sinken, auf der Oberfläche schwamm. Ich stutzte und verwendete kein Auge von der Nadel, die sich bald langsam herumdrehte, und dann ruhig liegen blieb. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durchs Hirn, daß sie magnetisch sein müßte, und ich erinnerte mich itzt, wie meine jüngste Tochter vor einigen Wochen mit einem Magnet und mehreren Nähnadeln gespielt hatte. Ich machte den Versuch noch einmal, nahm sie wieder aus dem Wasser, trocknete sie ab, und ließ sie wieder auf das Wasser fallen — sie drehte sich nach derselben Himmelsgegend, wie zuvor. Man denke sich meine Freude! ich hatte nun die Mittel in Händen, die verschiedenen Richtungen des Compasses zu bestimmen, mein ganzer Muth kehrte zurück. Ich frühstückte nach Herzenslust, und brach, voll froher Hoffnungen, auf. Aber ich war noch nicht weit gegangen, als ich es den Hunden ansah, daß irgend etwas in der Nähe sein müsse. Ein Känguruh konnte es nicht sein, da wären sie munterer gewesen, aber ich hoffte noch immer, sie witterten die Nähe mensch-

Digitized by Google

licher Wohnungen. Ich schmeichelte Hektor, ich feuerte ihn an, zu suchen; umsonst, das kluge Thier wollte mich nicht verlassen, und sein leises, klägliches Winseln ließ mir keinen Zweifel, daß Eingeborene in der Nähe sein müßten.

Das war noch das Aergste, das kommen konnte, und dieser neue Schrecken entmannte mich beinahe; meine Glieder versagten mir den Dienst, ein dichter Schleier bedeckte meine Augen und ein kalter Angstschweiß brach aus meinen Poren hervor. Erschöpft setzte ich mich auf einen alten Baumstamm nieder, und versuchte der Betäubung, die mich ergriffen hatte, Herr zu werden; ich dachte an meine Frau, an meine Kinder, und suchte mich zu sammeln. „Am Ende sind's gar nicht die Wilden!“ tröstete ich mich, „vielleicht hat sich Hektor geirrt, oder sie sind schon vorübergezogen.“ Aber diese Hoffnungen hielten nicht lange Stich; Hektor stieß ein leises Geheul aus, er lief unruhig umher, leckte mein Gesicht und verrieth durch sein ganzes Benehmen eine solche unzweifelhafte Furcht, daß keine andere Auslegung möglich war; die Indianer m u ß t e n in der Nähe sein.

Sonderbar! Die feste Ueberzeugung, daß itzt ein Kampf auf Tod und Leben beginnen würde, statt mich zu lähmen, hatte einen gänzlichen Umschwung in meinem Nervensystem zur Folge. Der Muth der Verzweiflung beseelte mich mit neuen Kräften, ich sprang in die Höhe und sah mich unerschrocken, beinahe herausfordernd um; aber noch war kein Feind zu sehen, und ich hatte Zeit, meine Vorbereitungen zu seinem Empfange zu treffen. Ich untersuchte die Ladungen meiner Doppelflinte und der beiden Pistolen, reinigte die Zündlöcher und schüttete frisches Pulver auf, ich trocknete und schärfte die Feuersteine, berechnete die Schüsse, die mein Pulverhorn enthalten konnte, und übertrug die Kugeln in eine Tasche, die mir besser zur Hand war. Dabei verwendete ich kein Auge vom Rande des Waldes, und gab noch immer der Hoffnung Raum, es könnte von Seiten Hektors ein blinder Lärm gewesen sein. Langsam und mich überall umsehend, setzte ich meinen Weg fort, und mochte etwas über eine Viertelmeile zurückgelegt haben, als ich an einen Ort kam, der mir bekannt schien und den ich schon einmal gesehen haben mußte. Bei näherer Betrachtung erkannte ich die Stelle, wo ich vor fünf Nächten mit meinem lahmen Pferde anzuhalten gezwungen war — das Pferd war fort, vielleicht um sein Futter zu suchen, aber mein Degen, den ich hier zurückgelassen, weil er mich am Gehen gehindert hatte, lag noch auf demselben Flecke, und voll Freude ergriff ich die erprobte Waffe, die mir in meinem bevorstehenden Kampfe so nützliche Dienste leisten konnte. Ich zog die Klinge, warf die Scheide von mir, und fühlte mich nun viel sicherer, und als Hektor wieder zu winseln begann, setzte ich mich zwar mit einigem Herzklopfen, aber doch ohne ängstliche Furcht in Bewegung.

Um eine freiere Aussicht zu gewinnen, stieg ich einen sanften Hügel hinan, und nicht vergebens, denn oben angelangt, wurde ich durch eine weite Ebene überrascht, die mir bekannt vorkam. Zur Linken jedoch gewahrte ich einen schwachen Lichtschein, der in einigen Sekunden wieder verschwand. Er rührte wahrscheinlich von den Indianern her, die bei der Schwierigkeit, Feuer anzumachen, beinahe immer brennende Holzspähne mit sich herumtragen; auch konnte ich nicht lange im Zweifel bleiben, denn kaum hatte ich ein Paar Schritte vorwärts gemacht, als ein dünner Speer vor meinen Augen vorüberschwirrte und einige Schritte seitwärts in der Erde stecken blieb.

„Richtig!“ dachte ich, „der Tanz beginnt. Nun, meine Lieben, für's Erste habe ich vier Ladungen für Euch in Bereitschaft, zwei weite und zwei nahe, und kommen wir noch näher zusammen, meinen guten Degen — das wird wohl hinreichen!“ Ich kann noch itzt nicht begreifen, woher ich damals die Kaltblütigkeit nahm; ich schoß nicht, um mein Pulver zu schonen und hielt nur die Flinte im Anschlage, wobei mein Säbel an einem ledernen Riemen mir vom Handgelenke herab hing.

Meine militärische Position war günstig genug; auf dem Gipfel der freien Anhöhe, konnte ich alle Umgebungen im Auge behalten, da ich ja nicht einmal wissen konnte, von welcher Seite der Angriff stattfinden würde. Plötzlich schwirrte ein zweiter Speer an mir vorüber. Nun fürchtete ich zwar diese Waffe nicht sehr, da sie in weiterer Entfernung als vierzig Schritte keinen Schaden zu thun vermag, aber doch sah ich daraus, daß der Angriff wirklich mir galt, daß feindliche Augen auf mich gerichtet seien, und die Eingeborenen nur den schicklichen Zeitpunkt abwarteten, mich zu überfallen. Wie viele ihrer sein mochten, konnte ich natürlich nicht bestimmen, doch muthmaßte ich, es sei eine ihrer umherziehenden Familien, die gewöhnlich, Männer, Weiber und Kinder mit eingerechnet, zwanzig Köpfe stark zu sein pflegen; da jedoch der Rand des Waldes achtzig bis hundert Schritte von mir entfernt war, konnte ich trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit nicht das Geringste erkennen.

Während ich noch so unschlüssig dastand, trat ein Wilder zwischen den Bäumen hervor, machte einige Schritte vorwärts und warf seine Womera *) nach mir. Dies war das erste Mal, daß ich diese Waffe in feindlicher Absicht schleudern sah, aber ich habe später nie die Lust in mir verspürt, es auf ähnliche Weise wiederholt zu sehen. Die Womera würde mich getroffen haben, hätte ich nicht einen schnellen Sprung zur Seite gemacht, aber auch so streifte sie dicht an mir vorüber, und ehe ich noch auf den Feind anlegen konnte, kehrte die Waffe an den Ort zurück, von dem sie ausgesandt war. Da ich meine Schüsse sparen wollte, hielt ich mein Feuer noch zurück, blieb jedoch im Anschlag. Der Wilde schleuderte seine Womera zum zweiten Male, und mit besserem Erfolge. Ich sah sie auf mich zuwirbeln, und fühlte im nächsten Moment auch schon ihren Schlag an meinem linken Fuße, und zwar so heftig, daß ich ihn im Anfang für gebrochen hielt. Der Stoß warf mich auf die Kniee nieder, der Schwarze erhob ein Jubelgeschrei und ich drückte mein Gewehr auf ihn ab.

Der Schall des Gewehres schien das Zeichen zum Angriff für die ganze Horde gewesen zu sein, denn im selben Augenblicke brach ohngefähr ein Dutzend von ihnen aus dem Gebüsche, das sie bisher verborgen hatte, hervor, und stürzte mit wildem, höllischem Jauchzen auf mich los. Ohne Zweifel glaubten sie, daß ich nach dem Abfeuern meines Gewehres schutzlos in ihre Hände gegeben sei und kamen schnell und furchtlos heran, indem sie ihre Waddi's (Keulen) jauchzend um die Köpfe schwangen, in der sichern Hoffnung, sie im nächsten Augenblick an meiner Hirnschale zu erproben. Ich ließ den Muth nicht sinken, blieb in meiner knienden Stellung und schoß meinen zweiten Lauf ab, der auch den Vordersten der Angreifer traf. Dieser zweite Schuß machte sie stutzig, sie blieben stehen, und wußten nicht, was sie von einer Flinte halten sollten, die, ohne geladen zu werden, noch einmal feuerte. Ich bemerkte ihre Unschlüssigkeit, zog eines von meinen Pistolen hervor und sandte ihnen eine dritte Portion Blei. Das kam ihnen denn doch zu bunt vor, und sie rannten, so schnell sie nur konnten, unter den Schutz des Dickichts zurück.

Ohne Verzug lud ich meine Gewehre wieder und erwartete den zweiten Angriff. Hektor und Fly waren mir übrigens bei der ganzen Sache von gar keinem Nutzen, da sie sich vor den nackten Wilden fürchteten. Da sich der Feind ganz stille verhielt, glaubte ich nach einer Weile den Versuch wagen zu dürfen, meinen Weg fortzusetzen, denn sie hatten ja zu ihrem Nachtheil erfahren, was ich ihnen zu bieten hatte. Als ich mich aber in Bewegung setzen wollte, empfand ich erst, wie stark der Schlag der Womera gewesen war, und daß ich kaum auftreten konnte; ich hinkte jedoch, so gut es gehen wollte, weiter und hielt jeden Schritt, den ich der Heimat entgegen that, für Gewinn. Hart neben mir lag die Womera und ich nahm sie mit mir; sie bildete einen Halbzirkel, aber von so sonderbarer Arbeit, daß, wer sie nicht selbst gesehen hat, aus keiner Schilderung klug werden kann; von ihrer Wirksamkeit jedoch hatte ich einen schlagenden Beweis erhalten.

Als die Wilden sahen, daß ich ihre Waffe davon trug, die bei ihnen für selten und kostbar gilt, und auch mein Hinken bemerkten, brachen sie in ein wüthendes Rachegeschrei aus, das mir eben nicht

*) Die Womera ist ein künstlich gekrümmtes Holz, das bei den Eingeborenen Australiens sehr beliebt ist. Es dient als Spielzeug und als Waffe. Geschickt geschleudert, kehrt es aus der größten Entfernung in die Hand, die es warf, zurück.

Digitized by Google

wie süße Musik klang, da es den deutlichen Beweis lieferte, daß sie den Kampf fortzusetzen entschlossen waren, den ich gerne ausgewichen wäre, obgleich ich nicht im Geringsten zweifelte, ihnen die Spitze bieten zu können, so lange mich nur meine Kräfte nicht im Stiche ließen. Freilich, hätte ich gewußt, daß der wilde, greuliche Sidney-Indianer, der auf der ganzen Insel unter dem Namen Musquito bekannt und gefürchtet war, ihr Anführer sei, so würde mein übertriebenes Selbstvertrauen einen gewaltigen Leck erlitten haben; ich glaubte aber nur einen gewöhnlichen Schwarm von Wilden vor mir zu haben, und fürchtete mich gar nicht. Das Schlimmste war aber noch zurück, und die Sache sollte eine viel ärgere Gestalt annehmen, als ich im Anfang vermuthet hatte.

Ich setzte, so schnell es mir möglich war, meinen Weg nach Osten fort, immer noch in der Hoffnung, irgend eine menschliche Wohnung zu erreichen, die mir Erholung oder doch Zuflucht gewähren würde, oder wenigstens auf die Spur eines Menschen oder Hausthieres zu treffen, die mich zu den Meinigen zurückleiten könnte. Die Wilden ließen mich längere Zeit unangefochten meines Weges ziehen, und ich glaubte schon, ihnen entgangen zu sein; bald sollte ich jedoch die Ueberzeugung erhalten, daß sie mich auch für diese kurze Zeit nicht aus den Augen gelassen hatten. Im Anfang verursachte mir der getroffene Fuß heftige Schmerzen und ich mußte stark hinken; als ich aber vom Gehen warm geworden war, ließ der Schmerz nach, und ich konnte wieder gut auftreten. Ich hatte auf diese Weise eine gute Meile zurückgelegt, als mich plötzlich der Anblick einer Viehhüters-Hütte überraschte, auf die ich mit freudiger Eile zurannte. Sobald ich an den Eingang kam, sah ich mich erst allenthalben vorsichtig um, konnte aber keine Spur von den Eingeborenen entdecken. Dann rief ich laut: „Holla! he! Niemand hier?“

Keine Antwort.

„Ist Niemand zu Hause? Ich habe mich im Walde verirrt, und die Indianer sind mir auf der Ferse. — Ihr braucht euch nicht vor mir zu fürchten, ich heiße Wilhelm Thorelev vom Clydefluß.“

Keine Antwort.

Ich pochte jetzt laut an die Thüre; denn noch immer glaubte ich, es könnte Jemand darin schlafen, der, wenn ich unvermuthet öffnete, mich für einen Räuber halten und schießen würde; denn das sechstägige Umherirren im Walde gab mir ein ziemlich wildes Aussehen und machte einen solchen Irrthum verzeihlich. Als aber trotz meines wiederholten Pochens Alles stille blieb, sah ich wohl, daß die Hütte unbewohnt war. Ich versuchte jetzt die Klinke an der obern Hälfte der Thüre, sie gab nach, leicht öffnete ich die Thüre, warf einen vorsichtigen Blick in die Stube und einen noch vorsichtigern hinter mich, da ich jeden Augenblick die Feinde erwartete. Ich konnte keine Spur eines Bewohners entdecken, öffnete also ohne Umstände auch den untern Theil der Thüre und trat ein. Der erste Blick überzeugte mich, daß die Hütte schon seit lange unbewohnt stehen müsse, und wahrlich, es that mir leid genug, daß ich die Hoffnung wieder aufgeben mußte, hier Jemanden zu finden, der mein Wegweiser in die Heimat oder mein Kampfgenosse gegen die Wilden werden konnte. Doch war auch die Entdeckung der unbewohnten Hütte schon ein Glück, da sie mir wenigstens einen augenblicklichen Zufluchtsort gewährte.

Ich untersuchte vor allem Anderen meine Festung, und fand, daß sie, wie alle Gebäude dieser Art, aus zwei Zimmern bestand, in deren vorderem ein Fenster, und in dem hintern ein Laden angebracht war. Vorn neben der Thüre war noch ein anderes Fenster angebracht, in das ebenfalls ein Schieber paßte. Was ich hier übrigens Fenster nenne, war blos eine in die Holzwand geschnittene Oeffnung ohne Rahmen und ohne Glas, um Luft und Licht einzulassen. Schloß man Thüre und Fenster, so war man im Dunkeln, da dann nur das sparsame Licht Zutritt fand, das durch die Ritzen der Balken in die Hütte drang. Jetzt machte ich mich ohne Zeitverlust daran, das Gebäude so viel als möglich gegen einen Angriff der Eingeborenen, wenn er ja stattfinden sollte, zu befestigen. Die aufrechten Stämme schienen hinlänglich fest, um gewöhnlichen Anstrengungen zu widerstehen; aber die Oeffnung an der hinteren Wand war bedenklich, da sie der Feind leicht benützen konnte, während ich vorn mit der Vertheidigung zu thun hatte.

Um nun diesen Punkt zu sichern, riß ich die Zwischenwand nieder, die die beiden Kammern von einander trennte; mit den Brettern derselben verbollwerkte ich den hintern Laden so, daß ich von dieser Seite keinen Einbruch zu besorgen hatte. Auch das Vorderfenster befestigte ich auf diese Art, und stemmte einen der Stämme gegen die untere Hälfte der Thüre. Den obern Theil mußte ich der Festigkeit des hölzernen Riegels anvertrauen, um ihn von Zeit zu Zeit öffnen und hindurch feuern zu können.

Ich hatte ungefähr eine Stunde mit diesen Vorbereitungen zugebracht, und als ich sie beendigt hatte, fühlte ich, daß sich indeß Hunger, und was noch ärger war ein großer Durst bei mir eingefunden hatte. Am Kamin stand ein eiserner Kessel, das gewöhnliche Kochgeschirr in der Hütte eines Viehhüters, den der Eigenthümer, seiner Schwere und Unbeholfenheit wegen, hatte zurücklassen müssen; aus gleicher Ursache konnte ich ihn auch nicht mitnehmen, um Wasser darin zu holen. Da jedoch Hütten dieser Art immer in der Nähe einer Quelle errichtet sind, hatte ich gegründete Hoffnung, eine solche bald aufzufinden, und beschloß, da mir der heftige Durst keine Wahl ließ, sie auf jede Gefahr hin aufzusuchen.

Ich stieg daher, in Begleitung meiner beiden Hunde, die sich fest an mich drängten, über die untere Thürhälfte, und bemerkte bald, zu meiner größten Freude, daß Flo, die der Durst wohl auch plagen mochte, nach einem kurzen Umherschnuppern, gerade auf ein kleines Wasserbecken loslief, das kaum zwanzig Schritte von der Hütte, durch eine rieselnde Quelle gefüllt wurde. Ich befriedigte zuerst meinen brennenden Durst, dann aber überlegte ich, wie ich mich in meiner Festung mit einem Wasservorrath versorgen könnte. Da ich nicht daran denken konnte, den schweren Kessel an die Quelle zu bringen, stieg ich wieder zurück und rückte ihn inwendig hart an die Thüre, eilte dann zur Quelle, füllte meinen Hut und leerte ihn über die Thüre in den Kessel.

Ich hatte dies Geschäft, das einige Zeit erforderte, noch nicht beendigt, als mich plötzlich Hektor gewaltig erschreckte, denn er fuhr auf einmal blitzschnell in das Dickicht. Ich konnte nichts anderes glauben, als daß die Wilden schon da wären, ließ meinen Hut liegen, und sprang, so schnell es nur anging, wieder über die Thüre in die Hütte; es war aber nur ein blinder Allarm, denn in wenigen Augenblicken kam das treue Thier mit einer Känguruhratte im Maule zurück, die er im Gebüsche erblickt und schnell getödtet hatte. Diese unerwartete Gottesgabe machte mir nicht wenig Vergnügen, da es mir an Lebensmitteln gänzlich mangelte; es stand auch gar nicht lange an, so loderte ein lustiges Feuer im Camin und Hektors Fang briet an der Flamme. Das Thier war eines der größten seiner Art und beinahe so schwer als ein Kaninchen, dabei eine vortreffliche Speise.

Das treffliche Mahl hatte meine Lebensgeister wieder erfrischt, und ich begann nun im Ernste zu überlegen, ob ich nicht blos Zeit versäumte, wenn ich länger in der Hütte bliebe. Wie die Sonne am Himmel stand, mußte es beiläufig zwei Uhr sein, und mir blieb noch Zeit genug übrig, vor Sonnenuntergang eine derbe Strecke zurückzulegen. Ich nahm daher meine Nadel wieder zur Hand, und ließ sie horizontal in den Kessel fallen, sie sank aber sogleich unter, da das Eisen ihre magnetische Kraft aufhob. Nun füllte ich meinen Hut, trat so weit als möglich von dem eisernen Gefäße weg, und richtig konnte ich, zu meiner nicht geringen Freude, die Himmelsgegend wieder bestimmen. Ich traf nun alle Anstalten, die Hütte zu verlassen, und hatte bereits den rechten Fuß über die Thüre gehoben, als mich ein plötzliches Knurren Hektors noch zurückhielt, der gleich darauf nach einem kleinen, etwa hundert Schritte von der Hütte entfernten, Gebüsche hinlief. Er blieb jedoch nicht lange aus, und aus seinem ängstlichen Winseln und Anschmiegen schloß ich sogleich, daß die Wilden in der Nähe sein müßten.

Hektor hatte sich nicht geirrt; denn kaum war eine Minute verflossen, als eine Rotte von etwa zwanzig Wilden, Männer und Weiber, unter der Anführung Musquito's schnell auf die Hütte zu ka-

Digitized by Google

men. Durch die gute Mahlzeit erfrischt, durch die zweistündige Ruhe gestärkt, und im vollen Vertrauen auf meine Feuergewehre, fühlte ich, was ich noch heute nicht begreifen kann, nicht die geringste Furcht. Für einen solchen ungeordneten Angriff war meine kleine Festung stark genug, und Anfangs fühlte ich in der That ein gewisses Bedauern, in den Haufen der nackten Wilden mitten hinein zu feuern, obgleich sie blutgierige Schufte waren. Sei dem, wie ihm wolle, diese Gewissenszweifel dauerten nicht sehr lange, denn der rasende Haufe, von dem grimmigen Mysquito angefeuert, näherte sich meiner Verschanzung und die Stimme der Selbsterhaltung brachte jede andere zum Schweigen.

Ich feuerte einen Lauf ab und ein Indianer fiel; die andern ließen sich das nicht anfechten, und schickten mir durch die offene Oberhälfte der Thüre einen Speerhagel, von denen mir einer den Rücken der linken Hand durchbohrte und stecken blieb, während die anderen, dicht an meinem Kopfe vorbei, in die Stube schwirrten, einige auch an beiden Seiten der Thüre in den Balken hängen blieben. Nun schoß ich meinen zweiten mit Schrot geladenen Lauf ab, schlug hierauf den obern Theil der Thüre zu, und verriegelte sie. Dieser zweite Schuß machte sie stutzen und hielt ihren Lauf an; das war mein Glück, denn sonst hätten sie zweifelsohne die noch nicht verriegelte Thüre erstürmt, und es wäre um mich geschehen gewesen.

Nun aber fingen sie auf eine wahrhaft wüthende Art an, die Hütte zu umheulen, und einige versuchten, das hintere Fenster zu erbrechen, aber vergebens, ich hatte es zu gut befestigt. Während dem lud ich meine Flinte wieder, und that in jeden Lauf zwei Kugeln, denn ich sah ein, daß es die Wilden auf das Aeußerste ankommen lassen wollten, und daß ich meine ganze Beharrlichkeit und Thatkraft nöthig haben würde, um mein Leben gegen ihre wüthenden Anfälle zu schützen. Unentschlossen, was ich nächst zu thun hätte, stand ich neben der Thüre, als plötzlich ein Speer durch die Spalte zwischen dem obern und untern Theile derselben durchgestoßen wurde, der aber zum Glück nur meinen ledernen Gürtel durchbohrte, so daß ich Zeit behielt zurück zu springen. Offenbar wurde jede meiner Bewegungen durch irgend eine Ritze beobachtet, denn kaum hatte ich meinen Platz geräumt, als die Indianer mit einer Gewalt gegen die Thür drangen, die dieselbe ohnfehlbar hätte öffnen müssen, wäre sie gegen den oberen Theil gerichtet gewesen, der untere jedoch widerstand allen Anstrengungen, da der entgegengestemmte Balken ihm Festigkeit verlieh. Ich hielt die Mündung meiner Flinte an dieselbe Oeffnung, durch die der Speer gestoßen worden war, und feuerte erst den einen, dann den andern Lauf unter die Stürmenden ab. Ein gellendes Geschrei, das den Wiederhall der Wälder erweckte, verkündete mir, daß mein Blei wirksam gewesen war, und ich konnte hören, wie sie zurückliefen, um aus dem Bereich dieser tödtlichen Waffe zu kommen.

Itzt trat ein kurzer Waffenstillstand ein, und eine tiefe, durch keinen Laut unterbrochene Stille trat ein; ich lud mein Gewehr wieder und horchte ängstlich nach allen Seiten hin, hütete mich aber wohl, mein Auge an eine der Spalten zu legen, weil ich ja nicht wissen konnte, ob nicht einer der tückischen Schurken nur auf die Gelegenheit lauere, mir seinen Speer hineinzustoßen. Auf diese Weise verfloß eine Zeit ängstlicher Erwartung und ich konnte nicht errathen, was sie verhätten. Während ich noch so dastand, schallte plötzlich das grause Wuth- und Rachegeschrei der Wilden zu mir herüber, deren Grimm sich am Anblick ihrer getödteten Gefährten wahrscheinlich verdoppelte.

Ich stemmte indessen einen anderen schweren Balken gegen die obere Hälfte der Thüre, da ich nicht ohne Grund fürchtete, sie würde einem wiederholten Sturme nicht widerstehen können, und fügte dieser Last noch mein eigenes Gewicht bei, da ich jeden Augenblick einen neuen Angriff erwartete.

Meine Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich jedoch als überflüssig; die Indianer hatten eine für sie selbst gefahrlosere und eben so wirksame Kampfesart ausgesonnen, und nur zu bald wurde ich von ihren teuflischen Anschlägen in Kenntniß gesetzt, denn ein Brandgeruch verbreitete sich zu meinem Schrecken in der Hütte und wurde mit jedem Augenblicke stärker und merkbarer. Sie hatten das Dach angezündet und gleich darauf wurde auch die Flamme sichtbar, wie sie von allen vier Ecken emporstieg. Je mehr die Lohe zunahm, je lauter brüllten und jauchzten die Ungeheuer auf eine Schauder erregende Weise um das brennende Gebäude herum.

Ich schäme mich nicht, es einzugestehen, in diesem Augenblick ließ mich mein Muth im Stiche; alle Flucht schien abgeschnitten, und ich schauderte bei dem Gedanken, dem fürchterlichsten aller Todesarten, dem Feuertode geweiht zu sein. Die Flamme wuchs indessen immer mehr und mehr, der Rauch wurde allmälich so stark, daß er mich im Athmen hinderte, und ich sah ein, daß mich nur die schnellste Flucht einem baldigen, schmerzvollen Tode entziehen konnte. Der Wind blies den ganzen Rauch gegen die hintere Seite der Hütte, die Eingeborenen dagegen waren, wie ich aus ihrem Geschrei vernehmen konnte, vor der Hütte versammelt; ich beschloß also das Hinterfenster zu meiner Flucht zu benützen, wobei der dicke Rauch meinen Rückzug verbergen sollte, da ich sonst bei dem Heraussteigen durch's Fenster ganz wehrlos in ihre Hände gefallen wäre. Ich riß also schnell die vorgestemmten Balken nieder und sprang hinaus in den Qualm, der mich beinahe erstickte, doch rannte ich, mein Gewehr in der Hand, hindurch.

Anfangs bemerkten mich die Wilden nicht, bald jedoch erblickte mich Einer von ihnen, und ein ganzer Hagel von Speeren, von denen mich einer im Rücken traf, ohne jedoch stecken zu bleiben, belehrte mich, daß ich verfolgt werde. Mit aller Anstrengung meiner Kräfte lief ich nun auf einen Baum zu, der in der Mitte einer kleinen Ebene stand, um mir durch ihn den Rücken gedeckt zu halten und mich besser vertheidigen zu können. Zwar flogen die Speere in allen Richtungen um mich her, doch erreichte ich glücklich den Baum, wandte mich sogleich um und feuerte unter meine Verfolger. Sie blieben wieder stehen, denn mein Gewehr flößte ihnen Respekt ein, und da sie sahen, daß ich sie kaltblütig erwartete, zogen sie sich in eine sichere Entfernung zurück, von wo sie aber fortfuhren, ihre Speere nach mir zu werfen, die jedoch größtentheils zu kurz fielen, während sie ihr abscheuliches Geheul fortsetzten und um mich her tanzten und sprangen. Jeder Schrei bewies, wie gerne sie auf mich losgestürzt wären, hätte sie nicht meine Flinte im Zaum gehalten.

Bei mir aber war die ganze Kampflust und der ganze Muth, dessen ich fähig war, wach geworden; die glückliche Flucht aus der brennenden Hütte hatte mich kühn gemacht und eine solche Todesverachtung bemeisterte sich meiner, daß ich mich mehrere Male fast versucht fühlte, mitten unter die Feinde zu stürzen und dem Kampfe mit meinem Degen ein Ende zu machen. Doch trug meine Klugheit den Sieg davon, da meine gute Flinte, der ich schon so viel zu verdanken hatte, mir jedenfalls mehr Sicherheit gewährte. Ich wollte mir also die augenblickliche Unthätigkeit der Eingeborenen zu Nutze machen, und griff nach meinem Pulverhorn, um den einen abgeschossenen Lauf wieder zu laden. Wer beschreibt meinen Schrecken und mein Entsetzen, als ich es vermißte. Umsonst suchte ich es in allen Taschen, ich hatte es auf den Tisch in der Hütte gelegt und mitzunehmen vergessen. Der Gedanke, es zu holen, wäre Wahnsinn gewesen, da der ganze Bau in Flammen stand. Während ich noch gedankenlos hinüberstarrte, verkündete mir ein dumpfer Knall, daß sich das Pulver entzündet hatte.

Itzt war guter Rath theuer, die Angst sträubte mir das Haar in die Höhe und trieb mir den kalten Schweiß aus allen Poren. Ich sah ein, daß mich nur ein Wunder retten könnte; aber noch einmal erwachte das Selbstvertrauen, das mich bis dahin aufrecht erhalten hatte. Es blieben mir ja noch drei Schüße, einer aus der Flinte und zwei aus den Pistolen, und wenn es damit vorüber war, so hatte ich noch meinen Degen, der aber freilich gegen die langen Speere der Indianer wenig Schutz gewährte. Konnte ich meinen Posten bis zum Einbruch der Nacht behaupten, so war ich gerettet; denn die Wilden streifen im Finstern, aus Furcht vor bösen Geistern, nicht gern umher. Zufällig erhob ich meine Blicke auf den Baum, unter dem ich stand, und bemerkte, daß er leicht zu erklettern war, auch schien der Stamm in der Mitte hohl zu sein. Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt, ich verlor keinen Augenblick, warf meine Flinte über die Schulter, und schwang mich an einem herabhängen-

Digitized by Google

den Aste hinauf. Die Wilden, die mich nicht aus den Augen gelassen hatten, erhoben ihr gräuliches Geheul und rannten in wilden Sätzen herbei.

Ich kletterte immer höher und fand zu meiner größten Freude, daß ich mich nicht geirrt hatte, und daß der Stamm hinlänglich ausgehöhlt war, um meinen ganzen Körper zu fassen und mich vor den feindlichen Speeren zu bergen. Als ich mit den Füßen den Boden der Höhlung erreichte, kamen sie mit etwas Weichen in Berührung, das ich alsobald als ein Opossum erkannte, das, um sein Prioritätsrecht zu behaupten, mir mit den Klauen und Zähnen in die Waden fiel, was mir nicht wenig Schmerzen verursachte; da ich jedoch nicht Zeit hatte, mich in lange Unterhandlungen einzulassen, stampfte ich die kleine Bestie mit meinen schweren Waldschuhen zusammen, und suchte mich dann in meiner neuen Position zurechtzufinden; dann hob ich den Kopf ein wenig in die Höhe, um zu recognosciren.

Die Wilden hatten ihr häßliches Geheul eingestellt, und eine tiefe Ruhe herrschte, so daß ich meine eigenen, kurzen Athemzüge deutlich vernehmen konnte. „Was sie wohl jetzt vorhaben?“ dachte ich mir und hob den Kopf wieder um etwas höher. Kaum zeigte sich aber mein Hut über der Höhlung, als ein halbes Dutzend Speere um mich her schwirrten, von denen drei den armen Hut durchbohrten. „So geht es nicht,“ dachte ich und tauchte schnell wieder unter, „ich werde wohl unten bleiben müssen.“ Da ich nun von meinen Augen keinen Gebrauch machen konnte, mußte das Gehör ihre Stelle vertreten; während ich aber nach allen Seiten hinhorchte, fühlte ich eine leise Erschütterung des Baumes und gleich darauf hörte ich Athemzüge über mir. Schnell blickte ich in die Höhe und sah gerade in das scheußliche Antlitz eines Wilden, der mit weißen rollenden Augäpfeln und gieriger Lust in den verzerrten Zügen, zu mir herabsah. Er trug eine indianische Keule in der Hand, die er langsam erhob, um sie mit ganzer Wuth auf meinen Kopf fallen zu lassen, denn er glaubte mich so sicher zu haben, wie ein Opossum in seinem Loche.

„Dasmal hast du falsch gerechnet, mein Bester,“ dachte ich, „dein Spiel ist noch nicht gewonnen.“ Ich zog eine meiner beiden Pistolen aus dem Gürtel, was in meiner beengten Stellung nicht so leicht war, zielte in die Höhe und drückte los. Die Kugel traf ihn gerade in's Gesicht und zerschmetterte ihm den Hirnschädel; die Leiche fiel schwerfällig vom Baume herab. Ein vielstimmiger Schrei der Furcht und der Wuth begleitete seinen Fall, und ich fuhr schnell in die Höhe, um diese kurze Gelegenheit, die Stellung des Feindes zu übersehen, nicht unbenützt vorüber zu lassen; die Speere trieben mich jedoch bald wieder zurück, und eine Zeitlang herrschte wieder dieselbe Todtenstille, wie zuvor. Schon hoffte ich, daß die Feinde, durch den Tod so vieler Gefährten abgeschreckt, die Verfolgung aufgegeben und sich zurückgezogen hätten; aber diese angenehme Täuschung sollte nicht lange dauern, und ich sollte nur zu bald erfahren, daß ich es mit dem teuflischen Musquito zu thun hatte.

Es mochte eine geraume Zeit verflossen sein, als ich ein Getöse hörte, wie wenn schwere Klötze und Baumstämme herbeigeschleppt würden; ich sah vorsichtig hinaus und fand, daß die Eingeborenen damit beschäftigt waren, rings um meinen Schlupfwinkel Bäume aufzuhäufen, um sie dann anzuzünden und mich, wie eine Ratte in ihrem Loche, zu braten. Sie ließen mich auch nicht lange über ihre Absichten in Zweifel, denn kurz darauf kam eines der Weiber mit zwei brennenden Heizspähnen aus dem Dickicht, und ich hatte hinlängliche Muße, diese tröstlichen Vorbereitungen mit anzusehen, da die Indianer in der sichern Erwartung des unausweichlichen Erfolges, mich itzt mit ihren Speeren verschonten.

Die Wilde näherte sich itzt mit den Feuerbränden, die andern bildeten einen weiten Kreis um den Baum, und begannen, als Vorspiel meines Untergangs, einen feierlichen Todtentanz. Es juckte mich in den Fingern, auf sie abzudrücken, doch wollte ich meine zwei letzten Ladungen schonen, da die Gefahr noch immer nicht den höchsten Gipfel erreicht hatte. Die Eingeborenen setzten indessen ihre sonderbaren Sprünge fort und schienen die Augenblicke, die meiner Vernichtung vorangingen, mit demselben Wohlbehagen zu genießen, mit dem ein Schlemmer die bereits auf dem Tische stehenden, dampfenden Schüsseln warten läßt, um das angenehme Gefühl der Erwartung nicht abzukürzen. Bald aber arteten ihre Todtengesänge in ein wildes unartikulirtes Geschrei aus, sie warfen frische Brände auf den Scheiterhaufen und umtanzten den Baum mit wahrhaft höllischem Jauchzen.

Die Lohe schlug empor — der Rauch erhob sich und schon empfand ich das schreckliche Gefühl des Erstickungstodes, da sammelte ich meine letzten Kräfte, um wenigstens nicht ungerächt zu sterben.

Ich kletterte aus meinem Schlupfwinkel hervor, stieg, so weit ich konnte, auf einen Ast, der dem Rauch und der Hitze am wenigsten ausgesetzt war, feuerte meine Flinte auf das jauchzende Gesindel ab und schleuderte sie dann mitten unter den Haufen. Dasselbe wiederholte ich mit der noch geladenen Pistole. — Da hörte ich, zu meiner höchsten Ueberraschung, andere Schüsse, die den Meinigen zu antworten schienen. Sollte es der Wiederhall der Wälder sein? ich konnte es nicht mehr unterscheiden. Meine Sinne schwanden, und der Rauch und die Hitze betäubten mich so, daß ich beinahe erstickt und bewußtlos von meinem Aste herabstürzte und ohnmächtig liegen blieb.

Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß mir kaltes Wasser in's Gesicht gespritzt wurde. „Gottlob, er lebt!“ rief eine bekannte Stimme; ich schlug die Augen auf und, o Herr des Himmels! ich sah mich von Freunden umgeben. Aber der Uebergang von Angst zur Freude war sehr gewaltsam, alle Schrecken der überstandenen Gefahren zuckten mir noch einmal wie glühendes Eisen durch's Hirn — halb vor Schmerz, halb vor Freude, stieß ich einen gellenden Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Arme meiner Retter zurück.



Der Erzherzog Karl.

Oesterreich hat in kurzer Zeit zwei herbe Verluste erlitten; wieder sind zwei Aeste des herrlichen Baumes gefallen, der noch vor zwölf Jahren in unversehrter Blüthe dastand. Kaum vor einigen Monaten starb der Erzherzog Joseph, und noch war dieser Schlag nicht verschmerzt, als am 30. April auch der Erzherzog Karl dieser Welt entrissen wurde.

Karl Ludwig Johann Joseph Laurentius, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oesterreich, kön. Prinz von Ungarn und Böhmen, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens, kaiserlicher Generalfeldmarschall, Gouverneur und Generalcapitän des Königreichs Böhmen u. s. w.; dritter Sohn Kaiser Leopold's II. und Maria Ludovica's, der Tochter des Königs Karls III. von Spanien, wurde am 5. September 1771 zu Florenz geboren. In der frühesten Jugend zeigte er bei physischer Schwäche und Kränklichkeit und einer gewissen Verschlossenheit des Charakters eine fast entschiedene Abneigung gegen alles mechanische und arithmetische Wissen. Im Laufe der Zeit erwachte jedoch mit seiner Vorliebe für die Kriegskunst zugleich desto lebhafter das Interesse an der Geometrie und den Kriegswissenschaften. Unter des Grafen Siegmund von Hohenwart Leitung erhielt er durch d'Arnal und Mack seine militärische Ausbildung; mit den Staatsgeschäften machte er sich später in Belgien vertraut, wohin er nach Unterdrückung der Brabanter Revolution 1790 gesendet wurde, um an der Seite seines Verwandten, des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, der ihn kurz vorher adoptirt und zum Er-

Digitized by Google

den eingesetzt hatte, auf seinen Beruf als künftiger Statthalter dieses Landes sich vorzubereiten. Zugleich begann er hier 1792 im Feldzug gegen die Franzosen unter Herzog Albert seine praktisch-militärische Laufbahn. Er nahm an der Schlacht bei Jemappes Theil, trug als Befehlshaber der Avantgarde des Prinzen von Koburg viel zu den Siegen bei Aldenhoven und Neerwinden gegen Dumouriez bei, und wurde nach der Wiedereroberung Belgiens am 25. März 1793 Generalstatthalter der Niederlande. Unter dem stürmischen Jubelruf des Volks hielt er am 25. März seinen Einzug in Brüssel, in die St. Gudulakirche, die Kathedrale der Stadt. Als er zum Heere zurückeilend nach Mons kam, erweckte sein Erscheinen solchen Enthusiasmus, daß zwölf Freiwillige ihn auf ihren Schultern zum Rathhause trugen, und daß alles Volk sich unter seine Fahne schaaren, und ihm alle Habe und alles Gut zur Verfügung stellen wollte. Im Jahre 1794 kommandirte er bei Landrecy eine Division, bei Tournay und Courtray den ganzen linken Flügel gegen Pichegru, und bei Fleurus das Centrum. Nachdem er 1796 den Oberbefehl des östr. Heers am Rhein und der Reichsarmee übernommen, focht er gegen den französischen General Moreau bei Rastadt mit Glück, schlug den General Jourdan bei Teinnig, Amberg und Würzburg, zwang die Franzosen über den Rhein zu flüchten und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. In Folge der reißenden Fortschritte, die inzwischen Bonaparte in Italien gemacht, wurde er 1797 dorthin entsendet, und Oesterreich benützte die ersten von ihm wieder errungenen Vortheile, um die Friedenspräliminarien zu Leoben, am 18. April 1797, abzuschließen. Nach dem fruchtlosen Congresse zu Rastadt trat er 1799 abermals an die Spitze der Rheinarmee, siegte in den Gefechten an der Ostrach, bei Pfullendorf und besonders in der Schlacht von Stockach, wurde jedoch durch Mißhelligkeiten mit den russischen Generalen in seinen Operationen gehemmt. Dennoch gelang es ihm, die einzelnen Colonnen der Franzosen, welche auf das rechte Rheinufer übersetzten, zurückzuwerfen und Massena überall mit Glück die Spitze zu bieten. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn hierauf im März 1800 das Feld zu verlassen; er wurde zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt, und benützte diese Stellung, um hier ein neues Heer zu bilden. Zum Hofkriegsraths-Präsidenten ernannt, erhielt er den Auftrag, einen Plan zur neuen Organisation des Kriegssystems in Oesterreich zu entwerfen; auch wurde er Coadjutor des Deutschmeisters und 1805 Kriegsminister. 1805 befehligte er in Italien ein östr. Heer gegen Massena, mit dem er besonders bei Caldiero am 30. Oktober einen hartnäckigen Kampf bestand. Auf die Nachricht von dem Unglücke der Oesterreicher in Deutschland trat er seinen meisterhaften Rückzug vom linken Etschufer nach Kroatien an, um sein Heer zum Schutze der noch nicht eroberten Provinzen darzubieten. Nach dem Presburger Frieden wurde er Generalissimus und Kriegsminister. In dieser Eigenschaft errichtete er Reserven und eine bedeutende Landwehr. 1809 rückte er mit der östr. Hauptmacht in Baiern ein und verlor, aller Anstrengungen ungeachtet, die Schlacht bei Eckmühl. Doch rächte er sich bald durch die glorreiche Schlacht bei Aspern und Eßling, in der er die Franzosen mit großem Verlust über die Donau zurückwarf und zum ersten Mal den Ruf der Unüberwindlichkeit Napoleons wankend machte. Er verlor jedoch die Früchte dieses Sieges durch die Niederlage bei Wagram am 5. Juli desselben Jahres. Der Rückzug geschah jedoch in vollkommener Ordnung unter beständigen Gefechten bis nach Znaim, wo am 12. Juli der Kampf durch einen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog seine Feldherrnwürde und seine sämmtlichen andern Stellen nieder, und lebte seit dieser Zeit



Erzherzog Karl.

theils in Teschen, theils in Wien, im Privatstande. Er schrieb mehrere militärische Werke, die ihm auch als Schriftsteller einen berühmten Namen erwarben, namentlich die „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland“ und die „Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz.“

Im Jahre 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, gestorben 1829, mit der er vier Söhne und zwei Töchter zeugte: Albrecht, geboren 1817; Karl Ferdinand, geboren 1818, Friedrich, geboren 1821, der sich beim Sturm von Saida auszeichnete; Wilhelm, geboren 1827; die Erzherzogin Therese, geboren 1816, seit 1837 mit Ferdinand II. König beider Sicilien vermählt, und die Erzherzogin Marie Karoline, geboren 1825, seit 1844 Aebtissin des Theresianischen freien adelichen Stiftes in Prag.



Digitized by Google



Das Capitol in Washington.

Höchst imposant ist bei der Annäherung an die Centralhauptstadt Amerika's, Washington, für den Reisenden der Anblick ihres **Capitols**. Nächst der Paulskirche zu London macht es von allen **modernen** Gebäuden den stärksten Eindruck auf den Beschauer. Und wie muß derselbe sich steigern, wenn dereinst der Plan des zu diesem Riesenkopfe gehörigen Riesenkörpers, d. h. der Stadt, vollständig ausgeführt sein wird. Jetzt, wo davon 9/10 nur erst in abgesteckten, aber unbebauten Straßen existiren, sieht das Ganze aus, wie ein Embryo mit kolossalem Apollokopfe. Washington konnte aus den Fenstern seines Landsitzes **Mouat-Vernon**, wo er den Abend seines Lebens in philosophischer Zurückgezogenheit verbrachte, auf dieses Capitol blicken, das nach ihm benannt war. Uebrigens darf man sich nicht wundern, wenn es mit dem Aufbau dieser Hauptstadt langsam geht. Der politische Centralpunkt wirkt keineswegs in Republiken, wie etwa in Monarchien die Residenz des Fürsten, magnetisch auf die Umgegend oder gar auf das ganze Land. Washington kann die große und volkreiche Stadt, welche sein Grundriß bezeichnet, nur durch materielle Kraft der Dinge werden, und diese ist in Amerika gleich bedeutend mit Verkehr und Handel. Die Canalverbindung des **Potomak** mit dem **Ohio** mag vielleicht eine Annäherung dazu bewirken; denn allerdings ist die geographische Lage der Stadt für einen Stapelplatz des innern Strom- und Canalverkehrs zwischen dem Osten und Westen der Vereinigten Staaten vollkommen geeignet.

Das von den Engländern im letzten Jahre des letzten Krieges (1814) sehr beschädigte, seitdem aber glanzvoll restaurirte Capitol ist ganz aus Marmor erbaut, auf einem mäßigen, parkartig angepflanzten Hügel mit terrassenförmigen Zugängen; es hat eine Hauptfronte und zwei Flügel. Das Centrum des erstern bildet eine ungeheure Rotunde von den großartigsten Verhältnissen, deren Gesimse von achtzehn Säulen getragen werden; eine breite Marmortreppe führt zwischen ihnen zum Haupteingange; hoch in die Lüfte steigt die Kuppel der Rotunde, welche die der Nationalgeschichte geweihten Vorhallen und die Sitzungssäle des Congresses enthält. Den Rest des Gebäudes füllen Bibliothek, Druckerei, Archive, Bureaux verschiedener Art, Dienstwohnungen, mit Ausnahme des Castellans, werden hier nicht bewilligt. Vom Hügel herab hat man einen schönen Ueberblick der Stadt, wie sie ist und wie sie werden soll, so wie der beiden sie umschließenden Arme des mächtigen Potomak. Wenn jemals vollendet, kann sie die schönste der Welt sein; ihre Hauptstraßen sind zu 150 und die kleinsten Nebengassen zu 90 Fuß Breite geöffnet. Jetzt freilich mag man in den meisten noch Feldjagd treiben. Die einzige zum Theil vollendete ist die vom Capitol in der Richtung nach Georgetown auslaufende Pensylvania-Straße. **Georgetown** heißt ein nahe gelegenes, kurz vor der Revolution gebautes und nach dem damals regierenden Könige getauftes Städtchen, das bei Vollendung des Planes eine Vorstadt von Washington sein wird. Die Dienstwohnung des Präsidenten ist ein sehr ansehnliches Gebäude, gleichfalls ganz von Marmor aufgeführt, die Fronte in edlem griechischen Style. Ganz in der Nähe befinden sich die Wohnungen und Dienstlocale sämmtlicher Minister. Weder die vier Kirchen — mehr hat die Stadt bis itzt noch nicht, aber auch erst 15000 permanente Einwohner — noch das Theater sind in äußerer Structur sehr ausgezeichnet; mehr die Gebäude des Marine-Arsenals.

Das Innere des Capitols entspricht vollkommen seiner äußern

Großartigkeit. Die Vorhalle der großen Rotunde ist ein architektonisches Prachtstück, würdig der ihr gegebenen Bestimmnng, große Momente vaterländischer Geschichten in Kunstwerken des Pinsels und Meißels der Nachwelt zu überliefern. Hier sieht man theils in Gemälden, theils in marmornen Basreliefs, Penn's Abschluß mit den indianischen Häuptlingen über den Ankauf des nachherigen Pensilvaniens, die Unterzeichnung der Unabhängigkeitsacte, die Capitulation von Saratoga, Washingtons Resignation der Präsidentenwürde, u. a. m. dargestellt, alle Figuren lebensgroß nnd, wie man versichert, von treuester Porträtähnlichkeit; die Gemälde sämmtlich von americanischen Meistern, zum Theil vielleicht mehr durch historischen als Kunstwerth ausgezeichnet. Hingegen ist bei einigen Sculpturen, namentlich der, welche Penn bei den Indianern darstellt, auch die Ausführung vortrefflich. Diese Vorhalle war vor einigen Jahren der Schauplatz eines ergreifenden Auftritts. Ein neuvermähltes junges Ehepaar besichtigte das Capitol; während der Mann unten die Gemälde beschaut, läßt sich die junge Frau durch den Aufseher oben auf die äußere Gallerie der Kuppel geleiten; in ihrem Entzücken über die herrliche Aussicht unvorsichtig hin und wieder springend, tritt sie auf das die Halle von oben erleuchtende Glasfenster; es bricht unter ihr, der Mann unten richtet bei dem Geräusche den Blick nach oben, sieht die Gattin hoch über sich bis an die Brust in der Luft schweben und erwartet natürlich, sie im nächsten Augenblicke todt zu seinen Füßen hinstürzen zu sehen. Glücklicherweise hatte sie im Durchbrechen die hölzerne Kreuzstange des Fensters gefaßt und genug Kraft und Besonnenheit gehabt, daran fest zu halten, bis der Aufseher ihr zu Hilfe kam. Aber man denke sich die Gefühle des Gatten in diesen Augenblicken! — Der Sitzungssaal des Congresses ist ungemein großartig: 36 graue Marmorsäulen, jede 40 Fuß hoch, jede aus einem einzigen Blocke gearbeitet, tragen das Gesimse der Kuppel, durch welche das Licht fällt; die Wände von weißem polirtem Marmor sind mit reichen Draperien, Karmoisin und Gold geschmackvoll verziert; ihnen entlang eine Estrade mit gepolsterten Sitzen für das diplomatische Corps, und sonst privilegirte Zuhörer; oben die Gallerie für das Publikum. In der Mitte der Sitz des für die Session erwählten Sprechers unter einem Baldachin; hoch darüber die kolossale Marmorstatue Americas mit dem Adler; etwas unterhalb des Sprechersitzes die Secretarien an ihren Tischen; etwas erhöht zur Seite die Stenographenlogen für die Zeitungen. Keine Ministerbank, kein besonderer Platz für den Präsidenten der Republik, welcher nur schriftlich mit dem Congresse communicirt. Zu beiden Seiten an der Wand die lebensgroßen Bildnisse Washingtons und Lafayette's, die einzigen im Saale. Die Deputirten sitzen auf ihren Sesseln vor den mit Schreibmaterial versehenen Pulten in gewöhnlicher Kleidung, mit bedecktem Haupte, entblößen es aber, wenn sie zu reden aufstehen. Die Abstimmung wird nach dem Massenschalle der lauten yes und no (ja und nein) von den darin sehr geübten Secretarien beurtheilt, in zweifelhaften Fällen durch Aufstehen und Sitzenbleiben wiederholt. Kleine Knaben verrichten den Botendienst im Saale, wahrscheinlich nach denselben Grundsätzen, wonach man bei uns die Lotterie durch Waisenknaben ziehen läßt. Freilich darf man sich dann nicht wundern, wenn die Buben auf der Straße von ihren kleinen Collegen in der Sitzung Urtheile aufschnappen, wie das, welches ein Reisender auf öffentlicher Straße einen kaum zwölfjährigen Buben gegen einen andern äußern hörte: „Glaubst du nicht, daß unsere Deputirten ihre Pflichten schändlich vernachläßigen?"



Das Musäum in Madrid.

Philipp II. verlegte seine Residenz von Valladolid, wo er keine Hoffnung hatte, sein jahrelanges Fieber zu verlieren, nach Madrid, das vom kleinen Städtchen plötzlich zum Centralpunkte zweier Welten emporstieg. Hätte dieser gewaltige Herrscher Sinn für Schönheit besessen, so würde er seinem herrlichen Reiche eine andere Königsstadt gegeben haben, denn, wo ein Granada prangt, da ist die Wahl nicht schwer. Allein Madrid liegt in Spaniens Mittelpunkt; seine kalte Seele fragte nicht nach dem Reiz der Gegend, wenn es galt, seinen eisernen Willen durchzusetzen, und so ist Madrid seit drei Jahrhunderten Hauptstadt, ohne zu wissen, wie es zu dieser Ehre kam.

Schon der Weg von Aranjuez nach Madrid ist eine würdige Vorrede zu der Lage Madrid's. Sobald man aus den Thälern des Tajo und der Jarama auf die Höhen gelangt, fängt ein unfruchtbares zerrissenes Terrain an, und Madrid selbst liegt auf einer wasser- und baumlosen Hochebene, auf einige ihrer kahlen Hügel zusammengedrängt, alles, was es ist, dem Starrsinn und der Kunst verdankend. Von keiner Seite, wo man sich dieser Stadt nähert, gewährt sie einen großartigen Anblick; kein freundliches Dorf, keine Landhäuser, keine Bäume, nicht einmal Felder schmücken die Gegend, und nur der Hintergrund der schneebedeckten Gebirge verleiht seiner Erscheinung einigen Reiz. Durch eine höchst verkümmerte, halb abgestorbene Allee zieht sich der öde Weg nach dem Canal hin, dem gewöhnlich nichts fehlt, als Wasser, um die pomphafte Brücke zu erklären, die lang genug ist, um über den Rhein zu führen. So wie man diesen Uebergangspunkt passirt hat, führen drei Anhöhen über Dämme nach der Stadt hinauf, magere Alleen ziehen sich an den künstlichen Gräben hin, über die sie gezogen sind, und man fährt eine halbe Stunde an den cannelirten neuen Mauern fort, die weniger als der mächtige Tajo zum Schutz gegen einen Angriff dienen.

Die Stadt selbst besitzt gar keinen Reiz, als ihre schönen Häuser. Diese sind meistens sehr hoch und mit Balconen versehen. Die Palläste sind groß, stehen aber in den Häuserreihen und zeichnen sich daher nicht besonders aus. Wer übrigens in Madrid Einen Pallast gesehen hat, hat sie alle gesehen. Eine rühmliche Ausnahme jedoch macht das Museum, das sich sowohl durch seine schöne Bauart, als durch seinen herrlichen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. An ihm besitzt Madrid einen Schatz, dem alles Aehnliche in Europa nachstehen muß. Nachdem die kostbaren Gemälde aus dem Escorial und den Sammlungen der Infanten damit verbunden sind, ist diese Sammlung wohl die reichste oder wenigstens die vorzüglichste der Welt, und die herrlichsten Raphaele und Correggios haben Mühe, ihren unsterblichen Ruhm neben den spanischen Meistern zu behaupten. Wenn man bedenkt, was der französische Krieg in diesem Lande zerstört hat, und wenn es wahr ist, daß über dreißigtausend Bilder in's Ausland verschleppt und verkauft wurden, so muß man erstaunen über das, was man noch hier findet, und es gibt keine Sammlung, die so durchaus Vortreffliches aufwiese, ohne alle Vermengung mit Mittelmäßigem. Der obere Theil des langen Gebäudes enthält vier große Säle, die ihr Licht von der Seite, und einen Mittelgang, der es von oben erhält. Wenn dies Letztere überall der Fall wäre, so dürfte man das Madrider Museum mit der hierin unübertroffenen Münchner Pinakothek vergleichen. Der Eingang ist von der linken Seite vom Prado aus, und ein Porticus führt in eine kreisförmige Eintrittshalle, deren Kuppel von acht Granitsäulen getragen wird. Hier sieht man in den Seitensälen die spanischen Bilder, wovon kaum einige Namen bekannt sind, in jener ihnen eigenthümlichen tiefen Färbung, so unbegreiflich in dem Lande lachender Tinten. Welche Wirkung müßten diese dunklen Formen erst hervorbringen, wenn die spanischen Meister die Danaë und Venus

Digitized by Google



Das Musäum in Madrid.

hätten malen dürfen. Wie hat sich dagegen die ganze Gluth des spanischen Südens in den Formen und irdischen Reizen ihrer ätherischen Madonnen ausgegossen, während die Italiener ihre Schönheit nur in den verklärten Gesichtszügen ausdrückten. Wie stehen aber auch diese mit der höchsten Macht andalusischer Reize ausgeschmückten spanischen Marienbilder gegen die hier im Ueberfluß befindlichen üppigen Fleischmassen Rubens ab. Allein wie man sich immer von den Meisterwerken der Velasquez, Murillo, Morales, Ribera, Juanes, Rizi, Ribalta, Zurbaran und so vieler Andern hat hinreißen lassen, so kehrt man doch immer wieder zum Triumphe Raphaels, zu der herrlichen Perle der heiligen Familie und der so überaus rührenden **Virgen del Pez** (Jungfrau mit dem Fische) zurück, gewiß eine der vollendetsten Arbeiten des größten Meisters. Auch das untere Geschoß ist mit Gemälden, besonders ein Saal ganz mit Rubens angefüllt, und der Ueberfluß ist so groß, daß Treppen und Korridors mit ausgezeichneten Bildern mußten behangen werden, bis oben Raum gemacht ist. Der Antikensaal enthält nichts hervorragendes, allein Aufstellung und Anordnung sind ganz ausgezeichnet.

Ausgezeichnet ist auch die Privatsammlung des Direktors Madrazo, die einem Königspallast Ehre machen würde, der auch erforderlich wäre, um sie würdig aufzustellen. So aber sieht man bald einen unschätzbaren **da Vinci** hinter einer Thür, bald findet man in der Dunkelheit einen herrlichen Van Dyk, oder einen Tizian in einer Bedientenkammer, was Niemand mehr bedauert als ihr Besitzer, da er die Hälfte seiner Schätze gar nicht aufstellen kann. Er besitzt mehrere der ersten Van Dyks, und Tizian aus der besten Zeit. Seine Guides, da Vincis, Correggios gehören zu den besten, und die spanische Schule ist hier durch Zeresi, Cares, Murillo und Velasquez und viele andere ersten Ranges vertreten, die dem Beschauer kaum dem Namen nach bekannt sind. Die Krone der ganzen Sammlung jedoch ist die heilige Familie des Correggio, unstreitig das schönste Bild dieses Meisters.

Madrazo ist auch eines der vorzüglichsten Mitglieder des **Lyceum**, eines Künstlervereins von mehr als 600 Personen, unter denen sehr viele Damen, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, das spanische Volk wieder auf jene Kunsthöhe zu heben, auf der es so lange anderen Völkern vorgeleuchtet hat. Jeder muß monatlich einen Thaler bezahlen und alle Beiträge dienen zur Förderung der Kunst. Das Lyceum hat den Pallast **Villahermosa** gemiethet, der einer der vorzüglichsten Madrid's, und durch seine Lage am Prado und nahe beim Museum jedem Theilnehmer bequem ist. Am Donnerstag versammeln sich alle Mitglieder zu einer sogenannten Competenzsitzung oder Schiedgericht, und hier sieht man Männer und Frauen mit Oel- und Aquarellmalen beschäftigt, die Bildhauer arbeiten an ihren Modellen, die Graveurs in Kupfer und Holzschnitten, und während alle Künstler thätig sind, wechseln Musiker und Dichter unter sich ab, indem die einen ihre eigenen Compositionen, die andern ihre Dichtungen vortragen. Dort singt eine reizende Frau mit der sonoren Metallstimme, wie sie fast alle Frauen dieses Landes besitzen, und mit jener Grazie und seelenvollem Ausdruck, die hier so allgemein sind; hier bricht ein begeisterter junger Poet in improvisirte vortreffliche Verse auf jene Schönheit aus, und reißt durch sein Feuer und die Melodie seines herrlichen Organs alles zum Beifalle hin; ringsum sitzen und stehen arbeitende, bewundernde und kunstrichtende Künstler oder Kunstverständige, und über Alles legt sich der unbeschreibliche Reiz, den die spanische Frauenwelt verbreitet, sie mag erscheinen, wo sie will. Zuweilen werden kleine Schauspiele auf einem kleinen Gesellschaftstheater aufgeführt und gewiß sind dies die besten, die man in Madrid zu sehen bekommen kann. Es vereinigen sich im Lyceum alle Künste, die das Leben veredeln, Malerei, Sculptur, Kupferstecherei, Musik, Architektur, Deklamation, Alles zielt darauf hin, die Lust dazu in der Nation zu erwecken, und den wahren Weg zum Schönen zu zeigen. Alle Leistungen der Künstler müssen original sein, Tonwerke, Verse, Schaustücke, Statuetten, Zeichnungen werden den Gerichtshöfen unterworfen, streng geprüft und gewiß nicht gut geheißen, wenn sie es nicht sind. Es ist außerordentlich, welchen Einfluß die Gesellschaft auf die Kunstbildung der Nation übt, da die größten Männer in jedem Fache an ihrer Spitze stehen. Auch hier, wie in so Vielem, zeichnet sich der berühmte Dichter und Staatsmann, **Martinez de la Rosa**, durch seinen unermüdlichen Feuereifer für die gute Sache aus.



Digitized by Google

Die Eidechsen.



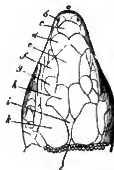
(Bild 1.)

Wenn man an einem schönen Sommertage in der Nähe eines Gebüsches lustwandelt, hört man plötzlich ein leichtes Rascheln unter den dürren Blättern, man fährt zusammen und fürchtet den gefährlichen Biß einer Viper. Aber das kleine Thier, das diesen Schreck verursacht, ist eben so unschuldig, als lebhaft und glänzend. Es ist eine Eidechse, die zwar, eben so wie die Schlangen, eine gabelförmige Zunge hat, aber nicht damit stechen kann. Ihre kleinen ausgezackten Zähne sind nicht einmal zum Beißen geeignet, da sie nicht durch die äußere Haut dringen; dennoch ist es nicht räthlich, besonders den größern Arten den Finger in den Mund zu stecken, da sie sich mit den Zähnen so fest saugen, daß man sie schwer abstreifen kann und die Empfindung hat, als wenn man von einer Schraube gepreßt würde.

Die Eidechse oder Saurier bilden die zweite Ordnung in der Klasse der Reptilien oder Amphibien und unterscheiden sich theils durch feste, anatomische Kennzeichen, theils schon durch das äußere Ansehen, von Schildkröten, Schlangen und Fröschen. Mit Ausnahme weniger Gattungen von schlangenartiger Gestalt haben alle äußerlich hervortretende Füße, die, meist vier, sehr selten nur zwei an der Zahl

bald mehr zum Laufen, beim Chamäleon sogar zum Klettern, bald zum Schwimmen eingerichtet, und deren Zehen stets mit Klauen bewaffnet sind. Die untern Kinnladen-Hälften sind fest verwachsen, ihre Augen haben Augenlieder, das Trommelfell des Ohres ist von Außen sichtbar und außer den Kieferzähnen haben viele noch Gaumenzähne, aber nie Giftzähne; auch haben sie ein Zwerchfell und ein Brustbein, was bei den fußlosen Schlangen nicht vorkommt. Ihr fast immer etwas langgestreckter Körper ist mit knochigen Panzern oder mit sehr mannigfach gebildeten Schuppen und Schildern, bei einigen mit einer schuppenlosen und geringelten Haut bedeckt. Diese Schuppen bilden nach Cuvier das Haupt-Unterscheidungsmerkmal der verschiedenen Gattungen, da sie sich nach Farbe, Gestalt und Größe schwer unterscheiden lassen, und haben von diesem großen Naturforscher barbarische französisch-griechisch-lateinische Namen erhalten, die wir so gut als möglich im Deutschen wiederzugeben versuchen.

E i d e c h s e n k o p f.



(Bild 2.)

Namen der Schilder.

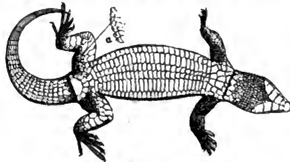
a. Schnabelschild
b. Nasen-Schnabel-S.
c. Zwischen-Nasen-Schnabel-S.
d. Stirn-Nasen-Schnabelschild.
e. Stirn-S.
f. Vorderes Augenlieder-S.
g. Hinteres Augenlieder-S.
h. Stirn-Vorderkopf-S.
i. Zwischen-Vorderkopf-S.
k. Vorderkopf-S.
l. Hinterkopf-S.

Die Färbung ist oft sehr lebhaft und bei einigen, den Chamäleonen, einem merkwürdigen Wechsel unterworfen. Die Körpergröße ist sehr verschieden, indem einige ausländische Arten kaum zwei Zoll in der Länge messen, Krokodile aber bis 24 Fuß lang gefunden worden sind. Mit sehr wenigen Ausnahmen ernähren sie sich nur aus dem Thierreiche; während die kleineren Arten sich mit Insekten begnügen, sind die großen furchtbare Raubthiere. Sie legen Eier, entwickeln aber bei dem Fortpflanzungsgeschäft weder Kunsttrieb noch besondere Fürsorge für die Nachkommen. Eine einzige Gattung, die **lacerta vivipara**, wirft lebendige Junge.*) In unserem Klima verfallen sie in Winterschlaf, in den Aequatorialländern hingegen, wie z. B. die Krokodile, gerade entgegengesetzt in Sommerschlaf.

Die Eidechsen haben ein sehr scharfes Gehör und Gesicht; desto stumpfer sind ihr Gefühl, ihr Geschmack- und ihr Tastsinn. Die Schuppen haben eine fettige Basis, und werden daher von Säuren nicht angegriffen. Eine grüne Eidechse wurde anderthalb Stunden lang in einem Glase mit Salpetersäure gelassen, und lief, als man sie herauszog, so munter umher, als wäre nichts vorgefallen. Sie bewohnen gewöhnlich alte Baumstämme, Löcher, die sie in die Erde graben, Felsritzen und Mauerspalten, und zwar immer auf der Mittagsseite. Obgleich sie nicht sehr gelehrig sind, befreunden sie sich in der Gefangenschaft doch bald mit dem Menschen und fressen aus der Hand. Die Alten glaubten, daß sie einen schlafenden Menschen aufweckten, wenn ihm eine Schlange nahe. Die Veranlassung dieser Fabel war wohl, daß die Eidechsen vor den Schlangen fliehen, und daß das Geräusch, das sie dabei machen, einen Schlafenden zu wecken im Stande ist. Ihr Schwanz ist sehr gebrechlich und das abgebrochene Stück bewegt sich noch sehr lange, doch wächst er ihnen bald wieder nach und manchmal zwei oder gar drei. Die Alten behaupteten, daß die Eidechsen Gefühl für Musik hätten; ein neuerer Naturforscher bestätiget dieses. „Ich bewohnte," erzählt er, „in meiner Jugend eine Hütte, deren Fenster auf einen, der Sonnenseite zugewendeten Felsen gingen. Sobald ich die Flöte zu spielen anfing, kam eine große grüne Eidechse mit halbem Leibe aus ihrem Felsenloche hervor, und schien mir mit vieler Aufmerksamkeit zuzuhören, hörte ich auf, so schlüpfte sie in ihr Loch zurück, fing ich wieder an, so kam sie von Neuem zum Vorschein, und ich konnte sie hervorlocken, so oft ich wollte. War es Neugier? oder wirkliches Gefühl für die Musik? ich weiß es nicht. Eines Tages kam ich auf den Gedanken, einen langen Eisendrath zu nehmen, an dem einen Ende eine Fliege zu befestigen, mich langsam der musikalischen Eidechse zu nähern, und ihr ihren Raub hinzustrecken. Sie zögerte einige Augenblicke, und ergriff dann die Fliege, hierauf eine zweite, dritte u. s. w. Des andern Tages verkürzte ich den Drath um 3 — 4 Zoll, den Tag darauf gleichfalls und so immerfort, bis sie nach acht Tagen die Fliege aus meinen Händen nahm. Sobald ich pfiff, kam sie aus ihrem Loche und nahm ihre Beute in Empfang. Bisher war ich zu ihr gekommen, nun aber machte ich einen andern Versuch. Ich hielt die Fliege 6 Zoll von ihrem Loche und sie war gezwungen, ihren Schlupfwinkel zu verlassen, und sich ihre Nahrung selbst zu holen. Jeden Tag vergrößerte ich die Entfernung, bis sie nach vierzehn Tagen mir durch den ganzen Garten nachlaufen mußte, ehe sie ihre Fliege erhielt. Blieb ich dann stehen, so kletterte sie mir auf die Schulter, ließ sich an meinem Arm herab und fraß mir aus der Hand. Als sie im nächsten Frühling aus ihrem Winterschlafe erwachte, hatte sie von ihrer Vertraulichkeit und Zuthulichkeit nichts verloren. Aber im Sommer mußte ich auf drei Wochen verreisen, und als ich zurückkam, fand ich sie nicht mehr."

Man kennt im Ganzen nur 16 Arten von Eidechsen, wovon acht auf Deutschland kommen. Die unterste auf unserer Abbildung ist die g r ü n e Eidechse, die sich hin und wieder im südlichen Deutsch-

Grüne Eidechse von der Bauchseite. a Eierstöcke.



(Bild 3.)

land findet. Sie ist 10 bis 12 Zoll lang, schön grün, mit schwarzen Punkten und gelber Bauchseite; ihr Schwanz ist zweimal so lang als der Körper. Hat man mehrere bei einander, so gewähren sie in der Gefangenschaft viel Vergnügen, indem sie einander die Nahrung von dem Maule wegschnappen; die auf unserer Tafel vertikal abgebildete ist die B a u m e i d e c h s e, **lacerta stirpium**, die gewöhnlich halb so groß ist, als die vorhergehende. Ihr Bauch ist weiß mit schwarzen Punkten. Das Männchen hat einen dunkelbraunen oder ziegelrothen Rücken mit schwarzen Flecken und weißen Strichen, das Weibchen hat einen hellbraunen oder gelben Rücken mit schwärzlichen Flecken. Die oberste auf unserer Tafel ist die M a u e r e i d e c h s e, sie ist nicht größer als die gemeine und findet sich häufig im südlichen Deutschland an steinigten Orten. Sie hat ein, von dicht anliegenden Schuppen gebildetes Halsband, Gaumenzähne wie die andern und einen spitzen Kopf mit geschuppten Schläfen. Ihre Oberseite ist braun, grün oder

*) Die Erd-Salamander, ein den Eidechsen sehr ähnliches Geschlecht, legen in der Normandie im Frühling Eier und werfen im Herbst lebendige Junge.

Digitized by Google

grau, zuweilen mit einer Reihe schwarzer Punkte auf dem Rücken und schwarzen, netzartigen, weißgesäumten Zeichnungen an den Seiten. Sie bringt manchmal lebendige Junge zur Welt.

Die mittelste auf der Abbildung ist die lebendig-gebärende Eidechse, **lacerta vivipara**, die noch viel kleiner ist, als die Mauereidechse. Ihr Rücken ist braun, olivgrün oder röthlich, auf jeder Seite hat sie ein weißgesäumtes schwarzes Band, und in der Mitte einen schwarzen Streif. Der Bauch ist orangegelb mit schwarzen Flecken. Der Rücken des Weibchens ist rothbraun ohne Striche und mit sehr schwachen Flecken.



Die neue Uniformirung der preußischen Armee.



Es ist bekannt, daß der König von Preußen eine Vorliebe für das Mittelalter hat. Diese Neigung, die sich schon früher in der Aufmunterung der Künste und der Wiederherstellung alter Denkmäler äußerte, hat sich in neuester Zeit in der Einführung einer halbmittelalterlichen Tracht bei der gesammten preußischen Armee bethätigt. Die moderne Uniform ist abgeschafft, und zwar sowohl bei der Linien-Infanterie und Kavallerie, als bei den Landwehrregimentern. Die Uhlanen und Husaren allein haben ihre frühere Tracht beibehalten, damit dadurch ihr ausländischer Ursprung bezeichnet werde.

Eine blaue Tunik für die Infanterie, eine hellblaue für die Dragoner, eine weiße für die Leibgarde und die Kürassiere ersetzt den frühern Rock. Sie erinnert durch ihren Schnitt an den Waffenrock des Mittelalters, ist sehr kurz und reicht nicht weit über die Hüfte herab.

Der Tschako hat bei allen Waffengattungen einem Helm von sehr sonderbarer Gestalt Platz gemacht. Man glaubt eine Pickelhaube aus dem vierzehnten Jahrhundert vor sich zu sehen; vorn hat er einen Schirm, der einem aufgezogenen viereckigen Visier gleicht, hinten deckt eine Art Halsberge den Nacken, und oben endigt er sich in einer kupfernen Spitze. Dieser ist bei der Infanterie von gesottenem und gummirtem Leder, bei der Kavallerie von polirtem Stahl; die Leibgarden haben überdieß neben der kupfernen Spitze einen vergoldeten Adler.

Ob diese Neuerung schön sei, die Beurtheilung darüber bleibt billig dem Geschmacke eines jeden Einzelnen überlassen. Was jedoch Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit anbetrifft, läßt sie wenig zu wünschen übrig. Auf jeden Fall hat der preußische Soldat itzt mehr Beweglichkeit und Gelenkigkeit, als früher, da er von einer ungeheuern Kravatte halb erdrosselt, von seiner Uniform zusammengezwängt, und in enge Pantalons mit Struppen eingekerkert, immerwährende Anstrengungen zu machen schien, um den hohen, steifen Federbusch auf dem Tschako im Gleichgewicht zu erhalten.



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

Nordamerika. Wie das Athenäum berichtet, soll eine Hängebrücke über den Niagara gebaut werden und sich 800 Fuß über das Wasser erheben.

China. Das Chinese Repository gibt eine Nachricht, die man kaum glauben sollte, wenn nicht die Berichte über die Dichtigkeit der Bevölkerung im Innern des Reiches jetzt so sehr beglaubigt wären. Nach diesem zu Canton von amerikanischen Missionären herausgegebenen Journal herrscht in den 2 Abtheilungen der Provinz Fokin-Schang-Scha und Thun-Tschao ein Bürgerkrieg oder vielmehr eine Rauferei unter den benachbarten Ländern, in welcher schon 21,525 Häuser geplündert und verbrannt und 130,638 Personen getödtet oder verwundet worden seien. Solche Vorfälle scheinen häufig im Innern des Landes Statt zu finden, ohne daß die Regierung die Gewalt hat, solche zu hindern, vielleicht ohne daß sich die Regierung sonderlich darum kümmert; denn sobald ein solcher Aufstand keinen politischen Charakter hat, kümmern sich die chinesischen Behörden sehr wenig um die Unfälle, welche für die Bevölkerung daraus hervorgehen können. So ließen kürzlich die Mandarinen von Canton zwei Dörfer mit einander Krieg führen, weil

Digitized by Google

es sich um gewisse Spielverluste handelte. — Das Land, sagen sie, ist zu bevölkert, es ist kein Unglück, wenn die Unruhigen den ruhigen Leuten Platz machen.

Java. Vor 10 bis 12 Jahren hatten Bettler und Krüppel in Solo auf der Insel Java so überhand genommen, daß der Kaiser sich derselben zu entledigen wünschte; denn obgleich er selbst 160 Zwerge unterhält, so mochte er doch zu einer Vermehrung dieser Leibwache nicht geneigt sein. Kurz, der erste Minister ließ alle jene Unglücklichen auf dem sehr angeschwollenen Soloflusse einschiffen. Auf ein gegebenes Zeichen wurden angebrachte Boden geöffnet und Alle mußten jämmerlich ertrinken. In ähnlicher Weise räumte man auch vor etwa 2 Jahren das Gefängniß von Solo. Man öffnete die Thüre und schoß, unter dem Vorwande eines Fluchtversuches, alle Gefangenen nieder.

Suez. Der Durchstich der Landenge von Suez ist bereits beschlossen; England, Frankreich und Oesterreich unternehmen ihn auf eigene Kosten und erheben sodann Tonnengeld von allen durchfahrenden Schiffen.

Polen. In der Nähe der Stadt Tureck im Königreiche Polen hat vor einigen Tagen ein polnisches Weib im Zustande der Trunkenheit, ihre beiden Kinder — die Feder sträubt sich es niederzuschreiben — lebendig begraben! Die Kinder waren zufällig Mitwisser eines von dieser Hyäne begangenen Diebstahls. Dies meldet die Breslauer Zeitung.

In Athen wird die Anzeige der Herausgabe einer alten, griechischen Handschrift verbreitet aus dem 6. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, die außer einer Abhandlung über byzantinische Malerei nichts Geringeres enthalten soll, als die Erfindung des Daguerreotypirens und Andeutungen der Schießbaumwolle! Im Manuscripte wird die Kunst Lichtbilder zu machen, Helictipia genannt.

England. In dem heftigen Sturme, der in der Nacht vom 27. auf den 28. April im Nordkanal wehete, scheiterte das, von Londonderry nach Quebec bestimmte Auswanderungsschiff Exmouth mit 168 Menschen an einem Felsen unweit der Hebridengruppen. Nur 3 Matrosen wurden gerettet. 165 Menschen, darunter der Capitain, kamen um.

Paris. Vor einem der Zuchtpolizeigerichte zu Paris kam letzthin ein Prozeß vor, der Zeugniß gab, daß Eugen Sue in seinen Geheimnissen noch nicht alle Schattenseiten des Pariser Lebens erschöpft hat. Eine junge Frau von 18 Jahren stand nämlich wegen Ehebruchs, nachdem sie erst 6 Wochen verheiratet gewesen, vor Gericht. Mit dem unwiderstehlichen Accente der Wahrheit, mit bittern Thränen der Reue erzählte sie den Richtern ihre Geschichte: Sehr jung hatte sie ihren Vater verloren und ihre Mutter hatte wieder geheiratet. Schon von ihrem 14. Jahre verfolgte sie ihr neuer Stiefvater mit unlautern Anträgen, die sie stets zurückwies. Endlich fand sich eine anständige Partbie, und sie heiratete; der Stiefvater, der Alles gethan hatte um diese Heirat zu verhindern, entwarf nun einen teuflischen Racheplan. Er schien seine Absichten auf seine Stieftochter ganz aufgegeben zu haben, überhäufte sie mit Freundschaft und Aufmerksamkeiten und brachte sie gleichsam zufällig mit einem jungen einnehmenden Manne von 25 Jahren in Gesellschaft. Genug, die teuflische List dieses raffinirten Menschen, die Rathschläge, die er seiner Stieftochter gab, den Unfrieden, den er zwischen ihr und ihrem Manne stiftete, von der andern Seite die Schwüre, Bitten, Verführungskünste des jungen Mannes, Zeit, Gelegenheit, Unerfahrenheit — Alles wirkte zusammen und 6 Wochen nach der Hochzeit war sie Ehebrecherin und wurde von ihrem Manne, den der Stiefvater anonym von Allem in Kenntniß gesetzt hatte, dabei überrascht. — Die Zeugen bestätigten die Wahrheit ihrer Worte, und der Präsident wendete sich deshalb an den Ehemann, ihn auffordernd, in Berücksichtigung dieser Umstände von seiner Klage abzustehen, und die arme Verirrte nicht durch ein Urtheil lebenslänglich zu brandmarken. Tief gerührt willigte der Mann ein, und die Frau, deren Freilassung der Präsident sogleich befahl, stürzte weinend in seine Arme und schwor vor dem Gerichte und allen Zuhörern ihren Fehler tausendfach wieder gut zu machen durch treue Liebe und musterhaftes Betragen.

— Das Pariser Münzamt trifft Anstalten, um im Laufe des Jahres 1848 für 10 Millionen Gold- und für 70 Millionen Silbermünzen zu prägen.

Rom. Die D. A. Z. erzählt in einem Briefe aus Rom: Zu Ende des vorigen Monats ward unter den in den Straßen sich umhertreibenden Müßigen auch ein gebückt am Stabe schleichender Alter aufgegriffen, um aus der Hauptstadt in seine Heimat geschafft zu werden. Man brachte ihn auf die Polizei, wo er gewaltig gegen seine Fortschaffung aus Rom protestirte und folgende Erklärung angab: Ich heiße Domenico di Ubaldo Guidi, bin gebürtig aus Mondolfo und traf hier vor einigen Tagen aus Fano ein, um den Papst zu sprechen. Ich stand in meiner Jugend bei einer adeligen Familie in dienstlichen Verhältnissen. In Dienstgeschäften entfernte ich mich einst nach einem tiefen, an den Ufern sumpfigen Graben zu, wohin mir ein Söhnchen meines Herrn, mit Namen Giovani, nachgesprungen kam. Der Knabe sah mit vielem Vergnügen die Fischchen auf dem Grunde, fing an mit der Hand im Wasser zu spielen, glitt aus und wurde von den Wellen des Wassers bedeckt, während ich fern war. Ich erblickte den Knaben nicht mehr, eilte voll Angst dahin, wo ich ihn verlassen und er nun dem Ertrinken nahe war. Ich zog den Knaben an's Land und rettete ihm so das Leben. Dieser Giovani ist heute durch wunderbare Fügung der Vorsehung Papst Pius IX., den zu sehen und zu sprechen ich aus so weiter Ferne zu Fuß nach Rom kam, ob er mir vielleicht am Ende meines Lebens jene That vergelten wollte. — Die Polizei berichtete diese Aussage sogleich an den Papst, welcher sich des Vorfalls aus seiner Jugend noch sehr wohl erinnerte, den Alten zu sich nach dem Quirinal beschied und ihn reichlich beschenkte. Er sandte ihn darauf mit einem Handschreiben an seine Verwandten nach Sinigaglia, denen Mittel überwiesen wurden, ihn und seine Tochter bis an sein Lebensende zu verpflegen.

Copenhagen. In Copenhagen hat in Folge des hohen Preises des Rindfleisches der Genuß des Pferdefleisches so zugenommen, daß während der letzten beiden Monate in den beiden Pferdeschlächtereien in der Vorstadt Christianhaven 60 Pferde geschlachtet wurden, welche 24,000 Pfd. Fleisch lieferten.

Belgien. In Antwerpen befanden sich am 2. Mai 5000 deutsche Auswanderer, die alle auf Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Amerika warteten.

— Lüttich. Die Königin der Belgier wäre am 11. Mai auf der Eisenbahn, in der Nähe der Station von Ans, beinahe das Opfer eines großen Unglücks geworden. Ihre Majestät hatte den König auf seiner Reise nach Wiesbaden bis Verviers begleitet und kehrte nach Brüssel zurück, als der Zug, worin sie sich befand, auf den Zug stieß, welcher um 11 Uhr Morgens von Brüssel abgefahren war, und zwar an einer Stelle, wo zwei Spuren sich kreuzen, und wo sich ein Excenterique befindet. Der von Brüssel kommende Zug hat den Tender und mehrere Wagen des königlichen Convois zerschmettert. Glücklicher Weise befand sich Ihre Majestät in einem der letzten Wagen und wurde durch diesen Umstand gerettet. Zwei Bediente und der General Chazal sind bedeutend verletzt worden.

Deutschland. Auswanderer. Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung in der Allgemeinen Zeitung sind seit dem Jahre 1836, also in 11 Jahren, 418,252 Deutsche nach Amerika ausgewandert.

Preußen. Berlin. Am 29. April wurde das von Herrn Kreuzberg veranstaltete Thiergefecht in Tivoli gehalten. Es schien auf einen Geschmack berechnet zu sein, wie er sich, — Gott sei Dank — selbst in den ungebildetesten Volksklassen unseres Landes nicht vorfindet. Es kämpften zwei angekettete Wölfe, jeder mit einer Schaar von Hunden, zwei kleine ebenfalls angekettete Affen unter sich und dann mit großen Hunden, dann noch ein Affenkampf, dann ein mit seinem Führer gutwillig manövrirender Bär und nun das eigentliche Spectakelstück. Ein Esel wurde auf den Kampfplatz gebracht, man wußte nicht zu welchem Zwecke; er ging ruhig umher, als plötzlich eine ganze Meute von Hunden auf ihn los gelassen wurde. Das Thier machte einige vergebliche Versuche sich mit den Hinterfüßen zu vertheidigen, suchte in Angst einen Ausweg, von dem es Menschen zurückstießen. Es wurde nun von den Hunden an Kopf, Nase und Ohren gepackt, und in Todesnoth niedergerissen. Bei diesem jammervollen Anblicke stürzte Alles, im Innersten empört, hinab, nach dem Kampfplatz; man konnte die verbissenen Hunde nur mit Mühe von dem unglücklichen Thiere losmachen, dem, wie es mühselig sich erhob, Ströme Blutes aus den Waden und den Weichen rannen. — Wir enthalten uns nach dieser wahrheitsgemäßen Schilderung jeder Bemerkung, jeder Leser wird sich selbst das Richtige dabei denken.

— Cöln. Ein Cölner Bürger hat begonnen, eine Brutanstalt in großartigem Sinne auf einer der Rheininseln anzulegen, von welcher aus er die angrenzenden Lande binnen Kurzem mit Federvieh aller Art zu versorgen gedenkt. Es ist diese eine der ersten derartigen Anstalten in Europa, dem Asien längst in diesem Zweige vorangegangen ist.

Baiern. Vor Kurzem grub der Todtengräber in der Stadt Friedberg bei Augsburg ein schon älteres Grab auf. Der Grund war feucht, Särge und Leichnam in den 12 Jahren, wie sie hier d'rin lagen, waren verfault; er schaufelt die Gebeine zur Seite. — Vater, schreit sein kleines Kind, siehe mal, der Todtenkopf rollt von selbst weiter! — Der Todtengräber nimmt den Schädel in die Hand; eine große Kröte kriecht heraus. Das war also die Ursache, spricht er, und will den Kopf schon fortwerfen; da sieht er, daß oben durch die Decke des Schädels ein Nagel getrieben ist. Er erschrickt, denn er weiß, daß er hier einen alten Biergenossen, einen Schmied, der plötzlich starb, vor Jahren selbst eingescharrt hat. Die Sache wird sogleich den Gerichten angezeigt, und als man die Witwe des Schmiedes, die schon seit 10 Jahren mit ihrem ehemaligen Gesellen verheiratet ist, einzieht, gesteht sie alsobald, der Geselle habe auf ihre Veranlassung Nachts ihrem Mann einen glühenden Nagel in den Kopf getrieben, welcher durch das dichte Haar so bedeckt war, daß die Todtenbeschauer ihn nicht bemerkten. Natürlich wurde die Frau so wie der Geselle alsogleich den Gerichten übergeben.

Oesterreich. Mailand. Am 2. Mai um ¾ auf 7 Uhr Abend trat der Luftschiffer Carl Rossi von dem Hofraume des Dianobades in Mailand eine Ascession an, welche durch die sie begleitenden Umstände zu den merkwürdigsten Flügen dieser Art gehört. In der Absicht zu einer, von seinen Kunstgenossen noch nicht erreichten Höhe zu gelangen, hatte er seinen mit Gasluft nur etwas über die Hälfte gefüllten Aerostaten schnell vom Ballaste befreiet, so daß er trotz des windstillen und wolkenlosen Himmels den Augen der Zuschauer sehr bald entschwand. Der Flug, war so schnell,

Digitized by Google

daß der Ballon mitten in der ihn umgebenden dünnen Atmosphäre, von dem Gasinhalte ganz ausgedehnt wurde und er nach einigen Minuten an seinem Barometer erkannte, daß er sich bereits 11,000 Fuß über dem Meeresspiegel befand. Als er nun die untere Klappe öffnen wollte, um das gar zu rasche Steigen in etwas zu mildern, vernahm er plötzlich ein fürchterliches Getöse und gewahrte zu seinem Schrecken, daß sein Ballon zerstört sei, und die untere Hälfte desselben sich von der Obern ablöse. Nur ein kaltblütiger Entschluß konnte den Luftschiffer retten, und dieser faßte ihn auch sogleich. In der Absicht, die unversehrt gebliebene obere Hälfte des Ballons zu einem Fallschirme zu benützen, fing er an die herabhängenden Theile der untern Hemisphäre auszureißen, und er gewahrte auch bald, von Freude durchdrungen, wie seine Fallvorrichtung gleich einem in den Lüften majestätisch kreisenden Adler sich nur stufenweise senkte. Endlich, etwa eine Stunde nach seiner Aufsteigung fiel er auf einer Wiese bei Roscenzago fünf Meilen von Mailand nieder, wo ihm sofort von der Ortsobrigkeit ein Wagen zur Verfügung gestellt wurde, mit welchem er noch denselben Abend in Mailand eintraf.

— Pesth. Die Pfeiler der Donau-Kettenbrücke zwischen Ofen und Pesth, sind bereits so weit in die Höhe gediehen, daß man beabsichtigt, im nächsten Winter, durch darauf gelegte Balken und Bretter für Fußgänger eine Communication zwischen Ofen und Pesth zu eröffnen.

— Erdbeben in Klagenfurt. In der Nacht vom 26. auf den 27. April nach Mitternacht wurde zu Klagenfurt eine Erschütterung verspürt, welche von einem ziemlich starken Getöse, dem Rollen des Donners ähnlich, begleitet war.

— Ein Monument für Erzherzog Karl. Nach dem Allerhöchsten Handschreiben Sr. Majestät des Kaisers an den Hofkriegspräsidenten, welches in der Wiener Zeitung abgedruckt war, sind Höchstdieselben gesonnen, dem seligen Erzherzoge ein Monument setzen zu lassen, welches geeignet sein wird, dessen Heldenruhm auch noch der Nachwelt aufzubewahren.

— Prag. Seine k. k. Majestät haben geruhet, mittelst Allerhöchster Entschließung vom 5. Mai, den böhmischen zweiten Gubernialpräsidenten, Robert Altgrafen zu Salm-Reiferscheid, zum Gouverneur im Küstenlande zu ernennen.

— Am 20. Mai l. J. verlor Prag einen seiner liebenswürdigsten Gelehrten, den k. k. Bibliothekar Anton Spirk durch den Tod im 59. Jahre seines Alters. Für die Vielseitigkeit seiner Bildung sprechen die verschiedenen Stellen, die er in schneller Aufeinanderfolge verwaltete. Er war nämlich Doktor der Philosophie, emeritirter Professor der italienischen Sprache, emeritirter supplirender Professor der Philosophie, emeritirter Dekan der philosophischen Fakultät, k. Bibliothekar, und ordentliches Mitglied der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. Das Studium der italienischen Sprache hob er auf eine bis dahin nie gekannte Höhe. Auch war er als Lehrer, wie als Mensch, sanft und duldsam. Während seiner Wirksamkeit als Bibliothekar seit dem Jahre 1829, vermehrte er die k. Bibliothek um mehr als 20,000 Bände. Wir werden in unserm nächsten Hefte seine Biographie liefern.

Kleine Erzählungen.

Eine Abendunterhaltung bei Napoleon. An den Tagen, wo weder Jagd noch Concert oder Theater zu Rambouillet stattfand, arbeitete Napoleon mit seinen Ministern, und pflegte den Abend gewöhnlich Karten oder Schach zu spielen, welche letztere Unterhaltung er jedoch allen andern vorzog. In einem großen Saal befanden sich rechts und links acht Spieltische mit Wachslichtern besetzt und außerdem noch einer in der Mitte, für den Kaiser bestimmt, im Fall er spielen wollte.

Eines Abends setzte er sich an's Schachspiel und sagte zu Duroc:

„Verstehen Sie dies Spiel?“

„Nein, Sire.“

„So sehen Sie zu, ob von den anwesenden Herren einer mit mir spielen will.“

Der Kaiser wandte sich gegen einen General, mit dem er schon vorher gesprochen hatte und setzte das Gespräch weiter fort. Indessen suchte der Oberhofmarschall einen Schachspieler, aber unter allen Personen hatte keiner den geringsten Begriff von diesem so schwierigen Spiele. Der Kaiser fragte Duroc:

„Ist der Maire von Rambouillet hier?“

„Ja, Sire.“

„So ersuchen Sie ihn, zu mir zu kommen.“

Duroc holte den Maire, und Napoleon sagte zu diesem:

„Haben Sie keinen Schachspieler in der Stadt?“

„Ja, Sire, der Pfarrer; aber ich weiß nicht, ob er es gut genug spielt, um Eure Majestät befriedigen zu können.“

„Das ist gleichviel. Ist er ein braver Mann und tolerant?“

„Sire, er ist ein würdiger Mann und geliebt und geachtet von der ganzen Gemeinde.“

„Ich will seine Bekanntschaft machen,“ sagte Napoleon, und auf seinen Befehl entfernte sich der Oberhofmarschall, um den Pfarrer zu holen. Eine Viertelstunde später sah man einen sanften, ehrwürdigen Greis mit schneeweißen Haaren und heiterer Miene in den Saal treten, es war der Pfarrer von Rambouillet. Nachdem er dem Kaiser vorgestellt worden war, sagte dieser zu ihm:

„Herr Pfarrer, ich habe vernommen, daß Sie ein guter Schachspieler sind, und ich möchte mich wohl einmal von Ihrer Geschicklichkeit überzeugen. Setzen Sie sich hierher und schonen Sie mich nicht, wenn ich Fehler mache.“

„Sire,“ antwortete der Pfarrer, „früher spielte ich so ziemlich; aber jetzt bin ich außer Uebung, und wenn man eine Kunst nicht übt, so wird man bald ungeschickt darin.“

„O! dieses Spiel ist keine Kunst, Herr Pfarrer, es ist eine wahre Wissenschaft, und obgleich Sie vorgeben, außer Uebung zu sein, so scheinen Sie mir doch, Ihre früheren Erfolge im Schachspiel nicht gänzlich vergessen zu haben. Sehen wir, wer Sieger bleiben wird.“

Der Pfarrer setzte sich dem Kaiser gegenüber. Napoleon nahm ein Zwanzigfrankenstück aus der Tasche, legte es auf den Tisch und sagte:

„Man muß um Etwas spielen, um das Interesse zu erhöhen; wir wollen sechs Partien jede für 20 Franken spielen.“

Der Pfarrer zog aus seiner Rocktasche einen ziemlich leeren Geldbeutel; als er aber das Goldstück des Kaisers sah, machte er große Augen und sagte:

„Aber, Sire, es scheint mir doch ein bischen viel Geld zu sein, um es zu verspielen;“ denn der Pfarrer war weder ein Spieler, noch reich.

Napoleon erwiederte ihm: „Ich weiß, Herr Pfarrer, Ihr Geld gehört Ihren armen Pfarrkindern, und ich will nicht, daß Sie den geringsten Theil davon auf's Spiel setzen. Spielen Sie mit Duroc's Geld, er mag Ihnen welches leihen, und Sie leihen ihm Ihr Talent dagegen und theilen dann den Gewinn.“

„Aber, Sire,“ antwortete der Pfarrer, „ich weiß nicht, ob der Herr Oberhofmarschall auch eine so günstige Meinung von meinem Talente hat, als Ew. Majestät; er, der Ihr Kriegsgefährte ist, kann besser als sonst Jemand wissen, daß Ihre Gegner nie triumphiren.“

Dieses natürliche und schlichte Lob schmeichelte Napoleon mehr, als alle Reden von Fontanes.

„Herr Pfarrer,“ antwortete er, „ich und Duroc sind jetzt Ihre Pfarrkinder. Verziehen Sie weder den Einen noch den Andern.“

Das Spiel begann. Es war ein interessanter Anblick, den großen Feldherrn, dessen Ruhm damals durch Nichts verdunkelt werden zu können schien, einem alten armen Priester gegenüber zu sehen. Der, welcher mit einem Degenwink eine halbe Million Menschen von einem Ende Europa's zum andern sandte, überlegte es wohl, ehe er einen Zug auf diesem unschuldigen Schlachtfeld wagte, um wo möglich Sieger über seinen Gegner zu bleiben, der ein ehrwürdiger Greis war.

Napoleon wurde indessen von dem Pfarrer in fünf Partien hinter einander mit so viel Geschicklichkeit geschlagen, daß er endlich aufstand, und mit lächelnder Miene zu seinem Gegner sagte:

„Herr Pfarrer, Sie haben mir eine Lehre gegeben, von der ich profitiren werde. Ich habe heute Abend mehr gelernt, als in den zwanzig Jahren, seitdem ich dieses Spiel spiele. Sie haben mich ohne Gnade geschlagen.“

„Eure Majestät ist überall unbesiegbar, und das ist wohl das Geringste, daß Sie im Schachspiel überwunden werden sind. Uebrigens rührt Ihre Niederlage hauptsächlich von der Schnelligkeit her, mit der Eure Majestät spielen; diese Eile mag bisweilen von Erfolg sein, aber man ist nicht immer glücklich damit, besonders wenn man einen langsamen, geduldigen und erfahrenen Gegner vor sich hat.“

Der gute Mann gab hiemit Napoleon, ohne es zu ahnen, noch eine zweite Lection, und die hohen Personen, welche den Spieltisch umstanden, schwiegen erstaunt und bestürzt. Der Priester nahm die fünf Goldstücke, die der Kaiser verloren hatte und sagte leise zu Duroc:

„Mein Herr, von dieser Summe gehören Ihnen 50 Franks.“

„Herr Pfarrer,“ antwortete der Oberhofmarschall, „behalten Sie das Geld und vertheilen Sie es unter die Armen Ihres Sprengels.“

Als sich nun der Greis in großer Rührung entfernen wollte, sagte Napoleon zu ihm:

„Lieber Mann, Sie haben mir heute einen angenehmen Abend verschafft; ich danke Ihnen herzlich dafür. Und nun, da Sie mich zu finden wissen, sind Sie mir, wenn auch nicht gerade einen Besuch, wohl aber Revanche schuldig, und ich hoffe sie das nächste Mal von Ihnen zu nehmen.“

Nachdem hierauf der Pfarrer nochmals seinen Dank ausgesprochen hatte, empfahl er sich und verließ froh den Speisesaal, sowohl erfreut über die gnädige Herablassung des Kaisers, als auch über die 50 Franken für seine Armen.

Indessen sollten der Kaiser und der alte Priester sich nicht wieder sehen. Der Pfarrer starb im Jahre 1813 und das Kaiserreich war seinem Sturze nahe.

Ein Künstlerleben. Die Pariser schwärmen jetzt für einen Harfenspieler fast so fanatisch, wie die Berliner vor einigen Jahren für Liszt, und selbst ruhige, ernste Kritiker erklären den Virtuosen, Felix Godefroid, für den ersten seines Faches; er soll für die Harfe sein, was Paganini für die Geige war, was Thalberg für das Pianoforte und Servais für das Violoncell ist. Auch hat er sein Instrument vielfach verbessert, namentlich viel stärkere Saiten auf dasselbe gezogen, wodurch der Klang seiner Harfe um das Vierfache verstärkt worden ist.

Das Leben dieses Künstlers war bewegter und abenteuerlicher, als das

Digitized by Google

eines Romanhelden von Dumas. Sein Vater, ein ehelicher Kaufman in Namur, der Alles, bis auf die Ehre, verloren hatte, tröstete sich durch die Musik. Ohne je Unterricht gehabt zu haben, sang und componirte er und spielte fast alle Instrumente. Nach wenigen Jahren hatte er sich wieder ein ansehnliches Vermögen erworben, aber „was ich bei Tage mit der Leier verdient, geht Abends dahin in den Wind, Wind, Wind!“ Er konnte seinen Kindern nichts hinterlassen, machte sie aber wenigstens zu Musikern.

Jules, der Aeltere, der vor Kurzem gestorben ist, wurde ein bewunderter Harfenvirtuos und machte sich einen geachteten Namen als Componist. Ein Bruder von ihm wurde Tenorist und eine Schwester erste Sängerin an dem Theater zu Douai, wohin ihr der kleine Felix folgte, der mit seinem siebenten Jahre ebenfalls die Bühne betrat. Nachdem er seine Sopranstimme verloren hatte, kehrte er zu seinem Vater zurück und lernte da in wenigen Monaten das Piano, die Geige, die Harfe und den Baß spielen. Das ermunterte seinen Vater, den Knaben nach Paris zu schicken. Dort fand er ohne Schwierigkeit Aufnahme in dem Conservatorium und erfreute sich des Unterrichts der ausgezeichnetsten Harfenspieler, wie Nadermann's, Bochsa's, seines Bruders ꝛc. In seinem fünfzehnten Jahre, als er nichts mehr zu lernen hatte, mußte er die Anstalt verlassen und stand nun allein in dem großen Paris. Er besaß ein bewunderungswürdiges Talent, verhungerte aber fast, denn seine Familie, die nach allen Weltgegenden zerstreut war, konnte ihn nicht unterstützen. Er versank so allmälig in grauenhafte Armuth, in das Elend der Chatterton und Gilbert, aller der Dichter und Künstler, die zu stolz sind, um zu betteln, aber auch nicht Geschick oder Glück genug besitzen, sich empor zu arbeiten. Er wollte Lieder componiren, Noten abschreiben, in den Kirchen singen, auf öffentlichen Bällen spielen, — nichts gelang ihm. Er wendete sich an den Portier des Hauses, in welchem er wohnte, und bat denselben, ihm Schüler zuzuführen, denen er für 4 bis 5 Neugroschen die Stunde Unterricht geben wolle.

Der Portier, sonst ein ganz braver Mann, hatte eine Tochter, welche Unterricht im Pianofortespiel erhielt, aber sie hatte bereits ihren Lehrer, und weder ihr Vater noch die Tochter trauten Godefroid großes Talent zu. Sie wiesen demnach seine Dienstanerbietungen ab, doch nahm ihn der Alte, um ihn einigermaßen zu entschädigen, an seinen Tisch. Die Leute lebten in einer Art Wohlstand und der Portier beschäftigte sich in seiner freien Zeit mit Schlosserarbeit. Da Godefroid sich als Künstler nicht nützlich machen konnte, so wollte er seinen Wirth wenigstens bei der Schlosserarbeit unterstützen. Wie oft hat seine Hand, die jetzt der Harfe entzückende Töne entlockt, das Eisen auf dem Ambose geschlagen oder den Blasebalg gezogen! Die Klingeln an dem Hôtel de l'Univers in Paris hat Godefroid angemacht!

Wie sehr er sich aber auch anstrengte, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, ein tiefer Kummer nagte an seinem Herzen und untergrub seine Gesundheit. In dieser Zeit starb überdies sein Bruder, und ob er gleich recht wohl fühlte, daß er den Verstorbenen vollkommen würde ersetzen können, so wollte doch Niemand an ihn glauben. Erard, die Vorsehung der Künstler in Paris, glaubte auch an das gewöhnliche Vorurtheil, nach welchem zwei große Talente in einer Familie nicht möglich sein sollen, willigte indeß ein, den jungen Godefroid bei sich zu sehen. Leider schoben Hindernisse anderer Art diesen Besuch hinaus und gefährdeten die Zukunft des Künstlers beinahe für immer; Godefroid besaß nämlich keinen anständigen Anzug, in dem er hätte zu seinem Gönner gehen können.

Mit Gottes und seines Portiers Hilfe lieh er sich endlich einen Anzug und machte sich auf den Weg zu Erard. Man nahm ihn da auf, wie Jedermann in dem gastfreundlichen Hause aufgenommen wird, dann brachte ihm ein Diener eine Harfe und man ersuchte ihn, das Instrument zu versuchen. Was damals in der Seele Godefroids vorgegangen sein mag, können nur die begreifen, welche ihr Leben einmal auf einen Würfel gesetzt haben. Er präludirte ziemlich muthig, aber bald begannen seine Hände zu zittern, die Thränen traten ihm in die Augen und er wußte nicht mehr was er that. Die Zuhörer hörten ihm anfangs mit Interesse zu, diesem folgte aber bald Gleichgiltigkeit und dieser Zerstreuung; man fing an leise zu sprechen und kümmerte sich nicht weiter um den Spielenden, als daß man von Zeit zu Zeit nach ihm hinsah, ob er nicht bald aufhöre.

In diesem Augenblicke trat Liszt, ein Freund des Hauses, geräuschvoll wie gewöhnlich ein, begrüßte Madame Erard, reichte dem Hausherrn die Hand und sprach vom Regen und schönen Wetter, als wenn Godefroid und dessen Harfe gar nicht in der Welt wären.

Der arme Harfenspieler spielte immer weiter und wagte (so schüchtern macht das Unglück) weder aufzuhören, noch um Ruhe zu bitten.

Mit einem Male unterbrach sich Liszt mitten in einem Redesatze, horchte einige Augenblicke aufmerksam zu, sprang auf als schnellte ihn eine Feder empor und rief aus:

„Sie haben da einen wunderbaren Harfenspieler.“

Dann trat er zu Godefroid mit der raschen Vertraulichkeit, die ihm eigen ist und sagte zu ihm: „Lieber Freund, was thun Sie in Paris? Womit beschäftigen Sie sich?“ —

„Ich arbeite bei einem Schlosser,“ antwortete Godefroid ruhig.

Die Anwesenden sahen einander erstaunt an und glaubten, der arme junge Mann habe den Verstand verloren. Nur Liszt hatte ihn verstanden.

„Wollen Sie mit mir nach London gehen?“ fragte er weiter.

Godefroid wußte nicht, was er antworten soll und sah verlegen von seiner Harfe auf Liszt, von Liszt auf seine Harfe.

„Schlagen Sie ein“, sagte da Erard; „das Instrument, das Sie so trefflich zu handhaben verstehen, ist Ihr Eigenthum.“

Am andern Tage reiseten Liszt und Godefroid nach London ab. Als man dort die ersten Zettel zum Concerte anschlug, war — aus Zufall oder auf Anordnung von Liszt — der Name Godefroid's mit so riesengroßen Buchstaben gedruckt als der des Pianisten. Die Engländer, welche häufig das Talent eines Künstlers nach der Größe der Buchstaben seines Namens messen, strömten herbei und es war dies erste Concert für den armen Harfenvirtuosen eine unbeschreibliche Prüfung, aber auch ein unermeßlicher Triumph. Sein Talent blieb hinter der Größe seiner Namensbuchstaben nicht zurück.

Jetzt ist der arme und bescheidene junge Mann, der beinahe Schlosser geworden wäre, unbestritten der größte Harfenvirtuos, und er wird von den Parisern, wie bereits erwähnt, fast fanatisch verehrt. Wir werden uns auch gar nicht wundern, wenn die Klingeln im Hôtel de l'Univers, die er anmachte, nächstens von einer reichen Engländerin gekauft und mit Geld aufgewogen werden. (Leipz. Modenzeitung.)

Der Thierbändiger van Amburgh und die Hauptgründe seines besondern Talentes. Isaak van Amburgh war im Juli 1811 in einer kleinen Stadt der Grafschaft Ducheß im Staate Kentucky geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheuere Weideplätze bedecken zum Theil das Land, welches der Ohio, der Mississippi, der Kentucky, der Big-Sandy und andere große Flüsse durchziehen. In dieser Gegend, unfern der Stadt Leviston haben sich die von Süd-Carolina eingewanderten Tuscaroras-Indianer, welche zu den Conföderationen der sechs Nationen gehörten, angesiedelt. Verboys van Amburgh, der Großvater unseres Helden, war ein Tuscarora-Indianer, sein eigenthümlicher Name war Tangbergen O'Om, was in der Sprache der Tuscaroras „großer König der Wälder“ heißt. Er nahm den Namen Verboys van Amburgh von einem Amtmann holländischer Abkunft in Kentucky an, der so hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Dieser Amtmann war sodann die Veranlassung, daß sich der ehemalige große König der Wälder im Staate Kentucky ansiedelte, sich taufen ließ und daselbst verheiratete. Merkwürdig ist es, daß sein einziger Sohn, der Vater unseres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angst vor allen Thieren hatte; seine Furchtsamkeit verkürzte sogar sein Leben und man versichert, daß, als er einst rasch um eine Straßenecke bog, und plötzlich ein frisch gemaltes Aushängeschild, auf welchem ein Wildschwein abgebildet war, vor sich sah, er so erschrak, daß ihn der Schreck tödtete. Wenn man der Versicherung von van Amburghs Mutter Glauben beimißt, so hatte sie in dem vierten Monate ihrer Schwangerschaft einen merkwürdigen Traum, den sie als Prophezeihung der künftigen Bestimmung ihres Kindes betrachtete. Sie erzählte ihn Ephraim Watts in Nordamerika, wie folgt: „Ich saß im Schatten eines großen Baumes an der Bai von Oneida; plötzlich schien es mir, als ob der Boden rings um mich her versänke, aber ich blieb ruhig und unbeweglich sitzen. Der Baum, der mich beschattet hatte, sank langsam unter, ich fühlte, wie seine Aeste an meinem Leibe vorüberrauschten, und sah, wie er versank. Ich sah, daß meine Füße auf einem weißlichen Sandstein ruhten; die ganze Landschaft, die mich umgab, versank langsam unter den Tönen einer lieblichen Musik, und ich blieb allein auf der Spitze des Felsens, von dem ich, wie von einer Sternwarte aus, mit Stolz den ungeheuern Horizont betrachtete. Auf einmal aber wurde ich wie eine Feder erhoben, und von unsichtbaren Händen an den sandigen Ufern des Onondirgasees niedergelassen. Ich hörte, während ich an ihm hinging, das Gezisch der Schlangen und das Gebrüll der wilden Thiere; erschreckt beeilte ich meine Schritte, kam an einen Haufen zerstörter Scheunen und sah 16 eiserne Kessel in zwei Reihen aufgestellt. Ich öffnete den ersten Kessel und sah einen eingesalzenen Löwen darin. Ich öffnete den zweiten und fand die Tatzen des Löwen ebenfalls eingesalzen, kurz alle 16 Kessel waren mit Stücken des Löwen angefüllt, und zum häuslichen Gebrauch eingesalzen. Da ergriff mich jenes unwiderstehliche Gelüste, das oft schwangere Frauen befällt, ich zog den Kopf des Löwen aus der salzigen Brühe, in der er schwamm, hervor, brachte ihn an meine Lippen und mein Mund dehnte sich, daß ich den ungeheuern Kopf verschlingen konnte, der in meinem Leibe brüllte, wie wenn er lebend wäre. Eben so aß, oder verschlang ich den Inhalt der übrigen 15 Kessel!“

So erzählte Frau van Amburgh, und die Deutung die sie diesem Traume gab, wurde durch Isaaks früheste Jugend schon gerechtfertigt. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kindesalters und nur die Insekten, Wespen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. s. w. vermochten sein Spiel und seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als er größer wurde, übte er sich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte sich die Mäuse und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht und man sah ihn oft in einer Scheuer sein bescheidenes Abendbrod mit den Mäusen, Ratten und Eidechsen theilen, die ihn, wie einen Fürsten sein Hofstaat, umgaben. Seine Mutter wußte sich nicht zu helfen, und versuchte Alles, ihn dieser Thierwelt zu entziehen, die er allein suchte, und worin er seine Freuden fand, die den übrigen Menschen unbekannt sind. In seinem 7. Jahre bestieg er alle Pferde, auf welchen er sich mit seinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausschlagen derselben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geschickteste Reiter, und da man ihm aus allen Theilen Kentuckys die schlimmen Pferde zum Bändigen brachte, so machte er dann sein eigenthümliches Gewerbe daraus und verschaffte sich dadurch in seinem 12. Jahre ein

Digitized by Google

freies selbstständiges Leben. — Der erfinderische Geist van Amburghs fand von selbst die Methode, nach welcher im südlichen Amerika, als Frucht langjähriger Erfahrungen, die wilden Pferde gebändigt werden. Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Isaak gewährte, wenn er die wildesten Pferde gebändigt hatte, so wollte doch seine lebhafte Einbildungskraft einen größern Spielraum. In seinen Freistunden irrte er daher in den Wäldern Kentuckys umher und übte sich, Wölfe, Füchse, Iltisse, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derselben, sondern erhielt auch eine große Herrschaft über sie, und hielt eine wahre Waldpolizei. Van Amburgh beherrschte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte sich einen eisernen Stock als Waffe genommen und schlug sie mit diesem auf eine gewisse Stelle des Rückgrats, aber ohne sie gefährlich zu verletzen. — Eine Begebenheit (die näher beschrieben, aber hier als minder wesentlich übergangen wird) bei welcher van Amburgh weniger Schonung für die Menschen, als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn, sein Vaterland zu verlassen, und auf dem ersten Schiffe, das er traf, an Bord zu gehen. Das Schiff ging nach Bombay und legte während seiner Fahrt am Cap an. Van Amburgh ging an's Land, und die Schiffmannschaft war nicht wenig erstaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in der nahen Waldung gefangen hatte, und den er mit seinem Eisen vor sich hertrieb, wiederkehren zu sehen. Die Erziehung seines Bären, dem van Amburgh den Namen Hiob gab, und der bei dem ersten Zeichen, welches er ihm machte, sich in's Wasser stürzte, beschäftigte ihn aber nicht hinlänglich und er richtete sich auch noch zwei Seekälber ab, die, wie Hunde, ihm Fische fingen und apportirten. Ob er der erste ist, der dieses Kunststück versucht, ob es Andere schon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert habe, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Versuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte versuchen, einen Haifisch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitains und der Mannschaft bei seinem Entschluß. Eines Morgens, als er eben mit seinem Bären auf dem Verdecke frühstückte, zeigte sich ein großer Haifisch.

Van Amburgh faßte seinen Hebel, schwingt sich mit diesem über die Schanzbekleidung des Schiffes und schwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Capitain ließ beilegen und alle Mannschaft sammelte sich auf dem Verdecke. Van Amburgh schwamm gerade auf den Haifisch los; dieser aber packte den eisernen Hebel mit seinem Rachen und zog seinen Gegner mit sich in die Tiefe. Nachdem van Amburgh sich vergebens bemüht hatte, seine Waffe wieder frei zu bekommen, sah er sich genöthigt, sie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Wassers zu gewinnen. Aber der Haifisch verfolgte ihn; — ehe noch unser Held ein Rettungsseil ergreifen konnte, sah er das Unthier an seiner Seite und konnte ihm nur durch schnelles Untertauchen entgehen. Er tauchte wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig bis sich der Haifisch ihm wieder nahe, wirft ihm die Harpune in den Rücken und schleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matrosen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres außer dem Wasser zu halten, befiehlt van Amburgh seinem Hiob sich in's Wasser zu stürzen. Der Bär gehorcht sogleich, schwimmt gegen den Haifisch, der gewaltig um sich schlägt, und erdrückt, von seinem Herrn angeleitet, mit seinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten seinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals und zog ihn auf das Hinterkastell des Schiffes. Die Wahrheit dieser Erzählung ist durch mehre Matrosen, die Augenzeugen waren, bestätigt. Wenige Tage nach diesem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windstoß seinen Hauptmast ein und ward genöthigt, mit seinem Nothmaste in den nächsten Hafen einzulaufen. Dort traf van Amburgh einen Bekannten aus Kentucky an, und erfuhr von diesem, daß der todtgeglaubte Landmann und sein Gefährte (wegen deren gefährlicher Züchtigung van Amburgh die Flucht ergriffen hatte,) wieder vollkommen hergestellt seien. So kehrte er denn mit dem nächsten nach Nordamerika segelnden Schiffe wieder in sein Vaterland zurück.

Nachdem Van Amburgh sich in Kentucky bei seiner Mutter eine Woche lang aufgehalten hatte, beschloß er, sich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei dem berühmten Menageriebesitzer Titus in Dienste. Bei diesem zeichnete er sich bald aus. Der Oberaufseher der Menagerie war an den Wunden, die ihn eine Löwin versetzt hatte, als er sie von einem Käfig in den andern jagen wollte, gestorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls stark verletzt. Van Amburgh erbot sich, sie zu bändigen, und trat allein, blos mit seinem eisernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage später zeigte er dem Publicum zum erstenmal das bisher noch von Niemand gewagte Kunststück eines Menschen, der seinen Kopf in den Rachen eines Löwen steckt, und zwar war es die wilde, kaum erst gebändigte Löwin, mit der er dieses gefährliche Spiel versuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe frisches Blut riecht, seine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entschlossen, sich selbst davon zu überzeugen, tauchte er seinen Arm bis an die Achsel in frisches Blut, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieses Kunststück oft und jedesmal mit glücklichem Erfolge in Kentucky und in mehren Orten der Vereinigten Staaten vor einer großen Menge von Zuschauern gezeigt.

Gegen Ende des Jahres 1838 ward van Amburgh mit einem Theile seiner Menagerie von Titus nach England geschickt. Bald nach seiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Astley für die Summe von wöchentlichen 300 Sterling engagirt, zeigte er sich umgeben von seinen Löwen und Tigern, die demüthig zu seinen Füßen liegen, seinen leisesten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Gesellschaften der englischen Aristokraten eingeführt und von diesen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteste Schriftsteller und Gelehrte statteten ihm ihre Besuche ab, unterhielten sich mit ihm über die Kunst wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in seiner Kunst, den er jungen Leuten des höchsten Ranges ertheilte.

Alle englischen und französischen Journale haben den Vorschlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vauxhall gemacht, mit seinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Nassau aufzusteigen und sich mit dem Fallschirme herunter zu lassen. Der Magistrat von London verbot jedoch dieses Schauspiel, wegen des ungeheuern Andrangs, den es verursacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reisegefährte van Amburghs und seines Tigers, bei dieser Luftfahrt geschwebt hätte.

Was das Äußere dieses Mannes betrifft, so schildert ihn ein englisches Blatt folgendermaßen: Van Amburgh hat nach englischem Maße 5 Fuß 10½ Zoll; sein Körper ist untersetzt gebaut, und obgleich er eine seltene Kraft besitzt, so sind doch seine Muskeln nicht von besonderer Stärke. Seine physische Kraft, gehoben durch einen eisernen Willen, liegt hauptsächlich in seinen Nerven und in seinem Knochenbau. Man sollte glauben, seine Züge wären im hohen Grade männlich und entschieden, aber sie sind im Gegentheil sehr zart, weiblich fast; nur seine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augensterne sind sehr hervorragend und es scheint, als besitze er die Gabe, rechts und links zu sehen, fast ohne den Kopf zu wenden. Es sind keine glänzenden Augen, sie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden fast gestorben scheinen, wenn sie sich nicht unaufhörlich schnell und nach allen Richtungen hin bewegen würden, wie wenn sie Alles auf einmal übersehen wollten. In diesen Augen ruht eigentlich van Amburghs Stärke, die wilden Thiere kennen und fürchten sie, als läge ein magischer Zauber für sie darin. — Van Amburgh ist sehr angenehm im Umgange, er ist bescheiden, offen und gesprächig. Seine Ansicht über die Thiere, die den gewöhnlichen so sehr widerspricht, macht seinem Geiste wie seinem Herzen gleichviel Ehre. — — — Er glaubt nicht, daß irgend ein Thier, selbst nicht das Rhinozeros, welches er für das dümmste und schwerfälligste von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung sich nicht bezähmen lasse.

Damen-Bibliothek.

Es gibt Türkinen, welche das Verschleiern so weit treiben, daß sie selbst beim Füttern ihrer Hühner nicht unverschleiert erscheinen, wenn sich unter diesen ein Hahn befindet.

Der Gouverneur der Stadt Missouri hat der gesetzgebenden Versammlung einen Antrag vorgelegt, welcher ihm den Beifall aller Frauen gewinnen wird. Nach diesem Antrage soll es nämlich künftig keinem Manne gestattet sein, einen Wechsel ohne Einwilligung seiner Frau auszustellen. Der Mann ist jedenfalls entweder ein großer Verehrer des schönen Geschlechts oder ein — Pantoffelheld.

Eines Tags fuhr die Königin Isabella, begleitet von einer Cavallerieabtheilung aus, und der letztere commandirende Offizier, der ein sehr wildes Pferd ritt, hatte das Unglück, von dem unbändigen Thiere abgeworfen zu werden und das Genick zu brechen. Den andern Tag nach diesem Ereignisse ließ sich die Königin das Roß nach dem Schloßhof bringen, bestieg trotz des dringenden Zuredens ihres Hofstaates dasselbe und tummelte es unter dem donnernden Beifall der Umstehenden beinahe ½ Stunde herum. Als sie abstieg, sagte sie lächelnd: Ich sagte es ja gleich, daß nur Ungeschicklichkeit den Offizier das Leben einbüßen ließ.

Die Times vom 20. April bringt folgende Anzeige: Die Directoren der Great-Western-Eisenbahn haben die Absicht, in jedem Zug eine Abtheilung eines Waggons erster Klasse für den ausschließlichen Gebrauch von Damen, die ohne männliche Begleitung reisen, vorzubehalten. Somit können die Damen, die die erste Klasse nehmen, ganz abgesondert bleiben, frei von den Unannehmlichkeiten, denen sie manchmal auf den bestgeleiteten Eisenbahnen ausgesetzt sind.

Ein Tourist schreibt über Hannover: Eine Seltsamkeit ist mir in Bezug auf den Theaterbesuch aufgestoßen. Selbst im höchsten Sommer, wo die Vorstellungen meist noch bei hellem Tage endigen, lassen sich die Damen auf dem Heimwege von einem Knaben oder Mädchen eine brennende Laterne vortragen. Es wäre auch im Winter unnöthig, da Hannover bekanntlich eine ganz vorzügliche Straßenbeleuchtung mit zahllosen Gasflammen hat. Es gewährt einen höchst eigenthümlichen Anblick, noch bei lichtem Tage ganze Schwärme von Frauenzimmern dem Theater entströmen zu sehen, die Laternen voran. Auf weitere Anfragen über die sonderbare Sitte erfuhr ich, daß die Laternen, welche den Damen vorangetragen werden, ein unentbehrliches Requisit seien, und eben so wenig entbehrt werden können, als allenfalls ein Fächer auf dem Balle oder in einer glänzenden Soirée.

Ein eigenthümlicher Brauch kommt im Paderborn'schen im Gefolge der alljährlichen Freischießen vor. Der Tag nach demselben ist nämlich dem Frauenschießen gewidmet, eine galante Sitte, die man in dem ent-

legenen Westphalen am wenigsten suchen sollte, und die sich anmuthig genug ausnimmt. Morgens in aller Frühe ziehen alle Ehefrauen der Gemeinde, unter ihnen manche blutjunge und hübsche, von dem Edelhofe aus, in ihren goldenen Häubchen und Stirnbändern, bebändert und bestrumpft, jede mit dem Gewehre ihres Mannes auf der Schulter, voran die Frau des Schützenkönigs mit dem Abzeichen ihrer Würde, den Säbel an der Seite; ihr zunächst die Fähndrichin mit der weißen Schützenfahne; auf dem Hofe wird Halt gemacht, die Königin zieht den Säbel, commandirt — rechts — links, kurz, alle militärischen Evolutionen; dann wird die Fahne geschwenkt und das blanke Regiment zieht mit einem feinen Hurrah dem Schießplatze zu, wo Jede — Manche mit der zierlichsten Koketterie — ihr Gewehr ein Paar Mal abfeuert. Nun marschieren Alle unter klingendem Spiele nach der Schenke, wo es heute keinen König gibt, sondern nur eine Königin und ihren Hof, die Alles anordnen, und von denen sich die Männer heute Alles gefallen lassen müssen.

Ein ziemlich altes Mädchen in Nordamerika angelte lange nach einem Manne, endlich fand sie einen, der ihr gefiel; sofort klagte sie ihn eines Verbrechens an, auf dem der Tod steht. Der Mann mußte seiner Sache nicht recht sicher sein, er heiratete die weise Jungfrau und war gerettet, denn nach dortigem Gesetz gilt eine solche Klage für zurückgenommen, wenn der Beklagte die Klägerin heiratet.

Heterogene Wirkungen eines Kusses. Wenn ein wilder Bursche in Nantucket — so erzählt ein englischer Tourist — einem Mädchen einen Kuß rauben will, sagt sie: Segle ab, oder ich werde dein Hauptsegel durch einen Sturm zerreißen! Die Mädchen in Boston halten still bis sie geküßt worden sind, dann aber fahren sie gewaltig auf und sagen mit ernster Stimme: Ich dächte, Sie schämten sich! Stiehlt ein junger Bursche einem Mädchen in Alabama einen Kuß, so antwortet sie: Ich glaube, jetzt ist die Reihe an mir! und applicirt ihm eine derbe Ohrfeige, die er gewiß in acht Tagen nicht vergessen hat. Nimmt sich ein Bursche einen Kuß von den Lippen eines Mädchens in Louisiana, so lächelt sie, erröthet und — sagt nichts. In andern Ländern, namentlich in Deutschland, ist man in diesem Punkte sehr tolerant; in Frankreich aber würde sich ein Mädchen über einen Kuß alteriren, sie muß wenigstens deren zwei bekommen, sonst hält sie es für Spott

Die Frauen der Sandwich-Inseln lassen sich die Namen ihrer verstorbenen Ehemänner auf die Zungenspitze tätowiren, um ihr Andenken stets im Munde zu führen.

Erheiterungs-Salon.

Ein deutsches Blatt bringt unter seinen Anekdoten auch die Abschrift eines an dasselbe gelangten Inserats. Es lautet wörtlich: „Ein Handiungs-Gummi, der eine schöne Hand schreiben dhut, die Franzeesische Sprache verschdeht, und berfekt im Röchnen und Buch halten ist, kann in einem gebildeten Schpeezerei-Geschäft eine löthige Steble finden. Das Nehere im Ferlag zu erfahren." Ein sauberer Principal!

Die Wolkenschieber, so heißen die Bauern eines Dörfleins in Thüringen, die bei den vorgemalten Freuden des Jenseits nur die Antwort hatten: „Das globen wir nich, Herr Farre, Bauer bleibt Bauer, un wenn sie nischt anders drüben zu thun han, so müssen wir gewiß die Walken schieben.

Doctor K. trat in eine Gesellschaft, in welcher ihm die durchweg häßlichen Damen auffielen. Obgleich selbst eben nicht der schönste, wandte er sich an einen Nebenmann, der auch nicht über Zuviel an Reizen zu klagen hatte, und sagte ihm leise in's Ohr: „Heute sind wir das schöne Geschlecht."

Nur mit dem Unterschied. Ein Offiziersbursche wurde von einem seiner Collegen gefragt, wie er mit seinem Herrn auskomme. „Ganz vortrefflich," war die Antwort, „wir leben auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander. Wir klopfen uns gegenseitig alle Morgen den Rock aus, nur mit dem Unterschiede, daß ich den meinigen anbehalte.

Der bekannte Schauspieler L. in W. ist im Leben ein gewaltiger Don Juan. Seine Frau hatte sich bereits in das Unabänderliche gefunden, und so kam es, daß sie sogar mit einer Geliebten ihres Gatten innige Freundschaft schloß. Doch dieser hatte bald auch diese letztere satt und ging auf frische Fährte. Da stürzte eines Tages die Geliebte todtenbleich in's Zimmer der Madame L. und ruft in verzweifelter Aufregung: „Denke Dir, Emilie, Dein Mann ist mir untreu geworden."

Im Schwarzwald entdeckten zwei Engländer in einer verrufenen Gegend einen Wirth, der ihnen durch seine kolossale Grobheit imponirte; sie verbreiteten seinen Ruhm in ihrer Heimat und bald stand das Wirthshaus auf der großen Tour mit verzeichnet, und der Wirth sah sich unverhofft mit Engländern überschwemmt, ohne die Ursache davon zu ahnen. Durch den Umgang mit vielen Menschen und den blühenden Gang seines Geschäftes wurden seine Manieren mit der Zeit gefälliger und eben so schnell verzogen sich die Gäste. Als er den Grund davon endlich erfuhr, entschloß er sich zu folgender Annonce: „Den Herren Engländern mache ich hiemit bekannt, daß mein Wirthshaus nach wie vor besteht; wie in frühern Jahren werde ich auch in diesem grob sein, sehr grob, ja noch gröber! Ich bitte daher um fleißigen Besuch." Die nächsten Engländer, welche ankamen, warf er gleich nach den ersten Worten zur Thüre hinaus, und seit der Zeit kehren sie alle wieder bei ihm ein.

Ein Pesther Müller erfuhr bei seinem Nachhausekommen, daß seine Frau mit einem Hausfreund durchgegangen sei. Die entsetzliche Botschaft hat kaum sein Ohr berührt, als er schnell auf's Rathhaus läuft und hier stante pede — zehn Säcke Mehl für die Armen deponirt. (Morgenbl.)

Ein junger reicher, aber sehr bornirter Mann fragte einen seiner Freunde, ob er ihm nicht einen Maler empfehlen könnte, der ihm gut treffen werde. Der Freund, ein Spaßvogel, gab ihm die Adresse eines Thiermalers. (Th. Z.)

In einem Landstädtchen starb ein Knabe, den ein Chirurg behandelt hatte. Da das Kind nach dem Tode noch frisch und roth aussah, so bemerkte der Amtmann gegen den Arzt, er möge wohl bedenken, ob das Kind nicht scheintodt sei. Der Arzt erwiedert: „Seien Sie versichert, wenn ich Jemand behandelt habe, so ist er gewiß ganz todt!

Die Wurzel alles Uebels. Ein Kranker sagte mürrisch zum Arzte: Herr Doctor, Sie haben schon lange an mir herum kurirt, aber bisher noch immer ohne sonderlichen Erfolg, deshalb möchte ich Sie bitten, die Sache etwas kräftiger anzufassen, und die Wurzel des Uebels gleich mit einem Schlage zu vernichten. „Das will ich sogleich," erwiederte der Arzt lächelnd, erhob den Stock und — zerschmettert mit einem Schlage eine große Weinflasche, die auf einem Seitentische stand.

Es meinte Jemand: Furcht und Muth sind beide contagiös. Ach ja, antwortete ein Anderer; aber die Furcht steckt zehnmal an, ehe der Muth einmal.

Ein Opfer der Wissenschaft. George Cuthbert wurde in Liverpool in einer Straße betrunken gefunden; ein Polizeidiener fragte ihn nach Namen und Wohnung. Ich bin ein Opfer der Wissenschaft, antwortete er, aber endlich habe ich es gefunden. — Was gefunden? fragte der Policist. — Beruhigen Sie sich, ich will es Ihnen sagen: Jahrelang habe ich nun Versuche gemacht über die relative Stärke alcoholischer Flüssigkeiten; im Whisky habe ich endlich die Stärkste gefunden. Ich trank drei Gläser Branntwein, kein Erfolg — drei Gläser Genever, eben so wenig Erfolg — drei Gläser Whisky — seine Wirkung war schlagend! Meine Mutter hat es mir oft gesagt, ich werde noch das Opfer meines Wissensdurstes werden. — Sehr wohl, entgegnete der Constabler, komm mit mir, auf der Wache kannst du deine Studien vollenden.

Der verkehrte Busen. In Neapel bat kürzlich ein Italiener, der bereits etwas deutsch sprach, seinen deutschen Freund, ihn in der deutschen Sprache zu unterrichten. — Du mußt mir helfen, sagte er, du bist mein Freundbusen! — Busenfreund! verbesserte der Deutsche. Kurze Zeit darauf rief der Italiener beim Anblicke des Golfes: Schöner Busenmeer! — Meerbusen! verbesserte der Deutsche. Busenfreund! Meerbusen! sagte der Italiener kopfschüttelnd — Ihr Deutschen seid kuriose Leut! bald habt ihr den Busen vorn, bald hinten!

Zwei Reisende aus Altenburg kamen in Magdeburg in einem Zustande an, in dem sie, wie man zu sagen pflegt, weder leben noch sterben konnten. Es mußte eiligst ein Arzt herbeigeholt werden, und dieser, welcher aus der Erzählung des Boten vernommen zu haben glaubte, daß die Patienten mit dem Dampfschiffe von Hamburg angekommen seien, erklärte dieselben nach erfolgter Prüfung für — seekrank. Da ergab es sich aber, daß sie so eben per Eisenbahn von Leipzig angekommen waren!

Der berühmte Verfasser des lachenden Demokrit charakterisirt die Nationen folgendermaßen: Chocolade repräsentirt den Spanier, Limonade den Italiener, Thee den Britten nächst Punsch und Bischof, Thee allein, den Holländer, Wein den Deutschen, Bier den Skandinavier, Kaffee den Franzosen, Branntwein und Meth den Polen und Russen, Milch den Schweizer, Wasser den Morgenländer, die Pferdemilch den Tartaren, den Australier Palmensect, den Amerikaner der Trank aus der Cassawurzel und der Grönländer ruft bei jedem Schluck Thran: Wie glücklich mein Vaterland, daß diesen Göttertrank in Ueberfluß hat!

Fragen und Antworten. Frage. Aus welchem Grunde könnte sich der Todtengräber Künstler nennen? Weil er einen Grabstichel führt. Frage. Welchen Ton konnte Napoleon nicht vertragen? — Wellington. Frage. Warum sind so viele Theaterenthusiasten ganz berauscht, wenn sie den Operngucker vor der Nase haben? Weil sie dann so tief in's Glas gucken. Frage. Wo muß es oft ganz entsetzlich spuken? In den Geldbeuteln leichtsinniger Menschen, denn da hält sich nicht gern ein Groschen die Nacht über auf.

Zu einem Vorsteher des Mäßigkeitsvereines kam ein Mann und sagte: Er wollte ihm um eine kleine „Remuneration" bitten, da er dem Vereine seine ganze Thätigkeit widmet. — Wie so? fragte der Vorsteher. — Ich lasse mir es angelegen sein, eine nicht unbedeutende Anzahl von schädlichen Schnäpsen zu vertilgen, lautete die Antwort.

Digitized by Google

Examen eines deutschen Schullehrers.

Examinator. Was ist der Unterschied zwischen Planeten und Firsterne?

Knabe. Die Planeten haben schwaches Licht und deshalb bewegen sie sich in feinen Zirkeln, die Firsterne leuchten stark und kommen deshalb nicht vorwärts.

Examin. Welches ist der höchste Berg und wie hoch ist er?

Knabe. Der höchste Berg ist der Dhawalagiri und ich bin 3½ Fuß hoch.

Examin. Welches ist der gewaltigste Fluß?

Knabe. Der Schlagfluß.

Examin. Warum?

Knabe. Weil er auch den ärgsten Wucherer rühren kann.

Examin. Was ist die Erde?

Knabe. Ein irdisches Jammerthal in fünf Theilen.

Examin. In welchem Welttheile liegt Egypten und wodurch hat es sich ausgezeichnet?

Knabe. Egypten liegt in Afrika und hat sich durch die zehn Plagen ausgezeichnet.

Examin. Was ist der Unterschied zwischen dem Thierreich und Steinreich?

Knabe. Das Steinreich wird niemals thierreich, aber das Thierreich wird oft steinreich.

Examin. Wie heißen die wichtigsten Erzeugnisse aus dem Steinreich?

Knabe. Der Stein der Weisen und der Stein des Anstoßes.

Examin. Welcher Unterschied ist zwischen beiden?

Knabe. Der Stein der Weisen wird gesucht und nie gefunden; der Stein des Anstoßes wird überall gefunden, aber nie gesucht.

Examin. Was ist eine Amphibie?

Knabe. Ein Thier, das im Sommer auf dem Lande und im Winter in der Stadt lebt.

Examin. Was ist Licht?

Knabe. Licht ist dasjenige, was schwache Augen nicht vertragen können.

Examinator. Was ist ein leerer Raum?

Knabe. Der Geldbeutel eines deutschen Dichters!

Das leipziger Tageblatt enthielt folgende Anzeige, die allen Putzmacherinen als Muster zu empfehlen ist: Explosion de Genie, Chapeaux à la noblesse, Lady- und Signorahäubchen, Lind- und Rachel-Coiffüren, Madonnenhäubchen, Undinen- und Prophetenhäubchen, Coiffüren à la Lazare et Cazent, Schmollwinkel-Zaubermützen und Aeolshauben, welche ein sanftes Säuseln verursachen, empfiehlt allen putzliebenden Damen und Herrn das Chambre de Luxe von Edmunde Rosenlaub.

Unter der Forstpartei ist es üblich, daß der Förster von dem untergeordneten Personale, Herr Vater genannt wird. Bei einer Jagd hatte der Förster zwischen den Treibern eine Lücke wahrgenommen — es fehlte der Waidjunge. Zornig rief er: „Wo ist denn der alte Esel?" Der Waidjunge, dem dieser Ruf nichts Ungewöhnliches gewesen sein mochte, drängte sich durch die Treiber hervor, und meldete sich: Hier bin ich, Herr Vater!

Ein Genie à la mode. In der populär-wissenschaftlichen Vorlesung für eine ungemischte Gesellschaft des Herrn Professor Pechvogel über den Nutzen des Ungeziefers im Allgemeinen und dem der Eisenbahnactien-Speculanten in's Besondere, sah man viele Genies, die sich zum Theil wesentlich von dem, was man sonst so nannte, unterschieden. Charakteristische Merkmale eines Genies à la mode sind nämlich: langer Bart, kurzer Credit, Begeisterung für Alles, wovon gerade die Rede ist, und Kaltsinn für die höchsten Interessen der Menschheit. Alles Dumme, was ihm einfällt, nennt er eine Idee und die innere Ungereimtheit seines Wesens gibt sich durch einen Drang zum Versemachen kund. Das Urbild seines Lebens pflegt irgend eine Figur aus den Mysterien von Paris zu sein. Kleider sind gewöhnlich weit, Herz eng, Nacken frei, Verstand beschränkt. Sie beschäftigen sich mit Romanschreiben und Verachtung des menschlichen Geschlechtes.

Im dem Breslauer Beobachter macht ein Schneidermeister H. bekannt: Da so viele meiner geehrten Kunden, wie mein Contobuch nachweist, an einem außerordentlich schlechten Gedächtniß leiden, so habe ich mit einem berühmten Mnemotechniker die Verabredung getroffen, für sie einen Cursus in jener Kunst zu eröffnen. — Diejenigen Herren also, deren Wohnort mir unbekannt ist, wollen sich Gratis-Billets dazu in meiner Behausung abholen lassen, den Uebrigen werde ich mir die Ehre geben, Eintrittskarten zuzuschicken.

In einem Pariser Journale steht folgende wörtlich übersetzte Anzeige: Wohl zu beachtende Anzeige für Sänger! Fort mit den Schnallen an den Cravaten, sie stechen! fort mit den Patten, sie reißen in den Näthen auf, fort mit den herunterhängenden Schleifen, sie sind zu lang, fort mit den geknüpften Cravatten, sie sind gefährlich! Der Hals will frei sein; setzen Sie daher ihren Hals in Freiheit und nehmen Sie meine Halsbinde! Husten Sie, niesen Sie, singen sie nach Herzenslust! Meine Halsbinden vertragen Alles. Duprez verdankt ihnen seine Glanzperiode! Sein gestrichenes C steckt ihm nicht in der Brust, es steckt in meiner Halsbinde! Wer nach Sängerruhm strebt, nehme meine Halsbinde!!!!

Im Bockblatt war folgende komische Anzeige zu lesen: Ein Hausknecht, der noch keine Erfindung gemacht hat, wird sogleich gesucht. Nun fand sich dieser Tage in der Expedition des Münchner Tageblattes wirklich ein Bauernbursche ein und fragte, wo denn diese Stelle sei, und versicherte, er habe gewiß noch keine Erfindung gemacht.

Als ein Dieb gefragt wurde, warum er gestohlen habe, sagte er: Aus acht Ursachen: ich habe ein krankes Weib, sechs Kinder und kein Brod.

Ein Soldat, der wegen beständiger Trunkenheit vor dem Kriegsgerichte stand, wurde gefragt, was er zu seiner Entschuldigung vorbringen könne? Er antwortete: Nichts weiter, wenn es Ew. Gnaden beliebt, als beständigen Durst. (Th. Z.)

Caricatur.

Untrügliches Mittel gegen die Hühneraugen.

Vor der Operation. Nach der Operatirn.

Völkerkunde.

Nachtigallen in Sibirien. Stepanoff behauptet, daß man nicht nur in den Wäldern der sajanischen Berge, sondern überhaupt in ganz Ostsibirien niemals den Gesang der Nachtigallen gehört habe. In den Jahren 1845 und 1846, welche beide Sommer sehr günstig waren, erschollen unerwartet die daurischen Wälder von den schmetternden Liedern der Nachtigallen, dieses angenehmen Gastes aus den Eichenwäldern der Mongolei, die sich hier an der russisch-chinesischen Grenze auf weite Strecken hin ausdehnen.

Munchies oder weiße Indianer. In einem kürzlich erschienenen Werke wird ausführlich eine Race weißer Wilder beschrieben, Munchies genannt, welche in einem Thale der Sierra de los Mimbres an einem Nebenflusse des Rio Gila in der Provinz Sonora in Mexico leben sollen. Es sind etwa 800 Individuen mit der Haut der circassischen Race und von schönen Formen. Sie sind friedlich, redlich, und sittlich in ihrem Betragen und haben manche Verfeinerung der Lebensbedürfnisse. Sie leben in Höhlen und Häusern auf den unzugänglichen Gebirgen, welche jenes Thal umgeben. Handschriften älterer Reisender in Amerika, welche im Vatican aufbewahrt werden, sollen von ähnlichen Stämmen in den Cordilleras Nachricht geben. Es ist noch auszumachen, ob dieses Volk Abkömmlinge der mit Columbus gelandeten Spanier oder des merkwürdigen Volkes, welches die Städte von Mexico und Yucatan gründete, deren Ruinen über ganz Mexico und Centralamerika gestreut sind.

Ein ungeheuerer Kupferfelsen. Die neueste Nummer vom Athenäum gibt eine merkwürdige Beschreibung von einem ungeheuren Kupferfelsen; dieser liegt in dem sogenannten Adlerhafen (Eagle Harbour), und Dr. Petit nennt ihn den Urgroßvater aller kupferhaltigen Gesteine, denn man schätzt sein Gewicht auf 75—100 Tonnen. Am Ufer des Sees hat man einen offenen Einschnitt in den Boden gemacht, 12 Fuß breit, 85 Fuß lang und 8 Fuß tief. Hier liegt die ungeheuere Kupfermasse. Die Schicht enthält 90% reines Kupfer, und der Anblick derselben ist äußerst seltsam, denn das ganze sieht gar nicht wie ein Fels aus, sondern vielmehr wie ein großer Baum, der umgefallen und zu Metall geworden ist. Große einzelne Massen gediegenen Kupfers von 50—300 Pfund hat man bereits aus der Schicht herausgenommen.

Curioser Hochzeitsgebrauch in Abyssinien. Wenn sich eine Abyssinierin, schreibt ein französischer Reisender, verheiratet, so wird sie in einer Versammlung ihrer Verwandten und Freunde dem Bräutigam von ihrem Vater zugeführt. Letzterer hält in der einen Hand eine brennende Kerze, in der andern eine Flasche voll Meth. Die nächsten Verwandten und vornehmsten Diener sind auf dieselbe Weise ausgerüstet. Alsdann fragt der Brautvater den Bräutigam, ob er verspreche, seiner Frau treu zu sein, sie nicht zu schlagen und ihre Mitgift nicht zu vergeuden. Darauf antwortet der

Digitized by Google

Bräutigam: „Ich schwöre es." Der Vater fährt fort: „Wenn du nicht Wort hältst, so möge deine Familie und deine Nachkommenschaft verlöschen, wie dieses Licht." Er bläst das Licht aus, und alle die Seinigen ahmen ihm nach. „So möge dein Reichthum sich verstreuen wie dieser Meth," sagt er wieder, und alle gießen ihre Methflaschen auf den Boden aus. Dann nimmt der Vater ein Tuch, und gibt es dem Manne, der Eidesbürge für den Bräutigam ist; ein gleiches Tuch erhält der Zeuge, der für die Braut bürgt. Alsdann bringen Verwandte und Freunde ihre Geschenke, welche die Mitgift der jungen Frau bilden, der Vater gibt noch eine Anzahl Kühe und Flinten, die gleich groß mit der vom Bräutigam dargebrachten sein muß. Nach dieser Zusammengabe verfügt sich das junge Paar in das Haus des Vaters des Gatten, wo es nach der Verschiedenheit des Ranges vierzehn Tage bis drei Monate in vollkommenster Abgeschiedenheit lebt. Nur die nächsten Verwandten und einige begünstigsten Freunde haben während dieser Zeit Zutritt im Brautgemach. Draußen aber dauert die Festlichkeit ununterbrochen fort. Finden die jungen Gatten unter der Zeit, daß sie für einander passen, so lassen sie sich den kirchlichen Segen ertheilen, der ihre Ehe erst unauflöslich macht. Gewöhnlich geschieht dies erst, nachdem die Braut „aus dem Rauche heraus" ist. Das ist eine den Abyssinierinen eigenthümliche Sitte. Nach Ablauf des oben erwähnten Beisammenseins kehrt die Gattin in das Haus ihres Vaters zurück und bricht drei Monate lang allen Verkehr mit ihrem Gatten ab. Während dieser Zeit bleibt sie in einem entlegenen Zimmer, mit einer großen wollenen Decke bedeckt, in der sich nur ein einziges Loch befindet, durch welches sie den Kopf steckt; unter dieser Decke sind eine Menge grüner Zweige eines wohlriechenden Holzes angibrannt. Dieser Rauch greift die Haut an, und zerstört die Epidermis, und nach Ablauf von drei Monaten tritt die Frau mit einer neuen Haut, die viel weißer und weicher als die alte ist, aus dem Hause. Die Kur ist sehr anstrengend, und die Mutter und die Schwestern der jungen Frau haben keine andere Beschäftigung, als die Geräucherte mit Klößchen von nahrhaftem Fleisch zu füttern, welche sie ihr in den Mund stecken.

Das Bette eines indischen Fürsten ist ein wahres Kunstwerk, wie man aus nachstehender Beschreibung sehen kann. Es ist ungefähr zehn Fuß lang und sechs Fuß breit. Die 15—16 Zoll hohen Füße stehen in kupfernen Gefäßen, die mit Wasser gefüllt sind, damit das Lager vor lästigen Insekten und giftigen Schlangen geschützt sei. Die Kopfseite des Bettes, die Füße, die Seiten sind zierlich geschnitzt und sehr geschmackvoll bemalt und vergoldet. Auf einer nicht sehr dicken Matraze liegt ein blendend weißes Tuch, das an allen vier Ecken durch rothseidene Schnüre mit langen Enden und goldenen Troddeln befestigt ist. In der Mitte dieses Divans liegen 4—5 breite Kissen, von denen jedes seine besondere Bestimmung und seinen eigenen Namen hat, z. B. Sirhanah, das breite Kopfkissen, Pyrana, das Kissen, das unter die Kniee gelegt wird, wenn man die Füße nicht ausstrecken will, Gao Tasia, das Kissen für den Rücken und die Schultern, nebst einer zahllosen Menge anderer Kissen, die bald größer, bald kleiner, bald härter, bald weicher und alle sinnreich darauf berechnet sind, das Liegen im Bette so bequem als möglich zu machen.

Ein krummer Fluß. Ein Correspondent aus Matamoras schildert in einer amerikanischen Zeitung den Fluß Rio grande so: Man stelle sich vier der krümmsten Dinge in der Welt vor, dann denke man sich vier noch zweimal so krumme, und dann stelle man sich einen großen Fluß vor, der dreimal so krumm ist als jene zusammengenommen, so hat man eine schwache Idee von dem krummen Lauf dieses schrecklich krummen Flußes. Von Flößen kann da nicht die Rede sein. Es gibt nur wenig Schlangen(?) darin, weil die Krümme sie am Schwimmen hindert, und die Fische befinden sich alle in den Wirbeln der Krümmungen, aus denen sie den Ausweg nicht finden. Oft versuchen Vögel über den Fluß zu fliegen, und kommen auf dasselbe Ufer, von welchem sie sich erhoben, weil sie sich durch die verschiedenen Krümmungen täuschen lassen.

In der Türkei trägt fast jeder Mensch einen Talisman, dem der Aberglaube wunderthätige Eigenschaften zuschreibt. Ja, dieser Glaube geht sogar so weit, daß man das Staatsschiff des Sultans nur dann vor Gefahr geschützt wähnt, wenn am Vordertheile desselben eine Knoblauchsstange befestigt ist.

Die Großen China's zerfallen in neun Klassen, und jede dieser Klassen in zwei Abtheilungen, die der Gelehrten und die der Krieger. Die Abzeichen der ersteren bestehen in Vögeln, die der letztern in vierfüßigen Thieren. Die Gelehrten der ersten und zweiten Klasse haben einen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, die der dritten und vierten einen Pfau oder einen wilden Hahn, die der fünften einen Fasan, die der sechsten und siebenten eine wilde (sogenannte mandarinische) Ente, die der achten und neunten oder beiden letzten Klassen einen Papagei oder Kakadu. Die Krieger der ersten und zweiten Klasse tragen einen Löwen, die der dritten und vierten einen Tiger, die der fünften einen Panther, die der sechsten und siebenten einen Leoparden oder eine wilde Katze und die der achten und neunten ein See-Einhorn. Dem Kaiser allein kommt das Sinnbild des Drachen zu. Neben diesen Abzeichen spielt auch der auf der Mütze angebrachte, in Farbe und Gestalt abwechselnde Knopf oder Stein eine wichtige Rolle in der Unterscheidung der verschiedenen Rangstufen. Die erste Klasse trägt einen rothen Knopf, die zweite einen rothmarmorirten Stein, die dritte einen hellblauen, die vierte einen dunkelblauen Stein, die fünfte einen durchsichtigen Kristall, die sechste einen weißen durchsichtigen Stein, die siebente einen goldenen Knopf, die achte einen silbernen und die neunte einen zinnernen Knopf. Statt der Orden werden sie mit Pfauenfedern geschmückt und nach dem Tode eines Mandarinen erster und zweiter Klasse werden, als Denkmal seines Wirkens hienieden, seine Stiefel im Pantheon der Unsterblichkeit aufgestellt.

In Norwegen hat man allgemein den Glauben, daß unter der Erde ein Geschlecht von Feen oder Zauberern lebe, das sehr begehrlich dem Rindvieh nachstellt, und um sein Gelüst nach großen Heerden zu befriedigen, sich an die macht, die auf den Bergen grasen, indem sie diese in Zwerge verwandeln und es so möglich machen, sie durch die Erdspalten zu sich hinunter auf die unterirdischen Weideplätze zu ziehen. Dies kann man nach der Meinung der Norwegischen Hirten nur dadurch verhindern, daß man die Heerde immerwährend im Auge behält. Die Sage geht, ein Bischof von Drontheim habe durch die Unwachsamkeit eines Hirten seine ganze Heerde eingebüßt, weil dieser, verführt durch einen Geist, der ihm in Gestalt eines Edelhirsches erschien, sein Auge von den Rindern abwandte. Der Hirt habe, als er sich wieder umgekehrt, die Kühe, zu der Größe von Mäusen eingeschrumpft, durch einen Felsenspalt verschwinden sehen. Seitdem wird Jedermann durch das Norwegische Sprichwort: „Denke an die Heerde des Bischofs von Drontheim!" gemahnt, sein Eigenthum zu bewahren.

Die Norwegischen Wälder und Berge sind reich an Ameisen. Es gibt eine große Art, die viel Säure enthält; diese kocht man in Wasser, gießt dies alsdann durch und benützt es als Essig. Es ist so gut, wie schwacher Weinessig.

Wissenschaftliches.

In Australien hat man wieder ein wundersames Thier entdeckt. Die Eingebornen nennen es Bunsip. Es hat einen Alligatorleib und Flügel und Krallen, fliegt, schwimmt und marschirt aufrecht, wo es dann 12—13 Fuß hoch ist.

Das Tageslicht auf dem neuentdeckten Leverrier'schen Planeten ist nach Berechnung des Dr. Schlmko in Olmütz noch immer 200 Mal stärker als die Mondbeleuchtung der Erde, welche 300,000 Mal weniger Licht hat, als die Taheshelle. Die Tageshelle des Planeten Leverrier (Neptun) ist 1400 Mal schwächer als die der Erde.

Zuverläßiges Mittel gegen den sogenannten Fingerwurm (Panaritium.) Man findet in den Sümpfen aller Orten die häufig wachsende Simse (Juncus effusus), deren Mark spiralförmig auf die Afterorganisation (wildes Fleisch) aufgebunden wird; der Verband muß drei Tage unberührt gelassen werden. Schon nach einigen Stunden läßt der Schmerz nach, und die Heilung erfolgt auf eine sanfte Weise binnen 4—5 Tagen, die durch sonstige Mittel kaum in einem Monate zu erzielen ist, und stets den Verlust eines Fingers zu bedrohen pflegt. So berichtet Herr Reichreiter, homöopatischer Wundarzt und Geburtshelfer in Güns, in der Preßburger Zeitung.

Ein seit langen Jahren im Orient angesessener französischer Arzt soll ein Schutzmittel gegen die Pest entdeckt haben, welches gleich dem seit Jenner gegen die Blattern angewandten, in der Einimpfung eines besondern Stoffes besteht.

Oel aus Stein. Schon vor einigen Jahren wurde in der französischen Akademie eine Mittheilung in Betreff der Oelgewinnung aus Stein gemacht. Diese merkwürdige Industrie ist nicht aufgegeben, sondern hat sich in der Stille vervollkommnet, so daß sich jetzt eine Aktiengesellschaft dafür gebildet hat. Das Oel ist klar wie Krystall, brennt vortrefflich und hat die Eigenthümlichkeit, keine Flecken zu machen. Der Gebrauch gewährt 50% Ersparniß auf alle bekannte Erleuchtungsarten. Die Gesellschaft besitzt in der Gegend von Autun unerschöpfliche Lagen des Gesteins, woraus sie dieses Oel gewinnt, und dies ist noch nicht das einzige Produkt, das sie aus der Steinmasse zieht, sondern sie gewinnt auch eine Menge anderer Erzeugnisse daraus, als Fett, Theer, Ammoniakwasser, einen Düngstoff ec.

Natürlicher Kompaß. Ein englisches Blatt sagt: Es ist eine wohlbekannte Sache, daß sich in den weiten Prairien von Texas allenthalben eine kleine Pflanze findet, welche unter allen Umständen des Klimas bei jedem Witterungswechsel, bei Regen, Frost oder Sonnenschein, unveränderlich ihre Blätter und Blüten nach Norden hinkehrt. So findet ein einsamer Wanderer durch jene Einöden auch ohne Leitstern und Kompaß einen stets untrüglichen Führer.

Ein seltsames Phänomen hat sich letzthin auf dem schwarzen Meere ereignet. Während nämlich das dem österreichischen Lloyd gehörige Dampfboot „Stambul" bei windstillem Wetter nach Konstantinopel fahrend, etwa eine Stunde diesseits der Stadt Sinope sich befand, öffnete sich das Meer unter demselben plötzlich; es bildete sich zuerst ein unermeßlicher Trichter, worauf die Wellen aufeinander stürzend, das Schiff gänzlich bedeckten, das Verdeck abschwemmten und namhaften Schaden darauf anrichteten. Die Erschütterung war so heftig, daß sich an mehreren Orten Lecke zeigten, und

das Schiff bedurfte einiger Zeit, sich zu erholen. Dasselbe richtete sich nach einigen Schwankungen wieder auf, aber so beschädigt, daß, wenn eine zweite Erschütterung dieser Art erfolgt wäre, das Dampfboot sammt der Mannschaft hätte zu Grunde gehen müssen.

Industrie und Wissenschaft. Wir leben in der Zeit des unermüdlich raschen Fortschritts, eine Erfindung drängt die andere; wir können kaum zu Athem kommen bei diesem perpetuum mobile nach Vorwärts! — Wie lange ist es, daß der Kautschuk in der Industriewelt so große Sensation erregte, und schon taucht ein gewaltiger Rivale für ihn auf. Wir meinen damit die Gutta Percha, eine Substanz, welche das Produkt eines in Borneo und Singaporas Umgebungen wachsenden Baumes ist, durch die Chinesen nach England in Handel kam, und welche bald das mächtige Losungswort der Industrie sein wird. — Herr Dr. Elfinger hielt in der letzten Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien einen höchst interessanten Vortrag über die Gutta Percha, in welcher er die physikalischen und chemischen Eigenschaften derselben angab, und aus denselben auf ihre unendliche Verwendbarkeit zu technischen und chirurgischen Zwecken hinwies. Er zeigte bei dieser Gelegenheit die verschiedenen Abstufungen von rohem Zustande bis zum vollkommen gereinigten, so wie auf mehre von seinem Bruder, dem bürgerl. Apotheker Josef Elfinger verfertigte technische und chirurgische Instrumente vor. Zugleich führte Herr Szigmondi einen Kranken vor, mit einer künstlichen Nase aus Gutta Percha. Man hofft sehr viel von der Anwendung dieser Substanz zur Heilung von Knochenbrüchen, und es wurden bereits schon mehre Versuche und glückliche Experimente der Art in den hiesigen Krankenhäusern angestellt. Dr. Heller machte sogar schon Versuche zur Conservirung der Leichen mittelst derselben. (Theat. Ztg.)

Thierklugheit. Sueton erzählt: Kaiser Domitian habe einen Trupp Elephanten gehabt, die nach der Musik getanzt hätten. Als einer wegen seiner Ungeschicklichkeit Prügel bekommen, entdeckten und überraschten ihn die Hüter in der folgenden Nacht, wie er ganz allein auf einer Wiese den betreffenden pas einübte. — Laut Coelius Rhodeginus bezahlte Cardinal Ascanius 100 Goldstücke für einen Papagey, welcher das apostolische Glaubensbekenntniß bewunderswerth deutlich und ohne Stocken hersagte. Der Verfasser der histoire de la musique et de ses effets berichtet, daß er auf der Messe zu Saint Germain ein Dutzend Ratten nach der Musik auf dem Seile habe tanzen sehen, jede mit einer kleinen Balancirstange. Acht derselben führten später einen Contretanz aus, so geschickt und regelrecht wie ein Tanzmeister.

Entdeckungen und Erfindungen.

Gegossene Schiffe. Dr. M. Connel in Washington hat eine Metallmasse erfunden, aus welcher Schiffe gegossen werden können. Diese Masse, bemerkt der New Yorker „Sun“, vereinige die Stärke und Billigkeit des Eisens mit der Dauerhaftigkeit des Kupfers, und verliert durch Verschleiß und Verarbeitung nichts mehr als 1 %. Bei Unglücksfällen kann ein Leck am Schiffe binnen fünf Minuten mit derselben Mischung wieder verlöthet werden. (Morgblt.)

Plattirte Kochgeschirre. Eine der interessantesten und nützlichsten Anwendungsarten der Galvanoplastik hat Herr Johann von Cronberg, k. k. Hauptmann in Pension in Wien, ausgeführt. Derselbe hat nämlich vor Kurzem ein ausschließendes Privilegium erhalten, Kochgeschirre von Glas, Porzellain etc. mit Kupfer zu überziehen. Für Chemiker und Apotheker erweisen sie eine nicht zu übertreffende Verwendbarkeit, eben so für reinliche Haushaltungen zum Kochen von Kaffee, Thee u. dgl. Die aus dünnem Glas bestehenden Geschirre sind auswendig mit einer Schicht festen und zähen Kupfers, mittelst der Galvanoplastik überzogen, und gewähren namentlich folgende Vortheile: 1. Eine außerordentlich schnelle und gleichförmige Wärmeleitung. 2. Die größte nur denkbare Reinlichkeit, indem das Innere derselben aus reinem Glase besteht. 3. Die Bequemlichkeit, auf jeder Lampe abdampfen, kochen und abrauchen zu können, ohne ein Oxydiren des Gefäßes durch Säuere oder das Zerspringen des Glases besorgen zu müssen.

Matrazen von Kork. Man hat in England Versuche über die Eigenschaft gemacht, weshalb der pulverisirte Kork schwimme, und fand, daß eine mit solchem Korkpulver gefüllte Matraze, wenn sie auch nur 25 Pfund wiegt, durch die Last von sieben Personen nicht unter Wasser gedrückt werden kann, zwei Personen aber sich damit selbst auf dem Meere mit voller Sicherheit gegen das Ertrinken auf dem Wasser halten würden. (Theat. Zt.)

Lederne Regenschirme. Diese fertigt man jetzt in Paris; sie sind vollkommen wasserdicht, und eben so leicht wie seidene.

Luftschifffahrt. In Folge des neuen, von Herrn van Hecke erfundenen Systems der Luftschiff-Fahrt, hat sich, nachdem die belgische Regierung dem Erfinder ein geeignetes Locale im Bahnhofe zu Mecheln überlassen hat, in Brüssel eine Aktiengesellschaft mit einem Kapitale von zwei Millionen Franks zu dem Zwecke gebildet: 1) Reisende, Waaren und Briefe durch die Luft zu befördern, 2) wissenschaftliche und strategische Forschungen anzustellen, und 3) das Erfindungsprivilegium an geeignete Personen oder Gesellschaften zu verkaufen. Die Actionäre sollen anfänglich nur 10 % zur Anstellung eines Versuches einzahlen und zur Nachzahlung der weiteren 90 % nicht gehalten sein, wenn die öffentliche Probeleistung nicht zu ihrer vollen Befriedigung ausfällt.

Literatur, Kunst und Alterthum.

Unter dem Namen „Théâtre étranger“ soll in Paris ein neues Theater concessionirt werden, welches ausschließlich der Aufführung von ausländischen dramatischen Werken verschiedener Sprachen gewidmet ist. Auf diesem Theater soll jährlich nur sechs Monate gespielt werden, und man will in dieser Zeit jedesmal 15 deutsche, 15 spanische, 15 englische und 15 italienische Dramen zur Aufführung bringen. (Spiegel.)

Journal Universel Polyglotte. Unter diesem Titel erscheint seit Kurzem zu Florenz ein neues Journal, dessen Text italienisch, französisch, deutsch und englisch ist. Das Journal erscheint dreimal wöchentlich, und enthält Artikel über wissenschaftliche Gegenstände, Handel, Industrie und Ankündigungen aller Art. (Theaterzeit.)

Professor Eric Gustav Geijer ist gestorben. Der Tod dieses berühmten Gelehrten ist ein um so größerer Verlust für die Wissenschaft, als Geijer wichtige, historische Arbeiten unvollendet hinterläßt.

Die tägliche Auflage der Times, so versicherte unlängst die Brighton Gazette, beträgt volle 25,000 Exemplare. Jetzt antwortet der brittische Riese in der modernen Journalistik, diese Angabe sei um mehre Tausend Exemplare zu niedrig genommen.

Die Akademie der Wissenschaften in Wien. Die Wiener Zeitung vom 17. Mai enthält das allerhöchste Dekret über die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Wien, und zwar mit Bestimmungen, welche auf wahrhaft kaiserliche liberale Grundlage beruhen. Zum Curator der Akademie ist Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann ernannt, die Akademie selbst in zwei Klassen, eine mathematisch-naturwissenschaftliche, und eine historisch-philologische, getheilt. An der Spitze der Akademie, welche aus 48 ordentlichen Mitgliedern, 24 Ehrenmitgliedern und einer vom Staate unbeschränkten Zahl korrespondirender Mitglieder zusammengesetzt ist, steht ein Präsident, ein Vicepräsident und zwei Sekretäre, von denen einer zugleich Generalsekretär ist. Die jährliche Dotation besteht in 40,000 Gulden C. M. Die vorläufig ernannten 40 ordentlichen Mitglieder sind folgende: In Wien: Die p. T. Herren Arneth, Auer, Baumgartner, Chmel, Endlicher, Ettingshausen, Grillparzer, Hammer-Purgstall, Baron Hügel, Hyrtl, von Münch, Partsch, Prechtl, Schrötter, Stampfer, Stülz, Wenrich, Weiß; in Prag: Palacky, Swatopluk Presl, Redtenbacher, Schaffarik, Zippe; Italien: Baldi, Carlini, Labus, Litta, Cittadella-Vigodarzere, Bordini, Santini. Steiermark und Tyrol: Jäger, Muchar, Unger, Beda-Weber. In Ungarn: Graf Dessewffy, Graf Teleki, Ladislaus Pyrker, Graf Teleky.

Der berühmte Herausgeber der griechischen Anthologie, der geheime Hofrath Fried. Christian Wilh. Jacobs, ist am 1. April in seiner Vaterstadt Gotha, in seinem 83. Jahre gestorben.

Allerlei Curiosa.

Ein Lotterie-Loos. Ein Herr in Berlin schenkte kürzlich seinem Bedienten ein Lotterieloos. Einige Zeit darauf kam er sehr vergnügt Mittags nach Hause, und sagte seinem Diener: „Johann! hole mir eine Flasche Champagner herauf und bringe zwei Gläser. Dein Loos hat 30,000 Thaler gewonnen. Du hast mich heute zum letzten Male bedient, wir sind nun gleich, wollen aber als Freunde beisammen bleiben. Bleich und starr vor Schreck geht der Diener das Verlangte zu holen, kommt aber nicht wieder. Der Herr sucht ihn endlich auf, und findet ihn erhängt an der Kellerthür, auf der die Worte aufgekreidet standen: „Gott! ick habe det Loos verkooft!“

Eine reiche Lady vermachte einem englischen Dichter die Summe von 1000 Pf. (gegen 10,000 fl. C. M.) und zwar, wie es in dem Testamente heißt, als Belohnung für die vielen Stunden süßen Schlafes, welche sie diesem Jünger Apollos verdanke.

Eine periodisch wiederkehrende Hungersnoth. Aus einem Berichte über die Hungersnoth, von welcher Europa im Laufe von fast einem Jahrhunderte heimgesucht worden, geht hervor, daß schlechte Ernten periodisch nach 10—12 Jahren wiederkehren, und daß ferner ein Jahr, welches sich ohngefähr nach 54 Jahren wiederholt, noch schlechter als die anderen sei. So z. B. waren 1792, 1793—94 (große Hungersnoth zur Zeit der französischen Revolution) 1804, 1815—16, 1825—26, 1836—37, 1846—47 Hungerjahre. Die große Hungersnoth der Jahre 1793—94 scheint in obiger Weise der des gegenwärtigen Jahres zu entsprechen. (Spiegel.)

Das Thier ohne Gleichen. In der Osterwoche schlachtete ein Londoner Metzger einen vierjährigen Ochsen, der 916 Pfd. wog. Das Fett allein betrug 180 Pfd. Das Thier „ohne Gleichen“ wie es englische Blätter nennen, hatte 38 Guineen (380 fl. C. M.) gekostet. (Theaterz.)

Die drei jüngsten Patriarchen. Eine Engländerin Mistreß

Digitized by Google

Clawshill kam kürzlich mit Drillingen nieder, und ließ sie Abraham, Isak und Jakob taufen. (Theaterz.)

Hui! Einmal, vor zwei oder drei Monaten, rief Frau Viardot-Garcia in größtem Uebermuthe am Schluße eines spanischen Liedes, das sie in Berlin in einem Conzerte sang, aus: Hui!, wie die Kutscher bei uns den faulen Pferden zuzurufen pflegen. Ob spanisch oder nicht, so gefiel der verständliche Ausruf doch dem Publikum so sehr, daß die Künstlerin die Schwachheit hatte, seitdem fast in allen Liedern plötzlich „Hui!" zu rufen, wodurch sie jedesmal alles elektrisirte. Man geht nur um diese Huis zu hören in's Conzert, und die Droschkenkutscher vor den Thüren spitzen die Ohren gewaltig, um die wohlbekannten Töne im Innern des Saales zu hören. Man spricht sogar davon, daß sie nächstens eine Dankadresse an Frau Viardot-Garcia erlassen werden; doch vielleicht ist dieses Gerede noch ungegründet. (Humorist.)

Ball von Verrückten. In Quebec, im Standehause (welche Entweihung!) wurde kürzlich, wie die amerikanischen Blätter erzählen, ein ganz eigenthümlicher Ball gehalten, ein Ball von — Verrückten, die man auf diese Weise zerstreuen wollte. Es waren 100 verrückte Herren und Damen da, welche sich vollkommen comme il faut betrugen, und außerdem wohnten dem Balle die Beamten der Stadt und die angesehensten Herren und Damen derselben bei.

Wette. Kürzlich, erzählt ein Blatt von Neuerleans, wetteten ein Franzose und ein Kentuckier, welcher von beiden am längsten zu sprechen vermochte. Es sammelten sich viele Neugierige bei diesem eigenthümlichen Wettkampfe, der dreizehn Stunden dauerte. Alle Anwesenden, auch die Neugierigsten und selbst die Kampfrichter waren eingeschlafen, und als sie früh erwachten, lag der Franzose — todt am Boden, der Kentuckier aber kniete neben ihm, und — schrie ihm in's Ohr.

Annehmlichkeiten einer Eisenbahnfahrt. Ein Reisender, den wir in diesen Tagen sprachen, schilderte eine Eisenbahnfahrt, die er eben gemacht habe, als das Grauenvollste, das er je erlebt. „Der Fluß war hoch angeschwollen, und als wir an die Brücke kamen, hielt der Zug mit einem Male an. Die Reisenden sahen neugierig aus dem Wagen heraus, fragen nach der Ursache der Zögerung und erfuhren endlich, der eine Pfeiler der Brücke habe eben einen so starken Riß bekommen, daß man nicht wisse, ob man es wagen dürfe, über die Brücke zu fahren. Nach langem Hin- und Herreden, und nachdem Sachverständige, wie immer ganz entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen hatten, wurde beschlossen, den Zug eine Strecke zurückzuschieben, und dann mit der größten Geschwindigkeit über die Brücke zu fahren. Viele Reisende blieben zurück, weil sie dies Wagestück nicht mitmachen wollten; andere hatten aber den Muth dazu, und der Wagenzug kam glücklich hinüber. Man freuete sich, einer schrecklichen Gefahr entgangen zu sein, und beruhigte sich endlich, bis man in einen der Tunnele gelangte, in welchem der Zug mit Schneckenlangsamkeit fuhr. „Mein Gott!" fragte man, was ist denn wieder?" — „Still," sagte einer der Condukteure, der nebenher ging, „im Aufthauen sind eben an der Wölbung des Tunnels einige Steine gewichen, und man muß besorgen, daß der ganze Tunnel zusammenstürzt, wenn er durch rasches Fahren sehr erschüttert wird." — Denken Sie sich," setzte der Erzähler hinzu, den ich bedauernd ansah, „denken Sie sich, wie uns zu Muthe war! Wir konnten Alle — im Finstern erschlagen werden, und keiner hätte etwas davon gesehen!"

Ein weißer Othello. Kürzlich sollte in Baltimore Othello gegeben werden, allein der Schauspieler, welcher die Titelrolle spielte, wollte sich durchaus nicht färben lassen, behauptend: Seine Ehre verbiete ihm, mit der Hautfarbe der Sklaven vor dem Publikum zu erscheinen, und der Direktor sah sich genöthigt, dem Publikum anzukündigen, daß Othello, der Mohr von Venedig, Umstände halber mit weißer Hautfarbe spielen werde.

Der Agramer Theaterdirektor sucht „deutsche Schauspieler" die kroatisch, slavonisch, dalmatisch und serbisch sprechen. Die wird er leicht finden, aber er soll einmal „deutsche Schauspieler" suchen, die „deutsch" sprechen.

Ein Araber, der in Marseille die Quarantaine halten mußte, rief aus! „Das menschliche Leben ist die Quarantaine des Paradieses!" Diesen Ausspruch fand man so treffend, daß man ihn mit goldenen Lettern als Inschrift über die Quarantaine-Anstalt gesetzt hat.

Gut geantwortet. In einem Banket, welches der Gouverneur von New-York veranstaltete, wurden unter Andern auch sämmtliche Schüler der Cadetten-Schule mit eingeladen. Der Gouverneur, um sich zu überzeugen, ob die jungen Leute etwas Tüchtiges gelernt, und Geistesgegenwart besitzen, rief den jüngsten Cadetten, 14 Jahre alt, auf, dem großen Washington einen Toast auszubringen. Ohne sich lange zu besinnen, nahm der junge Mann das Glas, und sprach: „Hoch lebe unser Vorbild Washington! Die Vorsehung ließ ihn kinderlos, damit die Nation ihn Vater nenne." Daß ein allgemeines, anhaltendes Hurrah erfolgte, ist sehr begreiflich.

Als der Gesandte der ottomanischen Pforte sich bei Kaiser Joseph befand, kam die Prinzessin Elisabeth von Würtemberg dazu, und hörte aufmerksam der Conferenz zu. Bei der Gelegenheit äußerte sie die Frage: „Warum erlaubt Mahomet den Türken mehr als eine Frau zu nehmen?" Der Gesandte erwiederte: „Um bei mehreren das zu finden, was bei Ihnen in einer Person vereinigt ist."

Eines Abends bei Regenwetter hatte sich eine alte Frau hinter einen Baum in den elysäischen Feldern in Schutz begeben. Es war finster und spät. Ganz nahe bei ihrem Baume (sie erkennt die Gesichtzüge) halten zwei Männer einen Dritten an und verlangen seine Börse. Er hat nur ein Fünffrankenstück, das gibt er willig hin. Aber das ist den Räubern nicht genug und sie beschließen ihn zu morden, und den Leichnam in die Morgue zu tragen, wo sie dafür zwei Fünffrankenthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um sein Leben, sie hören nicht und ermorden ihn grausam zu den Füßen der Alten, die in der Todesangst regungslos da sitzt. Kaum sind die Männer mit dem Todten fort, so eilt sie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt sie mit in die Morgue und schärft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie die Mörder erkenne. Zugleich hat er für Zeugen gesorgt. Im Laufe des Morgens erschienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählten, wo sie dieselbe gefunden hätten, und verlangen ihre 2 Thaler. — „Allerdings," sagt der Beamte, „die kommen Euch zu und da habt ihr sie," und er legte einen Thaler auf den Tisch. Die Mörder bemerken, sie bekämen zwei. — „Ja, diesen Thaler, und jenen, den ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erschrecken, verlieren den Kopf und fallen, Gnade bittend, vor ihm nieder. Diese Scene und die Morgue dazu, man kann sich nichts denken, das schauerlicher wäre.

Kürzlich kam ein Handwerksbursche nach Königstein, um sich dort eine Condition zu suchen. Da er von allen Geldmitteln entblößt war und schon einige Tage nichts gegessen hatte, nahm er seine Zuflucht zum Betteln. Darüber ertappte man ihn und griff ihn gleich auf, um ihn in's Amtsgefängniß zu sperren. Der Unglückliche vermochte kaum mehr zu sprechen; nur in unverständlichen Worten konnte er stammeln, man sollte ihm etwas zu essen geben. Allein man gab dem Halbverhungerten den Bescheid, zu warten bis Morgen. Den andern Tag fand man ihn todt am Boden und bei der Section ergab sich, daß er des schrecklichen Hungertodes gestorben sei!

Man schreibt aus Wien: Während einer Vorstellung der Nachtwandlerin, als Fräulein Lind im Finale des letzten Aktes die bekannte Cavatine „Freud' und Wonne ꝛc." sang und eben zu den Worten „Ei, so komm doch" gelangte, erhob sich plötzlich im Parquet ein Herr und versuchte rechts und links Stöße auszutheilen, sich durch das Orchester einen Weg nach der Bühne zu bahnen. Nur die Kaltblütigkeit des Paukenschlägers, der den Opfer-Enthusiasten noch eben zur rechten Zeit bei einem Beine faßte, als er das Podium erklettern wollte, verhinderte einen eclatanten Scandal. Zur Rede gestellt wegen seines auffallenden Betragens, meinte er mit der größten Seelenruhe, dieses: „Ei so komm doch" habe ihm gegolten, was Fräulein Lind sehr deutlich durch Gesten und Augen kund gethan. Er sei deßhalb nur in seinem Rechte gewesen, indem er dem lockenden Rufe so schnell als möglich nachzukommen gesucht habe. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß der Enthusiast bisweilen an Geisteszerüttung laborire.

Der Kampf mit einem Krokodil. Der englische Tourist Laird erzählt in seinen gesammelten Schriften: Man sah einen sehr großen Aligator am Ufer eines Flußes, unserem Schiffe gerade gegenüber sich sonnen. Zwei Eingeborene in einem Boote bemerkten ihn auch, landeten sogleich vorsichtig, und krochen nach dem Ungeheuer hin. Sobald sie demselben nahe gekommen waren, richtete sich einer auf, nahm seinen 6 Schuh langen Speer und nagelte dadurch mit einem heftigen Stoße das Hintertheil des Aligators in den Sand. Nun folgte ein harter Kampf. Der Mann mit dem Speere mußte denselben so fest, als seine Kraft erlaubte, in dem Sande fest halten und auf demselben hinauf klettern, gewandt wie eine Katze oder ein Affe, wenn der Aligator sich drehend nach ihm umdrehte, während sein Gefährte, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbot, auf das Thier zustürzte, ihm Stiche mit seinem Messer versetzte und in demselben Augenblicke aus dem Bereiche seiner Zähne entfloh, wenn das Thier sich an der seltsamen Angel wie der Zeiger an der Uhr herum drehete. Der Kampf dauerte über ½ Stunde und endigte mit dem Tode des Aligators und dem Siege der beiden muthigen Männer, welche darauf das Thier zerhieben, ihr Brot mit dem Fleische belegten und dasselbe dann an ihre Landsleute verkauften.

Ein echt englisches Experiment. Ein Engländer, der gern wissen wollte, ob der Tod durch Ertrinken mit sehr viel Leiden verbunden sei, erzählt in einer englischen Zeitung einen Versuch, den er deßhalb vor einiger Zeit selbst gemacht habe. „Da ich fürchtete, ich würde mich unwillkührlich sehr sträuben" — spricht der experimentirende Engländer — „so band ich mir Gewichte an die Arme und Beine, und tauchte damit unter; dennoch sträubte ich mich im Anfange bedeutend, und hielt den Versuch beinahe für albern. Dann verfiel ich auf ziemlich angenehme Weise in eine Art Ohnmacht, und ich dachte und fühlte gar nicht mehr; den größten Schmerz erlitt ich durch das Einblasen der Luft in meine Lunge, womit man mich wieder in's Leben rief. — Vielleicht macht demnächst ein genialer Engländer einen ähnlichen Versuch mit dem Erschießen! (Theater-Zeitung.)

Eine neue Kurart. Das wäre wieder einmal eine neue Kurart! Eine Frau auf dem Lande erkrankte im 7. Monate ihrer Ehe an den Augen; diese überzogen sich mit Häutchen und so verlor die Arme das Augenlicht. In ihrem Unmuthe rieb sie sich nun — wie die „Nemzeti Ujs" berichtet — die Augen sehr stark mit Paprika ein, und siehe! die Häutchen

Digitized by Google

verloren sich und die Frau erhielt das Gesicht wieder. — Uebrigens wollen wir unsererseits Niemandem rathen, die gefährliche Operation nachzumachen.

Der erste Jude, welcher bei den Deutschen als dramatischer Schriftsteller auftrat, war David Arnstein in seinem dramatischen Versuche (Wien 1787); so berichtet der Comet.

In einer Gesellschaft in Paris wurde kürzlich Lanzenknecht gespielt, das bekanntlich dort sehr eifrig betrieben wird. Ein junger Mann setzte 5 Francs und gewann 20, das dritte Mal 2 Louisdors, das vierte Mal vier Louisdors das fünfte Mal acht . . . so ging es 16 Mal hinter einander fort. Das Spiel stand da auf 163,840 Francs. Die Karten hinzulegen und die Summe einzustecken, hielt der junge Herr, der so beispielloses Glück hatte, für unpassend, er wollte aber seinem eifrigen Gönner wenigstens eine tüchtige Lection geben. Es stehen 163,840 Francs; ich bin bereit weiter zu spielen, und wenn ich wieder Glück habe, gewinne ich 327,680 Francs. Da diese Summe sehr bedeutend ist, so spiele ich nur unter der Bedingung weiter, daß wir zuerst 10,000 Francs für die Armen der Stadt wegnehmen. Dies geschah und das Glück wandte sich dem Bankhalter wieder zu, der sein Geld bis auf die angedeuteten 10,000 Francs für die Armen, beim nächsten Spiele wieder erhielt.

Die liebe hoffnungsvolle Jugend. In B. fand jüngst ein 21jähriger Bursche seinen Tod, in Folge des übermäßigen Brandweintrinkens. Er hatte nämlich am zweiten Osterfeiertage des Abends in einer Gesellschaft von mehren jungen Leuten, und auf deren Zureden die Bravour ausgeführt, 23 sage drei und zwanzig Gläser Brandwein zu trinken, wovon er bald nachher in eine Art Wahnsinn verfiel und Tags darauf seinen Geist aufgab. — Zu O. in W. wurde der 13jährige Brandstifter zu 12jähriger Einsperrung in die für junge Verbrecher bestimmter Strafanstalt und nachheriger 6jähriger Polizeiaufsicht verurtheilt. Das liebe Jüngelchen hatte nur 32 Feueranlegungen eingestanden, wovon jedoch nur 5 zum Ausbruche kamen, und die größte derselben 41 Häuser und Stallungen einäscherte. Fast allen Brandstiftungen lag Rache wegen geringfügiger Beleidigungen zu Grunde, und der Schaden, den seine Bosheit angerichtet hat, wird auf 170000 fl. C.M. geschätzt.

Für alte Stutzer. Folgende Anzeige steht im Journal des Débats vom 20. November:

„Wiedergeburt des Kopfhaars. Herr Leopold Lob, Chemiker aus Deutschland, itzt in Paris ansässig, hat endlich das lange, vergeblich gesuchte Problem gefunden, schüttere Haare dichter zu machen, und Kahlköpfe, die es schon durch 20 Jahre sind, neu zu behaaren. Dies ist so wunderbar, daß man, um es zu glauben, die vielen Zeugnisse der vornehmsten Personen, die dieser geschickte Chemiker in seiner Behausung aufbewahrt, gelesen haben muß. Die beste Garantie für die Wahrheit seiner Angaben gibt Herr Lob dadurch, daß er die Bezahlung erst verlangt, wenn das Mittel angeschlagen hat. Auch für Haare, die ihre lebhafte Farbe verlieren, oder gar grau werden, ist es von bestem Erfolge. Eine einzige Flasche zu 5 oder höchstens 10 Franken (2 bis 4 fl. C. M.) wirkt alle diese Wunder."

Das Auffinden einer neuen, außerordentlich großen Austernbank erregt in Paris bei den Liebhabern dieses Leckerbissens große Freude; der Preis der Austern ist in Folge davon bereits so gefallen, wie er nur vor 15 Jahren stand. Die Bank erstreckt sich neun Seemeilen lang von Harfleur bis zum Cap de la Hève, ist zwei Meilen breit, hat eine Stärke von 60—80 Centimeter (2—2½ Fuß) und befindet sich 15—18 Faden unter der Oberfläche; sie ist acht Meilen von Havre entfernt. Leider, jammern die Franzosen, liegt sie außerhalb der der großen Nation vorbehaltenen Fischergränzen, so daß ihre Ausbeutung durch die Engländer befürchtet wird. Indessen ist sie mächtig genug für mehrere Jahre, während welcher die andern französischen Austernbänke sich wieder bevölkern können.

Friedrichs des Großen Kammerdiener durfte weder lesen noch schreiben können, weshalb sich der König, als derselbe plötzlich mit dem Tode abgegangen war, wegen Wiederbesetzung der dadurch erledigten Stelle in nicht geringer Verlegenheit befand. Er setzte sich daher eines Markttages an's Fenster hin, um von den vorübergehenden Bauernburschen den anscheinlich Dümmsten zu sich heraufzurufen. Endlich glaubte er seinen Mann gefunden zu haben, und wirklich ward auch seine Frage, ob er schreiben gelernt, von dem Burschen mit Bedauern verneint. Der König stellte sich zwar an, als ob er ihn um deswillen nicht brauchen könne, sagte ihm jedoch mit der Miene des Mitleids die Stelle zu. Da Friedrich nach einigen Wochen auf einem Gange seines Schlosses auf und abging, sah er zufällig in einer Ecke einen Rock hängen, aus dessen Taschen der Rand eines Briefes hervorblickte. Es war der Rock seines neuen Kammerdieners. Rasch greift der König nach dem Briefe und liest folgende, von dem Kammerdiener eigenhändig geschriebene Worte:

„Liebe Christiane! Gestern konnte ich nicht kommen; wir hatten große Gesellschaft. Heute kann ich nicht; denn der Alte ist brummig. Aber morgen —"

„Heinrich!" rief der König seinem eben eintretenden Kammerdiener zu, „setze dich und schreibe einmal!" — „Ich kann nicht schreiben, Ew. Majestät." — „Schreib! ich weiß, du kannst schreiben. Schreibst du nicht, so kostet es dir den Kopf; schreibst du aber, was ich dir dictire, so wirst du v e r s o r g t."

Heinrich setzte sich.

„Liebe Christiane!" dictirte der König: „Gestern konnte ich nicht kommen, wir hatten große Gesellschaft. Heute kann ich auch nicht; denn der Alte ist brummig; und morgen kann ich auch nicht, denn ich muß — nach Spandau."

Er kam indeß bald zurück von Spandau.

In der kleinen persischen Stadt Khoi starb unlängst Prinz Murad Ali, fünfundachtzigster Sohn des verstorbenen Schachs von Persien, Feth Ali, welcher 101 Kinder hinterlassen hat. Von dieser ganzen Anzahl sind itzt nur noch neununddreißig am Leben.

Miscellen von Al. Wekissel.

Der Papagey als Fursprecher. Der griechische Kaiser Leo VI., der Weise genannt, wurde als Prinz in's Gefängniß gesetzt, und alle Bitten und Vorstellungen vermochten nicht, seinen Vater günstiger zu stimmen. Als einst dieser (Kaiser Basilius) seinen Ministern ein Gastmahl gab, hörte man auf einmal den Ruf: „Ach Prinz Leo!" Er kam von einem Papagey, der sich diese, in den Bitten für Prinz Leo häufig vorkommenden Worte gemerkt hatte. Dieses Impromptu wirkte dergestalt auf die Gäste ein, daß sie den König mit Bitten bestürmten, bis er seinen Sohn wieder zu Gnaden aufnahm.

Ein König als Opfer der Etiquette. Die Pedanterie, die einen Hauptzug im Charakter des Spaniers bildet, und sich auf die geringfügigsten Handlungen erstreckte, war etwas höchst Lächerliches, zuweilen aber strafte sie sich selbst. Den Beleg hierzu liefert Philipp III., er saß beim Kamine, worin der Stubenheizer sehr viel Holz gelegt hatte; es entstand dadurch eine so große Wärme, daß dem Könige der Schweiß über das Gesicht floß. Er befahl daher dem anwesenden Marquis von Pobar, daß er einige Brände wegnehmen möchte. Der Marquis entschuldigte sich, weil dergleichen Bedienungen nicht ihm, sondern dem Herzog von Useda zukämen, und ging aus dem Zimmer, den Herzog zu holen. Während dem, daß er diesen, der aber ausgefahren war, suchte, nahm die Hitze überhand, und der König hielt es seiner Majestät unanständig, sich selbst zu bedienen. Dadurch war ihm der Kopf so erhitzt, daß er das Rheuma bekam, und darauf sterben mußte.

Eine sonderbare Glocke. Ein König von Arragonien, Ramiro II., konnte trotz aller seiner Bemühungen die Würde eines Königs nicht behaupten, und war deswegen seinen Leuten sehr oft zum Spotte. Als er nun einst einen gewissen Abt, seinen gewesenen Klosterbruder, durch einen vertrauten Diener fragen ließ, was unter so bewandten Umständen zu thun sei, ging dieser zweite Tarquinius in den Garten, und hieb die hervorragendsten Stengel ab, mit dem Befehle an den Boten, er solle nur das berichten, was er gesehen. Ramiro merkte wohl, was damit gemeinet war; er that daher kund, er wolle eine Glocke gießen lassen, die man in ganz Spanien hören sollte. Als deßwegen viele Vornehme nach Osca kamen, ließ er fünfzehn der Mächtigsten, die ihm ein Dorn im Auge dünkten, um eine Spanne kürzer machen, und ließ die abgeschnittenen Köpfe so übereinander legen, daß der Haufe die Form einer Glocke bekam. Das war nun freilich eine Glocke, welche einen Klang von sich gab, den man in ganz Spanien hören konnte. Dies geschah 1136.

Geld von Leder wurde in Deutschland in der Mitte des 13. Jahrhundertes von Kaiser Friedrich II. geschlagen, als er Parma in Italien belagerte. Um sie ganz und gar einzuschließen, ließ er eine Stadt von Holz gegenüber aufbauen, die er Victoria nannte. In diesem Zustande wollte er von keinem Vergleiche hören, sondern vertrieb sich die Zeit mit Thierkämpfen und derlei Spielen. Weil sich nun die Belagerung in die Länge zog, wurde er bald seines Geldes los, und in der Noth ließ er neues aus Leder prägen, welches er später mit gutem Gelde auszuwechseln versprach. Einst, als er sich auf die Jagd entfernte, und einen gewissen Thaddäus de Tuessa an seiner Stelle in der Vittoria zurückließ, thaten die Parmesaner einen Ausfall, verbrannten die hölzerne Stadt und verjagten die Armee.

Ein mächtiges Kloster. Zu Burgos in Altkastilien war (vor nicht 200 Jahren) ein Kloster, Las Huelgas mit 150 Nonnen, von denen die meisten Prinzessinen, Töchter der Herzoge und des angesehendsten spanischen Adels waren. Ihre Aebtissin hatte über 11 große Städte zu gebieten, ferner hatte sie die Macht, die Gouverneurs und Obrigkeiten daselbst einzusetzen, sie war Superiorin über 17 andere Klöster, hatte viele Benefizien zu vergeben, und über 12 Kommanduren nach Gefallen zu verfügen.

Etwas für Gourmand's. Wer seinen Leichnam gut und wohlfeil verpflegen will, dem rathen wir, schnurstracks nach Bilbao in Spanien zu reisen; ein altdeutsches Buch läßt sich über die Fruchtbarkeit, die dort herrschen soll, so aus: „Es gibt allda fürtrefflich gut Brod, absonderlich ist das, so man Pan del fuego oder de escogorias nennet, so wohl geschmackt, daß selbigem nicht leicht ein anderes darinnen gleich kommen wird. Außer dem Land-Wein kann man allezeit in die Zwanzig andere fremde Weine zu kosten bekommen; an Geflügel ist kein Mangel zu verspüren, und wer sich mit delicaten Fischen will speisen lassen, darf nur sagen, was er für welche haben will. Die Menge von Obst- und anderen Baumfrüchten, die herum jährlich abgenommen werden, ist so ungemein groß, daß es denjenigen, welche es nicht selbsten mit Augen gesehen und erfahren haben, ganz und gar wird unglaublich dünken. Weßhalber man auch allda um 10 Maravedis, so nach unse-

Digitized by Google

rer Münze ohngefähr 10 Pfennig austräget, (massen 95 Maravedis, ein Drittel vom Thaler ausmachen,) so viel Pomeranzen kann haben, als man einen Esel insgemein aufzuladen pfleget."

Eine Brücke von 7 Meilen. Der Guadiana verliert sich in Neu-Kastilien, 5 Meilen oberhalb Kalatrava unter der Erde, und kommt erst bei dem Städtchen Medellin hervor; die ganze Strecke, unter welcher der Fluß lauft, hat trefflichen Wiesenwachs, deswegen pflegen viele Tausende Stücke Vieh darauf zu weiden. Man sagt daher, in Spanien sei ein Fluß, über welchen viele Heerden Viehes geweidet werden, oder eine Brücke, deren Länge sich auf 7 Meilen Weges beläuft.

Einer ungeheueren Trompete soll sich Roland, Karl des Großen Schwestersohn, bedient haben, und man erzählt, als er auf dem Berge Ranceval tödtlich verwundet, vor seinem Tode noch in dieselbe gestoßen, daß sie einen Klang von sich gab, den Kaiser Karl, der doch 8 Meilen zufällig davon entfernt war, hören konnte. Diese Anstrengung war aber so gewaltig, daß die Trompete entzwei riß, und ihm selbst alle Adern im Halse rissen.

Eine scharfe Replik. In dem arragonischen Successionsstreite, der nach König Martins Tode 1410 ausbrach, fragte ein Anhänger der Partei des Grafen Jakob Urgell den Erzbischof von Saragossa: ob sein Graf nicht dürfe König werden? „Me vivente non!" sprach dieser. „Et non te vivo, ergo te mortuo;" rief der Krieger und hieb dem Erzbischof den Kopf ab. (Historisch wahr.)

Ein gelehrtes Frauenzimmer war Aloisia Sigea, geboren zu Toledo; selbe hat nicht nur die philosophische Wissenschaft, sondern auch die lateinische, griechische, hebräische, sirische und arabische Sprache inne. Die Infantin von Portugal, eine Freundin der Gelehrsamkeit, welche von ihr vernahm, berief sie an ihren Hof, wo sich Sigea mit Alfons Cuevas de Burgos vermählte. Sie schrieb auch ein lateinisches Gedicht, Sintra, welches der Name einer Stadt in Portugal ist, und widmete selbes nebst einem Zwiegespräch über den Unterschied des Stadt- und Landlebens, ihrem Mäcenas, (wenn das Wort erlaubt ist) der Infantin. Nebstdem wurden ihr noch einige andere Schriften in gebundener Rede und Sendschreiben zugeschrieben; unter andern ein Buch, das ebenfalls ihren Namen führt: De Arcanis amoris et Veneris ist aus neuerer Zeit, auch scheint sich dessen unflätiger Inhalt nicht mit ihrer Tugend zu vertragen. Sie starb noch jung den 13. Oktober 1560. Ihre Schwester Angela verstand sich ebenfalls auf die lateinische und griechische Sprache und die Musik.

Ueberhaupt schien Spanien keinen Mangel an gelehrten Frauenzimmern ehemals gehabt zu haben; denn die Tochter des Antonius von Lebrija, der die Gelehrsamkeit in Spanien wieder in Schwung brachte, war ebenfalls sehr gebildet und redete verschiedene Sprachen, so daß sie für ihren Vater, wenn er durch Unpäßlichkeiten verhindert oder andere Geschäfte zu verrichten hatte, Vorlesungen über Rhetorik zu Alcala hielt.

Ein kostbares Begräbniß. Als Hephästion, der Liebling Alexanders, welche, wie männiglich bekannt, keine schwachen Verehrer des Gottes Bachus waren, sich zu Ekbatana zu Tode gesoffen, legte dieser seine Betrübniß so an den Tag, daß er nicht nur den Arzt Glaucus, der im Geruche stand, ihn nicht mit gehöriger Sorgfalt behandelt zu haben, mit der Kreuzigung belohnte, sondern eine Leichenfeier zurichten ließ, die ihm 12,000 Talente, oder 7 Millionen kostete, und dem Verblichenen sogar als eigenem Gotte zu opfern befahl.

Bescheidenheit. Willigis, Lehrer Kaiser Otto II., Erzbischof von Mainz, eines Wagners Sohn, hatte überall in seinem Schlosse, um sich an seine geringfügige Abkunft zu erinnern, ein Rad machen lassen mit der Devise: Willigis, recole, unde veneris et prioris fortunae memor, quis nunc sis, considera. (Willigis, bedenke, woher du gekommen bist, und verliere, deines frühern Amtes eingedenk, nicht aus den Augen, wer du jetzt bist.) Diese Bescheidenheit gefiel so seinen Nachfolgern im Hirtenamte, daß sie das Rad in ihr erzbischöfliches Wappen aufnahmen.

Naturhistorische Merkwürdigkeiten. Nach Spangenbergs Bericht soll 1137 zu Oldesleben und Thüringen ein Stein von der Größe und Gestalt eines Menschenkopfes vom Himmel gefallen, und am selben Orte lange Zeit als etwas Bewunderungswürdiges gezeigt worden sein.

— Zu Zeiten Heinrich des Finklers soll zu Piemont aus einem Brunnen Blut geflossen sein, welches man als ein Vorzeichen des von den Saracenen hernach verübten Blutvergießens und Verwüstung ansah.

— Blutregen. Unter Regierung Kaiser Heinrich II., des Heiligen, soll ein dem Blute ähnlicher Saft vom Himmel geregnet sein, von der Beschaffenheit, daß, wenn er auf die Haut gefallen, die Flecken von demselben sich nicht leicht entfernen ließen.

— Hohes Alter eines Fisches. In einer Chronik wird erzählt, daß Kaiser Friedrich II. im Jahre 1230 in den See zu Heilbrunn einige Hechte geworfen habe, an deren Kiefern er kupferne Ringe, worauf sein Name und die Jahreszahl gegraben war, befestigen ließ. Von diesen fing man 1497 einen, der den Ring noch am Kiefer hatte, und 350 Pfund wog, und also das Alter von 267 Jahren erreicht haben muß (?)

— Ein Stein, der das Wetter anzeigt. Die finnische Zeitung Mnemosine erwähnt eines Steines im nördlichen Theile von Finnland, dessen sich die dortigen Einwohner allgemein als eines Wetterverkündigers bedienen. Dieser Stein, den sie Ilmakivi nennen, wird bei zu erwartendem Regen schwarz oder schwarzgrau; aber mit weißen Flecken besprengt, sobald schönes Wetter im Anzuge ist.

Hohes Alter. Nach den Berichten mehrerer Geschichtschreiber soll um das Jahr 1128 ein alter Mann gestorben sein, Namens Johannes de Temporibus, der Karl des Großen Waffenträger gewesen, und sein Alter auf 360 Jahre gebracht haben soll.

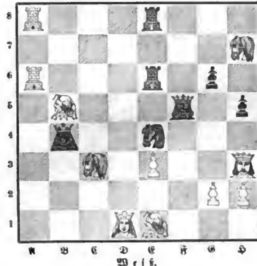
Zur Psychologie des Traumes. Bekannt ist die Erzählung des Horaz von den beiden Freunden zu Megara. Man erzählt eine noch wunderbarere Geschichte aus dem 17. Jahrhunderte. Ein Gelehrter von Dijon legt sich eines Abends ärgerlich darüber nieder, daß er den Sinn eines Satzes in einem griechischen Dichter nicht hatte begreifen können; er schläft ein. Plötzlich sieht er sich im Geiste nach Stockholm, in den Pallast der Königin Christine versetzt, in die Bibliothek eingeführt, und vor ein Fach gestellt, wo seine Augen einen kleinen Band unterscheiden, dessen Titel ihm neu erscheint. Er öffnet den Band, und findet darin die Lösung der grammatikalischen Schwierigkeit, die ihn so sehr beschäftiget hatte. Die Freude über diese Entdeckung weckt den Gelehrten, er schlägt Feuer und schreibt nieder, was er erfahren hat; aber die Begebenheit war zu sonderbar, als daß er nicht hätte die Genauigkeit seiner nächtlichen Reise außer Zweifel setzen sollen. Descartes (Cartesius) wohnte damals in Stockholm; der Gelehrte schrieb an Chanut, den französischen Gesandten in Schweden, und bat ihn, den großen Filosofen, seinen Freund, zu fragen, wie der Pallast und die Bibliothek der Königin eingerichtet seien, und ob in dem und dem Fache, auf einer gewissen Seite des und des Bandes nicht zehn Verse vorkommen, von denen er eine Abschrift sandte. Descartes antwortete Herrn Chanut, ohne die Bibliothek seit 20 Jahren zu besuchen, könnte man schwerlich genauere Angaben liefern; das Fach, der Band, die zehn griechischen Verse; Alles fand sich.

Schach-Aufgabe Nro. 56.

Von Herrn Karl Mayer in Hainburg.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem sechsten Zuge Matt zu sagen.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 55.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von D 5 auf B 8.	Bauer von B 7 auf B 6.
Thurm „ C 1 „ C 6.	König „ D 4 „ C 4.
„ C 8 „ C 4 † matt.	

Bild und Leben.

Die Schreckensnacht zu Pisa.

Historisch romantische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von J. E. Hickel.

I.

Am Erkerfenster seines, auf dem Altstädter Ringe in Prag gelegenen Hauses stand der reiche Bürger und Grubenbesitzer **Jobst Rothlew** und sah, sich lächelnd den braunen Bart streichend, der wohlgesalbt und zierlich verschnitten war, hinab auf das bunte Gewühl der Menge, die sich unten auf dem Platze versammelt hatte. Obgleich es ein Werktag war, und Prag's ehrsame Bürgerschaft in dem Rufe einer absonderlichen Betriebsamkeit und Thätigkeit stand, so blieben heute doch alle Laden und Gewölbe geschlossen, alle Fenster hingegen waren geöffnet und mit Neugierigen besetzt; während auf den Straßen das Gesumme und Gedränge immer ärger ward, und die Stadtsöldner in ihren Wappenröcken mit den langen Spießen kaum in der Mitte einen breiten Raum frei halten konnten. Die Leute unten waren meistens in Feiertagskleidern, und hatten recht frohe, neugierige Gesichter, ein Zeichen, daß keine böse Zusammenrottung oder ein Auflauf zu befürchten stand; sondern irgend ein Spektakel die Menge aus den Häusern gelockt hatte.

Und dem war es auch so.

Kaiser **Karl IV.** glorreichen Angedenkens, der über Böheim herrschte und auch Deutschland's Kaiserkrone trug, hatte einen Römerzug beschlossen, um sich nach dem Beispiele seiner Vorfahren in der heiligen Roma vom Haupte der Christenheit selbst, die italische Kaiserkrone aufsetzen zu lassen; aber fürchtend die Eifersucht der italischen Großen und all' der kleinen, den Ausländern stets feindselig gesinnten Fürsten, wollte der staatskluge Luxemburger zuerst nur mit einem Gefolge von 300 Reitern aus den edelsten Geschlechtern und deren Dienerschaft erscheinen. Später sollte ihm die junge Königin **Anna von Schweidnitz** mit den übrigen Rittern und einer frisch geworbenen Heerabtheilung folgen. Heute war der zum Auszuge bestimmte Tag, der König hörte in dem von ihm neuerbauten Dome zu St. Veit die Messe, ließ sich vom Erzbischofe von Prag, dem gelehrten und weisen **Arnest von Pardubitz** einsegnen, und wollte dann die Straßen seiner vielgeliebten Hauptstadt durchziehen, damit ihn seine Bürger noch ein Mal sehen sollten zum Abschiede; darum feierte heute jede Arbeit, darum wogte die Menge Straßen auf und ab in buntem Gemische. Da stand eine Gruppe ehrsamer Bürger und verhandelte gar Vieles über den Römerzug und Karoli Regiment in der wohlklingenden Czechensprache, welche damals ihr goldenes Zeitalter hatte, dort eilten ein Paar Rathsherren in weiten schwarzen Mänteln und Sammtschauben, eine güldene Kette mit dem Ehrenpfennig um den Hals, sich Bahn durch das Gedränge brechend, dem Rathhause zu; da hatten sich einige neugierige Bürgersmädchen auf eine Steinbank an einem Hause gestellt und überschauten die Menge, während unfern von ihnen lustige Studenten, meist Ausländer, welche die von **Karl** gestiftete Universität besuchten, Posto gefaßt und nach den helläugigen rothbackigen Dirnen hinüberschielten.

Es war ein freundlicher Herbsttag, der Himmel wolkenlos und tiefblau, die Sonne blitzte herab, als freue sie sich selber über das schöne Böhmen, das thürmereiche Prag und das glückliche Volk; vom Thurme des Rathhauses wie von denen der Theinkirche flatterten bunte Fahnen mit dem Stadtwappen und dem aufgerichteten böhmischen Löwen im rothen Felde; da verstummte plötzlich die Menge, und stand wie regungslos, denn von der Brücke her tönten Trompetenklänge, und der Ruf: „Sie kommen!“ durchlief die Reihen. —

Immer näher kamen die Klänge und bald sah man den Zug, wie er aus der engen Gasse gegen den Ring einbog.

Voran ritten dreißig Trompeter in roth und weißen Wappenröcken, alle vorne auf der Brust den böhmischen Löwen mit Silber gestickt; sie trugen leichte Helme mit bunten, reich wallenden Federn, an breiten Bandelieren, auf deren Silberschilden ebenfalls das böhmische Wappen ausgeprägt war, hingen die Schwerter, die Beinkleider waren von Wildleder und hohe Stiefel mit gewaltigen Spornen reichten fast bis an das Knie hinauf. Sie hatten silberne Trompeten, welche einen hellen, lieblichen Klang gaben, und mit silbernen Schnüren, an denen schwere Troddeln hingen, geziert waren, und bliesen kühne Märsche und lustige Stücklein. Ihre weißen Rosse mit den rothledernen, reich mit messingenen Buckeln beschlagenen Hauptgestellen, tanzten muthig über das Pflaster, und schienen ordentlich Takt zu halten. Hinter ihnen kam eine Abtheilung schwer geharnischter Ritter auf den großen, böhmischen Streithengsten, deren Stirne und Brust durch Eisenplatten geschützt war gegen Lanzenstoß und Schwerthieb. Sie hatten alle die Visire offen, und ernste, kriegerische, bärtige Gesichter schauten aus den Helmen hervor. Sie trugen dunkelangelaufene Stahlrüstungen, mächtige Schwerter, und am linken Arm, der den Zügel führte, den Eisenschild mit ihrem Wappen, in der Rechten hielten sie den Speer, von dessen Spitze ein seidenes Fähnlein mit ihren Farben flatterte. Ihnen folgten auf kleinen, milchweißen Rößlein zwölf Pa-

gen, kaum dem Knabenalter entwachsen, Söhne der edelsten böhmischen Geschlechter, welche am Hofe Sitte, Ritter- und Frauendienst erlernen sollten; ihre Gewänder waren von weiß und rothem Sammt, reich mit Gold gestickt und mit Edelsteinen besetzt, sie trugen schwarze Barrets mit weiß und rothen Federn; dann kam der Oberstlandmarschall Čenek von Lipa, völlig gerüstet, der dem Könige das Schwert vortrug.

Aller Augen wandten sich aber nach dem Reiter, der ihm folgte, alle Häupter entblößten sich, und ein tausendstimmiger Jubelruf durchzitterte die Luft, als sie des vielgeliebten Herrn und Königs ansichtig wurden, der sich freundlich grüßend rechts und links verneigte.

Karl ritt einen Rappen, ein stolzes Thier, fein gegliedert aber kräftig, mit langen Mähnen und fast bis an die Fessel reichendem Schweife, einem zierlichen Kopfe und klugen Feueraugen, das mehr zu tanzen als zu gehen schien, und mit weitgeöffneten Nüstern die kühle Morgenluft einsog; es war ein edles Roß aus Polen's königlichen Gestütten, das ihm Kazimir, König von Polen, der Oheim seiner Gemalin, zum Geschenke gemacht hatte. Der König trug einen leichten Harnisch, eine Kunstarbeit Mailändischer Waffenschmiede, überall mit Goldzierrathen ausgelegt, einen Wappenrock von kirschrothem Sammt mit reichen Goldfranzen; vom geöffneten Helme wehten roth und weiße Federn, welche von einer kleinen goldenen Krone festgehalten wurden. An einem mit Edelsteinen reich besetzten Gürtel hing das Schwert in rothsammtner Scheide, während der Leibknappe hinter ihm den runden Schild mit dem Königswappen trug. Das Gesicht des Königs war mild und freundlich, ihn freuete der Jubel des Volkes, das er liebte, für das er sorgte, wie ein Vater, und dessen Wohl und Größe allein ihm am Herzen lag.

Hinter dem Könige ritten wieder völlig gerüstete Edle, die Reichsfahne in ihrer Mitte führend und sie bewachend; an sie schloß sich das Gefolge der Reisigen und Diener an.

Vor dem Thore des altstädter Rathhauses standen die Rathsherrn und Oberältesten der Zünfte und Innungen, der Bürgermeister an ihrer Spitze in der ehrwürdigen Amtstracht, die Häupter entblößt und sich tief vor dem Könige beugend, der sein Roß anhielt, und die Versammelten huldvoll grüßte. Da trat der Bürgermeister, ein ehrwürdiger Greis mit weißen Silberhaaren, vor, und hielt eine feierliche Abschiedsrede:

„Mein Herr und König!“ begann er mit vor Alter und Aufregung zitternder Stimme, „mit Schmerz und tiefer Wehmuth nur sehen dich die Bürger deiner getreuen Hauptstadt Prag aus ihrer Mitte scheiden, dich, ihren Vater, ihren Wohlthäter. Wohin wir blicken, sehen wir die Früchte deiner weisen und milden Regierung; du hast die Gewerbe und den Handel beschützt und gehoben, du hast bei jedem deiner Verträge mit fremden Fürsten an uns gedacht, und hochgeachtet steht der Prager Bürger, wenn er hinaus reiset in's deutsche Land. Sicher sind alle Straßen, gebrochen liegen die Raubnester in Schutt und Trümmern, während die Waarenzüge unangefochten und ohne Brandschatzung nach der Gränze gehen. Du hast uns Rechte gegeben, wie keine zweite Stadt aufzuweisen hat, jeder Fremde, der mit Waaren nach Böhmen kommt, muß hier zuerst einige Tage Markt halten, (Privilegienbuch der k. Altstadt Prag) damit der Prager das Recht des Verkaufes habe, die Fremden dürfen unter einander kein Geschäft abschließen, außer durch Vermittlung eines Prager Kaufherrn, und jede fremde Waare darf nur im Kaufhof am Teyn ausgelegt werden, daß der Einheimische in seinem Geschäfte keinen Schaden leide; darum aber liebt und verehrt dich der Prager Bürgerstand als seinen Hort, und ist stets bereit, Gut und Blut für dich zu opfern! Du hast unsere Stadt durch die Neustadt vergrößert, die du den Fremden angewiesen zum Wohnorte *), und durch die kleine Seite **), du hast Prag's Ruhm und Erwerbsquellen vergrößert durch den Stiftungsbrief der Universität *), welche von Studirenden aus allen Theilen Europa's besucht wird! O Herr und König, darum sehen dich die Prager nur mit Thränen aus ihren Mauern ziehen, darum wollen sie dir durch uns, ihre Vorsteher und Aeltesten, Lebewohl sagen, wie Unterthanen ihrem Herrscher, noch mehr, wie Kinder dem theueren Vater; wenn auch Stolz ihre Brust erfüllt, daß du das höchste Ziel des Ansehens und der Macht erreichst, indem dir der heilige Vater selbst die Kaiserkrone auf's Haupt setzt. So lebe denn wohl, Herr! und Gott schütze, Gott geleite dich, des Landes Hort und Engel, auf deinen Wegen zur freudigen Wiederkehr!“

Thränen rollten dem Greise über die gefurchten Wangen in den Bart, und die Rührung erstickte seine Stimme; aber auch der Kaiser konnte kaum sprechen, so war er ergriffen von der innigen Liebe der Bürgerschaft. Er beugte sich hinab und reichte dem Greise die Hand, einige Worte des Dankes für so viele Liebe sprechend; da brach ein unendlicher Jubel los, Alle schwenkten Mützen und Barrete, und aus den Fenstern flog ein reicher Blumenregen herab, daß das Pferd des Kaisers fast wie auf einer bunten Wiese schritt, während er huldvoll nach den Fenstern hinaufgrüßte, in denen sich so viele schöne Frauen- und Mädchengesichter zeigten.

Und weiter setzte sich der Zug durch die heutige Eisengasse in Bewegung, bis er vor das Karolinum kam, das noch bis jetzt bestehende Gebäude der Universität; dort erwartete ihn die Körperschaft des von ihm gestifteten Institutes. Feierlich tönten die Glocken vom Thurme der gegenüberliegenden St. Galluskirche und die Fakultäten, so wie die Repräsentanten der vier Nationen der Universität**) empfingen ihn jubelnd. Erzbischof Arnest von Pardubitz stand als Kanzler der Universität an der Spitze, hinter ihm die gelehrten Männer: Magister Stefan, Kanzler des Erzbischofs und Lehrer des kanonischen Rechtes, Balthasar von Taus und Magister Walther, früher König Johann's Leibarzt, Professor der Medizin, nebst den übrigen, meistens Mönchsorden angehörigen Professoren. Er hielt eine feierliche Anrede in lateinischer Sprache, worin er dem König den Dank der gelehrten Welt, wie der Studierenden für die neu gestiftete Universität aussprach, und welche Karl in gleicher Zunge erwiederte.

Dann ging der Zug durch die entstehende Neustadt und zum Poříčer Thor hinaus. —

Jobst Rothlew hatte am Fenster den Zug vorbeigehen sehen und bedauerte es sehr, nicht mit unter den Rathsherrn, zu deren Gilde er gehörte, stehen zu können; denn er ward arg vom Zipperlein geplagt, und konnte nur in bequemen Sammtpantoffeln im Hause herumhinken; aber sein Herz schlug treu und warm für seinen großen König, und jubelnd stimmte er mit ein in den Abschiedsruf. Als er sich umdrehte, sah er in das jugendfrische, kaum von einem leichten Bartflaum beschattete Gesicht seines Neffen Nikolaus, der hinter ihm stand und dem Zuge mit hochgerötheten Wangen und flammendem Auge nachsah.

„Du hier, Nikolaus?“ fragte der Alte verwundert; „ich dachte, du triebest dich unten herum auf den Straßen, wie ihr jungen Leute es liebt, wo es was zu sehen gibt und Gedränge obendrein.“

„Nein, Oheim!“ entgegnete der Jüngling; „ich stand hier wie festgebannt am Fenster, wo ich den Zug weit besser sehen konnte. Ach, was das prächtig war, diese Ritter auf den muthigen Rossen, in den blitzenden Rüstungen, das Schwert in der Eisenfaust, und die kriegerische Musik; ja, wer da mitziehen könnte hoch zu Pferde, und fremde Länder sehen!“

„Statt daheime zu sitzen hinter den großen Büchern, nicht wahr?“

---

*) Der Grundstein zur Neustadt wurde am 26. März 1348 gelegt.

**) Am linken Moldau-Ufer wurde die bisherige Vorstadt Augezd mit der Stadt vereinigt, dieser ganze Stadttheil nicht mehr Neustadt, sondern die Kleinseite genannt, und auch der Markt Hradčany sammt dem Pohořelec und dem Stifte Strahow in den Umfang der Stadt gezogen. (Pal. Gesch.)

*) Der Stiftungsbrief wurde am 7. April 1348 ausgestellt. Anfangs gab es kein Universitätsgebäude; später stiftete Karl das erste Kollegium im Hause des Juden Lazar in der Altstadt und ließ sie dann in's Karolingebäude in der Nähe der St. Galluskirche übertragen. (Pal. Gesch.)

**) 1. Die Böhmische mit den Mähreen, Ungarn und Süd-Slaven. 2. Die Baierische mit den Oesterreichern, Schwaben, Franken und Rheinländern. 3. Die Polnische mit den Schlesiern, Lithauern und Russen, und 4. die Sächsische mit den Meißnern, Thüringern, Ober- und Niedersachsen, Dänen und Schweden.

Digitized by Google

ergänzte der Oheim, „und Gewinn und Verlust zu berechnen, Kauf und Verkauf sorgsam einzutragen, und die Magazine zu besichtigen; nicht wahr? Regt sich die Reiselust in dir, und ist dem kaum flügge gewordenen Vogel auch schon das Nest zu enge, indem er aus dem Ey gekrochen? Nun, dazu kann Rath werden; der Rothlew steht mit Frankreich, Wälschland und Deutschland in Handelsverbindungen; will sein Neffe die fernen Länder besuchen, so wird ihm gewiß überall eine freundliche Aufnahme werden!“

„Ach, das allein ist es nicht!“ fuhr Nikolaus, starr vor sich hin sehend, und mehr für sich, als zum Ohme sprechend, fort. „Mich drückt das Kleinliche des Gewerbes, dies Wägen, Kalkuliren, Rechnen; mein Geist sehnt sich nach freiem Bewegen; ach, wer so mit hinaus könnte, das Schwert an der Seite, gerüstet zu Kampf und Abenteuern, und sich Ehre erstreiten, Ruhm erkämpfen und der Gründer eines neuen Geschlechtes werden. Freilich,“ fügte er schwermüthig hinzu, und eine Thräne trat in sein blaues Auge, „wer nicht dazu geboren wurde, darf auch nicht darnach ringen, und es ist thöricht, solche Gedanken und Wünsche zu hegen! —“

Recht bekümmert sah Jobst den Neffen an, der ihn unvermuthet einen tiefen Blick in sein Herz thun ließ; schon schwebte ein bitteres Wort auf seinen Lippen, aber er bedachte sich, daß der aufbrausenden Jugend gegenüber dem Alter Sanftmuth gezieme, und daß sich ja auch ein Mal in seiner Jünglingsbrust Wünsche geregt hatten, über welche der Greis jetzt lächelte.

„Du verachtest deinen Stand, Nikolaus!“ sagte er milde, aber ernst, „und es ist nicht wohlgethan von dir; der Kaufmann ist ein Bote der Kultur, er ist es, der die länderverbindenden Straßen baut, der den Mittler zwischen Welttheilen macht; der Bürger hat Städte gegründet, und in ihnen entstand Ordnung und Gesetz. Ist er auch der Mann des Krieges nicht, so hat er doch stets für sein Recht, sein Eigenthum, seinen Fürsten zum Schwert gegriffen, wo es Noth that, und der Ritter wie der Knappe nicht mehr ausreichte. Dich blendet der Glanz, der äußere Schimmer; sei kein Thor!“

„O, ich bin ein Thor, und recht ein jämmerlicher obendrein, Ohm! daß ich wie ein plapperndes Mädchen verrieth, was ich eigentlich tief im Herzen verschließen sollte! Ich verachte den Kaufmann nicht; aber kann ich dafür, daß ich keinen rechten Sinn habe für den Handel, daß ich jeden Knappen beneide, der hinter seinem Ritter reitet, und gestehe ich es nur, selbst unsere Stadtwappner, weil sie ein Schwert tragen. Ich bin einmal zum Kriegshandwerk geboren; mein Vater focht mit unter dem Luxemberger Johann in der Mordschlacht bei Crécy, und ich bin sein Sohn. Das väterliche Blut regt sich in meinen Adern, wenn Ihr auch die Waise Euers Bruders mildthätig zu Euch genommen und erzogen habt zu einem Manne des Friedens. O gäbe es nur Krieg, forderte der König nur seine waffenfähige Jugend im ganzen Böhmerlande auf, mit d'rein zu schlagen gegen einen gemeinsamen Feind: der Erste wollt ich sein, der sich die Pickelhaube aufstülpte, und zum Schwerte griffe, sollte ich auch als gemeiner Soldknecht fechten müssen in Reih und Glied.“

„Da sei Gott davor,“ rief der Alte, entsetzt über den kriegerischen Sinn des Jünglings, „daß der Friede des Landes je gestört werde, und der Krieg seine verheerende Fackel schwinge über dem glücklichen Lande; da sei Gott davor, daß du, mein Neffe, mein einziger Erbe, dienen solltest als gemeiner Lanzenknecht, und Schande werfen auf das Haus des reichen Rothlew!“

„Siehe,“ fuhr er fort, indem er sich in den Lehnstuhl setzte, und vertraulich des Jünglings Hand faßte; „ich habe es gut mit dir gemeint, und bin dir immer ein Vater gewesen; — nicht will ich, daß mich dein Vorwurf treffe ob eines verfehlten Berufes, eines gestörten Lebensglückes! Handel und Bergbau haben mich reich gemacht, so reich, daß Keiner in den weiten Gauen Böhmens über mir steht an Reichthum; ich habe nur eine Tochter und dich, ihr solltet meine Erben werden, euch lieben und heiraten. Ich hatte es gut gemeint; freilich muß es jetzt anders kommen. Maria liebt dich, wenn mich mein väterliches Auge nicht täuscht — nun — wie Gott will!“

Wie eine Bildsäule stand der Jüngling da, und starrte den Sprecher an; Marie war die Gespielin seiner Jugend gewesen, sie war mit ihm aufgewachsen, er hatte sie herzlich geliebt, wie eine Schwester — einen andern Gedanken hatte er nie gehabt, konnte ihn kaum fassen.

„Ich will deinem Glücke nicht in den Weg treten, Nikolaus!“ fuhr der Oheim fort; „aber du sollst hinausziehen in die Welt, wie es sich für einen Rothlew schickt und gebührt. Bereits besprochen ward im Rathe, daß Prag's Bürgerschaft hundert Reiter stellen will zum Geleite der Königin Anna, wenn sie ihrem Gemal nachfolgt nach Italien zur Kaiserkrönung; ich will die Sache noch ein Mal zur Anregung bringen, will dann aus eigenem Säckel noch hundert und zwanzig Reiter stellen, wohlgerüstet und beritten, so daß sie sich jedem ritterlichen Geschwader an die Seite stellen können, und du sollst ihr Führer sein! Will's Gott! kömmt's in Italien zu keinem Kampfe; sollte aber der Italiener wieder ein Mal, wie unter den Hohenstauffen, deutsches Eisen zu kosten wünschen, und deutsche Fäuste zu fühlen, nun, mein Junge! so magst du mit d'rein klopfen, und dein heißes Blut abkühlen. Vielleicht kehrst du mir dann gesund und vernünftig heim, und kriegst das wilde Soldatenleben satt; wo nicht, kannst du dir vielleicht die goldenen Spornen und den Ritterschlag verdienen, und dann wird der junge Edelfalke das Krämergold gewiß nicht verschmähen, um sich ein Steinnest zu bauen auf einem Berge, wenn er sich vielleicht auch schämt, die Krämerstochter heimzuführen als sein Gemal.“

Nikolaus wußte nicht, wie ihm geschah, da ihm so unvermuthet und unverhofft die Kunde ward von der Erfüllung seines geheimesten, seines liebsten Wunsches; er stürzte dem greisen Oheime an die Brust und jubelte, wie ein Kind, wenn es die Bescheerung sieht am Weihnachtsbaume.

„Nun, habe ich es recht gemacht, Neffe!“ sagte Jobst lächelnd, und streichelte ihm das lange blonde Haar, so wie man es mit verzogenen Kindern zu thun pflegt; „suche dir unterdeß ein recht feuriges Streitroß aus und eine herrliche Rüstung, schließe Lieferungen ab mit den Kammerknechten Sr. Majestät über Rosse und Gewaffen, und werbe unterdeß hübsche Bursche an, als thätiger Hauptmann, solche Brauseköpfe, wie du einer bist; brauchst meinen Säckel nicht zu schonen, sondern greife nur recht tief hinein. Ich will indiß zu Ihrer Majestät auf den Hradschin, und mir die Gnade erflehen, daß sie unsere Schaar annehme als Leibwache; damit Ritter und Knappen nicht Ursache hätten zu spotten über die Bürgersöhne in ihrem reisigen Gezeuge.“

Er ging und ließ den Neffen allein.

Dieser warf sich nachdenkend in den Lehnstuhl, er fühlte sich so selig und doch wieder so gedrückt; er stand am Ziele seiner Wünsche und doch hatte des Oheims Wort wieder andere, schönere, mildere Gedanken hervorgerufen in seiner Brust. Maria sollte seine Braut werden, Maria, das schöne, reiche Mädchen, um deren Blick selbst Adelige buhlten, die Gattin des Armen, Elternlosen! —

Wie er so in Gedanken versunken da saß, öffnete sich die Thüre des Gemaches, und herein hüpfte ein munteres, blondes Mädchen von achtzehn Jahren, schlank gewachsen, mit einem Gesichte wie Milch und Blut, und stutzte, als es den Träumer gewahr wurde.

„Nikolaus!“ rief sie mit einer hellen Glockenstimme, „du böser Träumer, du vergißt ganz auf mich; es ist Zeit zur Kirche zu gehen, und ich und Mütterchen warten auf dich!“

Auf schreckte der Gerufene aus seinen Träumereien, und bot ihr den Arm.

„Nun komm, Mariechen! du hast Recht, daß du mich Nachlässigen schiltst. Ich hatte mit dem Ohme eine gar wichtige Unterredung, und leicht dürfte es bald das letzte Mal sein, daß ich euch begleite auf dem Kirchgange.“

Das Mädchen ließ seinen Arm los, und sah ihn eben so erstaunt als erschrocken an.

„Ja, Marie!“ fuhr der Jüngling fort, „fast meiner unbewußt habe ich dem Ohm verrathen, was mich drückt und quält, und der will nun meine Wünsche erfüllen; er kennt meine Lust zu Reisen und Abenteuern, zum lustigen Kriegshandwerk, und will nun nicht widerstreben; ja, er selbst bietet mir die Hand, und vielleicht binnen wenigen

Digitized by Google

Tagen sitze ich gerüstet zu Rosse, und trabe hinaus zum Thore mit einer reisigen Schaar, der fernen Italia zu!“

Da erbleichte das Mädchen und warf dem Sprecher einen thränenfeuchten Blick zu, der vorwurfsvoll zu sagen schien: „Du freuest dich, mich zu verlassen, und ich habe dich doch so sehr geliebt!“

Nikolaus verstand diese stumme, und doch so beredte Sprache, und den Arm um Mariens schlanke Taille legend, zog er sie fester an sich, und sagte leise: „Nicht ohne dein Bild, wie das einer Heiligen, in tiefster Brust zu bewahren, bis zur Wiederkehr! du sollst meine Dame sein, deren Farbe ich tragen, deren Schönheit und Ruhme ich verfechten will aller Orten mit ritterlichem Muthe, und du sollst mit mir theilen Ehre und Leumund, kehre ich heim nach dem schönen Böhmerlande aus der heiligen Roma!“

Ein langer Kuß besiegelte dies Versprechen.

II.

Auf dem Hradschin in der Königsburg saß in ihrem Gemache Anna von Schweidnitz, die junge, blühende Gattin Karl's, und stickte fleißig an einer Schärpe; nur zuweilen ließ sie die Nadel ruhen, und ihr Auge weilte dann mit Wohlgefallen auf der herrlichen Landschaft zu ihren Füßen, wenn sie auch noch im weißen Wintergewande war; tief unter ihr aber lag die Königin der böhmischen Städte, das vielthürmige Prag, von den blauen, stolz dahin rollenden Wogen der Moldau in zwei Hälften getheilt, deren eine sich terrassenartig gegen das Schloß hin erhob. Ihr Geist schweifte weit hinab nach Süden, ihrem edlen ritterlichen Gemal nach, und nicht verhehlen konnte sie die Sehnsucht, welche sie trieb, ihm recht bald nachzufolgen.

Schon hatten sich in der Hauptstadt all' die Edlen versammelt, denen Karl sein theuerstes Kleinod anvertrauen wollte, seine geliebte Gattin, und harrten nur des Befehles, der sie zum Aufbruche rufen sollte; alle Herbergen waren mit Reisigen und Rossen überfüllt, alle Gemächer der Burg mit adeligen Gästen besetzt, und es gab in Prag ein reichbewegtes, fröhliches Leben. Nicht geschont wurde des Geldes, da Jeder zum Zuge volle Säckel mitgebracht, in Strömen floß der edle Wein vom Rheine und aus dem Ungarlande, und es gab alle Tage prächtige Umzüge, da die früher Angekommenen jedem neuen Genossen entgegen ritten, um ihn zu bewillkommen.

Unter denen Herrschaften, welche sich dem Zuge der Königin anschließen sollten, waren: Johann von Neumarkt, Bischof von Leitomyšl, der Bischof Marquard von Augsburg, der Burggraf Johann von Nürnberg, der Herzog Stefan von Bayern, Niklas von Troppau, Wladyslaw von Teschen, die Grafen von Oettingen, Heinrich von Schwarzburg, Protiwa von Zengg und Ditrich von Minden, alle mit ihren Knappen und Dienern.

Ein Page meldete Herrn Pessek von Janowic, den Obersthofmeister der Königin, und öffnete die Flügelthüren auf Anna's Geheiß, welche sich, den Eintretenden freundlich grüßend, von ihrem Sitze erhob; Janowic blieb in der Mitte des Gemaches stehen, und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor seiner Königin. Er war ein hoher, schöner Mann von feinen Sitten und ächtem, adeligem Wesen, eine Zierde der böhmischen Ritterschaft, mit Leib und Leben dem Könige ergeben, der ihm die Beschützung seiner Gemalin, und die Führung des Zuges anvertraut hatte. —

„Habt Ihr Nachrichten, Herr von Janowic, von unserem königlichen Gemal und Herrn?“ fragte Anna von Schweidnitz lebhaft den Obersthofmeister.

„So eben brachte ein Eilbote wichtige und erwünschte Nachrichten aus Italien; nach Sr. Majestät Befehl sollen wir alsbald aufbrechen, um in Pisa zu ihme zu stoßen, von wo aus er gegen Rom ziehen will.“

Ein höheres Roth färbte die Wangen der Königin und sie fragte rasch:

„Wann gedenkt Ihr den Zug zu beginnen?“

„Nach Ihro Majestät Wunsch und Befehl. Das ganze Geleite ist bereits versammelt, und Euer Mund darf nur Tag und Stunde bestimmen.“

„Ich überlasse es Euch, meinem Obersthofmeister,“ versetzte die Königin gütig; „aber das mögt Ihr bedenken, daß mein Herz mich hinzieht zu meinem Gemal, und daher nicht säumen. Doch sprecht, Janowic! welche Kunde ward Euch weiter aus Italien?“

„Euer Majestät!“ antwortete der Obersthofmeister, und sein Auge glühte von höherem Feuer, „der Zug unseres allergnädigsten Königs und Herrn glich überall einem wahren Triumphzuge, und der Italiener, sonst den Deutschen und Fremden abhold, sie mit eifersüchtigen und mißtrauischen Augen betrachtend, jubelt ihm zu, wo er erscheint. Zu Udine, wie Euere Majestät wissen, bereits am 14. Oktober verflossenen Jahres *) eingetroffen, hielt er einige Tage Rast, und sandte einen Bischof mit ritterlichem Geleite gegen Avignon, wo der Fürst der Christenheit Hof hält, um ihn einzuladen zur Krönung, und um von ihm sich den Tag bestimmen zu lassen, an welchem er ihm und Euerer Majestät im Dome St. Petrus die alte Krone auf's Haupt setzen wolle; diesen Tag hat der heilige Vater bestimmt, es ist der Ostersonntag, der fünfte des Monats Aprilis. Von dort aus zog der König über Padua nach Mantua; kaum hier angelangt, traf eine Botschaft der drei Brüder, Matteo, Bernabo und Galeazzo aus dem alten Geschlechte der Visconti, welche über Mailand herrschen, ein, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ihn als ihren Oberherrn anzuerkennen, wenn er sie zu Vikaren von Mailand huldvoll erheben wolle.“

„Ich weiß es,“ unterbrach ihn die Königin; „doch laßt Euch nicht stören in Euerem Vortrage.“

„Vergebt, Majestät! wenn ich längst Bekanntes wiederhole; aber jedes edle Čechenherz wallt auf bei dem Gedanken an die Triumphe seines großen Königs, und nicht oft genug kann es die Zunge wiederholen. Strahlt doch der reichste Schein der Glorie, die Karl's Majestät umfließt, zurück auf unsere Heimat, und auch der Einzelne fühlt sich dadurch geehrt. — Unser König also, stets bemüht, Eintracht und Frieden zu erhalten, vermittelte zwischen den Visconti's und der Ligue, welche sich gegen sie aus den Venetianern und den Herren von Padua, Mantua, Verona und Ferrara gebildet hatte, ein gutes Einverständniß, und traf, den allgemeinen Bitten nachgebend, am 4. Januar in Mailand ein, wo er mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Am Tage der heiligen drei Könige wurde er vom Erzbischofe von Mailand, in Gegenwart dreier Patriarchen von Constantinopel, Aquileja und Grado in der Kirche St. Ambrosio mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardie gekrönt, und die meisten der italischen Fürsten erkannten ihn als ihren Oberherrn. Achtzehn Tage blieb er dort, und wohnte all' den Festen bei, welche Stadt und Fürsten ihm gaben; dann aber zog er über Tarent, wo er ein Kloster und eine prächtige Kirche bauen ließ, gegen Pisa, wo er uns erwartet.“

„Und hoffentlich, Obersthofmeister! wird er uns nicht lange erwarten müssen,“ setzte die Königin hinzu. „O, hätten unsere Rosse Flügel, um uns schnell zu unserem geliebten Gemal zu bringen!“

Anmuthig verneigte sich Anna gegen Janowic, und reichte ihme die Hand zum Kusse, welche er ehrerbietig an seine Lippen drückte; aber er entfernte sich nicht und fuhr fort:

„Vergeben, Euer Majestät! aber im Vorsaale wartet eine Deputation des Prager Magistrates, unter ihnen der reiche Kaufherr Rothlew, wohlbekannt im ganzen Lande, dem auch Euer königliche Gemal in Gnaden gewogen.“

„Wohl; und was wünschen unsere guten Prager?“ fragte huldvoll die Königin.

„Euer Majestät genehmigten die Bitte der Bürgerschaft, als Leibwache hundert Berittene, meist Söhne der reichen Bürgerschaft, auf ihre Kosten stellen zu dürfen für den bevorstehenden Zug; da der Bürger dem Adel nicht allein das Schutzrecht für des Landes heiligste

*) 1354.

Digitized by Google

Kleinodien, die Person seines Königs und seiner Königin lassen will, und alle in gleichem Eifer brennen, ihre Liebe und Treue werkthätig zu zeigen! Der reiche Rothlew aber stellte aus eigenem Säckel noch hundert und zwanzig Reiter, alle trefflich beritten und gerüstet, und sein Neffe Nikolaus wurde zum Hauptmanne einstimmig erwählt. Aufgeritten im Hofe der Burg ist die Schaar, und die Abgeordneten der Bürgerschaft bitten, Euere Majestät wolle Ihre Leibwache gnädig in Augenschein nehmen, und ihnen erlauben, ihre Huldigung im Namen der gesammten Bürgerschaft darzubringen."

„Lasset sie eintreten, Herr von Janowik!" sagte Anna; „wahrlich, wir sind tiefgerührt durch so viele Liebe und Treue, und nicht in allen Landen mag solche Anhänglichkeit des Volkes an ihr Herrscherhaus gefunden werden, als in Böhmen, dem allezeit getreuen."

Die Abgeordneten der Bürgerschaft traten ein, und der älteste Rathsherr hielt eine wohlgesetzte Rede in deutscher Sprache, indem Anna von Schweidnitz der heimischen unkundig war; freundlich unterredete sich die Königin mit jedem einzeln und begehrte ihre Leibwache zu schauen, indem sie auf den Balkon trat.

In zwei Reihen stand im Burghofe unten die auserlesene Schaar, eng Knie an Knie geschlossen Jeder zum Nebenmanne, die Zügel straff angezogen, die Schwerter mit dem Knauf auf die Schenkel aufgesetzt, in der Mitte wehte das Banner, auf einer Seite das Stadtwappen von Prag führend: die drei Thürme mit dem Gitterthore und der gewappneten Hand mit dem Schwerte; auf der andern aber den gekrönten böhmischen Löwen, in den Pranken haltend einen Schild, auf dem das Wappen der Luxemburger und der Herzoge von Schweidnitz zu schauen. Vorne hielt auf einem muthigen Schecken der junge Führer mit entblößtem Schwerte; auf dem rechten Flügel aber die Trompeter. Die von der Prager Stadt gestellten Reiter trugen Waffenröcke von lichtgrünem Sammte, jene des Rothlew aber von lichtbraunem Sammt; übrigens waren sie vollkommen gerüstet.

Nikolaus hatte ein recht stattliches und kriegerisches Aussehen, mit Feuereifer hatte er das Roß tummeln und das Schwert führen gelernt, und gleich ihme waren auch die Uebrigen wohl eingeübt und abgerichtet auf das Kommandowort; daß sie ihrer Bestimmung entsprechen und der Prager Stadt Ehre machen mögten.

Als die Königin in Begleitung der Rathsherrn auf dem Balkone erschien, da schmetterten die Trompeten, die flatternden Fahnen wurden geschwenkt und ehrerbietig senkte der Führer das Schwert, mit der Spitze abwärts dem Boden zu.

Mit Wohlgefallen musterte Anna ihre neue Leibwache, und dankte noch ein Mal der Bürgerschaft; dann ging sie in ihr Gemach zurück, während Nikolaus seine Schaar in geschlossenen Reihen abreiten ließ. Ein Diener berief ihn zum Obersthofmeister, der ihn der Königin auf ihr eigenes Begehr vorstellte.

„Mit Freuden vertrauen wir uns und unser Leben dem Schutze der Leibwache an, welche unsere getreue Stadt Prag gestellt hat," sagte sie milde; „und wahrlich, wir können keinen besseren und sichereren Schutz finden."

Der junge Hauptmann beugte sein Knie vor der Königin und schwor in seinem und seiner Schaar Namen: Treue und Ergebenheit, sie zu vertheidigen mit Blut und Leben. —

III.

Im Hause des Kaufherrn Rothlew ging es an demselben Tage recht lebhaft her und glich eher einem Kriegslager, als einem Comptoir, in welchem friedliche Menschen hinter Papieren und Büchern saßen und emsig schrieben und rechneten; denn alle Augenblicke kamen Reiter, welche etwas anzufragen oder zu melden hatten, und königliche Trabanten vom Schlosse, welche dem jungen Hauptmanne Befehle des Oberstburggrafen brachten, der den Aufbruch für den folgenden Morgen festgesetzt hatte. Nikolaus, noch ganz bezaubert von dem Empfange der Königin, war in seinem Glücke und konnte den Augenblick des Aufbruches kaum erwarten, um seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, und hinaus zu ziehen nach Abenteuern.

Ach, das Herz eines Jünglings ist ja in dem Augenblicke vor dem ersten Austritte aus dem Elternhause so reich, so überschwänglich reich an Hoffnungen und schönen Träumen, seine aufgeregte Fantasie ist die Laterna magika, in welcher alle Bilder vergrößert erscheinen und veredelt! Wie klein dünkt ihm der Raum, in dem er bisher gelebt, wie klein der Wirkungskreis, der ihm bisher zugewiesen gewesen, wie kalt, wie nüchtern seine Umgebung, von der er sich nicht gewürdigt, nicht verstanden glaubt! Er sieht kalt der Mutter weinendes Auge, die Lehren des Vaters finden kein aufmerksames Ohr, gleichgiltig reißt er sich aus den Umarmungen seiner Geschwister und stürmt hinaus, ein Herkules im Geiste, der Löwen und Schlangen bekämpfen will, der seine heiße, brennende, vor Aufregung zitternde Hand ausstreckt nach allen Lebensblumen und schon den Siegeskranz auf seiner Stirne fühlt. Eitler Wahn! die Unthiere des Lebens: Leidenschaften, Unglück, getäuschter Glaube, und wie sie alle heißen mögen die bösen Geister, die in Pandora's verhängnißvoller Büchse verschlossen gewesen, bleiben ewig unbezwinglich, seine Kraft erlahmt und zehrt sich auf in vergeblichem Ringen, die Blumen welken, so wie sie seine Hand berührt, und der geträumte Kranz wird zur Dornenkrone, deren Spitzen sich scharf in die schnell gefurchte Stirne eingraben. Dann sehnt er sich zurück aus dem ewigen Kampfe des Lebens, um die höchsten und materiellsten Interessen, in das Asyl seiner Kindheit, in die Umgebung seiner Jugend. Er kehrt zurück, glücklich, wenn er nicht statt offener Arme zugeworfene Gräber findet; aber alles ist dennoch anders geworden, und von dem Paradiese ist nichts übrig geblieben als die Erinnerung, an der er nun zehren muß, wie der Bettler an dem geschenkten Pfennig.

Aber während sein wildes Herz aufjauchzte, weinten ein Paar blaue Augen im Kämmerlein um den Scheidenden und ein junges Mädchenherz fühlte die ersten Lebensschmerzen und zitterte, wie die junge aufgeblühte Rosenknospe, wenn sie vom Gebirge her ein rauher Schneewind anbläst. Maria liebte Nikolaus mit vollster Glut eines jungfräulichen Herzens, das zum ersten Male fühlt; jetzt in dem Augenblicke der Trennung war es ihr erst klar geworden, daß sie mit ganzer Seele an ihm hänge, daß er ihr Alles sei.

Jobst sah den Schmerz des Kinderherzens, der auch ihm tief in die Seele schnitt; aber er verschwendete kein Trosteswort an sie, er überließ sie ihrer eigenen kräftigen Natur. Er wußte es ja, daß die Wunden der Seele ausbluten müssen, wie die des Leibes, sollen sie nicht noch mehr schmerzen und statt zu heilen, eitern.

Eine große Tafel gab der reiche Kaufherr dem Scheidenden, wozu er nicht nur die angesehensten Männer der Stadt lud, sondern auch die Besten von Nikolaus neuen Waffengefährten.

Maria erschien mit an der Tafel.

Sie hatte ihren Schmerz gewaltsam niedergekämpft, sie bemühte sich heiter und fröhlich zu scheinen, wenn auch ihre bleichen Wangen dem widersprachen und die trüben Augen, welche sich gar oft mit Thränen füllten, wenn sie auf den Scheidenden trafen.

Nikolaus saß neben ihr und bemühte sich, sie zu unterhalten; doch war er zerstreut und sein Geist mit andern Bildern beschäftigt.

Man sprach den feinen Weinen, welche dem Keller des Wirthes alle Ehre machten, fleißig zu und mannigfache Gesundheiten wurden ausgebracht; vor allen aber die des vielgeliebten Königs und seiner Gemalin. Endlich erhob sich Jobst vom Sessel und nahm das feingeschliffene Glas mit köstlichem spanischen Weine gefüllt.

„Was wir lieben," rief er, „und auf glückliche Wiederkehr! Möge Jeder aus dem Lande, wo man es mit Treue und Weiblichkeit nicht so genau nimmt, wo die Frauen nicht so keusch und züchtig wie bei uns im Norden, sein altčechisches Herz rein wieder mit heimbringen. Also stoßt an: Auf Kriegsglück in der Fremde, auf Liebesglück in der Heimat!" —

Nikolaus war von dem genossenen Weine erhitzt, sein Blick fiel auf Marien, welche ihm nie reitzender erschienen war, als gerade heute, er erinnerte sich an des Oheims Worte und sagte:

„Wohl, Oheim! auf Kriegsglück in der Fremde und auf Liebesglück in der Heimat; lasse ja auch ich mein Herz hier zurück, und

Digitized by Google

meines Lebens schönster Augenblick wird der sein, wenn ich vor Euch hintreten werde und Euch mahnen an ein Versprechen, das Ihr mir gegeben vor wenig Monden, als Ihr mich überreden wolltet meinen Kriegsmuth niederzukämpfen. Meine Losung, kömmt es, so Gott will, irgendwo zum Kampfe gegen die Italiener, soll sein: Maria!" —

Erröthend barg das Mädchen ihr Gesicht in das feine Taschentüchlein, während die Männer den Trinkspruch im Chore wiederholten und mit den Gläsern anklangen; Nikolaus hatte sich mit dem Glase in der Hand zu ihr gewandt und sie gebeten, doch auch anzustoßen auf glückliche Heimkehr; da, als die beiden Kristallbecher sich berührten, sprang der des Jünglings mit feinem, klagendem Tone, und der dunkelrothe Wein floß wie Blutstropfen auf das Tischtuch. —

Die Gäste sahen sich bedenklich an, denn es galt für eine böse Vorbedeutung, und so sehr sich auch Jobst bemühte, trotz der eigenen innern Beklommenheit die Sache zu belächeln, die rechte Fröhlichkeit wollte sich nicht wieder einstellen, und die verstimmten Gäste entfernten sich nach und nach.

Völlig gerüstet, trat Nikolaus am andern Morgen vor den Oheim und Marien, um Abschied zu nehmen. Herzlich umarmte ihn Jobst, weinend lag das Mädchen in seinen Armen; er küßte sie auf die Stirne, er tröstete sie mit den zärtlichsten Worten, und gab ihr heilige Versicherungen seiner Liebe.

„Nikolaus!" sagte der Oheim da ernst zu ihm; „keine Uebereilung. Leicht spricht sich ein Wort aus, das, uns bindend, zur Kette wird, die unser Herz wund drückt; jetzt bist du gerührt, ergriffen, dein Gemüth wallt auf wie die See, wenn der Sturmwind darüber hinfährt, aber du weißt nicht, ob du wirst halten können, was du versprechen willst. Damals, als ich dir meine Pläne für deine, für Marien's Zukunft mittheilte, da stand die Sache anders, da glaubte ich dich abbringen zu können von deinem wilden, kriegerischen Gelüste. Einen tiefen Blick aber ließest du mich thun in dein Herz; da erkannte ich, daß ich mich geirrt in deinem Charakter. Dein Sinn geht hinaus über deinen Stand, du willst deinen Flug gegen die Sonne nehmen; so fliege denn! Aber nicht die Taube paßt für den Edelfalken, wenn er sich ein Nest bauen will; nicht das stille, einfache Mädchen für dich, dessen Sinn nach dem Königshofe und den goldenen Rittersporen steht."

Nikolaus wollte etwas einwenden; aber Jobst ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ziehe mit Gott, Neffe!" sagte er; „des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und Keiner kann einstehen für die nächste Zukunft, für sich selbst. Kehrst du einstens heim, und wir wollen für das Beste des Landes hoffen, daß der König bald wieder weile innerhalb den Marken seiner Länder; dann sprechen wir weiter."

Nikolaus eilte die Treppe hinab, und warf sich auf seinen, bereits unruhig scharrenden Schecken, den ein Diener am Zügel hielt, und jagte seiner Schaar nach.

Vom Hradschin aus setzte sich der Reisezug der Königin in Bewegung; die Prager Leibwache umgab zunächst die Sänfte, welche von weißen Maulthieren getragen wurde, in der Anna von Schweidnitz saß, und an deren Schlägen der Obersthofmeister Janowik und Heinrich von Neuhaus, der Kämmerer, ritten.

Alle Fenster der Stadt waren mit Neugierigen besetzt, und es fehlte nicht an freudigem Zurufen; als der Zug an das Haus Rothlew's kam, warf der Hauptmann der Leibwache einen Blick nach dem Erker, an welchem sein Ohm, mit der weinenden Marie stand, neigte zierlich grüßend die Schwertspitze, und ließ sein feuriges Roß kurbettiren.

Ruhig und ohne Hinderniß setzte die Königin ihre Reise fort und traf gegen Anfang des Märzmonates in Pisa ein, wo sie ihr königlicher Gemal bereits erwartete, der seit dem 18. Januar dort weilte, um die Ankunft der Kardinäle, welche ihn nach Rom begleiten sollten, abzuwarten.

Nikolaus war wie verwandelt; er hatte abgeworfen die Fesseln, welche ihn drückten, dem Schreibtische und den Waarenhäusern des Oheims Lebewohl gesagt, und zog nun, sein eigener Herr, hoch zu Roß, die kriegerische Wehre an der Seite, große Hoffnungen und schöne Träume im Kopf und Herzen, hinein, in die liebe, weite Gotteswelt, fröhlich und ohne Sorgen.

In Italien war es längst Frühling, die Witterung milde, und der Himmel rein und unbewölkt geworden, wie sie die schneebedeckten Alpen hinter sich hatten; tausend neue Eindrücke fesselten seine Sinne, es schien dem Böhmen, als weile er in einer paradiesischen Welt. Ueberall war das Land wie ein Garten bebaut, Lorbeer- und Orangenwälder standen an der Straße, und die Bewohner in ihrer malerischen Tracht mit der, wie Musik klingenden Sprache, mit den sonngebräunten Gesichtern, und dem glänzend schwarzen, üppigen Haarwuchse kamen ihm wie Einwohner einer Märchenwelt vor.

Endlich tauchte Pisa mit seinem von dem Deutschen, Wilhelm, 1174 aus Marmor erbauten schiefen Thurme, und der großartigen 1063 von griechischen Baumeistern vollendeten Kathedrale, in der sich auch das Grabmal des deutschen Kaisers Heinrich VII. befindet, aus der Ebene auf; zu gleicher Zeit hörte man in der Stadt alle Glocken läuten, und ein feierlicher Zug bewegte sich aus dem Thore mit rauschender Musik und flatternden Fahnen; es war der Böhmerkönig, der seiner geliebten Gemalin entgegenzog, sie würdig zu empfangen, und zu geleiten nach Pisa.

Nicht Raum hatte die Stadt, die Gäste alle zu fassen. Ein Theil derselben mußte ein Lager aufschlagen vor der Stadt, ein anderer sich bequartiren in dem Theile jenseits des Arnoflußes, über welche eine hölzerne Brücke führte; nur die edelsten Herren und die Leibwache der Königin fanden ihre Unterkunft in der innersten Stadt, wo König Karl in dem Stadthause, das ihm die Bürgerschaft eingeräumt hatte, Hof hielt. Kaum vom Rosse gestiegen, begann die Prager Leibwache ihren Dienst, und bezog die Posten auf den Korridors und vor den Thüren der Gemächer der Königin.

Italiens Edle drängten sich herbei, der Gemalin des großen, deutschen Kaisers ihre Huldigungen darzubringen, und die Töchter der vornehmsten Geschlechter wetteiferten um die Ehre, als Edelfräulein in ihren Hofstaat aufgenommen zu werden, um sie auf dem Zuge nach Rom zu begleiten.

Wie überall in Italien zu jener Zeit, gab es auch in Pisa zwei Parteien unter den Nobilis, welche sich gegenseitig befehdeten, und von denen bald die Eine, bald die Andere über die Stadt herrschte, jenachdem die Eine oder die Andere die mächtigere war. Sie nannten sich die Bergolini und Raspanti. Zur Zeit, als Kaiser Karl in Pisa eintraf, hatte die Partei der Bergolini die Oberhand und ihr Oberhaupt, das Haus Gambacurta, war zugleich im Besitze der höchsten Macht in der Stadt; um jedem Streite ein Ende zu machen, übernahm der Kaiser selbst mit allgemeiner Zustimmung die Herrschaft der Stadt. Scheinbar war nun zwischen den Parteien Friede, und wenn auch die Kohlen unter der Asche glimmten, so wußte man es doch klug zu verhehlen; Feste zu Ehren des Königs und der Königin von Böhmen wechselten mit Ringelstechen.

IV.

Hell erleuchtet waren die Fenster des Pisaner Stadthauses, von dessen Gibel die Reichsfahne mit dem doppelten Adler und die Fahne Böhmens mit dem Silberlöwen im rothen Felde wehte, rauschende Musik scholl hinaus auf die Straßen, wo die Menge versammelt war, und neugierig die ankommenden Ritter und Damen angaffte; unten am Eingange standen zwei Reiter von der Königin Leibwache, mit den glänzend polirten Helmen und Kuirassen, und hielten die entblößten Schwerter kreuzweise, nur Jene einlassend, welche ihnen der neben ihnen stehende Marschalk, der die Gäste an der Treppe empfing, als Geladene bezeichnete. Die Marmortreppe, welche zu den Gemächern des böhmischen Königpaares führte, war mit reichen Teppichen belegt und bunten Laternen erhellt, überall auf den Absätzen standen Bildsäulen aus Marmor, entweder Gestalten aus der Göttergeschichte vorstellend, oder Pisaner Fürsten, die sich ausgezeichnet hatten im Kriege oder im Frieden; die Korridors waren alle erleuchtet, und die Wände mit lebendigen Blumen verdeckt und grünen Gesträuchen, so daß man in

Digitized by Google

einem Garten zu wandeln glaubte. Die Flügelthüren der Gemächer waren alle geöffnet, und man sah hinein in eine lange, glänzend erleuchtete Zimmerreihe; der Saal des Stadthauses aber, der sonst zu wichtigen, und gar ernsten Berathungen diente, war zum Tanzsaale umgewandelt. Auf der Gallerie stand das Musikchor und spielte abwechselnd muntere und kriegerische Stücke, während unten die bunte Menge der Geladenen auf- und niederwogte, und sich zum Theile in den anstoßenden Zimmern, zum Theile in den kühlen Korridors erging. Es war der Blumenflor von Pisa versammelt und manches altböhmische Herz wurde hier von den Pfeilen aus italienischen Feueraugen verwundet; obgleich es schwer hielt, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen, theils weil sie der deutschen Sprache unkundig waren, theils von ihren Angehörigen strenge bewacht wurden. Nur zum Scheine war zwischen den Fremden und Einheimischen Friede; im Innersten grollte der Italer den Nordlandssöhnen um so mehr, als Karl, ihr Herr, nun Hoheitsrechte über die Stadt ausübte, und so die Raspanti's, wie die Bergolini's gekränkt hatte.

Nikolaus ging am Arme des jungen Ritters Jaroš von Rziczan, mit dem er auf dem Zuge eine recht innige Bekanntschaft geschlossen hatte, in dem Gedränge auf und ab, und musterten die Damen, sie mit den schönen Böhminen vergleichend. Beide waren hohe, kräftige Gestalten, mit offenen Gesichtern, blonden Haaren und blauen Augen, welche die Töchter Italiens so sehr lieben, und so mancher Blick ruhte auf ihnen, folgte ihnen mit Wohlgefallen.

„Bei Gott, nie sah ich noch ein schöneres Weib!“ rief Nikolaus, plötzlich den Schritt anhaltend und den Arm des Freundes leicht drückend, indem er ihn auf eine Dame aufmerksam machte, welche anspruchlos an der Seite einer gleich jungen Gefährtin in einer Ecke des Saales saß, und mit einem jungen italischen Ritter, der vor ihr stand, vertraulich plauderte. „Jaroš! siehst du dort den Engel?“

„Ei, mein Eisbild! das bisher den Mund höhnisch aufwarf, wenn man die schönen Töchter dieses Blüthenlandes lobte, und meinte, es fehle ihnen jene zarte Scheu, jene hohe Jungfräulichkeit unserer böhmischen Frauen; bist du plötzlich von einem Sonnenstrahle getroffen worden, daß du aufzutauen beginnst?“

„Ich bitte dich, nur jetzt keinen unzeitigen Scherz,“ entgegnete Nikolaus; „ich weiß nicht, was mich so aufregt, so sonderbar bewegt. Mein Herz klopft ängstlich; es ist mir, als sollte die nächste Minute über mein Lebensglück entscheiden.“

„Sprudelkopf! so springst du von einem Aeußersten zum andern; erst trotziger Weiberhasser, ohne daß sie dir dazu Ursache gegeben, und jetzt mit Eins schmachtender Verehrer, ohne mit dem Gegenstande deines Entzückens noch ein Wort gesprochen zu haben!“

„Bruder!“ sagte Nikolaus, ohne das Auge von der holden Gestalt abwenden zu können; „ich habe gehört in alten Liedern und Märchen, die Liebe sei ein Kind des Augenblickes, sie komme, wie der Blitzstrahl aus unbewölkten Höhen und eine Minute entscheide für ein Menschenleben; ich fühle es, jenes Wesen dort wird, muß, wie eine mächtige Fee Einfluß haben auf all' meine Zukunft. Kennst du sie, Jaroš? du bist ja sonst viel in Verkehr, und bei den Festen des italischen Adels gewesen, zu denen ich, der wappenlose, keinen Zutritt fand; und wer ist jener Mann mit den Schielaugen und dem gelben, widrigen Gesichte, der sich mit ihr so angelegentlich unterhält?“

„Immer besser,“ lachte Rziczan; „also auch schon eifersüchtig? Du machst erstaunliche Fortschritte.“

„Ich bitte dich, quäle mich nicht; kennst du die Dame?“

„Sie ist aus dem Hause der Gambacurta und eine der Ehrendamen, welche die Stadt der Königin mitgibt nach Rom zur Krönung; jenes gelbe, widrige Gesicht aber ist ihr Bruder Lotto. Hüte dich vor ihm und seinem Dolche, falls es dich gelüsten sollte, mit der Blume der Gambacurta's ein Liebesverhältniß anzufangen; er ist ein roher, wüster Geselle, und haßt uns Fremde bis auf's Blut, wenn er auch freundlich drein sieht, und stets allerhand süße Redensarten in Bereitschaft hat.“

„Du kennst sie, o sprich, wie heißt sie?“

„Der Engel? Beatrice meine ich.“

„O welch' himmlische Musik in diesem Namen liegt.“

„Du bist toll, Nikolaus; doch wir stehen hier, wie zwei Bildsäulen und erregen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden. Komm, wir wollen weiter!“

„O nur einen Augenblick laß mich sie sehen, laß mich schwelgen im Anblicke der Himmlischen.“

„Nun, das kannst du weit bequemer haben, Bruder! wir wollen zu ihnen treten und ich will mit Lotto, den ich so oberflächlich kenne, ein Gespräch anknüpfen; indeß kannst du die Damen unterhalten. Du siehst, ich bin dein redlicher Waffenbruder, der sich den schlechtern Theil erwählt, und dieweilen du im Paradiese schwelgest, sich an der Pforte mit dem Engel mit dem Flammenschwerte unterhält. Aber noch ein Mal, Nikolaus! sei auf deiner Hut; diese Italiener sind schlau und du möchtest, nimm es mir nicht übel, für das Haus Gambacurta, das eben so alt, als ahnenstolz ist, eben kein willkommener Freier sein. Nun, und für eine Handvoll Goldstücke sind hier überall Dolche zu finden, um einen verhaßten Eindringling mir nichts dir nichts aus der Welt zu schaffen; die Wellen des Arno sind verschwiegen, und werfen sie einen Leichnam auch aus, so sagen sie doch nicht, wer ihn hinein geworfen!“

„Das ist meine Sache, Bruder! und stünde der Mörder mit dem gezückten Stahle hinter mir, ich stürbe gerne und froh, wenn ich sie gesehen, wenn ich sie gesprochen habe.“

Die beiden Freunde traten zur Gruppe der Sprechenden und Jaroš stellte seinen Waffenbruder, den Capitano vor, dessen für italische Zungen schwer auszusprechenden Namen er in Rossoleone umwandelte.

Nikolaus war selig, und wenn ihm Schüchternheit auch Anfangs die Zunge lähmte, desto feuriger, desto beredter wurde er, je länger die Unterhaltung dauerte.

Auch Beatrice schien Wohlgefallen an dem jungen Böhmen zu finden, der sich geläufig in ihrer Muttersprache ausdrückte, und dessen Wesen so zierlich und doch zugleich so männlich war; jene geheimnißvolle Magie, welche Herz zum Herzen bindet, welche das Weib ahnen läßt, daß es geliebt wird, wenn auch der Mund des Mannes noch geschwiegen und kaum das Auge scheu gesprochen hat, war auch hier sichtbar. Beatrice senkte das Auge, so oft es dem Blicke des Jünglings begegnete, und erröthete, wenn er im Feuer des Gespräches ihre Hand berührte, sie zuckte zusammen, aber sie entzog sie ihm nicht; mit mißtrauischen Blicken betrachtete Lotto den Capitano, der sich so angelegentlich mit seiner Schwester unterhielt, doch verschloß er klug den Argwohn tief in seinem Busen.

Die Trompeter gaben das Zeichen zur Tafel und Nikolaus wagte es, der Fremden seinen Arm zu bieten, während sein Waffenbruder, sich bei Lotto entschuldigend, ein Gleiches gegen Beatricen's Base that, und sie gingen in den Speisesaal; Rothlew überglücklich an der Seite seiner schönen Begleiterin.

„Diavolo!“ murmelte Lotto zwischen den Zähnen; „diese Fremden benehmen sich hier so frei, so gebieterisch, als ob sie die Herren wären. Aber Geduld; wir haben noch eine Rechnung mit einander abzuschließen. Noch keine deutsche Römerfahrt ist ohne Blut abgelaufen.“

„Wer sind denn die Fremden, die mit Beatrice und Fiametta nach dem Speisesaale gehen, ohne sich dem Haupte des Hauses Gambacurta vorgestellt zu haben?“ fragte zum Bruder tretend Francesco, der Aelteste.

„Ein böhmischer Ritter,“ antwortete jener mit höhnisch aufgeworfenen Lippen, „und ein Capitano von der Leibwache der Königin. Ich glaube gar, sein Wappenschild ist leer und er hat nicht ein Mal die goldenen Spornen!“

„Und du duldetest es, Lotto!“ rief Francesco grimmig.

„Was sollte ich thun?“ entgegnete der Gescholtene achselzuckend; „wir sind hier Gäste des Königs, und schlecht möchte man es uns vermerken, wenn wir Einen beleidigten aus seinem Gefolge. Haben wir denn noch ein Wort zu reden; hat uns nicht der fremde König

Digitized by Google

die Macht genommen und uns von Pisa's Herrschern zu seinen Vasallen erniedrigt?"

„Pfui, Lotto! und du zitterst vor diesen Eindringlingen? Du erlaubst es, daß man unsere Schwester beschimpfe? Ja, beschimpfe," wiederholte er, als er sah, daß der Bruder etwas entgegnen wollte; „das ist das rechte Wort dafür. Oder meinst du, es sei eine Ehre, wenn so ein fremder Fant einer Gambacurta, zu der die edelsten Jünglinge Italiens nur mit scheuer Ehrfurcht emporblicken, den Arm bietet — einer Gambacurta, die ihr Geschlecht rein zurückführen bis zu Alboin, dem Longobardenkönig!"

„Nun," spottete Lotto, „das Schwesterchen schien eben nicht sehr beleidigt über all' das Gewäsche des Fremden, der für einen Nordländer unsere Sprache ziemlich gut radebricht."

„**Corpo della Madonna**! du glaubst, sie könnte sich auch nur einen Augenblick vergessen?" rief der Wuth schäumend Francesco. „Ich will hin in den Speisesaal, will dem Fremden bedeuten, daß sein Platz anderswo sei, als an der Seite unserer Schwester, und sollte Blut fließen, so —"

„Ruhig, Francesco!" sagte der dritte der Brüder, Bartolomeo, hinzu tretend, und dem Erhitzten die Hand auf die Schulter legend; „du bist zu rasch, und deine blinde Hitze wird noch Alles verderben. Meinst du, ich sehe es ruhiger an, als ihr, wie der Fremde den Herrn spielt in unserer Stadt, wie er uns — absetzte. Ja, knirscht nur mit den Zähnen; absetzen, das ist das rechte Wort; und wie der Pisaner dem Fremdherrscher zujauchzte. Laßt sie sich nur berauschen in dem Gedanken an ihre Siege und ihre Macht; so wahr die Sterne da eben leuchten, so wahr ich an einen Gott glaube, ehe Monden vergehen, soll der Arno noch des rothen Blutes genug trinken! Aber seid klug! Was liegt an einem Augenblicke der Entehrung mehr oder weniger? Vertraut Beatrice, ich kenne ihr unbezwingliches Herz und ihr stolzes Gemüth, das noch jeden Werber zurückwies; laßt die Fremden nur schwärmen um unsere Frauen und Mädchen, wie Mücken um die Lichtflamme, laßt sie Feste geben und schwelgerische Mahle: Pisa und Rom sollen das Capua dieser nordischen Bären werden, und auf dem Rückwege sprechen wir mit ihnen."

„Aber ist Beatrice nicht eine der Edelfräulein, welche die Königin nach Rom begleiten sollen?" entgegnete Francesco; „hast du nicht selbst dafür gestimmt?"

„Nun, und was weiter?" fragte Bartolomeo.

„Daß sie den Zudringlichkeiten des Capitano fortan ausgesetzt ist, der sich vergafft zu haben scheint in ihr Madonnengesicht!" eiferte Lotto.

„Das Weib schützt sich selbst; überdieß begleitet sie Tante Theodora, die Mutterstelle bei ihr vertreten wird. Sorgt nicht für sie; daß sie aber die böhmische Königin begleitet, das ist mein Einfall. Wir brauchen in der Umgebung des Kaisers offene Augen und getreue Herzen, denn der Erfolg unsers Unternehmens hängt davon ab, unser Kopf steht auf dem Spiele. Wer aber wäre treuer und verläßlicher als eine Schwester, und wo könnte sie uns mehr nützen, als gerade in der Nähe der Königin? Kommt, wir wollen zu den Uebrigen, um kein Aufsehen zu erregen; seid klug und vor Allem bewacht Mienen und Zunge."

Die Dreie gingen Arm in Arm, raschen Schrittes in die anstoßenden Gemächer.

Nikolaus saß, nicht ahnend, daß Lotto so einen tiefen Blick in sein Herz geworfen, und ihn mit argwöhnischen Augen beobachtet hatte, an Beatricens Seite überglücklich; der feurige Italerwein jagte sein Blut rascher durch die Adern und beflügelte seine Worte, er wagte es seiner schönen Nachbarin zu gestehen, was er bei ihrem Anblicke empfunden, welche Himmelsseligkeit da mit einem Male eingezogen sei in sein Herz; sie erröthete und ein Blick aus ihrem Auge sagte dem Entzücken, daß sie nicht zürne, daß sie seine Gefühle theile. Er drückte ihr verstohlen unter dem Tische die Hand und fühlte den leisen zitternden Gegendruck. Es brauste ihm in Kopf und Herzen, er wußte kaum mehr, was er dachte und sprach, und wie Minuten schienen ihm die Stunden entflohen, als die Trompeten abermals das Zeichen gaben, daß das Fest zu Ende sei.

„Nein, nicht nach Hause in das dumpfige enge Gemach, wo die Decke des Gewölbes mit Zentnerlast auf mich drücken würde!" rief der Selige am Arme des Waffenbruders, als sie das Stadthaus verlassen hatten; „laß uns noch wandeln in der kühlen Nacht unter dem tiefblauen Himmel mit den funkelnden ewigen Sternen. Die wehenden Lüfte mögen die erhitzten Wangen kühlen, ihnen darf ich ja meines Lebens süßestes, heiligstes Geheimniß zuflüstern und mit dir von ihr plaudern, von ihr und meiner jungen Liebe, mit dir, meinem Freunde, meinem Bruder!"

Und sie schlugen den Weg ein nach den Ufern des Arno, der geheimnißvoll und majestätisch dahin rauschte, sie gingen hinaus durch's Ausfallspförtlein, das der verschlafene Thorwart ihnen willig öffnete, als er an den Binden die Ritter aus des Königs Gefolge erkannte, hinter sich das schlummernde Pisa lassend, in dem Liebe, Furcht, Haß und Verrath ihre Werkstätte aufgeschlagen hatten in tausend Herzen.

Erst spät, als schon der Morgen graute, kehrte Nikolaus in seine Wohnung zurück, und warf sich angekleidet auf sein Lager.

Das Bild der Geliebten umschwebte ihn, und, schon schlummernd, flüsterte er den süßen Namen Beatrice, der für ihn die Losung seines Lebens geworden.

Erste Liebe, einzige Liebe! wie selig machst du das Menschenherz, in das du einziehst, wie eine junge Königin in ihr angestammtes Land; alle Sagen von Eden, von einer versunkenen Götterwelt verwirklichen sich durch dich, und der Mensch fühlt seine Gottähnlichkeit und ist stolz darauf.

V.

Beatrice und ihre Base saßen am Abende des folgenden Tages in ihrem Gemache und plauderten, sich jenem **dolce far niente** hingebend, das der Italiener so sehr liebt, von dem gestrigen Feste, und musterten die dort gewesenen, wobei Beatrice mehr als ein Mal recht helle Glutröslein auf den Wangen aufblühten, wenn Fiametta, welche mit dem, Frauen gegen ihr eigenes Geschlecht eigenen Scharfblicke, das beginnende Verhältniß erkannt hatte, den Namen des Capitano nannte, oder sie mit der Eroberung neckte, die sie an dem Nordländer gemacht habe.

Sie konnte so gar recht ernstlich böse werden über solche Scherze und Zumuthungen, was in jedem Falle kein kleiner Beweis von Liebe war.

Da, als die beiden Mädchen eben im besten Plaudern waren, traten die Brüder ein und baten nach den gewöhnlichen Begrüßungen ihre Base, sich ein wenig zu entfernen, da sie mit ihrer Schwester Wichtiges und Geheimes zu besprechen hätten. Fiametta ging, und ängstlich und erwartungsvoll schlug Beatricen's Herz, sie war unruhig, denn sie glaubte vor aller Welt schon verrathen, was sie noch scheu und geheimnißvoll im Herzen barg, und zitterte vor dem Zorne der Brüder.

Schweigend nahmen sie der Schwester gegenüber Platz und es trat eine lange Pause ein, als scheute sich jeder zuerst das Wort zu nehmen; endlich hob Bartolomeo, der Besonnenere, an.

„Wir sind gekommen, Beatrice! um dir einige Mittheilungen zu machen, Mittheilungen, welche keinen Zeugen dulden, weßhalb wir auch Fiametten weggeschickt, wenn sie auch unserem Hause verwandt ist. Wir wollen dich nicht erst an den Gehorsam erinnern, den du uns als die jüngste schuldig bist; das, was wir fordern, bist du als Italienerin dem Vaterlande, als Gambacurta der Ehre deines Hauses schuldig!"

Beatrice wagte es, das gesenkte Auge forschend zu erheben; die Mienen ihrer Brüder waren ungemein ernst.

„Wozu viel Umschweife machen, Bartolo!" sagte der hitzige Francesco; „g'rade aus zur Sache. Wir sind die Beleidigten und der Italiener rächt sich. Jener böhmische Karl, der mit großer

Digitized by Google

Heeresmacht hier in Pisa eingerückt ist, der im Mailänder Dom die lombardische Krone empfangen und nun gen Rom zieht, um sich dort vom Papste krönen zu lassen, droht uns und unserer Freiheit ein gefährlicher Feind zu werden. Er steht im Einvernehmen mit den Florentinern, den alten Erbfeinden der Pisaner, so mit den Viscontis, er übt die Herrschaft über unsere Stadt aus, als wäre er der geborne Herr, und verhandelt sie über kurz oder lang an Florenz oder Mailand; das können wir weder dulden, noch ruhig zusehen, bis es vielleicht zu spät wird. Wir müssen vorbeugen, es gilt, einen entscheidenden Schlag zu führen gegen den Feind; ausgesöhnt haben wir uns mit den Raspanti, und ihre Häupter Pasetta di monte Scudaje und Ludowico della Rocca sind mit in unserm Bunde gegen die Fremden. Wo das Allgemeine bedroht wird, da müssen die Stimmen der Parteisucht schweigen. Doch wozu dir, einem Mädchen, Dinge verschweigen, welche nur für Männer gehören? Es ist Alles vorbereitet, und kehrt Karl aus Rom zurück, so mag es losgehen, und heimschicken wollen wir sie mit blutigen Köpfen nach ihren Wäldern!"

Aufmerksam hörte Beatrice zu und zitterte, denn es war ja auch das Leben ihres Geliebten bedroht; doch schnell faßte sie sich, und trug ruhig der Brüder forschende Blicke, welche scharf auf sie gerichtet waren, als wollten sie in ihrer Seele lesen.

„Durch verschiedene Mittel hat er es dahin zu bringen gewußt, daß der Antrag gestellt und angenommen wurde, zwölf Töchter der edelsten Pisaner Geschlechter auszuwählen, um sie als Edeldamen dem Hofstaate der Königin beizugeben; die Sache klingt ganz hübsch, aber die Wahrheit ist, daß er nun zwölf Geißeln hat für unsere Unterthänigkeit. Auch du bist unter den Auserwählten und ich selbst war es, der die Wahl auf dich lenkte."

Ein freudiges Roth stieg über die Wangen Beatricens bei dieser Nachricht; blieb sie doch jetzt in der Nähe des Geliebten und fand sie doch Gelegenheit, ihn zu sehen, zu sprechen. Keine ihrer Bewegungen entging dem mißtrauischen Blicke Lotto's.

„Der Grund, warum ich es veranlaßte, ist der, um genaue Nachrichten vom Hoflager des Kaisers zu erhalten, von der Schwäche, der Argwohnlosigkeit und dem stolzen Selbstvertrauen der Fremden; du bist unsere treue Verbündete und in unsere Hand schwöre, unser Werk zu fördern nach allen deinen Kräften."

Beatrice schauderte.

„Du zauderst, du bedenkst dich?" fragte Bartolomeo.

„Wie soll ich das deuten?"

„Fürchtest du vielleicht für jenen Milchbart von Capitano?" sagte Lotto spöttisch. „Hast du vielleicht Feuer gefangen an seinen Augen und möchtest gerne Vaterland und Verwandte verrathen um seinetwillen?"

„Kein Wort, das der Ehre deiner Schwester zu nahe tritt!" rief Bartolomeo kalt und ernst. „Eine Gambacurta kann nicht so tief sinken, einen Feind des Vaterlands, einen Fremden, einen Mann zu lieben, der ihr nicht ebenbürtig ist; wüßte ich es, ihr Loos wäre das Kloster und mein Dolch träfe das Herz des Buben, der es gewagt, sein Knechtesauge so hoch zu heben! Beatrice! willst du den Schwur leisten und unsere Verbündete sein, oder sollen wir dich ausstoßen aus unserer Familie, als ein entartetes Glied derselben?"

Er hielt ihr die Hand hin.

Beatricen blieb keine Wahl, sie kannte die harte Sinnesart ihrer Brüder, sie sah Lotto's Auge fest auf sich gerichtet, das sie durchbohren zu wollen schien, und antwortete leise und gepreßt, indem sie ihre Hand zitternd in die des Bruders legte:

„Ich will thun, wie ihr von mir verlangt."

„Schwörst du es bei deinem Seelenheile? schwörst du Verschwiegenheit?"

„Ich schwöre bei meinem Heilande!"

„Gut; übermorgen bricht der Kaiser auf und du wirst deine weitern Verhaltungsregeln bekommen!"

Sie erhoben sich von ihren Sitzen; an der Thüre kehrte Lotto wieder um, und trat hart zu ihr.

„Wegen des Capitano," sagte er heimlich mit spöttischem Tone, „bleibt es doch bei dem, was ich gesagt, wenn es auch die Brüder nicht glauben wollen. Ich sehe gut, wenn ich auch schiele, und bin kein Thor! Spiele mit deiner Puppe so lange du willst; aber hüte dich, Ernst zu machen, oder sie ist meinem Dolche verfallen!"—

Beatrice blieb allein.

Eine tödtliche Angst befiel sie, der geleistete Schwur trat in seiner ganzen Größe vor sie hin, das, was ihr die Brüder gesagt von ihren Racheplänen, ließ sie noch schrecklicheres ahnden; ihr Herz klopfte zum zerspringen, denn alle die Gefahren drohten ja auch dem Geliebten mit. Die brennend heiße Stirne in die Hand gestützt, saß sie noch lange da und ihre Brust war das Schlachtfeld der widerstreitendsten Gefühle. Es war Nacht geworden, eine schöne wunderherrliche, italische Frühlingsnacht, welche der Bewohner, fliehend vor der ermattenden Sonnenhitze in die innersten Gemächer des Hauses, so gern zum Tage wandelt; sie stand auf und ging eine Wendeltreppe hinauf nach dem, nach italischer Sitte, flachem Dache des Hauses, von einem leichten Gitter eingefaßt, an welchem in großen Holzkübeln blühende Orangen- und Oleanderbäume standen und ihre hundert Blüthen süße Wohlgerüche ausströmten. Dort fühlte sie sich freier, bei dem Blicke nach dem sternengestickten Baldachin oben, dachte sie an den, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und kein Haar auf dem Haupte eines Menschen gekrümmt wird.

Gegenüber dem Pallaste der Gambacurta's von der Rückseite aus lag der Campo santo, jener berühmte Friedhof, der ein längliches Viereck bildend, fast einem Garten gleicht, wo die Todten in heiliger Erde, von Jerusalem hieher gebracht, ruhen, rundum von gothischen Hallen eingefaßt, in der Mitte eine krystallhelle Fontaine; dort zeichnete sich der campanile torte, jener berühmte schiefe Thurm, den ein deutscher, Namens Wilhelm, 168 Fuß hoch um das Jahr 1174 erbaut hatte, in scharfen Umrissen auf dem nächtlichen Horizonte ab, mit den acht, übereinander stehenden Säulenreihen, neben ihm die alte Kathedrale, schon 1063 von griechischen Meistern erbaut, in der auch ein Deutscher Kaiser ruhte: Heinrich VII. Dort war der berüchtigte Hungerthurm, in dem Ugolino 1288 verschmachtete, und weiter weg hob der Thurm der Kirche St. Stefano sein ehrwürdiges Haupt hoch in die Lüfte. In tiefer Stille lag die Stadt zu ihren Füßen, in deren Häusern alle Zuckungen des Parteigeistes, Haß und Liebe zu schlummern schienen; da trug die kühle webende Abendluft leise Citherklänge herrüber vom Campo santo, und bald vernahm sie ein wehmüthiges klagendes Minnelied, welches in freier Uebersetzung ohngefähr lauten mochte:

„Nimm der Blume Duft und Farbe,
Und das grüne Kleid der Au,
Nimm der Sonne ihre Strahlen
Und dem Himmel dort sein Blau;
Nimm dem Feld' die gold'nen Saaten,
Aus dem Wald die Nachtigall;
Nimm dem Quell sein frohes Rauschen
Und dem Fels den Wiederhall;
Nimm der Nacht die gold'nen Sterne,
Blätter, Blüthen, einem Baum,
Nimm der Dichterbrust die Lieder
Und dem Schlaf den süßen Traum:
Kalt und farblos liegt das Leben,
Eine starre Leiche, da,
Das erst freundlich, liebewinkend
Aus den hellen Augen sah.
Kalt und farblos muß es werden,
Ohne Wärme, Duft und Licht;
Und so ist mein Daseyn freudlos,
Seh' ich dich, Geliebte, nicht.—"

Beatrice lauschte aufmerksam dem Klange der vollen männlichen Stimme, sie strengte all' ihr Sehvermögen an und gewahrte unter

Digitized by Google

einer Cypresse eine schlanke männliche Gestalt; jetzt war sie bemerkt worden, der Sänger, seine traute Esther im Arme, trat aus dem Schatten, das volle Mondlicht goß sich über ihn aus und sie seufzte: „Nicolo!—“ Wie eine Flagge der Liebe ließ sie das weiße Tuch wehen, das sie in der Hand hielt, und er schwänkte hoch in der Luft sein befiedertes Barret, zum Zeichen, daß er sie gesehen hatte, und verstanden.

VI.

Karl hatte am 22. März 1355 Pisa verlassen, und war in Siena mit seinem Hofstaate eingetroffen, wo er die Kardinäle, Peter, Bischof von Ostia und Aegydius d'Albornoz empfing, welche vom heiligen Vater gesandt waren, ihn gegen Rom zu geleiten. Ohne das geringste Hinderniß, überall von den Italienern mit Jubel empfangen, kam er am 1. April, dem Anfange der Charwoche, vor Rom an. Lauter Jubel scholl durch die Reihen des Heeres, als sie die Siebenhügelstadt vor sich liegen sahen, einst die Welthauptstadt mit den riesigen Monumenten großer Vergangenheit, und der herrlichen Basilica St. Peter und der Engelsburg; stolze Freude entflammte die Brust der Böhmen, welche bald ihren großen König von der Hand des heiligen Vaters gekrönt sehen sollten. Aber nicht früher als das Haupt der Christenheit wollte der fromme König einziehen in die heilige Stadt, nicht lärmende Feste sollten die Leidenswoche entweihen, der stillen Andacht und frommen Gebeten bestimmt; in der Ebene vor den Thoren, an den Ufern des Tiberflusses gebot er das Lager aufzuschlagen, und er selbst mit der Königin und dem Hofstaate nahmen ihre Wohnung in einem großen Zelte, von dem die Reichsfahne wehte, und vor dem die Prager Leibwache Wacht hielt. Ablegte er am folgenden Tage alle Zeichen irdischer Macht und Größe, den Purpur streifte er von den Schultern, er legte das ritterliche Schwert ab und die goldenen Sporen, hüllte die Glieder in eine weite braune Kutte von grobem Tuche, wie sie die Pilger zu tragen pflegten, die irgend eine fromme Wallfahrt vor hatten, nahm den breit krämpigen Hut mit Muscheln geziert und den Stab, an welchem oben ein Kreuz befestigt war; dann ging er blos von seinem Reichskanzler und Oberstlandmarschall Johann von Neumark, Bischof von Leitomyšl und Cenek von Lipa, welche ebenfalls Pilgerkleider trugen, hinein in die Stadt, indem er demüthig den Spruch der Schrift anführte: „Ein Jeglicher, der sich selbst erniedriget, soll erhöht werden!“ Dort besuchte er unbekannt und unbeachtet alle Kirchen und heiligen Orte, mit frommer Inbrunst betend und dem Herrn der Heeresschaaren für die Gnade dankend, daß er ihn geführt ohne Fehde und Blutvergießen an's ersehnte Ziel. Auch im Lager hatte er Buß- und Bettage angeordnet, keine Musik durfte ertönen, kein lautes Trinkgelage ertönen und keine leichtfertige Marketenderin sich sehen lassen; würdig vorbereitet zur großen Feier des Osterfestes und der Krönung sollte auch sein ganzes Heer einziehen nach Rom.

Allabendlich kehrt er zurück in's Lager, sich von dem Vollzuge seiner Anordnungen zu überzeugen; am Ostersamstage aber erschien er feierlich von den Edelsten seines Gefolges begleitet, im königlichen Schmucke im Vaticane, wo er alles zu seiner Krönung anordnete. Das Morgengrauen des ersten Ostertages rief das Heer unter die Waffen, lebhaft wurde es in den Gassen der leinenen Stadt, wiehernd schnaubten die Rosse, welche die Knechte striegelten und dann sattelten und zäumten, während die Herren sich in den Gezelten von den Leibdienern und Knappen wappnen ließen und schmücken. Jeder legte seine schönste Rüstung an, die blanken Helme wurden mit wallenden Federn und manchem Kleinode geschmückt, die farbichten Seidenbinden um die Schultern geworfen; dann eilte Jeder zu seinem Rosse, als das dritte Horneszeichen vom königlichen Zelte her ertönte. Bald stand das ganze Heer in einer langen Linie auf der Ebene, wie zum Treffen gerüstet, die Strahlen der aufgehenden Sonne spiegelten sich in den blanken Helmen und Rüstungen, und die kühle Morgenluft entfaltete die seidenen Banner der einzelnen Abtheilungen. Der Kaiser in vollem Ornate, saß auf seinem herrlichen Rappen und sprengte, gefolgt von der Blüthe des Adels, an den Reihen des Heeres hinab, es mit geübtem Auge musternd und einige Worte von der hohen Bedeutung des heutigen Festes sprechend; dann kehrte er zurück zum Zelte der Königin, welche von ihren Edeldamen, die in köstliche Gewänder gekleidet, mit Edelsteinen und Kleinodien bedeckt waren, auf einem milchweißen Zelter hielt, dessen Sattel eine Decke von kirschrothem, golddurchgestickten Sammt hatte, und das sie an Purpurzügeln lenkte. In einem Halbkreise aufgeritten stand die Leibwache, vor ihrer Mitte der Hauptmann Nikolaus Rothlew mit gesenkter Schwertesspitze, die Befehle seines Königs und Herrn zu empfangen; da rief der König freudig:

„Nun mit Gott vorwärts, meine Herren! nach der heiligen Stadt, wo uns das Haupt der Christenheit zur Krönung erwartet.“

Und alsbald hörte man überall das Kommandowort erschallen, die Trompeten ertönten, und in festgeschlossenen Abtheilungen schwenkte die eine Hälfte des Heeres ab, dann kam der König und die Königin mit ihrem Gefolge und der Leibwache, worauf die andere Heeresabtheilung schloß.

Feierliches Glockengeläute tönte von allen Thürmen Rom's, als sich der Zug in Bewegung setzte; als er sich aber dem Thore nahte, da kam ihm der Kardinallegat von Ostia, Petrus, von der ganzen Klerisei gefolgt, der sich viele römische Adelige angeschlossen, entgegen, ertheilte dem Heere den Segen, und führte das Königspaar im Namen des Papstes in die heilige Stadt, wo der Zug durch die vornehmsten Straßen ging.

Am Thore der Petruskirche im Vatikan erwartete ihn geschmückt mit der Tiare, umgeben von allen Kardinälen und den geistlichen und weltlichen Würdenträgern der Stadt, Papst Innozenz VI., und führte Karl und seine Gemalin in den Dom, woselbst sie auf einem Throne unter einem Baldachine sitzend, das Hochamt anhörten, das der heilige Vater selbst hielt. Nach demselben empfing er jene Krone, welche ihm den Titel eines römischen Kaisers verlieh, und ihn in den Augen der damaligen Zeit berechtigte, die Herrschaft der Welt anzusprechen; nach ihm wurde seine Gemalin gekrönt. Ein donnernder Ruf machte die Gewölbe der Kirche erbeben, als Trompeten und Pankenschall das Ende der feierlichen Handlung bezeichnete, und hallte nach als tausendstimmiges Echo durch die Reihen seiner Böhmen, welche auf der Piazetta aufgestellt waren.

Abermals stieg der Kaiser und die Kaiserin zu Roß, und der Zug ging nach der Tiberbrücke; auf dem Platze an derselben, wo abermals ein Thronsessel aufgerichtet stand, stieg der Kaiser ab, und mit ihm tausend junge Adelige, welche heute von seiner Hand den Ritterschlag erhalten sollten.

„Ist kein Dalberg da?“ rief der Kaiser mit lauter Stimme, wie es Kaiser Friedrich Barbarossa verordnet seit dem Jahre 1155, zum Gedächtniß an die ritterliche Treue, welche der erste Dalberg bewiesen bei der furchtbaren Empörung der Römer bei der Krönungsfeierlichkeit, und daß er ihm Leben gerettet und Freiheit. Und vortrat ein Nachkomme dieses Geschlechtes, und empfing den ersten Ritterschlag; dann folgten die Uebrigen, welche der Oberstlandesmarschall jedes Mal beim Namen aufrief; freudiger Schreck durchzuckte aber Nikolaus Rothlew, den Bürgersohn von Prag, als sein Name aufgerufen wurde. Er wollte seinen Ohren nicht trauen, bis ihn der Marschall zum anderten Male rief, und sein Auge ihn suchte an der Spitze seiner Leibwache; da warf sich der Jüngling vom Rosse und schwankte wie ein Träumender zum Throne, wo er sich auf die Kniee niederließ.

„Nikolaus Rothlew!“ sagte der vierte Karl mit lauter Stimme, so daß er verstanden werden konnte von seiner ganzen Umgebung; „ritterliche Pflicht ist es, zu beschützen die Frauen, und ritterlich hast du sie erfüllt auf dem Zuge von Prag gegen Rom, gegen deine Herrin und Königin. Mannigfache Verdienste hat sich dein Haus erworben um uns und unsere Familie, und in der Mordschlacht bei Crecy fiel dein Vater an der Seite des unserigen, des erlauchten und ritterlichen Königs Johann, seinen Leib für ihn zum Schilde machend; zu lohnen gedenken es wir in dir, und keinen größeren Beweis unserer

Digitized by Google

Achtung und Liebe können wir unserer guten Hauptstadt Prag geben, als wenn wir einen Sprossen eines ihrer ersten Geschlechter in den Adel erheben.“

Und drei Mal berührte Kaiser Karl mit der flachen Klinge des Schwertes die Schultern des Knieenden, indem er sprach:

„Dulde es von mir zum ersten und einzigen Male, und hinfüro von Niemandem mehr wieder; und nun stehe auf, Nikolaus, Ritter von Rothlew, der Erste eines neuen adeligen Geschlechtes, wir sind dir in Gnaden gewogen. Führe fortan zur Erinnerung an den heutigen Tag im getheilten Schilde den rothen Löwen auf blauem Grunde, und in grünem Felde den silbernen Querbalken, der den Tiberstrom bedeuten soll, auf dessen Brücke du den Ritterschlag erhalten von Kaisershand! —“

Nicht wußte Nikolaus, wie er wieder auf sein Roß gekommen, alles Blut drängte sich ihm nach Kopf und Herzen; sein erster Gedanke war an Beatricen, war er ihr doch nun ebenbürtig geworden, wenn er auch noch keine Ahnen zählte. Auch Beatrice, welche im Gefolge der Kaiserin der feierlichen Handlung beigewohnt hatte, jauchzte auf in ihrem Inneren; doch bald gedenkend der Gefahr, welche dem Geliebten drohe, umdüsterte sich wieder ihre schöne Stirne.

Karl VI. bestieg wieder sein Roß und weiter ging der Zug über die Engelsbrücke und das Kapitol nach der Kirche St. Johann von Lateran, wo das Kaisermahl bereitet war, bei welchem die dazu berechtigten Reichsfürsten zu Pferde ihr Amt verwalteten und den Kaiser bei der Tafel bedienten. Als dasselbe vorüber war, ließ der Kaiser sein Heer vor dem Thore del Popolo um die Kirche des heiligen Laurentius außerhalb der Stadtmauern lagern, und sandte einen Theil derselben sogleich dem Kardinal d'Albornez zu Hilfe gegen die Malatesta's und andere Feinde des Papstes im Kirchenstaate; denn er wollte, seinem Krönungseide gemäß, als ächter Schirmherr und Beschützer der römischen Kirche erscheinen. Um die Eifersucht der römischen Großen nicht zu wecken, als wollte er sich eine Oberherrschaft über die Stadt anmaßen, verließ er Rom gleichfalls mit seinem Heere, übernachtete im Kloster St. Laurentius, von wo aus er mit einem kleinen Gefolge abermals nach Rom ritt, um mit Innozenz die Angelegenheiten der Christenheit zu besprechen, worauf er feierlichen Abschied nahm, und von ihm den apostolischen Segen erhielt. Am Osterdienstage brach der Kaiser wieder auf, und trat seinen Rückzug nach Toskana an, auf welchem er am 19. April wieder in Siena eintraf. Karl IV. hatte nun den Zweck seines Römerzuges erreicht, alle dem Reiche angehörigen Machthaber in Italien, Guelfen wie Ghibellinen erkannten seine Oberherrschaft an, huldigten ihm, entrichteten ihm Tribut und nahmen ihre Besitzungen von ihm zu Lehen; auch Toskana zahlte seinen Tribut, welchen es, gleich wie das mächtige Florenz, seit hundert Jahren keinem deutschen Kaiser geleistet hatte. Und Alles hatte er erreicht ohne Kampf; friedlich war er Italien durchzogen, wo der Boden bei jedem Römerzuge zu reichlich Blut getrunken hatte, und zum Zeichen des aufrichtigsten Vertrauens entließ er sein ganzes Heer nach der Heimat, zu seiner und seiner Gemalin Schutz bloß 1200 Reiter behaltend, mit denen er am 8. Mai wieder in Pisa eintraf, wo er von einer Deputation, an deren Spitze die Brüder Gambacarta standen, feierlich empfangen wurde, und wieder als Residenz das Stadthaus bezog.

Beatrice kehrte von der Kaiserin, welche sie liebgewonnen, mit Zeichen ihrer Huld überhäuft in das Haus ihrer Brüder zurück, dessen Schwelle sie mit Schaudern überschritt, als ahne sie die fürchterliche Katastrophe, welche bald all' ihr Lebensglück vernichten sollte. Sie hatte auf der Reise gen Rom Nikolaus täglich gesehen, immer fester war der Bund ihrer Herzen geworden und sie hatten sich ewige Treue geschworen; seit Rothlew auf der Engelsbrücke den Ritterschlag erhalten, lebte er der schönen Hoffnung, Beatricen als Gattin heimzuführen nach seinem geliebten Böhmen; denn wenn er auch den Stolz des altadeligen Geschlechtes kannte, so hoffte er doch auf die Gnade und Fürsprache seines Kaisers.

Der Mensch hört nie das Nahen eines Unglückes im Rausche der Freude, in stolzer Zuversicht seines Herzens, wenn es auch schon ihn mit raschen Flügelschlägen umschwebt und ausholt mit der erzgepanzerten Faust zum Todesstoße. Er gleicht dem Kinde, das am Rande eines fürchterlichen Abgrundes steht, und lächelnd nach einer Blume langt, die knapp an demselben blüht; es jauchzt auf, wenn es die seltene Pflanze bricht, während sich schon das Gestein und Erdreich losbröckelt unter seinen Füßen, das es bald in die Tiefe stürzen muß.

Wenig hatte Beatrice zu berichten von den Ergebnißen des Römerzuges, denn überall war der Kaiser empfangen worden mit Jubel, und nur wenig Unzufriedene gab es, welche ihren ohnmächtigen Groll tief im Herzen verbargen. Die Gebrüder Gambacurta, welche auf eine allgemeine Unzufriedenheit in Italien, einen tüchtigen Römeraufstand gerechnet hatten, waren wuthentbrannt.

„Was thut es!“ rief Francesco; „wenn alle Italiener Feiglinge geworden, die ihr Knie vor einem fremden Kaiser beugen, wir wollen es nicht; Pisa soll vorangehen und Italien die Losung geben zur Vertreibung der Fremden.“

„Wird aber das Volk, das dem Kaiser aus vollem Herzen zujauchzte, als er einzog in die Thore der Stadt, mit dir gemeinschaftliche Sache machen? Es liebt die Fremden, weil sie mit offenen Händen kamen, und freigiebig aus nicht zu erschöpfendem Säckel geben.“

„Das Volk? Ihr fragt, was das Volk machen werde?“ hohnlachte Francesco. „Was anderes, als das, was wir ihm vorschreiben werden; oder habt ihr je erfahren, daß die Glieder des Körpers sich aufgelehnt hätten gegen den Kopf?“

„Aber es hat keinen Grund zum Aufstande, und geben wir ihm die Waffen in die Hand, so dürfte es leichtlich dieselben gegen uns kehren,“ sagte Lotto.

„Das begreifst du nicht,“ entgegnete Francesco; „ich will dir ein Mal ein Gleichniß sagen. Als ich in Hispanien war, wohnte ich einem Stiergefechte bei. Das Thier, ein großer, gewaltiger Andalusier mit breiter Brust und ehernen Gliedmassen, spitzen Hörnern und feurigen Augen wurde in die Schranken gelassen und stand da, den Kopf gegen die Erde gesenkt und peitschte sich mit dem Schweife die Flanken. Plötzlich tritt der Matadore ein, ein leichtgebauter Arragonier, zierlich gekleidet und als Waffe nur eine feine, spitze Toledoklinge; um seinen Arm geschlagen trägt er einen rothen Mantel, den er entfaltet und flattern läßt, wie eine Blutfahne. Kaum gewahrt ihn der Stier und sieht die verhaßte Farbe, als er dumpf brüllt, die Erde mit den Hörnern aufreißt, und in gewaltigen Sprüngen losrennt gegen den Feind, der es zu reizen gewagt hat. Aber mit einem Sprunge ist der Arragonier aus der Linie des wüthenden Thieres, das keuchend an dem entgegengesetzten Schranken hält, wo es den Feind abermals vor sich sieht, der wieder die verhaßte Fahne schwingt. Und wieder erneuert sich das Spiel, bis das Thier fast wahnsinnig geworden vor Wuth, mit dampfenden Nüstern und schlagenden Flanken blind umher rennt, und den Feind doch nicht erreichen kann. Seht, das ist das Volk und ihr könnt es reizen, wenn ihr die Blutfahne schwingt, wir, die leichten und gewandten Matadore, werden seinem Anfalle, wenn es sich ja beikommen ließe, die Waffen gegen uns zu brauchen, auszuweichen wissen, während es verderblich auf den plumpen, nichts ahnenden Fremden stürzt.“

„Und wie willst du das Volk aufreizen?“ fragte Bartholomeo.

„Das ist meine Sache; am Tage der letzten Versammlung soll es euch klar werden; bis dahin vertraut meinem Witze.“

Beatrice stand bleich und zitternd da, sie ahnte das Schrecklichste; da wandte sich Lotto höhnisch zu ihr und sagte: „Nun, Schwesterchen! und was macht jener Signor Capitano, der sich vergafft hat in dein reizendes Gesicht; du hast wohl viele Huldigungen erhalten, und er glaubt nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um die Perle Italiens sein eigen nennen zu können?“

Schnell hatte sich Beatrice gefaßt, und sagte mit fester Stimme:

„Ich sah ihn selten, und nur wenn der Dienst uns zugleich zur Kaiserin rief; doch bescheiden hielt er sich ferne, und du thust ihm Unrecht. Er steht in großer Gnade beim Kaiser, der ihm den Ritterschlag ertheilte auf der Engelsbrücke zu Rom.“

Digitized by Google

„Thu' ich ihm Unrecht?" lachte Lotto; „nun so wollen wir es wett machen, und wenn ihn der Kaiser zum Ritter geschlagen, so ist er wenigstens ein ebenbürtiger Gegner worden für einen Gambacurta."

VII.

Zwölf Tage hatte der Kaiser in Pisa verweilt, ruhig und unangefochten; keine Ahnung von dem bevorstehenden Frevel trübte seine Ruhe.

Beatrice war bleich und leidend geworden, verschwunden waren die Rosen von ihren Wangen und die Rabenschwärze ihres üppigen, glänzenden Haares stach ab gegen den weißen Marmor des Gesichts; nur das Auge glühte, und verrieth die innere Aufregung. Schlaflos brachte sie die Nächte meist im Gebete zu, und erflehte von oben Rath und Erleuchtung; durfte sie das Verderben herein brechen lassen über das hohe Herrscherpaar und die nichts ahnenden Fremden, mußte sie ihren Geliebten, das Theuerste, was sie auf Erden hatte, dem sicheren Tode verfallen lassen ungewarnt, weil der fürchterliche Eid ihre Zunge band? Der Kopf glühte ihr, das Herz arbeitete mit gewaltigen Schlägen, während sie mit frommer Inbrunst die Hände rang und verzweifelnd doch keinen Ausweg fand. Da, plötzlich fiel es wie ein Lichtstrahl von oben in ihre Seele: Die Kirche allein hat die Macht zu lösen. Sie dachte an den Vater Ambrosio, einen alten, ehrwürdigen Weltpriester, der ihr Hauskaplan war, und einst der Beichtvater ihrer verstorbenen Mutter; er bewohnte ein Zimmer im rückwärtigen Trakte des Hauses, wo er zurückgezogen von allen Welthändeln, blos seinen Studien und Religionsübungen lebte und täglich in der Hauskapelle, wo sich auch die Gruft der Gambacurta's befand, die Messe las für die Seelen der abgeschiedenen Ahnen; zu ihm wollte sie, ausschütten vor ihm in der heiligen Beichte das gequälte Herz und sich Rathes erholen bei ihm. Ruhe und Entschlossenheit war bei diesem Gedanken, der ihr eine höhere Eingebung schien, in ihre Brust zurückgekehrt; sie nahm ihren Schleier, den sie vor das Gesicht zog, um unerkannt zu bleiben, wenn sie ja Jemand von der Dienerschaft des Hauses begegnen sollte auf ihrer nächtlichen Wanderung. Leise öffnete sie die Thüre, um ihre Kammerfrau nicht zu wecken, welche im anstoßenden Gemache schlief, und ging mit flüchtigem Fuße durch die Korridore.

Als sie an eine kleine Thüre kam, welche aus einem der Gänge in ein vergittertes Oratorium führte, wo sie immer, ungesehen von den in dem Kirchlein Anwesenden, ihre Andacht zu verrichten pflegte; da drängte und trieb sie ein unerklärliches Etwas hinein zu treten in das Gotteshaus. Sie öffnete geräuschlos die nicht verschlossene Pforte, fuhr aber in demselben Augenblicke entsetzt und todtbleich zurück. Das Innere der Kirche war hell erleuchtet, und ein Gemurmel von vielen Stimmen schlug an ihr Ohr. Sie dachte zitternd an die Sage von dem feierlichen Hochamt, welches die Geister der Abgeschiedenen um Mitternacht zu halten pflegen, und bei dem kein Lebender erscheinen darf; aber trotz der Furcht trieb eine unbezwingbare Neugierde sie vorwärts. Ein Blick aus dem vergitterten Fenster des Oratoriums in das Schiff der Kirche hinab, überzeugte sie, daß sie es mit keinem gespenstlichen Spuke zu thun habe; denn alle Stühle waren von Männern in dunklen Mänteln besetzt, unter denen sie viele adelige Pisaner erkannte, weiter rückwärts aber drängten sich derbe, kräftige Gestalten mit sonnverbrannten Gesichtern und herkulischen Gliedmassen in zerrissenen Anzügen. Alle trugen Waffen; die Edelleute Schwerter und leichte Brustharnische, die Uebrigen solche, wie sie ihnen eben der Augenblick geboten, Streitäxte, Kolben, Messer und lange, eisenbeschlagene Stäbe. Am Hochaltare, das hell beleuchtet war, hielt der Bischof von Pisa feierlichen Gottesdienst, und ihr gegenüber, in dem mit rothem Brokate ausgeschlagenen Betstühlen unter dem Baldachine, wo sonst das Oberhaupt der Stadt die Messe zu hören pflegte, knieten ihre Brüder. Während Lotto und Bartolomeo kriegerisch gerüstet waren, trug Francesco die Kleidung eines gemeinen Italieners. Beatrice sank in die Kniee, sie wollte vor Angst aufschreien, aber die Angst preßte ihr die Kehle zusammen; denn sie wußte, daß sie verloren sei, wenn man ihre Anwesenheit ahnte, sie errieth die verbrecherischen Pläne, welche die Männer unten versammelt hatten. Im Oratorium war es dunkel, sie konnte nicht gesehen werden, obgleich sie die ganze Kirche übersah und jedes Wort hören konnte; mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte sie den Vorgängen unten.

Die heilige Handlung war zu Ende, der Bischof machte das Zeichen des Kreuzes über die Versammlung; da stand Franzesco auf, und trat auf die Stufen des Altares; sein Gesicht war ungewöhnlich von Aufregung geröthet, seine Lippe zitterte, sein Auge glühte und seine Stimme klang scharf und schneidend, als er sprach:

„Pisaner, Mitbürger, Freunde! Der wichtige Augenblick ist gekommen, an welchem wir uns befreien müssen von dem aufgedrungenen Joche der Ausländer, wo wir, wie unsere Vorfahren, uns erheben müssen gegen jene deutschen Fürsten, welche über die Alpen herüberkommen, um sich hier Italiens Krone zu holen und Tribut zu verlangen, das Schwert in die Wagschale werfend, wie einst Brennus gegenüber dem besiegten Rom. Und warum sollten wir es dulden, ohne uns zur Wehre zu setzen? Ist denn eine Schlacht geschlagen worden, die wir verloren haben? Sind wir nicht freie Bürger?"

„Wir sind frei, wir wollen es werden!" hallte es wieder im Chore.

„Gut, meine Freunde! dann muß etwas geschehen. Die Bergolini und Raspanti haben Frieden geschlossen bei dieser allgemeinen Bedrängniß und die Stimme des Einzelnen schweigt, wo es das große Ganze gilt! Ich will es versuchen, jenes Volk, das aus Furcht und Eigennutz den Fremden huldigt, und sich in den Staub beugt, aufzustacheln; wie jene alten Römer will ich mich opfern für die Stadt, und das Zeichen geben zur allgemeinen Befreiung. Jeder auf seinen Posten; sammelt Freunde, erhitzt die Gemüther der Herbeieilenden: ich will euch das Zeichen geben, indem ich Feuer werfe in die Magazine des Stadthauses, wo der Kaiser Hof hält."

Eine Todtenstille lagerte sich über die Anwesenden und selbst Muthige erbleichten bei dem Plane, welcher der ganzen Stadt Verderben bringen konnte und großen Schaden, da alle Rüstungen und große Waarenvorräthe aufgespeichert waren; aber Franzesco fuhr mit wilder Begeisterung fort:

„Eine alte Sage erzählt von einem wunderbaren Vogel Phönix fern im Osten, der sich in die Flammen stürzt, um sich neu verjüngt aus denselben zu erheben; lasset Pisa's Freiheit zum Phönix werden! Was liegt an Gut und Geld, wo es die Ehre gilt! Tod den Fremden! Nieder mit den Fremden!"

Und tausend Stimmen brüllten den Ruf nach, tausend Arme erhoben sich zum Schwure gegen Himmel, tausend der verschiedenartigsten Waffen blitzten im Lichte der Altarkerzen; Francesco riß unter seinem dunkeln Mantel eine Fackel hervor, die er hoch emporhielt:

„Dies, Freunde! ist die Leuchte, und das Heulen der Feuerglocke vom Thurme die Losung zum Ausbruche. Die Fremden sind vereinzelt in der Stadt, der größte Theil derselben kampirt jenseits des Arno; besetzt die Brücke, lasset sie nicht durch, bis der Kaiser gefangen, bis wir hier mit den Fremden fertig geworden. — Auf nun, an's Werk! Verlaßt die Kirche durch die nur uns bekannten unterirdischen Gänge und zerstreut euch, um nicht vor der Zeit Aufmerksamkeit zu erregen." —

Er faßte mit starker Hand den eisernen Ring einer Steinplatte, welche zu den untersten Stufen des Hochaltars eingefügt war, und hob ihn in die Höhe, eine Treppe ward sichtbar, welche zur Gruft der Familie führte.

„Die Ahnen der Gambacurta's werden es uns vergeben," sagte er sich bekreuzend, „wenn wir ihren Schlummer stören, wo Pisa's Errettung auf dem Spiele steht!"

Und Einzeln und zu Hauf stiegen sie hinab, wo sie sich in unterirdische Gänge vertheilten und durch geheime Pforten, nur den Gambacurta's bekannt, das Freie gewannen.

Beatrice, welche sich nur mit großer Anstrengung aufrecht gehalten hatte, stieß einen Schrei aus, der aber im Tumulte der Ausbrechenden verhallte, und sank ohnmächtig zu Boden; es war zu spät geworden, das Verderben entfesselt und es mußte hereinbrechen

Digitized by Google

über die Fremden, Nikolaus mußte mit fallen als Opfer der Wuth der Pisaner!

Als sie wieder zu sich kam, lag sie mit dem Kopfe auf den kalten Quadern und fühlte einen warmen Blutstrom über ihre Wangen rieseln, sie hatte sich im Niedersinken verletzt; aber sie achtete nicht der Wunde und ihres Schmerzes, sie trocknete das Blut mit ihrem Tuche, das sie um die Stirne band und erhob sich auf ihren Knieen.

„Herr Gott!" ächzte sie aus ihrer gepreßten Brust; „es ist zu spät, sie werden brennen, morden, würgen, und ich bin nichts, als ein schwaches Weib, gebunden durch Ohnmacht und einen furchtbaren Schwur! Nein, ich kann, ich darf das Entsetzliche nicht dulden; will ich nicht die Mitschuld tragen am Gräßlichsten, Gott wird vergeben, wenn ich meinen Eid breche!"

Sie raffte sich auf.

Eine undurchdringliche Finsterniß hatte sich über das Schiff der Kirche gelegt, nur das ewige Lämpchen am Hochaltar flimmerte und warf seine Strahlen auf das Altarbild der gnadenreichen Gottesmutter, welche ihr zuzulächeln schien.

„Ja," fuhr sie mit frommer Begeisterung fort, „du verzeihst, du rufst mich auf zur Rettung! Aber wie unbemerkt den Ausweg finden aus dem festverschlossenen Hause? Gott wird helfen!"

Sie tappte fort durch die vielfach verschlungenen Gänge, flog mit unhörbaren Tritten wie ein Gespenst über die breiten Höfe und zu einer kleinen Pforte, welche für die Dienerschaft des Hauses stets geöffnet war; sie fand sie nur angelehnt. Leichter athmete sie auf, als sie sich in einer wenig belebten Nebenstraße fand, hinter dem Campo santo, sie wollte einbiegen in die nach dem Stadthause führende Straße; da tönte Schwertergerassel und Sporrengeklirre auf dem Steinpflaster, im ungewissen Scheine des Mondes, der eben hinter Wolken getreten war, sah sie mehrere Bewaffnete auf sich zuschreiten. Sie drückte sich an die Mauer; ihr Herz schlug hörbar, waren es Fremde, waren es Pisaner?

Näher kamen die Gewaffneten, ein Schrei des Entzückens rang sich von ihren Lippen und mit dem lauten Rufe: „Nikolo!" stürzte sie vorwärts an die Brust des Geliebten, der erstaunt, wie ein Steinbild stehen blieb, als er die Blume Pisa's zu so später Nachtzeit auf der Straße fand.

„Beatrice!" stammelte er, „wo kommst du her?"

„Keine Frage, Geliebter!" sagte sie mit geflügelter Stimme, „ein Gott führte dich mir in den Weg, den ich aufzusuchen eilte. Du hast den Kaiser und die Kaiserin verlassen im Stadthause; ihnen, euch droht Gefahr, Ueberfall, Verrath. Ganz Pisa ist im Aufruhre, vielleicht in nächster Minute schlägt der rothe Hahn mit den Flügeln auf dem Dache eurer Residenz. Eile und rette!"

Zurücktaumelte der Jüngling bei dieser Nachricht, als er in das geisterbleiche Gesicht der Geliebten starrte und konnte ihren Worten kaum trauen, sie für Ausbrüche des Wahnsinnes haltend; aber wiederholt gewarnt, fing er an, an die unbekannte Gefahr zu glauben.

„Auf!" rief er seinen Leuten zu, „und zurück zum Stadthause; du aber, Beneš! eile über die Arnobrücke zu den unsern, laß den Sturmmarsch blasen und sage dem von Kolowrat, der dort den Oberbefehl führt über die Reiter, daß er sie augenblicklich führe zur Rettung unseres Herrn und Kaisers. Du aber, Beatrice! habe Dank, edle, treue Seele!"

„Denke nicht an mich!" rief sie; „ich eile heim, und will auf meinen Knieen liegen und für euch beten, bis die Schreckensnacht vorüber, welche, ich ahne es, uns scheiden wird für immer."

Nikolaus riß sie an seine Brust, einen heißen Kuß auf ihre Lippen pressend; da tönten wilde, schauerliche Glockenklänge vom Thurme der Basilika herab und heulten grauenhaft durch die stille, milde Nacht. —

„Herr Jesus, erbarme dich ihrer; es ist zu spät!" rief Beatrice, in die Kniee sinkend.

Nikolaus ließ sie los, er kehrte um mit seinen Begleitern und eilte in Sturmeslauf dem Stadthause zu.

VIII.

Ruhig und nichts ahnend, vielleicht an seine Heimat, die grünen Miletinerwälder, welche ein altes Volkslied preist, an den stolzen Moldaustrom oder das vielthürmige Praha denkend und der Lieben, die er dort zurückgelassen, wandelte der Reiter von der Königin Leibwache, das blanke Schwert im Arme, blos im Brustharnisch und mit der leichten Pickelhaube, als Schildwache vor dem Stadthause auf und ab, das im Schatten lag, von dem riesigen Dome gedeckt; er bemerkte den Leichtfüßigen nicht, der sich an die Mauer der Häuser gedrückt, immer näher schlich und mit einem Sprunge dann in das offene Thor schlüpfte, als ihm der Reitersmann eben den Rücken gekehrt hatte.

Es war Francesko, der, vertraut mit den Oertlichkeiten, über einige Treppen eilte, ein Paar Korridors durchflog und bald in ein kleines hölzernes Häuschen, rückwärts im Anbaue gelangte, wo die Stroh- und Heuvorräthe für die Leibwache und die kaiserlichen Rosse aufbewahrt wurden, mit seinem Dolche schlug er das Schloß ab und trat ein, die Thüre hinter sich zuziehend. Ein teuflisches Lächeln spielte um seine Lippen, er wischte sich die schweißtriefende Stirn; dann zog er Stahl und Stein aus der Tasche und schlug Feuer. Einen glimmenden Lappen steckte er in das Stroh und blies geschäftig an, bis es zu knistern begann und zu rauchen, daß er einen Ausweg suchen mußte, wollte er nicht ersticken; dann eilte er nach den Sälen im Rückgebäude, wo Tuch und Waffenvorräthe aufbewahrt wurden und wiederholte dasselbe. Bis er die Runde gemacht, überallhin Verderben bringend, schlug schon das helle Feuer zum Dache der Bretterhütte hinaus und griff immer weiter um sich mit glühender Zunge, lüstern nach neuem Raube; der Stadtwächter, eingeweiht in das Geheimniß des Aufruhrs, zog am Glockenstrange, als er den Feuerschein gewahrte und gab damit das Zeichen zum Ausbruche.

In dem Augenblicke kam Nikolaus athemlos vor dem Rathhause an, das von Innen schon in vollen Flammen stand.

„Unglücklicher!" rief er der Wache zu, „du hast schlimm gewacht für das Haus deines Kaisers und Herrn, daß sich der Mordbrenner einschleichen konnte, vielleicht auch der Mörder! Verlaß deinen Posten, eile in die Quartiere der Unsrigen, laß die Trompeter Alarm blasen, daß sie die arglosen Schläfer wecken, sie sollen sich auf's Roß werfen und herbeieilen. Nicht ist es Zeit, sich zu wappnen, der Böhme braucht des Panzers nicht um zu fechten, und unsere Leiber sollen der Schild werden für unsern König. Hörst du das Geheul der meineidigen Rotte; ganz Pisa ist im Aufruhr, schlagt euch durch zu uns, wenn man euch den Weg verrennen will, und „Karl und Praha" sei die Losung!"

Mit seinen wenigen Begleitern eilte er die Treppe hinauf, sich kaum zurecht findend in den mit Rauch angefüllten Korridors, da sah er einen Mann vor sich, der in einer Hand eine brennende Fackel in der andern einen blitzenden Dolch ihnen vorauseilte, wie das Verderben der Rettung.

„Drauf Brüder!" rief Rothlew, „das ist Einer von der Mordbrennerbande, er soll uns nicht entgehen!" Er eilte ihm nach, und bei einer plötzlichen Wendung des Korridors, wo eine versperrte Thüre dessen Lauf hemmte, ereilte er ihn. Vergebens setzte sich der Italiener zur Wehre; mit Riesenkraft unterlief ihn der Böhme, wand ihm den Dolch aus der Faust, warf ihn zu Boden. Die herbeieilenden Wachen bemächtigten sich seiner und banden ihm trotz seines Wüthens mit seinem eigenen Gürtel die Hände auf den Rücken.

„Bewacht ihn scharf!" rief Nikolaus seinen Getreuen zu; „er hat das Gebäude in Brand gesteckt und wird Aufschluß geben können über die Geschichte dieser Höllennacht. Sollten aber, was Gott verhüte! die Empörer Herren werden, ehe uns Hilfe kömmt, so stoßt den Schuft nieder mit seiner eigenen Klinge, daß ihr euer Soldatenschwert nicht entehrt; oder noch besser, schmeißt ihn in die Flamme, die er selbst angefacht hat! —"

„**Diavolo maledetto!**" brüllte wuthschäumend der Italiener,

Digitized by Google

und wie vom Blitze getroffen taumelte der Jüngling zurück, er hatte — Beatricens Bruder im Mordbrenner erkannt.

Aber nicht viel Zeit blieb ihm zum Nachdenken; denn wie ein rothglühendes Lavameer wälzte sich das feindliche Element immer näher, stets riesiger anwachsend, stets neue Nahrung findend für seinen Grimm; überall flüchtige, halbnackte Gestalten, welche das Kostbarste zu retten suchten, das eigene Leben, denn nicht denken konnten sie an die Rettung ihrer Habe. Die Zimmer des Königs waren leer, er war hinabgeeilt, um seine Treuen zu sammeln zur Vertheidigung, denn schon tönte das Gebrüll der Empörer herauf von der Piazetta; da, an den Zimmern der Königin, hörte er einen schwachen, von Rauch schon halb erstickten Hilferuf, er sah eine hohe königliche Gestalt in einen Mantel gehüllt händeringend in einem Gemache stehen, und vergebens den Ausweg suchen, den ihr Flamme und Rauch versperrten; denn schon brannte der Estrich, in Flammen stand die Thüre — Nikolaus erkannte Anna von Schweidnitz, welche ihre Dienerinen, in höchster Gefahr nur auf eigene Rettung denkend, zu wecken vergessen hatten, und die nun dem Flammentode verfallen schien. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, stürzte er in das brennende Zimmer, zog der Königin den schützenden Mantel über das Gesicht, ergriff sie mit starkem Arme und trug sie, nicht achtend die Flammen, welche ihm Haar und Bart versengten und ihm Brandwunden verursachten, aus dem brennenden Zimmer, dessen Decke wenige Minuten später mit furchtbarem Geprassel zusammenstürzte. Er eilte die Treppe hinab, und brachte sie in den durch eine hohe Mauer von dem brennenden Gebäude getrennten Hause, der Wohnung des Bischofs Otto von Wlassim, wohin sich viele ihrer Dienerinen geflüchtet hatten, die jetzt weinend und klagend ihre Herrin umgaben; dann kehrte er um und eilte auf den Marktplatz, wo der Kaiser umgeben von den wenigen Herren und Dienern, welche mit ihm im Stadthause gewohnt, hoch zu Rosse hielt, und sich mit Mühe gegen die andrängenden Meuterer wehrte. Nikolaus brach sich Bahn durch's Gedränge, und schloß sich den Getreuen an.

Blind rasend stürzten die Pisaner, noch wüthender gemacht durch das von den Empörern in Windeseile verbreitete Gerücht, der Kaiser habe das Stadthaus selbst anzünden lassen, um alle Waffenvorräthe zu verbrennen und die Stadt wehrlos an die Florentiner zu übergeben, auf die kleine Schaar ein, welche sich kaum zu vertheidigen vermochte, da trabte enge geschlossen die böhmische Leibwache aus der Seitengasse, ohne das Schwert zu gebrauchen und das Gesindel rechts und links auseinander werfend, schwenkte sich auf dem Marktplatze auf und nahm den hartbedrängten Kaiser in ihre Mitte. Nikolaus ließ einen Reiter absitzen und schwang sich auf dessen Roß; mit Schlachtenstimme kommandirte er zum Einhauen und fuhr auf die Empörer los, wie der Erzengel mit dem Flammenschwerte auf die Schaar der bösen Geister. Er warf sie zurück und machte sich Luft; aber auf's Neue drängte die wüthende Menge vor, aus allen Gassen strömte das Gesindel zu und aus den Fenstern und von den platten Dächern hagelte es Steine, welche manchen Reitersmann schwer verwundeten.

„Es gilt jetzt zu sterben einen ächten Reitertod, wenn nicht der Kolowrat bald mit den Reitern dem Gesindel in den Rücken fällt!“ rief Nikolaus mit glühendem Antlitz und setzte sich fester im Bügel, indem er einem Pisaner, der dem edlen Thiere in den Zügel griff, mit einem Hiebe die freche Faust vom Arme trennte. „Vorwärts, Brüder! wir wollen uns noch ein Mal Luft machen und den Hunden die Zähne des Bären fühlen lassen!“

Und abermals warf er die heulende Schaar zurück, wobei freilich mancher Reiter und manches Roß stürzte, um nimmer wieder aufzustehen; aber schon trennten sich ihre Reihen, tollkühne Pisaner warfen sich zwischen die Pferde — da tönte Trompetenklang von der Arnobrücke her und wie ein Donnerwetter stürzte der Beneš von Kolowrat an der Spitze seines Reitergeschwaders auf die Empörer, die nun von Vorne und vom Rücken angegriffen nicht länger Stand hielten, sondern sich nach allen Winden zerstreuten.

Glücklich hatte der Reiter, den Nikolaus abgesandt, die noch nicht besetzte Arnobrücke passirt und die böhmischen Reiter alarmiren lassen; aber ehe sie noch alle zu Rosse saßen, war die Feuersbrunst, und mit ihr die Empörung ausgebrochen. Bartolomeo Gambacurta hatte mit einer auserlesenen Schaar die Arnobrücke besetzt und wehrte den Böhmen den Uebergang. Auf der Brücke selbst kam es zu einem furchtbaren Gemetzel; der riesige Beneš that Wunder der Tapferkeit und sein Beispiel begeisterte seine Reiter, von denen jeder in der Nacht ein Held war, würdig denen von Thermopilä und Marathon an die Seite gesetzt zu werden. Der Arno färbte sich roth vom Blute der Erschlagenen; endlich wichen die Empörer, und im Sturmesfluge eilte Kolowrat dem Kaiser zu Hilfe.

Immer mehr verlor sich das Getümmel auf dem Marktplatze, schon athmeten die Kampfesmüden freier auf; da warf sich eine große Schaar Berittener auf's Neue gegen sie; es waren meist Edle von Pisa mit ihren Dienern, an ihrer Spitze die Gebrüder Lotto und Bartolomeo Gambacurta. Es gab einen schweren Kampf; denn Geschicklichkeit und Muth war auf beiden Seiten gleich, nur waren die Böhmen schon ermattet von langem Kampfe und vermochten kaum mehr das Schwert zu schwingen. Und auf's Neue ertönten im Rücken der Böhmen Trompetenstöße und eine kleine Schaar Italiener, meist aus Fußknechten bestehend, angeführt von zwei Reitern mit roth und himmelblauen Feldbinden, brach aus einer Seitengasse; schon rüsteten sich die Bedrängten, dem doppelten Feinde zu begegnen, da stürzten sich die Neuankommenden mit dem Rufe: „Hier Karl, hier Raspanti!“ auf die Empörer, und die beiden Führer Pusetta di Monte Scudajo und Ludovico della Rocca ritten zur Seite des Kaisers, ihn ihrer Treue versichernd und seine Befehle erbittend.

Obgleich mitverflochten in die Verschwörung und beim Ausbruche derselben thätig, hatten die beiden Führer der Raspanti, als sie die ungünstige Wendung des Kampfes sahen, schnell den Augenblick benützt, ihren Feinden, den Bergolini, den Todesstoß zu versetzen, und hatten schnell die Partei des Kaisers wieder ergriffen.

Nun war der Kampf bald zu Ende; die Empörer wurden erschlagen oder mußten die Waffen strecken. Ihre Führer, die Gambacurta's, wurden nebst mehreren Edlen nach verzweifelter Gegenwehre gefangen. —

XI.

Endlich stieg, von Allen ersehnt, der König des Tages empor im Osten nach dieser Schreckensnacht und beleuchtete die schwarzen, rauchenden Trümmer des Stadthauses, aus denen noch zu weilen eine Flamme schoß, wie eine feuerige Schlange, und die mit Leichen und geronnenem Blute, mit erschlagenen Pferden und einzelnen Waffenstücken bedeckten Straßen von Pisa. Der Kaiser hatte seine Residenz in der Wohnung des Bischof von Wlassim genommen, wo er die Treuen empfing, welche muthig für ihn gekämpft hatten und welche die Chronik also benennt: Heinrich von Neuhaus, Czenick von der Leippe, Beneš von Kolowrat, Georg von Sulewicz, Buschek von Hedkowa, Jareš von Sweikowa, Harzik Habřinsky, Zdenik von Lomnicz, Smil von Daubrawicz, Benesch, Lomnießky Ramiestie, Zibrzid Brzezowsky von Giwina, Buschek Strazkowski von Wieskowa, Wilhelm Waneczky vom Gemnieska, Jan Wateczky von Waitzsch. —

Dann aber ließ er sich die Gefangenen vorführen, und unter dem Vorsitze des Stadtrichters von Arezzo wurde ein strenges Gericht über die Verräther gehalten. Trotzig standen die Gebrüder Gambacurta vor dem Richterstuhle, sie leugneten ihr Verbrechen nicht, wollten aber das Recht des Kaisers über sie zu richten nicht anerkennen und verlangten als selbstständige Fürsten gerichtet zu werden von ihres Gleichen. Aber es half ihnen nichts und wenige Stunden später waren sie, nebst vier andern Rädelsführern der Empörung zum Tode verurtheilt.

Finster und mit dem Geschicke grollend, mit dem Glücke hadernd, das sie gerade in der Stunde der Entscheidung verlassen hatte, saßen die Brüder Gambacurta in dem festen Gemache, mit Ketten belastet, und erwarteten ihre Todesstunde; die Sonne war im Sinken und ihr goldener Strahl fiel durch die schwarzen Gitter und spielte

Digitized by Google

auf der graugetünchten Mauer, als wolle er Abschied nehmen von den dem Tode Verfallenen. Da klirrten die Riegel an der Eisenpforte, vor der ein böhmischer Reiter mit blanker Wehre auf und niederschritt, sie drehte sich knarrend in ihren Angeln und hereintrat, tief verschleiert und in Trauerkleidern ein Frauenbild; als sich der Wärter entfernt hatte, schlug sie den Schleier zurück.

Es war Beatrice.

Bleich war ihr Antlitz, wie aus dem weißen Marmor von Carrara gemeißelt, tiefe Trauer lag in den schönen Zügen; sie mußte schrecklich gelitten haben in den wenigen Stunden, die zwischen dem Jetzt lagen und dem Augenblicke, wo sie nächtlicher Weile mit Nicolo zusammen getroffen war. Ihr Auge hatte allen Glanz verloren vom vielen Weinen und war mit bleigrauen Ringen eingefaßt, ihre Lippen waren schmerzlich auf einander gepreßt, und entfesselt in üppigen Locken fiel das glänzende Rabenhaar auf die weißen, vollen Schultern.

Finster grollend rasselten die Gefangenen mit ihren Ketten und hatten keinen freundlichen Blick für die Schwester, welche sie bekümmert, mit tiefem Schmerze betrachtete.

„Müssen wir so uns wiedersehen, Francisco, Bartolomeo, Lotto? Mußtet Ihr denn Euere verbrecherischen Pläne vollführen und nicht eher ruhen, bis Ihr wie wilde Thiere Blut gesehen?“

„Keine Vorwürfe, am wenigsten aus deinem Munde, Beatrice!“ rief Francesco verächtlich; „nichts wollen wir mit dir, der Verrätherin, gemein haben, dem dürren Reiß an unserm alten Stamme, das ihm Schande bringt. Wir müssen sterben; lebe du, aber gehaßt von den Deinigen, ausgestoßen von deiner Vaterstadt, verfolgt von dem Fluche deiner Brüder! entartete Tochter Italia's, die uns verrathen an die Fremden!“

Beatrice taumelte todtbleich zurück und mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzusinken.

„Francesco!“ sagte sie bebend; „bedenke, was du sprichst; du stehst am Rande des Grabes und fluchst mir, deiner Schwester, die gekommen ist Euch zu retten, so es möglich, und noch Gnade im Himmel wie auf Erden!“

„Glaubst du wir wissen es nicht,“ rief Lotto ingrimmig, „daß du uns belauscht hast in jener Nacht der Empörung, daß du deinem Buhlen, dem Capitane, unsere Pläne verriethest? War er doch wie ein tückischer, schadenfroher Teufel überall, wo es galt unsere Anschläge zu vereiteln; war er es nicht, der einen Boten jenseits des Arno sandte und die böhmischen Reiter warnen ließ, daß sie schon hoch zu Roße saßen, als wir sie noch lange im Schlafe zu überfallen gedachten; hat nicht er Francesco gefangen genommen, die Kaiserin gerettet und vor Gericht den Hergang der Sache verrathen, wie ihn nur ein Eingeweihter wissen konnte? Gehe nun hin und laß dich mit deinem Buhlen trauen, indeß uns der Nachrichter auf dem Markte die Köpfe abschlägt, folge ihm in sein nordisches Land, weil du nicht mehr werth bist die heimische Luft zu athmen; unser Todesröcheln soll dir in den Ohren gellen, wenn du ruhst im Arme deines Buhlen, unser Fluch soll dich verfolgen, wohin du dich auch immer wenden magst!“

„Halt ein, Bruder!“ rief Beatrice. „Ich wollte Euch nicht verrathen, nur warnen wollte ich ihn, an dem meine ganze Seele hängt, nicht theilhaftig werden der ungeheuern Blutschuld, die Ihr auf euch laden wolltet. Es kam anders, als ich gedacht hatte; ich warnte zu spät, denn schon war das Verderben losgelassen und raste durch alle Straßen. Nicht mir fluchet, Euch selbst! Was ich thun kann, versuchte ich; auf Nicolo's Fürbitte erhielt ich Zutritt zum Kaiser, auf meinen Knieen bat ich ihn um Euer Leben — umsonst; er ist unerbittlich, er will nichts wissen von Gnade!“

„Gut, daß es so kam,“ sagte Bartolomeo, und warf trotzig die Lippen auf; „nur Weiber betteln um ihr Leben, und wir haben uns als Männer bewiesen jederzeit. Glaubst du, ich hätte die Gnade dieses fremden Kaisers angenommen? Ein schneller Tod ist mir lieber, als ein entehrtes Leben; was nützt es dem Edelfalken, wenn man ihn leben läßt, aber ihm die Flügel bricht und in einen Käfig sperrt, aus dem er sich umsonst sehnt in's freie Reich der Luft? Ausstirbt mit uns das Haus der Gambacurta's, und wenn sie uns hinabsenken in die Ahnengruft, so werden sie unser Wappen zerbrechen; du bist die einzige Erbin der Reichthümer der Familie. Fluch dir, daß ein Fremder sie besitzen soll!“

Beatrice stand hoch und stolz aufgerichtet zwischen den feindselig gesinnten Brüdern.

„Euer Leben war Haß und blinde Wuth, und noch am Rande des Grabes stehend könnt Ihr Eure wilde Natur so wenig verläugnen, als der Panter. Meint Ihr, ich könnte die Schande überleben, Eure Häupter fallen zu sehen vom Schwerte des Henkers; meint Ihr, ich, die edle Pisanerin, könnte dem Manne meiner Liebe die Hand reichen, nun, da so ein böser Rostflecken auf dem Silberschilde uns'rer Ehre haftet? Bartolomeo, Francesco, Lotto! Brüder! nehmt Ihr zurück euern Fluch; reicht mir die Hand zum Abschiede!“

Ihr Auge flammte, ihre Rede hatte eine unwiderstehliche Gewalt; schweigend reichten ihr die Brüder die Hand.—

„Lebt wohl,“ rief sie, „auf Wiedersehen!“

Spät am Abende schritt Nicolo in einen dunklen Mantel gehüllt durch die Strada Gambacurta, wie sie in jener Zeit von dem Pallaste der berühmten Familie hieß, dessen Rückseite die ganze Front der einen Seite ausmachte; er folgte einer kleinen, flinken italischen Dirne, welche ihn zu Beatrice geladen. An der kleinen Pforte, durch welche ihre Gebieterin in jener verhängnißvollen Nacht in's Freie gelangt war, blieb sie stehen, und reichte dem Fremden die kleine Hand, um ihn durch all' die finstern, vielfach verschlungenen Gänge zu ihrer Herrin zu geleiten. Mit erwartungsvollem Herzen folgte ihr Rothlew; sie öffnete eine Thüre, und ließ ihn eintreten.

Halbdunkel herrschte in dem großen, geräumigen Gemache, eine Ampel, welche vor einem in Lebensgröße aus Holz geschnitzten Christusbilde brannte, verbreitete allein einige Helle; auf einem Betschämel kniete eine weibliche Gestalt, die sich bei seinem Eintritte erhob.

„Nikolo!“ sagte Beatrice, indem sie dem Geliebten entgegen trat und ihm die Hand reichte, welche brennend heiß war; „zürne nicht, daß ich dich herbeschieden noch in später Nacht, und denke darum auch nicht schlimmer von mir. Ich habe eine lange Reise vor und da hätte ich denn gerne noch Abschied genommen von dir!“

„Beatrice!“ rief der Böhme; „meine Retterin, mein süßes Leben; du willst fort? Ja, du hast Recht, laß uns fliehen aus dieser Stadt des Verrathes und des Blutes; fern von ihr wollen wir vergessen lernen und glücklich sein.“

Ein schmerzliches Lächeln flog über ihre schönen Züge und anmuthig schüttelte sie den dunklen Lockenkopf.

„Mit dir, mein Geliebter?“ entgegnete sie mit melodischer Stimme. „O wenn ich es könnte, wenn ich es dürfte; aber das Verhängniß ist fürchterlich zwischen unsre Herzen getreten und eine blutbefleckte Hand reißt sie auseinander. Wir sehen uns heute zum letzten Male; denn wir dürfen uns nimmer wiedersehen, als einst jenseits, wo die gold'nen Sterne glühen!“

„Beatrice!“ sagte Nicolo betroffen; „du könntest“ —

„Keine Vorwürfe, Freund! fühlst du denn nicht auch, daß wir einander nicht gehören können für diese Welt? Durch deine Hand wurde Francesco gefangen und dem schimpflichen Tode überliefert; ich war es, die dich warnte, die deinen Schritt beflügelte, daß du zu rechter Zeit dort eintrafest, um ihn zu fangen. Nein, Freund! Ein blutiges Haupt würde sich ewig zwischen uns're Küsse drängen, und Erinnerung unser Leben vergiften und unsre Liebe; wie ich es in der Unglücksnacht vorher gesehen und gesagt: wir sind getrennt für immer! Aber jetzt, in diesem letzten Augenblicke kann ich es dir sagen, darf es dir gestehen ohne Scheu: ich habe dich geliebt mit aller Kraft meiner Seele und dein Name wird mein letztes Wort sein, dein Bild mich tröstend umschweben im Todeskampfe!“

Sie stürzte an seine Brust, ihre Arme umschlangen ihn, ihre Lippen suchten die seinigen und Seele schien sich in Seele zu tauchen; aber vergebens versuchte er es, ihren Entschluß wankend zu machen, vergebens bot er alle Ueberredungskünste der Liebe auf. Sie blieb unerschütterlich.

„Es ist Zeit zu scheiden, die letzten Augenblicke bis zur fürchter-

Digitized by Google

lichen Stunde, wo meiner Brüder Haupt auf öffentlichem Markte fällt, gehört mir und ich will sie im Gebete zubringen!"

Noch ein Mal umarmte sie den Geliebten, dann klingelte sie, die Dienerin trat ein und geleitete Nikolaus auf die Straße; — er taumelte nach Hause, wie ein Trunkener. All' sein Lebensglück war vernichtet worden in dieser einen Minute, und kalt und farblos sah er es vor sich liegen; jede Liebesblüthe, jede Hoffnungsblume war geknickt.

Um neun Uhr rückten die böhmischen Geschwader, völlig gerüstet und zum Aufbruche bereit, aus und besetzten den Marktplatz, auf welchem ein Gerüste aufgeschlagen war, auf dem ein Block stand, mit schwarzem Tuche behangen, neben dem sich ein großer Sandhaufe befand; alle Fenster und Balkone waren mit Neugierigen besetzt, welche das gräßliche Schauspiel mit ansehen wollten. Um halb zehn Uhr ertönte die Glocke mit ernsten, feierlichen Schlägen und aus der Seitengasse, welche zum Stadtgefängnisse führte, bewegte sich langsam ein Zug Bewaffneter, in deren Mitte sieben Verurtheilte schritten, denen die Hände auf den Rücken gebunden und die Haare geschoren waren; während die übrigen ihr Haupt traurig zur Erde senkten, trugen es die Gambacurta's stolz und frei aufrecht, und grüßten ihre Bekannten; auch als sie dem verhängnißvollen Gerüste nahten, war keine Veränderung in ihren Mienen wahrzunehmen.

Vier Mal sank das Beil des Henkers, und vier Mal rollte ein blutendes Haupt in den Sand, das der Knecht bei den Haaren ergriff und herumzeigte den Zuschauern mit dem Rufe: „So mögen alle Feinde des Kaisers enden!" Da trat Francesco an den Block, mit unverbundenen Augen kniete er nieder, das Beil blitzte, und er hatte sein Verbrechen gebüßt mit dem Tode. Ihm folgte Bartolomeo, dann Lotto.

Auf dem Balkone des Hauses, das dem Blutgerüste gerade gegenüber lag, stand Beatrice und hielt ihr brennendes Auge unverwandt geheftet auf die Blutszene unten; sie hatte reiche Kleider an und war fast hochzeitlich geschmückt, so daß sich die Umstehenden baß darüber verwunderten und manche harte Rede führten. Aber sie kümmerte sich nicht darum; sondern blieb wie aus Stein gemeißelt, bis das letzte Haupt gefallen war, und der Priester ein Gebet für die Seelen der Unglücklichen begann, in das das Volk laut mit einstimmte; da nahm sie einen kleinen Gegenstand aus ihrem Gürtel und führte ihn mit rascher Bewegung an ihre Lippen. Einen leichten Schrei stieß sie aus und sank wenige Augenblicke später entseelt zu Boden. Sie hatte Gift genommen. —

Am 26. Mai, nachdem das Urtheil an den Verräthern vollzogen worden war, verließ Karl IV. Pisa, zu dessen Vikar er den tapfern Bischof Marquard von Augsburg ernannt hatte, und ging nach Pietrasanta, wohin er bereits die Kaiserin voraus gesandt hatte, und kehrte durch Deutschland nach Böhmen zurück, das ihn jubelnd empfing.

Nikolaus von Rothlew kehrte trübsinnig und lebensmüde zurück, nach dem heimatlichen Prag, das er mit andern Hoffnungen, andern Wünschen verlassen hatte; nach Jahren gab er dem Drängen seines Ohms nach und dem Wunsche seines Kaisers, der das junge ritterliche Geschlecht nicht wollte aussterben lassen, und vermälte sich mit Marien. Ihre Ehe blieb kinderlos, und mit ihm ging auch sein junges Geschlecht zu Grabe. Nie vergaß er seiner ersten Liebe, der Blume von Pisa, und sein letztes Wort war: Beatrice! —



Francisca Brown.

Eine biographische Skizze von Julius Rosenfeld.

Where there is a will, there is a way.

Englisches Sprichwort.

Am blühenden Himmel der englischen Literatur haben allezeit große Sterne geglänzt und geleuchtet, und auch an Wundererscheinungen aller Art hat es ihm nie gefehlt. Eine der wunderbarsten — wenn auch nicht der größten — gewahrten wir in einer jüngst erschienenen Sammlung von Gedichten, die ein blindes Mädchen, Namens Franziska Brown, zur Verfasserin haben. Die Biographie derselben bietet überraschende Beispiele von Capazität und Fleiß dar und es dürfte Einiges aus dem Leben dieser Musentochter für die Leser dieses Blattes nicht uninteressant sein.

Frances Brown war in Stranarlar, einem Dorfe der Grafschaft Donegal in Irland geboren, und erlitt 1½ Jahr alt durch Blattern den Verlust des Gesichts. Ihr Vater war Postmeister in demselben Dorfe, und konnte, von seinem Amte in Anspruch genommen, auf die Erziehung des blinden Kindes weniger Sorgfalt verwenden, als in einem andern Falle unter gleichen Vermögensverhältnissen möglich gewesen wäre. In ihrem siebenten Jahre hörte sie zum ersten Mal den Pastor predigen (ihre Eltern waren Presbyterianer) und bei dieser Gelegenheit wurde ihr auch zum ersten Mal das Bedürfniß eines Unterrichts recht fühlbar. Sie hatte in der Predigt Worte gehört, die sie nicht verstanden, sie merkte sich dieselben, und stand nicht an, den Ersten Besten, von dem sie Aufklärung erwarten durfte, zu befragen. Sie besuchte dann die Predigten öfters, und es wuchs ihr ein Vorrath von Worten heran, den sie dadurch vermehrte, daß sie auflauschte, wenn ihre Geschwister die Schulaufgaben aus der engl. Sprachlehre und dem Wörterbuche auswendig lernten. Ein stärkeres Gedächtniß, das die mitleidige Natur allen ihren blinden Kindern als Equivalent gibt, kam ihr hierbei wohl zu Statten. Sie sehnte sich von der Zeit an nach Büchern, und wo es einen Landmann gab, dem in der weiten Sonntagweste ein weites Herz und eine moralische Erzählung stak, oder ein Bauersmädchen, das sich am Kamine bei der Genoveva ausweinte — dahin ließ sie sich führen, und horchte, wenn Einer vorlas, wie man mit überirdischer Lust auf Musiktöne horcht, die die ganze Seele ausfüllen.

Susanna Gray, der Negersklave, der edle Schafhirt, Mungo Parks Reisen und Robinson Cruses waren ihre ersten Bekanntschaften. Mit der gesteigerten Intelligenz verbesserte sich auch ihr Geschmack, und jener Tag, sagt sie, bleibt ihr ein denkwürdiger, an dem ihr Walter Scott's „Kerker von Edinburg" vor Gesicht — eigentlich vor das Ohr — kam. Von nun an verstärkten sich aber auch die äußern Hindernisse, die ihrem Streben nach intellektueller Ausbildung im Wege waren; denn ihr Eifer und die Geduld ihrer Geschwister, von denen sie abhängig war, standen in einem umgekehrten Verhältniß. So lange sie an Märchen Gefallen fand, hatte sie bereitwillige Vorleser, aber was diese selber nicht verstanden, das war ihnen schrecklich langweilig, und wie im Hause sich unter zehn Mägden Eine fand, die nicht umsonst Schulgeld gezahlt hatte, so mochte sie auch lieber ein Paar Kühe melken, als der Franziska einen Scott'schen Roman vorbuchstabiren. Zuweilen gewann sie die Geschwister dadurch, daß sie ihnen mit allerhand Erzählungen Revanche gab, mit erdichteten, oder solchen, die jene schon früher gelesen, aber auch früher vergessen hatten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit war sie mit dem größten Theile von Walter Scott fertig. Wenn nun Alles schlief und schnarchte, lag sie schlaflos im Bette, und ließ sich von der lodernden Fantasie alle die geharnischten Ritter, und die Turniere, von wo ein Prinz sich den Tod oder Lorbeeren holte, und alles das herzaubern, was sie aus den Romanen gehört

Digitized by Google

hatte. Auf das historische Element, das in den Werken jenes unerreichbaren Meisters mit den Fiktionen vereinigt ist, war sie aufmerksam geworden, doch hatte sie bisher keine eigentliche Geschichte gekannt. In ihrem 13. Jahre hörte sie das erste Mal einen Bekannten eine Spezialgeschichte Frankreichs lesen, und der Reiz der Historie spannte alle Fäden ihrer Wißbegierde. Sie wußte sich eine Universalgeschichte, und bald darauf Hume's Geschichte von England zu verschaffen. Verkenntniß der Geographie, die eine geschichtliche Lektüre wohl voraussetzt, war ihr bisher abgegangen. Sie mußte sich eine solche verschaffen, wenn sie sich nicht Rom in China und Jerusalem auf St. Domingo denken wollte. Das hieß freilich ein Riesenwerk erstürmen — aber der menschliche Wille ist stark, und F. Brown hatte Willen. Sie benützte hierzu einen Landkartenmaler, der den Vater zu besuchen pflegte. Sie ließ sich einen Finger auf irgend einen Hauptpunkt der Karte stellen, und einen Finger der andern Hand nach einem andern Punkte gleiten, dessen Namen sie zu wissen wünschte. Während man ihr die Orte, Flüße, Gebirge, u. s. w. welche der Finger passirte, benannte, maß sie in Gedanken die relative Entfernung derselben, und es dauerte nicht lange, so war sie in den Karten aller Welttheile orientirt. „Sterben ist nichts, doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!“ sagt unser Schiller. Aber Etwas gibt es, das uns Alles wieder ersetzt, was das Schicksal, wenn es unversöhnlich ist, uns wegnimmt — es ist die Poesie. Und die poetische Muse ist Browns leuchtender Genius. Sie hatte sich früher schon manches Gebet gedichtet, und so oft ihr was am Herzen lag, schüttete sie eine Anzahl gemüthlicher Verse aus dem gepreßten Busen. Ungefähr zu Ende ihres dreizehnten Jahres hörte sie Pope's Uebersetzung der Iliade — das ist wieder ein Tag, der mit rothen Sternchen bezeichnet ist im Kalender ihrer Lebensjahre. Homer gegenüber, schämte sie sich Verse gemacht zu haben, da nahm sie ihre Manuskripte und legte sie auf den flammenden Heerd. Eine Uebersetzung des Virgil und mehrerer alten Klassiker beschäftigten sie dann eine Zeit lang. Daß sie bei der Wahl einer Lektüre stets von Diesem oder Jenem abhing, der gerade dieses oder jenes Buch besaß, versteht sich von selbst. Sie las später Lord Byron, den sie verehrte und beweinte, und wie sie an Jahren zunahm, nahm sie auch an Geistesstärke zu. Sie bekam neuerdings Muth, von ihrer schöpferischen Kraft Gebrauch zu machen, und übergab im Jahre 1840 mehrere ihrer Produkte belletristischen Journalen. Dem „irischen Pfennig-Magazin,“ dem „Athenäum,“ dem „Keepsake“ and Hood's „Mode-Magazine“ sind ihre Beiträge sehr willkommen.



Die geistliche Tracht in Griechenland.

Zum Messelesen muß der Priester reichere und prächtigere Gewänder anlegen, als die gewöhnlichen. So ist es altherkömmlicher Gebrauch vom Beginne des Christenthums, wenn auch Anzahl und Gestalt dieser Kleidungsstücke nach und nach gewechselt hat. Der Ursprung dieses Gebrauches findet sich schon im alten Testamente; bei den Juden hatten die Priester und Leviten eigene Gewänder für bestimmte Ceremonien. Sie durften sich dem Allerheiligsten nur in dieser Tracht nähern, die aus der feinsten Leinwand, aus kostbaren Woll- und andern Stoffen verfertigt, und äußerst kunstreich bemalt und gestickt war.

Die Ehrfurcht für die priesterliche Kleidung ging in den frühern Zeiten des Christenthums so weit, daß Frauen und Laien sie nicht einmal berühren durften.

Die Form derselben hat in der griechischen Kirche weniger Veränderungen erlitten, als in der römischen, und es fällt sonderbar auf, wenn man auf den uralten Wandgemälden der Kirchen die Heiligen genau so gekleidet sieht, wie den dienstthuenden Priester.

Die priesterliche Tracht ist jedoch nicht blos zum Schmucke bestimmt, sie hat auch einen geistigen, mystischen Sinn, der das Herz rühren und an die heiligsten Mysterien des Christenthums erinnern soll. Wir werden bei den einzelnen Kleidungsstücken der griechischen Priester, deren Verzeichniß wir hier geben, diese geheime Bedeutung erörtern.

1. Das **Sticharium**. Es ist dies eine Art Tunik, die der lateinischen **Alba** entspricht. Es war sonst ganz weiß, und nur der Patriarch durfte ein rothes tragen. Die weiße Farbe bedeutet den Glanz Gottes und die Reinheit der priesterlichen Würde.

2. Die **Zona** oder der Gürtel. Sie ist bestimmt, die Lenden zu gürten und beim Gehen den untern Theil der Kleider in die Höhe zu halten. Ihre Bedeutung ist, daß man immer gegürtet, d. h. in Bereitschaft sein soll, für den Dienst Gottes sich auf den Weg zu begeben.

3 Das **Epitrachelium**. Es entspricht der **Stola** und ist ein breites Band, das den Nacken und die Schultern umgibt. Es bedeutet die Bande, die um den Hals des Erlösers geschlungen waren, als er auf den Calvarienberg geführt wurde. Auf der Stola des Diakonus liest man die drei griechischen Worte: „Heilig, heilig, heilig!“

4. Das **Epimanicicum**, die Armbinde. Die Griechen haben deren zwei; das der rechten Hand ist mit dem Bilde des Erlösers bemalt. Es bedeutet die Bande, die seine Hände während seines Leidensganges gefangen hielten.

5. Das **Epigonatium** oder **Hypogonatium**, ein viereckiges Gewand, das am Gürtel befestigt ist und bis zum Knie herabsteigt. Es ist ein Attribut der Bischöfe und Patriarchen, und bedeutet das Tuch, mit dem Christus die Füße der Apostel abtrocknete, nachdem er sie gewaschen. Dieser Schmuck findet bei den Lateinern nichts Entsprechendes, als das **Orale** oder **Fano**, das der Papst allein das Recht zu tragen hat.

6. Das **Phenolium** entspricht dem Meßgewand der römischen Kirche und ist ein rundes Kleid mit einem Loche in der Mitte, um den Kopf durchzustecken. Dies ist auch die alte Gestalt des römischen Meßgewandes, wie man noch eines in der Sakristei der Kathedrale von Rheims findet. Späterhin wurde es auf den Seiten ausgeschnitten, und da es noch immer die freie Bewegung hinderte, wurde es nach und nach immer mehr erweitert, bis es die heutige Gestalt erhielt. Das Meßgewand der griechischen Priester ist von glattem Stoffe; das der Bischöfe ist mit Kreuzen und Dreiecken übersäet, um den Ruhm des Kreuzes und den Eckstein, d. i. Christus, zu bezeichnen.

7. Das **Homophorum** oder **Pallium**, das blos den Bischöfen eigen ist. Es ist weder aus Leinwand noch Seide gemacht, sondern aus Lämmerwolle, und bedeutet das verirrte Schaf, das auf den Schultern des guten Hirten zur Heerde zurückgetragen wird; daher es die Bischöfe auch tragen müssen, wenn sie das Sakrament der Buße administriren. In der lateinischen Kirche gibt es blos eine beschränkte Anzahl von Bischöfen, denen das Recht zusteht, es zu tragen; die nämlich, denen es der heilige Vater zugeschickt hat. Jährlich am Agnestage werden zwei weiße fleckenlose Lämmer in der Kirche der heiligen Agnes außerhalb der Mauern von Rom geweiht, und dann aus ihrem Fell die Pallia bereitet, die der Papst einigen Bischöfen ertheilt. Ehe sie abgeschickt werden, müssen sie eine ganze Nacht auf dem Grabe der Apostel liegen bleiben. Dieses Pallium besteht in einer kleinen, weißen, mit schwarzen Kreuzen besäeten Binde, die den Hals umgibt und auf den Rücken und die Brust herabsteigt. Das griechische Pallium ist weit breiter und länger als das der Lateiner.

Der Chorrock ist bei den Griechen nicht im Gebrauche.

Der Krummstab oder Hirtenstab ist, wie das Scepter der



Bischof.



Priester.



Diacon.



Subdiacon.

Könige, ein Sinnbild des Ansehens. Ein alter lateinischer Vers belehrt uns, daß das obere gerundete Ende dazu dient, die Folgsamen zu leiten, das untern spitzige Ende aber die Widerspenstigen zu züchtigen:

Curva trahit mites, pars pungit acuta rebelles.

Der griechische Krummstab ist beinahe immer von Holz und mit Perlmutter, Muschel und Elfenbein ausgelegt; sein Hauptunterschied von dem lateinischen besteht in der doppelten Krümmung am obern Ende. Diese bildet gewöhnlich zwei Schlangen, das Symbol des Friedens und der Klugheit, und gibt ihm eine große Aehnlichkeit mit dem alten

Digitized by Google

Caduceus oder Schlangenstabe. Zwischen den beiden Schlangen befindet sich eine Kugel mit einem Kreuze.

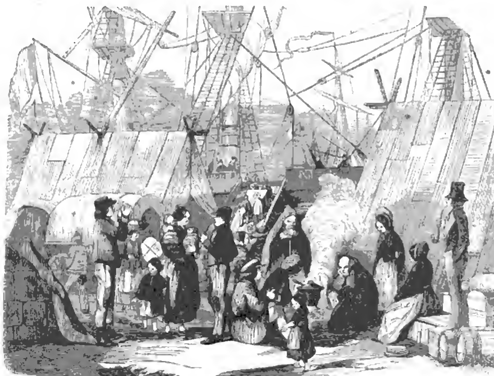
Es ist nur ein kleiner Unterschied zwischen der **Dalmatica** des Diakonus und der **Tunica** des Subdiakonus; er besteht nur in der Art, in welcher sie die Stola um Brust und Schultern schlingen.

Die **Mitra** ist von der der lateinischen Bischöfe ganz verschieden, Haar und Bart werden nie geschnitten.

Die vier Abbildungen sind vor Kurzem in Athen selbst nach dem Leben gezeichnet worden, und für ihre Genauigkeit wird gebürgt. Die ganze Tracht ist von Seide, und es ist gleichgiltig, welche Farbe dabei angewendet wird, wenn es nur nicht die schwarze ist, die selbst bei Begräbnissen ausgeschlossen bleibt.



Französische Emigration nach Amerika. *)



Jährlich verbannt sich eine große Anzahl armer Familien freiwillig aus Frankreich, in der Hoffnung, in fernen Ländern ein besseres Loos zu finden. Beinahe immer folgt ihnen das Elend auf dem Fuße, setzt mit ihnen über die Meere, und unterdrückt sie auf dem fremden Boden noch grausamer, als in ihrem Vaterlande. Da ihre Rückkehr meist unmöglich ist, so richten Krankheiten und Hunger fürchterliche Verheerungen unter ihnen an; sie zerstreuen sich auf's Gerathewohl, und ihr Elend, ihr Tod, von Niemandem gekannt, dient nicht einmal Andern zur Lehre. So breitet sich das Uebel aus, ohne daß es bisher einen Anschein hat, als denke man daran, ihm ein Ziel zu setzen. Denn in der That, keine höhere Sorgfalt beaufsichtigt diese Auswanderungen; man frage die französischen Verwaltungsbehörden, wie groß die beiläufige jährliche Anzahl der Emigranten sei, sie werden die Antwort schuldig bleiben müssen. Die Bewohner von Havre haben in manchen Jahren in ihrem Hafen mehr als 60,000 Personen, Männer, Frauen und Kinder sich einschiffen gesehen, um in Amerika Arbeit zu suchen. Der größte Theil dieser Unglücklichen kam aus den nördlichen Departements, vorzüglich dem Elsaß und der Franche-Comté; andere aus den Rheinprovinzen und der Schweiz. Es gewährt einen traurigen Anblick, alle diese Familien zu sehen, wie sie am Gestade des Meeres gelagert sind, von der langen Landreise ermüdet, mit bleichen, magern, sorgenvollen Gesichtern, schlecht bekleidet, wie sie ihre Lumpen flicken und ihre Nahrung unter freiem Himmel bereiten, in der Erwartung einer baldigen Abfahrt, deren beklagenswerthe Folgen man beinahe mit Sicherheit voraussagen kann. Wer hat sie überredet, so unklug ihren Geburtsort zu verlassen, ihren Gebräuchen und Gewohnheiten, ihren Gesetzen und dem Schutze ihres Landes Lebewohl zu sagen? Wer hat ihnen die Richtung und das Ziel ihres Weges bezeichnet? Wer hat ihnen gerathen, wer sie unterstützt und geführt? — Nicht die kluge, väterlich gesinnte und erleuchtete Staatsverwaltung war es, die sie zu solchen harten Entschließungen reizen und bewegen konnte — die Auswanderungen nach Amerika sind vielmehr gewöhnlich nichts Anderes, als Folgen einzelner Privat-Speculationen! Gesellschaften, die unbebaute Ländereien besitzen, oder Mäckler, die beauftragt sind, Arbeiter den Coloniebesitzern zu verschaffen, schicken Agenten nach den zu meist bevölkerten Provinzen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz. Diese Agenten kundschaften nun die Länder aus, und um Auswanderer zu werben, bedie-

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz einer französischen Zeitschrift, weil er Stellen enthält, die auch leichtsinnige deutsche Auswanderer beherzigen dürften.

Digitized by Google

nen sie sich sehr oft solcher Mittel, die die schändlichsten Seelenverkäufer vor Zeiten anzuwenden pflegten! Sie versprechen den leichtgläubigen Landleuten goldene Berge — sie zeigen ihnen auf Landkarten Ländereien, die sie nie zu Gesichte bekommen werden, sie sprechen von hohen Besoldungen, von leichter Arbeit, von Reichthum und Glück; sie heben die seltenen Fälle einzelner in Amerika glücklich gewordener Personen hervor, und übergehen mit Stillschweigen, oder läugnen sogar gänzlich, die Schwierigkeiten, harten Entbehrungen und das Unglück, mit welchen man dort zu kämpfen hat. Manchmal verbinden sich die Auswanderer durch Verträge, und mittelst einer Summe, die die armen Bethörten als Draufgeld zahlen, lockt man sie bis nach New-York! Andere Familien reisen allein oder in Gruppen bis zum Einschiffungsorte. Die Einen fahren die Elbe hinauf nach Bremen, Hamburg, oder auf dem Rheine nach Amsterdam und Rotterdam, die Andern durchkreuzen Frankreich, um sich in Havre einzuschiffen. Unvorsichtig oder schlecht unterrichtet, schlagen sie die kostspieligsten Wege ein und rücken in kleinen Tagereisen, mit ihren schwerfälligen und mit Werkzeugen und Küchengeräthschaften beladenen Karren langsam vor. Die Kosten des Transportes übersteigen zu meist den Werth dieser Gegenstände, die beschädigt und zerschlagen ankommen und ihnen oft zu Nichts nütze sind. Allein noch haben diese Reisen auf dem heimatlichen Boden für sie nichts beschwerliches; aber von Havre abgereist, beginnt die Entzauberung! Man kann sich schwer einen Begriff machen von all' dem Elende, das diese Männer, Weiber und Kinder, die ihren heimatlichen Boden so leichtsinnig und unklug verlassen, nun während einer 40—50 tägigen Ueberfahrt auf dem Zwischendecke des Paquetbootes zu erdulden haben. Wie die Häringe zusammengepfercht, der heimatlichen gesunden Luft entbehrend, mit schlechten, ungenießbaren Speisen, kaum für den Hunger genügend, genährt, und im Zustande der erbärmlichsten Unreinlichkeit, haben sie schon nach einigen Tagen Muße ihren Schritt zu bereuen, — doch schon ist es zu spät! Nun in Amerika angekommen, sehen sich die überseeischen Fremdlinge in der Mitte einer Bevölkerung, deren Sprache ihnen fremd, und die thätig, industriös, eigennützig und selbstsüchtig, die Ankömmlinge mit scheelen und zweideutigen Blicken betrachten. Die Ausgewanderten folgen nun verschiedenen Berufen, je nach den Hilfsmitteln, Glücksgütern und Thatkraft, über die ein Jeder mehr oder weniger zu gebieten hat, aber was auch das Loos eines Jeden sei, es ist gewöhnlich bedauernswerther, als es ihnen in ihrer Heimat je zu Theil geworden wäre! Besoldet von der Compagnie, haben sie nur saure Arbeit, und wenn die Speculation, welche sie betreiben, schlecht geleitet wird und mißglückt, (was gewöhnlich der Fall zu sein pflegt,) sind sie dann bald auf sich allein angewiesen. Jene, die nun klug genug waren, sich eine Summe Geldes zurückzuhalten, können, wenn sie mit Geschicklichkeit und Muth begabt sind, gegen das Mißgeschick ringen und ihr Fortkommen sichern, aber in solchen Fällen würden sie in ihrer Heimat weit leichter ihr Glück gemacht haben. Aber was geschieht mit den Andern? Sie sind gezwungen zu dienen, oder die öffentliche Barmherzigkeit in einer Gegend in Anspruch zu nehmen, deren Bürger gerade nicht so sehr durch ihre Gastfreundschaft und Nächstenliebe im Rufe stehen, und die ihnen statt allen Trostes, ihre Unklugheit vorwerfen. Die Consulen und Unterstützungsvereine, wenn unter solchen Umständen ihre Hilfe in Anspruch genommen wird, sind nichts weniger als in der Lage, auch nur den kleinsten Theil dieses Elends zu mildern! Welche Mutter beneidet nicht dann selbst die Bettlerin auf den Heerstraßen ihrer Heimat? Umsonst ruft sie das Mitleid für ihre Kinder an, die Sprache ihres Herzens, wie die ihres Mundes, sie wird nicht verstanden — nicht beachtet!

Dieses Gemälde, das wir hier entworfen, ist wohl düster, aber auch treu; nur bleibt es unbegreiflich, wie die französische Verwaltung demselben bis allher so wenig ihre Aufmerksamkeit geschenkt und nicht all' diesem Elende Schranken gesetzt habe! Sollte Frankreich in Wirklichkeit nicht im Stande sein, seine Einwohner zu ernähren? Ist es wahr, daß die Bevölkerung mit dem Flächenmaße des Landes in keinem Verhältnisse stehe? Ist es vielmehr nicht gewiß, daß das Territorium ungleich vertheilt, und daß die Produktion — besser geregelt und mehr gehoben — den Bedarf der Consumtion nicht nur decken, sondern sogar übersteigen würde? Und zugegeben, daß die Uebervölkerung einzelner armer Departements die Auswanderung nothwendig mache, gebietet nicht eben sowohl die Menschlichkeit als die Politik durch offizielle Instructionen die Leichtgläubigkeit des Volkes gegen die Täuschungen oder die falschen Vorspieglungen der Agenten zu verwahren, und die freiwillig sich Verbannenden unter den unmittelbaren Schutz der Consulen und der Flagge zu stellen? Wenn viele Tausende unserer Landsleute jenseits des Meeres kümmerlich leben und hinsiechen; ist es nicht ein Theil Frankreichs, den wir verloren und der unter einem fremden Himmelsstriche verdorrt? Sind es die ärmsten Kinder unserer großen Familie, die wir am wenigsten lieben sollen?

Glücklicher Weise hat die Eroberung Algiers seit der letzten Zeit den Auswanderern eine andere Richtung vorgezeichnet, und freudig müssen wir gestehen, daß seit mehren Jahren sich in Havre die Anzahl der Emigranten nach Amerika bedeutend vermindert habe. Die Vortheile dieses Routen-Wechsels sind unbestreitbar! Welch ein Unterschied findet zwischen den Colonisten in Algerien und jenen in den Vereinsstaaten statt! Kaum daß man von den Ersteren sagen kann, daß sie ihr Vaterland verlassen — sie wechselten nur das Departement!

Diejenigen Familien, die sich in Algier ansiedeln wollen, müssen sich durch Vermittlung des Präfecten an das Kriegsministerium wenden. Den schriftlichen Gesuchen müssen authentische Zeugnisse beigefügt sein über den moralischen Charakter des Bittstellers, seine Profession, sein Alter, über die Zahl und das Alter seiner Kinder, und über die Summe Geldes, über die er bei seiner Ankunft in Algier verfügen kann. 1200—1500 Franks reichen für eine minder zahlreiche Familie hin. — Wenn nun allen gerichtlichen Anforderungen Genüge geleistet wurde, wird dem Bittsteller von dem Ministerium der innern Angelegenheiten die Concession zugemittelt, und er kann sich nun kostenfrei in Toulon oder Marseille einschiffen.

In den Colonien angekommen, wird ihm von der innern Verwaltung in einem Dorfe ein Platz zum Bau eines Hauses, und ein Stück Landes (4—12 Hectares groß) angewiesen. Bevor jedoch sein Haus fertig wird, bezieht der Auswanderer sammt seiner Familie eine von jenen Nothwohnungen, die von der Verwaltung eigens für Emigranten errichtet wurden, und von denen stets immer mehrere in den Colonien vorräthig sind.

Zur Bearbeitung der Felder werden ihm zeitweilig Ackerthiere geliehen. Auch Saamen und Geräthschaften stehen zu seiner Verfügung, die er nach und nach wieder zu erstatten hat. — Die Dörfer sind in einer gesunden und wasserreichen Gegend gelegen, und durch Gensd'armerie-Brigaden bewacht und geschützt. Die Bewohner sind bewaffnet und militärartig organisirt. — Kirchen, Prediger und Schulen sind überall in den Colonien anzutreffen, und reichen für die Bevölkerung zur Genüge hin. —

Vera Cruz.



Vera Cruz ist die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der einen integrirenden Theil der Republik Mexico bildet, und der Sitz der Verwaltungsbehörden. Sie liegt am Golfe in einer dürren Ebene, welcher es ganz an Wasser fehlt und auf welcher die heftigen Nordwinde, die von Oktober bis zum April wehen, Hügel von Flugsand gebildet haben, die 24 bis 36 Schuh hoch sind, jedes Jahr Form und Stelle verändern und mit den Dünen die hier herrschende erstickende Hitze noch durch das Zurückprallen der Sonnenstrahlen und durch die hohe Temperatur, die sie während des Sommers selbst gewinnen, vermehren. Sie hat drei Land- und zwei Wasserthore, und ist fest mit einer Mauer und acht Bollwerken umgeben und ziemlich regelmäßig gebaut; die Häuser selbst sind aus den steinernen Wohnungen der Madreporen, die man aus dem Grunde des Meeres heraufgeholt hat. Sie enthält den bisherigen Pallast des Intendanten, 1 Pfarrkirche, 7 Klöster, 2 Hospitäler und, nach von Humboldt, 16000, nach dem Engländer Pike 30000 Einwohner, die sich fast allein mit dem Handel beschäftigen. Den Hafen bildet ein Molo, der sich tief in die Straße, die durch die gegenüberliegende Insel Ulloa im Golfe gemacht wird, hinein zieht, aber doch nichts weiter, als eine unsichere Rhede darstellt, einen beschwerlichen Eingang hat, und nur kleinen Fahrzeugen vollen Schutz gewährt. Da er jedoch der einzige am Golfe ist, so hat sich in ihm der lebhafteste Handel koncentrirt, der alle Schätze des Reiches nach der Havanna und von da nach Europa schafft. Hier findet man die reichsten Waarenlager und ansehnliche Handels-Häuser, die doch nur die Spediteure von Havanna machen. Von hier verbreiten sich alle europäischen Waaren über ganz Mexico; indeß sind die darauf haftenden Zölle und Hafenabgaben so enorm, daß vor mehreren Jahren Waaren, die im Ankaufe 100 Gulden werth waren, zu Vera Cruz mit Inbegriff der Transportkosten zu 20 Procent, 312 Gulden zu stehen kamen. Dem Hafen gegenüber liegt auf einem Eilande die Festung S. Juan de Ulloa, ein sehr starkes unregelmäßiges Viereck mit 4 Bollwerken, das nicht allein den Hafen beherrscht, sondern auch die Stadt beschießen kann, und bisher für beinahe uneinnehmbar gegolten hat. —

Vera Cruz heißt zuweilen auch **V. C. nueva** (Neu-Vera Cruz) zum Unterschiede von **V. C. vieja** (Alt- V. C.), das bei der Mündung des Rio Antiguo liegt. Aber auch dies ist nicht die Stadt, die Cortez 1519 gründete, sondern dies war Villa rica de la Vera Cruz (die reiche Stadt des wahren Kreuzes), das zwei Meilen von Cempoalla, dem Hauptorte der Totonaken, bei dem kleinen Hafen Chiahuitzla angelegt war. Da der Hafen aber nichts taugte, so wurde dieser Ort nach drei Jahren wieder verlassen, die Spanier siedelten sich seitwärts von Villa Rica an und gaben der neuen Niederlassung den Namen Antigua, die sie aber auch bald wieder aufgaben, weil das gelbe Fieber ausbrach und zwei Drittheile der Ansiedler wegraffte. Der Vicekönig Monterey ließ hierauf am Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Grund zu der gegenwärtigen Stadt genau auf der Stelle, wo Cortez am 21. April 1519 gelandet war, legen. Diese dritte Stadt erhielt sich und wurde 1615 mit den Privilegien einer Ciudade begnadigt. Auch sie leidet durch die ungesunde Luft, die in diesem sandigen, mit Sümpfen angefüllten Boden häufig Wechselfieber und das **vomito prieto** erzeugt, und am Mangel von Trinkwasser. Ueber die Eigenthümlichkeiten von Vera Cruz spricht sich ein neuerer Reisender folgendermaßen aus:

„Reisende pflegen gewöhnlich durch den ersten Anblick von V. C. und seiner Umgegend sich sehr unbefriedigt zu erklären; auch gibt es unstreitig schönere. Doch ist manches dem Auge gefällig, die Phantasie anregend, irgend eine Neugier oder Sehnsucht erfüllend. Die Stadt ist nicht groß, auch äußerlich etwas unscheinbar geworden in den Drangsalen der letzten Kriegsjahre, während die Spanier noch das Fort Ulloa besetzt hielten. Aber wie findet der Ankömmling sich doch überrascht durch diese spanisch-maurische Bauart, diese platten Dächer, diesen Reichthum der Kirchen und Kapellen, der Kuppeln, Thürme und Thürmchen! Strand und nächste Umgebung der Stadt sind freilich nackter dürrer Sand, besonders in jetziger trockener Jahreszeit; aber hat nicht auf jenen Dünen Cortez erstes Hüttenlager gestanden? sind nicht die noch so sparsamen Sträucher und Bäume, jeder einzeln, dem Europäer ein Wunder? sind es nicht Palmen, Mi-

wesen, Cactus? ist nicht selbst das in den Straßen wachsende Gras ein Aggregat ihm unbekannter botanischer Schätze? jeder die Straße fegende Besen eine Sammlung nie gesehener Myrtenarten oder Farrenkräuter? Allerdings kann man, was von belebter Schöpfung dem ersten Blicke sich hier darbeut, nicht relativ reich nennen, aber es ist doch der kleine mexicanische Geier, dessen schwarzweiße Schaaren jenen Kirchthurm umkrächzen, und jeder Fischmarkt enthält Merkwürdigkeiten, um deren Anblick jeder deutsche Professor der Naturgeschichte uns beneiden muß. Freilich ist kein Geräusch und Gedränge menschlicher Thätigkeit hier, wie in New-York und Liverpool; aber wie vielfach die Farbenmischung der begegnenden Menschen — Weiße, Indianer, Mestizen, Quarteronen, Zambos, Neger, Mulatten! wie buntscheckig das Gewirre der sonderbaren, zum Theil sehr malerischen Landestrachten! wie contrastirend die Processionen der Mönche aller Kutten und Kapuzen, und die Parade der lustigen Soldaten Santa Anna's; das Glockengebimmel und die republikanischen Trommelwirbel! Wie groß ist der Unterschied zwischen Nordamerika und hier, und auf nichts bin ich neugieriger, als mit eigenen Augen zu sehen, wie diese Mexicaner es anfangen, ihre jetzige, größtentheils von den Nordamerikanern erborgte Verfassung sich erträglich auf den politischen Leib zu passen, während sie selbst jenen Nordamerikanern eigentlich in nichts gleichen, als in den Hauptmerkmalen des Geschlechtes Bimanus!

In allen angesehenen Häusern sind die Zimmer das obern Stockes hoch und regelmäßig, die Fenster sämmtlich bis zur Erde herabgehend, vor jedem ein Balcon. Die Thüren stoßen auf einen breiten bedeckten Corridor, welcher, nach den Seiten offen und mit einer Balustrade versehen, den innern Hof des Gebäudes im Viereck umgibt; eine breite steinerne Treppe führt zu diesem hinab; eine kleinere aufwärts zur Azotea, oder dem platten Dache des Hauses, wo man einer entzückenden Aussicht über die Stadt, Rhede, See und nahe gelegenen Inseln genießt, aber vor den hier wachehaltenden großen Hunden sich in Acht nehmen mag. Während ich am ersten Morgen nach meiner Ankunft auf dem Balcon meines Wohnzimmers die Tasse Chocolade schlürfte — unausgesetzt nebst einem Glase frischen Wassers das erste mexicanische Frühstück, dem um neun Uhr ein zweites substantielleres folgt — musterte ich mir das in Masse zur Kathedrale ziehende vielfarbige Publicum: die Männer sämmtlich sehr leicht gekleidet in baumwollene Jacken und leinene Beinkleider, mit dem eigenthümlichen sehr niedrigen und breitränderigen mexicanischen Hute, gewöhnlich von gelblicher Farbe — eine höchst zweckmäßige Kopfbedeckung; die weißen Frauen größtentheils in der schwarzseidenen Nationaltracht, die Spitzenmantille über das bloße Haar drapirt, mit feinen durchbrochenen seidenen Strümpfen, oder auch wohl ohne Strümpfe, in sehr eleganten seidenen weißen oder hellfarbenen Schuhen. Die der niedern Volksklasse angehörigen Mestizen und Indianerinen in baumwollenen farbigen Röckchen mit weit über die Taille herabgehenden weißen Queder, den Tapalo oder Reboze (einen baumwollenen Shawl, gewöhnlich blau und weiß) über das bloße Hemd und den Kopf geworfen, übrigens (wenigstens wenn sie zur Kirche gehen) mit beinahe eben so eleganter Fußbekleidung, als die Vornehmsten. Besondere Schönheiten, dem Ganzen nach, sah ich hier nicht, wohl aber brennende schwarze Augen, üppige knisternde Flechtenfülle, sehr kleine ebenmäßige Füßchen, zierlichen, wenn auch weder hohen noch vollen Wuchs. — Mittags kostete ich zum ersten Male die mexicanische Chilesauce (flüssiger rother Pfeffer), wovon, wie Ward behauptet, der gewöhnliche Frühstücksbedarf eines Indianers hinreicht, um alle Gaumen Altenglands abzuhärten; ferner die vortrefflichen Frijoles (kleine kupferrothe mexicanische Vitsbohne), die Olla, ein mit verschiedenen Kohl- und Wurzelarten und Bananen gekochtes stark gewürztes Fleischgericht; dieselben Bananen gebraten und roh; köstliche Chirimoyas, deren weißes, weiches, wie Erdbeeren und Vanilla schmeckendes Fleisch man mit Theelöffeln ißt; Grenadillas, die birnförmige Frucht einer Passiflore, inwendig zu zwei Dritteln leer und trocken, die Wände mit weißem Bast überzogen, auf dem Boden aber ein köstliches Gemisch von Saft und Kernen, dem Innern unserer Stachelbeeren ähnlich, doch viel aromatischer und kühlender; eingemachte Früchte aus Jalapa — (doch glücklicherweise nicht das officielle Purgiermittel) — außerdem noch viele andere schöne Sachen; ich nenne nur, was mir bis dahin unbekannt war.

In der Abendkühle bestätigte ein kleiner Spaziergang außerhalb der Stadt, was ich oben über Aermlichkeit der Umgegend an sich, und dennoch ihrem Reichthum für jedes der Tropen-Vegetation ungewohnte Auge gesagt habe. Eine Vorstadt, die wir passirten, hatte sehr durch frühere Bombardements aus Fort Ulloa gelitten; dennoch saßen zahlreiche farbige Familien vor den halbzerschossenen Häusern; man merkt wohl, wie das Obdachbedürfniß in diesem Klima sich anders als bei uns gestaltet. Vor einigen Hausthüren war junges Volk zu Tanz und Guitarre-Geklimper versammelt. Drei niedliche indianische Mädchen traten an uns heran, unter Lachen und Geschäker uns einen Carnevalsstrauß zu bringen und einige Silberstücke dafür in Empfang zu nehmen. Auf dem Paseo (ursprünglich und regelmäßig eine dreifache Baumallee für die abendlichen Spazier-Fahrten, Ritte und Gänge) fanden wir sämmtliche Bäume niedergehauen — abermals eine Belagerungsspur. Eine Brücke ward uns gezeigt, deren Anlage eine Million Piaster gekostet haben soll; ich bin überzeugt, daß man sie bei uns für 50000 herstellt. Aus einiger Ferne drang der Lärm des im Amphitheater gehaltenen Stiergefechtes zu uns herüber; mein Gefährte bekam Lust, es noch mit anzusehen. Er erzählte mir später, wie Local und Vergnügen nur sehr mittelmäßig gewesen, übrigens die Sache nicht ohne einige Unfälle abgelaufen sei: ein Gerüst war eingestürzt, wobei ein Offizier das Bein gebrochen, und einen Soldaten hatte der Stier auf die Hörner genommen, in die Luft geschleudert und schwer beschädigt. Brillant war am selbigen Abend der Zapfenstreich der in diesem Augenblick aus zwei Bataillons Infanterie und einer Batterie reitender Artillerie bestehenden Garnison. Drei Musikchöre spielten dabei, abwechselnd einzeln und zusammen. Eine Masse vorgetragener buntfarbiger Papierlaternen machte einen wunderlichen Effect."



Georg Deodat von Damascus.

Aus einem größern böhmischen Aufsatze des Ferdinand B. Mikowetz.

Ut primum nostras Caffaeum venerit oras,
— — — — — describere incipiam.
(Gulielm Massiacus).

Wann und durch wen der Kaffee in unserem Vaterlande eingeführt worden ist, wissen wir noch immer nicht mit Gewißheit. Gemeiniglich hält man den Araber Georg Deodat aus Damaskus für den Mann, welcher die Böhmen zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit dem Gebrauche des Kaffee's bekannt machte, allein mit Unrecht. Urkundlichen Daten zu Folge errichtete schon im Jahre 1688 Christoph Lampe von Rondel einen Kaffee-, Sherbet-, Thee- und Chokoladeschank in Prag. Im Treibhause des Jesuitengartens bei St. Ignaz auf der Neustadt standen 1696 einige Kaffeebäumchen in der schönsten Blüthe, und im Garten der Franziskaner bei Maria Schnee hatte ein solches im Jahre 1710 reife Früchte.

Das Verdienst der Verbreitung des Kaffees und dessen Einführung in die Hauswirthschaften gebührt unstreitig dem Damaszener Ge-

Digitized by Google



Georg Deodat.

org Deodat, der überdies eine in vieler Hinsicht interessante Persönlichkeit war, und bei seinem ersten Auftreten in Prag nicht geringes Aufsehen machte.

Georg Deodat, der Damaszener oder, wie er sich am liebsten zu schreiben pflegte: Georges Hatalah il Demschki, war zu Damaskus von armenisch-christlichen Eltern geboren. Sein Vater, ein vermöglicher Handelsmann, erzog ihn sorgfältig zu seinem Geschäfte und schickte ihn, als er das nöthige Alter erlangt und hinreichende Kenntnisse erworben hatte, nach Egypten (1690). Dort blieb er sieben Jahre lang, abwechselnd in Kairo und Tripolis sich aufhaltend, und mit günstigem Erfolg Handel treibend.

Nach Ablauf der sieben Jahre kehrte Deodat auf kurze Zeit in seine Vaterstadt Damaskus zurück. Er hatte längst beschlossen, sich die, besonders damals zu Handel und Wandel fast unentbehrliche italienische Sprache gründlich eigen zu machen, und deßwegen über kurz oder lang eine Reise nach Italien zu unternehmen. Die Nachricht von der bevorstehenden, prunkvollen Feier des berühmten Jubeljahres zu Rom beschleunigte die Ausführung dieses Vorsatzes so sehr, daß er schon im März 1698 aus Damaskus dahin aufbrach. Er nahm seinen Weg über Kairo, wo ihn Handelsgeschäfte bis zum Dezember aufhielten und verfügte sich von da nach Alexandrien. Hier schiffte er sich, mit Empfehlungsbriefen von Missionären und Handelsfreunden wohl versehen, ein. Das Schiff, auf dem er fuhr, gehörte dem Juden Garcia, und ward vom Kapitain Marin geführt. Die Fahrt ging glücklich von Statten, unter günstigen Winden landete das Schiff vor Malta, blieb da einige Tage vor Anker, und steuerte dann gen Livorno. Von da setzte Deodat seine Reise zu Lande fort, und kam im März 1699 in Rom an. Die großartigen Aufzüge des römischen Clerus, die Ceremonien der katholischen Messe, endlich das majestätische Auftreten des Papstes selbst, machte auf den für derlei äußere Eindrücke sehr empfänglichen Orientalen eine solche Wirkung, daß er am 19. Juni 1699 zur katholischen Religion übertrat. Er besuchte öfter das Haus des Patriarchen, von Antiochien, Ignaz Peter, dem er schon in dem Jahre 1690 zu Tripolis wichtige Dienste geleistet hatte. Als der Patriarch von Rom abreiste, nahm er dem Deodat das Versprechen ab, daß er ihm nach Antiochien folgen und Missionär werden wolle. Die bald darauf anlangende Nachricht jedoch, der Patriarch sei sammt dem Erzbischof von Aleppo von den Türken erschlagen worden, brachte ihn von jenem Entschluße ab, und er blieb noch vier Jahre in Rom. Um sich doch ein wenig in Europa umzusehen, beschloß er seine Heimreise über Wien, durch Ungarn und die Türkei zu nehmen. Als er im Jahre 1704 in Wien angelangt war, brachen eben Unruhen in Ungarn aus, welche seine Weiterreise verhinderten, und ihn sechs Monate in Wien aufhielten. Hier ließ sich Deodat, überredet von einem übelwollenden Landsmanne, in verschiedene Spekulationen ein; er wurde dabei von seinem saubern Freund um all' seine Habe geprellt, und stand nun ohne Geld, ohne Freunde, fern von seinem Vaterlande in einer fremden Stadt allein und verlassen da. Halb schon der Verzweiflung preisgegeben, brachte ihn ein günstiges Ungefähr mit einem griechischen Priester zusammen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm nach Prag zu reisen, und dort einen Kaffeeschank zu etabliren.

Bei der geringen pekuniären Unterstützung, mit der ihm der wackere Priester unter die Arme greifen konnte, fing Deodat sein Kaffeegeschäft anfangs sehr klein an. In seiner arabischen Kleidung zog er in den Gassen Prags einher, ein Brett mit einem Kruge gekochten Kaffee's auf dem Kopfe; in der Rechten trug er eine Wärmpfanne mit Kohlenfeuer, in der Linken ein Kästchen mit Tassen und gestossenem Zucker. Diese neue, ungewöhnliche Erscheinung machte viel Sprechens, und Deodat's Absatz mehrte sich bald dergestalt, daß er in den Stand gesetzt wurde, sich das Bürgerrecht auf der Altstadt zu erwerben und ein Verkaufslokale zu miethen. Er bezog einen Laden im Hause Nr. C. 181 in der Jesuitengasse, „u Kornewu" genannt, und zum Wappen von Mailand beschildet. Seine Schankstube kam bald in die Mode, ward die besuchteste der Stadt, zu jeder Stunde gefüllt von Gästen jeglichen Standes und Alters. Eines eben so starken Zuspruchs erfreute sich auch sein Verkaufstisch, so daß es bald keine bessere Haushaltung in Prag gab, die nicht zu Deodat's Kunden gehört hätte. Eine Annonce und Anpreisung seiner Waaren, die sich bis auf unsere Tage erhalten hat, liegt dem Verfasser vor. Sie ist in lateinischer Sprache bombastisch abgefaßt und lautet:

„Bei mir wird wohlriechender, auf türkische Art bereiteter Balsam verkauft, derselbe, dessen sich die Magnaten der Türken bedienen, und seine Tugenden auf einem Blättchen gedruckt beigegeben. Bei mir werden auch verkauft echte Geister oder quintae essentiae diverser Art, desgleichen auch Turiner Rosoglio, Wasser der Königin, (auch ungarisch Wasser genannt) Chokolade nach spanischer Art, alles von mir hier in Prag verfertigt.

Bei mir findet man auch gebrannten und ungebrannten Kafé mit einem seine vortrefflichen Eigenschaften enthaltenden Zettel, der nach einem römischen Original abgedruckt ist. Wer die Art und Weise, Kafé zu brennen, erlernen will, komme zu mir in die Jesuitengasse; ich unterrichte ihn darin unentgeldlich, ohne meinen und des Nächsten Schaden. Lebet immer glücklich. —

Georg Deodat aus Damaskus,
Bürger und Kafesieder der alten Stadt Prag."

Von seinen Mitbürgern ward Deodat seines guten Benehmens und seiner kaufmännischen Solidität wegen geachtet und geehrt. Mehre tüchtige Gelehrte — meist geistlichen Standes — gehörten zu den intimern Freunden seines Hauses. Deodat war selbst Schriftsteller, und seine Schriften waren, sonderbar genug, religiösen und moralischen Inhalts. Unter den vier seiner durch den Druck veröffentlichten Bücher, die uns zu Gebote stehen, führen wir nur den Titel des Letzten an:

„Kurtze Vorstellung und Erklärung

derer

drei vornehmsten in der gantzen Welt befindlichen Glauben

Nemblich des Christlichen, Jüdischen und Mahometanischen.

Diese kurtze, doch wichtige und nöthige Erklärung ist sehr nützlich dem gantzen Menschlichen Geschlecht, nicht allein denen einfältigen Christglaubigen, sondern auch allen gelehrten und ungelehrten sowohl Juden als auch Türken oder Ismaelitern

Dann sie nicht allein auß der Göttlichen Heil. Schrifft sowohl

Digitized by Google

Alten als Neuen Testaments sondern auch auß deß Mahometanischen Alcorans, damit sowohl die einfältige Christen als die gelehrten und ungelehrten Juden und Mahometaner Sonnenklar und handgreiflich sehen, daß nur ein eintziger

G O T T

Und also nur ein eintziger Glauben
Ein eintziger Bund, eine eintzige Versammlung

das ist

Nur eine eintzige Kirche, ein eintzige Synagoge, ein eintzige Moschee und muß von diesen drey Glauben nur einer der wahre, allein Seligmachende Glauben seyn, die andere zwey aber müßten nur vor Ketzerey und Irrthümer gehalten werden. Diese kurtze Vorstellung ist dedizirt von mir **Giorgio Diodato Damasziener**, Bürger und Caffee-Sieder der Königlichen Haupt-Alt-Stadt Prag dem gantzen Menschlichen Geschlecht, das da lobet, preyset, ehret und anbethet allein die Wahrheit, welche ist

G O T T selbst

Ihm allein die Ehre! Amen! Amen! Amen!"

(Gedenckt bei Johann Wenzel Helm auf der Altstadt.)

In der Vorrede zu diesem Traktate befindet sich unter Anderm folgende Stelle: „Derowegen, geneigter Leser! habe ich u. s. w. Sollten sich aber einige Fähler darinnen befinden, so gedenke, daß ich ein Mensch, der da irren kann, ja ein Frembdling, noch in der Teutschen Sprache kündig bin (dann diese einfältige, geringe Composition ist auß dem Arabischen in das Italiänische, und auß der Italiänischen in der Teutschen Sprache übersetzt worden) dann in der Welt ja wir alle arme Adamskinder, unvollkommen. Alßo Diodato fußfallend und demüthiglich bittend die gantze Wehrteste Christenheit umb die Vollkommenheit GOTTes absonderlich die Hochgelehrten und von GOTT Erleuchteten, sowohl Geist- und Weltliche, wofern einige Fähler gefunden wurden, so beliebe ein Jeder selbe Fähler mit Geduld und Sanfftmuth übertragen und zu verbessern, in Ansehung der Christlichen Liebe, dann die Vollkommenheit gehöret nur allein GOTT dem HERRN, Ihm allein die Ehre. Amen."

Nach derlei Redensarten sollte man meinen, Wunder wie bescheiden unser literarischer Kaffeesieder gewesen, wenn sich nicht in jedem seiner Bücher sein Portrait, in Kupfer gestochen, vorgedruckt befände. Eine Platte dazu ist in Quart, die andere in Folio, auf ersterer ist er in jüngern Jahren, auf der letztern in vorgerückterem Alter vorgestellt, auf beiden in orientalischem Kostüm, umgeben von einer Menge moralischer Sprüche in arabischer und lateinischer Sprache. Des Deodatus Portrait in Quart hat Jaroslaw Schaller, der übrigens von demselben nur schwankende Daten bringt, von J. Berka nachstechen, und seiner Beschreibung der Altstadt beilegen lassen.



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

Amerika. Boston. In Folge der Vorlesungen des berühmten Professor Agassiz aus Neuf-Chatel ist in Boston ein solcher Enthusiasmus für Naturgeschichte erregt worden, daß, als nach dem Schluß derselben eine Subskription zur Anlegung eines neuen naturhistorischen Museums eröffnet wurde, binnen 14 Tagen der Betrag von 30,000 Dollars (60,000 fl. C. M.) unterschrieben war.

Ostindien. In Lacknau, der Hauptstadt des Königreiches Oude, sind bedeutende Unruhen ausgebrochen. In einem Hindutempel fand man ein ermordetes Kind, und es verbreitete sich die Sage, dasselbe sei von einem Mohammedaner dahin gelegt worden, um das Heiligthum zu verunreinigen. In Folge dessen erhoben sich die Hindu grollend gegen die Mohammedaner, der erst neulich von den Britten auf den Thron gesetzte Schattenkönig aber nahm unklugerweise Partei für seine mohammedanischen Glaubensgenossen, und befahl, jenen Hindutempel nebst mehreren andern niederzureissen. Die Mohammedaner schickten sich dazu an, aber die Hindu leisteten ernstlichen Widerstand, und es kam zu Raufereien, die den letzten Nachrichten zufolge noch nicht beendigt waren. Gegen 11,000 Hindu verliessen die Stadt, und weigerten sich, zurückzukehren, falls der brittische Resident ihnen nicht Genugthuung verschaffe.

Smyrna. In Smyrna wurde kürzlich ein sonderbarer Schatz entdeckt. Einem Griechen fiel ein Fünfpiasterstück in eine Gosse auf der Straße. Er fischte darin herum, um sein Geldstück wieder zu finden, es kam ihm ein Stück in die Hand, er zieht es heraus, aber es ist ein Sechspiasterstück; er suchte abermals, wieder ein Sechspiasterstück; bei neuem Suchen eine Menge solcher Stücke. Unglücklicherweise hatten Gassenjungen es bemerkt, und stürzten nun wie Taucher in die Lache, um mit dem glücklichen Finder den Schatz zu theilen, ja, bald war das ganze Quartier auf den Beinen. Allein leider fand sich, daß all' das Geld falsch war; es sollen 6—800 Stück gewesen sein. Wie es scheint, hatte ein Falschmünzer den Ort zur Aufbewahrung seines Schatzes gewählt, um sein Haus rein zu halten.

England. Im Unterhause wurde der außerordentliche Mehlverbrauch in den Baumwollfabriken gerügt. Nicht weniger, als 1,831,200 Centner des besten Mehls werden jährlich theils zur Schlichtung der Einschlagzettel in Geweben, theils auch zur Ueberkleisterung der Baumwollzeuge, mit der Absicht, das Publikum zu betrügen, verwendet.

— Der Morning Post zufolge hat England eine vergleichsweise weit kleinere Civilliste, als Frankreich. England hat nämlich auf 50 Millionen Pfund Sterling Staatseinkünfte, eine Civilliste von 500,000 Pfund, was die Proportion 1:100 ergibt. Frankreich hat auf ein Budget von 40 Millionen Pfund Sterling, eine Civilliste von 560,000 Pfund, also das Verhältniß von 1:71.

— Einem on dit zu Folge hat ein Physiker in Südengland das Princip der magnetischen Kraft entdeckt, welches die Abweichungen und Schwankungen der Magnetnadel erklärt.

— Der itzt so häufige Uebertritt zur katholischen Kirche, der bei den Geistlichen der anglicanischen Kirche seinen Anfang genommen, erstreckt sich itzt auch auf die Damen der höhern Stände; es geht kaum eine Woche vorbei, in der die Zeitungen nicht einen oder mehrere Religionswechsel melden.

Frankreich. Ende Mai wurde in der Deputirtenkammer ein Antrag auf Verbesserung der Findel- und Leihhäuser gestellt. Aus den Angaben geht hervor, daß Frankreich 125,000 Findelkinder besitze, welche einen jährlichen Aufwand von 17 Millionen Francs verursachen, und daß es im Lande 46 Leihhäuser gibt, mit einem Kapital von 49 Millionen, die meistentheils zu sehr hohen Zinsen ausleihen, nämlich: 5 unentgeltlich, 7 von 1 bis 5 Procent, 10 von 6 bis 9 Procent, 16 zu 12 Procent, 2 zu 15 Procent, das Pariser Leihhaus zu 9, mit den Gebühren aber zu 13 Procent; allerdings eine sehr zweifelhafte Hilfe.

— Dieser Tage starb in Paris einer der reichsten Privatiers Frankreichs, der Marquis d'Aligre. Eine Hauptquelle seiner Bereicherung waren die vortheilhaften Güterkäufe, die er um Havre herum machte. Sein Scharfsinn hatte ihm die rasche Entwickelung dieser bedeutenden Hafenstadt gezeigt, er kaufte alles auf, was ihm möglich war in ihrem Weichbild zu erreichen, und als Havre seine Schwingen entfalten, sich nach allen Richtungen ausdehnen wollte, hemmten es die schlau angelegten Fesseln des Marquis, der seine Eigenthumsrechte nur gegen riesenmäßige Preise abtrat. Aber seine Industrie hielt sich nicht auf solchen Höhen, sie stieg bis zu den tiefsten Stufen des Trödelhandels und Wuchers herab. So war er bei allen öffentlichen Versteigerungen durch seine Agenten vertreten, und kaufte mit praktischer Einsicht wohlfeil ein, was er bald um drei- und vierfachen Gewinn anzubringen wußte. Er war voll Vertrauen auf seinen Lebens- und Glücksstern. Erhielt er von Privaten eine Summe gegen Bestellung einer Leibrente, die er so niedrig als möglich festsetzte, so trug er augenblicklich das erhobene Kapital in eine der Pariser Lebensversicherungsanstalten, die ihm in Anbetracht seines vorgerückten Alters, den höchsten Betrag bezahlten. Mehrere dieser Gesellschaften soll er so in's Verderben gestürzt haben. Psychologisch merkwürdig ist der aus seinem Testamente hervorleuchtende Wunsch, sein Vermögen nach seinem Tode in alle vier Winde zu zerstreuen. Seiner Tochter, gegen die er keinen Grund zur Unzufriedenheit hatte, hat er nur ihren unantastbaren Pflichttheil hinterlassen. Dagegen hat er ein Dutzend Weiber jedes Alters und Standes, Grisetten und Trödlerinen, Sängerinen und Tänzerinen, die er zum Theil gar nicht kannte, mit beträchtlichen Vermächtnissen, manche zu 20,000 Franks Renten bedacht. An die Stelle seines Pallastes soll eine Straße gebaut, ein Armenhaus, das er in Chartres gegründet, soll verkauft werden. Außerdem hat er 60 bis 70 Gemeinden, die auf

ihrem Banne gelegenen, ihm zugehörigen Waldungen geschenkt, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, dieselben auszuroden. Kurz der einzige Zweck seines Testamentes scheint zu sein, nach seinem Tode so viel Schaden als möglich anzurichten.

— Die Heerfahrten der Franzosen in Afrika, so beschwerlich und aufreibend sie sind, scheinen auch eine poetische Seite zu haben. Bei dem letzten Zuge des General Youssuf nach dem Dschebel-Amur und der kleinen Wüste, litten sie im Anfang durch Regen, Schnee und Hagel, umsomehr, als auf zehn Stunden in der Runde kein Stück Holz zu finden war, um sich an einem Feuer zu wärmen. Zum Abkochen ihrer Suppe gebrauchten sie Kameels- und Pferdemist als Brennstoff. Als später schönes Wetter eintrat, waren alle Uebel schnell vergessen. Ein Hauptvergnügen waren die wahrhaft königlichen Jagden jenseits Taguin. Man denke sich ein Treibjagen von 1200 bis 1500 Reitern des Gum und sechs Schwadronen; alle diese Reiter, je fünfzehn Schritte auseinander in der unermeßlichen Ebene, voraus ein fünfzig Windspiele, bilden eine Linie und treiben alles Wild dieses ungeheuern Reviers vor sich her. Da wurden dann eine Menge Hasen, Rebhühner, karthagische Hühner und Gangas, auch eine Anzahl Gazellen erbeutet. Alles wurde dem General gebracht, der es an sämmtliche Corpschefs, und diese wieder in ihren Regimentern vertheilen ließen. Bei El-Beida wurde auf ein Wild Jagd gemacht, das die Beduinen Arui oder Feschtan nennen. Es wird als ein sehr schönes Thier beschrieben, von der Höhe eines starken Ochsen, von der Farbe eines Hirsches, auf dem Haupt mit zwei dicken Hörnern von 18 Zoll Länge, mit langem Mähnenhaar, das über Rist, Stirn, Rücken, Brust und Vorderläufe bis auf die Füße herabhängt, welche letztere mit denen der Ziegen große Aehnlichkeit haben, endlich mit sehr kurzem Hals aber hoher, stolzer Haltung des Kopfes. Fünf dieser Thiere, die in den steilsten Felsen des Gebirgs leben, wurden erlegt, und von dem General das Stück mit 50 Franks bezahlt. Das Fleisch, das man gleichfalls vertheilte, soll von köstlichem Wohlgeschmack sein. Das Arui ist wahrscheinlich der Tragelaphus oder Bockhirsch der Alten; die Häute waren eingesalzen und nach Algier geschickt worden, dort sollen sie ausgestopft werden, um nach Paris zu wandern, wo man dann untersuchen wird, ob das Thier nicht vielleicht die Antilope bubalis oder Buffons Berberkuh ist. Ein andermal hielten sie Beiwacht in der Nähe eines von einem lieblichen Bach durchströmten Weidengehölzes, das von wilden Schweinen bevölkert war, unter denen sie ein allgemeines Gemetzel anrichteten. Auch das Philippsfest wurde in der Wüste gefeiert, zuerst Messe, hierauf Scheibenschießen, hernach Wettrennen, zuerst der Offiziere, dann der Unteroffiziere, Sacklaufen, Kameelrennen, Vertheilungen von Hammelfleisch, Speck, Branntwein, Geldgaben.

— Von der Tafelrunde Napoleons wird bald kein Held mehr übrig sein. Der Marschall Marquis von Grouchy ist in einem Alter von 82 Jahren in St. Etienne gestorben. Er war am 23. Oktober 1765 zu Paris geboren, schloß sich, obgleich von Adel, an die Revolution an, und stieg schnell, so daß er schon im Jahre 1793 Brigadegeneral war. Er nahm an den wichtigsten Schlachten der Republik und des Kaiserreiches Theil, und trug zu dem Gewinne mehrerer bei. Doch schreibt man ihm den Verlust der Schlacht von Waterloo zu. Er war nämlich von Napoleon beauftragt, das preußische Heer unter Blücher zu verfolgen. Während er nun am 18. Juni den General Thielemann bei Wavre angriff, lieferte Napoleon die Schlacht bei Waterloo. Grouchy bemerkte nicht, wie drei preußische Armeecorps gegen die Linie von Waterloo hinrückten, um das französische Heer im Rücken und in der Flanke anzufallen, während Thielemann mit 15000 Mann allein bei Wavre stehen blieb. Er vernahm den Kanonendonner der Schlacht, und wurde von seinen Generalen aufgefordert, nach dieser Richtung aufzubrechen; allein er glaubte sich an die bestimmten Befehle des Kaisers halten zu müssen. Gegen den Vorwurf der Verrätherei, den ihm Walter Scott machte, hat er sich siegreich vertheidigt.

— In einer öffentlichen Versteigerung ist vor einigen Tagen eine vollständige Sammlung aller von 1814 bis 1815 gegen den Kaiser und die Bourbonen erschienenen Caricaturen verkauft worden, unter dem Titel: „histoire caricaturique de l'empereur Napoléon et de la Restauration." Der Besitzer de l'Estang war unter dem Kaiserthum und der Restauration Conservator in der Verwaltung der schönen Künste, und hatte seiner Sammlung historische Noten beigefügt, die den Werth derselben noch erhöhen. Sie ist zu dem äußerst geringen Preise von 500 Franken erstiegen worden.

Italien. Turin. Die Durchstechung des Mont-Cenis, zum Behuf der Eisenbahn, welche Turin mit Chambery verbindet, soll schon entschieden sein; die angestellten Proben sind völlig gelungen.

— Genua. Am 15. Mai starb zu Genua der große Vorkämpfer Irlands, Daniel O'Connel, in seinem 73. Lebensjahre. Er war auf einer Reise nach Rom begriffen, erreichte aber sein Ziel nicht. Seinem Wunsche gemäß wird sein Herz nach Rom, sein Leib nach Irland gebracht werden.

— Ischia. Dieser Tage trug sich auf dieser Insel ein Raubmord zu, der an den Tod Winkelmanns in Triest erinnert. Ein Franzose, in Egypten ansässig, hoffte in den Bädern von Ischia seine Gesundheit herzustellen, und kam mit einem kürzlich in seine Dienste getretenen Diener von Neapel auf jener Insel an. Noch am Tage der Ankunft gab der Diener im Gasthof vor, dieselbe Nacht in einer Barke zurück zu müssen, da sein Herr Wichtiges zu besorgen vergessen habe. Angelockt durch Geld und Geldeswerth, wovon er Kenntniß hatte, mochte schon einige Tage der Gedanke des Mordes in ihm gereift sein. Als der Fremde des andern Tages lange nicht zum Vorschein kam, und man die Thüre sprengte, fand man ihn erwürgt im Bette liegen. Die Koffer waren ausgeraubt. Der Mörder hatte sich in Puzzoli an's Land setzen lassen, von wo aus er in der Nacht spurlos verschwand. Die Polizei traf alle Anstalten, ihm auf die Spur zu kommen, und der französische Consul hat sich selbst nach Ischia begeben.

— Neapel. Am 21. Mai wurde in der Kirche St. Maria del Carmine das Standbild des Letzten des unglücklichen Geschlechtes der Hohenstaufen, Conradin von Schwaben, von Thorwaldsen in Rom modellirt und von dem baierischen Bildhauer P. Schöpf in Marmor ausgeführt, in Gegenwart des Kronprinzen von Baiern, des Errichters desselben, feierlich enthüllt. Die Basreliefs an dem Piedestal stellen auf der einen Seite Conradins Abschied von seiner Mutter, auf der andern den Abschied von seinem Todesgefährten dem Prinzen Friedrich vor.

— Rom. Am 27. Mai früh um 4 Uhr reiste der Papst nach Subiaco, um Besitz von der dortigen Abtei zu ergreifen, deren Einkünfte er den Armen bestimmt. Selbst diese frühe Tagesstunde konnte die Römer nicht abhalten, ihre Begeisterung für ihn an den Tag zu legen und ihm eine glückliche Reise zuzurufen. Unter den 4000 bis 5000 Personen, die seiner vor dem Pallast des Quirinals harrten, befanden sich sehr viele Damen, (unter ihnen auch die Prinzessin von Sachsen), die in das Vivatrufen der Menge mit einstimmten und ihre Tücher schwenkten. Die Stimmangeber des Volkes hatten Standarten und Fahnen entfaltet und eine Doppelreihe gebildet, durch welche der Papst fuhr. Auch auf dem Wege bis zu dem Thore von St. Lorenzo waren viele Menschen versammelt, und vor der Stadt waren fünfzig festlich geschmückte Reiter aufgestellt, die ihm das Geleite bis Tivoli gaben, wo eine gleiche Anzahl sie ablöste. Viele Personen waren schon früher nach Tivoli und Subiaco gefahren, um dort beim Empfang gegenwärtig zu sein. Die ungeheuchelte Theilnahme der Römer bei dieser Gelegenheit machte einen günstigen Eindruck auf den heil. Vater, der mit dem heitersten Gesichte rechts und links seinen Segen austheilte. In Subiaco wurde er mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Die nahe und fern gelegenen Ortschaften waren wie ausgestorben, da alle Bewohner nach Subiaco geströmt waren. Selbst aus dem Königreich Neapel kamen mehrere Tausende über die Gränze und lagerten Nachts unter freiem Himmel um die Stadt, weil diese die Menge nicht fassen konnte.

Deutschland. Preußen. Eine der vorzüglichsten Freimaurer-Logen Berlins hat nun den Beschluß gefaßt, aus ihren Statuten denjenigen Paragraph wegfallen zu lassen, welcher den Eintritt in dieselbe von dem christlichen Glaubensbekenntniß abhängig macht. Bekanntlich hatten englische Schwesterlogen gegen die Berliner Logen Repressalien geübt, weil diese sich weigerten, jüdischen Brüdern, die in englischen Logen aufgenommen waren, den Zutritt zu gestatten.

— Würtemberg. Ein ganzer Landstrich Würtembergs, das getreidereiche „Gau" längs dem Ostrande des Schwarzwaldes, wurde am 30. Mai von einem Gewitter und Hagelschlag heimgesucht, welches die furchtbarsten Verheerungen anrichtete. In Gündringen fielen die Schlossen in der Größe von Hasel- und Baumnüssen eine Viertelstunde lang stromweise vom Himmel, und vernichteten den Erntesegen. Als das Gewitter bereits vorüber war, erhob sich plötzlich von Schietingen her eine weiße Staubwolke, die die Breite des ganzen Thales einnahm. Man wußte nicht, was man von dieser Erscheinung denken sollte, doch bald hörte man Wasserrauschen und Gekrach der Balken, jetzt sah man, wie Wasserfluthen herabstürzten, immer Fuß hoch steigend, so daß kein Zweifel mehr blieb, ein Wolkenbruch müsse gefallen sein, der die furchtbarsten Verheerungen angerichtet. In den ersten Wellen kamen Hühner, Gänse, Enten, später Pferde und Hornvieh, Kästen, Bettstücke, ganze Waldbäume mit den Wurzeln, Bretter und Holz, alles untereinander. Schaurig war es anzusehen, wie das Hornvieh und Pferde mit den Wellen rangen, bald die Füße, bald den Kopf zeigten und jammervoll brüllten. Die Wiesen lagen nachher voller Schutt, Steine und Hagelmassen, die letzten in vielen hundert Haufen über eine Stunde lang zu beiden Seiten des Thales; ein einziger solcher Hagelkörnerhaufen beträgt in seiner Länge über 50 Fuß, in der Breite 15 Fuß, in der Tiefe 5 Fuß; viele große Bäume waren mit den Wurzeln ausgerissen, Felsenblöcke von 10 bis 12 Centnern in die Wiesen herabgeflößt. In Hunderfingen ging dem Wetter ein orkanähnlicher Sturm voraus, welcher Bäume zerbrach und anfänglich mit Hagelkörnern begleitet war, die an Größe Hühnereiern gleich kamen; es trat eine Pause von drei Minuten ein, wornach das Wetter erst recht losbrach und 22 Minuten lang seinen Hagel niederschüttete. Vögel fand man erschlagen, Menschen trugen Beulen und an unbekleideten Stellen des Körpers Wunden davon.

— Anfangs Juni, Sonntag spät Abends stieß der Forstgehülfe Kramer auf einen Heimweg von Winterlingen mit einigen Wilddieben zusammen und brachte einem derselben, einem Winterlinger Bürger, eine Schußwunde in die Seite bei, an welcher er kurz darauf starb. Er selbst mußte diesen Schuß mit seinem Leben bezahlen; denn einige Tage darauf wurde er unweit der Gränze mit schauerlichen Wunden im Kopf und in einem Knie, todt gefunden. Der von ihm geschossene Wilderer hat vor seinem Ende zwei seiner Genossen angegeben, die man auch bereits ergriffen hat.

— Würtemberg. In Ulm ist mittelst Ausrufens durch die Polizei bekannt gemacht worden, daß sich alle Einwohner von 14. bis 36. Lebensjahre wegen des Ausbruchs der Menschenblattern daselbst impfen lassen müssen.

— Baden. Am 27. Mai wurde das Andenken an den großen deutschen Helden, den Erzherzog Karl, der durch zehn Jahre Rector der Universität von Freiburg gewesen war, in der Domkirche daselbst durch ein solennes Todtenamt gefeiert. Die ganze Universität, so wie das Officiercorps der dortigen Garnison waren anwesend, und der reichliche Besuch der feierlichen Handlung von Seite der übrigen Einwohnerschaft zeigte, daß die Erinnerung an den großen Mann nicht blos in Oesterreich sehr lebendig ist. Die Freiburger Zeitung knüpft an die Erwähnung dieser Feierlichkeit folgende Erzählung: „Als der Held im Jahre 1796 in Freiburg war, begab sich eine Deputation der Universität zu ihm, um ihn zu bitten, das Rectorat derselben übernehmen zu wollen. Er verstand sich dazu mit der Erklärung, daß er mit derselben Liebe, welche er seiner Armee widme, auch der gelehrten Anstalt zugethan seyn werde. Im Jahre 1806 löste sich das Breisgau von Oesterreich ab. Der Erzherzog Karl schrieb bei dieser Gelegenheit an die Universität: „Sie erinnern sich, daß die Ehre, eine brave Armee zu commandiren, mich nicht unempfindlich gegen den Vorzug machte, an der Spitze einer Corporation zu stehen, die sich durch ihren Eifer für Wissenschaft und wahre Aufklärung stets so rühmlich ausgezeichnet hat. Das Gefühl, mit welchem ich dies Band auflöse, erheitert sich durch die Ueberzeugung, daß die hohe Schule den unter der vorigen Regierung genossenen Schutz bereits ganz so wieder gefunden hat, wie sie es von dem weisen Fürsten, dem sie nun angehört, mit Zuversicht hoffen konnte." Wir wollten nicht unterlassen, fügt die Freib. Zeitg. hinzu, bei dieser Gelegenheit diese Stellen hervorzuheben, die den hochberühmten Mann von einer Seite zeigen, welche ihm nicht geringere Ehre macht, als sein Talent für den Feldherrnstab.

Oesterreich. Wien. Am 19. Mai wurde in Hietzing bei Wien Johanna von Weißenthurn zur Erde bestattet. Im Jahre 1773 zu Koblenz geboren, die Tochter des Schauspielers Grünberg, betrat sie schon als Kind die Bühne. Herangewachsen erschien sie zuerst in München auf einer größern Bühne und im Jahre 1789 zu Wien. Die Hofbühne zählte sie zu ihren Zierden; auf dem Glanzpunkte ihrer darstellenden Kunst befand sie sich zu Anfang dieses Jahrhunderts; als sie im Jahre 1809 in Schönbrunn vor Napoleon die Phädra spielte, ließ er ihr durch Marschall Duroc nebst dem Ausdruck der Anerkennung 3000 Fr. zustellen. Nach 40jähriger Dauer ihrer Wirksamkeit erhielt sie von Kaiser Franz die goldene Civil-Ehrenmedaille, die erste Auszeichnung dieser Art an eine Schauspielerin, wobei ihre Verdienste als dramatische Schriftstellerin, die ihr die k. preußische goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verschafften, wohl mit in Betracht gekommen sind. Ihre dramatischen Arbeiten, welche fast ein halbes Jahrhundert von den deutschen Bühnen mit Erfolg gegeben wurden, sind sehr zahlreich. Sie versuchte sich im Trauer-, Schau- und Lustspiel und lieferte nahe an sechzig Stücke. Mit einem italienischen Edelmann verheiratet, lebte sie geehrt und in allen Kreisen der Residenz geachtet, und ihr Tod erregt eine allgemeine herzliche Theilnahme.

Kleine Erzählungen.

Ein Charakterzug aus dem Leben des Violinvirtuosen Alexander Boucher.

Unter die zahlreichen Anekdoten, welche man von diesem berühmten, und durch seine Gesichtsähnlichkeit mit Napoleon bekannt gewordenen Violinvirtuosen erzählt, gehört auch folgende, die eben so verbürgt ist, als sie über den Charakter dieses Mannes ein sehr helles Licht verbreiten dürfte. —

In einer deutschen Residenzstadt lebte ein alter Invalide in den kümmerlichsten Umständen, denn der kleine Gnadengehalt, den er besaß, reichte nicht einmal für seine nothwendigsten Bedürfnisse hin. Ueberdies war er blind und konnte sich also nicht das Geringste durch Arbeit verdienen. Wenn ihm mildherzige Menschen, die seine traurige Lage kannten, eine Gabe darreichten, nahm er sie dankbar an, aber niemals bettelte er. Seine einzige Erwerbsquelle bestand darin, daß er bei Volksfesten und überhaupt an solchen Tagen, an denen sich eine große Volksmenge in den reizenden Anlagen vor der Stadt zu versammeln pflegte, daselbst auf einer alten Geige verschiedene Märsche und Kriegslieder spielte, die er gewöhnlich mit seiner eben nicht sonderlich wohlklingenden Stimme begleitete. Ein Hund, den er an einer Schnur führte, diente ihm als Wegweiser.

Eben heute war wieder einer der, von unserm alten, kampfergrauten Kriegshelden und Musikus so sehnlich erwarteten Tage gekommen. Die ganze Residenz strömte in dichten Massen hinaus an die wohlbekannten Belustigungsörter, um dem Gott der Freude die verschiedensten Opfer, je nach den individuellen Neigungen jedes Einzelnen, zu bringen. Auch der allen so wohl bekannte Alte mit seinem Hunde fehlte nicht; rüstig auf seinem Instrumente spielend, gab er zahlreiche, wenn auch nicht entzückende Proben seines musikalischen Talentes, während sein treuer Führer und Leiter die Gaben bewachte, welche manche der Vorübergehenden in seinen Hut warfen. — Doch, waren die meisten von ihnen vielleicht zu sehr mit den zahllosen Gegenständen ihrer Lust und ihres Vergnügens beschäftiget, welche an hundert Orten ihnen entgegen winkten, oder waltete heute ein ungünstiges Geschick ob dem Haupte des Alten — die Gaben fielen diesmal ungewöhnlich sparsam in den Hut desselben. Dieses bemerkend, strengte er all' seine Fertigkeit im Spiele an, suchte aus seinem Gedächtnißvorrathe die schönsten Märsche und Kriegsweisen hervor — doch alles vergebens, kalt und theilnahmlos gingen fast Alle an ihm vorüber, kaum einen Blick auf den Bedauernswürdigen werfend. Da hielt der Invalide eine Weile inne, und eine Thräne des Schmerzes rollte über das vom Alter und Elend gefurchte Antlitz des greisen Kriegers. In diesem Augenblicke fuhr eine Carosse langsam vor dem Alten vorüber und blieb in geringer Entfernung stehen. Ein Herr in eleganter Kleidung stieg heraus und näherte sich demselben.

„Mein Freund!" sprach er zu ihm in einem Tone, worin Herzlichkeit und Theilnahme lag, „wollt Ihr mir wohl auf eine Weile Eure Violine leihen?"

Mit einiger Befremdung reichte sie ihm jener hin. — Der Fremde aber, als bemerke er dessen Bedenklichkeit nicht, fing an, so gut es gehen wollte, die Saiten der von Alter und Rauch geschwärzten Geige zu stimmen. Die so seltsame und ungewöhnliche Scene hatte einen großen Kreis von Menschen herbeigelockt, welche neugierig die Dinge erwarteten, die da kommen würden. Endlich beginnt der unbekannte Violinist sein Spiel. Doch welche Töne! Ein wunderbarer Geist scheint in ihnen zu leben, und erfüllt die Zuhörer mit den seltsamsten Empfindungen. Jetzt reißt ein schmelzendes Adagio alle Gemüther zur Wehmuth hin. Diesem folgt ein ergreifendes Lamentoso, dessen rührende Klagen kein Herz unbewegt lassen. Doch immer dringender, immer ängstlicher, unheimlicher waren dieselben, bis sie zuletzt den unverkennbarsten Ausdruck der Verzweiflung in erschütternder Wahrheit an sich tragen.— Todtenstille herrscht in dem Kreise der Umstehenden, jeder Athem stockt, und statt der anfänglichen Neugier malt sich peinliche Erwartung in den Gesichtern der Zuhörer. Plötzlich ertönt ein sinnverwirrendes Fantastico, dem Ausdrucke des furchtbarsten Wahnsinnes gleich, worauf ein wildes Allegro folgt, doch von ganz eigener Art, denn nicht erheiternd, nein, schauerlich, grausenerregend und wie in dämonischer Lust erklingen die Saiten des wie durch Zaubermacht belebten Instrumentes.

Wohl eine halbe Stunde lang setzte der Fremde sein Spiel fort, bis er endlich nach mancherlei Wendungen durch einen beruhigenden und versöhnenden Schluß demselben ein Ende machte. — Er gab die Geige ihrem Eigenthümer wieder zurück, und verschwand unter der Menge.

Der glänzende Erfolg, welcher die edle Absicht des unbekannten Künstlers krönte, war der deutlichste Beweis, wie wenig dieselbe von seiner zahllosen Zuhörerschaft verkannt worden war; — denn während seines Spieles hatte man sich von allen Seiten hinzugedrängt, und jeder beeilte sich, eine möglichst ansehnliche Gabe in den Hut des Alten zu werfen. Selten, fast nie sah man eine Kupfermünze, dafür aber desto reichlicher Silberstücke aller Art, und selbst manch' Geldstück von noch edlerem Metall in den Hut des Invaliden fallen. Was aber im Innern des von Ueberraschung sprachlos dastehenden Invaliden vorging, als er sich so plötzlich auf immer von dem oft so fruchtlosen Gebrauche seines musikalischen Talentes enthoben sah, vermag keine Feder auszudrücken. Der Name des Mannes aber, dem er diese Wohlthat verdankte, blieb nicht lange geheim; er hieß, wie man nicht erst zu errathen braucht, Alexander Boucher. Alexander Freimuth.

Ein Diebstahl a la Ben-Arach.

Ein ehrlicher Bäcker aus der Gascogne, der durch Arbeit und Häuslichkeit sich eine runde Summe erspart hatte, kam auf den würdigen Einfall, auch einmal Paris zu besuchen, die merkwürdige Stadt, von der man ihm schon so Vieles erzählt hatte. Nachdem er daher einen Theil seines Ersparten flüssig gemacht, setzte er sich in die Diligence und langte wohlbehalten, und ohne einen Unfall unterwegs gehabt zu haben, in einem bescheidenen Gasthause der Straße Fossés-Saint-Bernard 19. in Paris an. Das erste Bedürfniß eines Mannes aus der Provinz ist, Alles zu sehen und zu besuchen. Der Bäcker ließ es daher, als Mann von Welt, nachdem er vorher durch Speise und Trank Geist und Sinne gestärkt hatte, nicht fehlen, sich sogleich auf den Weg zu machen. Der Jardin des Plantes lag nicht weit von seinem Absteigquartier entfernt; hier begann er denn auch seine Wanderschaft. Wie viel 1000erlei ist in dem Jardin de Plantes nicht zu sehen! Da ist der Löwe des Atlas, die Hyäne, das Dromedar, Elephanten, Affen und vor Allem die große Giraffe. Der Bäcker war ganz außer sich vor Freude beim Anblick dieses prachtvollen Thieres, und eben erklärte ihm ein diensifertiger Nachbar, daß Doctor Dumeril demselben die Paté pectorale des Apothekers George in Epinal eingegeben habe, weil die Wunderbestie sich auf dem Weg nach Paris erkältet und den Schnupfen bekommen habe, als plötzlich eine dritte Person, halb orientalisch gekleidet, auf die beiden Sprechenden zukam und, indem dieselbe einen besondern Nachdruck auf ihre Worte legte, den Bäcker fragte, ob es wohl noch weit sei von der Allée de Marboeuf bis zu den Champs Elisées?

Das kann ich Euch leider nicht sagen, erwiederte der Mann aus der Provinz; ich komme im Augenblick zum Erstenmale in Paris an und hätte selbst einen Führer nöthig.

Allah! ließ sich jetzt der Fremde in seufzendem Tone vernehmen; ich bin ein verlorener Mann; ich sein Ben-Arach, der Abgesandte von Abd-el-Kader, das Licht Gottes; mein Wagen und mein Dolmetscher sein verschwunden, ich will geben dieses Stück an denjenigen, der zurück mich führen

in das Pallast, das die große Soltan von die Franzosen mir geben, um zu bewohnen mit mein Harem und meine Diener!

Mit diesen Worten zog der afrikanische Gesandte eine Handvoll, etwa 20 Stück Louisd'or aus der Tasche und bot sie dem erstaunten Bäcker an.

Halb Part, Freund! flüsterte leise sein Nachbar, der die Geschichte mit dem Schnupfen der Giraffe erzählt hatte, dem Provinzialen in die Ohren; schlagen Sie nur zu. Ich will Ihnen den Weg schon zeigen, und vielleicht macht sich's, daß wir unter Wegs noch einige weitere Louisd'or von dem reichen Herrn verdienen.

Der Bäcker ließ sich den Vorschlag gefallen, und er, der Pariser und der Gesandte verließen den Jardin des Plantes und zogen die Straße St. Victor hinunter.

„Beliebt es vielleicht Eurer Excellenz, das Pantheon zu besichtigen? „Aux grands hommes la patrie reconnaissante!" Welche erhabene Inschrift, allein schon werth, daß ein Edelmann von der algierischen Gesandtschaftssuite das Gebäude besucht!" rief der Pariser aus.

Auf einen bejahenden Wink des Beduinen lenkte man die Schritte der Gegend zu. Unterwegs kamen sie indessen an einem Caffehause vorbei, das gar zu einladend hinein winkte, als daß unsere Drei der Lockung hätten widerstehen können. Man geht hinein, setzt sich, ißt, trinkt, schwatzt, und der Afrikaner hat bereits rasende Fortschritte im Französischen gemacht. Er drückt dem Bäcker einen doppelten Napoleon in die Hand, um die Zeche zu bezahlen, bei dessen Anblick der Pariser Cicerone dem Bäcker in's Ohr sagt: Halb Part; zahlen Sie, geben Sie aber nichts zurück.

Vom Pantheon ging man in die Tuilerien, von da in's Palais-Royal, dann über die Quais zurück, nicht ohne längern Aufenthalt in verschiedenen Cafés und Wirthshäusern. Endlich fragte der Algierer, der überall Napoleons säete, ohne daß er deren Werth überhaupt nur zu kennen schien, seinen Begleiter aus der Provinz, ob er ihm nicht 100 Goldstücke gegen 200 Silberstücke mit dem Portraite des Sultans der Franzosen auswechseln wolle.

Halb Part! sagte der Cicerone zum Gascogner. Wenn Sie 1000 Franks zu Hause haben, holen Sie sie geschwind; Sie profitiren, wie Sie sehen, das Doppelte daran.

Dieser zögert einen Augenblick, entschließt sich aber endlich. Man kam überein, während der brave Bäcker nach Hause eilen sollte, in ein Café der Straße Fossés-Saint-Bernard zu treten, um dort dessen Zurückkunft zu erwarten.

Plötzlich ändert sich aber die Szene. Von dem Augenblicke der Begegnung im Jardin des Plantes an waren die Schritte der beiden im Café Zurückbleibenden das Augenmerk zweier unausgesetzt wachsamer Polizeioffizianten gewesen, welche keine Miene, keine Bewegung des falschen Ben-Arach und seines Begleiters außer Acht ließen. In dem Augenblicke daher, in welcher der Gascogner ganz freudig zurückkehrte und verschiedene Rollen mit Fünffrankenstücken auf den Tisch legte, um dagegen welche mit Sousstücken, welche die Stelle des Goldes vertreten sollten, einzutauschen, erschienen die Agenten und nahmen den Gesandten und seinen Helfershelfer fest.

Der falsche Ben-Arach war schon dreimal wegen derselben Diebs-Diplomatie verurtheilt worden. Der Bäcker aber, der glücklich der Gefahr entgangen, reiste um keinem Araber mehr zu begegnen, alsbald in seine Heimat zurück, und ließ sich seitdem nicht wieder in Paris sehen.

Die geheimnißvollen Gäste.

Vor vielen Jahren langten eines Tages zu Calais mit dem von Dover kommenden Packetboote zwei Engländer an. Sie traten in einem Hotel zweiten Ranges ab, dem ein Mann Namens Du Long vorstand. Hier verlangten sie die besten Zimmer, verzehrten viel Geld und ließen sich die Erzeugnisse der armseligen Küche und den getauften Wein gar trefflich schmecken. Von Tage zu Tage glaubte Du Long, daß seine Gäste aufbrechen und ihre Reise nach der Hauptstadt fortsetzen würden, denn daß sie nach Calais gekommen wären, bloß um diese Stadt in Augenschein zu nehmen, ließ sich gar nicht denken. Weit entfernt aber, sich wieder auf den Weg zu machen, trafen die Fremden nicht einmal Anstalt, das wenige Sehenswerthe der Stadt zu beschauen, denn außer, daß sie sich zu Zeiten entfernten, um Schnepfen zu schießen, verließen sie nur selten das Haus, wo sie die Zeit mit Essen, Trinken und Nichtsthun hinbrachten. „Das sind entweder Spione oder Landstreicher oder Narren," sprach der Wirth zu sich selbst. „Was kümmert das mich, bezahlen sie doch ordentlich!"

Als er nun so eines Abends bei einer Flasche Wein mit seinem Nachbar und Verwandten, dem Krämer, saß, zerbrach er sich mit diesem, wie gewöhnlich, den Kopf, über seine geheimnißvollen Gäste. „Das sind Spione," meinte der Nachbar, „der eine schielt gewaltig."

„Ei man kann auch schielen, ohne ein Späher zu sein," meinte Du Long, „ich halte sie eher für entsprungene Schelme, denn sie studiren die Anzeigen in den Zeitungen immer sehr genau durch."

Sein Vetter erzählte ihm aber, daß alle Engländer wenigstens den achten Theil ihres Lebens mit Zeitunglesen hinbrächten und so kamen die Sprechenden dahin überein, daß die Fremden, wenn sie keine Späher oder Vagabunden wären, nichts anderes als Narren sein könnten; man ließ also die Sache auf sich beruhen. Nach einigen Wochen trat der eine der Gäste, ein ältlicher Mann, zu Du Long in's Wohnzimmer.

„Herr Wirth," begann er, „Ihr Haus gefällt uns, und wenn Sie sich nur ein wenig in unsere Grillen fügen wollen, werden wir noch lange hier bleiben und unser Geld bei Ihnen verzehren."

„Die Herren haben nur zu befehlen," versetzte Du Long, „ein Gastwirth ist ein geborner Sclave der Grillen aller vier Welttheile."

„Auf ihrem Schilde," fuhr der Fremde fort, „prangt allerdings ein mächtiger Elephant, aber Ihr Haus ist dennoch nur ein Bologneser Hündchen unter den Gasthöfen, es befinden sich kaum drei leidliche Zimmer darin, und zum Unglück gehen die sämmtlich nach der Straße hinaus. Wir aber lieben vor Allem die Ruhe, wir wollen schlafen, der Nachtwächter schreit unaufhörlich und das Wagengerassel nimmt kein Ende. Sie müssen gestehen, Herr Wirth, daß das unserer Gesundheit schadet und unsere Geduld erschöpft."

Der Gastwirth zuckte mit den Schultern. „Wie aber ist dem abzuhelfen?"

„Auf die leichteste Weise," erwiderte der Unbekannte, „wenn Sie nur einige Kosten nicht scheuen, von denen wir indeß noch obendrein die Hälfte tragen wollen, ohne bei unserer Abreise irgend einen Ersatz zu verlangen."

Der Wirth versicherte, er werde alles Mögliche thun, um so werthen Gästen gefällig zu sein.

„Sie haben hinter ihrem Hause einen kleinen Garten," fuhr der Fremde fort, „ob Sie gleich kein Freund der Gärtnerei scheinen, denn außer einem Beet mit Suppenkraut, sah ich dort keinen angebauten Fleck. Die alte Gartenmauer ist trotz ihrer Dicke nahe daran einzustürzen. Lassen Sie dort ein kleines Gebäude aufführen, eine Art von Lusthaus, und wenn es auch nur einige Zimmer enthielte, die alte Mauer kann ja als Stütze dienen. Da uns, wie schon gesagt, viel daran gelegen ist, eine ruhige Wohnung zu finden, würden wir gern die Hälfte der Kosten tragen, bei unserer Abreise blieb Ihnen das Gebäude, und Sie können dann einige Gäste mehr logiren. Wollen Sie den Vorschlag nicht eingehen, verlassen wir in einigen Tagen unsere Wohnung."

Der Gastwirth machte nicht die geringste Einwendung, dachte aber in seinem Sinne: „Ich und mein Vetter, der Krämer und ich, wir hatten doch wahrlich Recht, als wir die Beiden da für Narren hielten." — Er schickte sofort nach einem Maurer, der Garten ward gereinigt, und die Engländer gaben an, wo und wie sie den Bau aufgeführt haben wollten. Steine und Balken wurden auf der Stelle herbeigeschafft, drei Wände schnell aufgeführt, die Gartenmauer bildete die vierte; die Fremden waren jetzt zufrieden und der Gastwirth lachte in's Fäustchen.

Zwei Monate gingen nun neuerdings dahin und jedermann war zufrieden, die Goldquelle der Britten floß unablässig, ward gleich der Wein des Wirths mit jedem Tage schlechter. Sie verließen nach wie vor nur äußerst selten ihre Wohnung, wo sie wie früher die Zeit mit Essen, Trinken und Zeitungslesen verbrachten. Das Einzige, was den Wirth zum goldenen Elephanten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß er bei seinen geheimnißvollen Gästen, hatten diese gleich das neue Gebäude nur aufführen lassen, um ruhig schlafen zu können, dennoch jetzt oft Nachts Licht gewahrte. Er kam urplötzlich auf den Gedanken, daß es Falschmünzer sein könnten; da aber alles Geld, welches sie ausgaben, durch seine Hände ging und sie ihm stets nur schöne ächte Goldstücke hinzählten, ward er, so wie sein Vetter der Krämer, bald wieder zu der vorigen Meinung zurückgeführt, daß nämlich die beiden Fremden — ein Paar Narren wären.

Unterdessen kam der Herbst heran, da sah er sie eines Tages hinausschlendern, die Jagdflinten über die Schultern gehängt, sie sagten ihm, sie wollten auf die Schnepfenjagd gehen und erst in drei Tagen zurückkehren. Drei Tage vergingen, ein vierter dazu, die Fremden ließen sich noch immer nicht sehen. Am fünften Tage begann Du Long den Kopf zu schütteln, am sechsten that sein Herr Vetter dasselbe, am siebenten wurde dies seltsame Verschwinden der Polizei angezeigt, und am achten ward die verlassene Wohnung mit den bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen gesetzlichen Förmlichkeiten aufgebrochen. Innerhalb derselben fand man auf einem Tisch ein Billet, folgenden Inhalts:

„Werther Herr Wirth!

Wenn Sie in der Geschichte bewandert sind, werden Sie wissen, daß die Engländer während eines Zeitraums von 210 Jahren Calais in Besitz hatten, und daß sie endlich von dem Herzog von Guise daraus vertrieben wurden, welcher mit ihnen ebenso verfuhr, wie Eduard III. mit den Franzosen, das heißt, er jagte sie aus der Stadt und nahm ihr ganzes Eigenthum weg. — Vor einiger Zeit nun waren wir so glücklich, in einer Kiste unter alten Pergamenten Kunden aufzufinden, aus denen hervorging, daß einer unserer Vorfahren vormals in Calais ein großes Haus besaß, an der Stelle, wo jetzt drei Häuser stehen, das Ihrige ist eins davon. Als unser Vorfahr genöthigt war zu flüchten, und nichts mitnehmen durfte, verbarg er unermeßliche Schätze an Gold und Kleinodien in einer dicken Mauer, welche noch vorhanden sein sollte. Unter den Papieren fanden wir die genaue Beschreibung des Orts, wo er den Schatz aufbewahrt hatte. Wir begaben uns also nach Calais und fanden glücklicher Weise, daß an der für uns so interessanten Stelle ein Wirthshaus stand. Wir quartierten uns dort ein und sannen darüber nach, wie wir zu dem Besitz unseres rechtmäßigen Erbtheils gelangen könnten, ohne die Neugier rege zu machen. Wie wir uns benahmen, ist Ihnen bekannt. Das große Loch in der Mauer und die leere eiserne Kiste mögen Ihnen

Digitized by Google

beweisen, daß wir unsern Zweck erreichten. Anbei eine kleine Summe, um die Kosten der letzten Tage zu berichtigen und das Loch in der Mauer ausbessern zu lassen. Wir haben somit Alles bezahlt. Forschen Sie nicht nach uns, wir waren in Calais unter erborgten Namen. Leben Sie wohl!“

Der Wirth vom goldenen Elephanten stand mit weitgeöffnetem Munde da, sein Herr Vetter, der Krämer, erschien. Beide blickten nunmehr bald das Loch in der Mauer, bald die leere Kiste, bald sich einander an, und kamen endlich dahin überein, daß die beiden geheimnißvollen Gäste doch — keine Narren gewesen wären.

Damen-Bibliothek.

Milton wurde einst von einigen Damen getadelt, daß er seine Töchter keine fremden Sprachen lernen lasse. — O, Eine Sprache ist schon genug für Weiberzungen! war seine Antwort.

Die schläferige Braut. In Hull sollte kürzlich ein englischer Geistlicher zwei junge Leute trauen. Während der Traurede aber schlief die Braut ein und der Bräutigam ärgerte sich darüber so sehr, daß er auf der Stelle die Kirche verließ und die beabsichtigte Verheiratung abbrach.

Vorzüge des schönen Geschlechts. Nach Haller können die Frauenzimmer den Hunger länger ertragen, als die Männer; nach Plutarch sich schwerer berauschen; nach Unger werden sie älter und bekommen nie ein kahles Haupt; nach de la Part haben sie die Seekrankheit schwächer, schwimmen nach Aristoteles länger oben und werden nach Plinius selten von Löwen angefallen.

Nur gelehrt! In einem neuen von einer Dame herrührenden Romane, der manchen gelehrt scheinenden Unsinn enthält, heißt es unter andern: Der Mensch ist die creatürliche Persönlichkeit der conträren, contradictorischen Negation des Geschlechtes! Mehr läßt sich wohl in einem modernen Romane nicht leisten.

Fräulein Nida Sturm — das ist eine berliner Jungfrau, welche ein „Eingesandt“ für die Spennerische Zeitung verfertigt hat, und zwar im Namen mehrer Jungfrauen. Nida Sturm verlangte ein Steuergesetz für Junggesellen. Alle unverheirateten Männer, das verlangt Nida, welche durch ein öffentliches Amt besoldet werden, in einem gewissen Alter, sollen nach Verhältniß ihres Einkommens eine Steuer zahlen, aus welcher ein Fond für unverheiratete, unbemittelte Mädchen gebildet wird, und aus welchem dieselben unterstützt werden müßten. Wir finden diese Steuer ganz in der Ordnung, nehmen aber den Ertrag für geplagte Ehemänner in Anspruch.

Der Punch meint, in Frankreich müsse, allen französischen Journalen zufolge, die Pantoffelherrschaft sehr im Steigen sein, weil alle Arbeiten, welche die Damen unter den Augen Anderer in den gesellschaftlichen Kreisen vor sich haben, sich auf Pantoffeln beziehen, die sie mit eigenen Händen nähen und sticken „für den Papa, Gatten und die Söhne.“ Kürzlich soll sogar ein eigenes Verkaufsgewölbe eröffnet worden sein, worin nichts zu finden ist, als Pantoffeln in den mannigfaltigsten Farben und dem seltensten Schmuck. Wo man so große Sympathie für den Pantoffel hegt — dort muß er auch eine tiefe hochwichtige Bedeutung haben.

Erheiterungs-Salon.

Ein hannövrischer Landjunker war im Theater, als Schillers Don Carlos gegeben wurde. Der Vorhang erhebt sich, der Pater Domingo tritt auf und beginnt: „Die schönen Tage von Aranjuez — sie sind vorbei — —“ „Mein Gott!“ ruft plötzlich der Junker, „wie kann Schiller mit einer so abgenutzten Redensart ein Trauerspiel eröffnen?“

Als die berühmte, als sehr habsüchtig bekannte Schauspielerin S . . . eines Abends mit einem ihrer Geliebten schwärmend am Fenster stand und die Gefühlvolle spielend, seufzend zu einem Sterne aufblickte, äußerte ihr Geliebter trocken: Sieh ihn nicht so sehnsüchtig an, meine Theure! kaufen kann ich Dir den Stern doch nicht.

Ein französischer Soldat, der in Algier dienstunfähig geworden, unterhielt die Bewohner seines heimatlichen Dorfes, wohin er sich zurückgezogen, in gemüthlichen Winterabenden beim Bierglase mit seinen wunderbaren Erlebnissen in der Berberei. Unter andern erzählte er von einer eigenen, sehr zweckmäßigen Hinrichtungsart in Biledulgerid. Dort wird nämlich dem Verbrecher ein gewaltiger Regenschirm in den Leib getrieben, und jener dann mit Macht aufgespannt. In der Gegend von Bona wollte er einen Araber gekannt haben, der eine Auster so gezähmt, daß sie ihm wie ein Hund auf der Promenade nachlief. Auch behauptete er, auf dem Markte von Constantine einen seltsamen Verkehr gesehen zu haben. Ein Käufer gab für Waaren einen Franzosenkopf und bekam zwei Beduinen Kinder-Köpfe statt Kleingeld heraus. — An der Grenze der Sahara versicherte er ein Völkchen kennen gelernt zu haben, das sich von Kameelmist nährt, und zwar Morgens, Mittags und Abends nichts als Kameelmist verzehrt. — Aber wie ist das möglich? riefen hier die Zuhörer, solches Zeug zu essen? — Ah, meine Herrn! erwiederte der algierische Soldat, es kömmt dabei nur auf die Zubereitung an.

In einer der letzten Nummern des leipziger Tagblattes sind 29, schreibe neun und zwanzig Anzeigen von Schweinknöchelchen zu lesen. Werden die spätern Ethnographen nicht einst die Leipziger folgendermaßen charakterisiren: Der Leipziger ist ein Schweinknöchelchen essendes Geschöpf und nährt sich meistentheils nur von diesen?

Zwei Freunde, die sich seit längerer Zeit nicht gesehen hatten, begegneten einander zufällig. — Nun wie geht's? rief der Eine. — Nicht allzugut, guter Junge, denn ich habe mich, seit wir uns nicht sahen, verheiratet. — Ich gratulire zu deinem Glücke. — Nicht so hitzig, denn meine Frau maltraitirt mich entsetzlich. — Sei meines Beileids gewiß. — Doch sie brachte mir eine Mitgift von 10000 Thalern. — Nun, das tröstet schon. — Nicht so ganz, mein Lieber, denn ich kaufte für dieses Geld Hammel, die sämmtlich an der Klauenseuche gestorben sind. — Das ist, bei Gott! specielles Pech! — Es ist nicht so schlimm, denn der Verkauf ihrer Felle hat mich vollständig entschädigt. — In diesem Falle bist du ja noch glücklich weggekommen. — Nicht so ganz, denn das Haus, in dem ich mein Geld anlegte, brannte ab. — Ach wahrhaftig! daß ist ein großes Unglück. — O keineswegs, denn meine Frau verbrannte und letzteres war versichert.

Ein Pfiffikus. Ein Reisender kam halb erfroren in ein Wirthshaus und findet die Stube so voll Menschen, daß er nicht zu dem Ofen gelangen kann, um sich zu wärmen. — Herr Wirth! ruft er, noch in der Thür stehend, bringen Sie meinem Pferde zwei Dutzend Austern, aber schnell. — Sie scherzen, mein Herr, Ihrem Pferde Austern? — Thun Sie was ich wünsche. — Alle Welt eilte zum Pferdestall, um dem seltenen Schauspiel eines Austern fressenden Pferdes mit beizuwohnen. Der Fremde placirt sich während der Zeit bequem an den Ofen. — Mein Herr! ruft der mit den Austern zurückkehrende Wirth, ich sagte es ja voraus, Ihr Pferd mag keine Austern. — Wenn dieses der Fall ist, entgegnete der Reisende, der sich am Ofen ganz wohl fühlte, so geben Sie sie mir nur her.

Neulich fing Magister Iron eine Thräne auf, die über die geschminkte Wange einer jugendlichen Alten von dreimal sechzehn Jahren geflossen. Die Thräne war ganz rosenroth. — Vergießen Sie nicht zu viel Thränen, mein Fräulein! — sagte der Magister — durch vieles Weinen wird man blaß!

Ein Streichholzfabrikant in Berlin giebt den Käufern seiner Waare folgende Vorsichtsmaßregel, die sich als Inschrift auf den Paketen befindet: Hütet Euch vor dummen Streichen.

Das nenne ich Pech! Herr X. geht über die Roßstraßenbrücke, eine Zigarre rauchend. Er will sehen, wie spät es ist und zieht deshalb die Uhr aus der Tasche. In diesem Augenblicke kommt ihm ein Gensd'arm entgegen. X. will sich nicht erwischen lassen, nimmt die Cigarre aus dem Munde, um sie in's Wasser zu werfen, verwechselt aber die Hände, schleudert die Uhr über das Geländer und steckt den brennenden Cigarrenstummel in die Tasche. Der Gensd'arm hält ihn an, X. läugnet geraucht zu haben, aber der von seiner Westentasche aufsteigende Dampf ist der sprechendste Zeuge seiner Missethat. Er wird arretirt, muß Strafe zahlen, die Uhr liegt im Wasser und in der Weste hat er ein großes Loch gebrannt. — Das nennt man Pech!

Ein junger Mann verfolgte auf einem Balle eine weibliche Maske mit einer, jede gutgesittete Frau verletzenden Zudringlichkeit. Die Dame wies ihn Anfangs ab, ward aber später nachgiebiger und erlaubte dem jungen Manne, sie nach Hause zu begleiten. In ihrer Wohnung angelangt, hieß sie ihn im kalten Zimmer warten. Bald darnach brachte eine Dienstmagd ein mit Wasser gefülltes Lavoir, und ließ ihn dann wieder allein. Endlich kam ein Herr im Schlafrock und Pantoffeln herein und fragte barsch: Welcher ist's? — Der junge Mann verstand ihn nicht, und obendrein hatte ihm der Schreck die Zunge gelähmt. — Ich werde ihn gleich finden, fuhr der Beschlafrockte fort, öffnete dem jungen Manne gewaltsam den Mund und riß ihm einen Zahn aus. In demselben Moment erschien die hübsche Frau, die Gattin des zahnreißenden Chirurgen in der Thüre. Eine herrliche Gruppe!

Lassen Sie doch die Hand ruhen — sagte der Prinz La Roche während der Tafel zu seinem Nachbar, der sehr geschwätzig war, und jedes Wort mit einer Handbewegung begleitete. — Ja, wir sitzen so eng, erwiederte dieser, daß ich nicht weiß, wo ich die Hand hinlegen soll! — Legen Sie sie auf ihren Mund, entgegnete lächelnd der Prinz.

Kein Freund des Fortschrittes. Ein Professor der Philosophie auf einer deutschen Universität glaubte seine Vorlesungen dadurch anpreisen zu können, daß er seinen Zuhörern sagte: Dies Heft, aus welchem ich vortrage, ist vor 40 Jahren geschrieben worden, und ich habe noch kein Wort daran geändert!

Campe, der treffliche Verfasser des deutschen Robinson's, war bekanntlich der erste Erzieher der beiden Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt. Sie machten mit ihm Reisen durch Deutschland, Frankreich und die Schweiz. Als Hofmeister glaubte der gute Mann überall ein bedeutsames Wort äußern und durch einen gelehrten Fingerzeig einer interessanten Notiz den Ausschlag geben zu müssen. Als die Reisenden in das Sterbezimmer Rous-

Digitized by Google

seau's traten, sagte er demzufolge mit tiefer Rührung: Zu diesem Fenster ist die große Seele des unsterblichen Denkers herausgefahren!

Wollen Sie bei mir essen? fragte ein Irländer seinen Freund. — Mit Vergnügen. — Es ist aber nur ein freundschaftliches Mahl. — Was haben Sie denn? — Gesalzenes Rindfleisch mit Kartoffeln. — Ei kurios! mit Ausnahme des Rindfleisches, habe ich heute zu Hause ganz dasselbe!

Ein Nationalökonom hat den Vorschlag gethan, den stehenden Heeren lilafarbene Montur machen zu lassen, man erspare dabei sehr viel an Pulver, weil die Farbe schon schießt.

Ein Beamter in Paris wurde unter folgenden Umständen zum Ersatze eines Esels verurtheilt. Er war ausgegangen und hatte seinen Hund allein zu Hause gelassen. Der Hund sprang oder fiel im 4. Stock zum Fenster heraus auf ein Fuhrwerk. Das Letztere stürzte mit seinen Eisenstangen auf einen eben vorüberkommenden Esel und schlug ihn auf der Stelle todt, während der Hund gesund blieb. Die Klage gab viel zu lachen, zuletzt mußte aber der Verklagte bezahlen.

Der Punch erzählt: Eine Mrs. Clowichhill in Birmingham, bekannt als Muster einer sehr ehrenwerthen Hausfrau, wurde jüngst in der Nacht sehr krank. Sie rief ihr Kammermädchen und sagte zu ihr: Ich werde bald sterben, aber mache keinen Lärm, weil sonst mein Mann erwachen würde. Du weißt, daß er unwohl wird, wenn man ihn im Schlafe stört und er nicht wieder schlafen kann. Verlaß mich also jetzt und komm Morgen zur gewohnten Stunde wieder. Du wirst mich todt finden und mein Mann wird ausgeschlafen haben. Das Stubenmädchen that wie ihr befohlen wurde, und fand des Morgens ihre Frau richtig als Leiche.

Die Berliner Spenerische Zeitung enthält in ihrer Nr. 110 unter den Anzeigen die Personalbeschreibung eines zwanzigjährigen jungen Mannes, der sich aus seiner Wohnung entfernt hatte, ohne bis dahin zurückgekehrt zu sein. Es heißt dort: Derselbe ist ein bis zwei Zoll groß, schlank gewachsen ꝛc.

Eine Szene vor einem Friedensrichter in Paris. Der Naturdichter Jasmin zu Agen ist doch verständig bei seinem Broderwerb geblieben als Friseur und Barbier, obschon er manche werthvolle Geschenke erhalten hat und seine gedruckten Gedichte gut honorirt worden sind. Ebenso blieb der Bäcker Reboul zu Nimes seinem Gewerbe treu, der gar nicht übel Verse machte; er buk vorzüglich gutes Brod und hatte keinen Mangel an Kunden. Anders benahm sich der Friseur und Barbier Julien Darbois. Ich bin auch ein Dichter, sprach er zu sich selbst, warf Kamm und Rasirmesser bei Seite, und widmete sich ausschließlich der Dichtkunst. Aber während er sich zum Olymp emporschwang und sich um die Gunst der Musen bewarb, hatte er es gänzlich vergessen, daß er auf dieser niedern Erde einen Kleidermacher zurückgelassen, dem er eine Rechnung schuldig war.

Lapierre, so hieß dieser Kleidermacher, dessen Erinnerungen, ihn zu bezahlen, ohne Erfolg geblieben, wurde deshalb klagbar und Darbois erhielt eine Vorladung, sich vor dem Friedensrichter des Dorfes zu stellen. Er sah sich also gezwungen, aus seiner hohen Region auf dieses niedere Erdenthal herabzusteigen, und stand nun dem prosaischen Kleidermacher gegenüber.

Der Letztere brachte seine Klage kurz und bündig vor: „Seit drei Jahren habe ich meinem Schuldner seinen Kleiderbedarf geliefert. Er war geschickt und thätig — ich kann es aus Erfahrung sagen — und er stand sich sehr gut dabei; damals bezahlte er prompt, aber seit er Verse macht, kann ich nicht einen lumpigen Sous von ihm erhalten. Seit zwei Jahren schon erinnere ich ihn, mir seine Schuld zu berichtigen; ich verlange keineswegs sie auf der Stelle und auf einem Brette, ich bin erbötig mir Abschlagzahlungen gefallen zu lassen.

Der Friedensrichter. Was sagen Sie dazu, Herr Darbois? Haben Sie etwas dawider einzuwenden?

Darbois entrollt ein Papier, das er in der Hand hat, und beginnt mit feierlicher Stimme:

Herab mein Dichtergeist aus Himmelssphären steige,
Um dich herab zum Pfahl gemeiner Händel neige;
Und schlürf nicht mehr der Götter Nectar ein.

Der Friedensrichter unterbricht den Poeten: Können Sie denn nicht in Prosa antworten?

„Das ist gegen meine Natur und Gewohnheit!"

Der Friedensrichter. Darauf kommt es nicht an; versuchen sie es nur, es ist kürzer und macht die Sache deutlicher.

Darbois. Nein! ich vermag nicht so gemein mich auszudrücken,
Ich spreche wie ein Gott, begeisterndes Entzücken
Flößt mir der Himmel ein!

Der Friedensrichter. Das ist möglich, aber sprechen Sie wie andere Menschen. Sie räumen es ein, daß Sie Herrn Lapierre 98 Frk. schuldig sind?

Darbois. Ich weiß, und räum' es ein, daß mir der Herr, ein Schneider,
Für Geld — ein schlecht Metall — geliefert schlechte Kleider.

Friedensrichter. Die Sie ihm nicht bezahlt hatten?

Darbois. Soll die erhabene Natur in mir verläugnen ich?
Ach! —

Friedensrichter. Ich wiederhole es, lassen Sie Ihre Verse bei Seite, und antworten Sie mir ganz einfach; warum bezahlen Sie den Herrn hier nicht?

Darbois. Weil mir das blinde Glück den Rücken zugekehrt!

Friedensrichter. In Prosa, in Prosa! Warum bezahlen Sie nicht?

Warum? schrie Darbois mit stolzer Entrüstung, weil ich nicht einen Sous habe.

Friedensrichter. Das hätten Sie gleich sagen können. Aber warum geht's ihnen so kümmerlich?

Darbois. Ich bin Poet!

Friedensrichter. Das ist kein Hinderniß. Machen Sie Verse, aber auch Haartouren, falsche Locken, schneiden Sie Haare ab, seifen Sie ein und rasiren Sie!

Darbois. Du kennst nicht das Genie, des Dichters hohen Schwung,
Wenn's in der Brust ihm flammt, fühlt er Begeisterung,
Der Phantasie Genuß, wenn Tags die Sonne schimmert,
Und die Schlaflosigkeit, wenn Luna lieblich flimmert.
Wie glücklich fühl' ich mich in süßen Träumerei'n,
Ruh' ich auf weichem Moos, wiegt mich die Muse ein,
Und allen ird'schen Tand als nichtig ich vergesse —

Als Lapierre diese Reime hörte, fühlte er sich selbst begeistert, und vollendete nun, den Dichter unterbrechend, dessen Expectoration, indem er ihn mit den Worten unterbrach:

Ein Beefsteak zieh ich vor mit frischer Brunnenkresse!

Vor Freude außer sich, daß er auch einen Vers machen könne, brach er in ein lautes Lachen aus.

Darbois hingegen zog seine Stirne in finstere Falten, rollte sein Manuscript zusammen, und steckte es stolz umherblickend in die Tasche.

Der Friedensrichter bestimmte, daß Darbois an seinen Gläubiger monatlich 15 Franks abtragen solle, bis die ganze Schuld getilgt sei, mit Androhung strenger Maßregeln, wenn er die Terminalzahlungen nicht pünktlich leiste. Lapierre, ganz fröhlich gestimmt, sprach zu Darbois:

Sein sie doch guten Muths, kommen Sie mit mir, und sein Sie mein Gast heute Mittag. Beim Dessert wollen wir Verse machen.

Der Haarkünstler würdigte ihn keiner Antwort und entfernte sich, vor sich in den Bart murmelnd:

Genügt dir nicht, o Gott! solch' schauderhaft Exempel?
Beschütze das Genie mit deiner ganzen Kraft,
Vertilge, was philisterhaft
In jeder Werkstatt, jedes Handels Tempel!

Caricatur.

Vor Kurzem wurde in der französischen Deputirtenkammer der Gesetzvorschlag gemacht, die Hunde zu besteuern. Nur der Hund des Blinden sollte befreit sein, und Luxushunde eine sehr hohe Abgabe zahlen. Die Nachricht davon verursachte eine große Aufregung im Publikum, und da in Paris das Wichtigste wie das Unbedeutendste, das Ernsteste wie das Frivolste, dem Bereiche der Caricatur anheimfällt, fehlte es an Spottbildern nicht. Auch Frankreichs größter Caricaturist, Cham, lieferte eine Reihe derselben. Bald ist es eine Menge Hunde, die die Zuhörergallerie des Deputirtensaales anfüllen, und mit den kläglichsten Geberden um Schonung bitten; bald eine Hausmeisterin, die ihren Spitz mit einem Katzenschweif geschmückt hat, und ihn nun dem einfordernden Steuerbeamten für eine Katze ausgibt; ein Blinder, der aus Menschen- oder vielmehr Hundefreundlichkeit sich von mehr als 20 Hunden am Seile führen läßt; der Seinefluß am Tage der Wirksamwerdung des Gesetzes, mit ertränkten, auf dem Rücken schwimmenden Hunden übersäet; Ankündigungen plötzlicher Wohlfeilheit der Fleischspeisen in den Gasthäusern u. s. w. Unsere Abbildung zeigt mehrere kinderlose Personen von geringem Einkommen, die, da es ihnen itzt zu theuer wird, einen Hund spazieren zu führen, sich mit kümmerlichen Ersatzmitteln versehen haben. Die Hunde haben übrigens gesiegt, und der Gesetzentwurf wurde in der zweiten Kammer verworfen.

Digitized by Google

Völkerkunde.

Reichthum der Bauern im Marschlande. Ein Prediger, der im Marschlande (Schleswig-Holstein) fungirte, erzählte dem Reisenden Kohl, er habe einmal bei einem reichen wilster Marschbauer Kindtaufe gehabt, wobei über 40 Personen zugegen gewesen wären. Den Kaffee habe man aus einem neuen Silberservice getrunken. Als man aber zur Chocolade gekommen, habe der Bauer wieder ein anderes Silberservice aus dem „Silberschiff" hervorgenommen und beim Thee ein drittes, weil es sich nach den Begriffe dieser Leute nicht hübsch ausgenommen haben würde, wenn das schon gebrauchte Silber aufgewaschen worden und noch ein Mal vor den Gästen erschienen wäre. Auch habe der Bauer expreß für diese Taufe ein eigenes Taufbecken von Silber verfertigen laßen.

Die Giftbrüderschaft in Brasilien. In einigen Gegenden Brasiliens — z. B. im Innern der Provinz San Paulo — besteht unter der Sklavenbevölkerung eine geheime Brüderschaft, ähnlich der Gesellschaft der Thugs in Indien, welche es für eine religiöse Pflicht hält, jährlich eine gewisse Anzahl von Personen zu ermorden, die stets unter den Sklaven selbst und selten oder nie unter den Familien ihrer Herren ausgewählt werden. In dieser Gesellschaft sind mehre Grade, und die Tauglichkeit der Aspiranten zur Einweihung in die geheimen Lehren, soll, wie man vermuthet, nach der Geschicklichkeit, mit der sie einen oder mehre Todesfälle herbeiführen, beurtheilt werden; oft werden selbst die nächsten Verwandten dazu auserlesen, um ihre Festigkeit desto besser zu erproben. Gift, das in eine Prise Tabak oder dergleichen gemischt, meistens augenblicklich tödtet, vertritt bei ihnen die Schleife der Thugs; auch wenden diese Giftmischer mehrfach den Magnetismus (Mesmerism) an, um die Lebenskraft zu zerstören. Seltsam ist dabei die authentisch hergestellte Thatsache, daß die Vergifteten, oder durch Magnetismus fernerer Lebenskraft Beraubten, welche langsam auf ihrem Lager dahin siechen, sehr oft behaupten, dieser oder jener ihrer Mitsklaven sei die Ursache ihres Todes, wobei sie als Grund anführen, daß sie jede Nacht von ihm träumten, und nicht selten bestätigt das spätere Geständniß des Angeklagten diese Beschuldigung. Die Vergiftung wird unter dem Namen **Feitiçio** (Fetisch) geübt, ein portugiesisches Wort, das dem Begriff von Zauber, Liebestrank u. s. w. entspricht.

Die Mammuths-Höhle. (Aus dem Tagebuche eines Reisenden.) Im Süden des Staates Kentucky, nahe am Flusse Green, der sich in den Ohio ergießt, zwischen den Städten Bowling-Green und Glasgow, liegt eine der merkwürdigsten, und zugleich ausgedehntesten Höhlen, die man auf der Welt kennt. Die Natur scheint durch diesen unterirdischen Wunderbau sich ganz eigentlich als die großartige Lehrmeisterin des Menschen beweisen gewollt zu haben, indem sie wie oben am Lichte das Laubdach des Waldes, so unter der Erde diese weiten und mannigfaltigen Räume, die Denkmahle ihrer vorgeschichtlichen Zuckungen und Krämpfe, dem Menschen nicht nur als Zufluchtsort, sondern auch als Muster seiner eigenen Schöpfung von Hütte und Haus anwies. Schon deßhalb ist jede Höhle für den Wißbegierigen ein anziehendes Schauspiel; tritt uns doch in ihr die Kraft der schaffenden Natur in einer ihrer ursprünglichsten und wunderbarsten Wirkungen entgegen. Dazu kommt das Eintauchen in den Schooß der Mutter-Erde, das stille Weben der ewigen Nacht, die tiefe Ruhe und Einsamkeit, die an das Grab erinnert, mit seinen Schrecknissen. Alles dieses wirkt zusammen, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf jede nur einigermaßen bemerkenswerthe Höhle hinzurichten, und in ihnen entweder die brennende Forschbegier oder die Lust am Abenteuerlichen, oder kaltes Grauen, oft Alles zusammen, lebhaft zu erregen. Darum werden sehenswerthe Höhlen von Reisenden stets gern und zahlreich besucht werden. Die Höhle, von der ich rede, ist zwar erst in neuerer Zeit bekannt, seitdem aber weit und breit berühmt, und das Ziel der Wanderungen von nahe und ferne geworden.

Wer in Nord-Amerika gereist sein will, muß sie gesehen haben, eben so gut wie die Niagara-Fälle in Canada und die Natural-Bridge in Virginia; denn diese drei interessanten Punkte gelten als die hauptsächlichsten Naturwunder der Vereinigten Staaten.

Auch ich beschloß um der Mammuths-Höhle willen einen Umweg zu machen. Von Naschwille am Cumberland River im Staate Tennessee reiste ich mit der regelmäßigen Post (Stage-coach) — in Nord-Amerika bekanntlich Privatunternehmung — nach Bowling-Green ab. Von hier führte uns der Weg in der Richtung nach Glasgow anfangs durch eine flache und waldige Gegend, die wenig Interessantes bot. Kleine ärmliche Farmhäuser unterbrachen hie und da die Einförmigkeit des Anblicks. Erst nachdem wir etwa 30 Meilen hinter Bowling-Green zurück gelegt hatten, wurden die Buchwälder dichter und das Terrain hügelig. Gegen Abend langten wir bei einem einzeln stehenden Hause an, nach dem Besitzer Bells Farm genannt, wo wir die förmliche Einrichtung eines Gasthofes und ziemlich gute Aufnahme fanden. Am folgenden Tage bestiegen wir mit Tagesanbruch ein mit 2 Postpferden bespanntes Buggy. So heißt eine Gattung von amerikanischen Wagen, die ziemlich klein ist, auf Druckfedern ruht und bei kleinen Touren besonders gern gewählt wird. Doch gewährte der unserige nichts weniger als Bequemlichkeit. Vielmehr wurden wir auf dem holperigen Wege 2 Stunden lang unaufhörlich hin- und hergestoßen, so daß ich, hätte mein Reisegefährte eingewilligt, lieber zu Fuße gegangen wäre. Endlich langten wir mitten im Walde vor einem ziemlich großen, gefällig und einladend aussehenden Gebäude an, das sich uns schon in der Entfernung als ein Hôtel ankündigte. Seine wehende Flagge begrüßten wir, wie ein Gemarterter das flatternde Zeichen der Gnade. Der Wirth ist zugleich Besitzer der Höhle und treibt so das doppelt einträgliche Geschäft eines obersten Intendanten und Zöllners für die Besucher derselben, und eines Schänkers und Herbergers seiner ermüdeten Gäste. Es ist Platz für Viele und man vermißt keine wünschenswerthe Bequemlichkeit. Die Annehmlichkeit so wie das Stillleben der Waldeseinsamkeit, die erfrischende Gebirgsluft, die zum Theil noch unergründeten Merkwürdigkeiten der Höhle, endlich das Renomée, welches dieselbe auch wegen ihrer Einwirkung auf den Gesundheitszustand genießt, bewegen manche Reisende, wochenlang hier zu bleiben. Nachdem wir uns einigermaßen erholt hatten, machten wir uns mit einem der Führer, welche der Wirth autorisirt, nach der Höhle auf den Weg. Dieser ist ein wenig beschwerlicher, manchen Reiz bietender Fußpfad, von dichtem Gesträuche beschattet und von den Ranken der wilden Reben überhangen. Nach 2—300 Schritten langten wir beim Eingange zu den unterirdischen Räumen an, er gähnte uns so schwarz und finster entgegen, wie die Oeffnung zur Unterwelt. Kaum tritt man dem verhältnißmäßig engen Schlund nahe, so strömt einem ein Zug eiskalter Luft entgegen, der um so empfindlicher die Haut berührt, wenn man seinen Besuch gegen Mittag, wo die äußere Temperatur sehr warm ist, beginnt. Im Innern der Höhle ist die Temperatur, ohne Unterschied der Jahreszeit, immer 59 Grad Fahrenh. und dabei die Athmosphäre so rein und trocken, daß schon oft Lungensüchtige darin Wochen und Monate zugebracht haben, in der Hoffnung, wenn nirgends, hier gewiß geheilt zu werden. Nachdem wir Lampen angezündet hatten, mit welchen ein Jeder versehen wurde, traten wir, den Führer an der Spitze, unsere unterirdische Wanderung an. Gleich beim Eintritte stießen wie auf eine „Basilika", freilich nicht ganz so schön und in die Augen fallend als die Münchner; dann folgten unter Andern „die große Badstube", „die große und kleine Gallerie", verschiedene „Gänge", Kirchen mit Chören und Kanzeln, Kapellen von Säulen getragen u. dgl. m., zwischen denen eine Unzahl von Gesichtsprofilen von Thier- und Menschenähnlichen Fratzenbildern zum Vorschein kamen. Alle diese Gebilde sind theils durch die ursprüngliche Formation des Kalkfelsens, aus dem die Wände der Höhle bestehen, theils durch den unaufhörlich sich erzeugenden Tropfstein entstanden. Ferner sahen wir Ueberreste von menschlichen Skeletten, welche — nach ihrer wahrhaft außerordentlichen Größe zu urtheilen — von einer Race stammen müssen, die in altgrauer Vorzeit gelebt und nun ausgestorben zu sein scheint. Einen herrlichen Anblick gewährt ferner ein Wasserfall von mittelmäßiger Größe, der rauschend aus der Decke niederstürzt. Das Wasser sammelt sich schäumend in einem Becken und verschwindet in einer Kluft. An einer andern Stelle traten wir in einen förmlichen Ballsaal mit Säulen an einer Seite und einem erhabenen Orchester (ähnlich wie die Liebsteiner Höhle im Thüringer Walde). — Die Sternkammern (Star-chambres) zeigen eine interessante optische Täuschung. Wenn man aufwärts nach dem Gewölbe schaut, glaubt man auf dunkelblauem Firmament eine Menge von Sternen, ja sogar einen Cometen zu erblicken. Das Fackellicht, welches von den oben befindlichen Kristallen reflectirt wird, bringt diese freundliche Erscheinung hervor. In den Salzstuben (salt-rooms) flimmert das kristallisirte Salz an allen Wänden, so daß es scheint, als sei man von zahllosen Lichtlein umgeben. — Den bei weitem interessantesten und merkwürdigsten Theil der Höhle bilden ihre Flüsse und Seen. Sie sind zahlreicher, größer und mannigfaltiger, als ich sie je gesehen. Von felsigen Ufern umschlossen, über sich einen niedrigen, harten und finstern Himmel, liegen diese Gewässer dunkel, tief und stille seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden da; keine Blume oder Pflanze kränzt ihren Bord, kein leiser Luftzug kräuselt ihre Welle! Merkwürdiger Weise entbehren diese Gewässer doch nicht alles Lebens; man findet in ihnen weiße, oder besser blasse farbenlose Fische und Frösche. Wir fingen von diesen seltenen Thieren einige Species und verwahrten sie in Spiritus. — Nach einem sechsstündigen Spaziergange in den unterirdischen Räumen, bei dem wir über 10 engl. Meilen zurückgelegt hatten, gelangten wir endlich wieder an das Tageslicht und freuten uns desselben, wie ein aus dunklem Kerker befreiter Gefangener.

Ein Mittag in Jerusalem. Kein menschliches Wesen — heißt es in D'Israelis Tancred — ist dann sichtbar, außer den türkischen Schildwachen. Es ist Sommer, allein kein Wort und kein Beispiel anderer Gegenden kann einen Begriff von der Hundstagshitze Jerusalems geben. Bengalen, Egypten, selbst Nubien sind nichts dagegen. In diesen Ländern gibt es Flüsse, Bäume, Schatten und Winde, aber Jerusalem um Mittag im hohen Sommer ist eine Stadt von Stein, in einem Lande von Eisen unter einem ehernen Himmel. Das heftige Glühen und der wilde Schimmer der Landschaft sind an und für sich fürchterlich. Wir haben alle von dem Manne gelesen, der seinen Schatten verloren hatte — das ist eine schattenlose Welt!

Literatur, Kunst und Alterthum.

Herr Prutz gibt in seiner „Geschichte des deutschen Journalismus" Bd. I Seite 219. eine merkwürdige Probe von der Seltenheit der Zeitungen im Jahre 1606. In diesem Jahre decretirte der Magistrat von Hildesheim, daß, da man in Erfahrung gebracht, daß der Kaufmann Tappe sich eine Zeitung halte, man mit ihm sprechen und ersuchen wolle, dieselbe dem Magistrat gegen Erstattung der halben Kosten zu communiciren.

Digitized by Google

Das Literarium. Unter diesem Titel soll, dem Athenäum zufolge, eine Anstalt errichtet werden, wo man die Verfasserschaft jeder beliebigen Art von Werken gegen Geld erwerben kann. — Alle literarischen Erzeugnisse, von einem epischen Gedicht herab bis zu einer Quacksalber-Ankündigung, soll man zu sehr billigem Preis und im strengsten Geheimniß erlangen können.

Im St. Charles Theater zu Neu-Orleans sind kürzlich Schillers „Räuber“, von dem bekannten Andersen für die amerikanische Bühne bearbeitet, zu Aufführung gekommen. Die Amerikaner waren über die Tendenz des Stückes ganz entrüstet.

Beim Namensfeste des Königs der Franzosen waren in den Gallerien der Tuilerien unter Andern auch die Bataillons-Commandanten der Nationalgarde von Paris erschienen, um dem König ihren Glückwunsch darzubringen. Unter diesen befand sich ein Commandant, auf dessen Brust nicht weniger als eilf Orden und Kreuze prangten. Erstaunt fragte sich alle Welt, auf welchen Schlachtfeldern dieser Kriegsheld sich mehr Auszeichnungen geholt, als manche im Gewühle der Schlachten ergraueten Marschälle? — Endlich erfuhr man, daß der vielbesternte Mann, der Bataillons-Commandant von Saint Germain, einer der Groß-Marschälle unserer Literatur, der bekannte Schriftsteller Alexander Dumas sei!

In Heidelberg erscheint noch im Verlaufe dieses Jahres eine „Deutsche Zeitung“, deren 5 Redacteure die Professoren Gervinus, Mittermaier, Gresser, Mathi und Häffen sind. Außerdem besteht ein Redactions-Conseil von 24 Personen, größtentheils Diplomaten und Männer von ausgezeichneter Bildung und europäischem Rufe.

In Jena starb am 23. Mai der bekannte Geschichtsschreiber, Hofrath Professor Heinrich Luden, im 67. Lebensjahre.

Von dem berühmten Verfasser der „Geschichte von Mexico“, dem Nordamerikaner William H. Prescott, ist itzt in London eine „Geschichte der Eroberung von Peru“ in zwei Bänden erschienen, die in jeder Art vortrefflich sein soll.

Herr von Löwenstein, ein Deutscher, hat ein Werk über die bisher noch unentzifferte dritte Art der Keilschrift herausgegeben, das, nach der Behauptung des berühmten französischen Linguisten Burnouf, nicht nur einen Anfang zur Entzifferung der assyrischen Schrift macht, sondern auch die Sprache aus dem Semitischen und Koptischen erklärt. Das System der Schrift ist dasselbe, wie bei den phonetischen Hieroglyphen.

Wissenschaftliches.

Eine merkwürdige Entdeckung. In einem Steinbruche auf den kanarischen Inseln hat man unlängst das Skelet eines ungeheuern Hundes in gut erhaltenem Zustande entdeckt. Der französische Consulagent kaufte dasselbe und sandte es an das naturhistorische Museum zu Paris. Dieser Gegenstand ist von großem Interesse für die Wissenschaft, weil das Skelet nämlich jenem gigantischen Hundegeschlechte angehört, welches nach Plinius den kanarischen Inseln den Namen lieh und das seit Jahrhunderten von der Erde verschwunden ist.

Professor Belani in Venedig hat eine Vorrichtung erfunden, durch welche die Magnetnadel auf den eisernen Schiffen ganz frei von der Einwirkung des Eisens erhalten wird.

Merkwürdige Veränderung der Körperfarbe bei einer Negerin. Im verflossenen Monate kam eine Aethioperin auf das Polizei-Bureau zu Cairo in einer Prozeßangelegenheit, bei welcher Gelegenheit sie die unter dem Namen Bergo im Lande bekannte leinene Hülle ablegen mußte, welche mit Ausnahme der Augen und des Mundes, ihr das gesammte Antlitz nebst dem Halse bedeckte. Bei diesem Anlasse bemerkte man mit Erstaunen, wie die Hautfarbe dieser ehemaligen Negerin, jener der delikatesten Nordländerin gleich kam. Um diese merkwürdige Erscheinung zu constatiren, ließ der Aga den Polizei-Arzt de Rossi herbeiholen. Das 35—40 Jahre alte Frauenzimmer ist aus der Provinz Sabohii im südlichen Afrika gebürtig und mit einem leibeigenen Soldaten aus der Garde Ibrahim Pascha's verheiratet, dem sie drei Söhne geboren hatte. In den letzten zwei Jahren fing ihre Haut an, sich am ganzen Körper zu schälen, worauf an ihrer Stelle nach und nach eine Epidermis von milchweißer Farbe sich einstellte. Nur ihre gequetschte Nase, ihre vorspringenden Lippen, ihr gekraustes Haar und ihr Gesichtswinkel mahnten an ihren afrikanischen Ursprung, denn der Teint wäre eher für jenen einer Lappländerin zu halten gewesen. Da man übrigens dort Landes mit den Eingebornen nicht übermäßig zart umgeht, so ließ der Aga auf den Antrag des anwesenden Arztes den Gardesoldaten herbeirufen und bedeutete ihm in Gegenwart seiner gebleichten Ehegattin, daß, wenn diese dem Verscheiden nahe sein wird, er die Obrigkeit augenblicklich davon in Kenntniß zu setzen habe, damit die Leiche seines wackern Weibes secirt, präparirt und das Gerippe im anatomischen Museum sofort aufgestellt werden könne.

Ein Herr Clemens, Lehrer der Naturwissenschaften in der Schweiz, macht in der „Allgemeinen Zeitung“ bekannt, daß er mit dem Schwefeläther Versuche an irritabien Pflanzen angestellt und gefunden habe, daß sie durch seine Anwendung der Irritabilität auf lange Zeit beraubt wurden.

Entdeckungen und Erfindungen.

Chinesischer Häuseranstrich. Eine englische Zeitschrift spricht von einer Art Cement, das einem chinesischen Verfahren nachgemacht sein, und nicht nur der Hitze der Sonne und dem Froste, sondern auch dem Regen Trotz bieten und Jaspis, Porphir und Achat nachahmen soll. Ein Herr Leuß, in seiner Jugend selbst ein Maurer und durch allerlei Schicksale nach Südamerika, den Sandwichinseln und Canton verschlagen, der Besitzer des Geheimnisses, soll dieses Cement zubereiten, das noch überdies nicht sehr theuer ist.

Allerlei Curiosa.

Jüngst machte jemand die Bemerkung: Wenn Se. k. k. Hoheit unser allverehrter **Landeschef** Böhmen verlassen und nach Ungarn gehen sollte, dann werden die treuen Böhmen mit den heißesten Wünschen für sein Wohlergehen

A N P E S T H*)
6 7 4 3 1 2 5

denken.

Der Florentiner Poggio erzählt, Ziska, der berühmte Reformator in Böhmen, habe die guten Bissen so sehr geliebt, daß er sich von der Beute im Kriege nichts weiter vorbehalten habe, als was er im Scherz die „Spinnweben“ nannte, „die von den Dächern der Pächterwohnungen herabhingen.“ Dies waren die Schinken, Speckseiten und Würste, welche allerdings in Böhmen trefflich sind.

Die Zeitungen erzählen folgende in der Nähe von Gestyn vorgekommene Raub- und Mordgeschichte. Zu der abgelegenen Wohnung eines Waldwärters kommen eines Tages zwei Slowaken, wandernde Topfbinder und Mausefallenhändler, wie wir sie leider in großer Menge unsere Provinzen durchwandern und die Zahl der Vagabunden vermehren sehen; sie bitten dringend um ein Nachtlager, das ihnen auch vom Bewohner des Hauses auf Zureden der Frau gewährt wird. Nachdem die Fremden sich am frühen Morgen wieder entfernt, geht der Mann in den Wald und die Frau in die Stadt, nur ihren vierzehnjährigen Sohn und ihre zwölfjährige Tochter im Hause lassend. Nach kurzer Zeit kehrt jedoch Einer der Slowaken in das Haus zurück und fordert den Knaben auf, ihm zu sagen, wo der Vater sein Geld habe, und da dieser sagt, daß er das nicht wisse, droht er, ihn mit einem langen Messer zu erstechen; so bedroht, erklärt der Knabe nun, daß er wohl gelegentlich seinen Vater mit der Mutter habe davon sprechen hören, daß dieser im Keller Geld versteckt habe, wo aber, wisse er nicht. Hierauf steigt der Räuber in den Keller, doch kaum ist er die Treppe hinab, so wirft der Knabe die Fallthüre zu, verriegelt solche und belastet sie noch mit allerhand schweren Gegenständen. Dann schickt er die Schwester fort, um den Vater aufzusuchen, und bewaffnet sich, nachdem er das Haus verschlossen, mit dem Doppelgewehr des Vaters, das geladen an der Wand hängt. Das Mädchen trifft draußen den zweiten wachehaltenden Slowaken, der sie, nachdem er von ihr das im Hause Vorgefallene erfahren, ergreift und mittelst einer Drahtschlinge am nächsten Baume aufhängt und dann nach dem Hause eilt, um seinen Genossen zu befreien; da er dies jedoch verschlossen findet und den Knaben durch keine Drohung zum Oeffnen bewegen kann, sucht er durch das Fenster einzusteigen und wird von jenem, nach wiederholter Drohung, davon abzustehen, durch einen Schuß in den Kopf auf der Stelle getödtet. Vater und Mutter, bald zurückkehrend, finden das Mädchen todt, und erfahren vom Knaben das Vorgefallene. Unvorsichtig und trotz der Warnungen des Sohnes, daß der Eingesperrte mit einem großen Messer bewaffnet sei, öffnet der Vater dennoch den Keller, um den Räuber zu binden und nach der Stadt zu führen; kaum aber ist die Thür geöffnet, so stürzt sich der Topfbinder auf den Waldwärter, der im Ringen und Fallen unten zu liegen kommt, und durch einen Messerstich gefährlich verwundet wird. Jetzt würde der Verbrecher jedenfalls entkommen sein, wenn ihn nicht der Knabe mit einem Schuß aus dem zweiten Lauf des Gewehres gleichfalls todt zu Boden gestreckt hätte.

An der Schweizer Grenze hat sich ein sehr ernstes Ereigniß zugetragen. Schweizer Arbeiter, welche an der Straße von Courmels nach Saignelegier (in der Schweiz) arbeiteten, waren über die Grenze gegangen, um sich in Frankreich wohlfeileres Brod zu kaufen. Nachdem sie dies einige Mal glücklich ausgeführt, ließ die französische Zollwache auf sie Jagd machen und vier verhaften; das nahmen aber die Schweizer schlecht auf; sie zogen in der nächsten Nacht unter Anführung eines Wirths und eines Werkmeisters nach Frankreich, und befreiten durch einen Sturm-Angriff auf das Zollgebäude die Gefangenen, die sie im Triumphzuge mit sich führten.

Das „Diario di Roma“ vom 17. April meldet die Bekehrung des Sultans von Banka und Billiton, zwei Inseln, die eine Bevölkerung von 60,000 Einwohnern, meist chinesischen Ursprungs, haben. Der Sultan begab sich nach Singapore, um dort die heilige Taufe zu empfangen, und vor seiner Rückkehr bat er den dortigen katholischen Missionär, ihn zu begleiten, und seine ganze Familie, und noch außerdem fünfzehn Perso-

---

*) Es ist wohl nicht nöthig hinzuzufügen, daß diese zwei Wörtchen in der angezeigten Beziehung den Namen bilden, der jetzt in jedem böhmischen Herzen lebt.

Digitized by Google

nen, die er selbst in den Lehren des Christenthums unterrichtet hatte, zu taufen, so wie auch eine Kapelle einzusegnen, deren Erbauung für die neuen Christen seines Königreichs er beschlossen hat. Die Insel Banka, die sehr bedeutende Zinnbergwerke hat, steht unter niederländischer Oberherrschaft, hat aber stets ihre eigenen Gesetze und Gebräuche bewahrt.

Die Insel, auf welcher jetzt die Stadt New-York mit ihren 300,000 Einwohnern liegt, von der sie aber nur den dritten Theil einnimmt, verkauften 1668 die Indianer an die Holländer für 10 Hemden, 80 Paar Strümpfe, 10 Flinten, 30 Stück Blei, 30 Pfund Pulver, 30 Betten, 30 Kessel und eine messingene Schmerpfanne, und beide Theile meinten, sie hätten einen guten Handel gemacht.

Auf dem Telegraphen zwischen Bremen und Bremerhafen, der nun auch Privatnachrichten offen steht, kosten zehn Worte 21 Kr., fünfzehn Worte 32 Kreuzer. Jemand meint, es ist gut, daß seine liebe Frau nicht in Bremen wohnt: die könne ihn arm reden.

Dem Baseler Tageblatte zu Folge, befindet sich in Reiben ein Brunnen, der seit undenklichen Zeiten der Hungerbrunnen genannt wird. Dieser hat die merkwürdige Eigenschaft, daß er nur in theueren Zeiten läuft, dagegen in fruchtbaren Jahren trocken ist. Im jetzigen Jahrhundert lief er zum ersten Male 1816, dann blieb er trocken bis 1845, wo er wieder zu laufen anfing und lief bis vor etwa vier Wochen, wo seine Quellen anfingen zu versiegen. Die Reibner glauben, daß das Jahr 1847 ein fruchtbares sein werde, da der Hungerbrunnen zu laufen aufgehört habe. Möge ihr Glauben in Erfüllung gehen!

Was man in Amerika Alles werden kann. Ein Reisender zählt mehre Fälle auf, die er in New-York angetroffen: Ein ehemaliger Pfarrer aus der Pfalz hält eine Kleinkinderschule und daneben eine Schnaps- und Bierschenke in einem elenden Keller; ein anderer Schulkamerad von ihm ist Destillateur; ein sächsischer Baron ist Barbier und rasirt die Schwarzen; ein ehemaliger baierischer Lieutenant treibt einen Cigarrenhandel; ein Doktor Ludwigh aus Ungarn ist Gastwirth; ein baierischer Student malt Stubenwände und ein berliner Philosoph dreht Cigarren in der Fabrik.

In Perrache, einige Stunden von Lyon, ereignete sich kürzlich ein entsetzlicher Fall. Die Frau eines Kupferschmiedes war nach langer schmerzlicher Krankheit in eine tiefe Lethargie verfallen. Man hielt die Unglückliche für todt und legte sie in den Sarg. So blieb sie im Leichenhause unter der Hut einer alten Frau bis zum folgenden Tage. Der Mann, der sie außerordentlich geliebt hatte, wollte sie vor ihrer Beerdigung noch einmal sehen — — Entsetzliches Schauspiel! Die Scheintodte war noch einmal zum Leben gekommen, hatte sich in ihrer Verzweiflung die Spitzen der Finger abgebissen und mit den Knieen die Decke des Sarges zu lüften gesucht — nach den fürchterlichsten Leiden — wer weiß nach wie viel Stunden erst sie den Geist aufgegeben hatte! Die Wärterin war bei der vermeintlichen Leiche eingeschlafen.

In Pesth wohnt ein Geld-Negoziant, der das Geschäft en gros betreibt und stets zwei Advokaten im Solde hält, die für seine Rechnung pfänden, Wechsel protestiren u. s. w. Er pflegt außerdem bei jeder Lizitation zu erscheinen, wo er alle möglichen Effekte zusammenkauft, und sie dann den Geldbedürftigen statt baares Geld enorm theuer einrechnet. Dieser Geldsack kaufte dieser Tage auf einer Auction eine große Partie Weine, die eben Schuldenhalber öffentlich versteigert wurde. Es hatten sich wenig Lizitanten eingefunden, und er erstand den Wein um einen sehr billigen Preis. Hoch erfreut über den zu hoffenden Gewinn, erzählte er davon seinen Advokaten. — „Unglücklicher!“ rief die rechte Hand der Grünspanseele aus, „was haben Sie gethan? Dieser Wein ist ja eben für Ihre Rechnung gerichtlich versteigert worden!“

In London wetteten jüngst zwei Gentlemen, von denen einer im Rufe besonderer Körperstärke stand, um 1000 Pfd., auf die Ausführung einer seltsamen Kraftprobe. Der Starke machte sich nämlich anheischig, sich an die rechte Hand ein Gewicht von 121 Pfd. bei ausgestrecktem Arme anhängen zu lassen, und dann seinen Vor- und Zunamen mit Rothstift an die Wand zu schreiben. Es sollten auf diese Weise 25 Buchstaben geschrieben werden ohne den Arm sinken zu lassen. Neun derselben wurden glücklich ausgeführt, zum Zehnten ansetzend stürzte der Wettende plötzlich zusammen — ein Strom Blutes ergoß sich aus Mund und Nase, und die Augen traten sehr aus ihren Höhlen. Der Unglückliche hatte sich innerlich mehre Organe zersprengt, und verschied nach wenigen Minuten. Eine Gesellschaft von 53 Personen wohnte diesem schrecklichen Schauspiele bei.

In Liverpool sind unlängst mehre Buschmänner vom Orange-Fluß aus Südafrika angekommen, und werden wahrscheinlich in alle größern Städte Europas zur Schaustellung gebracht werden. Man bemerkt an ihnen eine fast gänzliche Abwesenheit aller Verstandeskräfte, so daß sie geistig so ziemlich auf gleicher Höhe mit einem Pavian stehen. Von Körper sind sie nicht größer als vier Schuh. Die Buschmänner sollen ein so scharfes Gesicht haben, daß sie von der britischen Armee im Kaffernkrieg gleichsam als Teleskope gebraucht werden. Sie erlangen diese Schärfe des Gesichts dadurch, daß sie fortwährend von einer bedeutenden Höhe nach ihrer Beute spähen, und sie erkennen alle Gegenstände ganz deutlich in einer Entfernung, in welcher der Europäer, selbst mit dem besten Auge, ohne ein Fernrohr Nichts mehr unterscheidet.

Neue Huldigungsart. Bei der Abschiedsvorstellung der Sängerin Mad. Stolz in der Pariser großen Oper, begnügte man sich nicht mehr mit Blumen, Sonneten, Kränzen u. s. w., sondern man ließ auch 3—4 Paar Tauben durch das Haus fliegen. Nächstens werden diese Tauben gebraten herumfliegen.

Die Liebhaberei an Modeblumen wächst in London immer mehr. Im April veranstaltete Herr Fortescue, der den Handel mit diesem Artikel außerordentlich in Schwung gebracht hat, eine Versteigerung, bei welcher für nicht weniger als 25,000 Pfd. Orchideen, die meist aus Borneo gekommen waren, reißend schnell abgingen. Ein Aneldium ampliatum grandiflorum ging für 7 Pfd. 10 Schill. (etwa 75 fl. C. M.) ab.

Der deutschen allgemeinen Zeitung wird aus Königsberg geschrieben: Eine Kette schauderhafter Verbrechen ist in diesen Tagen auf eine merkwürdige Veranlassung entdeckt worden. In dem bei dem Hafen Pillau gelegenen Dorf Alt-Pillau wohnte ein verwitweter Müller mit seinem unverheirateten Sohne, und eine Schaffnerin führte beiden die Wirthschaft. Vater und Sohn buhlten beide um die Gunst dieses Frauenzimmers, und der Vater hielt sich für den begünstigten Liebhaber, bis er seinen Sohn mit der Person in einem vertraulichen tête-a-tête überraschte. Von Rache darüber gespornt, fährt er nach der Kreisstadt Fischhausen und denuncirt den Sohn als Dieb; das Gericht überzeugt sich von der Wahrheit der Denunciation, der Sohn gesteht sein Verbrechen, erklärt aber zugleich, daß der Vater ein gefährlicher Dieb sei. Auch die Wahrheit dieser Aussage bestätigt sich, und der Vater gibt nun an, wie der Sohn die Mühle, die der Erstere jetzt besitzt, unter dem vorigen Inhaber in Brand gesteckt habe; das Siegel auf diese Verbrechen drückt endlich der Sohn durch sein letztes Geständniß, erzählend, wie sein Vater die eigene Frau, von der man glaubte, sie habe sich den Tod durch Erhängen gegeben, selbst aufgehängt habe. Die Verbrecher sind natürlich verhaftet.

Schach-Aufgabe Nro. 57.

Matt in vier Zügen.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 56.

Weiß.	Schwarz.
Dame von D 1 auf D 5 †	Thurm von E 6 auf E 5.
Läufer „ B 5 „ D 7 †	Thurm „ E 5 „ E 6.
Thurm „ A 8 „ F 8 †	Roß „ E 4 „ F 6.
Dame „ D 5 „ F 3 †	Dame „ B 4 „ F 4.
Bauer „ G 2 „ G 4 †	Bauer „ H 5 „ G 4 †
Dame „ F 3 „ G 4 †	Dame „ F 4 „ G 4 † und Matt.



Die Verfolgungen der Liebe.

Nach dem Französischen von Louise Herven.

Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich im Thale von Orge, einige Meilen von Juvisy, ein ziemlich schönes Schloß, dessen ausgebreitete, aber unregelmäßige Bestandtheile bis zu Ludwig des **XIII.** Zeiten reichten. Die Façade von rothen Ziegelsteinen zeigte breite Fenster und große Balkone, welche, wenn auch etwas schwerfällig, dem Schlosse doch einen imponirenden Anblick verliehen. Ein steinernes Wappen war ober dem Hauptthore, zu welchem eine Vortreppe führte, ausgehauen. Nebengebäude, Jägerhäuser, Seitenflügel, alle Arten von Wirthschaftsgebäuden blickten hinter dem Hauptgebäude hervor, so, daß das Schloß in seiner launenhaften Zusammensetzung das Ansehen eines majestätischen Schleppkleides hatte, das tausend schwimmende und schlängelnde Falten nach sich zieht. Von allen Seiten war es von einem Parke eingeschlossen, den man zur Hälfte in einen Garten verwandelt hatte, in dem, nach der Mode des Tages, zierlich gerichtete Hegebuchen, Rasenplätze, mythologische Gottheiten im Hintergrunde steifer Gebüsche, ferner Najaden und Tritone, dann niedliche Labyrinthe und Muschelgrotten in strenger Ordnung mit einander abwechselten. Neben dieser künstlich geschraubten Natur erschien die wilde, kräftige, buschige; die dichten Gehölze mit ihren langen Schatten und ihrem geheimnißvollen Dunkel bildeten den Gürtel des Gartens.

Heut zu Tage erblickt man von dem Gehölze, vom Garten und vom Schlosse nichts mehr. Der Spekulationsgeist hatte sich da aufgehalten. Dreißig schlecht gebaute Baraken mit ihren Kleefeldern sind da gemacht worden, man hatte das Goldstück in Kupferheller umgesetzt.

In jener früheren Zeit nun herrschte gegen die Hälfte des Brachmonates ein großer Tumult im Schlosse und in dessen Umgebungen. Kaum hatte die Sonne am Horizont ihre Strahlenkrone gezeigt, als eine Menge festlich geschmückter Bauern sich in den Gärten zerstreut hatte; junge Mädchen und Bursche sprangen um die Wette darin herum, golddverbrämte Diener gingen zu und ab, Spielleute stimmten ihre Instrumente, und aus den Kellern heraus bis auf die Böden hinauf hörte man nichts, als Lärm und Getöse. Dreißig Köche in weißen Schürzen waren in den Küchen mit Reiben und Stoßen beschäftigt, schrieen und fluchten weidlich dabei; jeden Augenblick kam im Schloßhofe eine Kutsche angefahren, die Jäger, in großem Staate, feuerten an den Parkthüren ihre Flinten ab, ein kichernder Trupp von Kammermädchen trippelte geschäftig in den Gängen herum, und ließ sich nicht ungern Blumen und Küsse rauben; schöne, wunderbar angezogene Damen segelten durch die Gallerien, elegante Cavaliere umschwärmten sie. Da gab's an allen Ecken und Enden nur Tanz und Gesang, galante Reden und fein lächelnde Mienen, bescheidene Vergnügungen und lärmende Freudenausbrüche, verliebte Zusammenkünfte und flüchtiges Geplauder. Die Sonne beleuchtete mit ihrer freundlichen Helle all' diese festlichen Spiele, die Bäume rauschten im reinen Aether, in dem ein sorgloser Zephyr spielte, der im Zweifel war, ob er lieber eine Krause mit seinen Flügel aufheben oder eine Rose mit seinem Athem berühren sollte.

Die Ursache von all' diesem Tumulte war die Vermälung des Fräuleins Delphine von Mancelière mit dem Herrn Vicomte Honoré von Larsac, die an dem heutigen Tage in der Schloßkapelle gefeiert werden sollte. Gegen Mittag hielten zwei sehr verschiedene Szenen zwei von den Helden dieser Geschichte von einander entfernt.

In einem einsamen Winkel des Gartens, ganz nahe an dem Walde, ging ein junger Mann in dem Hintergrunde einer Laube, wo eine Bildsäule der Leda ihre Marmorlippen den Küssen eines verliebten Schwanes überließ, auf und ab. Der junge Mann seufzte sehr tief und zerknitterte die Spitzen seiner Hemdkrause, der Hut saß ihm ganz schief auf dem Kopfe, seine Halsbinde mit langen Enden schlang sich wie ein Strick um seinen Hals, der Degen schlenkerte ihm zwi=



ichen den Beinen und hing sehr schlecht an dem Gurt befestigt; das Ganze verrieth einen unordentlichen Anzug. An seinem blassen, krampfhaft zusammengezogenen Gesichte, an seinen feuchten und leuchtenden Augen konnte man leicht einen Verliebten erkennen. Der junge Mann, welcher so auf und ab ging, bald mit dem Fuße ungeduldig auf den Rasen stampfte, bald seine bloße Stirn auf die weißen Füße der alterthümlichen Nymphe stützte, sprach zu sich selbst, wie es gewöhnlich die Art der stark verliebten Leutchen ist.

„Die Undankbare! die Treulose! mich so zu täuschen, mich so zu verrathen, zu vergessen, mich, der in sie so sterblich verliebt war. Ach! mein Vetter, der Musquetier hat es mir wohl voraus gesagt! Alle Mädchen sind leichtfertig, und gerade Delphine muß es sein, die mir davon den traurigen Beweis liefert. Aber ich will mich rächen! ich werde sie strafen! — Vor ihren Augen will ich mir das Leben nehmen," fuhr er fort, indem er dem unschuldigen Schwan einen wüthenden Faustschlag versetzte. „Doch nein, das mache ich gerade nicht! Die Coquette hätte eine zu große Freude darüber. Ich werde leben, werde allen Frauen den Hof machen, ich werde Glück machen bei den Frauen, werde andere lieben, und mich über ihre Zurücksetzung mit meinen Triumphen trösten! Ach, mein Gott! wie werde ich es nur machen, um eine Andere, als sie, zu lieben, und werden meine Lippen nicht immer nur Delphine rufen?"

Und der arme Bursche zerfloß in Thränen. Endlich zog er eine kleine Brieftasche heraus, schrieb eiligst einige Worte mit Bleistift, riß das Blatt heraus, legte es zusammen, schlich sich aus der Laube, und gab es einem Kammermädchen, mit dem Befehl, es den Händen ihrer Gebieterin, die schon ganz mit ihrer Toilette beschäftigt war, zu übergeben. Dann umarmte er das Mädchen mit einem tiefen Seufzer, und nahm heldenmüthig den Weg durch die Gitterthür des Parkes.

Mamsell Lischen war ein allerliebstes Kammerkätzchen von zwanzig Jahren; mit ihrem feurigen Blick, ihrem Stumpfnäschen, ihrem lächelnden Munde, ihrem zierlichen Wuchs und ihrem leichten Fuß schien sie ganz dazu geschaffen, eine Rolle in einer Liebesintrigue zu übernehmen. Sie sah dem schönen Edelmanne von der Seite nach, und als er hinter dem Hagebuchen verschwunden war, öffnete sie sachte das Billet und las, ohne eigentlich daran zu denken, dessen Inhalt, der also lautete:

„Meine Fräulein!

Es ist mir unmöglich, die Gefühle, die mein Herz für Sie hegt, zu vergessen; aber nach dem Treubruch, den Sie sich haben zu Schulden kommen lassen, bleibt mir nur ein Entschluß zu fassen übrig. Ich werde mich augenblicklich entfernen, und Sie in meinem ganzen Leben nie wiedersehen, wenn ich es nicht dahin bringe, Sie in dem Grade, in welchem ich Sie geliebt, zu hassen.

Gaston von Boisreger."

Mamsell Lisette fand ohne Zweifel, daß es Jammerschade wäre, einen so hübschen Burschen weggehen zu lassen; sie stürzte eilig in das Schloß, ohne die schönen Spitzen ihrer Schürze zu beachten, die an einer Buchsbaumstaude hängen geblieben waren. Der Gedanke an den Abschiedskuß verlieh ihr Atalanten's Schnellfüßigkeit.

Während diese Geschichten im Garten vor sich gingen, war Fräulein Delphine von Manceliére, mit ihrem Brautanzuge sehr beschäftigt, auf ihrem Zimmer.

Um sie herum drängte sich ein Schwarm von Fräulein, die sich gegenseitig sehr im Wege standen, und doch steif und fest glaubten, Eine der Andern Hilfe zu leisten; es waren darunter sechs Freundinen aus der Pension, eben so viele Kammermädchen und zwei oder drei alte Verwandte. Alle diese gaben ihre Meinung auf einmal, diese verlangte Stecknadeln, jene rollte Bänder zusammen; die Eine nähte eine Hafte, und die Zweite ordnete eine Haarlocke; jede sprach zur Unzeit, und Alle machten sich wichtig, ohne etwas zu thun. Fräulein Delphine konnte der Zorn vergehen. Auf den Sesseln, auf den Ruhebetten lagen Kleider, Schleier, Gürtel, Schmucksachen in so bunter Menge, daß man damit hätte zehn Bräute kleiden können. Auf der Toilette sah man nur Fächer, Aermel und Halbhandschuhe, in den geöffneten Schubläden Armbänder, Schürzer und Seidenstrümpfe, alles durcheinander geworfen. Endlich nach vierstündigen Erörterungen und vorläufigen Versuchen, war man fast so weit gekommen, sich zu verstehen, und Fräulein von Manceliére brüstete sich in einem Meer von Moire und Spitzen, in welchen tausend Diamanten blitzten, als Mamsel Lischen eintrat.

„Ich wäre der Meinung, daß hier an dieser Achsel noch eine Schleife fehlt!" sagte eine Freundin.

„Reichen Sie mir noch eine Stecknadel, ich muß hier noch diese Falte zustecken."

„Ein Schönpflästerchen an diesem Mundwinkel da, würde nicht schaden," fing wieder eine Tante an.

„Schnell ein heißes Brenneisen, um diese Flechte zu runden!" schrie ein Kammermädchen.

Fräulein Delphine stand da, roth und regungslos, und mit zornfunkelnden Augen; sie ließ sich zu Allem herbei, und drückte ihre Ungeduld nur durch ein leises Stampfen auf den mit Blumen besäeten Teppich mit der Spitze ihres Feenfußes, der in einem enganschließenden Schuhe steckte, aus. Sie war daran, ihr fünftes Paar Handschuhe zu zerreißen, als Lisette sich wie eine Schlange an die Seite ihrer Gebieterin schlich.

Als die Braut im Begriffe war, sich ein Sacktuch von der Toillete zu nehmen, sagte ihr das Kammermädchen leise in's Ohr:

„Ich habe einen Brief in der Tasche, den mir der Herr Chevalier von Boisreger übergeben hat."

„Einen Brief von meinem Vetter?"

„Hier ist er," sagte Lisette, indem sie ihn zwischen die Finger ihrer Gebieterin gleiten ließ.

„Mein Gott! was mag er nur von mir wollen? Jetzt ist gerade die Zeit, um mir zu schreiben."

„Der Herr Chevalier scheint recht unglücklich zu sein."

„Was gibt's denn da?" fragte eine Tante, eine sehr ehrwürdige Person, auf deren Nase eine Steckbrille thronte.

„Der Herr Chevalier bittet das Fräulein um einen Menuet, wie ich glaube," sagte das Kammermädchen und schlug bescheiden die Augen nieder

„Die lieben Kinder!" versetzte die Dame mit einem andächtigen Gesichte.

„Aber der Mensch ist nicht bei Sinnen," flüsterte Delphine in das Ohr ihres Kammermädchens. „Gib Acht, Gaston wird Ursache sein, daß ich vor Kummer sterbe. Bringt er mich zum Weinen, so bekomme ich rothe Augen, und meine guten Freundinen werden mich dann häßlich finden."

„Ach, das wäre schrecklich!"

„Da, befestige mir diese losgegangene Schnur. Steht mir mein Leibchen gut?"

„Zum Entzücken!"

„Wo hast du ihn gelassen, den garstigen Bösewicht?"

„Er nahm den Weg zum Gitterthor, wie wenn er weggehen wollte."

„Ach, mein Gott! ist es auch wirklich wahr?"

„Sehr wahr ... nur schien es mir, daß er sich nicht zu sehr beeilte."

„Laufe ihm schnell nach und sage ihm, er möchte augenblicklich zurückkommen ... ich will es ... Mich so zu betrüben ... mich zu beschuldigen, daß ... hier fällt mir eine Stecknadel heraus ... ich werde den Verstand darüber verlieren."

„Wenn das Fräulein ihm schreiben ... so bliebe er gewiß ..."

„Glaubst du?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Wie du willst."

Mamsell Lisette brachte ihrer Gebieterin schnell Papier und Dinte, und das Fräulein kritzelte in der Eile einige Worte darauf.

„Was gibt's?" murmelte die brillentragende Tante, die eine sehr neugierige Person war.

Digitized by Google

„Es ist die Antwort auf die Bitte des Herrn Chevalier," antwortete das Mädchen mit einem unbefangenen Lächeln. „Das Fräulein hat ihm einen Menuet und eine Allemande zugesagt."

Fräulein von Mancelière legte das Papier zusammen.

„Jetzt laufe und komme gleich zurück," sagte sie, „und vergesse besonders nicht, ihm zu sagen, daß er ein Undankbarer ist und daß ich ihm nur nach dem Balle verzeihen werde."

Lischen entschlüpfte hurtig; aber unterwegs, als sie so lief, fand sie doch Zeit, einen Blick in das Billet zu werfen. Es bestand nur aus vier Zeilen:

„Aus Ihrem Billet konnte ich nichts entnehmen, außer, daß Sie ein Undankbarer sind, den man hassen sollte und doch von ganzer Seele lieb hat. Sie sprechen vom Weggehen; Sie würden aber nirgends ein so schönes Schloß finden, als das, worin Ihnen Ihre Cousine zu bleiben befiehlt. Den ersten Menuet tanzen wir mit einander, und dann fordere ich Sie auf, mich noch ferner zu verabscheuen.

Delphine."

Lisette vollbrachte ihre Sendung mit so viel Eifer, daß sie bei dem Gitterthore athemlos ankam. Sobald sie Gaston, der verrätherischer Weise hinter einer Haselstaude versteckt war, erblickt hatte, machte er Anstalten zum Uebergange auf die Landstraße, sie rief ihn, und er stand plötzlich still.

Nachdem der Chevalier das Billet gelesen, steckte er es in die Tasche.

„Deine Gebieterin ist ein Muster von Treulosigkeit," sagte er der Schürzen-Gesandtin; „sie macht sich über mich lustig; ich will ihr jedoch beweisen, daß ich Muth habe. Ich will bleiben, um sie zu beschämen."

Als Gaston in das Schloß zurück kam, hatte Delphine ihre endlose Toilette beendigt. Sie war in ihrem bräutlichen Anzuge entzückend schön, Alles um sie herum war bezaubert von ihr, und das schöne Kind ging aus einem Saale in den andern und vertheilte an ihre Gespielinen ihr Lächeln und ihre Liebkosungen, so wie eine Blume ihre Wohlgerüche spendet. Gaston blieb in einem Winkel ganz geblendet und verwirrt stehen. Sie warf ihm im Vorübergehen einen Blick des Einverständnisses zu, und als die Gesellschaft sich in den Gärten zerstreut hatte, lief sie auf ihn zu und zog ihn in eine Laube.

„Ob Sie denn wissen, mein Herr! daß ich auf Sie recht böse zu sein das Recht habe? Alle Welt ist gekommen, um mir Glück zu wünschen, nur Sie allein haben sich nicht die Mühe gegeben, in mein Zimmer zu kommen. — Nun, wie finden Sie mich?"

„Zu schön!" sagte der Chevalier mit einem langen Seufzer.

„Mit welchem Gesichte Sie mir das sagen! Man sollte glauben, daß es Ihnen nicht lieb ist. Verabscheuen Sie mich vielleicht schon?

„O nein," versetzte Gaston. „Sie sind es vielleicht, die mich nicht mehr liebt."

„Sie sind recht gut vom Gegentheil überzeugt."

„Und doch heiraten Sie Herrn von Larsac!"

„Freilich, er ist so gut gegen mich!"

„Aber wenn Sie seine Frau sein werden, so wird diese Liebe aufhören."

„Und warum?"

Bei diesen Worten blickte Delphine den Chevalier mit ihren großen schwarzen Augen an, in denen die reinste Zärtlichkeit und Unschuld leuchtete.

Gaston stammelte; dieses „Warum" hatte ihn in Verlegenheit gesetzt, er wußte nichts darauf zu sagen, als zwei oder drei Personen dieses Gespräch, welches sehr verwickelt zu werden anfing, zu unterbrechen kamen.

Unterdessen rief die Glocke zu der Trauungsceremonie, der Zug setzte sich in Bewegung und ging in die Kapelle, wo ein Vicär des Erzbischofs von Paris die Brautleute erwartete. Nun erschien der Vicomte von Larsac. Es war ein alter Cavalier aus dem Zeitalter Ludwig des **XIV.**, seine kahle Stirn hatte er unter einer großen blonden Perücke versteckt, deren wellenartige Locken auf sein Kleid herab fielen. Der Orden des heiligen Geistes glänzte auf seiner Brust, auf seinem Gesichte war die lebhafteste Freude sichtbar, und unter seinen dichten Augenbrauen blickte er liebevoll auf seine junge Gefährtin, die an seiner Seite wie eine weiße Vestalin einherschritt.

Des alten Edelmannes ganze Person hatte etwas Würdevolles, das dem größten Wildfange Achtung einflößen mußte. Seine Würde, wenngleich etwas steif und abgemessen, bildete einen glücklichen Contrast mit der leichtfertigen Art, welche durch die Regentschaft in die Mode gekommen war, und die jungen Männer fühlten sich bei aller ihrer Frivolität von Ehrfurcht durchdrungen, als sie um den Vicomte eine Gruppe alter Edelleute sich drängen sahen, die im Dienste des verstorbenen Königs grau geworden, stolz und ruhig dastanden, wie lebende Denkmähler einer schon vergessenen Zeit.

Als der Priester an Delphinens Finger den symbolischen Ring steckte, wurde Gaston leichenblaß, seine Kniee wankten, und er mußte sich an einen Pfeiler der Kanzel lehnen, um nicht zu fallen.

Der Zug kam mit großer Feierlichkeit in die Gemächer zurück, und Jeder beeilte sich nun, den Neuvermählten Glück zu wünschen. Gaston zog sich in einen Winkel zurück; einige Edelleute sprachen lachend mit einander, nicht weit von dem Platze, wo er stand.

„Nur eine Naive kann diesen Einfall haben," sagte Einer von ihnen.

Gaston blickte auf und spitzte die Ohren.

„Man muß gestehen, daß das ein spaßiger Hochzeitskorb ist," meinte ein Anderer.

„Man sage jetzt noch, daß diese Neulinge nicht die Zukunft vor Augen haben!" schrie ein Dritter.

„Man glaubt, daß diese kleinen Mädchen an nichts denken, und die ... die denken an Alles ..."

„Auch an das Unmögliche!" fing man etwas weiter wieder an.

„Selbst an das Unmögliche!"

„Ah! Es gibt kein Wunder, das man von so schönen Augen nicht erwarten könnte!"

Und nun folgte ein endloses Gezischel und Geflüster.

Einer der Wildfänge bemerkte Gaston, der in seiner Ecke in tiefe Melancholie versunken stand.

„Kommen Sie doch her," sagte Einer von Ihnen; „und wenn Sie traurig sind, so werden wir Sie gewiß zum Lachen bringen."

„Ob Sie denn wissen, Chevalier!" fragte ein Nachbar, „was für ein Hochzeitsgeschenk Ihre Cousine vom Vicomte von Larsac verlangt hat?"

„Nein, durchaus nicht."

„Potztausend! ich wette meinen Brandfuchs gegen einen Postklepper, daß Sie es nie errathen werden!"

„Freilich, man müßte eine reine Jungfrau sein, um so etwas zu errathen!" sagte ein Chevaurleger.

„Nun, so sprechen Sie doch!" rief der Chevalier, der wie auf Nadeln stand.

„Sie sollen also wissen," unterbrach ihn hier ein Anderer, „daß Ihre Cousine als Heiratskorb eine ... das werden Sie wohl nie errathen?"

„Nein, Tausendmal nein!

„Eine Wiege ..."

„Eine Wiege?!" wiederholte der Edelmann.

Bei diesen Worten brach Alles in ein lautes Lachen aus; Gaston ahmte der Gesellschaft mit halbem Munde nach, aber er hätte Alles auf der Welt hergegeben, einen Vorwand zu haben, um mit einem dieser Schwätzer einen Streit anfangen zu können.

Zuletzt konnte er's nimmermehr aushalten, und schlich sich davon. Seine Cousine vermißte ihn, und da sie sich entsetzlich durch die Complimente, die um sie summten, gelangweilt fühlte, entschlüpfte sie heimlich, und fand Gaston, wie er gleich einem Dieb um das Brautgemach herum schlich, die Thüren zu öffnen versuchte und durch die

Digitized by Google

Schlüssellöcher guckte. Die Wiege lag ihm im Kopfe und verwirrte seine Gedanken.

„Ah! Sie sind ertappt!“ sagte sie, indem sie sich auf den Fußspitzen herbeischlich.

Gaston fuhr zusammen.

„Sie haben gewiß große Lust, meine Zimmer anzusehen?“ fuhr sie fort.

„Ja freilich, und wenn Sie wollen ...“

„Stille!“ flüsterte sie, und legte dabei mit zauberischem Lächeln ihren Finger auf ihre Lippen. „Meine Tante hat es mir verboten; es scheint, daß es vor Abend nicht geöffnet werden soll. Aber sie wird nichts davon wissen; folgen Sie mir.“

Und sie faßte Gaston wie ein Schulmädchen an der Hand, und führte ihn durch einen Gang bis zu einem kleinen Kabinet, von dem sie den Schlüssel hatte.

Beide gelangten ganz geräuschlos hinein, und gingen in das Zimmer. Jungfer Lischen, die ihrer Gebieterin wie ein Schatten folgte, wurde beauftragt, Wache zu stehen.

„Sehen Sie sich einmal um,“ sagte Frau von Larsac zu ihrem Vetter, und stellte sich in die Mitte des Zimmers; „ist das nicht alles nach dem besten Geschmacke?“

Und nun ließ sie ihn die eingelegten Möbel, die bunten Teppiche, die Seidenüberzüge, die Malereien, das Himmelbett, die reichen Verzierungen sehen. Bei Allem, was sie ihm zeigte, antwortete Gaston mit großer Zerstreutheit:

„Es ist prachtvoll, ausgezeichnet, wunderschön!“

Aber seine Gedanken waren anderswo, und seine Augen schweiften suchend in allen Winkeln herum.

„Was fehlt Ihnen? Sie sind verdrießlich und scheinen Alles abscheulich zu finden!“

„Haben Sie nicht noch etwas anderes?“ fragte Gaston in großer Aufregung.

„Was soll ich denn haben?“ fragte seine Cousine, und wendete das Köpfchen nach allen Seiten.

„Ich weiß wirklich nicht ... man hat mir von einem Möbel gesprochen ...“

„Von meinem Hochzeitskorb vielleicht?“

„Eben von dem.“

„Sehen Sie sich ihn an.“

Und Gaston bei dem Arme ziehend, führte sie ihn hinter das Bett, und zeigte ihm dort eine schöne kleine Wiege, rosa und weiß, aus Spitzen und Atlas gemacht.

Gaston stützte sich an eine Säule des Himmelbettes; eine Thräne benetzte seine Augenlieder.

„Nun, ist sie nicht recht hübsch? Was für ein allerliebstes Nest!“

Ein leichter Schauer überlief den Chevalier. Der Ausruf seiner Cousine hatte einen süßen, aber traurigen Gedanken erweckt; ein anderes Bild gesellte sich zu jenem der allerliebsten Wiege. Er betrachtete Delphinen, die, ganz ihrer naiven Freude hingegeben, sich entzückt über die Wiege bog und darin mit ihrem Hauche ein unsichtbares Wesen zu liebkosen schien.

„Sie haben es denn wirklich selbst verlangt?“ fragte Gaston.

„Freilich!“

„Und warum?“

Jetzt war es an Delphinen, verlegen zu sein. Eine himmlische Röthe breitete sich über ihr schönes Antlitz, ohne daß sie die Ursache kannte. Kein Wort kam über ihre Lippen. Da trat eben zur rechten Zeit das Kammermädchen eilig in's Zimmer.

„Retten Sie sich,“ sagte sie, „man kommt!“

Im selben Augenblicke hörte man einen kleinen trockenen Husten an der Eingangsthür. Lisette hatte in ihrer Hast jene des Kabinets geschlossen, zu welchem der Schlüssel von außen stecken geblieben war. Man hörte schon die Tante rufen.

„Mein Gott! was fangen wir an?“ flüsterte die zitternde Delphine, und warf einen halb fragenden, halb bittenden Blick auf Gaston.

„Lieber setze ich mein Leben auf das Spiel, als Ihren Ruf und Ihre Ruhe!“ antwortete ihr Gaston; und nachdem er seine Lippen auf die schöne zu ihm gebeugte Stirn gedrückt hatte, war er mit einem Sprunge am Fenster, öffnete es — und schwang sich hinaus.

Delphine schrie laut auf und fiel halb ohnmächtig auf einen Sessel. Sie war leichenblaß und hatte beide Hände auf ihr Herz gedrückt, wohin Gaston's Kuß endlich Eingang gefunden hatte.

„Ist er todt?“ fragte sie leise mit bebender Stimme.

„Nein, Madame!“ erwiederte eben so leise Lischen, die sich über den Balkon vorbeugte und den Chevalier betrachtete, der leichtfüßig durch den Garten lief.

Ueber das Schicksal des Flüchtlings beruhigt, ging die Soubrette zu der Thür und öffnete.

„Mein Gott! was machst du hier, Nichte?“ fragte die Tante. „Seit einer Viertelstunde haben wir dich überall gesucht.“

„Der Kopfputz der gnädigen Frau war los gegangen und ich war so eben beschäftigt ihn in Ordnung zu bringen;“ dabei steckte sie ihre Finger in das Haar ihrer Gebieterin.

„Deßwegen braucht man sich nicht einzusperren; und dann glaubte ich in dem Augenblicke, als ich klopfte, einen Schrei zu hören.“

„Ach! das war, als ich sie ungeschickter Weise mit einer starken Nadel stach.“

„Hast du nicht deinen Vetter gesehen, meine liebe Nichte? Man weiß nicht, was aus ihm geworden!“ versetzte die Tante.

„Aber da unten läuft er ja zwischen den Leuten; der Wildfang!“ sagte Lischen, indem sie mit den Achseln zuckte.

Die Tante richtete ihre Brille und trat auf den Balkon; es waren dreißig Fuß zwischen dem Boden und dem Vorsprunge. Da die gute Dame von Geburt an sehr häßlich war, so hatte nie Jemand so einen Sprung wegen ihr gewagt; hatte sie also gleich einigen Argwohn über die Orthodoxie des tête à tête der Frau von Larsac mit Jungfer Lischen gehabt, so gab sie ihn auf, als sie die Höhe des Balkons gemessen hatte. Für diesmal ganz beruhigt, umarmte sie freundlich ihre Nichte, die keinen Tropfen Blut in den Adern hatte.

Nach dem Balle schlug endlich die Stunde des Schlafengehens für die Vermälte. Der Zug, aus allen nur erdenklichen Verwandten zusammengesetzt, bewegte sich mit großem Pompe aus dem Ballsaale. Der würdige Vicomte hatte seiner jungen Gattin den Arm gereicht. Die ganze Feierlichkeit ging mit einem so tiefen Ernst vor sich, daß man sie für eine Vorstellung bei Hofe hätte halten können.

Gaston wohnte dieser hochzeitlichen Ceremonie nicht bei; denn, da er nicht hinlänglichen Muth bei sich verspürte, ein gleichgiltiges Benehmen zu heucheln, so hatte er sich entfernt und sich im Garten versteckt.

Als der Zug um die Thür des Brautgemachs gekommen war, grüßte die begleitende Gruppe die Neuvermälten und entfernte sich. Jetzt kam die Reihe an den Vicomte; während dem die Damen aus Delphinens Verwandtschaft sie ihres Putzes entledigten, näherte sich ihr der alte Edelmann, faßte die Hand seiner Frau, führte sie an seine Lippen, verbeugte sich, und entfernte sich so majestätisch, wie es nur ein von dem großen König sich beurlaubender Gesandte hätte machen können.

Eine Viertelstunde darauf befand sich Delphine ganz allein in ihrem Schlafgemache. Die Trauung, der Ball, der Tanz, und, man muß es wohl auch gestehen, der Kuß ihres Cousins hatten Delphinen eine große Aufregung verursacht. Sie warf einen Pudermantel um, öffnete zur Hälfte das Fenster, und lehnte sich auf den Balkon heraus.

Die Nacht war heiter; eine nebelartige Helle schwebte über dem Gefilde, dessen dunkles Grün, leise rauschend, Wogen schlug. Der abnehmende Halbmond glänzte, wie die überbogene Klinge eines Säbels, und sein silbernes Licht verwandelte den harmonisch plätschernden, auf- und niedersteigenden Wasserstrahl der Springbrunnen in diamantene Garben. Erfrischender Geruch vom abgemähten Grase stieg aus den Feldern empor, und die aromatischen Wohlgerüche der tausend von

dem Thau der Sommernacht benetzten Pflanzen verbreiteten ihren Balsam in den durchsichtigen Aether.

Wie eine weiße Statue neigte sich Delphine herab; ihre Blicke und ihre traumartigen Gedanken irrten in den Fernen umher, ihr Herz war in dunkeln Ahnungen, in undeutlichen Erinnerungen und unbestimmten Wünschen verloren. Der Traum der Liebe schwebte wie ein blasser flüchtiger Schatten in ihrer Seele, sie horchte, ohne zu hören, den vermischten Tönen zu, die der Hauch des Abendwindes erregte; tausend Wünsche, mit dem Schleier der Ungewißheit bedeckt, hatten ihr Herz wie eine plötzlich erwachte Brut junger Vögel bewegt.

Wie das Wetterleuchten in heißen Nächten plötzlich das Gefilde erhellt, so hatte Gaston's kühner Sprung, den er ihretwegen gewagt, ihr ein Geheimniß offenbart, das bisher im tiefsten Dunkel geschlummert hatte. Sie erhob eben den feuchten Blick zum Monde, den Beschützer der Liebesträume, da machte sie ein leises Geräusch in ihrer Nähe erbeben. Ihr Name, von einem Seufzer begleitet, berührte ihr Ohr, sie bog den Kopf vorwärts und erblickte auf dem dichtbelaubtesten der Kastanienbäume Gaston's Gesicht. Am vorigen Tage hätte das flatterhafte Kind diese Erscheinung mit lautem Lachen begrüßt; heute fühlte sie, wie ihr das Blut bis an die Stirne stieg, wie sie bei seinem Anblick bis in das Innerste ihres Herzens erbebte.

„Gaston!“ sagte sie, mit einer so sanften Stimme, daß die Nachtigall, welche unter einer Jasminlaube flötete, darüber hätte eifersüchtig werden können.

„Delphine!“ antwortete ihr Cousin, „sind Sie es wirklich? sind Sie allein?“

„Ja, ganz allein!“

„Wie, und der Vicomte von Larsac?“

„Nachdem er mir die Hand geküßt hatte, machte er mir eine gravitätische Verbeugung und entfernte sich.“

Gaston sog diese Worte mehr ein, als er sie hörte. Trunken vor Freude, schwang er sich auf den Ast, an dem er sich früher gehalten hatte.

„Mein Gott! Sie werden sich ja tödten!“ schrie Delphine.

„Es ist unmöglich! Sie sind allein! es scheint mir, als wenn ich in den Lüften schwebte!“

„Aber verhalten Sie sich hübsch ruhig und sprechen Sie vor allem andern ganz leise; wenn man Sie so hörte ...“

Ein seltsamer Umstand! Warum fürchtete sie sich, überrascht zu werden? Gestern noch hätte sie ohne Furcht des Nachts auf ihrem Balkone geplaudert, und es unbefangen am Morgen gestanden.

„Alles schläft,“ versetzte Gaston; „selbst der alte Vicomt, Ihr abscheulicher Mann!“

„Wie können Sie nur so von dem würdigen Edelmanne reden?“

„Ich verabscheue ihn!“

„Ihn verabscheuen? Was hat er Ihnen gethan?“

„Er hat Sie geheirathet!

„Hätten Sie nicht dasselbe gethan?“ fragte sie mit naiver Koquetterie.

„Grausame! Sie bringen mich zur Verzweiflung, wenn Sie mich an eine Glückseligkeit erinnern, auf die ich lange gehofft, und die ich nicht erlangen konnte. Ach, Sie haben mich nie geliebt!“

„Sie werden unwahr; habe ich Ihnen nicht genug Beweise vom Gegentheile gegeben?“

„Wenn Sie mich geliebt hätten, würden Sie sich mit dem Vicomte vermält haben?“

„Und warum nicht? Hätte ich es für unrecht gehalten, würde ich es nicht gethan haben. Habe ich denn nicht heirathen sollen, und wissen Sie einen bessern, einen vollkommeneren Edelmann, als den Vicomte von Larsac?“

„Er könnte Ihr Großvater sein!“

„Ach! das ist wahr, daß er etwas zu alt ist, um mit mir im Garten herum zu laufen oder um mich zu schaukeln, aber Sie sind ja hier, um seine Stelle zu ersetzen!“

„Sie lieben mich also noch immer?“

„Immer!“ antwortete sie, wie ein Echo.

Während dem sie plauderten, war Gaston auf dem starken Aste, dessen äußerste Spitze sich auf dem Geländer des Balkons wiegte, nach und nach vorgerückt.

Bei dem letzten Worte seiner Cousine machte er eine Bewegung, und der Ast, mit einer ungewöhnlichen Bürde beladen, bog sich.

„Ah!“ schrie das schöne Kind ganz erschrocken.

„Wenn ich mich nun hinauf schwänge?“ sagte der junge Mann, sich halb aufrichtend; eine Klafter trennte ihn vom Balkone.

„Thun Sie es ja nicht!“

„Ich bitte Sie darum!“

„Ich verbitte es Ihnen!“

„Einen Sprung, und ich liege zu Ihren Füßen!“

„Oder auf der Erde!“

„Dann werden Sie mich beweinen!“

Gaston stützte den Fuß auf den Ast, und suchte mit der Hand einen Zweig, um sich in die Höhe zu schwingen;

„Um Gotteswillen! ...“ flüsterte Delphine, vor Angst zitternd und mit gefalteten Händen.

„Bist du es, meine Nichte! die ich sprechen höre?“ fragte plötzlich eine meckernde Stimme.

Delphine fuhr zusammen; Gaston legte sich der Länge nach auf den biegsamen Ast, und hinter den halb aufgemachten Vorhängen erschien der Kopf der Alten, in eine tief garnirte große Haube gehüllt.

„Bist du es wirklich?“ fragte sie noch einmal und wendete dabei ihre rabenschnabelartige Nase gegen den Balkon.

„Ja, Tante!“ entgegnete Delphine, halb todt vor Schrecken.

„Mit wem sprichst du, jetzt, um diese Zeit? — Bist du vielleicht unwohl?“

„Nicht doch, liebe Tante! es war mir aber in meinem großen Himmelbette so warm, daß ich mich an das Fenster gestellt habe, um die frische Luft einzuathmen.“

„Es schien mir, als ob du mit Jemandem sprächest.“

„Ja, ich habe wirklich gesprochen.“

„Mit wem denn?“

„Ach! mein Gott! mit Lischen; meine kleine Hündin Miß Love ist mir diesen Abend davongelaufen ... Ich glaubte sie da unten laufen zu sehen ... und habe Lisetten gerufen, um sie holen zu lassen, damit sie nicht verloren ginge.“

Delphine stotterte sehr stark, als sie diese Fabel improvisirte, aber die Tante ließ sich nicht beifallen, in ihre Worte Zweifel zu setzen; sie schmählte noch auf die Hunde, welche in der Nacht herumlaufen, und auf die jungen Mädchen, die in der Nacht zu plaudern Lust haben, und ermahnte ihre Nichte, sich recht schnell wieder in's Bett zu legen.

„Ja, Tante!“ antwortete die Nichte mit einem Seufzer, ging, nachdem sie noch einen letzten Blick auf den Kastanienast geworfen, auf ihr Zimmer und schloß das Fenster.

Gaston verwünschte aus tiefster Seele tausendmal die Tanten, welche Liebesabenteuer nur zu stören wissen; dann, als er sah, daß der Balkon leer blieb, ließ er sich endlich auf die Erde herabgleiten und verschwand in den Gartengehölzen.

Aber mit dem Schatten der Nacht waren auch die nächtlichen Träume verschwunden. Der frische Odem des Morgens hatte auf seinen feuchten Flügeln die glühenden Träume entführt, und als Gaston seine Cousine wieder sah, hatte sich die lächelnde zärtliche Delphine mit dem würdevollen Benehmen der Vicomtesse von Larsac bekleidet. Dieses würdevolle Benehmen war freilich noch etwas kindisch; aber es war nicht mehr nöthig, um einen Liebenden einzuschüchtern, der nur im Finstern kühn zu sein vermochte, und dessen unerfahrener Geist leicht ein Seidenband für eine unübersteigliche Schranke hielt. Delphine grüßte ihn majestätisch, und als sie allein waren, und Gaston furchtsam versuchte, den abgebrochenen Faden ihrer nächtlichen Unterhaltung wieder anzuknüpfen, unterbrach sie ihn mit dem Bedeuten, daß seine gestrige Unvorsichtigkeit sie dazu gebracht hätte, eine große Lüge zu sagen, was eine garstige Sünde wäre, und daß sie sich nicht um ihre

Digitized by Google

dereinstige Seligkeit bringen lassen wolle, um alle seine Launen zu befriedigen. Gaston wurde darüber ganz verdutzt, und entfernte sich mit der vollkommenen Ueberzeugung, daß die Nichten bei Tage nicht mehr werth seien, als die Tanten bei der Nacht.

Es wurde aber noch ärger, als Gaston einige Augenblicke mit seinem Vetter, dem Musquetier, gesprochen hatte. Dieser Vetter, welchen man den Grafen Cesar von Précerbin nannte, hatte geflissentlich Paris verlassen, um an den Festlichkeiten, die auf des Fräulein von Mancelière's Hochzeit folgen sollten, Theil zu nehmen. Das Regiment der grauen Musquetiere hatte keinen furchtbareren Lieutenant; es gab in der Vorstadt Saint Honoré keine Grisette, der er's nicht angethan hätte. Ging er über die Straße, mit dem Hute auf einem Ohre, mit fliegender Brustkrause, und seinen Degen, der auf dem Straßenpflaster nachklapperte, an der Seite, so war er unwiderstehlich, und kurz: der Don Juan seines Regiments. Uebrigens war es der beste Bursche, den man sich nur denken konnte, sein Degen und seine Börse standen seinen Freunden immer zu Diensten; aber, da es leichter war, jenen zu ziehen, als diese zu füllen, so gab er immer mehr von dem Eisen, als von dem Silber. Der Chevalier versäumte nicht eine so schöne Gelegenheit, sich in der Kunst der Galanterie belehren zu lassen. Der Musquetier nahm also seine anvertrauten Geheimnisse zum Texte, um über diesen Gegenstand seine Theorien zu entwickeln. Dieser Lehr-Cours der Moral, den Cesar in allen Gäßchen des Palais-Royal zusammengelesen hatte, erbaute den Chevalier, und aus ihrer Conferenz entstand der Schluß, daß er, Gaston nämlich, ein Thor sei, und Delphine eine Coquette; daß alle Frauenzimmer für nichts stehen, und daß er, Cesar von Précerbin, es über sich nehmen werde, seinem Vetter zu zeigen, wie man die Herzen erobere, auf die Weise des Marschall von Berwick, der, ohne sich auf lange Belagerungen einzulassen, die Städte mit Sturm einnahm.



„Spreche mir nicht von der Seelenreinheit der Frau von Larsac, ich glaube nicht an die Seelenreinheit. Eva, welche keine intime Freundin hatte, traf sehr gut den Apfel von selbst abzupflücken. Deine Cousine hat den Vicomte von Larsac geheiratet, weil er reich ist, und sie hat einen alten Mann gewählt, um ihn leichter betrügen zu können. Sie hat sich vorgenommen, ihn in der Wirklichkeit die Rolle eines Lustspiel-Vormunds spielen zu lassen. Du hattest ein schönes Spiel, ihre Liebe zu erringen, du bist aber ein Ungeschickter; hebe dich von hinnen und überlasse mir deinen Platz!“

Gaston zitterte über die Kühnheit dieser fürchterlichen Grundsätze; aber ohne daß er es wußte, schlichen sie sich in seine Seele ein, und zerstörten darin unmerklich das Vertrauen und den Glauben. Frau von Larsac behandelte ihn mit Ehrfurcht gebietender Würde, und schien dabei einen großen Gefallen an der Gesellschaft des Herrn Précerbin zu finden, über dessen tolle Einfälle sie lachen mußte. Wüthend und verzweifelnd stürzte er sich blindlings in die Heldenbahn der Galanterie, um seiner Cousine deutlich zu beweisen, daß er nicht der Mann sei, der mit sich spielen lasse. Mit einem furchtbaren Muthe griff er zuerst die Frau eines pariser Parlamentrathes an, der in der Nachbarschaft wohnte. Die Dame, welche neun und zwanzig Jahre angab, und zwei und vierzig zählte, hatte schon seit lange nicht so ein Fest gehabt. Die verliebten Blicke des Chevalier hatten sie in Feuer und Flamme gesetzt, und sie ließ es ihn gut merken. Delphine, welche die Reden des Musquetiers sehr zu unterhalten schienen, beobachtete dieses Manöver heimlich, und fühlte darüber einen außerordentlichen Verdruß. Der unglückliche Gaston, zwischen den verschmähenden Mienen Delphinens und der Zuneigung der Parlaments-Räthin eingeklemmt, verlor darüber den Kopf. Cesar's Glückwünsche brachten ihn vollends zur Verzweiflung, und als ihm die Räthin eines Abends zu verstehen gegeben, daß sie gegen Mitternacht bei einem gewissen Gartenhause spazieren gehen werde, ergriff er die Flucht.

Während ihn sein Reisewagen nach seinem Landsitze Boisrogers tief in der Normandie führte, durchging er im Geiste das Benehmen seiner Cousine, und wiederholte sich täglich tausendmal, daß er sie verabscheue und doch nicht umhin könne, in sie wie ein Narr verliebt zu sein.

Seine Abreise hatte im Schlosse großes Aufsehen gemacht.

Fünf oder sechs Tage darauf sah eine Gesellschaft von Offizieren, die im Gasthause ein lärmendes Abendmahl einnahmen, den Herrn von Précerbin ganz bestaubt, gestiefelt und gespornt eintreten. Da er sich gerühmt hatte, das Herz der Neuvermälten erobern zu wollen, und mit wehleidiger Miene erschien, so überhäufte man ihn mit Spöttereien; er antwortete wie ein Mann, der genug Siege errungen, um eine Niederlage gestehen zu können. Aber als man in ihn drang, die Ursache seines Unsterns zu entdecken, sagte er mürrisch:

„Meine Herren! ein Musquetier schlägt sich nicht mit einem Kinde!“ —

Lassen wir jedoch die Gesellschaft bei Tische und kehren wir in das Schloß zurück, wo Frau von Larsac nach Schmetterlingen jagt, und der Vicomte seine Feldzüge erzählt. Ehe wir mit unserer Geschichte fortfahren, ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, die Ursachen anzugeben, welche die Heirat des jungen Mädchens mit dem Greise zu Stande gebracht hatten.

Als sich eines Tages Herr von Larsac auf eines seiner Güter in Périgord begab, brach sein Wagen vor einem an den Ufern der Orge gelegenen Schlosse. Ein Hausverwalter kam gleich mit mehreren Dienern herbei und bot ihm im Namen seiner Gebieterin die Gastfreundschaft an.

„Danken Sie Ihrer Gebieterin in meinem Namen; diesem Unfalle wird bald abgeholfen sein!“ sagte Herr von Larsac.

„Nicht doch,“ unterbrach ihn der Verwalter; ich kann Ihren Dank der Frau von Mancelière nicht ausrichten, weil sie nicht weiß, daß ich Ihnen ein Zimmer bei ihr angetragen habe; aber sie würde mir es nie vergeben, wenn ich zuließe, daß Sie auf der Landstraße bleiben, da doch ihr Schloß in der Nachbarschaft ist.“

Diese Antwort setzte den Edelmann in Verwunderung, und begierig, eine Dame kennen zu lernen, deren Diener so höflich waren, nahm er die Einladung an.

Frau von Mancelière empfing ihn in einem großen Gemache, welchem die Gegenwart eines jungen Mädchens und einer Menge Blumen ein heiteres Aussehen verlieh. Er war von der zuvorkommenden und einfachen Art, mit der man ihn empfing, und von der zärtlichen Sorgfalt, mit der die alte Dame das Kind behandelte, gerührt. Das junge Mädchen sah fröhlich und muthwillig aus, und ihr Frohsinn verbreitete Leben in dem großen, etwas kalten und zerstörtem Schlosse.

Als der Wagen wieder in guten Stand gesetzt war, dachte der Reisende nicht an das Weggehen; man stellte die Kutsche in die Remise und vergaß darauf. Der Edelmann hatte sich das ganze Zutrauen der Burgfrau erworben, und als sie eines Tages in einer Lindenallee auf und ab gingen, und das Kind die Blumenbeete verwüstete, vertraute sie ihm ihre Befürchtungen. Sie betrafen blos Delphinens Zukunft. Sie, als die Tochter eines Cavalerie-Obersten, der im Kampfe für's Vaterland um's Leben gekommen war, hatte als Erb-

Digitized by Google

theil nur einen ehrenvollen Namen, ihre Unschuld und ihre Schönheit. Ihr Tante, die Frau von Mancelière hatte sie zu sich genommen; aber das Schloß, welches sie beide bewohnten, sollte nach dem Tode der alten Dame einem Nonnenkloster zufallen. Die gute Dame sparte und knickerte an ihren Einkünften so viel als möglich, um für ihre Nichte eine Aussteuer zu sammeln, damit diese in ein Kloster eintreten könnte, wenn ihre Tante nicht mehr da wäre, um ihr als Stütze zu dienen.

„Aber warum könnten Sie denn mit dieser Aussteuer sie nicht verheiraten?“ fragte der alte Herr.

„Diese Aussteuer wird hinreichen, um in ein Kloster zu gehen; aber für eine Haushaltung wäre sie zu gering. Was Gott genügt, genügt nicht den Menschen!“

Herr von Larsac kehrte die Augen nach der Seite des Gartens, wo Delphine sang; ihr Gesicht war von einem Strohhute beschattet und ihre Arme bloß; sie besah sich in einem Brunnen. Es kam ihm vor, daß es sehr schade wäre, diese lebensfrohe Blume, die dem Lichte zulächelte, in dem eisigen Dunkel eines Klosters hinsterben zu lassen.

„Wenn ich Sie um die Hand Ihrer Nichte bitten möchte, würden Sie mir sie gewähren?“ sagte er zu der Dame, welcher der Kummer einen Seufzer entriß.

Frau von Mancelière fuhr zusammen und erhob die Augen. Der Vicomte nahm sanft ihre Hand in die seinige.

„Meine etwas rasche Frage wundert Sie; aber ich wünsche schon seit langer Zeit mich zu vermählen, um mein Vermögen Menschen zu hinterlassen, die ich liebe und die meine Liebe mir vergelten. In meinem Alter ist dieses nicht so leicht. Jetzt habe ich die Gelegenheit, und Sie werden nicht so grausam sein, mir selbe zu entreißen. Ihre liebenswürdige Nichte wird für mich mehr Freundin als Gattin sein, mehr Tochter als Freundin. Wenn ich sterbe, so wird sie wenigstens ein Vermögen haben, ihrer Schönheit würdig, und welches ihr erlauben wird, den Rang in der Welt, der ihr gebührt, zu behaupten. Sie sehen also wohl ein, daß durch diese Heirat ein doppeltes Glück begründet wird, das meinige in der Gegenwart, das ihrige in der Zukunft.“ —

Die Tante erholte sich schnell von ihrem Erstaunen, und ohne die Freude, welche ihr die Rede des Vicomte gemacht hatte, zu verbergen, verpfändete sie ihr Wort.

Herr von Larsac reiste ab. Er hatte einige Geschäfte zu ordnen, und man kam überein, die Verlobung geheim zu halten. Delphine selbst und ihr Cousin erfuhren nichts davon. Letzterer lebte jedes Jahr sechs Monate in dem Schlosse seiner Tante, und sechs Monate bei seinem Vater in der Normandie. Im Sommer liebte er, wie ein Student, im Winter träumte er von seiner Liebe, wie ein Dichter. Der Vicomte nahm es bei seiner Rückkunft über sich, mit Delphinen zu reden. Delphine, welche ihn kindlich liebte, unterbrach ihn wohl zwanzigmal, indem sie sich unterhielt, den Hut des alten Edelmannes auf seinem spanischen Rohre tanzen zu lassen. Unterdessen schwur sie doch zuletzt, ihn zu heiraten, und das sehr gerne. Was das Kloster anbelangte, so erklärte sie ihm mit entschiedenem Wesen, daß sie, wenn er sie nicht geheiratet hätte, lieber an das andere Ende der Welt gegangen wäre, als sich darin zu begraben.

Man weiß, wie die Hochzeit gefeiert worden war, und was sich an diesem Tage alles zugetragen hatte. Herr von Larsac schien der seligste der Menschen, und wünschte sich jeden Tag Glück, seine lachenden Erben in Verzweiflung gesetzt und Delphinen, die ihn durch ihr sanftes fröhliches Benehmen entzückte, geheiratet zu haben. Er hatte das Besitzthum des Schlosses von den Klosterfrauen wieder an sich gebracht, und versammelte in der schönen Jahrszeit eine angenehme Gesellschaft darin, welche dazu beitrug, ihm die Zeit zu verkürzen. Die Hochachtung, Ehrfurcht und Zuneigung, die er seiner Frau einzuflößen wußte, machten, daß er einen großen Einfluß auf ihren jungen Geist ausübte, den zu bilden und zu unterrichten, er sich ein Vergnügen machte. Er lehrte sie die Welt kennen, ohne daß sie die bittere Frucht der Erfahrung verkosten mußte, und wie die zarten, in einem Treibhause aufgeblühten Pflanzen, deren Krone dem Regen nie gebeugt wurde, öffnete sich Delphinens Seele der Wahrheit, ohne daß ihre Reinheit durch das Leiden oder die Furcht getrübt wurde.

Während dem Delphinens schöne Eigenschaften sich unter der väterlichen Einwirkung des Vicomte entwickelten, irrte Gaston an den Küsten des Meeres umher und konnte die Erinnerung an seine Jugendliebe nicht los werden. Sein Vater, ein alter Seeoffizier, schmollte, wenn der Nordwind seine rheumatischen Schmerzen wieder in's Leben rief. In einem weiten Armsessel beim großen Feuer sitzend, ließ er sich von seinem Sohne die Schlachten berühmter Seehelden vorlesen, und grollte der Ungerechtigkeit der königlichen Räthe, die es nie verstanden, das Commando eines Geschwaders Jemandem zu geben, der es verdiente. Des Oceans furchtbare Stimme wiederhallte an den Ufern, der Sturm erschütterte heulend die alten Eichen, und Gaston, allein mit seinem Schmerze, verwünschte die Treulosigkeit der Coquette, die ihn aus dem duftenden Eden, wo ihm so viele schöne Tage zu Theil geworden waren, vertrieben hatte. —

Es kam ein Tag, an dem Delphine Witwe, und Gaston eine Waise wurde. Die über ihn geneigte Stirn seines jungen Weibes segnend, und ihr für das Glück dankend, mit dem sie die letzten Tage seines Lebens erhellt, verschied sanft der Vicomte von Larsac. Der Baron von Boisroger war muthig gestorben, mit den Augen gegen das Meer gewendet, auf dem er seine schönsten Jahre verlebt hatte.

„Weine nicht, Gaston!“ hatte er zu dem am seinem Bette schluchzenden Sohne gesagt; „ich hinterlasse dir vierzig Tausend Livres Einkünfte, meinen Degen und meinen fleckenlosen Namen. Das ist mehr, als ein Edelmann braucht, um in der Welt fortzukommen;“ und sich noch einmal umwendend, war seine Seele zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt.

Der Cousin und die Cousine schrieben sich, um gegenseitig das Unglück, welches sie getroffen, mitzutheilen; die beiden Briefe kreuzten sich unterwegs. Nach den ersten dem Schmerze geweihten und den Erbschaftsangelegenheiten gewidmeten Monaten, blickte Delphine um sich, und fühlte sich in ihrem großen Schlosse recht einsam. Ihre Tante war einige Monate vor Herrn von Larsac gestorben, die Gesellschaft hatte sich aus dem von der Trauer umdüsterten Schlosse entfernt, und die junge Witwe, mit ihrer jungfräulichen Schönheit und ihren hundert Tausend Livres Einkünften, war in der größten Verlegenheit, was mit sich anzufangen. Jungfer Lieschen, welche die Pflichten einer Kammeristin und Vertrauten beibehalten hatte, rieth ihr, das Schloß, vor dessen Stille und Einsamkeit ihr graute, zu verlassen, und sich nach Paris zu begeben.

„Was will ich aber dort ohne einen Mann machen?“ fragt sie Frau von Larsac.

„Gehen Sie doch, gnädige Frau! Ein Mann ist nicht nöthig, um in diesem Lande gut zu leben; mit Ihrem Gesichte und Ihrem Vermögen tröstet man sich über größere Unglücke, als die Ihrigen es sind. Ich sage es Ihnen nochmals, verlassen Sie die Einsamkeit.“

Herr von Boisroger kam zu gleicher Zeit mit seiner Cousine in Paris an. Sein Erstes war, ihr einen Besuch zu machen; aber die Einsamkeit, in der er seit ihrer Trennung gelebt, hatte seine Schüchternheit vermehrt. Anderseits hatte er auch ein bitteres Andenken dessen, was er die Verrätherei der Frau von Larsac nannte. Der prachtvolle Pallast, in dem sie abgestiegen war, erinnerte ihn an die Verschiedenheit ihrer gegenseitigen Vermögensumstände; er grüßte sie kalt und setzte sich mit einem abgemessenen Wesen nieder. Der schwarze Anzug und das ernste Benehmen seiner Cousine, die dadurch das Klopfen ihres Herzens verbergen wollte, imponirte ihn auf eine seltsame Weise, und nach Verlauf einer Stunde erhob er sich, von ihrer Schönheit geblendet und unglücklicher als jemals.

Eines Abends hatte sich bei einer Dame aus ihrer Verwandtschaft, die für einen Schöngeist galt, ein kleiner Kreis von Freunden versammelt. Herr von Boisroger traf dort Frau von Larsac. Beide grüßten einander kalt; er konnte ihr ihre Heirat nicht verzeihen, sie grollte ihm wegen seiner plötzlichen Abreise aus dem Schlosse und wegen seines geringen Eifers, ihr einen Besuch zu machen. Das Gespräch fiel bald auf die Liebe; über dieses Kapitel erhob sich ein hitzi-

Digitized by Google

ger Streit. Alle möglichen Theorien wurden einander entgegengesetzt; jeder sagte sein Wort. Ein schwedischer Edelmann behauptete, die Damen wüßten nicht zu lieben; ein Hoffräulein der Königin widersprach lebhaft und behauptete, daß die Männer nicht zu lieben verständen. Alle erhoben dagegen ein lautes Geschrei; diese hielten mit dem Edelmanne, jene mit dem Fräulein. Die Frau vom Hause schlug vor, jeder sollte eine Geschichte über diesen Gegenstand erzählen, und dann erst, wenn man hinlänglich Materialien gesammelt hätte, könnte man darüber zu einem wahren Urtheil gelangen. Der Vorschlag wurde fröhlich angenommen, und die Streitenden fingen an, zu erzählen. Als die Reihe an Herrn von Boisroger kam, blickte er seine Cousine an, die sich gar nicht geäußert hatte, und fing eine Geschichte an, deren versteckten Sinn, obgleich für die andern Zuhörer unverständlich, Frau von Larsac wohl errieth.

Es war die Erzählung einer Vergangenheit, wo die Liebe, ohne ausgesprochen zu werden, überall durchblickte. Je weiter Herr von Boisroger in seiner Erzählung kam, desto mehr wurde er von den Erinnerungen, die ihn in Menge bestürmten, belebt; ein Schleier fiel von Delphinens Augen und entdeckte ihr die lieblichen Geheimnisse, die sie kaum geahnet hatte. Tief bewegt und erröthend begriff sie nun endlich tausend Dinge, die ihr nie aufgefallen waren, und die nicht verstanden zu haben sie sich jetzt wunderte. Als Gaston in rührender Sprache den Schmerz eines Liebenden, der zu der Hochzeit derjenigen, die ihm untreu geworden, geladen wurde, dann seine Seelenangst den andern Morgen, die Bitterkeit seiner verzweifelnden Gedanken nach der Entfernung schilderte, hob Delphinens trunkenen und doch schmerzlich bewegten Busen ein Seufzer, eine Thräne verdüsterte ihr Auge, und sie beugte sich auf ihren Fächer herab, damit man die brennende Röthe ihres Gesichtes nicht sähe.

„Er liebte mich also!“ so dachte sie sich; „es war Liebe! er beklagt sich über mich!“ und bebend horchte sie auf Gaston's Worte, und das Dunkel längst vergangener Tage wurde plötzlich von einem blendenden Lichte aufgehellt; die strahlende Wahrheit durchbrach die Finsterniß ihrer Erinnerungen, und ihr Herz dehnte sich unter dem wohlthuenden Einfluß der Liebe aus. Hätte Gaston Delphinens Fächer weggewendet, welch' glückliche Thränen hätte er an ihren Augenliedern glänzen gesehen! Aber eine zu große Rührung hinderte ihn, ihre Gefühle zu beobachten. Dieses kleine Drama ging unvermerkt vorüber; die Damen betrachteten neugierig Herrn von Boisroger, der mit leuchtenden Augen und mit leichenblassen Wangen in seiner Erzählung fortfuhr, und das Hoffräulein dachte bei sich, daß er zu schön und zu beredt sei, um der Held eines solchen Mißgeschickes zu sein.

Als er geendet hatte, stand Frau von Larsac auf, und ging in ein anderes Zimmer. Ein Balkon ging in einen Garten voll Schatten und voll lautloser Stille; sie stützte ihre erröthende Stirn auf den Marmor und zerfloß in Thränen. Als sie in das Sitzzimmer zurückkehrte, war Herr von Boisroger verschwunden. —

Später allein in ihrem Schlafzimmer, den Kopf auf das Kissen gelehnt, die Augen gedankenlos auf die Mousselinvorhänge geheftet, forschten ihre schüchternen Gedanken in ihrem Herzen, und ganz leise und zitternd fragte sie sich, ob es Liebe sei, was sie fühle. Das Geständniß und ein Seufzer schlichen über ihre Lippen; entzückt wie ein Kind, das einen Schatz entdeckt hat, erhob sie sich halb, und ihre schönen Arme einem unsichtbaren Gebilde entgegenstreckend, wiederholte sie ganz laut mit einer Art von wahnsinniger Freude das Wort: „Ich liebe dich!“ Aber der Laut ihrer Stimme schüchterte sie ein, sie erbebte, und als sie ihr Bild mit dem thränenfeuchten Auge in einem Spiegel sah, senkte sie zitternd ihr purpurrothes Gesichtchen, und kreuzte verbergend ihre Arme über ihr klopfendes Herz.

Bald darauf blies sie die Nachtlampe aus, und überließ sich nun, ungestört von äußern Eindrücken, den auf sie eindringenden Erinnerungen. Wie malte sie sich Alles bis in die kleinsten Einzelnheiten aus; sie besuchte im Geiste wieder die blüthenreichen Pfade, wo sie Beide so oft mit einander gewandelt, die Feldrose mit ihren grünenden Zweigen gepflückt, und abwechselnd muntere Lieder gesungen hatten. Der Schlaf überraschte sie endlich, und die Kette der Träume verband sich mit jener der Erinnerungen, und als der leuchtende Morgen mit seinen Strahlen ihr Zimmer vergoldete, schlief noch Delphine, gewiegt von ihrer jungfräulichen Liebe. — Aber was fühlte sie bei ihrem Erwachen, als das Hoffräulein, welches so eifrig die Sache der Damen vertheidigt hatte, ihr die Nachricht brachte, daß in der großen Welt von nichts Anderem die Rede sei, als von der baldigen Vermählung des Baron von Boisroger mit der Nichte des Herrn von Plégneul, eines reichen Edelmannes aus dem Berry. Frau von Larsac wäre fast ohnmächtig geworden; so hatte sie denn zugleich mit der Liebe auch dem Schmerze ihre Seele geöffnet. Lieben und Leiden, des Weibes ganzes Leben, entdeckte sich ihr an einem Tage.

Abends begab sie sich zu ihrer Verwandten, wo sich eine große Gesellschaft versammeln sollte. Nun, da sie liebte, war Frau von Larsac eine Coquette geworden; mit einer außerordentlichen Sorgfalt hatte sie diesmal ihre Toilette angeordnet und aus ihren Trauerkleidern großen Vortheil zu ziehen gewußt. Von einem schmeichelhaften Geflüster empfangen, trat sie ein. Ihr erster Blick traf Herrn von Boisroger, der mit einem jungen Mädchen plauderte; an dem Erbeben ihres Herzens begriff sie, daß es die Nichte des Edelmannes von Berry sein müsse. Sie hatte sich kaum gesetzt, so ließ sich ihr Herr von Plégneul durch die Hausfrau vorstellen, und theilte ihr den Vorsatz, seine Nichte mit Herrn von Boisroger zu vermälen, mit.

„Ich bin Maltheserritter und der Letzte meines Namens,“ sagte er ihr; „es wäre mir sehr leid, wenn die Familie Plégneul aussterben sollte; so habe ich denn beschlossen, die Hand des Fräuleins Victorine einem jungen Edelmanne zu geben, mit der ausdrücklichen Bedingung, Wappen und Namen der Plégneul anzunehmen!“

„Und Sie haben Herrn von Boisroger gewählt, damit er Ihnen für Ihr Vermögen seinen Namen überlasse!“ sagte sie mit einem bitteren Lächeln, das der Commandeur nicht bemerkte.

„Er ist arm, und fünfhundert Tausend Livres als Mitgabe, entfernen viele Schwierigkeiten. Der Herr Baron von Boisroger wird Baron von Plégneul sein!“

Der Graf von Précorbin, der seit dem Tode des Vicomte seine Galanterien bei der schönen reichen Erbin wieder erneuert hatte, kam, die Unterredung, welche sie mit Herrn von Plégneul angefangen, zu unterbrechen.

Gaston, der den Faden seiner Unterhaltung mit Fräulein Victorine seit der Ankunft seiner Cousine verloren hatte, zog die Augenbrauen zusammen. Delphine bemerkte es, und aus Zorn gegen ihn, unterhielt sie sich mit dem Musquetier.

Herr von Boisroger stand plötzlich auf und fing an, um sie herum zu schleichen. Sie schien es nicht zu bemerken, und that, als wenn sie die Madrigale des Herrn von Précorbin, der hinreißend beredt wurde, belustigten. Einige galante Phrasen gelangten zu Gaston's Ohr, wurden aber von der Frau von Larsac nicht gehört. Er hatte eine wüthende Lust, dem Musquetier seinen Degen durch den Leib zu jagen, und da er fürchtete, eine störende Szene herbeizuführen, wenn er in diesem Zimmer länger bliebe, so entfernte er sich; dabei aber zerriß er seine Handschuhe in Stücke. Fräulein von Plégneul und ihr Onkel luden ihn mit Blicken ein; er ging jedoch vorüber und setzte sich entschlossen zu einem Pharaotische.

„Sie spielen?“ fragte ihn der Commandeur.

„Um eine Kleinigkeit!“ antwortete Gaston, und warf, ohne zu zählen, beiläufig zwanzig Goldstücke auf den Tisch. Die Krone von Frankreich hätte er auf's Spiel gesetzt, um dem Gedanken, der ihn marterte, zu entgehen.

Herr von Plégneul sprang bei dem Anblicke dieses Geldes auf.

„Aber, lieber Baron! hier sind ja mehr als tausend Thaler!“ schrie er.

„Das ist möglich!“ sagte Gaston, indem er die Karten mischte.

Delphine hatte kein Wort von diesem kurzen Gespräche gehört, aber nicht eine einzige Bewegung der Redenden war ihr entgangen. Als sich ihr der Commandeur näherte, gab ihr der Ausdruck seines Gesichtes den Schlüssel zu seinem Charakter.

„Herr von Boisroger, Ihr Cousin, spielt also zuweilen?“ sagte

Digitized by Google

er lebhaft zu der Gräfin, und drehte die Augen gegen den Tisch, auf welchem die Goldstücke glänzten.

„Das ist seine herrschende Leidenschaft," versetzte diese leichthin; „er hat diese Gewohnheit von den Seeoffizieren angenommen, die seinen Vater in der Normandie besuchten."

„Ei, ei!" sagte der Commandeur.

„Er hatte mich alle Spiele in dem Schlosse der Frau von Mancelière, meiner Tante, gelehrt. Er ist ein angenehmer Spieler; er spielt um was man will, und wird nie verdrießlich, wenn er verliert. Ich werde seine Partie mitmachen."

Frau von Larsac nahm den Arm des Herrn von Plégneul und führte ihn zu dem grünen Tische zurück; Herr von Précorbin ging mit ihnen. Ihre Gegenwart entzündete das Fieber in Gaston's Blut nur noch stärker; er hatte gewonnen, gegen hundert Goldstücke lagen vor ihm aufgehäuft. Frau von Larsac setzte sich ihm gegenüber; Herr von Précorbin neigte sich auf seine Schultern herab, um seinen Mund spielte ein siegreiches Lächeln, das Herrn von Boisroger einen Schauer einjagte.

„Zwanzig Goldstücke gegen dich!" sagte der Musquetier.

„Fünfzig, wenn du willst!" antwortete der Baron.

Herr von Plégneul zitterte.

„Ich übernehme die Hälfte Ihres Spieles!" sagte Frau von Larsac, indem sie sich recht coquettenmäßig gegen Herrn von Précorbin wendete.

„Dann geht es um hundert Louisd'or!" schrie Gaston und wurde dabei leichenblaß.

Ein Kreis von Spielern umgab den Tisch. Gaston spielte, um was man nur wollte, und machte alles verkehrt. Eifersucht und Schmerz hatten ihn so außer sich gebracht, daß er kaum die Karten sah. Nach einer Viertelstunde war die Bank gesprengt, Herr von Boisroger stand vom Tische auf; es summte ihm in den Ohren, und das Lächeln des Musquetiers schwebte immer vor seinen Augen.

„Sie verlieren!" schrie Herr von Plégneul, und war mit einem Sprunge an seiner Seite.

„Freilich, man verliert immer!"

„Viel?"

„Ich habe nicht gezählt."

„Aber doch ..."

„Alles, was ich bei mir hatte, und fünf oder sechs Tausend Livres auf Credit."

„Großer Gott!"

„Das ist nichts; hat man einmal bezahlt, so denkt man nicht mehr daran!"

Der Commandeur sah ihm ganz entsetzt nach; dann mit dem Kopfe schüttelnd, nahm er den Arm seiner Nichte und entfernte sich.

Gaston irrte die ganze Nacht auf den Quais herum, mit dem Gedanken, sich in's Wasser zu stürzen; aber er zählte erst drei und zwanzig Jahre, und in diesem Alter nahm man sich damals noch nicht das Leben. —

Als er mit Tagesanbruch nach Hause ging, stieß er an einen Vorübergehenden, der längs dem Pont-Royal, bis an die Nase in einen Mantel gehüllt, einherschlich.

„Zum Teufel! über den Ungeschickten!" schrie Gaston.

„Potztausend! welcher von uns beiden ist es wohl mehr?" versetzte Herr von Précorbin, indem er seinen von dem Stoße verschobenen Hut zurecht setzte.

Cesar und Gaston sahen einander an.

„Meiner Treu, mein Lieber! es ist gut, daß du mein Vetter bist, sonst hätte ich dir den Vorschlag gemacht, uns die Gurgel abzuschneiden, um dich zu lehren, ein andermal deine Spitznamen zu sparen."

„Laß dir das nicht hinderlich sein; wenn du Lust hast, so stehe ich dir zu Diensten!" antwortete Gaston, dessen Groll in seiner ganzen Stärke erwacht war.

„Nicht doch, ich tödte nie meine Schuldner, und du bist mir hundert Louisd'or schuldig. Ah! wärest du es nicht, so würde ich doch meine Lust befriedigen und vom Leder ziehen, und wenn es nur wäre, um mich zu zerstreuen. Gaston! du siehst vor dir den unglücklichsten der grauen Musquetiere!"

„Du?"

„Ich selbst, Cesar von Précorbin! Traue niemals den Frauen, mein Freund! die Unschuldigste ist veränderlicher als der Wind!"

„Es scheint mir jedoch, daß du nicht Ursache hast, unzufrieden zu sein, nach den schnellen Fortschritten, die deine Galanterien machten, zu urtheilen."

„Ich dachte um Mitternacht gerade so wie du, in meinem Verhältnisse mit Frau von Larsac fehle nur noch eine Kleinigkeit; aber das ist der Teufel, mein Lieber! daß gerade diese Kleinigkeit fehlgeschlagen ist. Deine Cousine wollte mir durchaus nicht erlauben, sie nach Hause zu begleiten; was ich ihr auch sagen mochte, sie ließ mich in der Mitte der Gasse stehen, nachdem sie mir aus ihrem Wagenfenster gute Nacht gegeben hatte. Hol' der Teufel die Coquette!"

Gaston athmete auf, wie ein Mann, dem man eine große Last von der Brust genommen, jedoch versetzte er:

„Als ich so am frühesten Morgen dich mit der im Mantel versteckten Nase schleichen sah, glaubte ich, daß du das Ziel deiner Wünsche erreicht hättest."

„Ach! ich komme aus der Wohnung einer liebenswürdigen Person, die so gut war, mir auf mein gut Gesicht Gastfreundschaft zu gewähren. Mich zu zwingen, eine Bekanntschaft mit einer verjährigen Geliebten wieder anzuknüpfen, das ist ein unwürdiges Verfahren, das ich der Frau von Larsac nie verzeihen werde, und ich werde es ihr fühlen lassen, bis ich ihr Mann bin."

„Wie, nach deinem Mißgeschicke bestehst du noch darauf?" schrie Gaston.

„Freilich! wenn man einen Platz belagert, muß man sich auf Ausfälle gefaßt machen; aber ich bin nicht derjenige, welcher sich entmuthigen läßt, und ich werde den Feind zu zwingen wissen, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Von jetzt an werde ich über meinen Kriegsplan nachdenken."

Als Herr von Précorbin diese Worte sagte, drückte er sich den Hut in die Augen, warf den Mantel auf die Schultern zurück, und ging mit entschlossenem Schritte auf die Kaserne zu.

Unser Held war nun wohl über die unmittelbaren Resultate der Unternehmungen seines furchtbaren Nebenbuhlers beruhigt; aber die Folgen, welche sie in der Zukunft haben konnten, schienen seiner durch den Schmerz erhöhten Liebe nur Gefahren bringen zu wollen. Er dachte noch daran, als er in den Gasthof kam, wo er ein Zimmer gemiethet hatte. Ein Brief erwartete ihn dort, er war vom Herrn von Plégneul; der sagte ihm darin, daß neue Umstände ihm nicht erlaubten, mit der Hand seiner Nichte zu seinen Gunsten zu verfügen, wie es einen Augenblick seine Absicht gewesen sei.

Gaston bot alle seine Geisteskräfte auf, um den heimlichen Beweggrund dieses Entschlusses des Commandeurs zu errathen. Da es ihm nicht gelingen wollte, hielt er es für das Beste, die Aufklärung von ihm selbst zu verlangen, und ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Kleider zu wechseln, sprang er in einen Miethwagen, der ihn zu dem Comthur führte.

Dieser ließ sich nicht lange bitten, die verlangte Aufklärung zu geben; er gestand ihm, daß er große Befürchtungen hätte, über die Weise, auf welche er Victorinens Vermögen verwalten würde.

„Die Karten möchten die eine Hälfte aufzehren, und die Würfel die andere!" sagte er noch schließlich.

Gaston sah ihn ganz betroffen an; er hatte am vorigen Abende zum Erstenmal in seinem Leben gespielt.

„Glauben Sie nicht, mein Herr! daß ich Ihren Entschluß ändern will; aber ich bin es mir schuldig, Ihnen von meinem Charakter eine andere Meinung beizubringen. Das Spiel ist mir immer gänzlich fremd geblieben!

„Pest! fremd geblieben, Ihnen, der sich schon in der Wiege darauf verstand?" versetzte der Edelman aus Berry.

Digitized by Google

Gaston wollte eine heftige Antwort geben; aber Herr von Plégneul unterbrach ihn ganz kurz, und machte ihn mit der Mittheilung der Frau von Larsac bekannt.

Herr von Boisreger brach das Gespräch ab, und entfernte sich. Sein Erstes war, zu Delphinen zu laufen, um von ihr Rechenschaft über ihr eben so ungerechtes als unerklärliches Benehmen zu fordern.

Frau von Larsac empfing ihn in einem entlegenen Boudoir. Als er eintrat, war das erste Verlangen der jungen Witwe, aufzustehen und ihm entgegen zu laufen; aber sie war so tief bewegt, daß sie sich vom Lehnstuhl nicht erheben konnte; stotternd und mit niedergeschlagenen Augen bot sie ihm einen Sitz an. Gaston nahm ihre Verwirrung für Verachtung, sein Herz zog sich krampfhaft zusammen.

„Ich sollte Sie hassen,“ sagte er endlich; „aber ich fühle nicht die Kraft dazu.“

„Mich hassen? und warum?“ rief sie, und blickte ihn dabei mit ihren schönen feuchten Augen an.

Der reine Strahl ihres Blickes drang bis in sein Herz; aber der Gedanke an ihre Verläumdung stärkte wieder etwas seinen erschütterten Muth.

„Das werden Sie bald wissen, gnädige Frau!“ fuhr er fort; „aber wenn ich unglücklicher Weise einen Beweggrund habe, Sie zu hassen, welches Verbrechen habe ich denn begangen, daß Sie mich mit so vieler Grausamkeit verabscheuen?“

„Ich verabscheue Sie? ich?“ rief Frau von Larsac nochmals. Eine so lebhafte Flamme strahlte aus den Augen der Vicomtesse, es war in ihrem Ausruf ein so unschuldiges Staunen, eine so schmerzliche Verwunderung, daß ein in Liebeshändeln Erfahrenerer als Gaston, ein Geständniß darin gelesen haben würde. Aber er stählte sich gegen seine Rührung, und obgleich sein Blut wie durch eine elektrische Erschütterung ihm rascher die Adern durchströmte, so versetzte er doch:

„Mit welchem Namen soll ich also die Schilderung belegen, die Sie Herrn von Plégneul gemacht haben? War es üble Nachrede oder blos ein liebenswürdiger Scherz?“

Frau von Larsac war auf diesen Angriff nicht vorbereitet; sie erröthete, und zu unerfahren in der Kunst, nie das Gleichgewicht zu verlieren, senkte sie die Augen vor dem Blicke Gaston's und stammelte einige unzusammenhängende Worte. Aber Herr von Boisreger fuhr mit bebender Stimme fort:

„Ich erwartete kein großes Glück von einer Verbindung, die ich mehr aus Überdruß, als aus Neigung wünschte. Gott ist mein Zeuge, daß ich Fräulein von Plégneul nicht liebte, und wenn ich nur mein Herz zu Rathe zöge, so sollte ich Ihnen vielleicht eher danken, daß Sie eine Heirat unmöglich gemacht haben, an welche ich nur zu denken brauchte, um mich unglücklich zu fühlen. Aber ich sehe darin das Verlangen, mir zu schaden, und diese Entdeckung hat mein Herz verwundet!“

Delphinens Busen bewegten tausend unerklärliche Empfindungen; sie erhob zu Gaston schüchtern ihre schönen Augen, in denen man die beredteste Zärtlichkeit lesen konnte. Aber Gaston panzerte sein Herz gegen den gefährlichen Eindruck, und sah darin nichts, als das Manöver einer Coquette, die den vorigen Tag noch die gefälligsten Blicke für Cesar von Peterbin gehabt hatte.

„Sie heiraten also nicht das Fräulein von Plégneul?“ fragte sie zögernd.

„Nein, weder sie, noch eine andere; jetzt werde ich mich nie verheiraten.“

„Nie?“ versetzte sie, und ihre Augen leuchteten mild und freundlich.

„Nie!“ antwortete er mit einem Seufzer.

Delphine hatte große Lust, ihn Lügen zu strafen. Sie hatte in diesem Augenblicke den närrischen Gedanken, ihm um den Hals zu fallen und ihn recht leise zwischen zwei Küssen zu fragen, ob ihn denn nichts, gar nichts von diesem Entschlusse abbringen könne.

Es läßt sich nicht bestimmen, ob sie ihre Laune nicht befriedigt hätte, und welche Wendung diese Unterredung genommen haben würde; denn die Damen haben schon oft bewiesen, daß, wenn ihnen plötzlich Abenteuerlichkeiten einfallen, es nichts gibt, was sie nicht zu wagen im Stande sind. Da trat durch die sich öffnende Thür des Boudoirs das Hoffräulein ein. Beim Eintreten blickte sie Herrn von Boisreger mit einem Lächeln an, das der Frau von Larsac außerordentlich mißfiel. Es vermehrte nur den Verdruß, welchen sie darüber hatte, ein tête à tête unterbrochen zu sehen, an welchem ihr Herz einen so großen Antheil nahm. Die Unterhaltung gerieth in's Stocken.

Das Hoffräulein belebte sie, indem sie Delphinen fragte, was man von der Neuigkeit, die man ihr diesen Morgen mitgetheilt, glauben sollte.

„Es ist überall von Ihrer bald zu erfolgenden Vermälung mit dem Herzog von T., der eine Compagnie in des Königs Leibgarde befehligt, die Rede.“

Gaston erblaßte.

Frau von Larsac, die es bemerkte, widersprach lebhaft.

„Man spricht doch schon davon, wie von einer ausgemachten Sache!“

„Es ist aber nichts daran, gewiß nicht. Es ist ein Plan, den sich meine Verwandte, die Frau von Illois, in den Kopf gesetzt; ich selbst habe nie daran gedacht. Sie wird wahrscheinlich geplaudert haben, wie sie es gewöhnlich macht.“

Gaston wollte nichts mehr hören; er erhob sich.

Die junge Witwe, eben so schmerzlich bewegt, wie er, begleitete ihn bis an die Thür, ohne das boshafte Lächeln des Hoffräuleins, dessen Gegenwart sie verwünschte, zu beachten.

„Werde ich Sie bald wieder sehn?“ fragte sie ganz leise.

„Herr von Boisreger wird die Ehre haben, Frau von Larsac wiederzusehen; aber Gaston sieht Delphinen nicht mehr!“ antwortete er mit Bitterkeit, verbeugte sich tief, und verließ seine Cousine, die ganz niedergeschlagen und mit thränenden Augen da stand. —

Es wurde selbigen Abend eine große geheime Sitzung von Frau von Larsac und ihrer Kammerjungfer gehalten; aber es gelang der Jungfer Lischen trotz ihrer Fruchtbarkeit an Auskunftsmitteln nicht, ihre Gebieterin aus der Verlegenheit zu reißen. Das gute Mädchen konnte sich keinen Begriff davon machen, daß man so viel Mühe haben könnte, sich zu verstehen, wenn man sich aufrichtig liebte. Wenn ihr zufällig die Sache widerfahren war, so hatte sie bald einen entschiedenen Entschluß gefaßt. Aber Frau von Larsac hatte ein Zartgefühl, das in dem Herzen einer Soubrette nicht Raum findet. Mit einem einzigen Worte hätte sie den Irrthum, in welchen Gaston verfallen war, aufklären können; aber dieses Wort — sie konnte es nicht aussprechen, ohne ein Geständniß zu machen, das eine junge, ehrbare Frau, so sehr sie auch lieben mag, immer lieber zurückbehält. Der Schein war freilich gegen sie, sie begriff also recht gut, wie tief gekränkt Gaston sein mußte; aber auf einer andern Seite konnte sie sich wieder nicht erklären, daß er die Verwirrung, welche ihr seine Gegenwart verursachte, nicht besser verstanden hatte. In ihrem Verdrusse beschuldigte sie ihn sogar der Ungeschicklichkeit, und meinte, daß sie zu gut sei, sich um einen jungen Mann zu kümmern, der nichts zu errathen vermochte. Dann spielte sie ein Stückchen auf dem Klavier, sang ein Liedchen, zerknitterte ihre Bänder, las den neuesten Mode-Roman, und verfiel dann wieder in düsteres Nachsinnen.

Die Sachen verblieben einige Zeit in dieser Lage, zwanzigmal hatte Delphine die Feder genommen, um an Gaston zu schreiben; aber hatte sie einige Worte zu Papier gebracht, so stieß sie es schnell von sich und hielt die Feder in der Hand, und wußte nicht, wie das niederzuschreiben, was sie unmöglich hätte mündlich sagen können. Die Zeit der Spiele war vorüber; Frau von Larsac weinte zuweilen, oft fuhr sie zusammen, wenn die Saalthür geräuschvoll sich öffnete; ihr Herz schlug heftiger, wenn sie das Wagenrollen hörte, das den Hof ihres Hôtels erschütterte, ihre Nächte waren unruhig, in ihren Träumereien war sie ungeduldig, sie brachte ganze Stunden an dem Fenster, das auf die Gasse ging, zu, um die Rückkunft des Undankbaren zu erspähen. Legte sie sich dann Abends nach einem Tage voll fieberischer Erwartung nieder, so sehnte sie sich herzlich nach der Zeit, wo ihr Schlummer ruhig gewesen, wo kein Beben, keine Erschütterung

Digitized by Google

ihren Seelenfrieden gestört. Und doch, hätte eine Fee mit einem Schlage ihres Zauberstäbchens ihr jene ruhig heitere Vergangenheit zurückgeben wollen, so hätte sie, ohne sich zu besinnen, diese Gnade ausgeschlagen. Ihr Kummer war ihrem Herzen theuer, ihr Gram hatte auch seine Freuden. —

Seit seinem letzten Besuche bei Frau von Larsac hatte Gaston gänzlich seine alten Gewohnheiten abgelegt: aus dem schüchternen jungen Manne war ein kühner Lebemann geworden, den man beim Ballspiele, im Palais Royal, in allen von der lärmenden Gesellschaft besuchten Wirthshäusern fand; er besuchte auch die Coulissen, trieb sich in den Fechtsälen herum, und führte das liederlichste Leben, das man sich nur denken kann. Herr von Précorbin hatte es auf sich genommen, ihm die gute Lebensart beizubringen, und unter so einer Leitung konnte der gute Erfolg gar nicht ausbleiben. Aber unter der Hülle des liederlichen Taugenichtses sah alle Augenblicke der heißliebende Jüngling hervor. In der Mitte der lärmendsten Soupees, wenn die Teller durch die Fenster flogen, entschlüpften ihm klägliche Seufzer. Zur Noth schrie er wohl stärker als die Andern, aber fröhlich wurde er doch nicht; und wenn gegen Mitternacht seine Kameraden ihre Orgien der Wollust begannen, so ging er längs des Flusses spazieren und blickte die sich im Wasser spiegelnden Sterne an. Der Musquetier hatte ihm die Bekanntschaft mehrerer liebenswürdigen Personen verschafft, die mit dem größten Vergnügen schlecht entworfene Erziehungen verbessern. Als Cesar ihnen Gaston vorstellte, hatte er nur diese wenige Worte: „Das ist mein Cousin!“ Aber für Jene, welche Herrn Cesar von Précorbin kannten, waren diese wenige Worte hinreichend. Man bemühte sich sehr mit dem Edelmanne, und es lag nur an ihm, alle Grade in der Laufbahn der Galanterie durchzumachen. Aber über dieses Kapitel war Herr von Boisreger ärger, als ein Karthäuser. Er konnte aus seinen Gedanken seine schöne Cousine nicht verbannen, neben welcher ihm alle übrigen Frauenzimmer häßlich schienen; und wenn der Augenblick kam, Glück bei den Frauen zu machen, entfloh er plötzlich, wie Joseph vor Potiphar.

Darüber lachte man nun hell auf, oder war entsetzlich böse; aber Gaston kümmerte sich weder um den Zorn, noch um die gute Laune. Man sprach bald von dem sonderbaren Edelmann, welchen Herr von Précorbin in die Welt eingeführt.

Es lag ihm nur daran, den äußern Schein des unordentlichen Lebenswandels zu haben, das eigentliche Wahre dabei kümmerte ihn nicht; Gaston wollte nur der Frau von Larsac zeigen, daß er sich gar so viel daraus nicht mache, ihr nicht zu gefallen. Während er die Opernsängerinen besuchte, setzte Herr von Précorbin seine Aufmerksamkeiten bei der Frau von Larsac fort. Er hatte seine Scharmützel und seine Angriffe in systematische Umschanzungen verwandelt, und der ungestüme Musquetier verfuhr mit der jungen Witwe, wie der Marschall von Noailles es vor Maestricht oder Bergen op Zoom gemacht hatte. Wenn man über seine Geduld lachte, so meinte er, daß ein General alle Kriegskünste verstehen müsse, und er möchte gern wissen, ob eine regelmäßige Belagerung ihm, der seines Gleichen in einer Schlacht im freien Felde nicht hatte, eben so gut gelingen würde.

Frau von Larsac sah gern seine Besuche, weil sie von ihm auf eine geschickte Weise Nachrichten über Gaston einziehen konnte, und Gaston ging viel mit ihm um, damit er ihm von Frau von Larsac erzählen möchte; er befriedigte Beide mit der artigsten Plauderhaftigkeit. Gaston hatte also bald errathen, daß die vorgebliche Heirat mit dem Herzog von T. nur ein falsches Gerücht gewesen; aber das Kapitel der Verläumdungen blieb ganz, und Herr von Boisregee ließ seiner Cousine gut merken, daß er sich dessen erinnere.

Frau von Larsac traf ihn einmal in einer Gesellschaft, und gab ihm zu verstehen, daß sie mit seiner Lebensweise bekannt sei.

„Sie suchen das Glück; nun, haben Sie es gefunden?“ fragte sie ihn.

„Ich suche nur, Sie nicht Lügen zu strafen!“

Sie sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

„Sie haben mir ein Laster zugeschrieben, das alle übrigen erzeugt. Dahin hat mich das Spiel gebracht!“ versetzte er mit einem bittern Lächeln.

Aber der junge Mann gab sich den Schein von Lastern, die er nicht hatte; sehr verschieden in diesem von vielen Leuten, welche die Tugend als Maske gebrauchen, rühmte er sich einer Liederlichkeit, die er auszuüben in Verzweiflung gewesen wäre.

Dieses leeren Lebens, das ihm außer der Langweile nichts Reelles bot, satt, faßte er während einer Nacht, in der ihn, wie immer, unbefriedigte Sehnsucht quälte, einen gewaltsamen Entschluß. Man hatte ein Geschwader ausgerüstet, um es nach den Antillen zu schicken; ein junger tapferer Mann, der etwas unterrichtet war, konnte in diesem fernen Lande auf eine gute Laufbahn hoffen, und das Schlimmste, das ihm widerfahren konnte, war, durch eine Kugel der Engländer das Leben zu verlieren.

Gaston beschloß also, um eine ehrenvolle Stelle in dieser Expedition anzusuchen, und schon am andern Morgen machte er die nöthigen Schritte. Da er ein anempfehlendes Aeußere hatte, und einen bei dem Marineministerium bekannten Namen führte, so hatten seine Bewerbungen glücklichen Erfolg, und es wurde ihm eine Befehlshaberstelle in Martinique zugesagt. Als er diesen schönen Plan Herrn von Précorbin mittheilte, zuckte dieser mit den Achseln.

„Was Teufel willst du in diesem höllischen Lande machen?“ sagte er ihm. „Die Frauen sind dort so schwarz wie Dinte, und die Männer falsch, wie die Karten!“

„Mein Glück will ich dort suchen; entschlossene Leute kommen dort weit, sagte man mir.“

„Es gibt Leute, mein Lieber! die, ohne das Palais Royal verlassen zu haben, doch sehr weit gekommen sind!“

„Nun denn,“ sagte der Andere ungestüm, „mich plagt die Langeweile, und ich will mich tödten lassen.“

„Das ist etwas anderes,“ versetzte Cesar; „ich muß jedoch bemerken, daß man in Flandern und an den Ufern des Rheins eben so gut stirbt; das hieße zu viel Bewegung machen, um so weit Kugeln suchen zu gehen, die doch in der ganzen Welt pfeifen!“ —

Eine Stunde darauf erfuhr Frau von Larsac Gaston's Vorhaben.

„Aber der Mensch ist ein Narr!“ rief sie aus.

„Etwas der Art. Wenn ich nicht wüßte, daß Fräulein Mérise ihm ganz geneigt ist, so würde ich glauben, daß sie die Ursache ist, warum er den Kopf verloren hat.“

„Er geht also nach den Antillen?“ sagte sie.

„Nach Guadeloupe oder nach Martinique, zwei oder drei Tausend Meilen von hier.“

„Aber das ist ja ein schreckliches Land!“

„Die glücklichen Menschen werden dort von einer Kanonenkugel erschlagen; die Uebrigen werden von dem gelben Fieber hinweggerafft, von giftigen Schlangen gebissen oder von Negern vergiftet.“

Delphine wollte nichts mehr hören; sie entfernte Herrn von Précorbin unter irgend einem Vorwande, warf den Mantel um, ließ ihren Wagen vorfahren, und begab sich zum Minister der Marine. Eine hübsche Frau hatte in dieser Zeit überall Eintritt. Delphine erklärte dem Minister kurz, daß sie eine Gnade von ihm zu erbitten käme. Der Minister antwortete ihr, daß sie solche schon für gewährt betrachten sollte.

„Es ist die Rede von einigen Stellen nach den Antillen, welche Sie zu vergeben haben.“

„Ich verstehe. Sie werden sehr gesucht; aber unter uns gesagt: Martinique ist nicht Peru.“

„Es wird Ihnen nur desto leichter sein, mir meine Bitte zu gewähren.“

„Befehlen Sie über mich! Was wünschen Sie? einen Schützling zu ernennen, einen Lästigen zu entfernen, oder einem Freunde weiter zu helfen?“

„Weniger als das; einem Verwandten eine Stelle zu versagen!“

„Nichts leichter als das!“

Digitized by Google

„Sie sagen es mir also zu?"

„Recht gern, und Sie sind mir dafür keinen Dank schuldig. Sie sind es, die mir eine Stelle bringen, während daß ich glaubte, Sie kämen, eine zu verlangen. Wie heißt Ihr Verwandter?"

„Gaston von Boisreger!"

„Der Sohn des Schiffscapitains Baron von Boisreger? Er hatte große Ansprüche an die Gnade Seiner Majestät, und wurde mir sehr anempfohlen. Ich habe seine Ernennung hier vor mir liegen."

„Ich nehme sie und zerreiße sie."

„Er verdient nicht, des Königs Farben zu tragen, da er Ihnen mißfällt."

„Ich verlange aber noch mehr!"

„Reden Sie!"

„Ihr Versprechen, ihm jeden Platz abzuschlagen, wenn es ihm einfiele, um einen andern einzukommen."

„Sie verlangen nur leichte Sachen, da Sie doch das Recht haben, Unmöglichkeiten zu fordern!"

„Sie begreifen wohl, Herr Minister! daß ich nicht reich genug bin, um Ihnen die Interessen so einer Schuld zu zahlen!" —

Als Herr von Boisreger einige Zeit darauf in's Ministerium ging, um seine Ernennung abzuholen, sagte man ihm, es wäre statt seiner ein Anderer ernannt worden. Darüber sehr aufgebracht, wollte er wissen, welcher Einfluß ihm die Ernennung entreißen konnte, die schon für gewiß zu halten er berechtigt war, da er des Ministers Wort hatte. Es dauerte nicht lange, so erfuhr er, daß seine Cousine die Ursache seines Mißgeschickes gewesen.

„Hätte ich noch länger eine Täuschung behalten können," sagte er zu ihr bei der ersten Begegnung, „so hätten Sie mir dieselbe dieses Mal geraubt!"

„Es bleibt Ihnen noch Eine, und gerade diese werden Sie noch verlieren!" antwortete sie ihm.

Gaston sah ihr nach, als sie sich entfernte, konnte aber den Sinn ihrer Worte nicht verstehen.

Der Befehlshaberstelle nach den Antillen beraubt, versuchte Herr von Boisreger in allem Ernste eine Erinnerung zu entfernen, die noch jeden Schmerz seines Herzens überlebt hatte. Eine Schauspielerin vom italienischen Theater, Fräulein Mérise, dieselbe, von welcher Herr von Précorbin mit Delphinen gesprochen, gab sich auf die gefälligste Weise von der Welt außerordentliche Mühe, ihm in dieser schweren Unternehmung beizustehen. Sie war ein gutes Mädchen, immer guter Laune, die nichts ihr Eigen nennen konnte, ihr Herz schon gar nicht, und die, als sie den schönen Edelmann immer so melancholisch sah, sich gedacht hatte, daß ein schönes Mädchen das heilsamste Mittel wäre, ihn der Freude wieder zu geben. Als ihre Leidenschaft den höchsten Grad erreicht hatte, als sie sich mit vieler Gewissenhaftigkeit die größte Mühe gab, ihn von seinem Kummer zu heilen, ließ sich ein gewisser Marquis von Villermé, ein Wüstling nach dem Muster des Herzogs von Richelieu, einfallen, ihr den Hof zu machen. Fräulein Mérise war auf ihre Weise eine sehr rechtschaffene Person. Sie gab sich nicht die Mühe, ihre Liebhaber zu zählen; aber sie hätte sich's wie eine schlechte Handlung vorgeworfen, einen zu betrügen. Da sie, wenn sie Jemanden liebte, nie Anstand trug, es ihm zu sagen, und es eben so wenig verschwieg, wenn ihre Flamme verlosch, so hatte sie auf diese Weise List und Schlechtigkeit wie eine unbequeme Last aus ihrem Leben entfernt.

Bei den ersten Worten des Herrn von Villermé unterbrach sie ihn sogleich.

„Sie sind ein sehr liebenswürdiger Edelmann, aber ich liebe Sie nicht. Bleiben wir gute Freunde und sprechen wir nicht mehr davon."

„Aber ich bete Sie an," versetzte er, „und ich habe noch nie so schöne Augen, wie die Ihrigen, gesehen. Sie strahlen wie tausend Flammen, und ich gäbe gern alle Diamanten meiner Großmutter, wenn Sie so zärtlich werden wollten, wie Sie verführerisch sind!"

„Alle Diamanten der Welt könnten da nichts ausrichten; der kleine Finger des Herrn von Boisreger ist mir lieber, als Haufen von Edelsteinen!"

„Ich würde darüber aus Verzweiflung sterben!"

„Das wäre mir sehr leid; aber wenn Sie auch stürben, ich könnte dabei nichts thun!"

„Was soll ich also machen?"

„Warten Sie; ich weiß nicht, was ich morgen denken werde!" —

Herr von Villermé wartete; aber als er nach Verlauf einiger Monate sah, daß ein Tag wie der andere verging, knüpfte er die Unterhandlung wieder da an, wo sie stehen geblieben war.

Fräulein Mérise lachte laut auf.

„Wie? Sie denken noch immer daran?"

„Mehr als jemals; aber steht es denn Ihnen an, mir meine Beständigkeit vorzuwerfen? Sind Sie denn noch immer in Herrn von Boisreger verliebt?"

„Ich bin die Erste, die darüber staunt. Es ist ein Wunder!"

„Ich glaube nicht an Wunder!"

„Ich werde Sie doch bekehren müssen!"

„Das lasse ich mir gefallen; nur müssen Sie m e i n e Patronin sein!"

„Mein lieber Herr Marquis! ich bin noch zu unerfahren, um zweierlei Seelenheil auf mich zu nehmen!"

Gleich darauf ertönte die Klingel des Regisseurs, und Fräulein Mérise empfahl sich dem Marquis mit tollem Gelächter.

Es wurde daraus ein ganz regelrechter Kampf. Der Angriff war hitzig, aber die Vertheidigungsmaßregeln gaben ihm in nichts nach. Herr von Villermé, der durchaus sein Ziel erreichen wollte, schickte jeden Tag die feurigsten Briefchen, die schönsten Früchte der Jahreszeit und die zierlichsten Geschenke.

Fräulein Mérise las seine Briefe, aß das Obst, und schickte die Geschenke zurück.

Die ganze italienische Schauspielergesellschaft beobachtete das Tournier, und Jeder wettete für oder gegen Herrn von Villermé. Herr von Boisreger war vielleicht aus Allen der Einzige, den das Resultat am wenigsten interessirte.

An dem Vorabende eines Tages, an dem man im italienischen Theater ein neues Lustspiel aufführen sollte, hatte Herr von Précorbin seine Kameraden, unter welchen Herr von Boisreger und Herr von Villermé den ersten Rang einnahmen, zu einem Nachtmahle eingeladen. Fräulein Mérise und einige ihrer Gefährtinen wohnten dem Feste auch bei.

Die Vernunft war, wie man sich's leicht vorstellen kann, in so einem Orte nicht zu finden; man schwatzte schon Unsinn beim ersten Gange. Einem Kellner fiel es ein, einige Wasserflaschen auf den Tisch zu stellen; Herr von Villermé warf sie zum Fenster hinaus, und machte den Vorschlag, den armen Teufel auf demselben Wege zu expediren, um ihn zu lehren, sich künftighin vor dergleichen Impertinenzen zu hüten. Herr von Précorbin legte sich in's Mittel.

„Man muß ihm für diesmal verzeihen!" sagte er.

„So soll er sich berauschen, sonst prügle ich ihn zu Tode!"

Der Kellner schwur zu gehorchen.

Als er zwei Stunden später, seinem Gelübde getreu, stolpernd mit seinen Helfershelfern kam, um das Dessert auf den Tisch zu stellen, waren alle Köpfe in einem unbeschreiblichen Zustande. Herr von Villermé hatte sich dem Fräulein Mérise genähert.

„Sie fliehen mich also noch immer, Sie Unmenschliche? Hüten Sie sich vor meiner Rache!" sagte er zu ihr.

„Vor Ihrer Rache soll ich mich hüten? wie das?"

„Nun, bei meinem Bart! ich will Sie morgen auspfeifen!"

„Das wäre schändlich!" schrie Fräulein Mérise.

„Was sagen Sie da?" fragte Gaston, dessen Arm die Schauspielerin ergriffen hatte.

„Ich sage, daß ich morgen Fräulein Mérise auspfeifen werde, um sie zu lehren, sich künftighin aus dem Marquis von Villermé keinen Narren zu machen!"

„Und ich werde Ihnen das Pfeifchen mit meiner Degenspitze verstopfen!" antwortete Gaston kaltblütig.

Der Marquis reichte seinem Nebenbuhler die Hand.

„Auf morgen denn, im italienischen Theater!" versetzte er.

Digitized by Google

Fräulein Mérise fiel Gaston um den Hals. Diesmal glaubte sie sich geliebt.

Herr von Villermé hatte am andern Morgen viel Mühe, sich dessen zu erinnern, was er den vorigen Tag gesagt hatte. Bei gesunder Vernunft hätte er nie dergleichen Reden, deren er sich jetzt schämte, gehalten; aber es war zu einer öffentlichen Herausforderung gekommen, er glaubte es seiner Ehre schuldig zu sein, seine Drohung ganz auszuführen.

„Du bist ein Narr!" sagte ihm Herr von Précorbin.

„Das ist möglich," versetzte der Marquis; „aber wie würdest du an meiner Stelle handeln?"

„Wie du!"

Es dauerte nicht lange, und Frau von Larsac wurde von dem Vorfalle verständigt. Ihr Verdruß war außerordentlich groß, als sie erfuhr, daß Gaston seinen Degen wegen einer Schauspielerin ziehen werde, und an diesem Tage verschwendete sie an den Musquetier ihr Lächeln und ihre Gunst. Als aber der Abend kam, konnte sie doch nicht umhin, in das italienische Schauspielhaus zu gehen, um den Vorgang der Dinge, die da kommen sollten, zu sehen.

Herr von Villermé war in den Coulissen, wo sich auch Herr von Boisroger bald einfand. Der Musquetier kam auch herbeigelaufen; sein Gesicht war strahlend vor Freude.

„Wenn du in deiner Börse ungefähr hundert Louisd'or hast, die du nicht zu verwenden weißt, so leihe sie mir," sagte Cesar zu Gaston; „ich bin ganz ohne Geld, und sehe voraus, daß ich es nächstens brauchen werde . . . Unter uns gesagt, die Dame ist ganz närrisch in mich verliebt; es wäre nicht so unwahrscheinlich, wenn sie sich gleich ergäbe, und ich muß im Stande sein, bei der Hochzeit eine Figur zu machen. — Uebrigens, brauchst du denn am Vorabende eines Zweikampfes Geld? — Und vielleicht wird die Dame verlangen, daß ich sie entführe. Die Frauen haben so viel Launen!"

Gaston warf seine Börse dem Musquetiere zu, und ging geradezu auf den Marquis los.

„Das Stück wird gleich angehen, mein Herr!" sagte er zu ihm; „darf ich so frei sein, Sie zu fragen, wohin Sie sich setzen werden, damit ich die Ehre habe in Ihrer Gesellschaft zu sein?"

Der Marquis verneigte sich höflich.

„Beim Orchester," sagte er, „wenn dieser Platz Ihnen anständig ist, Herr Baron!"

Gaston machte ein bejahendes Zeichen, und Beide gingen auf ihre Plätze.

Als die zwei jungen Edelleute eintraten, waren Aller Augen auf sie gerichtet. Die Geschichte der Herausforderung war bekannt geworden, und man sah aus allen Logen und Gallerien die Köpfe der reizendsten Damen vom Hofe neugierig sich hinaus beugen.

Sobald der Vorhang aufging, entstand eine lautlose Stille. Die ersten Szenen ließ man ohne irgend einen äußerlichen Beifall oder eine Unzufriedenheit vorübergehen. Die beiden Edelleute theilten sich ihre Bemerkungen über den Werth des Stückes und über das Verdienst der Schauspielerinen mit. Endlich erschien Fräulein Mérise. Sie zitterte und näherte sich langsam dem Bühnenrande; Alles sah auf Herrn von Villermé. Dieser zog aus seiner Tasche ein goldenes Pfeifchen, setzte es an die Lippen, und ließ durch den Saal einen scharfen, schneidenden Pfiff ertönen. Herr von Boisroger stand mit ernster Miene auf, hielt den Arm des Herrn von Villermé zurück, und mit der andern Hand berührte er seinen Degengriff. Der Marquis verbeugte sich, steckte sein Instrument in die Tasche, und Beide setzten sich wieder nieder.

Dieses Alles folgte so schnell auf einander, daß diejenigen, welche nicht Mitwisser des Geheimnisses waren, nichts von der Pantomime der beiden Edelleute verstanden; aber der Frau von Larsac entging keine einzige ihrer Bewegungen, deren Bedeutung sie nur zu gut verstand. Während des Zwischenaktes gingen die Gegner auf einen Augenblick hinaus, und ihre Freunde kamen ihnen bald nach.

Bald darauf trat Herr von Précorbin mit lautem Gelächter in die Loge der Frau von Larsac.

„Was ist denn vorgegangen?" fragte lebhaft die Vicomtesse.

„Herr von Villermé ist ein ächter Cavalier!" sagte Précorbin. „Als Herr von Boisroger darauf bestand, sogleich beim Scheine der ersten besten Straßenlampe zu kämpfen, bat er ihn, ihren Zweikampf bis nach dem Ende des Stückes zu verschieben. — Ich bin, fügte er hinzu, dem Fräulein Mérise eine Genugthuung schuldig, und ich will ihr auch durch meinen Beifall beweisen, daß, wenn sie morgen der Stütze Ihres Degens beraubt sein sollte, sie an mir einen Beschützer fände, der jeden Augenblick bereit wäre, sie zu vertheidigen. — Herr von Boisroger hat eingewilligt, und der Zweikampf wird erst nach dem Ende des Stückes statt finden."

„Die Worte des Herrn von Villermé lassen vermuthen, daß er seines Sieges gewiß ist," sagte Delphine mit bewegter Stimme. „Ist er denn ein gar so fürchterlicher Fechter?"

„Das Resultat des Duelles kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein: Herr von Boisroger wird unvermeidlich fallen! Herr von Villermé hat, den Degen in der Hand, keinen Nebenbuhler; er wird diesen armen Gaston wie eine Lerche aufspießen!"

Delphine wurde ganz blaß.

„Ich aber werde da sein," fuhr Herr von Précorbin fort; „und ich verspreche Ihnen, daß Alles gewissenhaft vor sich gehen wird."

Als der Vorhang vom Neuen aufgezogen werden sollte, verließ Frau von Larsac ihre Loge.

„Wollen Sie die Güte haben," sagte sie zu Herrn von Précorbin, „meinen Wagen vorfahren zu lassen; ich fühle mich etwas unwohl."

„Aber wahrhaftig, Sie sind weißer, als Ihre Spitzen. Werden Sie mir erlauben, Sie zu begleiten?"

„Es ist nicht nöthig; ich brauche Ruhe und werde bei meiner Nachhausekunft mich alsogleich niederlegen."

Kaum saß Frau von Larsac im Wagen, so rief sie dem Bedienten zu, sie so schnell als möglich zum Herzog von T. zu führen. —

Der Herzog war gerade mit seiner Gesellschaft in den Tuilerien, und sie hatte einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Als sie aber ihren Namen sagen ließ, gab er gleich den Befehl, sie vorzulassen.

„Ich arbeitete mit dem Kriegsminister," sagte er; „aber ich habe meine Staatsgeschäfte bei Seite gelegt, um Sie zu empfangen. Soll ich dem gütigen Schicksale danken, daß es mir Sie zugeschickt hat?"

„Danken Sie dafür nur der Gefälligkeit, mit der Sie bei jeder Gelegenheit der Witwe Ihres Freundes, des Herrn von Larsac, beistehen, und ferner noch der Unbesonnenheit eines Edelmannes, der mich zwingt, zu Ihnen Zuflucht zu nehmen!"

„Wenn ich mit diesem Edelmanne bekannt wäre, so würde ich ihm meine Dankbarkeit bezeigen!"

„Das können Sie sehr leicht!"

„Hätten Sie irgend eine Begünstigung für ihn zu erbitten?"

„Ja, Herzog!"

„Und die wäre?"

„Einen Verhaftsbefehl!"

Der Herzog von T. sah Frau von Larsac staunend an.

„Hätte vielleicht dieser Edelmann den Anstand gegen Sie verletzt?"

„Ach, mein Gott! nein; er ist zu sehr mit Schauspielerinen beschäftigt, um nur an mich zu denken. Es ist doch wohl genug, daß er sich ruinirt, dem Tode sich aber auszusetzen, ist zu viel. Er hat thörichter Weise einen Edelmann, der einen schrecklichen Ruf hat, zu einem Zweikampfe herausgefordert, der in zwei Stunden vor sich gehen soll. Hätte Seine Majestät nicht ein leeres Zimmer in der Bastille in Bereitschaft für einen Unbesonnenen?"

„Wenn keines da wäre, würde man es doch finden."

„Nun, Sie würden mir also den größten Gefallen erweisen, wenn Sie mir behilflich sein möchten, ihm eine Wohnung in diesem Aufenthalte zu verschaffen."

„Aber wäre es nicht viel einfacher, den schrecklichen Edelmann, dessen Degen so furchtbar ist, dahin zu schicken?" versetzte der Herzog mit boshaftem Lächeln.

„O, der interessirt mich nicht!" war Delphinens naive Antwort.

„In der That, man kann dergleichen Aufmerksamkeiten nicht

Digitized by Google

für alle Welt haben!“ sagte der Herzog, indem er seine Lippen auf die Hand der Frau von Larsac drückte.

Diese fühlte, wie ihr das Blut unter dem Blicke des großen Herrn in's Gesicht stieg, und ganz verlegen schlug sie die Augen nieder.

„Es ist nur, weil er mein Verwandter ist!“ stammelte sie.

„Man ist es immer in solchen Gelegenheiten; denn ist man's noch nicht, so wird man es!“

Eine Stunde darauf, als Gaston und Herr von Villermé in Gesellschaft ihrer Zeugen unter einem Laternenpfahle stehen geblieben waren, erschien vor ihnen ein Gerichtsdiener mit seinem Stäbchen in der Hand.

„Welcher von Ihnen ist der Herr Baron von Boisreger?“ fragte er.

„Das bin ich, mein Herr!“ antwortete Gaston; „was wollen Sie von mir?“

„Ich will nur Ihren Degen, und Ihre Begleitung nach der Bastille!“

„Ich soll in die Bastille? das ist unmöglich! Was für ein Verbrechen habe ich denn begangen?“

„Das ist mir unbekannt; ich bin aber der Ueberbringer eines Befehles, der vollzogen werden muß. Lesen Sie!“

Der Gerichtsdiener reichte dem Herrn von Boisreger den Verhaftsbefehl; er war vom Polizeilieutenant unterzeichnet. Gaston ergab sich.

„Hier ist mein Degen,“ sagte er zum Gerichtsdiener. „Ich folge Ihnen!“

„Was für ein verdrießlicher Umstand!“ schrie Cesar von Précorbin. „Wenn du nicht getödtet werden wärest, hättest du meiner Hochzeit beiwohnen können!“

Dieser Ausruf machte Herrn von Boisreger die Aussicht auf sein Gefängniß erträglicher. Er drückte seinem Gegner die Hand, und stieg entschlossen in den Fiaker, welchen der Gerichtsdiener mitzubringen die Aufmerksamkeit gehabt hatte.



Als Gaston in der Bastille angekommen war, sperrte man ihn in ein kleines Zimmer, wo er vollkommene Muße hatte, seinen Gedanken freien Lauf zu lassen. Er entdeckte in einem Winkel ein Bett mit grünen Vorhängen geziert. Er legte sich hinein, und während dem er von den seltsamen Abenteuern, die ihm eine Wohnung in den Gefängnissen Seiner Majestät verschafft hatten, träumte, schlief er ein.

Gaston zählte erst vierundzwanzig Jahre.

Es träumte ihm, daß die in einen Schmetterling verwandelte Delphine um ein Blumenbeet, auf dem er selbst in der Gestalt einer schönen Rose sich wiegte, flatterte, als das Geräusch einer sich öffnenden Thür ihn plötzlich aus seinen Träumen riß. Gaston setzte sich im Bette auf und sah mitten im Zimmer eine Art von Bedienten, der, den Hut in der Hand drehend, ihn fragte, ob er dem Herrn Gouverneur die Ehre erweisen wolle, ihn zu empfangen. Gaston rieb sich die Augen, und erinnerte sich, daß er in der Bastille sei.

„Die Ehre wird meiner Seits sein!“ sagte er; „bitten Sie den Herrn Gouverneur, sich herein zu bemühen!“

Der Gouverneur schien ein sehr artiger Mann zu sein. Er entschuldigte sich zuerst, den Schlummer des Herrn von Boisreger so zeitlich gestört zu haben.

„Ich konnte nicht frühe genug mein Bedauern über den Empfang, welchen man Ihnen diese Nacht bereitet hat, ausdrücken!“

„Ich kann mich über nichts beklagen!“ sagte Gaston.

„Wenn mir der Gerichtsdiener den Brief, welchen er für mich hatte, übergeben hätte, so würde ich mich beeilt haben, Ihnen eine andere Wohnung anzuweisen. Wollen Sie so gütig sein, mir zu folgen? dieses Zimmer gehört nicht für einen so ausgezeichneten Cavalier!“

Gaston verneigte sich, und als er angezogen war, entfernte er sich mit dem Gouverneur.

„Hier ist Ihr Zimmer,“ versetzte der Offizier, als sie in ein großes, sehr gut möblirtes Gemach kamen, das die Aussicht auf die Vorstadt St. Antoine hatte. „Betrachten Sie sich hier, wie zu Hause, und handeln Sie darnach. Sie werden von meinen Leuten bedient, wenn Sie mir nicht die Ehre erweisen wollten, an meinem Tische zu speisen!“

„Sie würden mich glauben machen, daß ich eine weit wichtigere Person bin, als ich dachte. Könnten Sie mir die Ursache meines Aufenthaltes angeben?“

„Davon bin ich nicht unterrichtet.“

„Erlauben Sie mir wenigstens, meine Freunde davon zu benachrichtigen, damit einer mir die Aufklärungen verschaffe, die Sie mir zu geben nicht im Stande sind.“

„Es ist mir sehr leid, mein Herr! Ihnen diesen Trost versagen zu müssen; denn die mir gegebenen Befehle sind ausdrücklich: Sie sollen niemanden empfangen.“

„Sie werden mir wenigstens schreiben können, ihre Briefe werden mich aus der Ungewißheit reißen.“

„Ich bin wirklich in Verzweiflung, aber jede Correspondenz ist Ihnen förmlich untersagt.“

„Wollen Sie also die Güte haben, Herr Gouverneur! mir zu sagen, was zu thun mir erlaubt ist; vielleicht werden Sie weniger Zeit brauchen, mir das zu sagen, als zu der Bekanntmachung alles dessen, was ich unterlassen soll!“

„Es ist Ihnen erlaubt, in der Bastille ganz das zu machen, was Sie auf einer wüsten Insel machen würden, wenn Sie der Sturm dahin verschlagen hätte. Ein Ocean trennt Sie von der Welt; die Erinnerung daran müssen Sie ganz verlieren.“

Die Unterhaltung dauerte noch einige Augenblicke, und so dringend auch die Fragen des Herrn von Boisreger sein mochten, so konnte er doch nicht den Einfluß, dem er seine Gefangennehmung verdankte, kennen lernen. Der Gouverneur gab ihm jedoch zu verstehen, daß eine wichtige Person anbefohlen, ihn mit aller einem Edelmanne gehörigen Rücksicht zu behandeln.

Von diesem Augenblicke an genoß Gaston alle Freiheit, die man in einem Staatsgefängnisse haben kann; er konnte in dem Gefängnißhofe und auf den Terrassen spazieren gehen, sich der Bibliothek des Gouverneurs bedienen, und nach Belieben entweder an dessen Tische oder auf seinem Zimmer speisen; jeder seiner Wünsche wurde augenblicklich erfüllt, und nichts, was seine Gefangenschaft erleichtern konnte, wurde ihm abgeschlagen.

Die Erlaubniß ausgenommen, auszugehen und seine Freunde zu empfangen, hatte Gaston nicht Ursache, sich zu beklagen; die Speise, welche er in der Bastille genoß, war köstlich, das Zimmer, welches er bewohnte, war viel angenehmer, als jenes seines Gasthofes in der Gasse St.-Thomas-du-Louvre. Er hatte da die gewählteste Gesellschaft großer in Ungnade gefallener Herren und Würdenträger, Alle Gefangene wie er, und doch hätte Gaston der übelgesinnten Person, die ihn unter Schloß und Riegel wie eine Nonne hielt, herzlich gern einen tüchtigen

Digitized by Google

Degenstoß gegeben. Nicht als hätte er sich nach Fräulein Mérise gesehnt, oder nach dem zerstreuten Leben, zu welchem ihn Herr von Précorbin verleitet hatte; aber es brachte ihn in Wuth, sich verhaftet zu wissen, ohne die Ursache und Dauer seiner Gefangenschaft erfahren zu können. Hatte er jedoch Ursache, sich über die strenge Absonderung, worin man ihn hielt, und die Rücksichten, die man für ihn hatte, zu wundern, so gab es etwas, worüber er noch mehr staunen mußte.

Eine unbekannte Person hatte die zarte Aufmerksamkeit, ihn jeden Morgen mit dem schönsten, in dieser Jahreszeit seltenen Obste und mit dem ausgezeichnetesten Wildpret, und den neuesten Büchern zu versorgen. Kein Streifchen Papier, kein Anzeichen verrieth den Namen der liebenswürdigen Person, die sich Gaston's erinnerte; der Pförtner empfing immer den Korb von einem Eckensteher und übergab ihn Gaston, der auf diesem Wege schon die kostbarste Wäsche und die hübschesten Anzüge bekommen hatte. Gaston vertheilte die Eßwaaren, lieh die Bücher aus, schmückte sich mit den Kleidern, und erschöpfte sich in Vermuthungen über den Ursprung dieser täglichen Geschenke. An der zierlichen Einrichtung des Korbes, an der Auswahl der Gegenstände, mit denen er angefüllt war, errieth man leicht, daß eine Frauenhand darin gewaltet.

Börsen und Degenschleifen waren mit Apfelsinnen vermischt, und manches saftige Federwildpret war mit Manschetten verdeckt.

„Es kann nur Fräulein Mérise sein, die an mich denkt. Armes Mädchen!“ dachte Gaston, als er um seinen Hals eine gestickte Batistkravatte band; „armes Mädchen! sie allein hat mich wirklich geliebt. Und ich? . . .“

Eines Morgens war er ganz überrascht, in sein Zimmer den Grafen Cesar von Précorbin eintreten zu sehen. Halb entkleidet, sprang er aus seinem Bette in die Arme des Musquetiers.

Nach den ersten Umarmungen fuhr Gaston schnell zurück.

„Ach!“ sagte er, „meine Freude ist recht egoistisch! die unsichtbare Hand, die mich getroffen, hat dich ohne Zweifel auch erreicht. Du kommst, mein Gefängniß zu theilen!“

„Ich komme, dich zu befreien!

„Mich zu befreien?“

„Nun ja, zum Teufel!“

„Sieh' einmal, Cesar! keinen Scherz. Du willst mich aus der Bastille führen, aus diesen abscheulichen Thürmen? Du hast die Macht, mich aus diesen schrecklichen Mauern zu befreien?“

„Ich kann dich aus diesen schrecklichen Mauern, aus diesen abscheulichen Thürmen führen, so weit du willst. Du führst hier aber ein fürstliches Leben, wenn ich nach diesen fetten Rebhühnern und diesen ehrwürdigen Burgunderflaschen schließen darf, die ein so köstliches Arom verbreiten!“

„Mein Freund! laß dich noch einmal umarmen! Was bin ich dir nicht schuldig!“

„Du bist mir nur fünfhundert Franken schuldig, die du an mich beim Pharaotische, den Tag vor deiner Gefangennehmung, verloren hast. Uebrigens gar nichts!“

„Wie, du bist es nicht, der mich befreit?“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Nun, so nenne mir schnell den großmüthigen Freund, dem ich die Freiheit verdanke . . .“

„Ich würde es gerne thun, wenn . . .“

„Ich binde meine Cravatte, und du führst mich gleich hin.“

„Vom Herzen gern würde ich deinen Wunsch erfüllen, aber es ist eine kleine Schwierigkeit.“

„Vielleicht ist er nicht in Paris? Es thut nichts, wir fahren mit einander, und werden ihn wohl finden, wäre er auch an dem andern Ende der Welt!“

„Meiner Treu! das wird mich freuen; wenigstens werde ich ihn kennen lernen.“

„Was willst du damit sagen?“

„Die Wahrheit!“

„Du kennst ihn nicht?“

„Ich kenne ihn nicht!“

„Warum sagtest du es mir nicht früher?“

„Ei, zum Henker! es dauert nun eine Stunde, daß du mich unterbrichst, wenn ich den Mund aufmache, um es dir zu sagen.“

„Kehre dich nicht daran, das macht die Freude . . . die erstickt mich. Umarme mich noch einmal, Cesar! Weißt du auch, daß das ein wunderbares Abenteuer ist?“

„Das ist auch meine Meinung.“

„Wäre es jemandem anderen, als mir geschehen, ich hätte es nicht geglaubt. Wie kommt es denn, daß du es bist, der mich zu befreien kommt?“

„Hier ist der Befreiungsbefehl.“

„Ganz in Ordnung, wahrhaftig. Wenn ich so zufällig der Sohn eines Prinzen wäre! Was sagst du dazu, Cesar?“

„Es wäre möglich, wenn du nicht die Freifrau Adelheid Elisabeth Irene von Boisreger zur Mutter hättest. Ihre Tugend beraubt dich der Wohlthaten des Zufalls.“

„Aber du erzählst mir ja nicht, wie dieser Befehl in deine Hände gerathen ist?“

„Wie Teufel! willst du denn, daß ich mich verständlich mache? Du sprichst ja immer!“

„Mach' dir nichts daraus, ich höre dabei doch zu.“

„Ich fange also an! — In der heutigen Nacht,“ sagte Herr von Précorbin, „ging ich sehr zeitlich nach Hause, so gegen Mitternacht, ganz versunken in Gedanken. Als ich die Treppe hinauf stieg, begegnete ich meinen Diener Jolibois, der aufpaßte.“

„Jolibois? du hast also nicht mehr den Courtois?“

„Ich habe ihn weggejagt; er war ein Narr, der sich berauschte, und dessen Zunge nicht zu halten war, wenn er ein Gläschen Wein zu viel getrunken. Jolibois ist verschwiegen, wie ein Richter, und ordentlich, wie eine alte Jungfer. Ich gebe ihm zehn Thaler Lohn, er stiehlt mir zweihundert, so vergleichen wir uns vortrefflich. Wenn ich sterbe, so nehme ihn; er hat nicht seines Gleichen in der Welt, ein Liebesbriefchen zu übergeben, oder Gläubiger wegzujagen.“

„Es ist ein Schatz!“

„Jolibois kommt mir also entgegen und übergibt mir einen Brief. Die Schrift war mir unbekannt, das Siegel hatte weder eine Devise noch Wappen. Ich öffne ihn, und finde einen Befreiungsbefehl, der folgender Maßen lautete:

„Herr Gaston von Boisreger ist in der Bastille. Man glaubt, daß der Aufenthalt daselbst ihm von Nutzen sein wird; es ist aber Zeit, daß er ein Ende nehme, und Herr von Précorbin wird ersucht, ihm morgen die glückliche Nachricht seiner Befreiung zu überbringen.“

Ich frage den Jolibois aus, und erfahre, daß der Brief ihm von einem Bedienten ohne Livrée übergeben worden. Ich lege mich zu Bette, und den andern Morgen mit Tagesanbruch nehme ich meinen Fiaker, der mich in die Bastille führt. Ich zeige den Befehl, die Thüren öffnen sich, und ich stürze mich in das Zimmer des Gefangenen — das Uebrige weißt du!“

„Wo hast du den Fiaker gelassen?“

„Unten, an der Pforte.“

„Gehen wir, mein Freund! gehen wir. Ich glaube schon, daß ich für ein wunderbares Schicksal aufbewahrt bin. Ein Unbekannter bringt mich in's Gefängniß, ein Unbekannter befreit mich daraus!“

„Bitte um Verzeihung! Was das Erste anbetrifft, so irrst du dich.“

„Wie so?“

„Ich weiß nicht, wer die Riegel aufgemacht; aber wenigstens weiß ich, wer sie vorgeschoben.“

„Nenne mir den Bösewicht! Ich habe es tausendmal geschworen, der muß nur von meiner Hand sterben.“

„Nun, so gehe und nehme der Frau von Larsac das Leben!“

„Delphine!?“ schrie Herr von Boisreger. Er fiel auf einen Sessel, und blieb einen Augenblick wie vom Schlage getroffen. „Das ist ein Haß, das ist ein Haß!“ sagte er endlich. „Aber, mein Gott! was habe ich ihr gethan?“

„Du mußt dich nicht so betrüben,“ versetzte Cesar, der mit

Digitized by Google

seinem niedergeschlagenen blassen Freunde Mitleiden hatte. „Weiß man jemals, warum die Frauen einen lieben oder verabscheuen? Die Erfahrensten verstehen sich nicht darauf. Eine Krämerin in der Gasse Saint-Honoré wäre fast aus Liebe zu mir gestorben, weil ich meinen Hut auf einem Ohre sitzend trug, und die Geliebte des Herzogs von Polignac bekam den Einfall, mich nach Indien zu schicken, weil ich eine Brustkrause von Alençoner-Spitzen hatte. Versuche also, dich zu trösten. Du würdest eher den Stein der Weisen finden, als die Ursache der Feindseligkeit deiner Cousine!“

Gaston konnte aber doch nicht umhin, daran zu denken.

„Es ist unerhört!“ sagte er, als Beide im Fiaker saßen; „es ist nicht genug, daß sie mich hindert, mein Glück zu machen, sie muß mich auch noch einsperren lassen!“

„Ach! es ist also nicht das erste Mal, daß du die Wirkungen ihres Hasses verspürst?“

„Das Erstemal? — Urtheile selbst. Ein würdiger Edelmann faßte Freundschaft für mich; seine Nichte ist reich, er will sie mir zur Frau geben. Meine Cousine erfährt es, und mit Hilfe eines sinnreichen Verläumdungssystems zerstört sie unsere Pläne!“

„Gerade, als du heiraten solltest?“

„Ja, gerade zu dieser Zeit. Später erfährt sie, daß ich eine Compagnie in der Expedition nach Martinique, welche man zu Brest ausrüstete, erhalten sollte. Sie schlägt sich in's Mittel, und mein Bestallungsbrief wird einem Andern gegeben!“

„Auf die Weise, daß die Flotte die Segel spannt, und dich zurückläßt?“

„Zuletzt gerathe ich mit einem tapfern Cavalier in Streit; um mir die Zeit zu vertreiben, mache ich mir ein Vergnügen daraus, einen Degenstich auszutheilen oder einen zu empfangen. Aber ich habe ohne meine Cousine gerechnet, und ihre Freundschaft verschafft mir das Vergnügen, in den Gefängnissen des Königs zu wohnen. Ich frage jetzt, ob das nicht Verfolgung ist? Ich habe mir vorgenommen, jetzt gleich zu Herrn von Villermé zu gehen, um ihm den Antrag zu machen, die verlorene Zeit wieder einzubringen.“

„Mein Herzallerliebster! ich bin der Meinung, daß in dieser ganzen Sache er nicht derjenige ist, welcher am meisten verloren hat!“ versetzte Cesar, der, während Gaston sprach, eine immer besorgtere Miene angenommen hatte. Bald antwortete er, in seine Gedanken versunken, selbst auf Gaston's Fragen nur mit halbem Munde, und als der Wagen in der Gasse St.-Thomas-du-Louvre stehen blieb, war Herr von Précorbin stumm.

Herr von Boisreger stieg in sein Zimmer, wo er, die ihm nicht gehörenden Möbeln ausgenommen, weder seinen Koffer, noch Bettsack, noch Kleidung fand.

Der Gastwirth, welcher, die Mütze in der Hand, gefolgt war, sagte ihm, daß während seiner Abwesenheit eine Menge Leute gekommen wären, und alles fortgeschleppt hätten. Beim Fortgehen hatten sie in den Händen des Gastwirthes ein Papier gelassen, in welchem Herrn von Boisreger von Seiten des Gerichtes angekündigt wurde, daß seine beweglichen und unbeweglichen Güter auf Ansuchen seiner Gläubiger ergriffen worden waren.

Gaston ersah daraus, daß er das Kapital seiner vier Tausend Livres Einkünfte in achtzehn Monden verzehrt hatte.

In den Taschen eines Kleides, das er den vorigen Tag bekommen, hatte Gaston eine gut gefüllte Börse gefunden; er nahm sie heraus, bezahlte die Rechnung des Wirthes und den Zins bis zu Ende des Monates, und ging dann aus, um über seine Lage nachdenken zu können.

Als er über die Gasse ging, hörte er seinen Namen rufen; eine Kutsche fuhr vorüber, und in dieser Kutsche saß Fräulein Mérise, zum Wagenfenster hinausgeneigt, und befahl dem Kutscher, anzuhalten. Gaston wartete nicht, bis der Wagentritt heruntergelassen war, er sprang gleich in den Wagen. Die Schauspielerin überhäufte ihn mit Liebkosungen.

„Wie sehr muß ich Ihnen danken,“ fing endlich Gaston an, als ihm zu sprechen erlaubt war; „wie sehr muß ich Ihnen dafür danken, daß Sie mich nicht vergessen haben!“

„O! was das anbelangt, vergessen habe ich Sie nicht. Alle Tage habe ich an Sie gedacht.“

„Sie haben es mir nur zu gut bewiesen. Was für angenehme Ueberraschungen haben Sie mir nicht jeden Morgen gemacht! Ich muß Sie dafür ausschmähen! Sie haben sich ja zu Grunde richten müssen! Pfirsiche im Monate Jänner!“

„Das muß, in der That, sehr kostspielig sein; aber, mein Freund! wenn Sie welche gegessen haben, so kann ich Ihnen blos dazu gratuliren, denn mir sind Sie dafür keinen Dank schuldig!“

„Nicht Sie haben mir also das beste Obst, die kostbarsten Weine, und dieses Kleid und diese Börse geschickt?“

„Wie hätte ich das thun können? Ich hatte ja nicht die Mittel, mit Ihnen zu verkehren.“

„Das ist in der That ein seltsames Abenteuer, das zu begreifen ich nicht im Stande bin.“

„Es ist wenigstens nicht sehr unangenehm; würde man nie andere haben, so möchte man sich darüber leicht trösten. Den Morgen nach Ihrer Gefangennehmung, von der mich Herr von Précorbin in der Nacht verständigt hatte, begab ich mich in die Bastille. Man sagte mir, daß der Befehl gekommen wäre, Sie mit Niemandem sprechen zu lassen. Ich schrieb Ihnen, man schickte mir meinen Brief zurück, mit dem Beisatze, meine Correspondenz künftighin einzustellen. Ich war in Verzweiflung; da besuchte mich Herr von Villermé!“

„Er hatte mir versprochen, Sie im Falle meines Todes zu beschützen. Ein Gefangener ist wie todt. Ich werde mich bei ihm bedanken!“

„Er fand mich in Thränen aufgelöst.“

„Und er trocknete sie?“

„Was sollte ich machen? Selbst wenn ich tausend Jahre nach einander mich betrübt hatte, Sie würden aus der Bastille doch nicht um eine Stunde früher befreit worden sein! Und dann hatte mich Ihre Gefangennehmung so traurig gestimmt; man muß sich zerstreuen, wenn sich die Gelegenheit darbietet.“

„Das ist ein Grundsatz, voll von Lebensweisheit!“

„Anstatt, daß wir uns Zwei gelangweilt hätten, that es nur Einer; da war doch etwas Gewonnenes dabei.“

„Ohne Zweifel. Das ist eine Methode, die ich befolgen werde!“

„Ich muntere Sie dazu auf. Ich übe sie aus, so viel es in meiner Macht steht. Sehen Sie, ich übe sie eben in diesem Augenblicke!“

„Ach! wäre vielleicht Herr von Villermé . . .“

„Nicht doch; ich habe zu ihm eine herzliche Liebe gefaßt, und er gibt sie mir aus ganzer Seele zurück. Aber gestern habe ich eine schlechte Rolle in einem neuen Lustspiele von Herrn Goldoni gespielt, und ich will darauf vergessen; deßwegen esse ich heute zu Abend in Herrn von Villermé's Lusthause. Kommen Sie mit mir; er wird ein großes Vergnügen haben, Sie zu sehen.“

„Recht gern!“ —

Fräulein Mérise hatte sich nicht geirrt. Der Marquis empfing Herrn von Boisreger auf's Freundlichste. Herr von Précorbin gesellte sich auch zu ihnen, und man ging zu Tische.

„A propos!“ rief plötzlich der Musquetier den zwei jungen Leutchen zu; „werden Sie Ihr Duell erneuern?“

„Auf keinen Fall!“ antwortete Herr von Villermé. „Ich berühre lieber Herrn von Boisreger's Hand, als seinen Degen!“

„Meiner Treu!“ sagte Gaston, Sie würden mir vielleicht einen Gefallen erweisen, wenn Sie mir den Ihrigen durch den Leib jagten!“

„Ach, mein Gott! warum?“ schrie Fräulein Mérise.

„Weil ich zu Grunde gerichtet bin!“

„Man ist es nie, wenn man Freunde hat!“

„Das alte Mauerwerk, wo mein Vater starb, wurde mir verkauft, und ich habe kein anderes Schloß!“

„Ei, es kommt nicht aus der Familie,“ schrie Précorbin; „ich weiß aus guter Quelle, daß Frau von Larsac, deine Cousine, die Schuldscheine von deinen Gläubigern an sich gebracht, und unlängst den Besitz des Schlosses der Boisregers angetreten hat!“

Digitized by Google

„Sie muß wohl die Früchte ihres Werkes genießen;" versetzte Gaston, indem er auf einen Zug ein Glas Champagner ausleerte.

„Was hast du jetzt vor?" sagte Cesar; „jetzt, da dir nichts mehr bleibt?"

„Mit dem Gelde, welches ich einem unbekannten Freunde verdanke, kann ich bis nach St. Malo kommen. Man rüstet dort Kaper aus, ich werde mich auf dem ersten besten Fahrzeug einschiffen, und mir von den Engländern einige Kugeln durch den Kopf jagen lassen!"

„Potztausend! ist das ein Einfall! den Tod oder das Glück!" schrie Cesar.

„Da Sie sich vorgenommen, Ihr Vaterland zu verlassen, so können Sie einen bessern Weg ergreifen;" sagte Villermé. „Der Czar will seine Armee civilisiren, und ich kenne einen russischen Cavalier, der beauftragt ist, französische Offiziere zu werben, um sie an die Spitze der russischen Regimenter zu stellen. Erlauben Sie mir, Sie ihm anzuempfehlen, und ich kann versichern, daß der Oberstenrang Sie in Petersburg erwartet!"

„Ich habe aber nie gedient."

„Sie sind tapfer; das Uebrige findet sich unterwegs. Nehmen Sie es an?"

„Ich nehme es an!"

„Nun, so halten Sie sich bereit, dieser Tage abzureisen. Der Moskauer erwartet nur Verordnungen von seinem Hofe, um in den Wagen zu steigen."

„Du kommst als Feldmarschall zurück. Auf deine Gesundheit, Oberst!"

„Auf deine Heirat!" antwortete Gaston mit einem bittern Lächeln.

„Ah! meine Heirat ist noch nicht vollzogen," sagte der Musquetier, mit dem Kopfe schüttelnd. „Auf Ostern werden wir wieder davon reden." —

Als man auseinander ging, umarmte Fräulein Mérise, die sehr gerührt war, Gaston mit vieler Innigkeit.

„Armer Bursche!" sagte sie; „in das Land der Wilden muß er gehen; er ist recht unglücklich!"

„Bah!" murmelte Herr von Précorbin, der eine ganze Batterie leerer Flaschen mit einen Fußstoße umwarf; „es gibt recht glückliche Unglückliche!"

„Was sagt er da?" fragte Herr von Villermé.

Fräulein Mérise sah Cesar an, der mit den Fingern auf dem Tische trommelte.

„Der Wein allein weiß es!" sagte sie.

Als Herr von Boisroger mit Tagesanbruch nach Hause kam, fand er dort ein Billet, worin er eingeladen wurde, sich denselben Abend auf den Maskenball zu begeben:

„Die Person, welche Sie aus der Bastille befreit, und Ihnen den Aufenthalt daselbst nach Möglichkeit erträglich gemacht hat, erwartet Sie im Sammelzimmer um Ein Uhr morgens. Sie wird einen grünen Domino, und an der linken Achsel eine gelbe Schleife tragen."

Als er sich Abends schon voller Ungeduld und Verlangen, den geheimnißvollen Urheber seiner Befreiung kennen zu lernen, vorbereitete, um in das Opernhaus zu gehen, bekam er einen Brief von Herrn von Villermé, der ihn darin von dem glücklichen Ausgange seines Verhabens verständigte:

„Sie sind Oberst, halten Sie sich bereit. Die Wägen des Moskauers werden Ihr Gepäcke morgen um Mittag abholen."

„Der tausend!" dachte Gaston, indem er den Brief in eine andere Tasche steckte; „mein Gepäck wird mich nicht lange aufhalten!"

Bald darauf war er im Opernsaale, und beeilte sich, in's Sammelzimmer zu kommen. Dort fand er sich allein mitten unter den Dienern, die kaum mit dem Kerzenanzünden fertig waren. —

Die Dominos fingen an, sich zu zeigen, und die Menschenmenge überschwemmte bald mit ihrem bunten Getreibe die ungeheuern Räume des Opernhauses. Es waren dort wohl viele grüne Dominos, aber keiner trug auf der linken Achsel eine gelbe Schleife.

Gaston war schon in Verzweiflung, jede Minute zog er seine Uhr heraus, und legte sie an's Ohr, um doch gewiß zu wissen, ob sie gehe; umsonst neckte man ihn von allen Seiten, er antwortete nicht. Alle Schäferinnen hatten ihn schon für den mürrischesten Cavalier der Versammlung verschrieen, als die heißersehnte Schleife an der Achsel eines grünen Domino's erschien.

„Endlich!" rief Gaston aus, während dem der Domino sachte Gaston's Arm durch den seinigen zog.

„Sie könnten ja nicht mehr sagen, wenn Sie eine Geliebte erwartet hätten," sagte der grüne Domino mit einer sanften bewegten Stimme.

„Das ist, weil Sie mir mehr als Geliebte sind, Sie sind mein Schutzengel! Haben Sie mich nicht gerettet, aus der Bastille befreit?" versetzte Gaston, dem alle Fibern seines Herzens bei den Tönen dieser Stimme, deren reiner, frischer Klang ihm nicht fremd schien, erzitterten.

„Ja! ich habe Sie aus diesem schrecklichen Kerker befreit, wo Sie jedoch so unglücklich nicht waren."

„Dank Ihrer Güte, an die ich ewig denken werde!"

„Eine Ewigkeit von drei Tagen oder von drei Wochen, gerade Zeit genug, zu lieben oder geliebt zu sein."

„Sie allein könnten meine Erkenntlichkeit in etwas Anderes verwandeln. Aber würden Sie es mir erlauben?"

„Warum nicht? wenn ich nicht die Gewißheit zu scheitern hätte; aber ich gestehe es Ihnen, ich fürchte mich!"

„Nehmen Sie sich in Acht, Madame! ich bitte Sie; wenn Sie eine Furcht äußern, so werde ich fast das Recht haben, eine Hoffnung zu zeigen!"

„Das ist ein Recht, dessen Sie sich nicht bedienen werden."

„Und warum nicht?"

„Würde Fräulein Mérise es erlauben?"

„Wenn wir ihr begegnen, so überlasse ich es ihr, Ihnen zu antworten."

„Schön! wer von Ihnen Beiden hat am ersten vergessen?"

„Weder der Eine noch der Andere. Sie hat sich zerstreut."

„Ah! und Sie?"

„Ich habe mich erinnert, daß ich sie nie geliebt."

„Nun, so werde ich etwas weiter gehen. Gibt es nicht irgendwo eine Cousine?"

„Frau von Larsac!"

„Man gibt sie für hübsch aus!"

„Sie haben ihre Stimme, ihren Wuchs, ihren Blick, und ich fühle, daß ich sie weniger verabscheue, seitdem ich Sie am Arme habe!"

Der Domino fuhr zusammen, und wendete einen Augenblick den Kopf weg. Als er ihn wieder erhob, sah er eine gepuderte Nymphe, den Köcher auf der Schulter und den Halbmond im Haare, die lachend Herrn von Boisroger am Arm faßte.

„Wie, mein Herr!" sagte sie; „Sie sind mit einer neuen Würde bekleidet, und Sie laufen nicht herbei, um davon Ihre Freunde zu benachrichtigen?"

„Herr von Villermé wird Sie wohl davon verständigt haben?"

„Und deßwegen habe ich Sie auch zu Mittag erwartet. Man geht nicht so in die Ferne, ohne den Leuten Lebewohl zu sagen."

„Es war mein Verhaben!"

„Ich erwarte Sie also morgen; aber vergessen sie ja nicht. Ich habe einige Commissionen für Sie."

„Irgend einen blauen Fuchs, um als Pelz zu dienen."

„Etwas der Art. Hermelin auf einen Muff. Wenn man nicht sicher ist, sich wieder zu sehen, so muß man wenigstens ein Andenken haben. Auf morgen denn! — Ich sehe dort unten Herrn von Précorbin, und werde ihn davon verständigen. Guten Abend, Oberst!"

Fräulein Mérise, welche die Nymphe war, entfernte sich schnell, und schlüpfte wie ein Aal durch die Menge.

Der grüne Domino zitterte an Gastons Arm.

„Oberst! Sie sind Oberst?"

„Wenigstens werde ich es sein."

„Sie haben ein Regiment in Frankreich?"

„Nicht doch; in Rußland!"

Digitized by Google

„Und Sie reisen?“

„Morgen in der Mittagstunde.“

Die Dame mit der gelben Schleife stieß einen schwachen Schrei aus, und schwankte.

Gaston schlang seinen Arm um sie, um sie aufrecht zu erhalten, als ein rosa Domino herbeigelaufen kam.

„Mein Herr!“ sagte die Stimme des Domino lebhaft, „haben Sie die Güte, sich auf einen Augenblick zu entfernen; ich habe meiner Freundin etwas Wichtiges zu sagen!“

Gaston gehorchte, verlor aber die beiden Dominos nicht aus dem Gesichte.

„Gnädige Frau!“ sagte das Rosa zum Grünen; „Herr von Précorbin folgt mir auf der Ferse nach; er hat mich erkannt, und wenn er Sie mit Herrn von Boisreger trifft, so wird er Sie ohne Zweifel anreden und Ihr Incognito verrathen.“

„Ach, mein liebes Lischen! jetzt ist von etwas anderem die Rede; ich bin ganz verstört!“

„Mein Gott! was gibt's denn? Reden Sie schnell, so lange noch Herr von Précorbin von einer Nymphe aufgehalten wird, die ihn stichelt.“

„Gaston reist morgen ab.“

„Noch einmal nach Martinique?“

„Er geht nach Petersburg!“

„Ist das recht weit, gnädige Frau?“

„Am andern Ende der Welt, in einem schrecklichen Lande!“

„Man muß ihn daran verhindern.“

„Und wie soll man das machen? Ach! ich werde darüber sterben, Lischen!“

„Ei, warum nicht gar! Sie müssen jetzt mehr als jemals leben!“

„Aber weißt du denn, daß er morgen zu Mittag abreist? Morgen! verstehst du mich?“

„Desto besser, so haben wir keine Zeit zu verlieren . . . Hier ist Herr von Précorbin; lassen Sie mich nur machen!“

Der Musquetier näherte sich, seine Stirn war in tiefe Falten gelegt. Ein dunkles Vorgefühl sagte ihm, daß er auf dem schlüpfrigen Boden einer Intrigue wandle. Er blickte um sich, aber eine Gruppe verbarg ihm Herrn von Boisreger, den er noch nicht bemerkt hatte. Lischen lief gerade auf ihn los.

„Herr von Précorbin!“ sagte sie, „Frau von Larsac, meine Gebieterin, spricht Ihre Dienste an!“

Der Musquetier machte einige Schritte vorwärts. Diese Einleitung hatte schon seine Miene aufgehellt.

„Die Frau Vicomtesse kann über mich verfügen,“ sagte er, sich verbeugend.

„Meine Gebieterin ist etwas unwohl,“ versetzte das Kammermädchen. „Ich glaube, daß die Hitze sie überwältigt hat; sie hat den Wunsch geäußert, in ihr Hôtel zurückzukehren!“

„Werden Sie mir erlauben, einen Fiaker zu holen?“

„Ich wollte Sie gerade darum bitten, mein Herr!“ sagte Frau von Larsac mit schwacher Stimme.

„Wenn Herr von Précorbin die gnädige Frau in ihre Loge führen wollte, so wäre er dann sicher, sie allsogleich zu finden!“ setzte Lischen bei.

„Ohne Zweifel!“ sagte der Musquetier; und der Frau von Larsac, die nicht wußte, was damit eigentlich ihre Dienerin wolle, den Arm bietend, führte er sie im Triumphe durch die Theatergänge.

Lischen schlich sich an Gaston's Seite.

„Verhalten Sie sich ganz ruhig,“ sagte sie zu ihm mit leiser Stimme. „Versuchen Sie nicht, uns nachzufolgen; Ihre Beschützerin wird wieder kommen!“

„Ich werde warten!“ antwortete Gaston.

Einen Augenblick darauf war die Dame mit ihrer Dienerin in der Loge, und Herr von Précorbin ging, einen Fiaker zu holen.

„Ich hatte mich geirrt,“ sagte er, die Stiege hinabstolpernd. „Es ist augenscheinlich, daß sie mich liebt; eine Laune hat sie von mir entfernt, eine zweite führt sie mir zurück. Gesegnet sei der Zufall!“

Aber während er mit sich dieses Gespräch führte, verlor Lischen auch nicht ihre Zeit.

„Sie wollen die Abreise des Herrn von Boisreger verhindern?“ sagte sie zu ihrer Gebieterin.

„Ohne Zweifel!“

„Nun, so nehmen Sie schnell meinen Domino, und geben Sie mir den Ihrigen.

„Was hast du vor?“ fragte Frau von Larsac, indem sie von dem grünen zu dem rosa überging.

„Mein Vorhaben ist, den Herrn Boisreger zum Bleiben zu zwingen, das hängt von Ihnen ab; jetzt sind Sie vor den Verfolgungen des Herrn von Précorbin, mit dem ich schon fertig werden will, sicher!“

„Und dieser Wagen, welchen du mich anzunehmen gezwungen hast?“

„Ist für ihn und für mich. Während dem ich ihn fortführe, wird es Ihnen leicht sein, Herrn von Boisreger dazu zu bringen, Ihnen zu folgen.“

„Mein Gott! was werde ich ihm sagen?“

„Alles, was Sie wollen. Es ist drei Uhr; beschäftigten Sie ihn bis Mittag. Hier ist schon Herr von Précorbin; ich will mich opfern!“ Lischen stand mit grosser Ruhe auf.. „Meine Liebe!“ sagte sie zu Frau von Larsac, indem sie ihre Stimme verstellte;“ gehen Sie schnell in's Sammelzimmer; Sie werden den Damen meiner Gesellschaft sagen, daß ich den Ball zu verlassen gezwungen war. Ihnen erlaube ich, noch hier zu bleiben.“

Und entschlossen nahm sie des Herrn von Précorbin Arm und nickte ihrer Gebieterin mit dem Kopfe zu.

Der Musquetier zweifelte keinen Augenblick, daß Frau von Larsac nur deßwegen ihre Dienerin entfernt hatte, um mit ihm allein zu sein.

Nachdem Frau von Larsac sie aus dem Gesichte verloren hatte, nahm sie den Weg nach dem Sammelzimmer, weit mehr durch die Worte Lischens getrieben, deren Bedeutung sie ahnte, als durch einen bestimmten, durch Gründe unterstützten Willen. Sie traf dort Herrn von Boisreger, der die Rückkehr seiner geheimnißvollen Freundin erwartete; sie nahm gleich seinen Arm. Gaston, bei dem Anblicke des rosa Anzuges überrascht, fragte sie gleich nach dem grünen Domino den er mit Herrn von Précorbin sich entfernen gesehen hatte. Frau von Larsac lächelte, und die Seltsamkeit ihrer Lage gab ihr den Gedanken ein, den Irrthum, in welchen Herr von Boisreger durch den Costümwechsel verfallen war, zu benützen.

„Der ist fort,“ sagte sie, etwas ihre Stimme verstellend; „hat mir jedoch ganze Vollmacht hinterlassen!“

„Wie, so werde ich nicht mehr diejenige sehen, die mir so großmüthig ihren Beistand geliehen?“

„Ich glaube, daß sie ohne mich das nicht zu Stande gebracht hätte, was sie für Sie gethan. Ich mache also Anspruch auf einen Theil der Erkenntlichkeit, von welcher Sie vorhin sprachen.“

Gaston war von dem Abenteuer etwas verwirrt, doch nahm er die Sache, wie sie war, und trachtete nur, die letzten Stunden seines Aufenthaltes in Paris angenehm zuzubringen.

Frau von Larsac war ihrerseits wieder von dem Getümmel, von dem Glanze der Lichter und Anzüge, und von der Harmonie der Musik ganz aufgeregt, sie fühlte ihr Herz immer schneller schlagen; und voll unerklärlicher Empfindungen ließ sie sich wie berauscht, von einer Unterhaltung fortreißen, in welcher die Liebe aus jedem Worte athmete. Hätte Herr von Boisroger einen Augenblick einen schwachen Argwohn gefaßt, als er den grünen Domino am Arme des Musquetier forteilen sah, so zerstreute ihn die hinreißende Laune, die Beredsamkeit, der Frohsinn des rosa Domino schnell. Der Gedanke, daß diese Frau, die an seiner Seite so herzlich lachte, und so eine kindische Freude zeigte, Frau von Larsac sein könnte, kam ihm nie in den Sinn.

Digitized by Google

Frau von Larsac war noch nie auf einem Maskenballe gewesen; zum ersten Male wohnte sie diesem glänzenden Feste bei, wo die Liebe durch jede Maske schimmerte, und ihre Seele und ihre Sinne waren davon wie berauscht.

Ein toller Einfall, wie deren nur in einem Orte voll Abenteuerlichkeiten vorkommen können, war ihr plötzlich durch den Kopf gefahren, und sie hatte ihn mit jener Kühnheit, welche der Gedanke an ihre gefährdete Liebe auch den schüchternsten Frauen einflößt, festgehalten.

„Werde ich Sie endlich sehen? werde ich Ihren Namen erfahren?“ sagte Gaston, als er von ihrer Anmuth und ihrem Geiste bezaubert, ihre kleine Hand an seine Lippen führte.

„Ja, aber unter einer Bedingung!“

„Ich nehme sie an!“

„Nun, so kommen Sie mit mir!“

„Bis an's Ende der Welt!“

„Aber bedenken Sie wohl: ein unbescheidener Blick, nur eine Geberde, ein Wort, und ich bleibe stehen!“

„Ich bin blind und stumm!“

Der rosa Domino verließ an Gaston's Arm den Saal, und ging hinab. Ein brauner Wagen, ganz ohne Wappen, stand an der Straßenecke, die Wagenthür öffnete sich, und während dem Gaston einstieg, sagte Delphine mit leiser Stimme ihrem Kutscher einige Worte. Ein Bedienter ohne Livrée ließ die Vorhänge über die Kutschenfenster herunter, der Domino setzte sich an Gaston's Seite, und der Wagen rollte fort. Es schien dem Herrn von Boisroger, daß die Fahrt aus Paris, und sehr schnell vor sich ging; aber Alles, was ihm seit dem vorigen Tage geschehen, war so sonderbar, daß er dieser neuen Episode seines Romans nur eine geringe Aufmerksamkeit schenkte.

Die Hand des Domino ruhte in der seinigen, sie zitterte unter den Lippen des jungen Mannes, und was immer das Resultat dieser Reise sein mochte, sehr furchtbar konnte es doch nicht sein.

Zwei oder drei Mal hatte man Pferde gewechselt, und endlich kam der Wagen in eine Einfahrt, deren Kies unter den Rädern knisterte, und der Domino bat Herrn von Boisroger, sich auf die Augen eine Binde legen zu lassen.

„Meinetwegen! bin ich ja ohnehin Ihr Gefangener!“

„So meine ich's auch, und Sie müssen mir versprechen, keinen Versuch zur Flucht zu machen, mag kommen, was wolle!“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf!“

„Steigen wir jetzt ab!“

Der Wagen hielt an; Herrn von Boisroger an der Hand haltend, führte ihn Frau von Larsac in einen Corridor, an dessen Ende sich eine kleine Treppe befand. Beide stiegen hinauf und kamen vor eine Thür, welche der Domino öffnete. Gaston fühlte Teppiche unter den Füßen, eine warme Luft berührte sein Gesicht.

„Wir sind angekommen,“ sagte seine Führerin. „Ich verlasse Sie auf einen Augenblick; bald werden Sie wissen, wer ich bin, und wo Sie sind!“

Gaston hörte das Rauschen eines Kleides, eine sich sachte öffnende Thür, und dann wurde Alles stille. Er setzte sich in einen Armsessel. Als er noch im Wagen saß, hatte er den Anbruch des Tages bemerkt; aber sein Geist war tausend Meilen von Moskau, und niemand dachte weniger daran, als er, dahin abzureisen. Er dachte einige Augenblicke über sein Abenteuer und über die angenehmen Folgen, welche es haben konnte, nach. Plötzlich kam ihm ein Gedanke.

„Man hat mir nicht verboten, diese Binde wegzunehmen,“ sagte er, und nahm das seidene Tuch, welches seine Augen bedeckte, weg.

Einen Augenblick war er von dem Lichte, welches durch die weißen Mousselinvorhänge strahlte, wie geblendet. Es war schon heller Tag; diese Entdeckung verursachte ihm jedoch keine Unruhe, er stand auf und blickte um sich her.

Er befand sich in einem Gemache, das Zierlichkeit und Pracht um die Wette schmückten; aber die Kostbarkeit der Möbel und der Tapeten verschwand neben dem Geschmacke, den man bei der allgemeinen Einrichtung beobachtet hatte. Nach der ersten Ueberraschung glaubte Gaston, an einigen Kleinigkeiten einen schon gesehenen Ort zu erkennen; sein Herz erinnerte sich an ein Schlafzimmer, dessen Bild in seinem Gedächtnisse geblieben war. Es war nicht mehr dasselbe, aber vielleicht noch besser; der Geist einer Frau hat dieser Pracht Leben gegeben. Gaston stürzte an das Fenster, zog die Vorhänge auseinander, und warf einen hastigen Blick auf die Landschaft. Ein ihm wohlbekannter Park blickte ihn mit seinen Gruppen von entblätterten Bäumen vertraut an; der Kirchthurm von Juvisy erhob sich schlank in der Ferne. Gaston stieß einen Schrei aus und wandte sich um. Ein Portrait, welches er früher nicht bemerken konnte, strahlte ihm von einer Seite des Kamins entgegen.

„Delphine!“ rief er aus.

„Sie selbst!“ sagte Frau von Larsac, indem sie eine kleine Thür öffnete und mitten im Zimmer in der einfachen zierlichen Kleidung erschien, welche sie als junges Mädchen getragen hatte.

Gaston trat einige Schritte zurück, tausend verschiedene Gefühle sprachen sich in seinem Gesichte aus; seine Augen konnten das süße Bild, welches ihm erschienen, nicht verlassen. Einen Augenblick streckte er ihr die Arme entgegen, als wenn er sie an's Herz hätte drücken wollen, ehe sie verschwände; aber ein bitterer Gedanke fuhr durch seine Seele, und entmuthigt ließ er seine Arme sinken.

„Sie sind's!?“ rief er. O, wenn ich bei der Frau von Larsac bin, die ich nie mehr zu sehen geschworen habe, so wartet hier eine Falle auf mich!“

„Vielleicht!“ sagte sie mit einem Lächeln.

In diesem Augenblick hörte man die Uhr Mittag schlagen; Frau von Larsac zeigte mit ihrem Fächer auf das Zifferblatt.

„Sehen Sie hin!“ sagte sie.

„Mittag! O! jetzt verstehe ich Alles! Man erwartet mich in Paris ... Aber sollten zehn Pferde darauf gehen ...“

„Halten Sie ein! die Wägen des russischen Cavalier's verlassen in diesem Augenblicke Paris. Ueberdies vergessen Sie nicht, daß Sie mein Gefangener auf Ehrenwort sind!“

„Es ist wahr!“ antwortete Gaston, den die Ruhe der Frau von Larsac zur Verzweiflung brachte; „aber da Sie mich hergelockt haben, da Sie mich zurückhalten, so will ich Ihnen wenigstens alles sagen, was ich denke — alles, was ich weiß, alles, was ich gelitten habe, wie innig ich Sie geliebt, und wie sehr ich Sie hasse!“

„Reden Sie, Gaston! reden Sie, ich höre zu.“

„Sie wissen, wie ich Sie liebte, Sie wissen, wie Ihre Heirat mit Herrn von Larsac mir das Herz zerriß; weit, weit von Ihnen wollte ich meinen stummen Schmerz verbergen, und als ich Sie, die mich vergessen, in Paris antraf, und Sie so reich, so glücklich, so umschwärmt sah, während ich so arm, so traurig und so unbekannt war; als ein Edelmann mir seine gute Meinung und sein Vertrauen schenkte, und mir eine ehrenvolle, reiche Verbindung vorschlug, waren Sie es nicht, — gestehen Sie es, — waren Sie es nicht die diese Heirat durch — eine Lüge rückgängig machte?“

„Ja, ich war es!“

„Gewiß, ich fühlte für Fräulein Plégneul keine Liebe, es reute mich nicht, ihren Besitz nicht erlangt zu haben; aber Sie hatten mich verläumdet, Sie, Delphine!“ sagte der ungestüme junge Mann. „Es war die erste Wunde, die Sie mir schlugen, und Sie haben gut dafür gesorgt, daß sie nicht die letzte bleibe. Als ich später eines müßigen Lebens, welches mir von der Langenweile und einer zu lebhaften Erinnerung verbittert wurde, müde war, und um eine Stelle in den Antillen ansuchte und sie erhielt, erfahre ich nicht in der entscheidenden Stunde, daß Ihr Einfluß das zerstört hat, was der Name meines Vaters bewirkt hatte? — Ein Anderer bekam den Platz! Sagen Sie, gnädige Frau! ist das nicht wahr?“

„Es ist wahr, Gaston!“

„O! vordem liebte ich Sie noch, aber dieser Schlag tödtete meine Liebe und verwandelte sie in ein bitteres Gefühl! Was ich damals that, weiß ich nicht. Es waren Tage, die ich im Fieberwahnsinne verlebte; endlich erwachte ich in der Bastille. Ihre Hand hatte

Digitized by Google

mich hinein gestoßen, als ich mit dem Degen in der Faust vor einem Edelmanne stand, den ich herausgefordert hatte; und Ihr Wille hielt mich ganze drei Monate darin eingekerkert! Haben Sie dieses nicht gethan?"

„Ja, ich habe es gethan!"

„Ein fremder Einfluß befreit mich aus diesem Gefängnisse; kaum war ich aus der Thür, so erfuhr ich, daß ich zu Grunde gerichtet sei; mein Vermögen war ganz aufgezehrt, ganz, sogar das Haus meines Vaters; und dieses Haus, das haben Sie gekauft!"

„Ja, Gaston!"

„Was sollte ich nun anfangen? mein Degen und mein Adel blieben mir noch. Ein Freund hilft mir, meine Existenz zu begründen, eine Stelle mit Oberstenrang wird mir angeboten; aber Sie wollen nicht, daß Ihnen Ihr Opfer entgehe, Alles, was ich gewonnen, verliere ich durch Sie!".

„Ja, durch mich haben Sie Alles verloren!"

„Und Sie gestehen es? aber dieser beharrliche Haß muß eine Ursache haben!" schrie Herr von Boisroger mit blassen zitternden Lippen. — „Ihre Stimme drang diese Nacht bis in mein Innerstes; Sie haben mir auf eine sonderbare Weise diese Liebe, an welche der Gedanke mich noch jetzt aufregt, vergolten. Was habe ich Ihnen gethan, gnädige Frau! sprechen Sie doch, warum verfolgen Sie mich so sehr?"

„Weil ich Sie liebe, Gaston!"

Gaston ließ die Hand, welche er ergriffen, fallen. Ganz außer sich blickte er Delphinen an, die bald erröthend, bald erblassend, mit feuchten Augen und wogendem Busen vor ihm stand.

„Sie — mich lieben? Sie!" versetzte Gaston, bitter lächelnd.

„Ich, ich liebe Sie! Um Gotteswillen! hören Sie nun auch mich an; lassen Sie mich Alles sagen, was ich gewollt, und dann, Gaston! dann sprechen Sie erst Ihr Urtheil. — Ich heiratete noch als Kind, ohne die Liebe, die Ihr Herz für mich fühlte, begriffen zu haben; sonst wäre ich die Ihrige geworden und wir hätten ärmlich, aber doch für einander gelebt. Als ich Witwe wurde, haben Sie mir diese Liebe entdeckt, von diesem Tage an liebte ich Sie — dann wähnte ich mich von Ihnen vergessen. Erzürnt und doch liebend, verhinderte ich diese Heirat, eine Heirat, die uns für immer getrennt hätte. Ich habe Sie damals verläumdet, sagen Sie; was lag mir damals daran? Ich hatte ja keinen andern Zweck, als Sie dem Fräulein von Plégneul zu entreißen!"

„Delphine!" sagte Gaston, indem er ihr mit thränenden Augen zu Füßen fiel.



„Später wollten Sie nach Martinique abreisen, das hieß, Sie noch einmal verlieren. Wußte ich denn, ob Sie dem gelben Fieber, den Kugeln der Engländer, dem Sturme entgehen würden? Und dann hätten Sie sich ja entfernt. Dieses, und nichts anderes vor Augen, habe ich den Minister, den armen Minister, welcher glaubte, daß ich Sie hasse, gezwungen, Ihren Bestallungsbrief einem Andern zu geben. Um diese Zeit wurde Fräulen Mérise Ihre Geliebte! — Mein Gott! was habe ich da gelitten, aber ein Gedanke, eine Hoffnung erhielten mich aufrecht. Welches Entsetzen fühlte ich jedoch nicht, als Précorbin mich von Ihrem Duell mit Villermé verständigte, mit diesem Villermé, der den Degen so gut zu führen weiß! In der größten Bestürzung eilte ich zum Herzog von T., und ersuchte ihn um einen Verhaftsbefehl. Dieser hat das Gefühl, welches mich getrieben, zu deuten gewußt. Er hat mir die Mittel gegeben, zwischen Sie und den Tod die Bastille zu setzen. Sagen Sie mir, Gaston! wie lange sind Sie dort geblieben?"

„Drei Monate!"

„Und wissen Sie noch, wie lange Ihre Galanterie mit Fräulein Mérise gedauert hatten? — Drei Monate! — Sie haben nicht begreifen können, daß dieses eine Rache war. Während ich dem Fräulein Mérise Zeit ließ, sich zu trösten, haben Ihre Gläubiger, über Ihre Abwesenheit beunruhigt, Alles verkauft. Ich brachte Alles an mich. Hätte ich denn zulassen können, daß das Haus, in welchem Ihr Vater gestorben, und Sie geboren worden sind, in fremde Hände übergehe?"

„Delphine!" rief der junge Mann ganz hingerissen.

„Mein Herz hüpfte schon vor Freude; ich selbst, ohne mich erkennen zu lassen, wollte Ihnen Alles zurückgeben; aber in eben dieser Zeit erfuhr ich auf dem Maskenball Ihre bevorstehende Abreise nach Rußland. Konnte ich Ihnen auf einem Balle, von Herrn von Précorbin bewacht, Alles gestehen? Ich habe Sie entführt, Gaston! ich habe Sie gezwungen, mir, als Unbekannten, hierher zu folgen. — Und sagen Sie mir nun, ob ich Sie nicht liebe?"

„Sie liebten mich!" rief Gaston mit gefalteten Händen. —

Das schnelle Rollen eines Wagens durch die Einfahrt unterbrach sie einen Augenblick, darauf trat Jungfer Lischen in das Zimmer ihrer Gebieterin.

„Ach! gnädige Frau!" sagte sie lachend, „man setzt sich großen Gefahren aus, wenn man seinen Freunden dienen will! Was für ein Mann ist dieser Herr von Précorbin! Ach! er liebte Sie auf eine furchtbare Weise!"

Frau von Larsac lächelte.

„Ich weiß nicht, welcher Heilige mich beschützt hat," fuhr das Kammermädchen fort; „aber mehr als Einmal verzweifelte ich schon, diese seine Flamme zu besiegen. Endlich habe ich mich, als ich dachte, daß es Ihnen keine Gefahr mehr bringen könne, demaskirt. Das war ein Theaterstreich! Der Herr Graf war davon wie betäubt geblieben, hat sich aber mit vielem Heroismus darein gefügt. Ich bin mit der bloßen Furcht davon gekommen."

„Er wollte sich rächen?" fragte Gaston.

;„Vielleicht; jedoch besann er sich eines Andern; rasch ging er an einen Tisch und schrieb einige Zeilen. „Was machen Sie, Graf!" fragte ich ihn. „Sieh' her! ich schicke meinem Obersten meine Abdankung. Herr von Boisroger hat mir deine Gebieterin genommen, ich nehme ihm sein Regiment. Ich gehe nach Petersburg!" —

„Er ist abgereist?" schrie Delphine.

„Es betrübte mich, daß ein so schöner junger Mann in ein so garstiges Land abreisen sollte. Ich bemerkte, daß es eine Thorheit sei. „Was willst du, daß ich mache?" erwiederte er; „an Frau von Larsac habe ich eine Schlacht bei Roßbach verloren; eine russische Prinzessin muß mir eine Schlacht bei Fontenoy gewinnen machen!" Er umarmte mich, und weg war er!"

Mamsell Lischen ging unter dem Vorwande hinaus, das Verlobungsmahl anzuordnen, welches jedoch eine zu irdische Sache ist, um die Gedanken zweier so vollkommener Liebenden zu beschäftigen. Gaston aber näherte sich einem Vorhange, und ihn aufhebend, sah er in einem

allerliebsten Schlupfwinkel eine kleine Wiege, dieselbe rosa und weiße Wiege, welche ihn, als er sie das erste Mal bemerkte, so schmerzlich bewegt hatte.

Freudig erbebend, ging er zu Delphinen zurück.

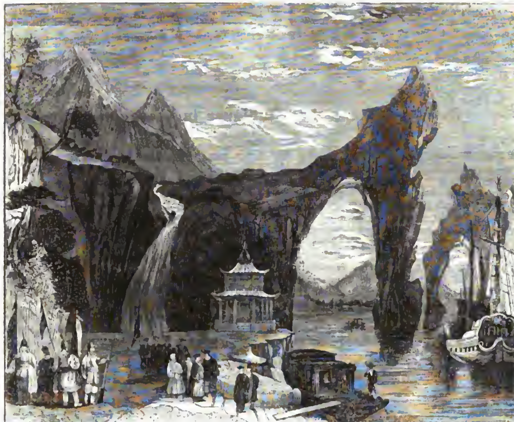
„Wie? Sie haben sie aufbewahrt?"

Delphine, ganz roth und verwirrt, schlang ihre Arme um Gaston's Hals, stellte sich auf die Fußspitzen, und ihren Purpurmund an das Ohr ihres Geliebten legend, sagte sie:

„Diese Wiege war die Hoffnung, deßwegen habe ich sie aufbewahrt!"



Das Gebirge Thong-Thing-Schan im See Thai-hu.



Die Berge, die südöstlich von Nanking den Thai-hu oder großen See einschließen und theilweise überhängen, haben denselben malerischen, oder besser gesagt, grotesken Charakter, der der ganzen Landschaft der sieben Sternenhügel eigen ist. Kalkstein ist hier die allgemeine Formation; wo dieselbe daher entweder mit den Wellen der See oder der Strömung des Flusses in Berührung kommt, wird sie entweder ganz davon abgewaschen, um sich an einem andern Orte neu zu bilden, oder verändert ihre Gestalt. Im Laufe des Thai-hu, wo diese Formation vorherrscht, sind daher Höhlen, malerische Vorgebirge, losgetrennte Felsenmassen, fruchtbare Inseln dasjenige, was sich am häufigsten dem Auge darstellt und in den bergigen Theilen, wo die Gewalt von Wasserstürzen auch das zäheste Material bezwingt, sind die Formen, die der Kalkstein annimmt, von endloser Verschiedenheit. Einer der steilsten Hügel im großen Seedistrikt, ist der Thong-Ting-Schan. Der Umfang der ganzen Hügelgruppe, innerhalb welcher die schönsten Landschaften des Innern von China liegen, beträgt 150 Meilen. Die chinesischen Schriftsteller haben in Bezug auf diese Berggruppe das ganze Wörterbuch ihrer Sprache in Lobeserhebungen erschöpft, und ihre Bewunderung derselben und der von ihnen eingeschlossenen Landschaften hat keine Gränzen. Sie sagen von ihnen, „daß der Schatten der daselbst befindlichen Grotten, das Grün ihrer Thäler, die einsamen Punkte derselben, der weit hinleuchtende Glanz der auf dem Rücken der niedern Hügel erbauten Palläste, so wie die hellglasirten Dächer der Tempel ein Licht ausströmen, gleich den Sternen des Nachthimmels, und daß alle diese großen Bauten mit einer Regelmäßigkeit errichtet seien, wie die Figuren eines Schachbretes."

Diese Beschreibung paßt jedoch nur auf den westlichen Theil dieses Gebirges; der Europäer findet einen größern Genuß an der östlichen Kette, die unsere Abbildung darstellt. Er begegnet hier keinem Pallast eines stolzen Mandarinen, noch Altären des Götzendienstes, die in regelmäßigen Zwischenräumen erbaut sind; hier feiert die Natur ihre einsamen Feste. Ueppige Wälder zieren die Spitzen, und das Grün, in das die Thäler gekleidet sind, contrastirt auffallend mit den unfruchtbaren Felsenmassen, die hie und da dieselben überhängen. An Stellen, so romantisch, als sie die lebhafteste Phantasie nur zu erdenken vermag, wo irgend ein glänzender Bach aus einem einsamen Thale

Digitized by Google

seinen Lauf in die Ebene nimmt, entdeckt der Wanderer Dörfer, und so groß ist die Abgeschiedenheit ihrer Lage, daß man sie als von der übrigen Welt getrennt betrachtet.

Die Ueberlieferung schweigt in Bezug auf die Bewohner dieser Hügel in frühern Zeitaltern; ohne Zweifel wurden hier die Menschenopfer gebracht, die das Heidenthum mehr schänden, als die unsinnigen Lehren, worauf dasselbe beruht. Desto mehr aber freut sich der Freund der Natur dieser Gegenden. Er findet hier stete Kontraste — den Frieden einer einsamen Natur neben der großartigsten Scenerie; den Lärm des Kataraktes neben der ruhigen Oberfläche eines Sees. Die Producte aller dieser Haine sind prachtvoll und zahlreich, keines aber übertrifft eine Art von Orangebaum, Kurih genannt, der purpurroth blüht, und dessen Frucht im Spätsommer geerntet wird. Stehen nun alle Thäler und Hügel dieses irdischen Paradieses in Blüthe, so ist der Anblick wahrhaft entzückend und übertrifft Alles, was der Europäer von dem Welttheil, den er bewohnt, Schönes zu rühmen weiß. Ueberhaupt gehört China zu den schönsten Ländern der Erde; zwar enthält es auch öde, unfruchtbare Striche, im Allgemeinen ist es aber ein äußerst fruchtbares Land voll wahrhaft schöner Gegenden, sein Clima gehört zu den gesündesten der Erde und die Jahreszeiten wechseln regelmäßig; die Chinesen feiern daher auch einen eigentlichen Cultus der Natur; überall befinden sich Tempel, die den Gottheiten der Winde, der Luft u. s. w. geweiht sind. Auch die Ahnenhallen sind hie und da in der freien Natur errichtet, wie z. B. auf unserem Thong-Thing-Schan. Auf einer kleinen Halbinsel, die in das felsige Wasserbecken eines herrlichen Kataraktes ausläuft, befindet sich eines der zierlichen Gebäude, die der Chinese Tsu-tang oder Ahnenhallen nennt. Statt der Götzenbilder enthalten die Nischen dieser Hallen Tafeln, worauf die Tugenden der verstorbenen Würdigen des Distrikts verzeichnet sind. Die Aufnahme in diese Hallen wird als die größte Ehre angesehen, die einem Chinesen nach seinem Tode widerfahren kann; alle seine Verwandten nehmen daran Theil und legen den größten Werth darauf, daß ihm diese Auszeichnung zuerkannt wird.



Feste und Tänze der Indianer in Nordamerika.

Am Fuße jener Kette von Felsengebirgen, die man das Rückgrath Nordamerikas genannt hat, dehnen sich nackte, dürre Flächen, die in der Sprache der Reisenden die große Wüste heißen. Hat man diese durchwandert, so gelangt man auf unermeßliche, wellenförmige Ebenen, die sich bis zur Westgränze der nordamerikanischen Freistaaten ausbreiten, und von großen Strömen bewässert werden; es sind die bekannten Prairien, die Cooper in seinen Romanen, Washington Irwing in der Astoria, und erst neuerlich George Catlin in seinen „Briefen über die Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Indianer“ geschildert hat. Der Letztere, ein eben so unerschrockener Reisender, als scharfsinniger Beobachter, hat das Land und seine Bewohner, während seines achtjährigen Aufenthaltes daselbst, genau studirt und die Früchte seiner Beobachtungen in einem äußerst gewissenhaft, ja mit ängstlicher Kleinlichkeit geschriebenen, und mit Illustrationen versehenen Werke niedergelegt, dem wir sowohl unsere Abbildung als den Text entlehnen.

Einige Tage nach unserer Ankunft bei den Sioux, erzählt der Verfasser, wurde allgemein verkündigt, daß zu Ehren der großen weißen Häuptlinge ein großes Fest gefeiert werden würde. Bei dieser Gelegenheit vereinigten zwei Häuptlinge, Ha-wan-te-jah und Tschan-dee, ihre Zelte in einem Halbkreise, in welchem sich 150 Häuptlinge und angesehene Krieger versammelten. In der Mitte dieses Halbkreises wurden den Weißen hohe Sitze angewiesen; alle übrigen setzten sich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf die Erde. In der Nähe der Weißen war eine hohe Stange aufgepflanzt, an deren Spitze eine weiße Fahne wehte; die Friedenspfeife war daneben befestigt. In sechs bis acht festverschlossenen Kesseln mit kupfernen Deckeln kochten die Speisen, die später in hölzernen Schüsseln aufgetragen werden sollten. Mehrere Wilde standen bereit, um auf den ersten Wink zu serviren und die Pfeifen anzuzünden.

Der Häuptling Ha-wan-te-jah erhob sich nun von seinem Sitze; er hatte seine Gallatracht an. Er wandte sich an den indischen Agenten, Major Stanford: „Mein Vater!“ — sagte er — „es freut mich sehr, euch heute zu sehen. Mein Herz ist immer voll Freude, wenn mein Vater zu uns kommt. Unser Großvater, der ihn sendet, ist sehr reich und wir sind sehr arm. Wir sind auch glücklich, Herrn Mackenzie zu sehen, den wir seit lange kennen, und werden sehr betrübt sein, wenn er uns verläßt. Wir kennen zwar unseren Freund, den weißen Zauberer (damit war meine Wenigkeit gemeint), der neben euch sitzt, erst seit kurzer Zeit. Er ist als Fremder unter uns gekommen, und hat mich sehr ähnlich gemalt. Alle unsere Frauen denken so. Wir sind bezaubert, ihn zu sehen. Mein Vater!“ fuhr er fort, „ich hoffe, Ihr werdet Mitleid mit uns haben, denn wir sind sehr arm. Wir geben euch in diesem Feste unser Herz; wir haben unsere treuen Hunde getödtet, um euch zu speisen. Der große Geist wird unsere Freundschaft besiegeln. Ich habe gesprochen!“

Nach diesen Worten legte er seinen kriegerischen Kopfschmuck von Adlerfedern, sein Hemde, seine Beinkleider und Mocassins und sein prachtvolles Halsband von Bärenklauen ab, band den ganzen Flitterkram in ein Bündel und legte es huldreich zu den Füßen des Agenten nieder, nachdem er noch eine wirklich schöne Pfeife hinzugefügt hatte. Als das Geschenk angenommen war, zog er sich in ein nahes Zelt zurück und nahm bald darauf, mit einem Büffelfell bekleidet, seinen Sitz wieder ein.

Nun erhob sich Major Stanford; er dankte dem Häuptling für sein Geschenk und für seine Anrede, und bot ihm dafür Tabak und andere Artikel, die dem Geschmacke der Wilden zusagen. Dieselbe Scene wiederholte sich bei andern Häuptlingen, bis ein Wilder eine angezündete Pfeife brachte und sie Ha-wan-te-jah überreichte. Dieser kehrte die Spitze des Rohres gegen alle vier Himmelsstriche, indem er dabei immer die Worte „Hau, Hau, Hau“ wiederholte, machte zwei oder drei Züge daraus, nahm dann das Rohr in die rechte, den Kopf in die linke Hand und steckte sie uns der Reihe nach in den Mund. So ging sie durch die ganze Versammlung; als der Tabak zu Ende war, eine zweite, dann eine dritte, bis Alle geraucht hatten. Während dieser ganzen Zeit wurde ein strenges Stillschweigen beobachtet, da bei den Wilden der Aberglaube herrscht, daß das geringste Wort eine böse Vorbedeutung sei. Beim leisesten Zischeln wirft der Häuptling die Pfeife sogleich zur Erde und sie darf nie mehr gebraucht werden; die ganze Ceremonie fängt mit einer anderen Pfeife wieder von vorn an. Diesmal jedoch ging glücklicher Weise Alles in der besten Ordnung vor sich.

Hierauf wurden die Kessel zur allgemeinen Zufriedenheit abgedeckt; sie waren mit Hundefleisch angefüllt und verbreiteten einen sehr angenehmen Geruch. Jeder von uns erhielt eine große hölzerne Schüssel voll Suppe, in der ein Stück Hundefleisch schwamm; ein Löffel aus Büffelhorn vollendete das Tischgeräth. Höchst ungern ließen wir uns herbei, dem Gastmahl Ehre anzuthun; wir zwangen uns, ein Paar Bissen zu verschlucken, mußten aber bald vor Ekel aufhören. Unsere Schüsseln wurden weggenommen, und von weniger ekeln Gästen in kurzer Zeit geleert. Dann standen Alle auf, und entfernten sich im tiefsten Schweigen, das auch während der ganzen Mahlzeit geherrscht hatte. Das Fest war zu Ende.

Der Tanz ist die vorzüglichste und am häufigsten wiederkehrende



Belustigung der Indianerstämme Nordamerika's; es wird dabei gesungen und die Pauke geschlagen. Die Indianer tanzen beinahe immerwährend; gehen sie auf eine Unternehmung aus, so tanzen sie; kommen sie zurück, so tanzen sie wieder; sie tanzen, um ihre Andacht zu verrichten und dem großen Geiste ihre Ehrfurcht zu bezeigen; sie tanzen auch, um ihre Zauberer zu ehren und geschätzte Gäste zu bewillkommen.

Die Regelmäßigkeit der europäischen Tänze ist ihnen unbekannt; sie springen, überstürzen sich, machen possirliche oder schreckliche Grimassen und stoßen ein fürchterliches Geheul aus, zu ihrem eigenen Vergnügen und zur unendlichen Wonne der zuschauenden Frauen, denen die Ehre, bei diesen Festen gegenwärtig zu sein, nur selten zu Theil wird.

Während meines Aufenthalts bei den Sioux verging beinahe keine Stunde des Tages oder der Nacht, in der ich nicht einen oder den andern Tanz aufführen sah, so daß ich geneigt bin, diesem Stamme den Namen der „tanzenden Indianer" beizulegen. Der Bärentanz (den unsere Abbildung darstellt,) ist von vielen Reisenden erwähnt worden, obgleich nur Wenige Augenzeugen davon waren. Die Sioux sind nämlich große Freunde von Bärenfleisch, und brauchen

Digitized by Google

überdies eine ungeheure Menge Bärenfett zum Salben ihres Körpers und ihres starken Haares. Ehe sie daher auf die Jagd gehen, tanzen sie mehrere Tage hintereinander und singen dabei einen Hymnus zu Ehren des großen Bärengeistes, den sie sich erst geneigt machen müssen, wenn sie eine glückliche Jagd haben sollen. Einer der Zauberer kleidet sich in ein Bärenfell, dessen Kopf als Larve über sein Gesicht herabfällt, und führt den Tanz an. Die Tänzer ahmen alle Bewegungen des Thieres mit erstaunenswürdiger Geschicklichkeit nach; einige stellen es im Act des Laufens dar, andere in dem des Ruhens, noch andere im Kampfe, oder wenn es den Feind erwartet u. s. w.

Der schrecklichste dieser Tänze ist aber der Scalptanz, den sie nach einem errungenen Siege feiern, und zwar nur des Nachts bei Fackellicht. Er wird durch 14 Nächte wiederholt, sie schwingen dabei die erbeuteten Scalpe, zücken ihre Waffen gegen einander, verzerren die Gesichtsmuskeln, verrenken den ganzen Körper, sperren die Augen so weit auf, daß man nur das Weiße sieht, fletschen die Zähne und stoßen ein so unnatürliches, teuflisches Geschrei aus, daß man das Schauspiel nicht ohne einen tiefen Schauder betrachten kann. Wer den Scalptanz nur einmal gesehen, vergißt ihn in seinem Leben nicht mehr.

Theuerungs-Denkmünze in Sachsen.





Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica - Bilder.

Amerika. Prinz Louis Napoleon Achille Murat, Sohn des Königs Joachim von Neapel, ist am 15. April in Florida (Nordamerika) auf seiner Besitzung in Jefferson-County, 46 Jahr alt, gestorben. Er hatte von dem Sturze seines Vaters an, bis 1821 in Oesterreich gelebt und war dann nach Nordamerika gegangen, das er, einen kurzen Besuch in Europa abgerechnet, nicht mehr verließ. Er war als amerikanischer Bürger naturalisirt, lebte sehr einfach und nur den Künsten und Wissenschaften. Er schrieb mehrere sehr geschätzte Werke über die amerikanische Verfassung. Von sehr excentrischem Charakter, war sein Leben ein sehr bewegtes und romanhaftes. Er wurde am 17. April in Talahassee mit großer Feierlichkeit begraben; während des ganzen Vormittags fiel von Minute zu Minute ein Kanonenschuß.

— In den von den Amerikanern eroberten Theilen Mexico's erscheinen bereits regelmäßig 8 englisch-amerikanische Zeitungen, nämlich die „Flag“ in Matamoras, die „Sentinel“ in Tampico, der „Eagle“ und das „Chronicle“ in Veracruz, der „Star“ in Jalapa; ein ungenanntes Blatt zu Monterey in Neu-Leon, eines zu Monterey in Californien, und eine Mormonenzeitung zu Yerba Buena. Nächstens soll eine Zeitung in Puebla, eine zu San Luis de Potosi, und zwei in der Stadt Mexico gegründet werden, d. h. sobald diese Plätze erobert sein werden.

— Der Plan, eine Kettenbrücke über den Niagara zu bauen, und zwar ganz in der Nähe der berühmten Fälle, kommt nun wirklich zur Ausführung. Sie wird 700 Fuß lang werden, und 200 Fuß über dem Wasser schweben; bis zum Herbst 1848 soll sie fertig werden, und der Kostenvoranschlag ist 450,000 Gulden Conv. Mze. Mittelst derselben gewinnt man eine fortlaufende Straße aus dem Staate Michigan über die Great Western-Eisenbahn nach dem Westen von Canada, und der Weg von Buffalo nach Detroit wird von 40 auf 8 Stunden verkürzt.

England. Am 1. Juni, als am Jahrestage des großen Seesiegs des Lord Howe über die Franzosen bei Ouessant am 1. Juni 1794, brachte die amtliche Gazette eine Generalordre, wodurch die Schlagung von Medaillen auf alle von 1793 bis 1814 von der englischen Flotte und Armee gewonnenen Schlachten und Gefechte angeordnet wird, welche an die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die daran theilgenommen, vertheilt werden sollen.

— In dem aufgeklärten England herrscht noch eine solche Unwissenheit und Leichtgläubigkeit unter den niedern Volksklassen, daß man in Luton allgemein glaubte, und viele Mütter bittere Thränen darüber vergossen, daß die Königin einen neuen Bethlehemitischen Kindermord veranstalten wollte, und deswegen den Befehl gegeben hatte, wenn die Lebensmittelnoth fortdauere, alle Kinder unter 5 Jahren zu tödten.

Frankreich. Seit einiger Zeit fährt in den Straßen von Paris ein äußerst eleganter Wagen umher, vor dem zwei herrliche Pferde gespannt sind; Kutscher und Jäger tragen glänzende Livrée und gepudertes Haar. Dieser Wagen enthält weder einen Gesandten, noch eine Herzogin, weder einen Banquier, noch einen reichen Börsespekulanten, es ist ganz einfach der Wagen, der die neuerfundene englische Schuhwichse des Herrn Clewshill zu den Kunden herumführt.

— Die Regierung hat die Genehmigung ertheilt, den Leichnam des Grafen von Saint-Leu, des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, und den seines ältesten Sohnes nach Reuil zu bringen, um neben den Ueberresten der Kaiserin Josephine und der Königin Hortensia beigesetzt zu werden. Dafür aber ist das Gesuch Hieronymus Napoleons, des Exkönigs von Westphalen, um Aufhebung des Exils für die kaiserliche Familie abgeschlagen worden. Es scheint, daß man in Frankreich die Bonapartiden wie das Wildpret behandelt, das man auch nur liebt, wenn es schon ein wenig fault.

— Der im Jahre 1827 verstorbene General Sarlovèze vermachte 20,000 Francs, deren Zinsen alljährlich unter die zehn ältesten Reiter der gesammten Cavallerie vertheilt werden sollen. Neulich hat die Vertheilung dieser Summe (im Ganzen 930 Francs) stattgefunden. Der älteste Reiter der Armee ist ein Deutscher, Namens Schelling, Quartiermeister und Ritter der Ehrenlegion. Er hat sieben Feldzüge mitgemacht und steht 34 Jahre 3 Monat und 13 Tage im Dienst; die übrigen Betheiligten hatten 33 und 32 Jahre gedient.

— In der Nähe von Mallorca liegt das kleine Felseneiland Cabrera, dort waren die französischen Gefangenen von Baylen hingebracht worden, die französische Heerabtheilung nämlich, die, 17,000 Mann stark, am 23. Juli 1808 unter dem General Dupont, sich unbedingt an den spanischen General Castaños ergeben mußte. Auf der Kreuzfahrt des Uebungsgeschwaders bemerkte der Prinz von Joinville, daß die Gebeine vieler dieser Unglücklichen, für die Cabrera zum Gefängniß und Grab geworden war, unbeerdigt auf den Klippen umherliegen. Er schickte ein Dampfboot hin, um nähere Erkundigungen einzuholen. Die Folge war, daß eine große Menge Gebeine gesammelt und von dem Schiffsgeistlichen der geweihten Erde übergeben wurden. Die 15 bis 20 Bauern, welche die ganze Bevölkerung von Cabrera bilden, wohnten mit den Offizieren und Matrosen des Dampfers dieser einfachen Feierlichkeit bei. Der Prinz hat in einem Tagsbefehl dem Geschwader vorgeschlagen, auf der Begräbnißstätte einen Denkstein zu errichten, mit der Inschrift: »A la Mémoire des Français morts à Cabrera, l'Escadre d'Evolutions de 1847.« Bis der Stein fertig sein wird, zu dessen Kosten die Mannschaft ungefähr 2000 Francs beitrug, hat man ein hölzernes Kreuz auf die Grabstätte gesetzt.

Spanien. Der berühmte Günstling Karls IV., Don Manuel Godoy, der seit 1808 aus Spanien verbannt war, ist von der spanischen Regierung in alle seine Titel, Ehren und Aemter wieder eingesetzt worden, jedoch mit Ausnahme seiner Titel als Friedensfürst, als Generalissimus, Admiral und Hoheit. Er erhält die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien,

Digitized by Google

und was seine Güter und sonstigen Besitzungen betrifft, so wird eine zur Hälfte von der Regierung und zur Hälfte von Godoy zu ernennende Kommission nach Billigkeit über deren Zurückgabe oder eine zu leistende Schadloshaltung entscheiden. — Manuel de Godoy ist zu Badajoz am 12. Mai 1767 geboren, also itzt 80 Jahre alt. Als armer Edelmann, bloß durch seine schöne Stimme, sein gutes Lautenspiel und seine schöne, hohe Gestalt ausgezeichnet, kam er nach Madrid, wo er 1787 in die Leibgarde trat. Durch eine Kammerfrau der Königin empfohlen, erhielt er durch seine musikalische Fertigkeit die Gunst des königlichen Ehepaares. In schneller Folge wurde er 1788 Adjutant der Compagnie, 1791 Generaladjutant der Leibgarden und Großkreuz des Ordens Karls III., 1792 Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, erster Minister, und Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, 1795 endlich Grande erster Klasse. Daß er sich während dieser Zeit auch verhältnißmäßig bereicherte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Er besaß die reichste Gemäldegallerie in Spanien; seine Wohnung war die geschmackvollste in Madrid; er hielt eine eigene Leibwache, und sein jährliches Einkommen belief sich auf 5 Millionen Piaster (10 Millionen C. M.). Im Jahre 1796 unterzeichnete er das Schutz- und Trutzbündniß mit der französischen Republik, vermählte sich 1797 mit Maria Theresia von Bourbon, einer in nicht ebenbürtiger Ehe erzeugten Tochter eines Bruders Karls III., und legte 1798 das Ministerium nieder, wurde aber noch im selben Jahre zum Generalkapitän ernannt. 1804 wurde er Generalissimus der spanischen Land- und Seemacht; 1807 erhielt er den Titel Durchlaucht und die unumschränkte Gewalt in der ganzen Monarchie. Der Haß des spanischen Volkes, den er sich durch seine enge Verbindung mit Frankreich und durch seine Feindschaft gegen den Kronprinzen zugezogen hatte, stürzte ihn im Jahre 1808, und nur die Invasion der Franzosen rettete ihn von einem schimpflichen Tode. Nach seinem Sturze lebte er in Frankreich, dann in Rom, wo er eine römische Herrschaft kaufte, nach der er den Titel „Prinz von Basserano“ führt. 1830 ging er wieder nach Paris, wo er bisher vom König Ludwig Philipp eine Pension bezog. 1836 gab er in französischer Sprache seine Memoiren heraus, die auch in Leipzig in 4 Bänden übersetzt erschienen.

Schweiz. Um die Mitte Juni stürzte beim Brückenbau in der Tiefenau, während des Einsetzens einer neuen Stütze unter der ob der Brücke laufenden Eisenbahn, wo die provisorische weggenommen wurde, ehe die definitive eingefügt war, das ganze ungeheure Gerüste des Werkes wie ein Kartenhaus auf die obere Seite zusammen, und in die hochgeschwellene Aare und auf die Rothbrücke, diese zum Theil eindrückend. Das donnerähnliche Krachen scholl weit in's Land hinaus. Das Zusammenlaufen der mehr als 100 Arbeiter, der Todesruf der unter den Trümmern und zwischen ihnen Liegenden, das Aufsuchen der Sichtbaren, das Vermissen der Uebrigen ist nicht zu schildern. Sogleich eilte man mit Wägen der Unglücksstätte zu, und solche fuhren nun bis Abends, die Verwundeten ächzend und im Blute, die Gestorbenen unter Decken in das nahe Bern. Drei erlagen vor dem Eintritte, einer gleich nachher, zwei wurden aus dem Wasser und den Trümmern todt hervorgebracht, mehrere, wahrscheinlich vom Strome fortgerissen, wurden vermißt. Außer diesen waren noch 26 zum Theil schwer verwundet.

Deutschland. Würzburg. Daselbst fand vor einigen Wochen die Enthüllungsfeier des vom Könige von Baiern dem Fürstbischofe Julius Echter von Mespelbrunn dort errichteten Denkmahls statt. Bischof J. war bekanntlich der Stifter der Universität und des großartigen Hospitals in Würzburg. Das Denkmahl trägt auf dem Postamente folgende Inschriften.

Auf der Vorderseite:

Julius Echter von Mespelbrunn,
Fürstbischof von Würzburg.

Auf der Rückseite:

Errichtet von Ludwig I.
König von Bayern, Herzog von Franken
MDCCCXLVII.

Die Höhe des Postaments ist 9 Fuß 7 Zoll, die der Figur 11 Fuß 9 Zoll. Ein Geschichtsthaler, der auf der einen Seite das Bildniß des Königs, auf der andern das Monument trägt, wurde am Festtag ausgegeben.

Vom Bodensee. Entschieden trägt daselbst das heurige Jahr den Charakter des Jahres 1834; der Weinstock blühte am 25. Mai, was nur 1800, 1822, 1834 der Fall war; die ersten reifen Kirschen zeigten sich am 16. Mai. Die Durchschnittsberechnung zeigt für blühenden Weinstock von 1779 bis 1846 den 16 Juni, für reife Kirschen den 28. Mai, Obstbäume, Reben, Wiesen, Felder, stehen in nie gesehener Pracht da, und eine Wanderung von Rheineck bis Constanz versetzt den Reisenden buchstäblich in ein kleines Paradies.

München. Baiern hat mit Frankreich einen mit dem 1. Juli d. J. in Wirksamkeit getretenen Postvertrag abgeschlossen, der für den Verkehr mit Frankreich große Erleichterungen gewährt. Für das ganze diesseitige Baiern nach ganz Frankreich (mit Einschluß Algiers) wird nur eine Gesammttaxe festgesetzt, für den einfachen Brief 18 kr., mit Ausnahme der Gränzdepartements, wohin die Taxe nur 12 kr. beträgt. Das Porto ist somit auf das Drittheil des bisherigen ermäßigt.

Hamburg. Daselbst ist eine Subskription eröffnet worden, um eine hanseatische Universität zu gründen, und es sind bereits ansehnliche Summen unterzeichnet worden.

Wien. Das Charivari sagt: Die Liste der bis jetzt ernannten 40 Akademiker hat großen Beifall. Mit Befriedigung sieht man Celebritäten, wie Hammer, Hyrtl, Grillparzer, Schaffarik, Palacky, und strebsame Gelehrte, wie Endlicher, Ettingshausen, Jäger, Baumgärtner, Chmel, Haidinger, Hügel, in den Reihen der Akademiker.

Damen-Bibliothek.

Lord E., stolz auf die außerordentlichen Eigenschaften seines Pferdes, ging eine Wette ein, daß es über eine Tafel von 24 Gedecken der Länge nach setzen würde, ohne die geringste Beschädigung zu verursachen. Der Sprung war so gefährlich, daß kein Jockey es wagen wollte, ihn zu übernehmen. Dem Lord blieb nun die Wahl, die Wette zu zahlen, oder sein Pferd selbst zu besteigen; er wählte das Letztere. Vergebens bat ihn seine Gattin, eine entschlossene Französin, auf seine Kinder Rücksicht zu nehmen, und den lebensgefährlichen Ritt zu unterlassen; ein falschverstandenes Ehrgefühl machte ihn unerbittlich. Da trat am andern Morgen die Lady, ein Pistol in der Hand, an sein Bett, und sagte: „Mylord, die Mutter Ihrer Kinder hat Ihr Pferd erschossen.“ Der kostbare Renner war wirklich von Milady getödtet worden, und in allen Cirkeln der fashionablen Welt erschöpfte man sich im Lobe der Energie und Entschlossenheit dieser Dame.

Unter den amerikanischen Schiffsbaumeistern ist es Sitte geworden, ihren Bauten als eine Art von Familien-Compliment den Namen ihrer Gattinen, Töchter und Schwestern beizulegen. In den vereinigten Staaten taufte ein Mann, dem Gebote dieser Mode folgend, sein Schiff „das Mannweib“ und ein anderer das Seinige „die böse Sieben“.

Ein geplagter aber dennoch launiger Ehemann beschreibt sein Eheleben folgendermaßen als ein Spiel: „Da meine Frau stets ihr Spiel mit mir hat, so könnte ich meine Ehe ein Damenspiel nennen, allein dazu ist nur Ein Stein da, und der liegt mir auf dem Herzen. Manchmal wird es ein Billardspiel, wobei ich meiner Frau nie etwas vorgeben kann, sondern immer nachgeben muß; doch bin ich stets der Geschlagene, wenn sie sich nicht einmal verlauft, und gewinne ich auch in seltenen Fällen etwas, so gebt es gleich wieder contra, und ich bereue es nur, mit meiner Frau eine Partie gemacht zu haben. Sehr oft glaube ich Piquet mit ihr zu spielen, denn sie macht mich nur zu rasch zum Sechziger, und dennoch klagt sie fortwährend, sie habe sich verworfen. Matsch kann ich sie niemals machen, denn den letzten Stich hat sie immer. Spielen wir vierhändig Musik, so fehlt alle Harmonie, und sie ist selten gut gestimmt, zieht dabei täglich andere Saiten auf und macht mir die schwierigsten Passagen, denn sie ist taktfest und hat einen guten Anschlag in Fingern.

Eine Bücherfeindin. In B. hat sich jüngst an der Büchersammlung eines dortigen Beamten das Schicksal der weiland alexandrinischen Bibliothek wiederholt: seine Ehehälfte war den Büchern deßhalb gram geworden, weil sie einen großen Raum einnahmen, und „keine schöne Geschichten,“ wie sie meinte, enthielten. Während der Abwesenheit ihres Gatten hatte sie damit den Sparheerd geheizt.

Der Pascha von Damaskus hat eine Proklamation erlassen, in der er den Frauen dieser Stadt einschärft, dichter und vorsichtiger verschleiert zu erscheinen, und erklärt, er würde allen denen, die gegen seinen Befehl zu handeln wagten, unnachsichtig die Nase abschneiden lassen.

Auch ein Mitglied des sanften Geschlechtes. Vor einigen Tagen stand in Stockport eine Frau vor Gericht, die sich von ihrem etwas scharfen Temperament ein wenig zu weit hatte hinreißen lassen. Sie hatte sich am Abend mit ihrem Manne gezankt, band ihm dann, als er schlief, die Beine zusammen, und goß dem Wehrlosen einen Topf voll siedenden Wassers über den Leib.

Ein neues weibliches Vergehen. Wegen verbotenen Cigarrenrauchens auf der Straße wurde am 21. Juni von dem Berliner-Polizeigerichte ein sechzehnjähriges Mädchen zu 15 Sgr. Geldstrafe oder bei Zahlungsunvermögen zu zwölf Stunden Gefängniß verurtheilt.

Balzac bemerkt in einem seiner Romane: „Die Frauen haben ein ganz eigenthümliches Gedächtniß: an den ersten Geliebten denken sie oft noch nach 30 Jahren zurück; ihren letzten Anbeter vergessen sie oft schon nach drei Tagen.

Erheiterungs-Salon.

Die türkische Staatszeitung enthält eine neue Verordnung über einzuführende Vereinfachung der Titulaturen beim schriftlichen Verkehr. In dieser Hinsicht, bemerkt die Augsburger Abendzeitung, wäre es nicht übel, wenn Deutschland in der Türkei läge.

„Sie müssen sich mit Schwefelbäder heilen lassen, mein Fräulein!“ sagte unlängst ein junger Mann zu einem jungen Mädchen, das

Digitized by Google

sich gar sehr über Zahnschmerzen beklagte. „**Mit was für Leder?**" fragte die Erstaunte.

In Ulm lief kürzlich bei der Polizei folgender Brief ein:

An
Die K. Polizei
in
Ulm.

Frl Bressan

Wittlingen. Den 20. Juni 1847.

Lieber schwager.

Wier müssen Dich Berichten Daß unsere Hochzeit Den 24. Mai stadt Findet Das Du Höchlig Ein Geladen Biß wier nehmen es recht in übel Das uns nicht schriebst wier wiessen nicht wo Du Bist Da Her müssen wier an die Polizei schreiben Das Dich aufsuchen kann. wier erwarden Drinner am Pfingstfest Den 23. Juni.

Die Polizei möchte so gut sein Dem Johann Georg Rauscher Maurer Gesell von Grabenstätten O A Urach auch zu wiessen thun.

Dein Getreuer schwager Jakob Griesinger.

Verschiedene Ansichten. Ein fahrender Prediger der Methodisten in den vereinigten Staaten von Amerika, Mac Dougall, suchte in einer seiner Predigten darzuthun, daß die Schwarzen früher eben so weiß gewesen, wie die Europäer und ihre Nachkommen in Amerika, daß sie aber wegen des Verbrechens ihres Vorfahren Kain verflucht, und als Kennzeichen des Fluchs die schwarze Farbe auf ihr Antlitz gedrückt worden sei. Dagegen predigte ein schwarzer Priester seiner gleichfarbigen Heerde folgendes, das aus dem kindischen Negerjargon in's Hochdeutsche übertragen, also lautet: „Es ist ganz wundersam, wie Leute von denselben Eltern einige schwarz und einige weiß wie Rüben geworden sind. Als Kain seinen Bruder Abel getödtet, traf ihn der ewige Gott eines Tages und sagte: „Kain, was ist aus deinem Bruder geworden?" Da sagte Kain: „Massa, es ist nicht meines Amtes, mich nach ihm umzusehen." Und darauf traf er ihn ein anderes Mal und er antwortete ihm genau wieder so. Nun sage ich euch, er ward darauf tüchtig zornig und sagte: „Ich weiß so gut wie du, was an dir ist, und ich setze ein Kennzeichen auf dich, das du nicht so leicht herunterbeizen sollst." Da erschrak Kain und kriegte das kalte Fieber, und als es vorüber, war sein Gesicht weiß, wie ein Schneewetter geworden."

Einem Candidaten der Rechtskunde gab einst ein Gerichtsrath die Acten einer sehr schwierigen Proceßsache mit der Aufforderung, seine Ansicht darüber abzugeben. Der Candidat durchlas die Verhandlungen und übergab sie dem Gerichtsrath mit folgender darunter verzeichneten Ansicht: „Es soll mich wundern, was aus dieser Sache werden wird!"

Vor der Thür eines Hauses in Berlin saß unlängst eines Abends spät ein Nachtwächter im festen Schlaf. Ein Vorübergehender erlaubt sich, denselben durch starkes Rütteln und Schütteln in einen wachenden Zustand zu bringen, wofür er von dem Gestörten folgenden derben Verweis erhält: „Herr, wie können Sie sich unterstehen, die öffentliche Ruhe gewaltsam zu stören? Wissen Sie nicht, daß darauf Strafe steht?"

Ein geckenhafter Fremder fragte einen Eseltreiber in Wiesbaden: Wie viel Esel seid Ihr hier? Der Gefragte antwortete: Darin richten wir uns nach der Zahl der Kurgäste; ja mehr Kurgäste, desto mehr Esel haben wir.

Der Hamburger Freischütz bemerkt: Eine Wasserreise hat sechs Vorzüge: 1.) ist sie nicht so trocken wie eine Landreise, 2.) wird man auf dem Schiffe flott, 3.) sehen auf dem Schiffe die Damen ein, daß die Männer das Steuerruder führen müssen, 4.) erkennen die Trotzigen, daß man oft die Segel streichen muß, 5.) Merken die wenigen Klugen, woher der Wind bläst und 6.) kann auch der bornirteste Mensch verschlagen werden.

Ein Lehrer der Physik examinirte seine Schüler und fragte unter Anderem, was Wärme und Kälte für Eigenschaften haben. Der Schüler antwortete ganz richtig: „Kälte zieht zusammen und Wärme dehnt aus." Der Lehrer verlangte nun vom Schüler, solches durch ein Beispiel zu beweisen. Hierauf erwiederte der Letztere: „Im Winter sind die Tage kurz und im Sommer sind sie lang."

Ein Schulmeister trug seinen Dorfschülern die neutestamentliche Geschichte vor. Um zugleich ihre Urtheilskraft zu prüfen, fragte er einen Knaben: „Junge, wie hieß der Vater der Söhne Zebedäi?" — „Ick wäß't nich." — „Na wie heißt denn dein Nachbar?" — „Jähnsch." — „Und dessen Vater?" — „Och Jähnsch." — „Also hieß der Vater der Söhne Zebedäi?" — „Jähnsch!"

Irren ist menschlich. Hartknoch in seinem Buche de republica erzählt, es sei im Jahre 1661 in den polnischen Wäldern ein Kind mitten unter Bären gefunden worden, man habe es gefangen und zu dem Könige Casimir nach Warschau gebracht, der es taufen ließ. Es sei auf vier Füßen gegangen, habe die Nahrung der Bären gefressen und überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Thieren gehabt. Es lernte endlich auf zwei Beinen gehen, sprechen aber nie. Man war hinterdrein gezwungen zu gestehen — es könnte doch wohl ein kleiner Bär sein.

Ein englischer Reisender erzählt als Zeichen spanischen Nationalstolzes und Volkswitzes folgende altspanische Sage: Ferdinand III. begegnete zu Sevilla, das er den Ungläubigen abgekämpft hatte, einst dem heiligen Jago und bat ihn um Gunstbezeigungen für Spanien. „Bitte!" erwiderte der Heilige. — Schönes Klima, erbat der König. — „Gewährt!" — Fruchtbar an Getreide, Wein, Oel u. s. w. — „Gewährt!" — Tapfere Söhne und schöne Töchter. — „Gewährt!" — Gute Regierung. — „Nein, nein, nein, dreimal nein! Gib Spanien ein gutes Regiment und alle Engel verlassen den Himmel und ziehen nach Spanien."

Fragen und Antworten von Julius R ... n ... d.

Was ist Rache?
Eine zweischneidige Klinge ohne Griff.
Was ist heiraten für ein Redetheil?
Ein beschränkendes Bindewort; wird auch oft als Bindewort des Gegensatzes gebraucht.
Warum sagt Göthe: „Die Künste sind das Salz der Erde?"
Weil die Schafe gern daran lecken.

Privatbriefe bringen folgendes Muster jungschweizerischer Militärdisciplin aus dem Kanton Genf: „Letzter Tage fand in Genf die Revue eines Milizenbataillons statt; während derselben stand ein Milchesel in der Nähe den Truppen und fing an zu brüllen. Eine ganze Compagnie machte ihm das wüste Geschrei nach, ohne daß der Bataillonscommandant und ein in der Nähe stehender höherer Officier es gewagt hätten, dem Spektakel Einhalt zu thun.

Ein Lord tödtete im Rausche den Aufwärter eines Gasthofes. Erschreckt eilte der Wirth herbei und sagte: „Mylord, wissen Sie, daß Sie meinen besten Kellner getödtet haben?" — Kaltblütig antwortete der Lord: „Nun gut, setzen Sie ihn auf meine Rechnung."

Schiller mit der rothen Nase. In Basel wurden die Karlsschüler von Laube aufgeführt und fanden Beifall; dieser wäre jedoch größer gewesen, hätte nicht Direktor Kramer den unglücklichen Gedanken gehabt, sich als Schiller eine rothe falsche Nase aufzukleben, so daß man ihn füglich in der ohnehin nicht vortheilhaften Kleidung, nicht für den Compagnie-Chirurgus Schiller, wohl aber für den Bader Schelle hielt und sein Auftreten stets mit Gelächter begleitet wurde. Er hatte wahrscheinlich gelesen, daß Schiller sein Gläschen Wein liebte, und wollte die Lokalfarbe beobachten.

Kürzlich sah sich eine Dame im Theatre français bei einer sehr besuchten Vorstellung gezwungen, da alle festen Plätze besetzt waren, und dieselbe nicht gerne nach Hause zurückkehren wollte, auf der Gallerie (auch Paradies genannt) einen Platz zu suchen. Sie fand auch bald nicht allein einen Platz, sondern auch in der Person eines wohlgebildeten jungen Mechanikus einen Beschützer, der sich ihrer auf's Wärmste annahm, und sie, im Laufe der Vorstellung zutraulicher geworden, einlud, mit ihr zu Abend zu speisen, was die Baronin freundlich annahm. Nach beendigter Vorstellung, als sie an das Portal kamen, wo der Baronin der Bediente entgegeneilte, und eine prächtige Equipage ihrer harrte, begriff der junge Mann schnell, daß er mit keiner Grisette Bekanntschaft gemacht; ohne sich jedoch von seiner Enttäuschung etwas merken zu lassen, führte er die Baronin bis zur Wagenthür und wollte sich entfernen. „Sie wissen unser Uebereinkommen, wir speisen heute Abend zusammen," rief die Baronin, indem sie ihn einlud, neben ihr im Wagen Platz zu nehmen. „Gnädige Frau," entgegnete der junge Mann sich verbeugend, „im Paradiese sind sich Alle gleich, aber hier auf Erden ist dies bis jetzt nicht der Fall." Und höflich grüßend verschwand er.

(Humorist.)

Eine neue großartige Spekulation ist aufgetaucht. In einer Leipziger Zeitung stand kürzlich folgende sonderbare Anzeige: „Enthaltsamkeit. Eine Familie, die auf dem Lande wohnt, erbietet sich, einen wohlhabenden Trunkenbold in Kost und Wohnung zu nehmen. Sie wird sich bemühen, ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen, und ihm dabei sein Laster allmälig abzugewöhnen."

Ein Eckensteher fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Locomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach Herrjes! det is aber nich zum Aushalten mit dem Pfeifen." — „Na, wat haste denn schon wieder zu achherrjesen?" erwiederte der zärtliche Gatte. „Du verlangst wohl, dat se vor deine lumpje Jroschen die Mamsell Lind uf de Locomotive singen lassen?"

Der Großfürst Michael von Rußland, der ein sehr geistreicher Spötter ist, sagte von einem seiner Kammerherren, der zufällig, wie Rousseau, Jean Jacques heißt und rothe Haare hat: „Il est Jean, il est Jacques, il est roux, il est sot, mais pourtant il n'est pas Jean Jacques Rousseau."

Kürzlich stürzte sich ein Municipalgardist in die Seine. Kaum war er unter dem Wasser verschwunden, als ein junges Mädchen ihm nachstürzte, nicht um ihn zu retten, sondern um ebenfalls den Tod zu suchen. Der Municipalgardist erreichte seinen Zweck; trotz schneller Hilfe brachte man eine Leiche an den Strand, das junge Mädchen wurde dagegen glücklich gerettet. Es ergab sich, daß das Mädchen den Municipalgardisten, dem Wunsche ihrer Eltern gemäß, heiraten sollte, sie aber, einen andern liebend, diesem Ansinnen stets widerstand, und da sie den Gegenstand ihrer Liebe nicht

Digitized by Google

erlangen konnte, ihr Leben in den Wogen zu endigen suchte. Auf gleiche Weise beschloß der Municipalgardist sein Liebesfeuer zu kühlen. Die Eltern gaben jetzt, da der Schwiegersohn in spe beseitigt war, ihre Einwilligung zu der Vermälung mit dem Geliebten ihrer Tochter.

Caricatur.

Die Duellanten.

Der Dicke. Ich schieße gar nicht; warum soll ich mich umsonst anstrengen? Diese mathematische Linie treffe ich so in meinen Leben nicht!

Der Magere. Ich ziele gar nicht, ich drücke nur los; irgendwo werde ich ihn doch wohl treffen!

Literärhistorisches.

Ein Feuilletonist des Siecle beschreibt die schriftstellerische Thätigkeit des bekannten Romandichters Alexander Dumas wie folgt: „Dumas steht jeden Morgen um 6 Uhr auf; auf seinem Schreibtische liegen 35 Blätter von größtem Formate; er nimmt die Feder und schreibt mit einer Schönheit, welche dem größten Kalligraphen beneidenswerth erscheint, in einem Zuge, ohne etwas auszustreichen, bis 11 Uhr. Um diese Stunde frühstückt er und das immer in zahlreicher Gesellschaft, denn der Verfasser des Monte-Christo ist der gastfreundlichste aller Schriftsteller; doch selbst während dieses Morgenmahles pausirt sein lebhafter Geist nicht eine Sekunde. Mit dem Glockenschlage Zwölf ergreift er von Neuem die Feder, um sie erst Abends sechs Uhr wieder aus der Hand zu legen. Das Diner, zu welchem er sich dann begibt, findet ihn eben so munter, eben so sprühend von pikanten Einfällen, als am Morgen. Nur wenn die Anzahl Blätter, die er sich täglich in seinem rastlos schaffenden Geiste vorgeschrieben hat, ausnahmsweise nicht gefüllt ist, wirft eine Wolke der Unzufriedenheit mit sich selbst den Schleier des Unmuths über sein Gesicht. Nach Tische geht er den Vergnügungen des Salons nach, zu deren Mittelpunkt ihn unwillkührlich sein stets leuchtender Witz macht. Um zwei Uhr in der Nacht kehrt er heim, und oft ergreift er vor dem Schlafengehen nochmals die Feder, um den Plan eines Romans, eines Drama's, eines Vaudeville's, einer komischen Oper oder sonst einer Dichtung, der sich unterdessen in seiner glühenden Phantasie ausgesponnen hat, auf's Papier zu werfen. Das Jahr hat 365 Tage, und wir haben mit diesem einen Tage ein Jahr aus dem Leben dieses berühmten Schriftstellers erzählt; denn Herr Dumas lebt, ausgenommen auf Reisen, einen Tag wie alle Tage. Er hat nur einen Mitarbeiter, August Maquet, der ihn als seinen Meister verehrt und sein zweites Ich in der Literatur geworden ist. Keine Zeile des Einen wird gedruckt, ohne daß sie der Andere zuvor durchgesehen hat. So ergänzen diese literarischen Zwillinge einander, tauschen sich gegenseitig aus, feuern einander an, und es gereicht Beiden zur Ehre, wie sie einander Gerechtigkeit widerfahren lassen. Dumas ist immer der Erste, der den intelligenten Wetteifer seines Jüngers Maquet anerkennt, und dieser ist glücklich in der Verehrung des unversiegbaren Talentes seines Meisters. Dumas selbst äußerte einmal: „Mein Fleiß ist eisern, aber der Fleiß meines Maquet ist stählern und hat weit mehr Politur." Dumas trinkt während der Arbeit Limonade; Maquet trinkt ihm zu Gefallen mit, hat es aber noch nicht so weit gebracht, täglich acht Schoppen in sich hineinzugießen, wie Dumas. Wenn Beide einmal mit einander verwechselt werden sollten, daran wird man sie wieder erkennen."

In der neugegründeten Wiener Zeitschrift „der Salon" theilt Dr. L. A. Frankl interessante Charakterzüge und Anekdoten von dem populären Volksbühnendichter und trefflichen Schauspieler, dem vielbedauerten Ferdinand Raimund mit. Ich ging, erzählt er unter Anderem, am 28. Dezember 1830 mit einem Freunde durch die Jägerzeile. Es war ein nasser, grauer Wintertag. Ein Leichenwagen, der zur Stadt hinausfuhr, kam uns entgegen, mehrere Wägen, die ihm das Geleite gaben, folgten, und ein Mann zu Fuße, in einen dunkeln Karbonarimantel eingehüllt. Mein Freund grüßte ihn und wollte ein Gespräch anknüpfen. „Mir geht's schlecht," sagte der Mann in kläglichem Tone. „Sehen's, da führen's meine Jugend. Jetzt is todt!" Das Wasser trat ihm in die Augen, und er ging, ohne zu grüßen, weiter. „Das ist Ferdinand Raimund," sagte mir mein Freund. „Die Leiche, welcher er die letzte Ehre erweiset, ist die der Therese Krones, der ersten Darstellerin der Jugend im „Bauer als Millionär." — Karoline Pichler wünschte den Dichter, den sie im Hause eines Fräuleins von Isenflamm kennen gelernt hatte, in ihrem Hause eingeführt. Ich erfüllte mit Vergnügen ihren Wunsch, da ich von Raimund, der sich stets von den Dichtern Wiens unterschätzt oder in hypochondrischer Stimmung verachtet glaubte, wußte, daß er sich geschmeichelt fühlte, wenn ihm von einer literarischen Größe eine Aufmerksamkeit widerfuhr, und als solche achtete er die würdige Matrone. Wir kamen zu Tische und fanden uns in einem feingebildeten aristokratischen Kreise von einigen Herren und Damen, der sich gern um die Frau des Hauses zu versammeln pflegte. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf ein Ereigniß, das, durch die Eifersucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons der Residenz machte. Wenn auch die Thatsache deutlich genug die Worte durchschimmerte, so waren diese aus Rücksicht für die anwesenden jungen Damen doch nur in feinster Weise andeutend. Man denke sich aber den Schreck der Frau vom Hause, welche noch die Salon-Etikette des vorigen Jahrhundertes gern bewahrte, und die erblassende Verlegenheit der Gesellschaft, als Raimund, der sich bis jetzt schweigend verhalten hatte, sich gegen mich mit den Worten wandte: „Eifersüchtig hat meine Madame auch sein können, da, mein Arm hat's gespürt; sie hat mich aus Eifersucht 'nein bissen. Da ist meine Geliebte, die Toni, ganz anders." Und gegen Alle gewendet, fuhr er fort: „Und was war Schuld an meinem Unglück? Der Mondschein und's grüne Paperl!" Ein allgemeines verlegenes Verstummen der Gesellschaft entstand, das Raimund für erwartungsvolle Neugierde zu nehmen schien, und treuherzig erklärte er seine Rede: „Ich bin öfter wirklich melancholisch, und in einer solchen Stimmung bin ich allein im Prater spazieren gegangen. Es ist mir allerhand eingefallen, was später 'n Leuten gefallen hat. Ich gehe zurück, habe Durst und gehe im Wurstelprater in's Gasthaus zum Paperl; da sitzt die Louis mit ihrem Vater, der auch Lokalstück geschrieben hat, der Mondschein hat sie so schön bescheint, daß sie mir auf einmal interessant vorkommen ist. Ich habe oft mit ihr Komödie gespielt, sie war mir immer gleichgiltig, aber heut' hat der Mondschein sie ganz verklärt; plötzlich bin ich verliebt in sie geworden, und hab' sie bald darauf geheirathet. No, das ist ja bekannt, wie sie mich auspfiffen haben, beim ersten Auftreten nach der Hochzeit, weil ich, mein nachmaliges Unglück einsehend, am Tage der Trauung Braut und Hochzeitgäste habe sitzen lassen." Als er so treuherzig geschlossen hatte, da schien es, als ob ein ungenirter, ganz natürlicher Wolf zwischen eine wohlgesittete Heerde gerathen wäre. Ich werde nie die Verlegenheit der Damen vergessen. Ein General, der Graf Rothkirch-Panthen, durch mehrere poetische Arbeiten bekannt, gab dem Gespräche eine militärisch rasche Schwenkung. — Ich saß im Parterre des Hofburgtheaters, um Grillparzers dramatisches Mährchen „Traum ein Leben" zu sehen und traf Raimund. „Sie kommen sehr oft in's Burgtheater?" sagte ich zu ihm. „Ich kann vom Edlen nicht lassen; da muß ich mich erholen!" erhielt ich zur Antwort. Er sah und hörte dem Stücke unverwandt zu, er war fortgesetzt unruhig, ohne ein Wort zu sprechen. Am Schlusse der Vorstellung sagte er mir ganz wehmüthig: „Sehen Sie, das habe ich immer wollen, und eigentlich ist mein „Bauer als Millionär" derselbe Gedanke. Hier träumt der Held, bei mir ist Hexerei im Spiel. Hier wird er reich und mächtig, bei mir auch, nur muß er Galläpfel aufbeißen, in denen die Dukaten stecken, was sagen will, daß es bitter und schwer ist, reich und mächtig zu werden. Hier flieht der Held die Liebe, bei mir flieht die Jugend den Helden, und so geht es Scene für Scene fort. Nur die vielen schönen Worte habe ich nicht, die möchtens in meiner Vorstadt draußen a nit verstehen. Es ist ewig schad um mich." Auffallend war die äußerliche Aehnlichkeit Raimund's und Grillparzer's, wenn auch jener blond war und dieser schwarz. Grillparzer erzählte von ihm folgende humoristische Situation. Er begegnete ihm in der Nähe von Gutenstein im Walde, Raimund trug eine Blouse, die da und dort von Harz triefte, hinter jedem Ohr stak eine Feder, aus der Tasche guckten Papiere, ein Dintenfaß trug er in der Hand. Auf die lächelnd gestellte Frage: „Aber Raimund, wie sehen Sie aus?" gab er die fast ärgerliche Antwort: „No, wie kann ich anders ausschauen, wenn ich auf die Bamer (Bäume) sitz' und dicht'." — Der Zufall führte mich einmal in späteren Jahren mit der Tochter des Theaterdirektors in Raab zusammen, bei welchem Raimund sein erstes Engagement als „Intriguant" hatte. Ich hörte da manchen interessanten Zug von der ehemaligen Kollegin Raimund's: „Niemand war leichter zu foppen, als er, Niemand gefälliger gegen uns Mädchen und Niemand verliebter. Damal hatte er freilich noch nicht das Mißtrauen gegen Menschen, das sich später in seine Seele legte. Er ist aber auch schrecklich betrogen worden. Raimund liebte ein Mädchen in Raab; dem damals unbedeutenden Schauspieler waren die Verwandten eben wenig hold, und sie freuten sich, als Raimund mit uns nach Oedenburg wandern mußte. Einem Freunde, der um die flammende

Digitized by Google

Liebe seines Herzens wußte, gab er den Auftrag, seine Geliebte zu entführen und ihm zuzuführen. Das Mädchen verschwand und plötzlich erfuhr Raimund, daß sie, der er sich so heiß entgegensehnte, bereits seit acht Tagen bei der Mutter des Entführers in Oedenburg mit diesem verborgen lebe, und nun, entdeckt, durch die Behörde nach Raab zurückgefordert sei. Entführer und Entführte hatten sich aber mittlerweile verständigt, und ihre Trauung war angesagt. Raimund's Zustand gränzte an Raserei; Freundschaft und Liebe hatten ihn zugleich betrogen. Am folgenden Tage, nachdem er die Nachricht erhalten hatte, kam er zu meinem Vater, und ohne weitere Einleitung sagte er: „Herr Direktor! ich komme, um Ihre Fräul'n Tochter zu werben!“ Mein Vater, der um Raimund's unglückliches Liebesabenteuer wußte, fragte ihn ganz verdutzt: „Ja, lieben Sie denn meine Tochter?“ und erhielt die offenherzige Antwort: „Lieben? Nein. Es wird aber schon geh'n. Ich möcht' nur an dem Tage, wo die Treulosen sich vermälen, auch heirathen, damit sie sehen, daß mir gar nichts an ihrem Verrath gelegen ist, gar nichts!“ und die Thränen liefen ihm die Wangen herab. Mein Vater suchte ihn zu beruhigen, und nach Wochen war er auch ruhiger, die jugendliche Heiterkeit war aber fort. Lebhafter als je warf er sich der Kunst in die Arme, und zwei Züge aus seinem Leben werde ich nie vergessen. Wir saßen eines Morgens beim Frühstück, Raimund, der für manche sehr untergeordnete Dienste bei uns die Kost hatte, kam nicht; plötzlich erscheint seine Wirthin und berichtet entsetzt: „Der Raimund ist wahnsinnig geworden.“ Wir fragten um ein Näheres; da erzählte sie uns, wie er die Nacht hindurch bald gebellt, bald gelacht, bald wieder gekräht habe, und wie sie sich nicht in seine Stube zu treten getraue. Mein Vater stand rasch auf, um den Unglücklichen zu besuchen, da trat Raimund ganz unbefangen ein, und unser Schreck löste sich in ein unbändiges Lachen auf, als es sich aufklärte, daß er in einer Posse, die Abends gegeben werden sollte, einen Menschen darzustellen habe, der sich dadurch wahnsinnig stellt, daß er alle Thierstimmen nachahmt. Die später von ihm bekannte Genauigkeit in Darstellung namentlich seiner eigenen Stücke und der Ernst, mit dem er die Kunst betrieb, äußerte sich schon damals. Er sollte den Geßler spielen, und da es vom Dichter vorgeschrieben steht, daß dieser zu Pferde erscheint, war Raimund von dem Gedanken nicht abzubringen, trotz aller Gegenvorstellung, daß unsere Bühne zu klein und zu schwankend für die Erscheinung und das Gewicht eines Pferdes sei. Raimund konnte sich nicht beruhigen, und als mein Vater erklärte, die Kosten nicht tragen zu wollen, miethete er für seine ohnehin geringe Gage ein Pferd, eine wahre Schindmähre, und brachte sie zur Probe auf die Bühne. Mehr als zwanzigmal versuchte er, pfeilgetroffen, den Sturz vom Pferde, wir konnten uns, trotz seines jedesmaligen unbarmherzigen Falles, des Lachens nicht enthalten. „Man muß sich für die Kunst opfern können,“ sagte er uns, „oder man bleibt ewig ein Pfuscher.“

Jemand, der gleich vielen andern müßigen Leuten in einer Minute mehr zu fragen weiß, als zehn gescheute Männer in einer Stunde beantworten können, nahm sich kürzlich die Freiheit, dem Verfasser des Monte-Christo einige Fragen über seinen Stammbaum vorzulegen. „Sie sind ein Quarterone, Herr Dumas?“ fing er an. — „Das bin ich, antwortete ruhig der Dichter, der übrigens vernünftig genug ist, sich einer Abkunft nicht zu schämen, die sein Aeußeres nicht verläugnen kann. „Und Ihr Vater?“ — „War ein Mulatte.“ — „Und Ihr Großvater?“ — „Ein Neger,“ erwiederte Dumas, dessen Geduld zu reißen anfing, etwas hastig. — „Und darf ich nun fragen, was Ihr Urgroßvater war?“ — „Ein Affe, mein Herr!“ polterte Dumas heraus mit einem Blick der Verachtung; „ja, ja, ein Affe: mein Stammbaum fängt da an, wo der Ihrige aufhört.“

Wissenschaftliches.

Der bekannte britische Geolog, Sir Roderick J. Murchison, theilt in englischen Blättern den Auszug eines Schreibens von Professor Agassiz vom 28. April mit, wornach dieser schweizerische Naturforscher, der, nachdem er in Boston eine Reihe von Vorlesungen gehalten, gefährlich erkrankt war, völlig wieder hergestellt ist. Von allgemeinem Interesse ist in dem Schreiben des Herrn Agassiz folgende Notiz über die Aehnlichkeit der heutigen transatlantischen Flora mit der fossilen Flora Europa's: „Ich glaube einen glücklichen und ganz unerwarteten Fund gethan zu haben, indem es mir gelungen, die außerordentliche Aehnlichkeit der fossilen Flora der europäischen Diluviallager und der lebenden Flora der gemäßigten Theile der vereinigten Staaten aufzufinden. Die Uebereinstimmung erstreckt sich auf alle Typen organischer Wesen. Nachdem ich hier in den Sümpfen die Chelydra lebend unter dem Schatten von Bäumen gesehen, ähnlich denen, die den alten Boden von Oeningen — so berühmt wegen seiner zahlreichen Erd- und Frischwasser-Fossilien — bedeckten, kann ich nicht umhin anzunehmen, daß das Klima von Europa zur Zeit, als die Strata von Oeningen abgelagert wurden, nicht tropisch gewesen sein könne. Auch muß ich bemerken, daß eine außerordentliche Verwandtschaft zwischen der Flora der atlantischen Ufer von Nord-Amerika und der von Japan vorhanden ist, wo wir den Megalobatrachus haben, den entsprechenden Typus des Andrias oder des großen fossilen Salamanders von Oeningen. Da ich jetzt nicht im Stande bin, eine Abhandlung zu schreiben, so würde ich Ihnen dankbar sein, wenn Sie diese Bemerkungen bekannt machten, bevor ich sie in extenso zu publiziren vermag.“ Sir Rod. Murchison sieht diese etwas fragmentarische Notizen als überaus wichtig an, um zu einem richtigen Schlusse in Bezug auf das Klima von Europa während der mittleren tertiären Epoche zu gelangen.

Medicinisches.

Wirkungen der Eisenbahnen auf die Gesundheit. Ueber die Einflüsse des Eisenbahnreisens auf die Gesundheit der Menschen ist bereits früher einmal in diesen Blättern, und zwar nach den Beobachtungen eines Petersburger Arztes, gesprochen worden. Gegenwärtig citirt ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes englisches Reise-Handbuch, das Traveller's Miscellany, das Urtheil eines berühmten, englischen Arztes, des Dr. James Johnson, das ebenfalls ganz außerordentlich zu Gunsten des Fahrens auf Eisenbahnen lautet. Der genannte Arzt empfiehlt es besonders den Einwohnern London's als ein Mittel, sich, nachdem sie im Sommer durch die verpestete Atmosphäre der von mehr als einer Million Menschen bewohnten Hauptstadt krank und schwach geworden, durch das Einathmen der reinen, stets sich neu regenerirenden Luft der Eisenbahnen wieder zu erfrischen und zu stärken. Eine tägliche Eisenbahnfahrt, wenn auch nur von wenigen Meilen, sei das Heilsamste, was Hypochondristen und Reconvaleszenten empfohlen werden könne. Selbst bei der ruhigsten Sommerluft herrsche in den fahrenden, natürlich nicht ganz verschlossenen, Eisenbahnwagen ein erfrischendes Wehen, das sich, wenn man etwa einer leichten Brise entgegenfahre, bis zu einem alle Poren durchdringenden und reinigenden Sturme steigern könne. Kein Essig, kein Chlor sei im Stande, die von Krankheitstoffen geschwängerte Kleidung so davon zu befreien, wie die Fahrt auf einem offenen Eisenbahnwagen. Die oscillirende Bewegung in demselben sei nicht blos gesünder, als das Rütteln und Stoßen der gewöhnlichen Wägen, sondern auch dem Reiten, das häufig aus diätetischen Gründen empfohlen werde, bei weitem vorzuziehen. Das Reisehandbuch fügt hinzu, daß das Eisenbahnfahren nach dem Urtheil anderer auch die Blutcirculation regulire, die Nerven beruhige und nach jeder Tagreise einen gesunden, kräftigen Schlaf herbeiführe, wozu noch komme, daß die Abwechslung, die eine solche Fahrt gewähre, die raschen Veränderungen der Scene nothwendig auch auf das Gemüth einen zerstreuenden und heilsamen Eindruck üben müßten.

Die „Londoner medizinische Zeitung“ behauptet, daß die Blausäure, die bisher für das stärkste bekannte Gift und für augenblicklich tödtend gehalten wurde, — nur Scheintod hervorbringe. Nach Versuchen berühmter Chemiker wurden Kaninchen, die mit Blausäure vergiftet, todt hinfielen, schnell wieder lebendig, als man ihnen auf den Hinterkopf und das Rückgrat eine Mischung von essigsaurem Kali und Kochsalz in Wasser aufgelöst, senkrecht aufgoß. Die Entdeckung ist allerdings neu, ob sie aber auch wahr ist, muß erst die Folge lehren.

Wirkung des zu häufigen Kaffeegenusses. Die schottischen Journale machen zur Warnung den nachfolgenden Vorfall bekannt: In den letzten Tagen des Monats April wurden etwa sechzig bei dem Baue der nahen Eisenbahnen verwendete Arbeiter, die von der Mundfäule ergriffen waren, in das königliche Krankenhaus zu Edinburg gebracht. Man stellte über die Ursachen dieser Erscheinung eine Untersuchung an, und es zeigte sich, daß der Ausbruch des Skorbuts dadurch herbeigeführt wurde, daß die Arbeiter sich einige Wochen lang von der besten Gattung Kaffee und Butterbrod ausschließlich genähret hatten.

Die neuentdeckte Gutta Percha, das Harz eines in Borneo und Singapura wachsenden Baumes, wird schon zu verschiedenem Gebrauche in der Chirurgie angewendet. Man bereitet daraus künstliche Nasen, befördert die Heilung von Knochenbrüchen und glaubt sogar, daß es zur Conservirung von Leichen brauchbar sein dürfte.

Mittel gegen die Wasserscheu. Die „Times“ behauptet, daß man in Südamerika ein bewährtes Mittel gegen die Wasserscheu hat. Die Hitze und der Wassermangel sind dort so groß, daß nicht blos die Hunde, sondern auch andere zahme und wilde Thiere wüthend werden. Jäger, Hirten u. s. w. sind also dieser Gefahr sehr ausgesetzt, fürchten sie aber nur wenig; denn zwei oder drei Gaben einer gepulverten Wurzel, die zum Geschlecht der Nießwurz (Helleborus) gehört, heilen das Uebel. Auf den Genuß derselben entsteht ein starker Schweiß, der binnen drei Tagen die gänzliche Heilung bewirkt, wenn auch eine empfindliche Schwäche noch einige Wochen anhält.

In der Theaterzeitung steht folgende Aufforderung: Die Typhuskrankheiten hinterlassen oft innere Geschwüre, die der Kunst des Arztes Trotz bieten. Die Einwohner von Chili gebrauchen häufig einen Aufguß und eine Abkochung von Oenothera acaulis Cavanille als eröffnendes und wundheilendes Mittel, besonders da, wo sie innere Abscesse vermuthen. (Man sehe Petermanns Pflanzenreich p. 771.) Da wir obige Oenothera nirgends unter den Heilpflanzen aufgeführt fanden, so wäre es wohl wünschenswerth, wenn Versuche damit angestellt würden.

Landwirthschaftliches.

Wie einträglich der Hopfenbau werden könne, wenn man sich im Großen darauf verlegt, läßt sich daraus entnehmen, daß die vorjährige Hopfenernte eines einzigen Eigenthümers von Hopfengärten in der Graf-

Digitized by Google

schaft Kent in England 200,000 Pfund Sterling eintrug (zwei Millionen Gulden C. M.). Herr Ellis ist freilich der reichste Hopfenbauer in Kentshire.

Ein warnendes Beispiel für Getreide-Spekulanten hat sich vor Kurzem in Oestringen, einem Dorfe wenige Stunden von Karlsruhe, zugetragen. Ein Landmann hatte noch mehr als 200 Malter zweijährige Frucht aufgespeichert, für die ihm Händler einige Wochen vorher für das Malter 13 fl. 15 kr. geben wollten; doch er wollte sie nicht verkaufen, und sagte, sie müßten erst 14 fl. voll gelten. Nun kam in wenigen Tagen das Malter Dinkel auf 9 und 8 Gulden herab, weshalb der Mann wahnsinnig wurde und nur immer herumlauft, die Hand vor die Stirne schlägt, und immer nur die Worte wiederholt: „13 fl. 15, 13 fl. 15!“

Der Weizen von St. Helena. (Theaterzeitung). Das Flinrer'sche Haus in Oberdöbling (Hirschengasse) ist gegenwärtig das Ziel vieler Neugierigen und Wißbegierigen. Zunächst dem Hause steht ein Feld von 1¼ Joch mit Weizen von St. Helena bebaut, in vollen üppigen Halmen. Um das fast fabelhafte Erträgniß, den unvergleichlichen Vortheil des Anbaues dieser Frucht zu schätzen, muß man erwägen, daß der Boden zum Bau dieses Weizens (ungleich dem unsern) ganz mittelmäßiger Art sein darf; so ist das hier in Rede stehende Feld seit mehreren Jahren blos mit Erdäpfeln besetzt gewesen. Ferner treibt ein Samenkorn nicht wie gewöhnlicher Weizen einen Halm, sondern ein Büschel von je sechs Halmen; jede einzelne Aehre ist vierzeilig und trägt 60 bis einige und 90 Körner. Das Minimum des Erträgnisses ist das Hundertfache der Aussaat. Nach Schätzung Anderer dürfte das in Rede stehende Feld aber noch weit mehr tragen. Zur Aussaat für den Flächenraum von 1¼ Joch wurde 1 Metzen gebraucht, der sehr weit auseinander angebaut werden muß, indessen man 4 Metzen gewöhnlichen Weizens hätte anbauen müssen, (der auf diesem Boden überdies gar nicht gediehen wäre,) um ein Maximum von 50 Metzen zu bekommen. Die Behandlung ist die einfachste von der Welt; der Weizen muß nur zur gewöhnlichen Zeit gesäet werden, wann überhaupt Korn und Weizen angebaut wird; späte Saat erliegt dem Froste, wie ein Nachbarfeld bewies. Interessant ist, daß der Anbau mit einer Aehre begonnen wurde, und im dritten Jahre schon ein so überschwängliches Resultat gewährt. Oekonomen werden gewiß nicht säumen, sich dieser neuen Frucht zu bemächtigen, und Mathematiker werden leicht berechnen, wie wenig Jahre hinreichen, mit diesen 100 Metzen den Flächenraum einer ganzen Provinz zu bebauen.

Auf einem Kornfelde in der Nähe Kölns wurde dieser Tage eine Aehre gefunden, an der man 110 Körner zählte.

Vortheile des frühen Erntens. Die Köln. Ztg. theilt aus einer Abhandlung des berühmten Cadet de Vaux Folgendes mit: Die Vortheile des frühreif geschnittenen Getreides bestehen vorzüglich darin, daß es besseres Mehl, besseres Brod und auffallend mehr Brodmasse gibt. Der Mehrbetrag des Gewichtes des frühreif geschnittenen Getreides beträgt 10 Pfd. auf 210 Pfd.; 3 Pfd. Mehl dieses Getreides geben 4 Unzen Brod mehr als anderes, und ein Sack Mehl zu 320 Pfd., der in der Regel 400 Pfd. Brod gibt, gibt von frühreif geschnittenem Getreide 427 Pfd. Hierzu kommt der geringere Körnerverlust, den das Getreide, in der Frühreife geschnitten, erleidet, daß der Regen ihm weniger schadet, und daß es frühe gegen den Wechsel der Witterung und gegen eintretende Hagelschläge gesichert ist. Die Kleie dieses Getreides ist von außerordentlicher Dünne, das Getreide selbst zum Saatkorn besser und das Stroh desselben von stärkerer Nahrungskraft für die Thiere. Als Zeitpunkt zum Schneiden gibt Cadet den an, in welchem das Korn, wenn man es zwischen dem Daumen und Zeigefinger reibt, eine teigige Gestalt annimmt, wie Krume von frischem Brode, die man zu Kügelchen drückt.

Ein englisches Journal „the Mark-Lane Express“ bringt eine alte Wetterregel, die selten täuschen soll. Sie lautet: „Wenn die Esche ihre Blätter vor der Eiche öffnet, so folgt gewöhnlich ein nasser Sommer; öffnet aber die Eiche ihre Blätter vor der Esche, so folgt gewöhnlich ein trockener Sommer.“

Entdeckungen und Erfindungen.

Ein Kapitän Thistle in Florida hat einen Wagen erfunden, der zur Fortbringung Kranker und gefährlich Verwundeter dienen soll. Es ist darin für sechs Personen Platz, und im Fahren nicht die geringste Erschütterung zu verspüren. Er hat auch ein wasserdichtes Zelt für drei Mann erfunden, das, wenn man es zusammenfaltet, einen äußerst geringen Raum einnimmt. Bei beiden Erfindungen spielt das Gummi Elasticum eine Hauptrolle.

Die Instrumentenmacher fangen itzt an, die Tasten statt aus Holz, aus Rubinglas zu verfertigen; es entsteht jedoch die Frage, ob dieser harte, feste Stoff nicht die Finger zu sehr angreife und ermüde.

Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. Es stellt sich durch mehrere gelungene Versuche heraus, daß Kalk, Kohlenstaub, Asche und Kochsalz die Mittel zur Verhütung der Kartoffelfäule sind. So schreibt ein Deutscher aus Amerika, der zehn Jahre hindurch oft ein Drittel der Ernte wegwerfen mußte, daß er zerfallenen Kalk über frisch zerschnittene, mit Wasser angefeuchtete Kartoffelsetzlinge verbreite, dann diese frisch in den Boden bringe, und seitdem er so verfahre, habe er keine Kartoffeln verloren.

Man füllt itzt in England Matrazen mit zerriebenem Kork, die, wenn sie ungefähr 25 Pfd. wiegen, durch die Last von sieben Personen nicht unter Wasser gedrückt werden können. Das Korkpulver gewährt überdieß alle Vortheile des Roßhaars und zum Ueberfluß noch den, daß es sich nicht zusammenballt.

Statistisches.

Ueber die Mitglieder des englischen Unterhauses. Das Unterhaus des englischen Parlaments, welches jetzt 658 Mitglieder zählt, bestand ursprünglich und besteht zum Theil noch, aus 3 verschiedenen Ständen, nämlich: 1. Grafschafts-Rittern (knights of shires). 2. Abgeordneten der Städte (citizens, representatives of cities) und 3. Abgeordneten der Flecken (burgesses representatives of boroughs). Zur Zeit Eduard III. war das Taggeld für jeden Grafschafts-Ritter auf 4 Schilling (2 fl. C. M.) und für jeden Abgeordneten von Städten und Flecken auf 2 Schilling (1 fl. C. M.) festgesetzt, was jedoch die kleineren Ortschaften damals für eine zu große Ausgabe erklärten, so daß sie behaupteten, die dem Gemeindehaushalt daraus erwachsende Last werde durch die möglichen Wohlthaten der Vertretung schwerlich ausgeglichen. Unter Heinrich VI. zählte das Unterhaus nicht mehr als 300 Mitglieder; bis zur Zeit Heinrichs VIII. kamen 31 hinzu, und bis zur Zeit Karls II. abermals 182, wozu bei der Union Englands und Schottlands 45 schottische Mitglieder und endlich bei der Vereinigung der Legislatur Irlands mit der von Großbritannien 100 irische Mitglieder traten. Die auf diese Weise entstandene Zahl von 658 Mitgliedern ist auch durch die im Jahre 1832 bewirkte Parlamentsreform, in Folge deren viele verrottete Flecken das Wahlrecht verloren, welches auf neuere große Städte überging, beibehalten worden. Der Reformbill zufolge besitzt allein die Stadt London (die City) das Vorrecht, 4 Mitglieder in das Unterhaus zu senden; 135 Städte und andere Ortschaften (boroughs) in England und Wales — mit Einschluß der beiden Universitäten Oxford und Cambridge — wählen jede 2 Mitglieder, und 67 Städte und Ortschaften jede Ein Mitglied. Um wählbar zu sein, muß man in den Grafschaften ein reales oder persönliches Eigenthum mit einem Einkommen von 600 Pfd. (6000 fl. C. M.) jährlich, und in den Städten halb so viel besitzen. Die Vertreter der Universitäten bedürfen eines solchen Vermögens-Nachweises nicht. Auch die ältesten Söhne von Pairs oder von Personen, die ihrem Vermögen nach Grafschafts-Ritter sein können, sind davon ausgenommen. In Schottland ist der Vermögensbesitz nicht als Bedingung der Wählbarkeit festgestellt. Vom Parlament ausgeschlossen sind durch besondere Gesetze: Ausländer, Geisteskranke, (es muß ferner eine neue Wahl stattfinden, wenn ein Mitglied geisteskrank wird; man darf also körperlich mehrere Jahre, geistig jedoch nicht einen Augenblick abwesend sein), englische und schottische Pairs (falls sie in das Unterhaus gewählt sein wollten), irländische Pairs, jedoch nur in so fern sie zu repräsentativen Pairs für Irland erwählt werden; bestellte Richter, diejenigen Staatsbeamten, welche Stellen bekleiden, die seit dem 25. Oktober 1705 in's Leben gerufen wurden; alle Geistlichen, und zwar sowohl der anglikanischen und der schottischen, als der katholischen Kirche, und endlich alle diejenigen Personen, die mit der Regierung in irgend einem Lieferungs- oder Kontraktsverhältnisse stehen. Wer in einem solchen Verhältnisse sich befindet und gleichwohl im Parlamente sitzt, hat für jeden Tag, den er in demselben zugebracht, 500 Pfund Strafe zu bezahlen. Wenn ein Mitglied bankerott wird, wird es ein Jahr lang vom Parlament ausgeschlossen, in welcher Zeit es seine Angelegenheit regulirt haben muß; ist dies nach Ablauf der Frist nicht geschehen, so hat der Sprecher eine neue Wahl anzuordnen. Sonstige Bestimmungen über die Bescholtenheit der Parlaments-Mitglieder sind nicht vorhanden, mit Ausnahme dessen, daß sie, eben so wie die Wähler, ihr Recht verlieren, wenn sie eines Verbrechens überführt sind.

Der Seidenbau in Berlin, Potsdam und Umgegend ist bereits so in Flor, daß 104 Seidenzüchter Prämien von 2½ und 1¼ Sgr. für die Metze Cocons erhalten konnten, und daß darunter Züchter, wie der Graf von Arnim und der Hofgärtner Sello in Potsdam sind, welche über 1000 und 2000 Metzen der besten Cocons gezogen haben, also 80 bis 170 Thaler allein an Prämien erworben haben!

Der Ami de la Religion hat einen Bericht über die im Jahre 1846 für katholische Missionen eingenommenen und verausgabten Gelder veröffentlicht. Die Einnahmen betragen in runder Summe aus Frankreich 2 Mill. Francs, aus dem Kirchenstaat 102,000, aus Toskana 46,000, aus der Lombardei 45,000, aus Sardinien 93,000, aus beiden Sizilien eben so viel, aus Lucca, Parma, Modena zusammen 42,000, aus dem übrigen Italien 15,000, aus Spanien 21,000, Portugal 24,000, Belgien 174,000, Großbritannien 205,000, Deutschland 55,500, Preußen (daß die Franzosen nicht zu Deutschland zählen,) 204,000, Schweiz 38,000, aus verschiedenen Gegenden des nördlichen Europa 371, Summa 3,064,871 Frcs. Ausgabe: Missionen in Europa 641,000, in Asien 1,100,000, Afrika 368,000, Amerika 1 Million, Oceanien 500,000. Ueberschuß der Einnahme 1846, 3,000 Frcs., 1845, 312,000 Francs.

Die Zahl sämmtlicher Collegien und Universitäten in den vereinigten Staaten von Nordamerika beläuft sich gegenwärtig auf 110. Die älteste dieser gelehrten Schulen ist die Havard-Universität zu New-Cambridge, gestiftet 1638 von John-Havard. Siebenzig dieser Collegien und Universitäten sind erst im Verlaufe der letzten 30 Jahre entstanden.

Digitized by Google

Die größten Kirchen Europa's. Ein englisches Blatt gibt folgende Uebersicht der verschiedenen Geräumigkeiten einer Anzahl der bedeutendsten europäischen Kirchen nach Quadrat-Metres und der Zahl von Personen, welche diese Gebäude zu fassen vermögen, wenn man vier Personen auf jeden Quadrat-Metre rechnet.

	Personen	Quadrat-Metres
St. Peter	54,000	13,500
Dom in Mailand	37,000	9,250
St. Paul zu Rom	32,000	8,000
St. Paul zu London	25,600	6,400
St. Petronio zu Bologna	24,400	6,100
Dom in Florenz	24,300	6,075
Dom in Antwerpen	24,000	6,000
St. Sophia in Constantinopel	23,000	5,750
St. Johannes Lateran	22,900	5,725
Notre Dame zu Paris	21,000	5,250
Dom in Pisa	13,000	3,250
St. Stephan in Wien	12,400	3,100
St. Dominik in Bologna	12,000	3,000
St. Peter zu Bologna	11,400	2,850
Dom zu Siena	11,000	2,750
St. Markus in Venedig	7,000	1,750

Aus den Ausweisen der administrativen Statistik Frankreichs ergeben sich nachstehende Daten über die jedem Ministerium und jeder Generaldirektion untergeordneten Beamten und ihre Gehalte.

1. Ministerium des Innern mit 111,600 besoldeten Beamten mit einem Gehalte von 33,067,000 Franken, 11,800 Pensionisten mit 2,980,000 Franken Pension.
2. Justizministerium. 14,100 Beamte, 15,844,000 Fr. — 11,00 Pens., 1,530,000 Fr.
3. Kultusministerium. 40,000 Beamte, 33,980,000 Fr. — 2,700 Pens., 1,300,000 Fr.
4. Oeffentlicher Unterricht. 21,000 B., 13,000,000 Fr. — 1,200 Pens., 870,000 Fr.
5. Oeffentliche Arbeiten. 6,780 Beamte, 9,680,000 Fr. — 650 Pens., 395,000 Fr.
6. Handel und Ackerbau. 8,580 B. 12,000,000 Fr. — 230 P., 192,000 Fr.
7. Auswärtige Angelegenheiten. 640 B., 8,000,000 Fr. — 180 Pens., 290,000 Fr.
8. Kriegsdepartement. 22,500 Beamte, 28,000,000 Fr. — 70,000 Pens., 44,000,000 Fr.
9. Marine-Ministerium. 7,100 Beamte, 11,200,000 Fr. — 7,000 Pens., 5,600,000 Fr.
10. Finanzen. 36,200 B., 3,815,000 Fr. — 2,400 P. 4,700,000 Fr.
11. Postverwaltung. 15,700 B., 22,000,000 Fr. — 750 P. 480,000 Fr.
12. Zollverwaltung. 31,400 B., 35,071,000 Fr. — 3,800 P., 1,900,000 Fr.
13. Tabakverwaltung. 14,890 Beamte, 20,700,000 Fr., — 1,500 Pens., 800,000 Fr.
14. Forstwesen. 11,400 B., 7,850,000 Fr., — 400 Pens., 350,000 Fr.
15. Stempel und Domänen. 6,197 Beamte, 13,111,000 Fr. — 400 P., 350,000 Fr.
16. Ehrenlegion. 25,400 Mitglieder mit 8,000,000 Fr. Besoldung. Sonach machen sämmtliche Beamte 376,487 Köpfe mit 309,686,000 Fr. Besoldung aus. Dazu kommen 104,110 Pensionisten mit 65,737,000 Franken Pension.

Uebrigens zählt Frankreich 451,030 Bedienstete, die größtentheils unentgeltliche Dienste leisten, und nur hie und da mit Remunerationen betheilt werden, so daß sie insgesammt jährlich nicht mehr als 9,633,000 Fr. beziehen, wodurch der Gesammtbetrag aller Gehalte auf 385,056,000 Fr. steigt. Die aktive Landarmee zählt 400,000 Mann, die Marinemacht 60,000 Mann. Die Bevölkerung im Jahre 1846 war 34,400,000 Seelen, worunter 17,232,000 Frauen, 17,168,000 männlichen Geschlechts. Von Letzteren 8,916,000 über 21 Jahre alt, die sich in folgende 4 Klassen vertheilen:

1. Arbeiter und Dürftige 6,585,000.
2. Kapitalisten, Manufakturisten, Landwirthe, Handelsleute 927,000.
3. Gelehrte und Leute unabhängigen Einkommens 425,000.
4. Staatsdiener 979,000.

Curiosa.

Die Ente von Vaucanson galt einst als das größte Kunstwerk der Mechanik. Dieses Kunstwerk ist durch die Zeit vernichtet, dagegen hat ein talentvoller Künstler eine ähnliche Ente verfertigt, welche der Vaucansonischen in keiner Weise nachsteht. Dieselbe steht auf einem Postament ganz frei, doch mit den Füßen befestigt, als mechanisches Gerüst und Triebwerk aus Neusilber komponirt, mit einem Entenbalg überzogen, in natürlicher Größe, wie lebendig. Sie hebt die Flügel, sie bewegt den in allen Richtungen biegsamen Hals hin und her, schnattert, frißt das vorgehaltene Futter, Wasser mit Hirsekörnern, trinkt und hebt den Kopf, damit das Wasser den Hals hinunter rinnen könne. Dieses Automat ist von einem Schweizer, Herrn Rechsteiner aus Urnäschen, gefertigt, der gegenwärtig damit auf Reisen ist.

Der Standard erwähnt folgenden merkwürdigen Fall von langem Leben. Zu Baronscourt lebt ein gewisser James Taggart im Alter von 121 Jahren, welcher nicht nur in vollem Genusse seiner geistigen Kräfte ist, sondern öfters zu Fuß nach der 7 engl. Meilen entfernten Stadt Omagh, zur Besorgung seiner Angelegenheiten, wandert. Sein 99 jähriger Sohn besitzt die nämliche körperliche und geistige Energie, hat noch kein weißes Haar, und versieht noch — blos mit der Einschränkung auf kürzere Strecken — die Geschäfte eines Commis-Voyageur.

Welches ist das artigste Volk? Das artigste Volk sind die Basken; sie haben keinen Imperativ und umschreiben denselben auf eine Weise, an der kein Complimentierbuch etwas auszusetzen haben würde. Statt: „Thue dies, X.," sagen sie z. B.: „Wenn ich X. wäre, würde ich dies thun." Uebrigens erstreckt sich diese Höflichkeit nicht über die Sprache hinaus, denn mit den Fäusten sind sie gleich bei der Hand. (Th. Zeit.)

Ueble Folgen der Mäßigkeit. In mehreren Distrikten Englands nimmt in Folge der Mäßigkeitsvereine der Gebrauch geistiger Getränke so sehr ab, daß dort die Bäcker nirgends Hefen bekommen können und sie von London beziehen müssen.

Türkische Romantik. Der bekannte französische Tourist Jaubert wurde auf seiner Reise im Orient von dem Pascha von Baljasid aller seiner Habe beraubt und gefangen gesetzt, mit der Absicht, ihn ermorden zu lassen. Seine Befreiung wird von französischen Blättern unter folgenden Umständen erzählt: Den Gefangenen besuchte öfter eine Tochter des Pascha und unterhielt sich, wie Pyramus und Thisbe durch die Wand, mit ihm durch die schwere Fallthüre. Das naive Mädchen kam eines schönen Morgens und fragte: „Lebst du noch, Giaour?" — „Ja meine Liebe!" — „Du kannst mir einen großen Gefallen thun, Giaour." — „Und der wäre?" — „Wenn du meinem Vater sagtest, daß er mich mit Hassan verbinden soll!" — „Aber was werden meine Worte bei deinem Vater gelten?" — „Sehr viel, Alles!" — „Wie so das?" — „Jedem gläubigen Muselmann sind die Worte eines Sterbenden heilig." — „So! Nun, ich werde mit deinem lieben Vater sprechen." — „Ach, du bist der liebenswürdigste der Giaours! Ich eile, Hassan die frohe Botschaft mitzutheilen, er wird dich segnen." — Jaubert forderte nun den Pascha auf, seine Tochter dem Hassan zu geben, und setzte den Tyrannen durch diese Bitte in die grausamste Verlegenheit, entweder den Gefangenen leben zu lassen, und dadurch seinen Worten die Heiligkeit und Verbindlichkeit zu entziehen, indem er aufhörte, ein Sterbender zu sein, oder ihn zu tödten und zugleich seine Tochter einer Mißheirat zu opfern. Unter diesem Schwanken raffte ihn die Pest hin, und Hassan heiratete seine Tochter; es ist wohl nicht nöthig zu sagen, daß das glückliche junge Paar es seine erste Sorge sein ließ, den freundlichen Giaour aus seinem Elende zu erlösen. (Humorist.)

Wie sehr man sich bei Gewittern vor der Nähe der Bäume hüten müsse, bestätigt folgender Unglücksfall, der sich in dem nahe bei Düsseldorf gelegenen Dorfe Hamm ereignete. Drei Mädchen von etwa 17 bis 18 Jahren flüchteten sich bei einem heraufziehenden Gewitter unter einen Baum, und standen dort, sich umschlungen haltend, um vor dem Regen Schutz zu suchen, als ein Blitzstrahl am Baum herunterfuhr und sie traf, so daß alle drei zu Boden sanken. Ein später vorübergehender Arbeiter sah sie unter dem Baume liegen, glaubte aber, sie schliefen dort, und so entdeckte man das Unglück erst nach ein Paar Stunden. Alle Versuche zur Wiederbelebung zeigten sich fruchtlos.

Eine merkwürdige Wirkung des Blitzes theilt ein medicinisches Journal mit: Madame Morosa de Lagumo saß während eines Gewitters am Fenster, und fühlte plötzlich eine Erschütterung, die keine nachtheiligen Folgen hinterließ. Aber eine Blume, die in der Richtung des elektrischen Stromes am Fenster stand, wurde vollkommen deutlich auf ihrem Schenkel abgezeichnet, und das Bild blieb bis zum Abend des Tages sichtbar.

Eine leichte Art sich zu ernähren. Großes Aufsehen erregt in Hamburg und in der Umgegend ein bei J. G. Nanck in Kiel erschienenes Werk, betitelt: „Die Zahlenlotterie, oder kurz gefaßte Anleitung, in derselben 100 Perzent jährlich zu gewinnen. Nach mathematischen Grundsätzen bearbeitet, so wie durch Facta bewiesen und erläutert. Preis 2 Mark 8 Sch." Der Inhalt dieses Buches hat die Mitglieder mehrerer benachbarter Bühnen auf die Idee gebracht, den dritten Theil ihrer Gage zu einem Spielfonde zusammenzuschießen, um nach Anleitung obigen Buches ein Erkleckliches zu gewinnen.

Ein nordamerikanischer Hausirer ist auf den Gedanken gekommen, einen Daguerreotyp-Apparat auf Räder zu setzen, und damit im Lande umherzureisen, wo er nun den verwunderten Eingebornen in einem Nu für eine Kleinigkeit ihr Conterfey liefert.

Münzen von Attila. In Folge des bekannten Aufrufes, den der Sekretär der ungarischen Akademie im Interesse vaterländischer Alterthümer veröffentlicht, wird das Publikum auf eine sehr interessante und höchst merkwürdige Antiquität aufmerksam gemacht. Es ist dies nämlich eine

Digitized by Google

silberne **Attila-Münze** in Thalergröße mit Attila's Bild auf der Aversseite; auf der Reversseite eine mit Mauern umgebene Stadt mit ihren Thürmen und der Umschrift Aquileja. Diese Münze wurde, nach dem erstatteten Bericht, vor zwanzig Jahren im Bihaeer Comitate in dem Orte Kokad von einem Bauer gefunden. Man vermuthet, daß dieses keine eigentliche Kun-Münze, sondern blos eine Denkmünze sei, die von der Stadt Aquileja, bei deren Einnahme durch Attila und ihm zu Ehren geschlagen worden; es ist indeß leicht möglich, daß der Hunnenkönig selber diese Münze zum Siegesandenken hat prägen lassen. Das Münzstück befindet sich gegenwärtig im Besitze des Herrn Michael Ujfalusy in O-Pályi, Szathmarer Comitates.

In englischen Blättern geschieht eines Testamentes Erwähnung, das der reiche Kaufmann Jean Thiery am 10. Februar 1651 in Corfu ausfertigte und worin er, da er kinderlos war, entfernte Verwandte in Frankreich und der Schweiz zu Erben einsetzte. Er starb im Jahre 1676 zu Venedig und seine Verlassenschaft bestand in folgenden Kleinigkeiten: 1) Drei Häuser in Venedig neben dem Dogenpallaste im Schätzungswerthe von 720,000 Gulden C. M. 2) zwei Häuser auf der Insel Corfu, 320,000 G. 3) eine große Villa 80,000 G. 4) ein Sack mit Goldstangen, gering geschätzt 480,000, G. 5) 80,000 Stück Silberdukaten 160,000 G. 6) 50,000 Stück Louisd'ore 480,000 G. 7) sechs große Fässer mit Goldstaub 784,000 G. 8) sechs Staats-Carossen in Corfu 3,600 G. 9) zwei Kisten mit Silbergeschirr 160,000 G. 10) sechs Kisten mit silbernen Leuchtern 720,000 G. 11) zwei Säckchen mit Edelsteinen 1,800,000 G. 12) drei neue mit kostbaren Waaren beladene Schiffe 16,235,600 G. 13) 31 Betten von kostbaren Stoffen und andere Möbel 240,000 G. 14) 41 große und kleine Spiegel 28,200 G. 15) Garderobe, Bibliothek und Sammlungen 680,000 G. 16) an Baarschaft die Summe von 800,000 Stück venetianischen Kreuzthalern d. i. 3,608,000 Gulden. — Das gibt im Ganzen eine runde Summe von 26,499,200 Gulden C. M. und zu 5 Percent berechnet ein jährliches Einkommen von 1,321,960 G. C. M. Kein geringes Resultat, wenn man, wie Jean Thiery, seine Laufbahn als Kellner in einem Gasthofe begonnen hat.

Der größte bekannte Pfirsichgarten. In der Nähe der Stadt Delaware in Nordamerika hat ein Gutsbesitzer im Jahre 1831 einen Pfirsichgarten angelegt, und seit dem 140 Acker mit Pfirsichbäumen bepflanzt, etwa 100 Bäume auf einen Acker. Dieser Garten lieferte im Jahre 1846, 14,000 Körbe dieser Frucht. Man kann annehmen, es seien 1,400,000 Stücke gewesen. Jede dieser Früchte hatte die Größe einer kleinen Männerfaust, und zwei Schooner waren fortwährend damit beschäftigt, diese Pfirsiche nach Philadelphia und New-York zu bringen, in welchen Städten das Hundert mit 5 bis 6 Dollars schnell verkauft wurde. Diese große Pflanzung trug im vorigen Jahre einen reinen Gewinn von mehr als 40,000 Dollars (80,000 fl. C. M.).

Bei Gelegenheit der Einkäufe, die französische Spekulanten in der Normandie in noch stehendem Getreide machten, erinnerte die „Gazette des Tribunaux," daß das am 6. Messidor Jahr III. erlassene Gesetz, das auf solche Einkäufe die Confiscation verhängte, nicht aufgehoben sei, und daher noch immer Geltung habe.

Unlängst ereignete sich in Pesth Folgendes: Ein kurzsichtiger, junger Mann hatte eine Geliebte, welche er jeden Sonntag aus der Kirche nach Hause zu begleiten pflegte, den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie mit ihrer alten etwas strengen Tante ging. Da er nun kurzsichtig war, stand er in der Entfernung, und etwas näher postirte er einen guten Freund, welcher im ungünstigen Falle ihm ein Zeichen gab. Es war nun an einem schönen Frühlingsmorgen, früh halb neun Uhr, als der gute Freund auf seinem Posten stand, und zu seinem Schrecken einen seiner unerbittlichsten Gläubiger sich nähern sah; was war zu thun? er sprang in das hinter ihm offen stehende Gewölbe und befand sich in einer Lotto-Collektur. Der Collektant fragte ihn, welche Nummern er setzen wolle, er war ganz verblüfft, denn er war kein Lottospieler — in der Verlegenheit zog er drei Nummern, setzte darauf einen Zwanziger — es war der letzte Mohikaner — und empfahl sich. Beim Heraustreten athmete er leichter, denn vom Gläubiger war keine Spur mehr, und sein kurzsichtiger Freund war schon in Gesellschaft seiner tantenlosen Geliebten. Als er den nächsten Sonntag sich wieder auf seinem Posten befand und langweilte, erblickte er plötzlich die verhängnißvollen drei Nummern, welche ihm 4000 Gulden gewannen, mit welchen er alle seine Schulden bezahlte und sich bis auf Weiteres rangirte. — Moral: Auch strenge alte Tanten und Gläubiger können von Nutzen sein. (Spiegel.)

In Ungarn ereignete sich kürzlich ein merkwürdiger Fall. Ein reicher Grundherr hatte mit seinem Neffen einen anfänglich unbedeutenden Wortwechsel, der endlich in einen heftigen Streit ausartete. Im Affect des größten Zornes schwur er seinem leichtsinnigen Neffen, daß er ihn gänzlich enterben, und den Ersten, der an seinem Fenster vorübergehe, zum Universalerben einsetzen würde. In diesem Augenblicke kommt ein armes Studentchen des Weges daher. Der erboste Grundherr läßt seinen Schützling zu sich rufen, bietet ihm ein Frühstück an, fragt nach dessen Namen, Stand und Wohnung, und entläßt ihn endlich mit der Versicherung des aufrichtigsten Wohlwollens. Die heftige Gemüthsaufregung mit seinem Neffen hatte auf die ohnedem morsche Gesundheit des Grundherrn einen so schädlichen Einfluß, daß der brave Mann einen Monat später schon nicht mehr unter den Lebendigen weilte. Wie erschraken aber seine Erben und besonders sein Neffe, als sie bei der Testaments-Eröffnung erfuhren, daß der reiche Grundherr das arme Studentchen zum alleinigen Erben seines unermeßlichen Reichthums eingesetzt hatte. (Theaterzeitung.)

Eine gemischte Gesellschaft. Ein Gutsbesitzer in der Gegend von Stamford, in England, ließ eine Grube graben, um darin Füchse und andere schädliche Thiere zu fangen. Man war sehr erstaunt, eines Morgens darin einen alten Mann, ein junges Mädchen, 31 Ratten, zwei Katzen und zwei Hunde zu finden, die sich sämmtlich in einer Falle gefangen hatten, und die Nacht, kleine Scharmützel abgerechnet, recht gemüthlich zubrachten.

In der „Gegenwart" fordert Jemand die Männer auf, endlich auch einmal vom Sonnenschirm Gebrauch zu machen, nicht um den Teint zu schützen, sondern um die Hitze abzuwehren. Der Mann hat nicht Unrecht, denn wenn unsere jungen Männer von den Damen den Schnürleib angenommen haben, warum nicht auch, und mit mehrerem Rechte, den Sonnenschirm?

Die größte Eiche der Welt steht bei Hirschberg in Schlesien; sie ist 1200 Jahre alt. Vor einigen Jahren wurde sie vom Blitz getroffen, und man glaubte allgemein, sie sei vom Gebiege herabgestürzt; es war jedoch nur ein Ast, der 25 Klafter Holz gab. Ihr innerer Raum faßt 15 bis 20 Personen. Ein Schuhmacher und ein Schneider hatten früher darin ihre Werkstatt.

Das russische „Journal des Ministeriums des Innern" erzählt folgende im Pflanzenreiche höchst seltene Erscheinung: Im Gouvernement Wologda sieht man zwei nebeneinander emporgewachsene Fichten an einer ziemlich hohen Stelle des Waldes auf einem Grunde von Sand und Kies. Der eine Baum hat sieben, der andere fünf Klafter Höhe, und beide können etwa 40 bis 45 Jahre alt sein. Die Entfernung zwischen beiden ist eine Arschine dreizehn Werschok, (ohngefähr 5 Fuß), beide sind untereinander in einer Höhe von 3 Arschinen 14 Werschok durch einen horizontal mit dem Erdboden laufenden Ast verbunden, der, von dem einen Stamm ausgehend, in den Stamm des Andern sich einbohrte und mit demselben verwuchs. Um diese Naturseltenheit möglichst zu erhalten, ließ der Gouverneur beide Bäume umzäunen und befahl streng, sie nicht zu verletzen.

Ein englischer Viehzüchter, Namens Jessup, der vor ungefähr 30 Jahren starb, besaß ein hübsches Vermögen und eine ganz besondere Vorliebe für Arzeneien. In 21 Jahren (von 1794 bis 1816) nahm er, ohne krank zu sein, 226,934 Pillen ein, also jährlich 10,806 oder täglich 29 Stück; da er aber mit einer geringeren Quantität anfing und später mehr nahm, so kamen in den letzten fünf Jahren auf jeden Tag im Durchschnitt 78 Pillen, und im J. 1811 verschluckte er 51,590 Stück. Trotz diesen Pillen und 40,000 Flaschen Arzenei, deren Verzeichniß in dem Buche des Apothekers 55 enggeschriebene Seiten füllte, wurde der Mann doch 65 Jahre alt. Wie alt wäre er wohl geworden, wenn er naturgemäß gelebt hätte?

Ein interessanter Diebstahl, der in letzterer Zeit in Hamburg geschehen, wird auf Rechnung von Berliner Gästen gesetzt, die die Eisenbahn zuführt. Wohlgekleidete Herren kommen in ein Privathaus, wo die Herrschaft abwesend ist, und bringen Blumenkränze und Guirlanden mit, um für den morgigen Geburtstag des Familienvaters die Zimmer zu schmücken. Der Bediente sieht darin kein Arg, öffnet bereitwillig die Zimmer und leistet selbst Hilfe. Es zeigt sich, daß noch Blumen fehlen. Die Herren geben dem Bedienten Geld und bitten ihn, schnell in den nächsten Laden zu laufen, wo sie, auf den Nothfall, Blumen bereit zu halten bestellt haben. Als er zurückkam, waren mit den Gratulanten auch alle nur irgend ergreifbaren Kostbarkeiten verschwunden.

In der polnischen Gouvernements-Stadt Suwalki ist eine bedeutende Quantität Thee, welche aus Preußen nach Polen eingeschmuggelt war, öffentlich verbrannt worden. Thee ist übrigens die einzige Waare, die russischer Seits als Confiskat nicht verkauft, sondern vernichtet wird, und für die die Krone eine Belohnung von 57 kr. C. M. per Pfund bezahlt. Es wird daher durch gegenseitiges Verständniß ein schlechter Thee angeschafft, dessen Führer, sobald die Grenzbeamten erscheinen, die Flucht ergreifen. Alles ist verabredet, die Regierung zahlt die Prämie für das verbrannte Unkraut und die Schmuggler stehen sich recht gut dabei.

(Humorist.)

Ein Philologen-Tod. Ein englisches Blatt erzählt folgende als wahr verbürgte Anekdote: Ein drolliger Papagei wurde jung gefangen und von einer spanischen Dame abgerichtet, die ihn an einen englischen Schiffskapitain verkaufte. Eine Zeit lang trauerte der Vogel in der nebligen Umgebung Englands, wo Menschen und Vögel, Alle eine unbekannte Sprache zu ihm redeten. Allmälig jedoch lernte er englisch, vergaß die spanischen Redensarten und schien sich heimisch zu fühlen. Jahre verflossen und der hübsche Polly war der Liebling der Capitains-Familie geworden. Endlich begann sein buntes Gefieder vor Alter zu ergrauen, er konnte kein anderes Futter mehr zu sich nehmen, als weichen Brei, und hatte nicht mehr Kraft genug, auf seine Stange zu springen. Aber Niemand hatte das Herz, den alten Liebling zu tödten, an den sich so viele häusliche Erinnerungen knüpften. In dieser Zeit ward der Capitain von einem Herrn aus Spanien besucht; es war das erste Mal seit Jahren, daß der Papagei wieder kastilianische Laute vernahm. Die Sprache erweckte plötzlich in ihm die Erinnerung an seine Jugend in dem schönen Lande der Reben und des Sonnenscheins. Eine

Digitized by Google

Zeit lang saß er, als ob er sich auf Etwas besänne; dann plötzlich breitete er mit freudigem Kreischen seine Flügel aus — durchlief mit rascher Geläufigkeit seinen lang vergessenen spanischen Phrasenvorrath und — fiel todt nieder.

Der Standard erwähnt folgenden merkwürdigen Fall von langem Leben. Zu Baconscourt lebt ein gewisser James Tagart im Alter von 121 Jahren, welcher nicht nur noch im vollsten Genuße seiner geistigen Kräfte ist, sondern auch öfteres zu Fuß nach der 7 (engl.) Meilen entfernten Stadt Ornag zur Besorgung seiner Angelegenheiten wandert.

Herzog Karl von Braunschweig im Kampfe mit einem Executor. Eine Dame, mit Namen Munden, hatte kürzlich gegen den Herzog Karl von Braunschweig eine Schuldforderungsklage gewonnen. Der mit der Exekution beauftragte Beamte fand es viele Tage hindurch unmöglich, in das herzogliche Hôtel zu gelangen, so gut und sorgfältig wird letzteres bewacht. Doch am Sonntage gelang es ihm, als die Thür zum Einlaß einer andern Person geöffnet wurde, sich mit hinein zu drängen, er wurde aber sofort von einer Schaar herzoglicher Bedienten hinausgeworfen. Nach englischem Gesetze hatte er jetzt übrigens das Recht, da er einmal den Fuß im Hause gehabt, den Eintritt auf jede ihm mögliche Weise zu erzwingen. Da kam gerade der Sachwalter der Klägerin hinzu, und beide sprengten mit Gewalt die Thür des Hôtels und bemächtigten sich des Mobilars, wie namentlich des Silberzeuges, mit dem gerade die herzogliche Tafel servirt wurde. Als der Herzog das ganz entschlossene Verfahren der Beiden sah, gab er seinem Sekretäre die Anweisung, den Betrag der Forderung von 220 Pfd. den Beamten unter Protest auszuzahlen. Der Executor mochte aber von einer unter Protest gemachten Bezahlung nichts wissen, und zog vor, auf executive Weise die Schuld einzutreiben, und es gelang ihm endlich auch 112 Souverignes aufzufinden und wegzunehmen. Wegen des Restes blieb das andere herzogliche Eigenthum einstweilen mit Beschlag belegt. — In Folge dieses Vorganges hatten sich einige Hundert Menschen vor dem Hôtel versammelt, die ein Paar Stunden unter Lachen und Lärmen den Ausgang der Dinge abwarteten.

Mery charakterisirt den großen Haufen, der sich in jedem Klima, jeder Zone, jedem Lande anders zeigt, trefflich in folgenden Worten: In London gähnt er, in Neapel schlaft er, in Rom betet er, in Livorno verkauft er, in Madrid raucht er, in Dublin bettelt er, in Edinburg träumt er, in Marseille singt er, in Genua lacht er, in Toulon rudert er, in Paris schwatzt er, in Lima schwitzt er und in Petersburg klappert er vor Kälte.

Ein deutsches Blatt berichtet: Die Staatszeitung von Constantinopel bringt einen leitenden Artikel über Volksunterricht und wissenschaftliche Bildung, der also anfängt: „Es steht fest und ist allgemein bekannt, wie sehr sich Se. Hoheit der Sultan das wichtige Geschäft der Verbreitung allgemeiner Bildung und der Beseitigung der Unwissenheit seiner Unterthanen hat angelegen sein lassen. Gott hat in der Fülle seiner schöpferischen Weisheit im Menschen ein vor allen anderen Thieren ausgezeichnetes Geschlecht in's Dasein gerufen, und es durch die Gaben des Verstandes und der Einsicht, sowie durch die Kraft des Begriffsvermögens und der Vernunft geschmückt." Wenn die Türken so fortfahren, werden sie bald ganze Leute sein. Sie sind, wenn man sie in der Nähe betrachtet, gar nicht so ohne. Was ist z. B. der junge Sultan für ein hübscher Mann! Wenn er noch ein Bischen Hegel, Feuerbach und Ida Gräfin Hahn-Hahn studirte, wüßte ich gar nicht, was an ihm auszusetzen wäre. Ferner der alte Mehemed Ali da drüben in Egypten, der ehedem mit Waldheimer Cigarren und Stötteritz handelte, und sich vom Tabakhändler zum Vicekönig emporgeschwungen, er hat doch gar manche vernünftige Einrichtung hinsichtlich der Egypter und der Krokodile getroffen. Er hat zwar — wahrscheinlich weil er als Tabakhändler daran gewöhnt — den Leuten allezeit viel Dampf vorgemacht; aber es ist doch unter ihm besser in Egypten als unter den Mameluken, obschon ich darnach keine Sehnsucht habe, Fellah im Nilthale zu werden und als egyptischer Communalgardist bei den Pyramiden Schildwache zu stehen. In neuerer Zeit läßt der alte Mehemed sogar stempeln, nämlich das Papier. Man sieht, daß der Mann nicht ohne Nutzen mit Franzosen, Engländern und dem Fürsten Pückler-Muskau Umgang gepflogen hat. — Da ist ferner der Bei von Tunis, der Herr Nachbar, der an seiner Mütze eine eben so große Bummel hat, wie ich an der meinigen, und der diesen Winter Ludwig Philippen besuchte. Dieser afrikanische Dynast scheint mir ebenfalls nicht auf den Kopf gefallen zu sein; denn er soll in Paris ein Anlehen abgeschlossen haben, wozu er seinen Finanzminister gleich mitbrachte. — Ich setze meinen Wanderstab weiter fort an der afrikanischen Küste und komme zu Abd-el-Kader und frage, was an einem Manne auszusetzen, der Frankreich seit einer Mandel Jahre in Schach hält? Wenn er ein europäischer General wäre, anstatt ein afrikanischer zu sein, müßte er schon so viel Orden haben wie der selige Blücher, der, als er zu guter Letzt vom Fürsten X. X. auch noch einen Orden zugeschickt bekam, sagte: „Ja, aber wo soll ich ihn denn vorne hinhängen? Da ist ja Alles voll; ich muß für einen passenden Platz hinten besorgt sein!" Dem Abd-el-Kader ist ganz Europa verpflichtet, denn hätte der Emir die Franzosen nicht beständig in Athem gehalten, so hätten sie mit den Nachbarn angefangen. — Ob der vierte Potentate, der Kaiser von Fez und Marocco, ein großes Licht, weiß ich weiter nicht; in dem Kriege mit Frankreich hat er sich wenigstens nicht als Lumen herausgebissen. — Das war aber blos der nördliche Rand von Afrika, weiter hinein wird's immer heißer und die Leute immer schwärzer. Im Innern von Afrika läuft ein großes Gebirge entlang, welches Mondgebirge heißt. Von diesem Mondgebirge wissen aber unsere Gelehrten eben so viel als vom Mann im Monde. Denn so bald sie hinkommen, um sich die Sache genauer zu besehen, schneidet ihnen die dasige erbgesessene Bürgerschaft die Köpfe ab, eine Operation, die bei geographischen Erörterungen von entschiedenem Nachtheile begleitet sein soll. Daher auch die vielen kopflosen Berichte über das Innere von Afrika. Hat man das Mondgebirge im Rücken und wandert, von Panthern und Büffeln escortirt, immer weiter, so gelangt man endlich zu den Hottentotten. Weiter unten kommt man an das Vorgebirge der guten Hoffnung, das bekanntlich im Besitze der Königin Victoria sich befindet.

Aerztliches Honorar. Der berühmte La Peyronie war von Ludwig XV. zu dessen Krönung nach Rheims eingeladen worden. Viele große Herren consultirten den berühmten Wundarzt und unter andern meldete sich auch Leopold, Herzog von Lothringen, bei ihm mit einer Afterfistel. La Peyronie rieth dringend zur Operation, wie sie Ludwig XIV. so glücklich überstanden hatte. Am 21. December 1722 — nach langem Zögern, durch Gegenrede der Familie und anderer Aerzte veranlaßt — wurde die Operation gemacht, die einen vollkommen erwünschten Erfolg hatte. La Peyronie erhielt vom Herzog Leopold 50,000 Livres, von der Herzogin einen Diamant, 21,000 Livres an Werth, und von der Stadt Nancy eine Börse mit 200 Goldgulden (gegen 30,000 Gulden C. M.). Diese Kur erhöhte den Ruhm des ohnedies berühmten Arztes so, daß, als er, nach Paris zurückgekommen, zum ersten Mal im Theater erschien, alle Blicke sich auf ihn richteten, das Publikum klatschte, und Blumen in seine Loge geworfen wurden.

Schach-Aufgabe Nro. 58.

Von Herrn Karl Mayer in Hainburg.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, mit dem siebenten Zuge Matt zu sagen.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 57.

Weiß.	Schwarz.
Roß von D 3 auf E 1.	Bauer von A 6 auf A 5.
Laufer „ F 3 „ H 1.	„ „ H 4 „ H 3.
Roß „ E 1 „ F 3.	König „ C 4 „ D 5.
„ „ F 3 „ D 2 † und Matt.	



König Johann.

Historisch romantische Erzählung aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von J. E. Hickel.

I.

Der Frankfurter Tag.

Es war am zwölften Juli im Jahre des Heiles 1310 um die zehnte Vormittagsstunde.

Auf dem Platze vor dem Römer, dem alten Rathhause der freien deutschen Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt am Main, standen Bürger, Arbeiter und allerlei gaffendes Gesindel so dicht geschaart, daß ein vom Dache fallender Apfel kaum zu Boden gefallen wäre; dort hielt auch die Stadtwache in gelb und schwarzen Wämsern, Filzhüten mit breiten Krämpen und langen Raufdegen und Partisanen, und war eifrig bemüht einen großen Kreis freizuhalten. Hinter einem der Soldaten, gerade der Steintreppe des Römers gegenüber, standen zwei gute, ehrliche Pfahlbürger, der Gelbgießer Schwertberger und der Schneidermeister Schönlein, und glotzten mit den langweiligen, steifleinenen Gesichtern in's Blaue; beide waren sich dem Aeußern nach ganz und gar unähnlich, denn Schwertberger schlug in's Goliatgeschlecht, während Schönlein fast zwerghaft war, und von der Mutter Natur überdies mit einem tüchtigen Höcker begabt. Der Kleine krabbelte am Boden herum, wie ein Maikäfer, um zwischen den Beinen des Stadtsoldaten durch, eine freie Aussicht zu gewinnen, während der Große ganz stolz über dessen Schultern wegsah.

„Hört, Gevatter Schönlein!" rief der Bewaffnete im angegriffenen Bierbasse, indem er die Hellebarde klirrend auf's Straßenpflaster niederstieß, daß der Schneider einen Gewaltsprung rückwärts machte; „Ihr seid wie eine Ameise immer an meinen Beinen; ist dies der Respekt, den Ihr einer hohen Obrigkeit schuldig seid?"

„Aber ich will doch auch etwas sehen," quickte das Schneiderlein mit seinem Stimmchen; „oder glaubt Ihr, ich habe die Werkstatt heute umsonst geschwänzt, und aus einem Donnerstage einen blauen Montag gemacht?"

„So bittet den Nachbar Goliat, daß er Euch auf den Arm nehme, wie St. Christoforus das Kindlein; sonst seht Ihr doch nichts, und werdet noch zertreten auf schmähliche Weise wie ein Mistkäferlein."

Alle Umstehenden lachten; das Schneiderlein aber verwand die boshafte Anspielung auf seine Zwerghaftigkeit, indem es sich das Ansehen gab, als ginge ihn die schnöde Rede nichts an, und sich mit wichtigem Gesichte an den Hellebardier wendete.

„Also kommen die böhmischen Herren doch an den Hof unsers allergnädigsten Herrn und Königs, wenn auch ihr Fürst, der Kärnthnerische Heinrich, im Kirchenbann liegt und in der Reichsacht?"

„Sie haben ihn dick bekommen, und möchten ihn gerne wieder los sein, ihren Erwälten!" sagte der Große; „und da soll des Königs Majestät mit Extrablitzen d'rein schlagen, meinen sie. Werden gute Worte bringen, schön gesetzte Redensarten und vielleicht einige Schock böhmische Groschen oder etwas Funkelndes aus den Kuttenberger Gruben!"

„Geht und erzählt uns etwas Näheres," wandte sich der Schneider an den Stadtsoldaten; „Ihr seid beim Rathe bedienstet und wißt natürlich mehr davon, als wir."

„Ich habe meinen Diensteid, Gevatter!" sagte der Stadtsoldat wichtig, „und ich weiß ihn zu halten!"

Einzelne Trompetenstöße schmetterten über den Marktplatz, ein Gemurmel durchlief die Reihen der Versammelten, und die Stentorstimme des Rottenmeisters kommandirte: „Achtung!" die Hellebardiere standen steif und regungslos, indem sie die Spieße straff anzogen, und das politische Gespräch des Schneiders hatte zum allgemeinen Leidwesen ein Ende erreicht. — Dieser aber wollte wenigstens etwas sehen, er faßte sich Herz und kletterte hurtig, wie der Affe auf's Kameel, auf den Rücken des Gelbgießers, der herzlich darüber lachte; von dort sah er stolz und sicher, wie von einem Wartthurme herab auf's Menschengewühl.

Immer näher kam der Zug.

Voran ritten die Stadttrompeter und Stadtpauker, welche den Fremden entgegen gesandt worden waren, und die allerlei lustige Stücklein aufspielten; ihnen folgte ein Zug Soldaten, sodann kam der Bannerherr, der die Fahne des Königreichs Böhmen trug mit dem aufrechtstehenden weißen Löwen im rothen Felde; ihm nach folgten die abgesandten böhmischen Herren, zwölf an der Zahl. Sechs von ihnen waren adeligen Geschlechtes und zwar: Die Aebte Henrikus von Sedletz, Konradus von Königssaal und Johannes von Plaß; die Herren Johann von Wartemberg, ein gar mannhafter Degen, Bohuslaw von Schwamberg auf Bor, und Otto, Bevollmächtigter des Herrn Wilhelm Zagič von Waldek, genannt der Löwe, der in Böhmen zurückgeblieben war. Die Bürger waren: Konrad Korupul, Otčich Fuglesch, Eberlin des Perlina Sohn, und Eberlin vom Stein aus Prag, nebst den Bürgern Tillmann und Konrad aus Kuttenberg.

Sie trugen alle die ritterliche Wehre und köstliche Gewänder, auch die Rosse waren reich gezäumt und geschirrt, und zahlreiche Dienerschaft folgte.

Digitized by Google

An der Steintreppe des Römers hielt der Zug, die Herren stiegen von den Pferden und begaben sich in den großen Empfangsaal hinauf.

Auf dem deutschen Kaiserthrone saß damals Heinrich, Graf von Lützelburg oder Luxemburg, dieses Namens der Siebente, von den Churfürsten des heiligen römischen Reiches nach Albrecht's I. Ableben darauf berufen, ein Mann von bewunderungswürdiger Mäßigung und Festigkeit, der leider in Italien ein zu frühes Grab fand, und in der Kathedrale zu Pisa in fremder Erde ruhet. Umgeben von den Großen des Reiches unter dem rothsammtnen Baldachine empfing er die Böhmen, welche vor ihrem obersten Lehensherrn in Ehrfurcht das Knie beugten; der Abt von Königsaal trat hierauf vor, und nahm im Namen Aller das Wort:

„Die Leute, welche ein gut und klar Gesicht haben, pflegen es also zu halten, daß sie aus einem finsteren Orte gerne an's Licht eilen, also hat auch das Königreich Böhmen, welches lange in Finsterniß, Angst, vielfältiger Beschwerniß und Trübsal gewandelt ist, nach Gott keine bessere und andere Zuflucht finden mögen, als allein zum Lichte, zu Ew. kaiserlichen Majestät, von deren Strahlen fast die ganze Christenheit erleuchtet wird. Derowegen wollen Ew. kaiserliche Majestät gedachtes Königreich mit den Augen der Barmherzigkeit ansehen! Wir haben zwar in Böhmen einen König, Herzog Heinrich aus Kärnthen; aber unter seinem Regimente sind Friede und Gerechtigkeit zu Grunde gegangen. Der allmächtige Gott hat den königlichen Stamm der Premysliden, so durch 381 Jahre Böhmen beherrschte, aussterben lassen ohne männliche Erben; König Wenzl, dieses Namens der Zweite, hatte einen Sohn, der als Wenzl III. den Thron seiner Väter bestieg, und zwei Töchter, Anna und Elisabeth, hinterlassen. Eine mörderische Hand traf ihn in Ollmütz und er starb kinderlos. Seine ältere Schwester, an den Herzog von Kärnthen vermält, maßte sich die Erbschaft an, und setzte es durch, daß ihr Gemal zum Könige gewält wurde; aber nicht segensreich war seine Regierung, Unordnung und Räubereien nahmen überhand, er selbst aber saugte Böhmen aus, so reiche Geld- und Silberminen es auch hat, und schickt alles Geld, das er erpreßt, in sein Stammland Kärnthen. Viel muß seine Gemalin, aber noch mehr ihre jüngere Schwester Elisabeth erdulden, und er hielt sie öfters in schimpflicher Haft, um sie zu zwingen, einem Ritter die Hand zu reichen, hoffend, so ihre Erbansprüche auf Böhmen zu vernichten; aber standhaft weigerte sie sich dessen, als ihrer königlichen Ehre unwürdig, und darum kommen wir in ihrem und des Landes Namen zu bitten, Ew. Majestät wolle sie und das Reich schützen!“

Ruhig hörte Heinrich die Rede des Abgesandten an; dann erwiederte er ernst:

„Spät kommt ihr Böhmen zu mir und nur, weil ihr in Noth seid, wo ihr früher hättet vor dem Throne eueres obersten Lehensherrn erscheinen sollen; nie haben wir eueren König Heinrich anerkannt, und ihn in Bann gethan, weil er sein Leben nicht von uns genommen. Darum halten wir auch den Thron von Böhmen für erledigt und werden darüber verfügen nach unserer obersten Machtvollkommenheit und unserem Ermessen. Heinrich, Herzog Meinharts von Kärnthen Sohn hat sich aufgelehnt gegen Albrecht, unsern erlauchten Vorgänger auf dem Throne, und es ist uns Pflicht, uns mit unseren Getreuen zu berathen, auf welche Art und Weise wir den Stolz und Trotz des Frechen beugen können.“

„Ew. Majestät weiß und kennt die Rechte Ihrer Stellung genau, nach welcher Jeder, der den Gehorsam verweigert, an Gut und Leben gestraft wird; darum fällen wir den Ausspruch: jener Heinrich habe alle Rechte auf Böhmen, die er sich anmaßte, verloren, und Ew. königliche Majestät wollen frei darüber schalten und walten!“ Also sprach der Erzbischof von Köln, nachdem sich die Churfürsten heimlicher Weise besprochen, im Namen der Uebrigen.

„Wohl!“ rief der König mit schöner Wärme; „wir wollen jene tugendhafte Jungfrau aus Premysl's Geschlecht schützen, und ihr das Erbe ihrer Väter erhalten; ja, noch mehr, wir wollen ihr Unsern Bruder Walram zum Gemal geben.“

Darauf entgegnete der Königsaaler Abt:

„Wollen Ew. Majestät gestatten, so bitten wir demüthig uns anstatt des Bruders, Ew. Majestät geliebten Sohn zum König zu geben!“

„Aber unser Sohn ist noch in den Jünglingsjahren, und wehe dem Lande, dessen Regent ein Kind ist!“ sagte der König.

„Mit nichten wehe, sondern wohl Böhmen,“ versetzte der Abt; „wenn ihm Ew. Majestät Dero Sohn zum Könige geben! Indem er den weisen Rathschlägen eines erlauchten Vaters gehorcht, werden Ew. Majestät uns regieren. Näher, als der Bruder, ist dem Herzen der Sohn, und wüßten wir Jemanden, der ihm noch näher stünde, wir hätten ihn gewählt.“

„Nun,“ sagte lächelnd König Heinrich, „wir wollen thun nach Eurem Willen! Johannes, unser Sohn, soll Jungfrau Elisabeth zur Gemalin nehmen. Bringt die Herzogin nach Speyer dem Bräutigam entgegen, daß wir sie dort als unsere Schnur nach Gebühr empfangen.“

Ein Jubelruf ertönte durch den Saal, in welchen alle Anwesenden einstimmten; denn nicht allein die böhmischen Herren freuten sich darüber, sondern auch die anwesenden Luxemburger und deutschen Ritter, welche in dieser Heirat die wachsende Macht des geliebten Herrscherhauses sahen. Bis auf die Straßen hinab erstreckte sich der Jubel; denn kaum hatten die zunächst Stehenden von den Dienern und Söldnern erlauscht was oben vorgegangen, als sie „Vivat Henrikus!“ riefen, „Vivat Johann und Elisabeth!“ Von Munde zu Munde flog die Kunde und der begeisterte Ruf, wie die vom Winde gepeitschte Flamme allmälich fortwüthet und auch in der Ferne zündet.

„Seht, Meister Goliat!“ rief das Schneiderlein seelenvergnügt, und sich die Hände reibend, „es gibt nun eine Hochzeit und vielleicht können wir mit königlicher Majestät ein Geschäft machen; ich liefere die Kleider der neuen Dienerschaft, Ihr die Knöpfe und Schnallen dazu! —“

Der Riese lachte, und nahm den Höckrigen wie ein Kind bei den dünnen Aermchen, indem er ihn auf den Boden stellte.

„Jetzt habt Ihr genug gesehen, Gevatterlein! und Ihr werdet wohl thun, hübsch am Boden zu krabbeln; es bläst ein scharfer Wind über den Markt her, und der könnte Euch leichtlich davon wehen, so Ihr kein Bügeleisen bei Euch trägt. Gott befohlen, und wenn Ihr mit der kaiserlichen Majestät über die Lieferung abschließt, so denket auch an mich. —“

Alle Umstehenden lachten; das Schneiderlein schlüpfte unter die Menge, welche sich zerstreute, nachdem die böhmischen Herren nach ihren Herbergen abgeritten waren.

II.

Johann und Elisabeth.

Schon am andern Tage brachen die Gesandten von Frankfurt auf; denn sie konnten es nicht erwarten, der vielgeliebten Prinzessin und dem unter schwerem Drucke seufzenden Lande diese frohe Kunde zu bringen, daß die Stunde der Erlösung nahe. Ganz Prag war in freudiger Bewegung bei ihrer Wiederkehr, und Niemand dachte daran, weder seinen Haß gegen den Kärnthner, noch seinen Jubel über des deutschen Königs Ausspruch zu verbergen. Elisabeth war arm, und fast von Allem entblößt, was äußerer Glanz bedingt, denn ihr Schwager ließ sie oft sogar an dem Nothwendigsten Mangel leiden; da trat die Prager Bürgerschaft zusammen und berieth sich, um ihr Hilfe zu leisten. Ueber tausend Mark Silber wurden zur Aussteuer zusammen geschossen, der Bischof Johann von Drazic verehrte ihr einen milchweißen, reichgezäumten Zelter, während viele Ritter und Barone sich persönlich rüsteten, sie zu geleiten.

Schon am 14. August verließ Elisabeth, von einem glänzenden Gefolge umgeben, Prag, um ihrem Bräutigame entgegen zu ziehen, ohne daß Heinrich es wagen durfte, sie daran zu hindern; es blieb ihm nichts übrig, als ohnmächtiger Zorn, der sich in Spott und Hohn erfolglos Luft machte. Johann von Wartemberg, ihr ritterlicher Paladin, hatte wie schon früher auch jetzt ihren persönlichen Schutz über-

Digitized by Google

nommen, ihm schloßen sich an: Hynek Krušina von Lichtenberg, und Marquard von Lemberg auf Zwiřetic, in Mergentheim stießen die drei böhmischen Aebte, welche dort zurückgeblieben waren, zum Zuge, und in Sindesheim empfing sie Walram, Graf von Luxemburg, des deutschen Königs Bruder, um sie mit großem Gefolge nach Speyer zu begleiten.

Im Kloster der Kreuzherrn zu Haimbach weilte König Heinrich VII. mit seiner Familie, und dahin begab sich der Brautzug; ungeduldig, seine künftige Schwiegertochter zu sehen, war der Kaiser ihr mit seiner Gemalin, Margaretha von Brabant, und seiner Mutter, Beatrix von Avesnes, bis an die Thüre des Empfangssaales entgegen gegangen. Gerührt von ihrer Schönheit, Jugend und traurigen Lage, faßte er ihre Hand und sagte:

„Tugendreiches Königskind aus Böhmen! als eine Waise, von den eigenen Verwandten verfolgt, kamst du zu uns, du hast in mir einen Vater gefunden; vergiß, was du bisher gelitten, und blicke mit froher Zuversicht in die Zukunft!“

Schweigend, Thränen der Rührung und des Mitleides im Auge, umarmten sie die beiden Frauen; Elisabeth fand keine Worte, und nur die Perlen, welche ihr über die Wangen rannen, gaben Kunde von den mächtigen Gefühlen, welche ihr Herz bewegten. Wenige Tage nach ihrer Ankunft begab sich der Kaiser mit seiner Familie wieder nach Speyer zurück, wo bereits die nöthigen Anstalten zu einem glänzenden Vermälungsfeste getroffen waren.

Am 31. August begab sich der Kaiser im vollen Ornate, umgeben von allen Reichsfürsten und einer zahlreichen Ritterschaft, nach der alten Kathedrale; dort hatte man an dem westlichen Thore unter rothsammtenen Baldachin einen Thronsessel aufgestellt, um welchen Stühle für die Churfürsten standen. Nachdem Heinrich Platz genommen, ertönten Trompetenklänge, und an der Spitze von fünfzig Rittern in voller Rüstung, die Helme mit wallenden Federn geziert und kostbare Waffenröcke über ihren Panzern tragend, sprengte auf einem Tigerrosse Prinz Johann, der Sohn des Kaisers, an. Obgleich erst sechzehn Jahre alt, war er doch von hoher, schlanker Gestalt, schönem Antlitze und kräftigem Bau; seine Bewegungen waren voll Kraft und natürlicher Anmuth, und aus seinem dunklen Auge blitzte jenes Feuer, welches ihm später den Namen des ritterlichen Königs verschaffte. Er trug eine Rüstung von dunkelblauem Stahl mit Goldsternen ausgelegt, die Federn des Helmes, dessen Visir aufgeschlagen war, waren roth und weiß, ein Waffenrock von dunkelrothem Sammt, reich mit Pelz verbrämt, auf dessen Brusttheil der aufrecht stehende böhmische Löwe gestickt war, reichte bis an den halben Schenkel; die Ritter seines Gefolges führten an ihren Lanzen kleine, rothe Fähnlein, auf welchen ebenfalls der böhmische Löwe, das Wappen der Lützelburger Grafen in den erhobenen Pranken haltend, zu schauen war.

Als Johann in die Nähe seines königlichen Vaters und der erlauchten Versammlung gelangt war, ließ er die Reiterzüge aufschwenken, so daß sie eine gerade Linie bildeten; dann sprang er vom Pferde und nahte sich ehrfurchtsvoll dem Throne. An den Stufen desselben beugte er das Knie, und empfing vom deutschen König Böhmen zum Leben. Als diese Ceremonie vorüber war, begab sich Alles in den kaiserlichen Pallast zurück, wo der Erzbischof von Köln die Trauung vollzog, eine Feierlichkeit, welche am folgenden Tage vom Erzbischof von Mainz öffentlich in der Kathedrale wiederholt wurde. Feste wechselten mit Festen, und erst am 21. September zog König Johann von Böhmen mit seiner Gemalin in sein neues Königreich; die königlichen Eltern gingen nach Italien, um sich die Königskrone und einen frühen Tod zu holen.

Johann von Luxemburg, im Einzelnen viel dem spätern ritterlichen Maximilian von Oesterreich ähnlich, war ein seltener Charakter; rastlos, thätig, im Fluge zu Rosse von einem Lande in's andere ziehend, suchte er überall Abenteuer, Turniere und Kämpfe. Er liebte Böhmen nicht, und besuchte es späterhin fast nur, um sich Geld zu neuen Zügen zu holen, die Regierung des Landes während seiner Abwesenheit demjenigen übertragend, der ihm am meisten versprach; so daß es allgemein hieß, Böhmen sei besser daran, wenn der König sich außer dem Lande, als wenn er sich im Lande befinde. Aber er war klug und erfahren, scharfsinnig und einsichtsvoll, so daß, wie Abt Petrus berichtet, es zum Sprichworte geworden, man könne ohne den König von Böhmen nichts beginnen. Er war tapfer, entschlossen, siegreich, und seine Thaten und Kreuzzüge wurden in Liedern gefeiert.

In Böhmen hatte König Heinrich der Kärnthner, obwohl dem Volke nicht geliebt, bei der Nachricht von Elisabeth's Vermälung und der bevorstehenden Ankunft König Johann's seine Maßregeln, so gut es gehen wollte, genommen; Markgraf Friedrich von Meißen führte ein Heer nach Böhmen und eroberte Kuttenberg, Königin Anna durfte in die Prager Altstadt zurückkehren, eben so Heinrich, eine Erlaubniß, welche sie mit ihren Anhängern dazu benutzten, Prag in die Hände des Markgrafen zu bringen, bei welcher Gelegenheit die Anhänger König Johann's aus der Stadt vertrieben und ihre Häuser geplündert wurden.

Am 18. Oktober erst setzte sich König Johann mit seinem Heere von Nürnberg aus gegen Eger in Bewegung, zog gegen Budin, wo sich ihm Bischof Johann mit seinen Schaaren anschloß, umging Prag und bestürmte Kuttenberg, welches von Heinrich von Aufenstein vertheidigt wurde, umsonst. Auch Kolin wurde von ihm vergebens zur Uebergabe aufgefordert, und so blieb ihm bei der wachsenden Kälte nichts übrig, als gerade gegen Prag zu ziehen, wo er auch am 28. November eintraf. Der Markgraf vertheidigte die Altstadt mannhaft, und schon riß Mangel und Krankheit im königlichen Heere ein; da vermittelte der alte Kaplan Elisabeth's, Berengar, ein Einverständniß zwischen dem Könige und den ihm ergebenen Bürgern. Am 3. Dezember gab er selbst mit der Glocke der Teinkirche das verabredete Zeichen, bewaffnete Bürger eilten durch die lange Gasse zum Stadtthore, schlugen es ein, und ließen den Bischof Johann von Drašic in die Stadt, während das königliche Heer die Wälle stürmte. Der König Heinrich und der Meißner Markgraf flüchteten sich über die Moldaubrücke auf die Burg, und König Johann hielt in Prag seinen Einzug, und hielt mit dem Mainzer Erzbischofe und dem Grafen von Henneberg, Heinrich von Lippa und Mehreren Gericht auf öffentlichem Markte, bei welcher Gelegenheit alle Regierungsakte König Heinrich's in Böhmen für null und nichtig erklärt wurden. Dem Beispiele Prags folgten bald die übrigen Städte; der Meißner Markgraf mußte abziehen, da ihm der deutsche König mit der Reichsacht drohte, und Heinrich erhielt nur auf demüthiges Bitten Anna's freies Geleite bis an die Gränze, worauf er am 9. Dezember Prag verließ, um nach Kärnthen zurück zu kehren.

Am 7. Februar 1311 wurden Johann und Elisabeth auf dem Prager Schloße vom Erzbischofe von Mainz mit der böhmischen Königskrone gekrönt.

Nun vertrieb Johann die kärnthnerischen und österreichischen Besatzungen aus den Städten und festen Plätzen, und brach dann auf, um Mähren zu beruhigen, wo Raubritter ihr Unwesen trieben. Der deutsche König Heinrich VII., Johann's Vater, hatte zu Rom am 29. Juni 1312 die Kaiserkrone empfangen, und seinem Sohne, den er zum Verweser des deutschen Reiches ernannte, befohlen, ihm mit der Reichsarmee gegen die aufrührerischen Italiener zu Hilfe zu kommen; Johann hatte bereits die Donau überschritten, da erhielt er die Nachricht vom Tode des Vaters († 24. August 1313 zu Buonconvento). Er kehrte mit dem Heere um, und schlug die Ungarn, welche unter dem Grafen Matthäus von Trentsin einen Raubzug nach Mähren gewagt hatten.

Bei der Kaiserwahl, welche Friedrich den Schönen und Ludwig den Baier zugleich auf Deutschland's Thron hob (16. und 20. Oktober 1314), hielt es König Johann mit Ludwig, wofür ihm dieser urkundlich gelobte, ihn in dem Besitze der böhmischen und luxemburgischen Lande zu schirmen, und zur Erwerbung von Brabant und Limburg zu verhelfen.

Mißtrauisch gegen die Böhmen, stets mit ritterlichen Plänen beschäftigt, übergab er die Regentschaft in die Hände des Grafen Ulrich von Luxemburg, Berthold von Henneberg und Dittrich von Kastell; dies aber beleidigte den Stolz der Böhmen, welche zur Selbsthilfe

Digitized by Google

griffen. Um sie zu beschwichtigen, setzte er an ihre Statt zwei böhmische Herren, Johann von Wartemberg und Heinrich von Lippa; doch bald empörten sich die Böhmen auch gegen diese. Obgleich Wartemberg und Heinrich von Lippa ihrer Stellen entsetzt worden waren, (ersterer fiel vor Kostelez, letzterer war in Teinzow Gefangener,) so dauerte die Empörung dennoch fort, bis sein Ohm, Balduin von Trier, und Peter von Mainz mit einem deutschen Heere in Böhmen eintrafen. Sie vermittelten den Frieden zwischen König und Volk, Heinrich wurde seiner Haft entlassen, Peter blieb als Statthalter zurück, und Johann ging nach seinem theueren Luxemburg. Bald aber hatte Peter die Ränke und Intriguen satt, gegen welche er fortwährend kämpfen mußte; er kehrte nach Deutschland zurück und überließ der Königin Elisabeth die Regierung des Landes. — Diese war nicht im Stande, den Rebellen Widerstand zu leisten, und mußte nach dem festen Elbogen mit ihren noch unmündigen Kindern fliehen; nun ernannten die Böhmen aus ihrer Mitte vier Reichsverweser, und verlangten, der König und die Königin sollten sie anerkennen. Elisabeth verweigerte es und schickte Boten an ihren Gatten, der in Luxemburg herrlich lebte; da machte er sich zu Roß, blos von einem Diener begleitet, auf, traf in Elbogen ein, zog nach Prag und eroberte den Wyssehrad. Von Furcht bezwungen, unterwarfen sich ihm die Böhmen; da faßte er den Plan, Böhmen gegen die obere und untere Pfalz und andere ledige Lehen zu vertauschen. Die Bestürzung der Böhmen war groß, Alles griff zu den Waffen, und Peter von Rosenberg, so wie Heinrich von Lippa stellten sich an die Spitze der Mißvergnügten; in Eger geschah durch Kaiser Ludwig im März 1318 die Vermittlung, nach dem zu Tauß ein vorläufiger Waffenstillstand geschlossen worden war. Aber nicht lange dauerte die Ruhe, denn Elisabeth, die Königin Witwe Wenzels und Rudolfs, ihrer Stieftochter Elisabeth, der Gemalin Johann's, unversöhnlichste Feindin, hatte Heinrich von Lippa ihre Zuneigung geschenkt, und ihren vereinten Machinationen gelang es, König Johann glauben zu machen, Elisabeth trachte nach dem Throne, um ihren unmündigen Prinzen darauf zu setzen, sich selbst aber als Regentin zu erklären. Johann eilte nach Elbogen, ließ stürmen und den dreijährigen Prinzen sammt der Wärterin in ein unterirdisches Gefängniß werfen; Elisabeth floh mit ihren Frauen nach Melnik. Nun nahm Elisabeth ihre Zuflucht zu den Prager Bürgern, des Königs Angriffe wurden abgeschlagen; er bestätigte den Lippa als Unterkönig, und ging eiligst wieder nach Luxemburg zurück. Lippa aber mißbrauchte seine Stellung, er mißhandelte Elisabeth, und saugte das Land, das Johann nur auf Eilritten, um sich Geld zu holen, besuchte, aus. Er war seiner Gattin längst überdrüßig geworden, die Böhmen betrachteten sie als den Grund, daß ihr König so selten in ihrer Mitte weilte, und tief gekränkt ging sie nach Baiern.

In der berühmten Mühlberger Schlacht that Johann Wunder der Tapferkeit; seine Truppen fingen den Herzog Heinrich von Oesterreich, den er nach Bürglitz sandte.

Elisabeth war endlich auf vieles Bitten der Böhmen wieder nach Prag zurückgekommen, wo sie, von Lippa auf rohe Art behandelt, verlassen und kümmerlich lebte; Johann kam nur um Geld zu holen, und abenteuerte durch halb Europa. Am 28. September 1330 starb seine Gemalin, und 1333 vertraute er seinem Sohne, dem Markgrafen Karl, — er hatte in der Taufe den Namen Wenzl erhalten — die Statthalterschaft Böhmens an, vereinigte sich mit Karl Robert und Kasimir dem Großen, den Königen von Ungarn und Polen. Im Jahre 1337 zog er gegen Preußen, zu welchem Zuge er sich mit dem Markgrafen Karl, dem Herzoge Heinrich von Baiern, dem Bischofe von Ollmütz und vielen böhmischen Edlen, namentlich den Brüdern Johann und Berthold von Lippa, dem Oberstburggrafen Hynek Berka von Duba, Hynek von Duba auf Nachod, Heinrich von Lichtenburg und Wanek von Wartemberg vereinigte.

Am 4. Januar traf er mit dem Heere vor Breslau ein, wo er sich beeilte, mit seinem Schwager, Herzog Heinrich, und dem Herzoge Bolek von Münsterberg einen Erbvertrag abzuschließen.

III.

Schildknappe und Narr.

Der Winter war ein äußerst gelinder, statt Frost und Schnee gab es nur Thauwetter und Regen, und das Heer konnte auf den ungebahnten Wegen, durch Moräste und Urwälder nicht weit vorrücken im heidnischen Preußenlande, sondern mußte unfern der Gränze lagern. Zum Schutze gegen den strömenden Regen und den zuweilen schneidenden Wind, der schnell eine leichte Eisrinde bewirkte, die am Morgen wieder thaute, waren in der weiten Ebene Gezelte aufgeschlagen, für die Führer aber geräumige Bretterhäuschen. Mitten im Quartiere der Böhmen stand eine derartige große Hütte, inwendig in mehrere Gemächer abgetheilt, von deren Giebel die Fahne mit dem böhmischen Löwen wehte, und vor deren Eingange ein Reiter vollständig gerüstet, mit gezogenem Pallasche gleichförmigen Schrittes auf und abging. Es war das Zelt des Böhmerkönigs Johann, der so eben mit den übrigen Fürsten und Führern im Kriegsrathe saß.

Ein kleiner Raum, durch dichte, wollene Decken von den Gemächern des Königs geschieden, bildete eine Art von Vorgemach; in demselben saß auf einem Schemel ein reisiger Geselle, und war eifrig beschäftigt, Harnischstücke spiegelblank zu putzen — eine kleine, etwas verwachsene Gestalt lag auf einem Strohbunde, der dem Knappen in einer Ecke zum Lager diente, und summte gedankenlos ein Lied zwischen den Zähnen. Der Arbeitende war eine wahre Hühnengestalt, mit breiten Schultern, derben Knochen und starkem Bartwuchse; er trug ein Wams von grobem braunen Tuche mit Metallknöpfen und farbigen Puffen, Hosen von Wildleder, und hohe, fast bis an den halben Schenkel reichende Reiterstiefel mit schweren, eisernen Stachelspornen. Der Andere war gar absonderlich und fantastisch gekleidet. Er hatte enganliegende Hosen von grell rothem Zeug, ein blaues Wams mit viel gezacktem Kragen, und ein kurzes Mäntelchen von zeisiggrüner Seide mit Goldbesatz; auf dem schon kahlen, nur mit wenig struppichten Haaren bewachsenen Schädel trug er eine viereckige Mütze von vier verschiedenen Farben, mit Silberschellen besetzt und einer gewaltigen Hahnenfeder geschmückt, um die Mitte einen breiten Ledergurt, in welchem ein hölzernes Schwert, ähnlich der Pritsche des italienischen Arlequine, stak. Beide waren gute, alte Bekannte, die in den Dienst des Böhmerkönigs getreten, als Schildknappe und Hofnarr: der Gelbgießer Schwertberger und der Schneider Schönlein aus der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Welche Zufälle sie zu dem Entschluße getrieben, darüber schweigt die Chronik; doch befanden sich beide wohl im Dienste des freigebigen ritterlichen Königs, und waren dessen erklärte Lieblinge.

„Höre, Schwertberger!“ sagte der Kleine, tüchtig gähnend und sein Gesinge unterbrechend, „hier ist es hundelangweilig. Die Herren stecken heute wieder ein Mal ihre Köpfe lange zusammen und konsultiren, wie sie den verdammten preußischen Heiden in die Töpfe gucken könnten; aber es geht nicht recht! Kaum eine Meile vor uns liegt das Gesindel, und wir können oft in der Nacht sein Geheul hören, wenn sie irgend einem abscheulichen Götzen opfern und dabei ihre Kriegsgesänge brüllen; aber zur Schlacht kommt's ewig nicht. Kaum trabt eine Reiterschaar einmal aus dem Lager, husch sind die Heidenkinder weg hinter ihren Morästen in festen Verschanzungen oder in ihren undurchdringlichen Wäldern. Mir gefällt es hier nicht, und ich wäre lieber am Königshofe zu Prag oder im schönen Luxemburg; da gibt's schöne, warme Zimmer, Wein vollauf und hübsche Gesichter.“

„Du hast Recht, Narr!“ entgegnete der Schildknappe, „wenigstens in Einem: daß wir hier umsonst im Felde liegen und es, wenn noch überhaupt, geraume Zeit nicht zur Entscheidung kommen wird. Seit ich das Kriegeshandwerk ergriffen, habe ich Gefallen an Kampf und Schlacht, und wie früher mit dem Hammer, klopfe ich jetzt mit dem Schwerte tüchtig darauf los. Ich habe mit dem König, den Gott erhalte, manchen Zug gethan nach Wälschland, Deutschland und

Digitized by Google

Frankreich; aber diesmal gibt es keinen Siegesruhm, keine Beute zu holen, wenn nur nichts, das vom Uebel wäre."

„Müßigang ist aller Laster Anfang — wenn man nichts zu thun hat, macht man sich Geschäfte — hat dich der Teufel erst bei einem Haar, so hat er dich beim ganzen Schopfe! dies sind Sprüchlein, die ich dem Gevatter Johann eigentlich täglich ein Dutzendmal versagen sollte, seines eigenen Seelenheiles Willen."

„Warum das, Gevatter Schönlein?"

„Weil der Narr auch bei Nacht recht gut sieht, und Johann anfängt ein Nachtschwärmer zu werden."

„Du!" drohete der Knappe.

„Nun, ich habe offene Augen und sah dich mehr als einmal deinen Schecken satteln und des Königs Polacken mitten in der Nacht, und euch davon reiten, wie die guten deutschen Hexen auf ihren Besenstielen nach dem Blocksberge. Ich kenne meinen Johann, er hat heißes Blut und gewiß wieder irgend eine verbotene Liebschaft mit einem blauäugigen, blondhaarigen Preußenkinde."

Alles Blut schoß dem Knappen in's Gesicht, er stand stille auf und legte dem Narren die breite, fleischige Hand wie ein Heftpflaster auf den Mund, daß er schier zu ersticken meinte.

„Laßt los!" ächzte der, „oder Ihr werdet mein Mörder!"

„Halte dein ungewaschenes Maul, Narr! oder ich vertreibe dir das Plaudern für immer!"

Er ließ den Kleinen los, der tief aufathmend zurück sank und mit komischer Wuth rief:

„O, daß ich ein ächtes, rechtes Schwert hätte, statt dieses hölzernen, das sie mir umgehangen zum Schimpfe, um es in Euern dicken Wanst zu bohren! Mich, Bürger der freien Reichsstadt Frankfurt und Hofnarrn Sr. Majestät des Königs von Böhmen, also zu behandeln!"

„Jedem nach seinem Verdienste!" sagte der Schildknappe gelassen, indem er zu seiner Arbeit zurückkehrte. „Wer spionirt, dem gebührt die Peitsche, wenn es aus bloßer Neugierde, der Galgen, wenn es in böser Absicht geschieht. Wenn wir nächtlings einen Ritt gethan, so geschah es zum Nutzen und Frommen des Christenheeres und um die Stellung jener verdammten Heiden auszukundschaften, und du, Gockelhahn! könntest leichtlich Alles verderben durch unzeitiges Krähen; also wahre deine Zunge!"

Ein heiseres Lachen war die Antwort des Narren auf diese wohlgesetzte Rede; der Gollat wollte ihm eine derbe Erwiederung geben, da öffneten sich die Zeltvorhänge ungestüm, und ganz erhitzt trat König Johann ein im fürstlichen Schmucke, den Scharlachmantel um die Schultern. Schweigend schritt er durch's Vorgemach, ohne den Narren eines Blickes zu würdigen, der ihm ein: „Guten Tag, Gevatter!" zurief, und winkte blos dem Schwertberger, ihm zu folgen. Hastig riß er den Mantel ab und warf ihn zu Boden, so wie das befiederte Barret, stellte das gewaltige Schwert mit der goldenen Kuppel in einen Winkel, und war fast schon halb entkleidet, als der Schildknappe eintrat.

„Gottes Zorn!" rief er, hastig im Zimmer auf und abgehend; „was die Herren doch für eine Lammsnatur haben, was für ein Froschblut! Guten Rath, nichts als guten Rath; aber nur nicht handeln! Wollen da fest liegen, wollen eine Burg bauen und dem Herzog Heinrich zu Ehren die Baierburg nennen, die Zeit vertrödeln, die so kostbar ist, statt sich wie Ritter St. Georg auf das Heidengesindel zu stürzen und es zu vertilgen!"

„Schlimm genug," meinte Schwertberger und zuckte die Achseln, „wenn wir hier auf der Bärenhaut liegen müssen und zum Feindesspott werden!"

„Du bist ein ganzer Kerl," sagte Johann, der nun mit Eins seine gute Laune wieder bekommen hatte, indem er den Knappen auf die Schultern klopfte; „wir müssen es nehmen, wie es kommt. Uebrigens wollen wir die Zeit nicht müßig hinbringen, und wenn es nicht Krieg mit Männern gibt, ihn mit Weibern führen; freilich auf andere Art."

Eine finstere Wolke glitt wie ein dunkler Schatten über des Knappen Gesicht; der König bemerkte es und rief lachend:

„Du bist ein ganzer Kerl, wenn's gilt d'rein zu schlagen, und keinen bessern Schildknappen kann ich mir wünschen; aber wenig taugst du, wo es Weiber gilt!"

„Hoheit!" entgegnete Schwertberger mit Ernst, „es ziemt dem Diener nicht, ein Urtheil über seines Herrn Handlungen zu haben; aber wenn Ew. Majestät mich fragen, so thut es mir in der Seele weh, Euch diese Nachtritte machen zu sehen."

„Bah, und warum denn?" fiel ihm der König in's Wort.

„Bedenken Ew. Majestät! eine Heidin —"

„Wollen sie dem Schooße der christlichen Kirche zuführen."

„Und dann die Gefahr.

„Ist ein Wort, das ich nicht kenne! Laß' das nur mir über; ich werde es zu verantworten wissen! Geh', und halte die Rosse bereit; ist es erst ganz finster und ruhig im Lager geworden, so wollen wir ausbrechen. Jetzt schicke mir den Narren, er soll Wein bringen!"

Schwertberger ging, und wenige Augenblicke später trat der Narr ein, auf einer Silberplatte eine Kristallflasche mit feurigem Franzwein und einen silbernen Becher tragend.

„Gut gemacht, mein Junge!" rief der König, indem er sich einen Becher vollschenkte und bis zur Nagelprobe leerte; „aber jetzt erheitere mich! Dein Witz ist auf Urlaub gegangen, wo er sich erst einen Zehrpfennig zusammen betteln muß, um zurückkehren zu können. Singe mir dafür ein Lied!"

Der Narr rückte einen Schemel zu den Füßen seines Gebieters, nahm eine Laute von der Wand und sang ein Lied zu Ehren König Johann's, das damals in der Mode war und das anfing:

„Pren garde au bon roi de Beheigne".

Mittlerweile war der kurze Wintertag ganz zu Ende und der Schildknappe erschien am Eingange des königlichen Gemaches, ein geheimes Zeichen machend, welches der König mit einem leichten Kopfnicken erwiederte; so flüchtig dies geschah, so entging es doch nicht der Aufmerksamkeit des Narren.

„Gut, Gevatter!" lachte er, „ich sehe, du bist gelangweilt; willst du wieder einen Nachtritt machen? Warum nimmst du mich, deine Vernunft, nicht mit, wenn du als Narr handelst?"

„Schweige, Junge!" sagte der König, „und danke Gott, daß ich dich nicht zur Strafe mitnehme! Uebrigens gehe jetzt und leg' dich auf's Ohr."

Der Narr ging brummend.

Der König nahm nur einen leichten Brustharnisch, über welchen er einen weiten, unscheinbaren Rock von grauem Tuche, mit Pelz gefüttert, anzog, gürtete sein Schwert um, setzte eine leichte Pickelhaube auf und schritt leise zum Zelte hinaus. Im Lager war Alles stille; Fußknechte und Reiter lagen in ihren Zelten oder saßen um die brennenden Wachtfeuer, sich die Zeit mit Würfeln, Liedern oder dem Becher zu vertreiben. Der König ging geräuschlos, die aufgestellten Wachen vermeidend, durch die Gassen, bis er vor's Lager kam; dort pfiff er auf eigenthümliche Weise. Sogleich wurde dies Zeichen erwiedert, und dem Schalle nachgehend, kam er zu seinem Schildknappen, der unweit auf freiem Felde mit zwei gesattelten Rossen hielt, und schwang sich in den Sattel.

Ein Schenkeldruck setzte das Pferd in Galop; langgestreckt, mit offenen Nüstern die kühle Nachtluft einsaugend, sprengte das flüchtige Roß dahin, und es mußte den Weg schon oft zurückgelegt haben, denn es brauchte weder den Zügel, noch den Zuruf des Reiters, um über Gräben zu setzen und die schmalen Pfade zu verfolgen, welche sich durch Moor und Urwald hinzogen. Wie sein Schatten folgte ihm sein getreuer Schwertberger.

IV.

Erenta.

Mitten in einem fast undurchdringlichen Walde stand auf einer kleinen Wiese eine Hütte, roh aus Baumstämmen gezimmert und mit Schilfrohr gedeckt; ein lebendiger Zaun umgab sie und umfriedete zu-

Digitized by Google

gleich ein kleines Gärtchen. Ein schwacher Lichtschimmer drang aus dem mit einer Blase überzogenen Fenster heraus und leichte Rauchwölkchen, welche durch den, aus Zweiggeflechte gebildeten Schlot sich kräuselten, zeigten, daß sie bewohnt sei. Eine lautlose Stille, welche nur von Zeit zu Zeit durch das Geheul raubgieriger, hungriger Wölfe, die im Walde jagten, unterbrochen wurde, lag auf der Gegend, die der Mond, zeitweise von Wolken bedeckt, unsicher erhellte.

In der Hütte saß auf einem niedrigen mit einem Bärenfelle überdeckten Schemel ein Mädchen, schön wie der junge Tag, mit hellblauen Vergißmeinnichtaugen und goldigem Gelocke, und blickte gedankenlos, oder besser gesagt, in jenem angenehmen Zustande zwischen Wachen und Träumen in die Flamme des Feuers, das von derben Holzblöcken genährt auf dem Herde brannte; zu ihren Füßen lag, wie das Sinnbild der Wachsamkeit und Treue, ein großer zottiger Wolfshund, den Kopf zwischen die Vorderpfoten gelegt, und von Zeit zu Zeit mit klugen Augen zu seiner Herrin emporsehend. Das Mädchen war eine kaum erblühte Jungfrau, auf ihrem Gesichtchen lag noch all' die Frische der Jugend, die glückliche, von keinem Kummer getrübte Heiterkeit und die fleckenlose Reinheit; ihr Wuchs war schlank, ihre Formen rund und elastisch.

Plötzlich hob der Hund den Kopf empor und streckte ihn in die Höhe, als wollte er Witterung fangen, dann knurrte er ein Paar Mal und schlug dann laut an; das Mädchen fuhr auf aus ihren Träumen, ein brennendes Roth übergoß ihre Wangen und sie horchte nach Außen hin, wo flüchtiger Hufschlag ertönte, der vor der Hütte plötzlich anhielt.

„Er ist es!“ jubelte sie, in die kleinen Händchen klatschend und rasch zur Thüre eilend, die sie öffnete; „still, Tumbo!“

Draußen sprang ein Reiter von seinem Pferde, dessen Zügel er dem Diener zuwarf, der hinter ihm auf dampfendem Gaule hielt, und eilte dann der Thüre zu, wo sich ihm zwei weiße Arme liebend entgegen streckten; während der Andere die Rosse in einen kleinen offenen Schoppen zog, der an die Hütte stieß und mit einer rohen Lehmwand gegen Außen abgesperrt war. Der Angekommene trat mit dem Mädchen in die Hütte.

„Jan, mein Jan!“ rief die Kleine mit vollem Ausbruche der Freude, indem sie sich an den Hals des Reiters warf und ihn herzte und küßte — „so bist du doch gekommen, du lieber, herziger Christenritter! trotz Frost, Nacht und Gefahr, zu deiner Erenta!

„Wußte ich dich nicht allein? Und hätte ich mich durch eine Heidenschaar hauen müssen mit scharfer Klinge, ich wäre gekommen, um in deiner Nähe, in deinen Armen, an deinen Lippen Himmelsseligkeit zu verkosten!“ antwortete der Angekommene mit wohlklingender Stimme, indem er die Kleine fester an sich zog. Diese rückte den Schemel näher an's Feuer und ein kleines niedriges Tischchen vor dasselbe, eilte in eine Nebenkammer und brachte kalten Wildbraten und schäumenden Meth im ausgehöhlten Horne eines Ures, die sie vor ihren Gast stellte; dann nahm sie ihm die Pickelhaube von den reichen, nußbraunen Locken und den schweren Pelzrock von den Schultern. Lächelnd und selbstzufrieden setzte sie sich auf eine Matte, aus Binsen geflochten, zu den Füßen des Angekommenen und lehnte ihr Köpfchen an seine Kniee.

„Du wirst müde und hungrig sein, mein süßer Jan!“ sagte sie mit ihrer lieblichen Stimme, „und da muß dich dein Waldmädchen bedienen.“

„Du bist ein Engel, meine kleine Erenta! und ein Gott ließ mich dich finden auf der gefahrvollen Jagd nach dem Ure, den ich aufgetrieben und verfolgt, unbekümmert darum, daß ich bereits tief im Gebiete der Heiden war!“

„Ich fürchtete mich recht vor dir, als ich dich das erste Mal sah; aber gar bald hatte dein liebes Wesen mein Zutrauen gewonnen und nun liebe ich dich herzlich! Ach, du bist ja gar nicht so, wie unsere jungen Leute, wenn sie zum Vater kommen, sich den Rath der Götter und ihren Ausspruch von ihm zu holen, so rauh, so finster, so blutdürstig; du bist so schmuck, so stattlich, und doch dabei so männlich ernst — so denke ich mir den Kriegesgott!“

Der Fremde, es war König Johann, der auf einem abenteuerlichen Zuge diese Hütte aufgefunden und, leicht entzündlichen Herzens, so wie ein Kenner der Frauenschönheit, diese Waldblume entdeckt hatte, hob das liebliche Mädchen empor, setzte sie auf sein Kniee und drückte sie fest an seine Brust. Minutenlange ruhten seine Lippen in den seligsten Küssen auf den ihrigen, tiefes Schweigen herrschte um die Glücklichen, und vier Arme hielten sich wonniglich umstrickt.

„Jan, böser Jan!“ rief Erenta tief aufathmend und sich aus seinen Umarmungen losreißend; „was machst du mit mir? Habe ich dir nicht alles geopfert, mein Herz, die Liebe zu meinem Vater und —“ setzte sie leise hinzu— „meinen Glauben? Willst du mich unglücklich machen? Das gefallene Mädchen wird lebendig begraben nach unsern Gebräuchen, wenn es geduldet die Umarmungen eines Christen; so sagte es mir mein Vater. Ach, wenn er wüßte, daß ich eine Abtrünnige! Und sieh,“ fuhr sie fort mit dem geschwätzigen Tone eines Kindes, das ein Lob erwartet, indem sie ein kleines, aus Holz roh geschnitztes Kreuzchen aus dem Busen zog; „das habe ich gearbeitet. Ich habe entsagt den Göttern und bete nun statt zu Perkunnos, Pikollos und Potrimpos, zum dreieinigen Gotte und zu seinem Sohne, der, wie du mich gelehrt hast, für uns gestorben ist am Kreuzesstamme!“

„Meine Erenta!“ rief Johann; „o du machst mich überselig und nicht lange mehr sollst du hier in Waldeseinsamkeit dein Leben vertrauern in Angst und Schrecken. Mit mir sollst du hinüber in's Lager, wo gottgeweihte Priester das heilige Wasser der Taufe ausgießen werden auf dein Haupt; hoch will ich dich halten, wie eine Edeldame, wie eine Königin, mein Liebstes, mein Alles auf der Welt!“

Und abermals umschlang er sie mit den nervichten Armen und drückte sie fest an die Brust, ihre Lippen konnten sich nicht losreißen von den seinigen, die Glut in ihren Adern drohte sie zu ersticken; das Feuer auf dem Herde war dem Erlöschen nahe, nur zuweilen flackerte eine Flamme auf aus der lohen Glut. Erenta vergaß Himmel und Erde in König Johann's Armen. — Da schlug der Hund, der aus angebornem Instinkte draußen bei den Pferden zum Schutze gegen seine Todfeinde, die Wölfe, geblieben war, laut an und Schwertberger klopfte mit dem Rufe an die Hüttenthüre:

„Sitzt auf, gnädiger Herr! sonst kommen uns die heidnischen Teufel auf den Hals; es ist nicht geheuer im Walde und ich selbst habe so einen Sohn der Hölle gesehen.“

Wie Marmorstatuen standen die beiden Liebenden und das Entsetzen machte das Blut in den Adern starren: sie waren dem gräßlichsten Martertode verfallen, wenn man sie hier überraschte. Schnell jedoch ermannte sich der König, er legte die Linke um den schlanken Leib der Geliebten, indem er mit der Rechten an den Schwertgriff schlug.

„Sie mögen kommen, diese Bluthunde!“ sagte er fest und entschlossen; „sie sollen einen Christenritter finden, der für seinen Glauben stirbt und für seine Liebe!“

„Fort, fort, mein geliebter Jan!“ flehte Erenta mit gefalteten Händen; „rette dich, ehe es noch zu spät wird, du kennst die Unsrigen nicht; sie sind blutdürstig und grausam! Vielleicht ist der Weg noch frei und Tumbo, das kluge, treue Thier, hat sie blos gewittert aus der Ferne, wie sie heimkehren vom Opferdienste!

„Und du?“

„Wenn dich Niemand bei mir überrascht, wer kann mich beschuldigen? Der Vater liebt mich und wird mir glauben!“ sagte ihren ganzen Muth zusammen raffend das Mädchen.

„Wohl, ich gehe; doch wann kann ich wieder kommen?“

„Von heute über acht Sonnen ist wieder Opfernacht; dann bin ich wieder allein.“

„Dann soll der treue Schwertberger einen gesattelten Zelter mitnehmen und du mußt mit mir hinüber in's christliche Lager, wo dich keine Gefahr mehr bedroht und wo die Liebe jedes Haar auf deinem Haupte bewachen wird!“

Einen Abschiedskuß drückte er auf die Lippen der Bebenden und stieß die Thüre auf; da stand der Hund mit gesträubten Haaren, hinausheulend in die Finsterniß, denn der Mond war so eben hinter

Digitized by Google

Wolken getreten; zitternd vor Gespensterfurcht stand Schwertberger, der keine Furcht vor Menschen kannte, und bekreuzte sich ein Mal über das andere Mal, jenseits der Umfriedung aber grinste ein gelbes, von Narben durchfurchtes, häßliches Antlitz mit struppichtem Rothhaar und scheußlichen Zügen auf die Liebenden herüber, welche sich noch immer umschlungen hielten.

„Das ist der Teufel, Herr!“ — ächzte Schwertberger, indem er nach der Erscheinung wies.

Erenta folgte mit dem Auge der bezeichneten Richtung; kaum aber hatte sie die Erscheinung gesehen, als sie aufschrie: „Tilusso!“

Der König riß das Schwert aus der Scheide.

„Teufel oder Mensch!“ rief er gegen die Umfriedung anstürmend; „hier steht ein ächter Ritter!“

Aber schnell war das häßliche Gesicht verschwunden, ein kleines Wesen huschte wie ein gespenstischer Schatten über die Waldblöße und war im Dickicht, ohne daß seine Flucht bemerkt worden.

„Fliehe, Jan!“ rief das Mädchen mit von Angst beflügelter Stimme; „wo Tilusso ist, da ist auch das Verderben nicht weit und die Unsrigen. Er hat dich ausgespäht, erlauscht, und sein Ruf wird bald die Unsrigen erreichen.“

„Und wer ist jener Teufel?“

„Ein böser Zauberer, ein Beschwörer, selbst von den Unsrigen gefürchtet und gehaßt; nur aus Furcht vor seinen Höllenkünsten geduldet, ein Elender! Er verfolgt, er quält mich mit seiner Liebe und hat beim Vater angehalten um meine Hand. Niemand wagt es, ihm etwas abzuschlagen; denn selbst die Priester fürchten seine Macht, und nur meine Jugend schützte mich noch vor dem Verhaßten, meinem Vater eine giltige Ausrede leihend.“

„Lebe wohl, Kind! und träume süß; in acht Tagen bist du frei und gehörst mir für immer!“ rief Johann, Erenta an sein Herz pressend; dann schwang er sich auf sein Roß und stürmte fort, dem Lager zu.

Erenta ging in die Hütte zurück.

Mit hochklopfendem Herzen, von Angst, von Reue gequält und doch wieder von Liebe beseligt und aufgerichtet, warf sie sich auf ihr Lager, wo sie erst spät einschlief.

V.

Der Priester und sein Kind.

Es war heller Tag, als Erenta erwachte.

Sie schlug die Augen auf, schloß sie aber schnell wieder vor Schrecken und Entsetzen; an ihrem Lager stand ihr Vater, ernst, die gefurchte Stirn in Falten und sie mit vorwurfsvollem, forschendem Blicke betrachtend; nicht fern von ihm Tilusso, sein Auge, in dem Zorn und Schadenfreude blitzte, auf sie geheftet. — Sie mußte erst Muth fassen, ehe sie es wagte zu erwachen. Leicht, wie eine Gazelle, sprang sie von ihrem Lager auf.

„Meine Tochter erwacht spät!“ sagte der Alte, als Erenta ihm die väterliche Rechte küßte, die er ihr dann segnend auf den lockichten Scheitel legte.

„Ich habe sanft und süß geschlummert und schön geträumt, Vater!“ entgegnete das Mädchen.

„Schöne Träume sind die Bilder einer heitern Seele und bedeuten Glück; denn Potrimpos, der schöne Jüngling, der Spender des Guten, sendet sie den Erdgebornen!

Da trat Tilusso zu den Beiden und sagte boshaft:

„Erenta ist ein Liebling der Götter; sie senden ihr schöne Bilder im Schlafe wie im Wachen. Aber sie hüte sich, daß sie Pikollos nicht beleidige, den Gott des Hasses und der bleichen Furcht, den Todesgott, dessen Priester ich bin und der nur mit Zorn schaut den glücklichen Sterblichen, und auf Mittel sinnet, ihn zu verderben. Erenta opfere an seinem Altare.“

Erenta zitterte bei dem furchtbaren Blicke des Häßlichen, der sie traf und der ihr den geheimen Sinn dieser Rede, den Bezug auf den verflossenen Abend deutete.

„Meine Tochter wird opfern, Tilusso!“ entgegnete der Alte, „meinem Gotte Perkunnos, so der Höchste ist, der Allmächtige, wie Pikollos und Potrimpos, an der heiligen Eiche! Aber nun laß uns reden von etwas Erfreulichem; die Tochter vernehme den Willen des Vaters. Trage den Morgenimbiß auf, Erenta! und die mit Meth gefüllten Urhörner; Tilusso ist ein Gast meines Hauses.“

Flüchtigen Schrittes eilte das Mädchen an die häuslichen Geschäfte, froh, jeder weitern Frage entronnen zu sein.

„Wurskait! ich mahne dich an dein Versprechen!“ sagte Tilusso, welcher der Davoneilenden mit lüsternem Auge nachgeblickt hatte; „die Taube ist flügge geworden und der Geier vielleicht nicht ferne, der sie sich mit räuberischen Krallen aus dem Neste holet!“

„Wie meinst du das, Tilusso?“ fragte der Alte.

„Ich meine es, wie es der Geist mir eingibt,“ entgegnete der Kleine; „ich habe Erenta von dir zum Weibe begehret, du hast dem Priester Pikollo's diese Bitte nicht abgeschlagen und nun fordert er, was sein Eigen.“

„Ihre Jugend —“

„Erenta ist achtzehn Jahre; Wurskait! ich will ein reines Herz.“

„Und wenn dich Erenta nicht liebte?“

„Seit wann fragt der Preuße die Magd, die er zu der Genossin seines Hauses erkieset, die sein Lager theilen, ihm Kinder gebären soll, ob sie ihn liebt und ob sie ihm folgen will? Seit wann hat das Weib Eigenwillen und Stimme?“

„Erenta ist der Liebling meiner Seele und ich möchte sie glücklich wissen.“

Einen Blick, in dem eine Hölle flammte, schleuderte der Priester Pikollo's dem Alten zu und sagte dann halblaut mit dumpfer, zornerstickter Stimme:

„Und kann ich sie nicht glücklich machen; ist etwa das Püppchen zu zart, zu fein, zu schön für mich? Hüte dich, hüte dich, Wurskait! meine Rache, wenn ich beleidigt werde, ist furchtbar, wie die meiner Gottheit — sie bringt Höllenqualen und den Tod!“

Der Tisch war gedeckt und die beiden Priester setzten sich zu dem Frühmale, Erenta nahm auf einer Binsenmatte zu den Füßen des Vaters Platz; schweigend verzehrten es die Beiden, in böser Ahnung schlug das Herz des Mädchens. Als das Mal geendet, faßte der Vater ihre Hand und sagte:

„Erenta! die Bestimmung des Mädchens ist es, dem Manne zu folgen in seine Hütte, ihm eine gute Hausfrau zu werden, wie sie dem Vater eine gute Tochter gewesen. Tilusso wird dein Gatte sein und du ihm folgen, wenn sich der junge Tag vierzehnmal erneuert hat.

Das Mädchen sprang auf; alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, ihr Auge umflorte sich. Tilusso stand auf und trat zu ihr, indem er ihre Hand faßte:

„Mein holdes Bräutchen! mit welcher Freude ich den Tag erwarte, der uns an der heiligen Eiche, vor dem ewigen Feuer der Götter vereinigt!“

Erenta stieß ihn zurück, ihre Sinne schienen ihr jetzt erst zurückzukehren, die Worte des Vaters klar zu werden.

„Vater! ihn?“ schrie sie mit Entsetzen und barg ihr Antlitz an Wurskaits Brust; „o nie, nie!“ —

Der Ausdruck von Hohn und Tücke flog wie ein Wetterleuchten über Tilusso's Antlitz.

„Meine Braut erschrickt,“ sagte er höhnisch, „weil ich unschön bin; aber mein Herz ist Gold! Meine Braut ist mit ihrer Seele im Lager der Fremden; aber dort wohnt nur der Tod für unsere Töchter, der Opfertod als Buße! Erenta wird meine Hand nehmen, wird mir folgen in meine Hütte!“

„Nie, nie, Entsetzlicher!“ rief Erenta wie eine Rasende; „tödte mich, opf're mich, mir gilt Alles gleich. Ich hasse dich, ich verabscheue dich.“

„Tochter! deine Zunge ist spitz wie die der giftigen Otter;

Digitized by Google

hüte dich!" rief drohend der Vater, obgleich sein Herz fast brechen wollte vor Schmerz, als er das Entsetzen seines Lieblings sah und keinen Ausweg wußte, denn das gegebene Wort war heilig.

„Der zischenden Schlange zertritt man das Haupt, wenn ihr Schuppenleib im Sonnenlichte auch in noch so schönen Farben spielt, und ich kann es. Danke es meiner wahnsinnigen Liebe, daß ich dich verlange als mein Weib, statt dich anzuklagen vor dem Oberpriester und dein Blut zu verlangen zur Sühne für deinen Frevel! Ja," fuhr Tilusso mit erhöhter, vor Wuth kreischender Stimme fort; „du bist eine Verbrecherin; du nimmst Nachts Feinde des Vaterlands in die Hütte deines Vaters auf, in die Hütte eines Priesters, du erquickst sie mit Speis und Trank, und dein Herz hängt an ihnen! Wer weiß, ob der Feind, der Christ, nicht schon lange die Blume gebrochen hat, die mein Herz begehret; wer weiß, ob ich nicht eine Entehrte in meine Hütte führe."

Wurskait trat einen Schritt zurück vor Entsetzen ob der fürchterlichen Anklage, auf welche das Gesetz den gräßlichen Flammentod gesetzt, wenn die Beschuldigte sich nicht reinigen konnte, und ließ die Tochter aus seinen Armen; Erenta taumelte und war einer Ohnmacht nahe. Ihre Lippen bebten wie im Fieberfroste, das Blut drohte in ihren Adern zu erstarren.

„Erenta!" rief der Alte; „reinige dich von diesem fürchterlichen Verdachte!"

„Rede, strafe mich Lügen!" schrie Tilusso mit teuflischer Wollust; „aber du kannst es nicht. Meine Augen haben dich gesehen, wie du mit dem Fremden aus der Thüre der Hütte tratest in den Hofraum, wo ein Knecht ihn erwartete mit Pferden; sein Arm umfaßte deinen Leib und er redete zu dir die Honigworte des Verführers. Leugne es, Verrätherin an dem Lande, an deinen Göttern!"

Erenta sank vernichtet unter dem Gewichte der furchtbaren und doch wahren Anklage in die Kniee.

„Gnade!" rief sie, die gefalteten Hände zum Vater erhebend — „ich bin schuldig!"

Als ob ihn ein Blitzstrahl getroffen hätte, taumelte Wurskait zurück bei diesem Geständnisse; aber bald erholte er sich wieder und hob die Arme empor zum Himmel.

„Du, Erenta! du, mein Kind!" rief er mit dem Tone des Entsetzens, des höchsten Seelenschmerzes; „wehe dir und mir! Ich muß dir fluchen, ich muß dich anklagen, ich muß dich verurtheilen zum Tode in den Flammen; denn ich bin Perkunnos Priester!"

„Erbarmen!" wimmerte das Mädchen. „Stoßt mir das Opfermesser in die Brust, Vater! ja, ich bin schuldig; aber tödtet mich nicht mit Qualen, nicht mit den furchtbaren Leiden in den Flammen des Holzstoßes! Konnte ich es wehren, daß mich der Fremde sah, daß er in uns're Hütte trat, als Ihr ferne waret, mein Vater! daß er wiederkehrte; daß er mein Herz gewann durch sein Aeußeres und seine süße Rede?"

„Verworfene! du bist gerichtet!"

Eine fürchterliche Pause trat ein. Wie leblos hingestreckt auf den Boden lag das Mädchen, der Alte stand wortlos in seinen Schmerz versunken da, und Tilusso triumphirte.

„Ich habe deinen Trotz gebrochen, deinen Stolz gebeugt, Erenta!" sagte er nach langer Pause mit gemäßigtem Tone, indem er zu dem Mädchen trat, und es aufrichtete; „du wirst nun Vernunft annehmen. Dir bleibt eine leichte Wahl: zwischen meiner Liebe und dem Feuerbette. Wählst du die erste, so schwöre ich bei meinem Gotte, Niemand soll erfahren, was hier vorging; denn Niemand, außer mir, hat dich belauscht! Verschmähst du mich noch; dann trete ich selbst hin, als dein Ankläger an die heilige Eiche!"

Tief aufathmete das Mädchen, denn die Hoffnungsgöttin zog mit leichtem, leisem Flügelschlage über ihrem Haupte dahin. Die Wahl war schrecklich; aber Rettung auch aus Tilussos Armen möglich. Kehrte nicht der Geliebte binnen der Zeit zurück, hatte er nicht versprochen sie mitzunehmen, hatte er ihr nicht gesagt, daß er ein mächtiger Fürst sei, und sie schützen könne gegen alle Heidenstämme des Preussenlandes? Dieser Gedanke stieg wie ein Morgenroth in ihrer Seele auf, und ließ sie freier athmen; sie sah ein, daß sie sich scheinbar in die verhaßte Nothwendigkeit fügen mußte, wollte sie nicht unrettbar verloren sein. Ihre Wangen rötheten sich wieder, ihr Auge erhielt den frühern Glanz und ein süßes Lächeln der Hoffnung, das Tilusso für den Ausdruck der Freude über den gezeigten Rettungsweg nahm, spielte um ihre Lippen; sie sagte leise, aber fest:

„Ich bekenne mein Vergehen und bereue es, mein Vater! ich will Tilusso folgen als sein Weib, wenn, wie Ihr selbst bestimmt, die Sonne zehn Mal heraufgestiegen ist über die Wälder."

„Und warum nicht Morgen schon, Erenta?" fragte Tilusso.

„Weil ich Zeit bedarf zur Reue und Sühne!" antwortete ausweichend das Mädchen.

Einen festen, forschenden Blick warf er auf Erenta; denn er mochte ahnen, was in ihrer Seele vorging, und Mißtrauen wohnte in seinem Herzen; dann sagte er ruhig: „Wohlan! es sei nach deinem Willen."

Nicht zürnen konnte der Alte dem bereuenden Lieblinge, und froh, sie gerettet zu sehen, schloß er sie in seine Arme.

„Böses Kind!" sprach er mit dem Tone des Vorwurfes; „sprich, wer hat es gewagt einzubrechen in meine stille Hütte, wer ist der Freche, der —"

„Stille, Vater!" unterbrach ihn mit tückischem Lächeln Tilusso, „ich habe sein Antlitz gesehen, mit feurigen Zügen steht es hier in meinem Gedächtnisse — ich werde ihn wieder erkennen und mit ihm zusammentreffen, bei Pikollos dem Todesgotte! Keine Frage weiter; Erenta ist meine Braut, und die Rache wie ihre Hut meine Sorge fortan. Was geschehen, sei vergessen, und ein ewiges Schweigen bedecke es! —"

VI.

Ein Opfertod.

Noch immer konnten die Fürsten im christlichen Lager nicht über einen Operationsplan einig werden, woran Unentschlossenheit und Eifersucht der Einzelnen Schuld war, und der Feldzug schien zu Ende zu gehen, ohne daß es zu einem ernstlichen Gefechte gekommen war. König Johann, dessen abenteuerlicher Sinn Beschäftigung gefunden, drang im Kriegsrathe nicht weiter mehr auf Kämpfe; er sehnte sich vielmehr heim nach seinem schönen Luxenburg, um dort in Ruhe die Süßigkeit von Erenta's Liebkosungen zu genießen, und erwartete mit Ungeduld den bestimmten Tag, um das Mädchen zu entführen. Der Narr, den die Neugierde eben so quälte, wie die Eifersucht, da er sich dadurch zurückgesetzt glaubte, daß er nicht so, wie Schwertberger das Geheimniß seines Herrn theilen durfte, ging dem Könige so lange um den Bart, bis ihm dieser versprach, er wolle ihn auf dem nächsten Ausfluge mitnehmen, und ihm eine Rolle in dem Entführungsdrama zutheilen.

Erenta lebte in der süßen Hoffnung, von dem Geliebten aus der traurigen Lage befreit zu werden, in welcher sie sich befand; sie mußte Tilusso's Liebkosungen dulden, wenn er auch nur selten und immer nur auf kurze Zeit kam. Endlich nahte die Nacht des großen Opferfestes. Wurskait legte den feierlichen Priesterschmuck an, segnete seine Tochter und entfernte sich, von Tilusso begleitet, der in der Priestertracht seines Gottes, dem weiten Gewande von rothem Wollenstoff mit schwarzen Säumen, noch scheußlicher aussah; leichter athmete Erenta, als sie mit einbrechendem Abend allein war, und mit aufmerksamem Ohre jedem Geräusche draußen lauschte, ob sie nicht die ersehnten Hufschläge vernähme.

König Johann hatte Schwertberger mit einem wohlgerittenen und gesattelten Zelter vorausgeschickt, mit dem Auftrage, ihn am bestimmten Orte zu erwarten; er selbst ritt mit seinem Narren, der auf seinem kleinen arabischen Rößlein saß, und sich mit geheimem Stolze zum ersten Male ein ächtes, rechtes Schwert umgeschnallt hatte, unbefangen, als ob er einen Spazierritt vorhätte, vor das Lager. Es war völlig Nacht, der Himmel jedoch tiefblau und sternenhelle und der Mond beinahe voll; — rasch ging der Ritt vorwärts, und bald nahm der

Digitized by Google

dichte Wald die Abenteurer auf. Der König schien ungeduldig, an's Ziel zu kommen, denn sein treues Roß mußte manches Mal die ungewohnten Spornen fühlen, Schwertberger ritt knapp hinter seinem Herrn, und sein scharfes Auge durchforschte ohne Unterlaß die Gegend, theils um die Richtung nicht zu verfehlen, theils um sich zu überzeugen, daß keine Gefahr drohe; der Narr, dem der Schildknappe das Handpferd übergeben hatte, schloß, ein Liedchen vor sich hinsummend, den Zug. Sie befanden sich schon nahe an der Lichtung, auf welcher das Häuschen des Priesters stand; als Schwertberger plötzlich sein Roß parirte, und rasch dem Pferde des Königs in die Zügel griff, daß es von dem unvermutheten Risse rückwärts fast zusammenbrach.

„Was soll's, Thor?" fuhr Johann aus seinem Träumen auf. „Was wagst du unser Roß aufzuhalten?"

„Stille, königlicher Herr!" flüsterte dieser, und beugte sich im Sattel vor, den Blick fest in das Dunkel vor sich richtend; „es ist heute hier nicht geheuer, und ich glaube, das Heidengesindel auf den Beinen. Seht Ihr dort zwischen den Büschen einzelne Gestalten hin und her huschen, wie böse Geister? Hört Ihr nichts!"

Der Wind, der sich erhoben, wehte ihnen gerade in's Gesicht, und brachte deutlich hörbare Hornesklänge und fernes Geheul von der entgegengesetzten Seite herüber. König Johann stutzte, und sah den treuen, vorsichtigen Knecht fragend an.

„Hoheit!" fuhr dieser fort; „Ihr habt Euch von der Wahrheit überzeugt, und nicht geheuer dürfte es sein, weiter zu reiten. Die Heiden sind auf den Füßen, und haben etwas vor, das ist klar; vielleicht gar einen Angriff auf unser Lager."

„Sie werden es nicht wagen!" entgegnete Johann mit Stolz. „Erenta sagte, sie feiern heute ein großes Opferfest; daher jenes Geheul, der Klang ihrer Kriegshörner. Ihr Remove, der Ort an der heiligen Eiche, wo sie ihre verfluchten Opfer bringen, ist kaum eine halbe Meile von der Hütte, und der Wind bläst scharf von der Seite her."

„Oder sollte Erenta —"

„Uns verrathen haben? Nein, nimmermehr. Das Mädchen ist treu, wie Gold, und du lästerst sie schon durch den bloßen Gedanken!"

„Aber jene dunklen Gestalten — seht, dort regt sich schon wieder eine — welche die Umgebungen der Hütte zu bewachen scheinen?"

„Sind vielleicht Nachzügler, die sich verspätet oder vom rechten Wege abgekommen; in jedem Falle ziemt uns keine Furcht. Oder," fügte Johann weiter hinzu; „wenn Erenta bedroht, wenn es verrathen worden wäre, daß ich — Tod und Hölle! jene Teufelsfratze in jener Nacht — erinnerst du dich noch, Schwertberger? D'rauf und d'ran! es gilt der Geliebten, und da ist wagen Ritterpflicht."

Und mit der ihm eigenthümlichen Heftigkeit wollte er vorwärts stürmen, und stieß dem Gaule beide Spornen in die Flanken; aber Schwertberger ließ den Zügel nicht los, und der Polacke bäumte sich hoch.

„Geduld, Hoheit!" sagte Schwertberger mit jenem Tone der Ueberlegenheit, den alte Diener ihrem Herrn gegenüber in entscheidenden Fällen so gerne anzunehmen pflegen. „Nicht blindes Losstürmen gilt es hier, sondern kluge, ruhige Ueberlegung. Hat jenes Heidengesindel Wind bekommen von unserem Vorhaben auf die eine oder die andere Art, so wird es uns zahlreich genug erwarten, und wir hätten nur einen verzweifelten, ruhmlosen Kampf, unnützen Tod, oder was noch schrecklicher wäre, eine ehrlose Gefangenschaft zu gewärtigen. Zaudern und Bedenken gibt vor dem Feinde gar oft eher den Sieg, als wildes, unbesonnenes Fortstürmen! Aber vor Allem laßt uns etwas abseits reiten; hier stehen wir im vollen Mondlichte, und leicht könnten wir bemerkt werden, und einige Pfeilschüsse zum Willkomm erhalten."

Er lenkte sein Roß vorsichtig vom Pfade ab, und drang mühsam seitwärts in die Waldesnacht ein, wohin ihm der König, dem Schwertberger's Rathschlag gefiel, so wie der Zwerg mit dem Handpferde mühsam folgte; nach einigen Minuten hatten sie eine kleine, von hohen Eichen und dichtem Gebüsche eingefaßte Blöße erreicht.

„Nun laßt uns Kriegsrath halten, Hoheit!" sagte Schwertberger.

„Gut, mein Getreuer!" sprach der König lächelnd; „du hast für heute die Feldherrnrolle übernommen, entwirf deinen Plan, und wir wollen ihm unbedingt folgen."

„Gut denn," fuhr der Schildknappe nach einer Pause der Ueberlegung fort; „so hört denn, wie ich es mir ausgesonnen mit meinem schlichten Hausverstande und ein wenig Erfahrung, die ich Euch verdanke, Hoheit! Wir wollen hier eine Reserve bilden, und die Narrheit vorausschicken, daß sie den Spion mache. Gevatter Schönlein mag absitzen von seinem Rößlein, und es an einen Baumstamm anbinden, so wie den Zelter, es sind Beide friedliche Thiere, die ruhig grasen werden, er selber mag sich durch die Büsche schleichen, bis in die Nähe der Hütte, und beobachten, was dort vorgeht. In jedem Falle kehrt er zu uns zurück und bringt Nachricht. Stehen die Sachen schief, obgleich wir es mit einem Halbdutzend Heiden wohl aufnehmen können, so kehren wir um, und kommen in der folgenden Nacht mit einigen tüchtigen und verschwiegenen Knechten wieder; ist keine Gefahr, so holen wir das Mädchen, und lassen unsre Rosse erst ausschnaufen, wenn wir den Wall unseres Lagers hinter uns haben. Schönlein ist ein schlaues Kerlchen, listig wie ein Affe, und beweglich, wie eine Schlange, und die Aufgabe wie für ihn gemacht."

Der arme Narr zog freilich ein schiefes Gesicht, als er den Plan hörte, und König Johann demselben seine volle Bewilligung gab; aber anderer Seits kitzelte ihn die Eitelkeit, seinem Könige einen Dienst zu leisten und seinen Muth wie seine Gewandtheit zu zeigen. Er stieg von seinem Rößlein; Schwertberger beschrieb ihm genau die Art und Weise, wie er sich zu benehmen habe, und die Richtung, welche er einschlagen müsse. Der Narr machte sich auf den Weg, nachdem ihm der Knappe noch sein Hüfthorn umgehangen, um für den äußersten Fall der Noth, oder wenn er sich gänzlich verirrte, ein Zeichen geben zu können.

Vorsichtig und nicht ohne alle Fährlichkeit schlug der Narr die bezeichnete Richtung ein, sich mühsam durch das dichte Unterholz drängend, zuweilen über einen halbgefrornen Sumpf schreitend; aber so oft er auch anhielt und mit eingehaltenem Athem lauschte, oder sein scharfes Auge anstrengte: nirgends war etwas zu sehen oder zu hören. Diese Ruhe machte ihn sicher und kühner, er schritt rüstiger darauf los und kam nach einer Viertelstunde an die Blöße, welche ihm Schwertberger beschrieben hatte; am Rande des Waldes hielt er an und sah sich, hinter eine Eiche gedrückt, die Gegend vorsichtig an. Sie lag da vor ihm, wie ausgestorben; nur das Fenster der Hütte war erleuchtet und in der Thür stand eine weiße Gestalt.

„Das ist das Mädchen," dachte der Narr; „ich will als ächter Kavalier handeln, und ihr eine Botschaft bringen von ihrem Herzliebsten; vielleicht gibt es eine Magenstärkung in der Hütte und ich bin tüchtig ausgefroren. Auch hat es ja keine Eile bei dieser Ruhe und Sicherheit, und es verschlägt wenig, wenn der König ein Paar Minuten später in den Armen seines Schätzchens liegt.".

Gesagt, gethan. Stolzen Schrittes und ruhig, als wandelte er Nachts auf der Zeile der guten, freien Reichsstadt Frankfurt, ging er über die Blöße auf die Hütte los.

Erenta hatte nicht Ruh' und Rast gehabt an diesem Abende und sich eine bange Ahnung ihrer Seele bemächtigt; zwanzig Male war sie in die Thür getreten, um zu sehen, ob der Geliebte noch immer nicht nahe, der Retter. So stand sie da und bemerkte den Narren, der von der entgegengesetzten Seite kam, erst als er vor ihr stand; sie stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, aber er neigte sich tief und sprach in wohlgesetzter Rede:

„Schönste heidnische Jungfrau! dero Verehrer, der große König —"

Aber weiter kam Gevatter Schönlein nicht in seiner zierlichen Rede, der übrige Theil derselben blieb in der Kehle stecken und er schoß einen unfreiwilligen Purzelbaum auf die Mutter Erde hin; Erenta stieß einen gellenden Schrei aus und wollte in die Hütte fliehen, aber sie konnte nicht.

Der Grund, warum Gevatter Schönlein seine Rede unterbrechen mußte, war eine Schlinge von geflochtenem Baumbaste, welche ihm mit äußerster Geschicklichkeit um den Hals geworfen und mit nicht minderer Kraft zusammen gezogen worden war; Erenta fühlte sich von

Digitized by Google

kräftigen Armen rückwärts gefaßt und eine rauhe Stimme rief ihr in der Sprache ihres Volkes zu, zu schweigen. Als der Narr wieder zum Bewußtsein kam, das ihn auf einen Augenblick verlassen hatte, fühlte er ein furchtbares Gewicht auf seiner Brust, und sah in ein häßliches Gesicht mit funkelnden Augen, rothem Barte und verzerrten Zügen, zugleich aber auch ein breites Messer, das im Mondesscheine blitzte und über ihm geschwungen war.

Es war Tilusso, der auf seiner Brust kniete, während ein Halbdutzend seiner Genossen, wie gespenstische Schatten da und dort auftauchten und ein Siegesgeheul erhoben, das eben so vielen Teufeln alle Ehre gemacht haben würde.

„Bindet ihn und schleppt ihn zum Opfersteine, den wir aufgerichtet haben unter jener Eiche dort, in Erwartung des Opfers!“ rief Tilusso mit Jubel. „Leider ist er es nicht selbst, der Freche, sondern nur ein Diener desselben; aber er soll büßen mit allen Qualen für den Verruchten!“

In größter Schnelligkeit waren dem armen Narren, der so überrascht, so erschreckt war, daß er sich nicht einmal zur Wehre setzen konnte, mit feinen aber äußerst festen Baststricken die Hände auf den Rücken gebunden worden und er fühlte sich von den Händen seiner Feinde aufgehoben. Tilusso wandte sich an Erenta.

„Du bist überlistet, Schlange!“ sagte er mit Verachtung und vor Zorn funkelnden Augen; „du glaubtest dich sicher, während du allnächtlich beobachtet wurdest! Ich wußte es, daß du mir in die Falle gehen würdest! Wo der Bote ist, ist auch der Herr nicht weit; erst den abgethan, dann den Wald durchsucht. Pikollos zürnt mir und ein Opfer wird ihm angenehm sein; komm, schöne Braut! du magst ihm beiwohnen. Zwei Tage noch und du bist mein Weib; bis dahin muß der räthselhafte Unbekannte, der sich eingenistet hat in deinem Herzen, wie die Schlange in einer Felsenspalte, todt sein!“

Er faßte Erenta, welche vor Schreck zitterte und jeden Augenblick ihren Geliebten aus dem Dunkel des Waldes brechen zu sehen erwartete, am Arme und riß sie fort, indem er den Trägern des Gefangenen ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Die Blöße, auf welcher die Hütte stand, bildete fast ein regelmäßiges Viereck; in einer Ecke derselben stand eine gewaltige Eiche, welche fast ein halbes Jahrtausend alt sein mochte, unter derselben war ein ziemlich hoher, oben abgeplatteter Steinblock aufgerichtet, neben dem Reisigbündel und Holz aufgeschlichtet waren. Dort befahl er den Trägern ihre Last abzulegen und Feuer auf dem Altare anzumachen. Bald loderte eine helle Flamme empor, welche die nächste Umgebung erhellte und den Narren seine Feinde erkennen ließ. Er schauderte, als er diese rohen, verzerrten Gesichter sah, auf denen er Blutgier und unerbittliche Grausamkeit abgespiegelt lesen konnte; Erenta allein stand da, wie ein Engel unter einer Schaar von Teufeln. Aber sie war blaß, ohnmächtig, und ein Blick in ihr Antlitz zeigte dem Narren, daß er sie vergebens um Hilfe anrufen würde; daß sie Gefangene sei, wie er.

Er war in einen Hinterhalt gefallen und was die heidnischen Preußen mit ihm vorhatten, darüber konnte er nach den Vorbereitungen, die getroffen worden waren, schwerlich lange im Zweifel sein. Er sah ein, daß alle Bitten und Versprechungen umsonst sein würden, da ihn die Heiden nicht einmal verstehen konnten, und so waffnete er sich denn mit dem Muthe der Verzweiflung.

„Bah,“ sagte er zu sich selber; „es ist aus, Gevatter Schönlein! und du wirst jetzt abgethan, wie ein Hammel im Schlächterladen. Ob diese Teufelskinder dich am Ende gar braten wollen? Ein schlechter Bissen, und es gewährt mir einen kleinen Trost, wenn ich daran denke, daß ich ihnen wenigstens nach meinem Tode noch Magendrücken verursachen werde!“

Während der Narr so filosofirte und durch geschraubten Witz seine Seelenangst zu betäuben suchte, war Tilusso zu dem Opfersteine getreten; und indem er das funkelnde Opfermesser aus dem Gürtel zog, hielt er eine Rede, eine Art eintönigen Gesang an seine Genossen, in welchen diese von Zeit zu Zeit wie im Chore einfielen; dann reichten sie sich die Hände und tanzten um den Stein und das Opfer einen Rundtanz, der den Narren an die Sagen vom Brocken und die Hexentänze erinnerte. Als sie denselben beendet, fielen sie über den Gefangenen her und beraubten ihn seiner Oberkleider. Einen wehmüthigen Blick warf er auf das metallne Jagdhorn, das sich Tilusso zueignete, und murmelte zwischen den Zähnen: „Könnte ich nur so ein Halbdutzendmale mit aller Lungenkraft hinein blasen, ihr heidnischen Schufte! ihr solltet schon kirre werden. Euch Achte nähme mein tapferer Herr, König Johann und mein wackerer Freund Schwertberger so gewiß auf sich, als ich eine gebratene Ortolane zum Abendimbisse, ohne daß ein Knöchelchen übrig bleibt!“

Tilusso war der Blick des Gefangenen auf das Horn nicht entgangen, und ein teuflischer Gedanke blitzte in seinem ränkevollen Kopfe auf; er sprach einige Worte mit den Genossen. Diese banden den Narren an einen Baum, nahmen Erenta in ihre Mitte und verschwanden im Waldesdunkel, wo sie sich hinter Gebüschen und dicken Baumstämmen verbargen.

Tilusso blieb allein bei dem Gefangenen.

Bei dem Anblicke des Hüfthornes war der natürliche und richtige Gedanke in ihm aufgestiegen: ob sich nicht der Herr, dessen Bote der Gefangene war, in der Nähe befinde und blos ein Zeichen desselben abwarte, um zu kommen. Er konnte so seinen Todfeind in die Falle locken, und hatte im schlimmsten Falle nur das Leben seines Gefangenen um einige Minuten verlängert. Er schwang sein blankes Opfermesser einige Male mit drohender Geberde und furchtbarem Blicke, der dem Gefangenen das Blut starren machte, über dessen Haupte; dann deutete er ihm durch Zeichen an, ob er auf dem Horne zu blasen verstände.

Der Narr nickte mit dem Kopfe, indem er dachte: „Teufel! dieser Heide muß meine Gedanken errathen haben, und sehr lebensüberdrüssig geworden sein!“

Tilusso setzte dem Gefangenen, dessen Hände gebunden waren, das Horn an die Lippen; mit aller Lungenkraft, die ihm zu Gebote stand, entlockte der Narr demselben langgedehnte, weithin schallende Töne.

Der Heide nickte zufrieden mit dem Kopfe, und horchte in die Nacht hinaus. —

Ungeduldig hielt König Johann in seinem Verstecke, und es kostete die ganze Ueberredungskunst Schwertbergers, daß er nicht schon nach wenigen Minuten dem Narren folgte; als aber ein langer Zeitraum vergangen, ohne daß Schönlein zurückkehrte, riß ihm der Faden der Geduld.

„Gottes Zorn!“ sagte er, „wir sind große Thoren, daß wir den Narren zum Boten genommen und zum Spione; der Kerl wird den Weg verfehlt haben, und liegt wo hinter einem Strauche halb todt vor Herzensangst und Gespensterfurcht.“

Schwertberger schüttelte bedenklich den Kopf.

„Der Narr ist ein kluger Bursche,“ entgegnete er; „mir scheint es, er hat gesehen, was ich gesehen, und muß vielleicht einen langen Umweg machen, weil sie ihm die gerade Linie abgeschnitten zur Rückkehr. Oder sollte er gar in einen Hinterhalt —“

Das Wort erstarb ihm im Munde, denn bekannte Hörnerklänge tönten deutlich aus der Ferne an sein Ohr.

„Horch!“ rief der König; „was war das?“

Abermals ertönte der Hornesruf.

„Hoheit!“ sagte Schwertberger, „es sind Nothsignale des Narren; er ist tüchtig in der Patsche, denn die Töne wiederholen sich.“

„So sind wir verrathen, so ist Erenta verloren!“ rief Johann entsetzt. „Aber nun kein Zaudern mehr und kein Bedenken; d'rauf und d'ran! Hier Johann und Luxemburg!“ Er riß das Schwert aus der Scheide, stieß dem Rosse beide Sporen in die Flanken, daß es sich hoch aufbäumte und einen gewaltigen Satz vorwärts machte; Schwertberger folgte ihm. Mühsam arbeiteten sie sich durch's Gestrüppe, und erreichten die Waldblöße; von ferne sahen sie das Feuer, und den Narren an den Baum gebunden. Mit Sturmesschnelle flog König Johann auf ihn zu; er wollte vor Allem Kunde von Erenta. Kaum aber war er in seine Nähe gekommen, als ein Pfeilhagel aus dem Dickicht schwirrte, sein Roß machte einen Sprung, und stürzte zum Tode getroffen unter ihm zusammen. Acht wild aussehende Gestalten

Digitized by Google

sprangen zugleich mit geschwungenen Schwertern aus dem Dickicht, und warfen sich auf den König, der sich nicht gleich aus den Bügeln losmachen konnte, und über dem todten Rosse stehend, das Schwert in leuchtenden Kreisen schwirren ließ, sich die Feinde ferne zu halten. Schwertberger eilte zur Rettung seines Herrn herbei, aber die Hälfte der Feinde warf sich ihm entgegen, und richtete ihre Angriffe gegen sein Streitroß, das bald aus mehrfachen Wunden blutete. Sie wollten die Christen lebendig gefangen nehmen. Tilusso feuerte seine Genossen mit hochgeschwungenem Opfermesser an, und stürmte, vor Wuth schäumend, gegen den König, der nicht wußte, wohin er zuerst seine Schwertstreiche richten sollte; da stürzte Erenta, bleich, mit Angstgeschrei zwischen die Streitenden. Ein Keulenschlag lähmte für einen Augenblick den Arm des Königs, das erhobene Schwert sank machtlos, und Tilusso hob das Opfermesser zum gewaltigen Stoße — der furchtbar traf. Ein Schrei und ein hoher Blutquell sprudelte aus der Wunde des Opfers, den Mörder bespritzend, der erschrocken zurück taumelte — Erenta hatte sich zwischen den Stahl und den Geliebten geworfen, ihre Brust zu seinem Schilde gemacht, und sank sterbend zu Boden. Dieser Anblick lähmte auf einen Augenblick die Kraft der Angreifer; Schwertberger hatte sich von seinen Feinden frei gemacht, und hielt an der Seite des Königs. Dieser hatte sich endlich aus den Bügeln losgemacht, er achtete nicht seinen vom Schlage fast zerschmetterten Arm, und das Schwert in der Linken hochgeschwungen, stürmte er vorwärts. Nur kurze Zeit währte der Kampf, die Hälfte der Angreifer blieb auf dem Platze, die andern ergriffen heulend die Flucht. Schwertberger schnitt die Stricke durch, welche den Narren gefesselt hielten, und sandte ihn zum Mädchen, das leblos auf der Erde lag, um zu sehen, ob noch Hilfe möglich; Tilusso aber sprang auf den Opferstein, und sein Messer wüthend gegen den König schleudernd, das aber vom leichten Brustpanzer klirrend abprallte, rief er:

„Wehe dir, Christ! meine Rache wird dich verfolgen, sie wird dich finden und treffen, wo du auch seiest; du hast mich zu Erenta's Mörder gemacht! —"

Ehe der König noch ihm nahen, ehe er noch den Schwertschlag führen konnte, war Tilusso vom Opfersteine herabgesprungen und in der Waldnacht verschwunden.

VII.

Fortsetzung.

Nun erst, die Wuth und Aufregung hatten ihn betäubt, erinnerte sich der König an das, was vorgefallen, erinnerte sich an Erenta, die seine Retterin geworden; er stieß das Schwert in die Scheide, und eilte zurück zum Platz, wo die Geliebte lag, vom Narren und Schwertberger unterstützt. Meister Schönlein war in der Heilkunde nicht unerfahren, und kaum war er bei Erenta angelangt, welche mit dem strömenden Blute ihre Lebensgeister immer mehr schwinden fühlte, als er das Blut zu stillen und einen Verband, so gut es gehen wollte, anzulegen suchte.

„Erenta!" rief der König Johann, und sank, ihre Hand fassend, neben ihr auf die Kniee; „meine Retterin, mein Engel! Wehe mir, wenn dich das Messer des Bösewichtes tödtlich traf, wenn du mir, wenn du für mich stirbst!"

Erenta lächelte still verklärt; sie drückte die Hand des Geliebten und ein Blick sagte mehr, als hundert Worte.

„Ruhig, gnädiger Herr!" sagte der Narr, unablässig um das Mädchen beschäftigt; „jedes Wort kann ein neuer Todesstoß werden. Noch ist Hilfe möglich, noch ist Hoffnung vorhanden, denn zum Glücke ging der Stoß jenes Teufels schief; aber die Gefahr ist im Anzuge, wenn erst das Wundfieber sich einstellt, und wir in kalter Nacht im Freien bleiben müssen. Ueberdies dürfte es hier auf die Länge nicht geheuer bleiben, und der Heide bald mit neuen Spießgesellen zurückkehren, und Gott Gnade jedem Menschenkinde, das in ihre Hände fällt; ich weiß ein Liedlein davon zu singen, und wäre vielleicht schon lange gebraten und verzehrt, wie ein Ferkel, ohne ihre Dummheit, die mir selbst die Mittel gab, Euch zu meiner Rettung herbei zu rufen. Freilich," setzte er mit einem Seufzer und einem Blicke auf Erenta hinzu, „hat sie viel, sehr viel gekostet; weit mehr, als ich werth bin! Aber laßt uns die Hütte durchsuchen, und mitnehmen, was wir an Linnen und Pelzwerke finden; dann fort, und dem Lager zu, so schnell und so gut es gehen mag."

Schwertberger und Gevatter Schönlein durchsuchten die Hütte, während der König bei der Geliebten zurückblieb, und ihr blondes Lockenhaupt auf seinem Schoße hielt; mit reicher Ladung kehrten sie zurück. Der Narr legte einen neuen, festen Verband an, schnell wurde aus jungen Baumstämmen eine Tragbahre gemacht, mit weichen Fellen überdeckt, und Erenta darauf gelegt; Schwertberger und König Johann trugen sie auf den Schultern, während der Narr hintend'rein ging und das Roß des Knappen am Zügel führte.

„Armer Ostro!" sagte der König, als er an seinem Lieblingsrosse vorüberging, das todt am Boden lag, „du solltest mich tragen zum Liebesritte, und es war dein letzter Gang."

Der Narr war etwas zurückgeblieben, er riß einen Brand vom Opfersteine, und schleuderte ihn auf das Binsendach der Hütte, das bald hell auflodernd die Gegend ringsum erleuchtete, dann folgte er dem Trauerzuge.

Im Verstecke angelangt, wo sie das Handpferd zurückgelassen und das Rößlein des Narren, setzten sie die Tragbahre auf die Erde, und befestigten selbe, so gut es gehen wollte an die Sättel der beiden Thiere, wodurch eine Art Sänfte gebildet wurde, und schlugen den Heimweg ein. Als sie auf dem bekannten Pfade anlangten, sagte der König zum Narren:

„Braver Bursche! steig auf dein Rößlein und jage dem Lager zu, was du kannst; wecke meine Diener und sende sie uns entgegen. Meine arme Erenta leidet zu viel bei diesem unbequemen Transporte, und wir könnten wohl Hilfe brauchen, wenn es den Heiden einfallen sollte, uns zu verfolgen; denn mein Arm schmerzt, und ich bin kampfunfähig!"

Der Narr befolgte den Befehl des Herrn; während der Zug ruhig und langsam seinen Weg fortsetzte.

Schon röthete sich der Horizont im Osten, den nahen Tag verkündend, als die kleine Karavane den Saum des Waldes erreichte, und dort begegnete sie den Dienern, welche dem Könige entgegen kamen. Erenta wurde auf eine bequeme Sänfte gelegt, welche abwechselnd die Bedienten Johann's trugen, der Leibarzt war mitgekommen, und wollte den Arm des Königs verbinden; aber der ließ es nicht geschehen, ehe nicht die Geliebte in völliger Sicherheit. —

Im Zelte des Königs auf weichem Lager ruhte Erenta, neben ihr saß auf einer Seite der König, den Arm in einer Binde tragend, auf der andern der Leibarzt, mit bedenklicher Miene aufmerksam die Kranke betrachtend. Ein frischer, kühlender Verband lag auf der Wunde, und sie schlummerte. Das Fieber hatte sich heftig eingestellt, brennende Röthe bedeckte ihre Wangen, ihre Pulse flogen; aber keine wilden Fantasien mochten sie quälen, denn ein liebliches Lächeln, wie bei schlafenden Kindern, schwebte um ihre Lippen. Wie sie so da lag, glich sie einer schlummernden Magdalena. Entfesselt wogte das reiche, lange, blonde Haar wie ein Goldstrom auf zwei feine, runde Achseln, welche der größte Meister aus dem feinsten Marmor nicht schöner hätte meißeln können, das Bett-Tuch war verschoben, und ließ zur Hälfte eine Brust sehen, welche an jene der medizäischen Venus erinnerte, während sich ein breiter Verband von weißem Linnen, hie und da mit Blut gefleckt, um die andere legte; die Arme ruhten auf der Decke. Sie waren eben so zart, eben so fein, die Hände schmal und klein.

Der König sah den Arzt lange mit fragendem Blicke an, dem Jener auszuweichen schien.

„Nun, Meister Grenouille! sie schläft, sie ist gerettet!"

„Sire!" entgegnete der Arzt; „wir müssen auf das Schlimmste gefaßt sein. Das Fieber ist heftig, und die Wunde tief und gefährlich; das Eisen war spitzig und doppelschneidig, und der Arm, der es führte, kräftig."

Der König machte eine Bewegung des Schreckens, und ein

Digitized by Google

heißer Tropfen stieg unwillkürlich ihm in's Auge; er küßte die Hand der Schlummernden.

„La Grenouille!“ sagte er nach einer Weile wieder mit leiser, bebender Stimme, der man die innere Aufregung anhörte; „Ihr seid ein treuer, ein geschickter Arzt; Tausend Goldstücke, wenn Ihr das Mädchen rettet!“

„Ew. Majestät!“ entgegnete der Arzt, „Sie kennen meine Ergebenheit, und nicht des Lohnes bedarf es, mich anzuspornen, dies junge Leben zu erhalten; aber allmächtig ist nur Einer — dort oben. Hat der seinen Todesengel ausgesandt, und ist der mit seiner Hippe einmal an einer Blume vorübergegangen, sprechend: „vergeh'!“ so muß sie welken und vergehen! Ich bedauere, Sire! der Bringer böser Kunde sein zu müssen; aber hier thut der Priester mehr Noth als der Arzt, soll dies Heidenkind nicht dahinfahren in Sünden!“

Der König stand auf und schwankte in's Vorgemach, wo Schwertberger und der Narr sich so leise als möglich über das bestandene Abenteuer unterhielten; denn er hatte Jedem verboten einzutreten und wollte nicht rufen, um die Schlummernde nicht zu stören. Erschrocken und bemitleidend sahen ihn die treuen Diener an; denn er war bleich, wie eine Leiche und sein Auge geröthet.

„Schwertberger!“ sagte er mit fast tonloser Stimme, „es steht schlimm da drinnen; hole meinen Beichtvater. Arme, arme Crenta!“

Dann wandte er sich und ging in's Gemach zurück. Wenige Minuten später trat Bruder Franciscus, ein ehrwürdiger Mönch aus dem Kloster des heiligen Dominikus, der den König als Beichtvater auf diesem Kriegeszuge begleitete, ein und kniete nieder am Fußende des Lagers, stille Gebete sprechend.

Der Schlummer des Mädchens ward immer unruhiger, schneller wechselten die Farben auf ihrem Antlitze und wenige Augenblicke erwachte sie, von einem dumpfen Husten geweckt, der Blutstropfen auf ihren Lippen zurück ließ. Ein Blick voll Liebe traf den König, ein Blick, in welchem ihre ganze Seele lag; dann betrachtete sie lange mit Verwunderung den Mönch.

„Wer ist der alte, ehrwürdige Mann, Jan?“ fragte sie nach einer Pause.

„Es ist ein Priester, Crenta! er betet für dich zum allein wahren Gott um Erleuchtung, um Rettung!“

„Es ist keine Hilfe, Jan!“ entgegnete leise und wieder vom schweren Husten unterbrochen das Mädchen, „und es ist gut, daß der alte Mann da für mich betet zum alleinigen Gott! Habe ich doch auch zu ihm gebetet, seit du ihn mich kennen lehrtest, seit ich hassen gelernt uns're Götter, die grausam sind und Menschenopfer fordern, während er seinen Sohn sterben ließ den Opfertod für uns. O, ich weiß es, er ist gnädig; denn er ist die Liebe!“

Sie zog das kleine, roh geschnitzte Kreuz, das sie in jener Nacht dem Könige gezeigt hatte, aus dem Busen und drückte es mit Inbrunst an ihre Lippen; dann schloß sie matt die Augen und blieb regungslos.

„Sie stirbt!“ rief der König und beugte sich über die Liegende.

„Der Herr sei gnädig ihrer Seele und nehme sie auf in sein Reich. Sie hat ihn erkennen gelernt und verehrt ihn, und er ist ein Gott der Gnade!“ sagte der Priester mit wohlklingender Stimme, indem er aufstand und ihr die Hände auf das Lockenhaupt legte. —

Der Arzt netzte ihr die Schläfe mit wohlriechenden Essenzen.

Nach einigen Minuten kam sie wieder zu sich.

„Jan, geliebter Jan!“ sagte sie, sich mühsam aufrichtend, mit verklärten Zügen und leuchtendem Auge; „bald ist es vorbei! Ich fühle ein Feuer, das hier brennt; ich sterbe — für dich! Lebe wohl, ich habe dich geliebt — geliebt — Vergib — du — mir — mein Vater — ich —“

Ein Blutstrom quoll über ihre Lippen, ihr Antlitz wurde bleich, ihr Auge gläsern — sie neigte das Haupt wie eine Lilie, die ein Windstoß gebrochen und lag todt in den Armen des Königs. —

VIII.

Die Rache.

König Johann hatte Crenta wahrhaft und wirklich geliebt und sein Schmerz um die Geschiedene war tiefer und anhaltender, als man es von seinem leichtbeweglichen Charakter hätte erwarten können. Er ließ die Leiche mit köstlichen Gewändern schmücken, ein Kranz weißer Blumen schlang sich um die marmorne Stirn, durch das üppige Blondhaar; die über der Todeswunde gefalteten Hände hielten das kleine, selbst geschnitzte Kreuz; La Grenouille hatte die Leiche einbalsamirt, denn nicht der Verwesung wollte Johann die irdische Hülle eines Wesens Preis geben, das ihm über alles theuer, das für ihn gestorben war. Ein bleierner Sarg nahm sie auf und im Umkreis der Veste, welche die vereinigten Fürsten zum Schutze gegen die heidnischen Preußen bereits zu bauen begonnen hatten, wurde eine Gruft ausgemauert; dort ward die Leiche beigesetzt und eine Kapelle wölbte sich in kurzer Zeit über ihr. —

Der Kreuzzug gegen Preußen war zu Ende; denn die Fürsten selbst waren uneins geworden, und Johann, die Seele des Ganzen, nahm an nichts mehr Theil. Tage lange saß er allein in seinem Zelte, den Kopf in die Hand gelehnt, und er, der Mann von Eisen, der dem Tode hundertmal getrotzt hatte, schien seinem Schmerze erliegen zu wollen. Was kein Körperleiden bewirkt haben würde, brachte der Seelenschmerz hervor: er erpreßte einem Heldenauge Thränen. Sein Sohn Karl, nachmals Karl IV. kam, um den Vater abzuholen.

Die böhmischen Truppen brachen auf und traten den Heimmarsch an. Zu Leslau, wo sie des deutschen Ordens Großmeister empfing, erneuerten Johann und Karl die mit dem Orden geschlossenen Bündnisse, wodurch sie denselben unter ihren besonderen Schutz und Schirm nahmen und ihm Pommern zusicherten; König Kazimir von Polen aber schloß mit den böhmischen Fürsten in Posen einen Vertrag, durch welchen alle räuberischen und feindseligen Einfälle an den Gränzen gegenseitig für ewige Zeiten aufgehoben sein sollten.

In Breslau, Schlesiens Hauptstadt, blieb er bis zum 30. März, einigte sich mit dem dortigen Kapitel über die Abtretung der Burg Milič an der polnischen Gränze und kehrte am 4. April 1337 wieder nach Prag zurück.

Wenig hatte er sich seit der Zeit, als er seinen Sohn, den Markgrafen Karl, zum Reichsverweser eingesetzt, um des Landes Verwaltung gekümmert; seit er aber aus dem Kreuzzuge zurückgekommen, schien er antheillos an Allem. Er hütete seine Gemächer und wollte Niemand sehen; nur der treue Schwertberger und sein Narr theilten seine Einsamkeit, mit ihnen sprach er von Crenta. Schon in früheren Feldzügen hatten die ohnehin schwachen Augen des Königs gelitten, nun stellte sich eine neue Augenkrankheit ein, welche gefährlich zu werden und dem König Erblindung drohte. Vergebens wandte La Grenouille alle ihm bekannten Mittel an, das Übel wollte sich nicht heben und schon konnte der König nicht die geringste Tageshelle mehr vertragen.

Da begab es sich, daß in einer Herberge der Altstadt Prags ein gar sonderbarer Gast einkehrte, der nicht nur die Neugierde der Hausbewohner, sondern des ganzen Stadtviertels rege machte; eine Neugierde, welche um so schwerer zu befriedigen war, als sich Niemand ihm verständlich machen konnte, denn er redete eine fremde, Allen unbekannte Sprache. Sein Einzug war ein ganz bescheidener gewesen, denn er kam, blos von einem Diener begleitet; Beide ritten kleine, langmähnige, unansehnliche Pferde polnischer Abkunft und trugen in einem mit Thierfellen umschnürten Bündel all' ihre Habe mit sich. Sie hatten weite Kleider von weißem Wollenstoffe und sonderbar geformte Mützen, lebten äußerst einfach und brachten fast den ganzen Tag damit zu, in den Gassen der Hauptstadt herumzuschlendern, wo sie der Gegenstand neugieriger Bewunderung aller Vorübergehenden waren. Zufällig that einer der Knechte des Hauses, als er von dem Boden des Hintergebäudes Futter für die Pferde der Fremden holen

Digitized by Google

wollte, einen schweren Fall, wodurch er sich einen Arm aus dem Gelenke schlug; der Fremde war zugegen und alsogleich bemächtigte er sich des Kranken, brachte den Arm wieder in die rechte Lage, legte einen Verband an und holte aus seinem Reisesacke allerlei kühlende, schmerzstillende Salben. In kurzer Zeit war der Knecht hergestellt und konnte die Geschicklichkeit des fremden Arztes, den er einen Weisen aus dem Morgenlande nannte, nicht genug loben; von Munde zu Munde flog das Gerücht von dieser Heilung und bald war die Herberge von Hilfesuchenden umlagert. Der Fremde leistete bereitwillig Jedem seine Dienste und bald hieß er in der ganzen Stadt nur der Wunderdoktor.

Der Narr, der Abends, wenn der König zur Ruhe gegangen und seine Dienste nicht mehr bedurfte, die Straßen der Stadt durchzog und hie und da einkehrte, um Neuigkeiten zu erfahren, um seinen Herrn damit aufzuheitern, brachte die Kunde von dem Fremden, der noch jedem Gebrechen abgeholfen, an den Hof; König Johann, unwirsch über den schlechten Erfolg, den die Heilmittel seines französischen Arztes hatten, und wenig erbaut durch den Ausspruch seines böhmischen Arztes, des gelehrten Magisters Walter, entschloß sich, den Fremden kommen zu lassen und ihm seine Heilung anzuvertrauen.

Schwertberger erhielt den Auftrag, den Fremden in die Burg zu führen. Er ging in die Herberge und trat in das Gemach des Arztes; doch fuhr er betroffen zurück, als ihm dieser entgegen trat. Das Gesicht desselben hatte etwas furchtbar bekanntes, es erinnerte ihn — doch nein; jener Mörder, dessen Eisen Crenta getroffen, hatte brennend rothes Haar und einen krausen, wirren Bart von gleicher Farbe, und der Fremde hatte glänzend schwarzes Haar und ein glatt geschornes Kinn.

„Ich komme im Auftrage des Königs, meines Herrn, Euch abzuholen nach seiner Burg!“ sagte Schwertberger, nachdem er sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte.

Sei es nun, daß der Fremde in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in der böhmischen Hauptstadt soviel erlernt hatte, den Sinn dieser Worte zu begreifen; sei es, daß das schmucke Aeußere des Boten ihn errathen ließ, es handle sich hier um einen vornehmen Kunden: ein Freudenstrahl blitzte auf im Auge des Fremden, er kreuzte die Hände über der Brust und gab dem Knappen durch Zeichen zu verstehen, daß er bereit sei, ihm zu folgen. —

Im Gemache der Königsburg saß Johann in einem großen, mit rothem Damast überzogenen Lehnstuhle, zu seinen Füßen der Narr, in den Saiten einer Laute tändelnd, bemüht, seinen Herrn durch kurzweilige Lieder aufzuheitern; die Vorhänge waren vor den Fenstern herabgelassen und Dunkel herrschte im Zimmer.

Schwertberger meldete den Fremden, der sogleich eingelassen wurde. Der Arzt zog die Vorhänge auf, ließ den Stuhl näher an's Fenster rücken und nahm die Binde mit der kühlenden Salbe, welche La Grenouille aufgelegt, weg; der plötzliche Lichtstrahl that dem König wehe. Der Fremde lächelte tückisch vor sich hin; dann zog er aus der Tasche seines weiten Oberkleides eine kleine Büchse. Er nahm zwei Linnenfleckchen, bestrich sie mit dem Inhalte derselben und legte sie auf die Augen des Königs, worauf er das Tuch wieder darüber band.

Johann empfand eine augenblickliche Linderung; der Arzt ging, indem er durch Zeichen andeutete, daß er morgen wiederkehren werde; der König drückte ihm einen mit Geld gefüllten Beutel in die Hand.

„Schwertberger!“ sagte der Narr, nachdem sich der Fremde entfernt hatte; „mich überlief eine wahre Gänsehaut, als der Doktor eintrat. Dies von Narben zerrissene Gesicht mit den struppichten Haaren erinnerte mich an Einen, den ich im Leben nie wieder vergessen werde!“

„Hm!“ meinte der Knappe; „es ist sonderbar, auch ich meinte, dies Gesicht schon wo gesehen zu haben!“ —

In derselben Nacht zogen stille zwei Wanderer auf kleinen, magern Rossen zum Stadtthore Prag's hinaus; es waren der Fremde und sein Diener; kaum hatten sie es hinter sich, als sie ihre Thiere zur Eile antrieben; mit einer Schnelligkeit, welche man ihnen nicht zugetraut hatte, flogen sie dahin, so daß ihr Huf kaum die Erde zu berühren schien; eine Meile von der Hauptstadt warfen sie sich in die Gebirge, mit dem Instinkte der Wilden die Sterne zu Führern nehmend, die Richtung einschlagend, wohin sie nach der Heimat mußten.

„Die Gelegenheit war günstig,“ sagte der Eine der Reisenden, welcher der Herr zu sein schien, indem er gegen Morgen sein Thier an einer Quelle anhielt und verschnaufen ließ; „ich habe mich früher gerächt als ich dachte! Bald wird man uns verfolgen; aber Pikollos wird uns schützen.“

Er beugte sich über den Rand der Quelle und wusch sich emsig das struppichte Haupthaar; die Wasserfläche trübte sich, das glänzende Schwarz wich und es wurde roth. —

Der König, dem das Mittel des Fremden Anfangs Kühlung und Linderung verschaffte, hatte eine furchtbare Nacht; wie spitze Messerklingen bohrte es sich in seine Augen und riß schmerzvoll an den Sehnerven. Schlaflos wälzte er sich auf seinem Lager, aufächzend vor Qual und Schmerz, und sandte mit dem frühesten Morgengrauen seinen treuen Schwertberger nach dem fremden Arzte, denn er glaubte wahnsinnig werden zu müssen. Aber so sehr der Knappe an die Zimmerthür pochen mochte, er erhielt keine Antwort. Auf seinen Befehl sah man im Stalle nach, die Rosse der Fremden fehlten; er stieß die Thüre des Gemaches ein — es war leer.

Auf dem Tische lagen einige Goldstücke, welche die Entflohenen zurückgelassen hatten an Zahlungsstatt, ein scharfes Messer mit künstlich geschnitztem Griffe von Horn, dessen Klinge breit war und von anklebendem Blute verrostet; neben demselben ein Pergamentschnitzel, auf welchem in schwerfälligen Zügen geschrieben stand: Crenta!

Schwertberger wurde von einer tödtlichen Angst befallen; er errieth den Zusammenhang der Dinge und fand jene Ahnung, welche ihn beim Anblicke des Fremden durchzuckt hatte, bestätigt. Er nahm die vorgefundenen Gegenstände und eilte zum Könige zurück, dem er Bericht vom Erfolge seiner Sendung abstattete. Wortlos blieb der einige Augenblicke, dann schrie er laut auf: „Crenta! du bist gerächt!“ und riß die Binde von den gequälten Augen.

Es war finstere Nacht um ihn.

Er rief nach seinen Leibärzten; sie kamen, aber der erste Blick überzeugte sie von dem, was geschehen und daß hier keine Hilfe möglich. Die Salbe war scharf und ätzend gewesen, die Regenbogenhaut zerstört, der Sehnerve getödtet.

König Johann war blind.

Vergebens sandte er seine Leibwache aus, auf allen Straßen, um die Fremden zu fangen; fruchtlos waren alle Bemühungen. —

IX.

Der blinde König.



Tief gebeugt war König Johann durch dies furchtbare Unglück, ihm, dem Abenteuer Suchenden, Unstäten, Eitlen, doppelt schmerzlich;

Digitized by Google

er übertrug seinem Sohne Karl nun die gänzliche Leitung der Geschäfte in Böhmen. Aber sein kühner unruhiger Geist blieb trotzdem nicht unthätig, er benahm sich, so viel es gehen wollte, wie ein Sehender und konnte es nicht wohl leiden, wenn man ihn als einen Blinden behandelte. Er machte mehrere Kriegszüge, wo er eben so, wie später der blinde Ziska, den Angriff mit seltenem Feldherrntalente leitete und schloß mehrere Bündnisse für Böhmens und seines Hauses Größe von unbestreitbarem Vortheile, ging nach Frankreich und kehrte im Frühjahre 1341 wieder nach Prag zurück. Dort machte er sein Testament, stiftete auf dem Augezd vor den Thoren der Hauptstadt ein Karthäuserkloster, das erste in Böhmen, und berief einen allgemeinen Landtag, um die Thronfolge des Reiches nach seinem Tode festzustellen; am 8. Juni erhielt er die eidliche und briefliche Zusage, daß sie auf seinen Sohn Karl und dessen männliche Descendenz übergeben sollte. Noch ein schwerer Schlag traf den blinden König. Er hatte seine geliebte Tochter Blanka, für welche sich in der Person des Polenkönigs Kazimir ein würdiger Freier gefunden, nach Prag berufen; doch bald verfiel sie in eine schwere Krankheit und starb drei Tage vor dem Margarethentage, der zu ihrer Hochzeitsfeier bestimmt worden war.

Johann ging nach Luxemburg, von wo ihn sein Sohn Karl abholte und mit ihm sich nach Avignon zum Papste Klemens VI. begab, der ihnen sehr gewogen war, und Kaiser Ludwig, der Luxemburger erbittertsten Feind, am 12. April 1343 auf's Neue in Bann that. Dieser verschwor sich mit seinem Sohne gegen den Böhmenkönig zugleich mit Friedrich von Meißen, Albrecht dem Lahmen von Oesterreich, Herzog Bolko von Schweidnitz und den Königen Kazimir von Polen und Ludwig von Ungarn.

Vergeblich suchten Johann und Karl die Angelegenheit durch friedliche Unterhandlungen beizulegen; als diese aber sich zerschlugen, sprach Johann unerschütterlich, wie ein Fels im Meere:

„Wie's Gott will! Je mehr Feinde, desto mehr Gefangene; je größer die Gefahr, desto gewisser ist der keckste Entschluß der beste!“

Als aber die böhmischen Herren sich weigerten, dem Könige, überdrüßig des beständigen Kriegführens, weiter, als an die Gränzen des Landes zu folgen, da trat er mit Hoheit und Würde unter sie.

„Wer weiß es nicht,“ sagte er, „daß die schlesischen Herzoge sich euerm König unterworfen und wie von Alters her jenes Polen zu unserm Böhmen gehört habe. Wäre das auch nicht; seid ihr wirklich so kurzsichtig, um müßig warten zu wollen, bis euch der Feind ungestraft Tod und Verderben über euern Herd und eure Häupter bringt? Einmal ich, der König, ziehe fort, noch in dieser Nacht; und ich will sehen, wer so blödsinnig oder so keck sein wird, mir nicht zu folgen!“

Und mit fünf Hundert Reitern brach er auf, wie er es gesagt hatte; und, so allmächtig ist das Beispiel eines großen, entschlossenen Mannes, Alle folgten ihm nach. Der mährische Stadthalter Zdenko von Lippa hatte die Polen, welche das Städtchen Saar belagerten, überfallen und jagte sie bis nach Krakau; am 12. Juli 1345 rückte der König selbst vor die Stadt und ließ am St. Margarethentage die Vorstädte anzünden, umschloß sie ganz und verwüstete rings um die Gegend. Kazimir, hart bedrängt, ließ dem blinden Könige einen Zweikampf antragen; lächelnd antwortete Johann:

„Ich nehme ihn willig an; aber recht und billig ist es, daß wir vor dem Kampfrichter mit gleichen Waffen kämpfen. So sagt euerm Könige, er solle sich zuerst beide Augen ausstechen lassen und dann herkommen und sich mit dem blinden Feinde messen!“

Bald darauf wurde Friede geschlossen. —

Johann erlebte noch die Freude, seinen Sohn Karl am 11. Juli 1346 zu Rense, hauptsächlich auf Antrieb und Empfehlung des Papstes Klemens VI., zum deutschen König als Karl IV. erwählt zu sehen.

Zu Kuttenberg, in der sichern Veste, saß der blinde König in ungeschwächter Geistes- und Körperkraft und ruhte aus von den Strapatzen des Krieges, umgeben von seinem Narren und dem treuen Schwertberger, welche den König auf allen seinen Zügen begleitet und sich in die Sorge für denselben getheilt hatten.

Da trat eines Tages Schwertberger in das Gemach des Königs und berichtete ihm, daß so eben ein Eilbote angelangt von seinem Sohne aus Prag, und hochwichtiges müsse er bringen; denn sein Roß sei gestürzt im Thore, todtgejagt auf schnellem Ritte. Der König hieß ihn einführen. Der Ritter trat ein.

„Hoheit!“ sagte er, „mich sendet Euer Sohn Markgraf Karl von Böhmen und des heiligen Römischen Reiches König mit wichtiger Botschaft, die angelangt am Hofe aus Frankreich vom Könige Philipp. Die Engländer, stets feindselig gegen Frankreich gesinnt und im Besitze der Guyenne, sind am 12. Juli mit einem großen Heere und zahlreicher Ritterschaft unter der Anführung ihres Königs Eduard III. an der Küste von Frankreich gelandet. An mehreren Punkten haben sie die französischen Heerhaufen geschlagen und rücken unaufhaltsam am linken Ufer der Seine gerade gegen das Herz des Landes, gegen die Hauptstadt Paris vor. An König Johann und seinen Sohn, seine treuen Verbündeten, wendet sich der König um Hilfe!“

„Und die soll ihm werden, so wahr Gott lebt!“ rief der König mit jugendlichem Feuer. „Nehmt das beste Roß aus dem Marstalle, Ritter! beflügelt seinen Lauf und kehrt nach Prag zurück. Mein Sohn Karl soll ein Heer sammeln und wir wollen Euch auf dem Fuße folgen!“

Er gab alsogleich Befehl zum Aufbruche, ließ sich von Schwertberger wappnen und ehe noch zwei Stunden vergingen, war er mit seinem Gefolge auf dem Wege nach Prag; dort vereinigte er sich mit seinem Sohne und sie eilten mit 500 Helmen ihrem Bundesgenossen in Eilmärschen zu Hilfe.

Schon standen die Engländer wenige Stunden von Paris entfernt, das mit Zagen allnächtlich den Himmel vom Brande der Dörfer geröthet sah, welche die Feinde ihrer Wuth opferten; da trafen die Böhmen in der bedrängten Stadt ein und sogleich rückte das französische Heer, auf Anrathen des nach Kampf und Schlacht sich sehnenden König's Johann, dem Feinde entgegen.

Eduard wagte es nicht, eine Schlacht anzunehmen.

Bei Poissy setzte er am 16. August über die Seine, in der Absicht sich nach Flandern zurück zu ziehen; die Franzosen folgten ihm und an der Brücke von Remy unweit Abbeville an der Somme kam es zwischen den Engländern und den dort aufgestellten böhmischen Schaaren am 22. August zu einem Treffen, in welchem diese den Sieg erfochten, die Engländer gingen durch die nur schwach bewachte Furth Blanque-Taque und kamen am 25. bei Crecy an.

X.

Die Schlacht bei Crecy.

König Eduard sah ein, daß er eine Schlacht annehmen müsse, wollte er sein Heer nicht durch Hunger und forcirte Märsche aufreiben; er benützte den Vorsprung, den er vor den Franzosen hatte, um seinen Truppen Erholung zu gönnen und sie eine möglichst günstige Stellung einnehmen zu lassen; am 26. Mittags langte die französische Vorhut auf den Höhen von Crecy an und die Fürsten hielten Kriegsrath. Die Barone, ungeduldig über das lange Zögern und fürchtend, der Feind möchte ihnen abermals entrinnen, ohne eine Schlacht anzunehmen, drangen, ungeachtet die Truppen durch den langen Marsch, den sie in einem furchtbaren Regenwetter gemacht hatten, ermüdet waren, darauf, den Feind sogleich anzugreifen, an ihrer Spitze des Königs von Frankreich Bruder, der Graf von Alençon; Johann rieth zu einer Rast bis zum folgenden Tage und sandte den erfahrnen Krieger Heinrich, genannt der Mönch von Basel, nebst drei andern Rittern auf Kundschaft aus. Zurückkehrend, stimmten sie der Meinung des Böhmerkönigs bei, da sich auch die im Vordertreffen aufgestellten genuesischen Bogenschützen weigerten, vorzurücken, indem ihre Armbrustsehnen vom Regen erschlafft und untauglich geworden seien.

Murrend ritten die Barone zu ihren Truppen-Abtheilungen, dort reizten sie die Gemüther der leicht beweglichen Schaaren auf und drängten mit den rückstehenden Abtheilungen gewaltsam gegen die Vor-

Digitized by Google

deren; diese sahen sich willenlos dem Feinde entgegen geworfen und hatten nunmehr keine Wahl, als diesen anzugreifen, wollten sie nicht das Schwert gegen ihre Brüder und Landsleute kehren oder sich wehrlos von den Engländern, welche gerüstet dastanden, schlachten lassen. Ohne Plan, ohne Ordnung, zagend und in verworrenen Haufen, stürzten die Franzosen auf die englische Vorhut, welche sie kaltblütig und wohlgeordnet empfing und die Schlacht begann. Wie eine eherne Mauer stand das englische Heer, angefeuert durch den Gedanken, daß dieser Tag über ihr Schicksal auf französischem Boden entscheide, angeführt von ihrem Könige und dem ritterlichen Prinzen Eduard, genannt der schwarze Prinz, von der dunkelfarbigen Eisenrüstung, welche er stets zu tragen pflegte; die Franzosen wankten bereits beim ersten Angriffe und die Kugeln des groben Geschützes, das hier zum Erstenmale in einer großen Schlacht gebraucht wurde, schlugen furchtbar lichtend in ihre Reihen.

Der Graf von Alençon war bei der Vorhut, König Johann von Böhmen mit dem Herzoge von Savoyen bei der Nachhut; er ließ sich von seinem getreuen Schwertberger den Gang der Schlacht sagen und folgte ihm mit der größten Aufmerksamkeit. Anfangs, als die Franzosen sich mit solcher Heftigkeit auf den Feind warfen und ihre Vorhut einen Augenblick zurück drängten, schwellte freudige Siegeshoffnung die Brust des Blinden; aber immer mehr schwankte der Sieg und nicht lange dauerte es, so wichen die Franzosen, an allen Punkten geschlagen, in furchtbarer Unordnung von den Feinden verfolgt. Bald war das große Schlachtfeld in ein Leichenfeld verwandelt, die Blüthe des französischen Adels lag todt auf demselben; Herzoge, Grafen, Barone, unter ihnen der Graf von Alençon, hatten ihre Hitze, ihre Unüberlegtheit mit dem Tode gebüßt.

Da gab Johann den Seinigen den Befehl, vorzurücken und die Ehre des Tages zu retten, oder zu sterben.

„Herr!“ sagte Schwertberger; „gebet nicht der Hoffnung Raum, den Sieg wieder an unsere Fahnen zu fesseln. Die Franzosen fliehen und unser Häuflein ist zu schwach, dem dreimal stärkeren, siegestrunkenen Feinde Widerstand zu leisten. Rettet Euer, uns wie Böhmen, kostbares Leben, und will's Gott! kommt der Tag, an welchem wir dem Engländer zahlen mit gleicher Münze.“

Eine edle Zornesröthe flammte auf den Wangen des Königs auf, stolz aufgerichtet sprach er die ewig denkwürdigen Worte, welche die Geschichte aufgezeichnet in ihre Bücher und die eine Folgezeit von Jahrhunderten bewahrheitete:

„Toť bohdá nepude, by král Český z boje utíkal! (Das wird, will's Gott! nicht geschehen, daß Böhmens König aus der Schlacht fliehe.) Nein! Schwertberger! die Ehre ist mein höchstes Gut und mit meinem Blute will ich sie einlösen. Führt mich hinein in's dichteste Getümmel, laßt mich das Schwert brauchen, und die Böhmen sollen mit Stolz die Feinde mit Zittern sehen, daß auch ihr blinder König fechten kann.“

Vergebens waren alle Bitten, alle Vorstellungen, der König drohte, allein sein Pferd der Gegend zuzujagen, von wo her das Kampfgetöse tönte; da nahmen Heinrich, der Mönch von Basel, und Heinrich von Klingenberg den König in die Mitte und befestigten die Zügel seines Rosses an ihre Pferde, fest entschlossen mit ihm zu sterben, da an einen Sieg nicht zu denken war; Schwertberger drängte sich hart an seinen geliebten Herrn, und mit dem Rufe: „Praha!“ stürmten sie vorwärts mit hochgeschwungenen Schwertern und der kleine Haufe brauste ihnen nach über das garbenvolle Erntefeld des Todes.

Anfangs wichen die Feinde von dieser muthigen, sich dem Tode weihenden Schaar zurück; aber bald schämten sie sich ihrer Furcht und stürzten über sie, wie eine losgelassene Meute.

Schon waren die meisten Begleiter des Königs gefallen, unter ihnen Heinrich von Rosenberg, des Oberstlandeskämmerers Peter ältester Sohn, Johann von Lichtenburg, und fünfzig andere Herren; nur Johann kämpfte wie ein Rasender, einen Wall von feindlichen Leichen um sich häufend. Da stürmten sechs englische Ritter mit eingelegten Lanzen gegen ihn an, die sich das Wort gegeben, ihn lebendig oder todt in die Gewalt des Königs Eduard zu bringen. Schon waren drei von ihnen gefallen; da traf ein Schwertschlag den Helm des treuen Schwertbergers, der mitten im fürchterlichsten Getümmel nur daran gedacht hatte, seinen Herrn zu beschützen, und riß ihm einen Theil des Visires weg, ein zweiter fuhr zwischen Helm und Halsberge durch und warf ihn todtwund zu Boden. Johann's Roß, von mehreren Pfeilschüssen verwundet, strauchelte; da traf ihn der Speer eines Angreifers mitten auf die Brust und durchbohrte sie mit solcher Heftigkeit, daß die Lanze brach.

Geendigt war die Mordschlacht bei Crecy mit dem Falle des ritterlichen Böhmenkönigs, der Engländer blieb Herr des Schlachtfeldes und die untergehende Sonne dieses Bluttages beschien das Leichenfeld; da verbreitete sich im englischen Lager die Nachricht, König Johann sei auf der Wahlstatt geblieben. Sogleich gab König Eduard Befehl ihn aufzusuchen und falls er noch ein Zeichen des Lebens von sich gebe, mit aller Sorgfalt zu pflegen; er selbst ritt mit seinem Sohne und den Edelsten des Gefolges hinaus auf das Schlachtfeld.

Schon war die Sonne untergegangen und der Vollmond goß sein Silberlicht über die Gegend, als sie an eine Stelle kamen, wo der Kampf furchtbar getobt haben mußte, denn ein Menschenwall lag aufgethürmt, aus demselben aber tönten dumpfe, von Thränen erstickte Wehklagen. Neugierig ritt der König näher; da sah er die Leiche seines königlichen Gegners, kenntlich an der prachtvollen Rüstung mit dem Silberlöwen auf dem Bruststücke; neben ihr kniete ein kleines, verkrüppeltes Wesen, das den Helm gelöst hatte vom Haupte des Gefallenen und dessen bleiches, augenloses Antlitz mit seinen Thränen überströmte.

Es war der Narr, der seinen Herrn aufgesucht hatte unter den Gefallenen.

Der englische König stieg vom Pferde und trat an die Leiche seines Gegners; gerührt von solchem Anblicke, sagte er:

„Armer König von Böhmen! du solltest billig eine bessere Ruhestatt haben, als hier auf kalter, feuchter Erde; denn in dir stirbt die Blume der Ritterschaft, nie hatte dieser Böhmenkönig seines Gleichen!“

Er befahl die Leiche aufzuheben; noch athmete sie und König Eduard befahl sie in sein eigenes Zelt zu tragen und seinem Leibarzte alle Mittel anzuwenden, des Königs Leben zu erhalten. Aber es war umsonst; diese letzten Lebenszeichen glichen dem Aufflackern eines Lämpchens, ehe es erlischt. Er kam nicht mehr zur Besinnung; als aber der Tod ihm an's Herz trat, da bewegten sich seine Lippen und er murmelte: „Crenta!“

Niemand als der Narr wußte, was dies Wort zu bedeuten habe.

Thränen rannen über Eduard's Wangen bei dem Tode des edlen ritterlichen Königs, und feierlich nahm er drei Straußenfedern aus dem Helme desselben zum Siegeszeichen und Angedenken, die er mit den Worten: „Ich dien'!“ seinem Sohne, dem schwarzen Prinzen, reichte; seit jenem Tage wurden sie sammt der Devise in das Wappen des jeweiligen Prinzen von Wales aufgenommen.

König Eduard selbst veranstaltete eine großartige Todtenfeier, welcher er mit seinem Sohne und seinem ganzen Gefolge beiwohnte; dann ließ er die Leiche in einen kostbaren Sarg legen und sandte sie dem Sohne des Verblichenen, den die böhmischen Großen mit Gewalt fortgerissen, um sein Leben dem Lande zu erhalten. Er ließ sie mit den Überresten der mit ihm gefallenen Ritter und des treuen Schildknappen in das Benediktinerkloster St. Maria in Luxemburg bringen und ihnen hier ein würdiges Denkmal errichten.

Gevatter Schönlein, der seinen Herrn und seinen treuen Kumpan auch im Tode nicht verlassen wollte, warf das bunte Gewand von sich und nahm die Kutte eines Fraters. Sein einziges Geschäft war, an der Gruft der Gefallenen Wache zu halten, daß die ewige Lampe nicht erlösche, die Karl gestiftet nebst vielen Messen zum Gedächtniße seines Vaters.

Digitized by Google

So starb ein König, der bei allen Fehlern als edel und ritterlich dasteht in der Geschichte, seine Ehre rein waschend im eigenen Blute; geachtet und gefürchtet von den Feinden, seinen Freunden ein treuer Schirm." —

„Wer für die Ehre kämpft und fällt, deß' Ruhm wird blühend steh'n,
So lange freie Geister noch durch Erd' und Himmel geh'n.
Durch Erd' und Himmel schwebt er noch; der Helden Schattenreih'n,
Und rauscht um uns in stiller Nacht, in hellem Sonnenschein;
Im Sturm, der stolz die Tannen beugt, und in dem Lüftchen auch,
Das durch das Gras auf Gräbern spielt, mit seinem leisen Hauch.
In ferner Enkel Hause noch, um alle Wiegen kreist
Auf Böhmens heldenreicher Flur, der freien Ahnen Geist! —"



Die Blumen.

Ein edles Volk sind doch die Blumen!
So groß an Zahl, so reich an Treu'!
Man wird ein Volk vergebens suchen,
Das ihrer Lieb' vergleichbar sei! —

Die Sonne ist ihr Herr und Herrscher,
Die Strahlen sind sein Machtgebot,
Das schaffet Millionen Leben,
Das bringet Millionen Tod. —

Das glüh't wie Brand auf ihnen allen,
Den ganzen langen Sommertag, —
Da weh't kein einzig' kühlend' Lüftchen,
Das ihnen Stärkung bringen mag. —

Das macht sie welk und drückt sie nieder,
Und raubt der Wangen Zauberpracht,
Und saugt den letzten Tropfen Lebens,
Und stürzt sie dann in Todes Nacht. —

Und doch: ist da die Stund' des Scheidens,
Und küßet sie sein letzter Blick,
Da denken an sein heißes Lieben
Mit tiefstem Schmerze sie zurück;

Da senken sie die schweren Köpfchen,
Der ernsten Stunde sich bewußt,
Sie hauchten gern' mit ihrem Leben
Das letzte Düftchen aus der Brust; —

Da weinen sie die ganzen Nächte,
Daß es die Erde rühren mag; —
Bis er auf ihre rothen Äug'lein
Am Morgen küßt den neuen Tag!

Und nun dies liebevolle Ringen!
Ein jedes Auge will ihn seh'n,
Ein jedes Herz will zu ihm dringen,
Will fühlen ihn und dann vergeh'n! —

Ihr buhlt umsonst, Ihr armen Tröster!
Du Mond mit deinem Sternenreich!
Wo solche Treu' im Busen wohnet,
Da öffnet sich kein Herz für Euch!

Es sind ein edles Volk die Blumen!
So groß an Zahl, so reich an Treu'!
Man wird ein Volk vergebens suchen,
Das ihrer Lieb' vergleichbar sei!

Jos. Aug. Lederer.



Der Ackerbau der jetzigen Egyptier.

Der egyptische Bauer ist den landwirthschaftlichen Ueberlieferungen seiner Voraltern hartnäckig treu geblieben, er wendet dieselben Werkzeuge an, ackert, pflügt und erntet auf dieselbe Weise, wie der egyptische Bauer vor dreitausend Jahren; den Beweis dafür liefern die Gemälde und Basreliefs in den Pyramiden. Wenn man ihnen neue, bessere Methoden anempfiehlt, lachen sie dem wohlmeinenden Rathgeber in's Gesicht und die Neuerungen, die der Vicekönig und besonders sein Sohn Ibrahim Pascha gewaltsam einzuführen versucht haben, werden auf alle möglichen Arten umgangen.

Man muß jedoch gestehen, daß bei der außerordentlichen natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, sie mit ihren unvollkommenen Werkzeugen bessere Ernten erzielen, als der ausgezeichnetste Landwirth in Europa. Manche Felder bringen sieben Ernten jährlich. Im Allgemeinen jedoch theilen die Fellah's ihr Jahr in drei Erntejahrszeiten, nämlich: die Winter-, die Sommer- und die Nilljahrszeit.

In der Winterjahrszeit werden Bohnen, Linsen, Kichererbsen, Safran und Hanf gesäet, und zwar in Ober-Egypten gegen Ende Oktober, in Delta Anfangs November. Bei den Feldern, die außer dem Bereich des Nils liegen, muß erst eine leichte künstliche Bewässerung stattfinden. Auch die Welschbohne, das Bockshorn, und der Klee gehören zur Winterfrucht.

Im Sommer wird Baumwolle, Indigo, Reis, Zuckerrohr und andere minderwichtige Pflanzen gebaut.

In der Niljahrszeit baut man die Doura, den gewöhnlichen Mais, Kohl, Runkelrüben, Kolkasse, die Malve, Spinat, Rüben, Zwiebeln; in dieser Jahrszeit erntet man auch den Kürbis, mit dem ganz Egypten übersäet ist. Als die Franzosen im Juli 1798 von Alexandria nach Cairo marschirten, so rettete sie, bei dem gänzlichen Mangel an Lebensmitteln, nur der Kürbis vom sichern Hungertode.

Der egyptische Pflug theilt die Erde nur leicht und wendet die Scholle nicht um; auch ist das Joch an den Zugthieren auf eine so unzweckmäßige Weise befestigt, daß der Nacken sehr leicht wund wird; höchst selten kann ein Ochs zwei Tage hintereinander pflügen,

Digitized by Google





auch strengen sie sich beim Ziehen so sehr an, daß sie nicht selten, vom Schlage getroffen, zusammenstürzen.

Es herrscht in Europa die irrige Meinung, daß die Ueberschwemmung des Nils alle künstliche Bewässerung im Reiche Mehemet Ali's überflüssig mache. Das ist durchaus nicht wahr; denn erstens wird viel Boden gar nicht vom Nil erreicht, ein Theil nur unvollkommen, und selbst der vollkommen bewässerte Boden muß bearbeitet werden, wenn nicht zu viel Unkraut aufschießen soll. Vor der Ueberschwemmung wird der Boden mittelst schwerer Balken geebnet und ausgeglichen, da sonst das Nilwasser sich in den Ritzen halten, und die Feldfrüchte verfaulen würden.

Einige von den Ackerwerkzeugen gleichen den europäischen; so die beiden Hauen auf unserm Bilde, von denen die größere für hartes, die kleinere für weiches Erdreich bestimmt ist. Die Sense kennen sie gar nicht; kleine Kinder schneiden das Getreide mit der Sichel, und man kann sich leicht vorstellen, wie viel dabei verloren geht, um so mehr, da die Fellah's das Getreide ganz trocken werden lassen. Auch das Dreschen kennen sie nicht, sondern lassen die Aehren von Ochsen mit den Füßen ausstampfen. Als Dünger verwenden sie nicht den Koth der Hausthiere, sondern Schutt und Staub, den sie oft aus weiter Ferne auf Kameelen und Eseln zuführen, und in hohen Haufen auf den Feldern liegen lassen, bis das Nilwasser kömmt, und ihn gleichmäßig auf dem Boden vertheilt.



Neu-Mexico.

Eine der am wenigsten bekannten und doch merkwürdigsten Provinzen des ungeheuren Continents von Amerika, ist Neu-Mexico. Im Norden und Osten von den vereinigten Staaten, im Süden von Texas, und im Westen von Ober-Californien begränzt, ist es von allen diesen Staaten durch ungeheure Berge und unermeßliche wilde Prairieen abgeschnitten, wie eine Insel mitten im Meere. Daher auch sein eigenthümlicher, wunderlicher Charakter, der es inmitten der Fortschritte, die es von allen Seiten umgeben, auf seiner alten Culturstufe festhält.

Neu-Mexico hatte einst reiche Goldminen; die Indianer jedoch, von der Habsucht der Europäer erbittert, und in der Furcht, zum Ausbeuten der Bergwerke gezwungen zu werden, verschütteten sie größtentheils und verwischten alle Spuren mit solchem Erfolge, daß man sie heut zu Tage nicht wiederfinden kann. Nur einige werden noch benützt, aber ihr Ertrag ist nicht ausgiebig. Der Distrikt, in dem diese Bergwerke sich befinden, wird von den Creolen el placer, das Vergnügen, genannt; die armen Indianer, die zum Bergbau verwendet werden, haben ihm einen andern Namen gegeben, sie nennen ihn el real de Dolores (das Quartier der Schmerzen).

Der Boden ist sehr fruchtbar, er trägt Weinstöcke, Obstbäume, die Tabakpflanze, Baumwolle und Getreide. Die Ernten könnten sehr reichlich sein, wenn nur die Einwohner nicht so träge und unwissend wären. In keinem von Europäern bevölkerten Lande steht die Cultur so tief, als hier; wer in einer Schule lesen und schreiben gelernt hat, wird für einen großen Gelehrten gehalten.

Deshalb zählt auch der ungeheure Landstrich, mit Ausnahme der wilden Indianerstämme, nicht mehr als 70,000 Seelen, wovon die Hauptstadt Santa-Fé ungefähr 6,000 faßt.

Vor nicht mehr, als 40 Jahren fand noch durchaus kein Verkehr zwischen Santa-Fé und den vereinigten Staaten Statt; die endlose Prairieen-Wüste zwischen ihnen unterdrückte jeden Gedanken daran im Keime. Seitdem geschahen mehrere Versuche, die aber mißlangen

Digitized by Google

Erst im Jahre 1822 gelang es einer Handels-Caravane unter der Anführung des Capitän Bucknell, die zahllosen Schwierigkeiten zu überwinden. Bucknell machte sich im Juni jenes Jahres mit ungefähr 30 Begleitern und verschiedenen Waaren im Belange von 50,000 Dollars vom Missuri auf den Weg. Unerschrocken vertiefte er sich in die dürren Steppen und hatte zum Wegweiser blos seinen Compaß und die Gestirne. Binnen kurzer Zeit stellte sich der Wassermangel ein; kein Bach, keine Quelle, kein Regen; von allen Seiten nur dürre Ebene und wolkenloser Himmel. Die unglücklichen Reisenden mußten ihre Hunde tödten und die Ohren ihrer Maulesel aufschlitzen, um ihre Lippen mit etwas Blut zu befeuchten. Aber dieses traurige Hilfsmittel vermehrte nur ihren Durst und entzündete ihren Gaumen so, daß sie wie wahnsinnig herumliefen, um nur einen Tropfen Thau, eine saftige Pflanze zu finden.

Oft täuschte sie das höhnende Blendwerk der Wüste, die Fata Morgana; sie glaubten in der Ferne rieselnde Bäche, funkelnde Seen zu erblicken, sie stürzten mit wahnsinnigem Jauchzen darauf zu und fanden dieselbe todte Stille, denselben dürren Sand. Sie gaben es endlich auf, die Ufer des Cimarra zu erreichen, und richteten ihren Lauf zum Arkansas; nach mehreren Tagen erfolgloser Wanderung hielten sie still und beschlossen, ihre Qualen nicht noch durch nutzlose Anstrengungen zu vermehren. — Da führte ihnen die Vorsicht einen Büffel zu, der gerade vom Flusse kam und den Magen noch voll Wasser hatte. Sie schlitzten ihn auf und tranken mit wollüstiger Gier; die Kräftigsten suchten dann den nahen Fluß auf, und labten die Erschöpften. So kam die Caravane endlich in Taos und Santa-Fe, dem Ziele ihrer Wanderung, an.

Doch ist der Wassermangel nicht der einzige Feind der Caravanen; die Indianer-Horden lauern den Reisenden auf, verfolgen sie, liefern ihnen erbitterte Kämpfe, metzeln alles nieder, was sich vom Hauptzug entfernt. So waren nun die Amerikaner gezwungen, von der Regierung der vereinigten Staaten eine starke Escorte zu verlangen. Die Caravane, die im Jahre 1829 nach Santa-Fe ging, hatte drei Compagnien Infanterie und eine Compagnie Jäger zum Schutze mit; dieses Geleite mußte seitdem noch vermehrt werden.

Die Caravanen brechen gewöhnlich um die Mitte Mai auf, und bestehen aus ungefähr dreißig großen Lastwagen, die mit Baumwollstoffen, Wirthschaftsgeräthen und andern Waaren beladen sind. An jedem Wagen sind acht Ochsen oder Maulesel gespannt, und jeder Theilnehmer muß mit hinreichenden Lebensmitteln versehen sein, da man unterwegs durchaus nicht auf Proviant rechnen kann. Die Wägen rücken in vier Reihen langsam vorwärts und sind von der Schutzwache umgeben, die ein sehr wachsames Auge haben muß, um Ueberfallungen zu verhüten. Man macht mehreremal des Tages Halt, und der Platz für die Nachtruhe muß mit besonderer Vorsicht ausgesucht werden.

Wenn aber endlich nach dieser langen Reise, zu der sie nur der brennende Durst nach Gewinn bewegen kann, die Caravane in Santa-Fe anlangt, so ist es ein wahrer Triumph und ein Freudenfest; an allen Ecken der Stadt erschallt der frohe Ruf: los Americanos! los carros! la entrava di la caravane! (die Amerikaner! die Wagen, die Caravane zieht ein!) Und Pöbel, Handwerker, Bürger, Alle verlassen ihre Wohnungen und stürzen dem wandelnden Waarenlager entgegen. Den einen treibt die langersehnte Aussicht auf Gewinn, den andern ein neuer Stoff, ein Möbel, vielleicht ein Buch, Alle der Durst nach Neuigkeiten, der in dieser abgeschnittenen Lage ganz natürlich erscheint. Die Wägen werden, von der neugierigen Menge umgeben, auf das Zollhaus geführt, wo von jeder Waare 100 Percent ihres Werthes erhoben wird. Während dieser langwierigen Operation verlassen die jüngern Leute die Caravane, um auf dem großen Platze den Fandango zu tanzen, und die Kaufleute fangen mittelst der geschworenen Dolmetscher den Verkauf ihrer Waaren an.

Die friedliche Stadt ist nun mehrere Wochen hindurch in der größten Aufregung; es wird von nichts Anderem gesprochen, als von der Caravane, von ihren Reiseschicksalen, von den Waaren, die sie mitgebracht hat. Im Anfang des Herbstes machen sich die Kaufleute wieder auf die Heimreise; der Ertrag ihrer Waaren besteht in Büffelhäuten, Wollsäcken, Goldstaub und Silberbarren; auch eine Menge Esel und Maulthiere führen sie zurück. Andere Produkte liefert Neu-Mexico nicht; und sie könnten auch keine schwere Ladung mitnehmen. Die Annäherung des Winters treibt sie zur Eile und die Rückreise dauert gewöhnlich nur vierzig Tage.

So menschenleer nun auch diese weiten Steppen sind, so entbehren sie doch nicht alles Lebens; da weiden zu Hunderten die



Eine Stadt der Prairieen-Hunde.

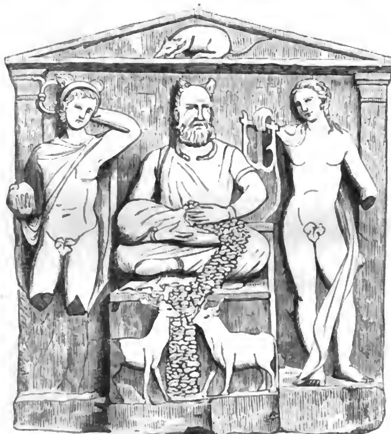
Digitized by Google

Heerden von Büffeln, mit den mächtigen Nacken und den schwarzen, von dichten, langen Haaren versteckten Hörnern; dort weidet auch das wilde Pferd, daß sich durch seinen Ungestüm auszeichnet. Da hört man des Nachts durch die Todtenstille der Wüste das wilde Geschrei des Schakals, das langgezogene Geheul des grauen Wolfes und das dumpfe Gebrüll der Bären.

Unter den Thieren, die die Prairieen bevölkern, muß man noch die Antilope, die Hyäne, das Bighorn und die gehörnte Eidechse anführen, welche letztere nie trinkt und ganze Monate ohne Nahrung aushält. Vorzüglich merkwürdig ist jedoch der Hund der Prairieen, dem unsere Abbildung gewidmet ist. Diese Thiere finden sich in gewissen Gegenden zu Tausenden; dort graben sie sich Höhlen und unterirdische Gänge und werfen die Erde in regelmäßigen, parallelen Linien zu Hügeln auf, die der ganzen Niederlassung das Ansehen eines Zeltenlagers geben. Wenn man in die Nähe ihrer Dörfer kömmt, sieht man sie in den Gassen herumlaufen, der eine verläßt seine Wohnung und macht dem andern einen Besuch in der seinigen, andere weiden das frische Gras ab, noch andere sind auf dem großen Platze in der Mitte versammelt, und scheinen eine ernste Berathung zu halten; einzelne träumen, wie Philosophen, einsam an der Schwelle ihrer Wohnungen. Sobald jedoch einer von ihnen von Ferne eine Caravane erblickt, gibt er den andern durch ein helles Klaffen ein Allarmzeichen, und die ganze Kolonie stürzt sich plötzlich in ihre unterirdischen Schlupfwinkel, die so tief gegraben sind, daß man ihnen unmöglich beikommen kann. Man hat bisher noch keinen Hund der Prairieen gefangen.



Gallisch-Römischer Altar im Museum zu Rheims.



Dieser Altar wurde im Jahre 1807 zu Rheims in der Straße Prisen-Bonne-Semaine, unweit der Cathedrale gefunden, und von dem Eigenthümer des Bodens dem Museum dieser Stadt zum Geschenk gemacht. Dieselben Ausgrabungen lieferten auch Amphoren, Opfervasen mit Thierknochen angefüllt, Marmorbruchstücke, Schalen, große Ziegel und verschiedene Münzen aus Bronze und Silber mit den Bildnissen Tiber's, Antonin's und Vespasian's.

Die Basreliefs des Altars gehören eben sowohl der gallischen, als der römischen und griechischen Mythologie an. Die Figur zur Linken ist Apoll, aufrecht, die Leier in der Hand; die zur Rechten Mercur mit dem Beutel, dem Schlangenstabe und Flügelhute. Die mittlere Figur sitzt nach orientalischer Weise mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Throne. Sie hat starkes Haar, einen Bart und Hörner an der Stirne. Das gallische Halsband schmückt ihren Nacken, und Armbänder ihre Vorderarme. Auf den Knieen hält sie einen Schlauch oder ein Horn des Ueberflusses, aus dem sie Eicheln oder Buchheckern fallen läßt, die von einem Ochsen und einem Hirsche verzehrt werden. Auf dem Fronten des Basreliefs ist eine Ratte, das Sinnbild der Zerstörung zu sehen. Die Höhe des Altars ist $1\frac{1}{2}$ Mètres; seine Breite $1\frac{1}{12}$ Mètres.

Digitized by Google

Was nun die Bedeutung dieser drei Figuren betrifft, so drängt sich dem Beschauer gleich beim ersten Anblick eine höchst natürliche Auslegung auf. Es ist der Gott des Ackerbaues, um den sich die Götter des Handels und der schönen Künste in gefälliger Weise gruppiren. Die Ausführung ist sehr befriedigend; der Apoll und besonders der Merkur sind aus der guten Zeit der Bildhauerkunst, und im kräftigsten Style gehalten. Auch ist die Verschmelzung gallischer mit griechisch-römischen Gottheiten für die Beurtheilung des damaligen Kulturzustandes der römischgallischen Provinzen von hoher Wichtigkeit.



Der Brunnen Seby-el-Bedawieh in Cairo.

Man zählt in Cairo 300 Brunnen, welche von den Cisternen, die die jährliche Ueberschwemmung anfüllt, genährt werden. Wenn diese Wasserbehälter jedoch erschöpft sind, so führt man das Nilwasser auf Kameelen zu. Diese Gebäude sind keine öffentliche Anstalten,

Digitized by Google

sondern sammt und sonders wohlthätige Privatstiftungen; über dem hellen, klaren Wasser, das den Durst des Armen löscht, erhebt sich beinahe immer ein Stockwerk, wo seine Kinder unentgeltlich im Koran unterrichtet werden.

Der Brunnen Sebv-el-Bedawieh, den unsere Abbildung darstellt, befindet sich in geringer Entfernung von der Citadelle. Die Inschriften, die ihn zieren, belehren uns, daß er auf Befehl der Sitti Bedawieh, Tochter des Emirs Reschuan-Bey, im Jahre der Hedschra 1137, unserer Zeitrechnung 1759 erbaut worden sei. Sitti Bedawieh hinterließ mehrere Waqfs, d. h. unveräußerliche Vermächtnisse, um den Brunnen mit Wasser zu versorgen, ihn in baulichem Stande zu erhalten, den Schulmeister zu besolden, und alljährlich am Bayramsfeste die armen Kinder, die dort den Unterricht im Koran erhalten, neu zu kleiden.

Die Bauart zeichnet sich durch ihre Festigkeit und ihren Reichthum aus. Die Säulen sind von Marmor, die Verzierungen gemalt und vergoldet, die Fenstergitter von Bronze; ein weit überragendes Schirmdach sichert dem Wasserbassin hinreichenden Schatten und schützt die Durstigen vor der Hitze. An eingemauerten Ketten hängen bronzene Näpfe, mit denen man das Wasser ausschöpft.



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Türkei. Unweit Lepsec, dem alten Lampsacus, sind brieflichen Nachrichten aus Constantinopel zufolge, zu Ende April eine große Anzahl antiker Gold- und Silbergegenstände in geringer Tiefe im Boden aufgefunden worden. Es sind darunter 40 Silberlöffel, größer als die heutigen, deren jeder 750 Gran wiegt; auf einigen ist der Name Artemis noch erkennbar. Eine silberne runde Schale von bald 4 Fuß im Durchmesser wiegt über 70 Pfund und es ist darauf eine weibliche Gestalt mit einem Fuchs, einem Pfau und Papagei und zwei Löwen zu ihren Füßen, auf denen Kinder reiten, eingegraben. Ferner wird ein 6 Fuß langer silberner Stab, eine große cylindrische Vase von mehr als 3 Fuß Höhe, ein goldener Halsschmuck, in dem 40 große Perlen gefaßt waren, die aber bei der Berührung in Staub zerfielen, und einige andere zu diesem Fund gehörige Gegenstände aufgeführt. Die türkische Regierung will weitere Nachgrabungen an dieser Stelle vornehmen lassen.

England. Die Humanität macht Riesenfortschritte. Die Neger auf den Antillen-Inseln haben durch eine Subscription für die hungernden Irländer (weiße Neger, wie sie Punch nennt) 144 Pfund Sterling zusammen gebracht.

Frankreich. In mehreren französischen Regimentern macht man itzt den Versuch, den Gesang mit Instrumentalbegleitung bei der Militärmusik einzuführen.

— Frankreich hat jetzt nicht mehr als sechs Marschälle, von denen zwei noch von Napoleon, einer von Ludwig XVIII. und drei von Louis Philipp ernannt worden sind: Soult, Herzog von Dalmatien, seit dem 19. Mai 1804; Oudinot, Herzog von Reggio (dermaliger Gouverneur des Invalidendomes), seit dem 12. Juli 1808; Graf Molitor, seit dem 9. Oktober 1823; Graf Gérard, (Großkanzler des Ordens der Ehrenlegion) seit dem 17. August 1830; Graf Horace Sebastiani, seit dem 21. Oktober 1840; und Bugeaud, Herzog von Isly, seit dem 31. Juli 1843. Gestrichen aus der Marschallsliste ist Marmont, der 1809 von Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Znaim zum Marschall ernannte Herzog von Ragusa.

— Der Enkel eines der bedeutendsten Revolutionsmänner, Fabre d'Eglantine, ist in Paris vor Kurzem als Vagabund und Bettler verhaftet worden. Fabre gehörte zur Schreckenspartei, bot aber dabei ein merkwürdiges Beispiel von Schriftstellereitelkeit. In seiner Jugend gewann er bei den Blumenspielen zu Toulouse den Preis der wilden Rose (églantine) und fügte fortan dieses Wort seinem Namen bei. Später mit Danton zum Tode verurtheilt, theilte er unter dem Schaffote mit gefesselten Händen seine ungedruckten Dichtungen unter das Volk aus. — Ein Enkel Collot d'Herbois's ist Marqueur in einem Pariser Kaffeehause; Danton's beide Söhne dagegen sind schlichte Bauern in Arcis-sur-Aube.

— In Algier soll eine mahomedanische Universität errichtet werden, auf der die Theologie des Islam und die Medicin für die Eingebornen in arabischer Sprache vorgetragen werden soll. Man hofft auf diese Weise die Cultur und dadurch auch die Duldsamkeit gegen die Franken zu befördern.

Spanien. Böhmische Musik in Spanien. An dem neuen Theater zu Barcellona ist ein Böhme, Namens Zaweral, zum Kapellmeister des Orchesters ernannt worden. Bei dem Feste am Eröffnungsabende wurde er aufgefordert, czechische Lieder und Musikweisen vorzutragen, und fand großen Beifall.

Italien. Am 6. August ward eine sehr ausführliche Statistik der weltlichen und geistlichen Bewohnerschaft Roms (Stato delle anime dell' alma città di Roma per l'anno 1847) veröffentlicht. Wir erfahren daraus, daß in den 54 Parochien der Stadt im gegenwärtigen Augenblicke 37,534 Familien, außerdem 39 Bischöfe, 1514 Priester, 2471 Mönche und Ordensgeistliche, 1754 Nonnen, 521 Seminaristen und Collegialen, 564 Akatholiken und 8000 Juden, zusammen 183,883 Menschen sich befinden.

Dänemark. Vom 28. Juli d. J. anzufangen, wird kein Sklave mehr auf den dänisch-westindischen Inseln geboren, indem die Kinder der Sklaven von der Geburt an frei sind. In 12 Jahren wird die Sklaverei in diesen dänischen Besitzungen gänzlich abgeschafft sein.

Deutschland. Bremen. Das „Bremer Unterhaltungsblatt" vom 1. Mai enthält Folgendes: „Ein Betrug der schändlichsten Art hat im Laufe der verflossenen Woche die Thätigkeit unserer Behörde in Anspruch genommen, der zur Warnung in allen Gegenden, wo sich Auswanderungslustige befinden, bekannt gemacht werden sollte. Vor circa zwei Jahren war nämlich ein Handwerker, Namens Bitter, aus der Gegend von Marburg, nach Amerika ausgewandert und hatte seine Frau und zwei Kinder mit dem Versprechen in der Heimat zurückgelassen, falls es ihm gut gehe, dieselben nachzuholen. Im Februar d. J. erschien auch Bitter wirklich in der Heimat wieder, um angeblich seine Familie mitzunehmen. Er sprengte nun in der Umgegend dieses Gerücht aus, daß er mit einem Schiffe, das Getreide nach Europa gebracht, von Amerika herübergekommen sei, und das Schiff engagirt habe, um Auswanderer mit zurückzunehmen, so wie daß er das Passagegeld für die Person zu 25 Thalern bedungen habe, wobei er seine Freunde und Bekannten aufforderte, diese so günstige Gelegenheit zur Uebersiedelung nach Amerika nicht unbenutzt zu lassen, indem er achtzig Personen auf dem Schiffe unterzubringen im Stande sei. Durch diese Vorspiegelungen verlockt, fand sich auch wirklich bald eine Gesellschaft von achtzig Personen zusammen, die ihr Glück im neuen Welttheil erjagen wollten, und welche sämmtlich dem Bitter auf sein Begehren per Kopf einen Thaler Handgeld geben mußten, wodurch dieser im Voraus in den Besitz von achtzig Thalern gelangte. Vor einigen Wochen brach die Gesellschaft in der schönsten Hoffnung von ihrer Heimat, wo sie ihr Habe und Gut in größter Eile versilbert hatte, auf, und kam vor circa 14 Tagen hier in Bremen an. Unterwegs hatte sich Bitter das Zutrauen der Gesellschaft in der Weise zu erschleichen gewußt, daß eine beträchtliche Anzahl derselben ihm ihre Baarschaften, Kofferschlüssel u. s. w. eingehändigt hatte. Damit aber nicht zufrieden, kam er an einem Nachmittage mit einem, seinen Landsleuten gänzlich fremden Manne zu denselben, und als Letzterer, der gewiß nichts Arges ahnte, sich entfernt hatte, erklärte Bitter, dieser Fremde sei der Kapitän des Schiffes gewesen; derselbe wolle am andern Tage das sämmtliche Passagegelt in Empfang nehmen. Zur Ausführung dieses Vorhabens kam es nun freilich nicht; der Betrüger mußte sich wahrscheinlich nicht mehr sicher glauben, denn er machte sich mit den achtzig Thalern Handgeld und den ihm anvertrauten Baarschaften davon, nachdem er zuvor noch die Koffer, zu denen ihm die Schlüssel in Verwahrung gegeben waren, geplündert hatte. — Erst nach einigen Tagen ward am Polizei-Amte eine Anzeige von dieser Gaunerei gemacht, und sofort wurden auch die erforderlichen Schritte gethan, um den ehrlosen Betrüger wieder aufzufinden. Die Polizei war auch glücklich genug, zu ermitteln, daß Bitter sich nach Curhaven gewendet habe, und sogleich wurde durch den Telegraphen dahin berichtet, den Gauner zu verhaften, wobei sogar das Wirthshaus angegeben wurde, in welchem er abgestiegen. Leider ging bald darauf aber vom Amte Ritzebüttel die Nachricht ein, daß Bitter bereits mit einem Schiffe nach Quebeck in See gegangen. Da nun von den armen, betrogenen Auswanderern, besonders durch das neue amerikanische Gesetz veranlaßt, ein bedeutend höheres Passagegeld verlangt wurde, manche aber dieses zu zahlen nicht im Stande waren, so mußten die Unglücklichen den Weg in die Heimat wieder antreten; mit welchen Verwünschungen im Herzen, kann man sich denken! Möchte doch dies Scheusal der amerikanischen Volksjustiz nicht entgehen!"

— Sachsen. Am 5. August fand in den schönen, der Vollendung

Digitized by Google

nahen Räumen der neuerbauten katholischen Kirche zu Leipzig die Feierlichkeit der Glockenweihe vor einer zahlreichen, aus Angehörigen aller Confessionen bestehenden Versammlung statt. Die drei mit Blumen geschmückten Glocken waren im Schiffe der Kirche aufgestellt. Sie tragen die Inschriften: „Dank sei Gott!" „Die Herzen nach oben!" und „Friede mit euch!" die auch den Text der Einweihungsrede bildeten. Ein Te Deum von Mozart schloß die religiöse Feier. Nachmittags um 4 Uhr bestanden die neuen Glocken ihre Probe durch einstündiges Läuten.

— Der Gutsbesitzer Geith von Kalmnitz, unfern Altenburg, ein kinderloser Witwer, ließ am 2. Juli d. J. seine sämmtlichen unbemittelten Verwandten gerichtlich zu persönlichem Erscheinen bei dortiger Landesbank vorladen und vertheilte an die am bestimmten Tage erschienenen Zweiundvierzig, 12,000 Thaler in Raten von 200 bis 600 Thalern, als Geschenk unter Lebenden. Alle Beamte und sonstige Augenzeugen dieser Scene wurden von dem Erstaunen der Betheiligten, denen der Zweck ihrer Vorladung unbekannt geblieben war, den Ausbrüchen ihrer Freude und ihres Dankes tief ergriffen, ja bis zu Thränen gerührt. Die einfache Antwort des edeln Gebers auf die Frage eines Beamten: warum er sein Vermögen schon bei Lebzeiten vertheilen wolle? „Ich kann ja noch zehn Jahre leben und die armen Menschen müßten diesen kleinen Genuß noch so lange entbehren!" spricht ehrender für denselben, als alle Lobeserhebungen. (Oestr. Morgbl.)

— Preußen. Unlängst ist in Königsberg ein neues, 400 Last großes Schiff mit dem ruhmgeschmückten Namen des großen Philosophen „Immanuel Kant" vom Stapel gelaufen. Kant, der bekanntlich nie eine halbe Meile über seinen Geburtsort hinauskam, wird sich nun auf allen Meeren herumtummeln und bald vielleicht unter dem Aequator mit Friedrich Schiller und Wolfgang Göthe zusammentreffen.

— Die Schlesische Zeitung meldet aus Breslau: „Am 15. Juli wurden in die hiesige Frohnveste sieben Knaben von 9—14 Jahren durch das königl. Landrathsamt zu Neumarkt wegen Brandstiftung eingeliefert. Dieselben haben sich mehrere Monate in den Kreisen Schweidnitz, Liegnitz, Neumarkt und Breslau herumgetrieben, und haben eingestanden, daß sie 36 Feuer angelegt haben. Die Knaben sind sämmtlich aus dem reichenbacher Kreise gebürtig und zum Theil elternlos. Welche Motive diese kleine Mordbrennerbande bei ihren Verbrechen gehabt hat, ist noch nicht bekannt. Jedenfalls wird dieser Criminalproceß zu den interessantesten seiner Art gehören."

Oesterreich. Wien. Dem daselbst als Gast verweilenden czechischen Geschichtschreiber, Herrn Franz Palacky, ist von seinen zahlreichen Verehrern im Fortunasaale zum Sperl ein großartiges Festessen gegeben worden, bei dem es zahllose Toaste geregnet hat.

Kleine Erzählungen.

Der preußische Wachtmeister.

In Maltens neuester Weltkunde wird folgende Begebenheit als wahr verbürgt. An einem Vormittage des Jahres 1812 saßen auf einem Billard am Roßgärtner-Markte zu Königsberg sieben französische Kürassiere und bramarbasirten von ihren Großthaten. Der neu zu eröffnende Feldzug gegen Rußland und die freudigen Hoffnungen, die sie hievon hegten, nahmen die Lebhaftigkeit ihres Gesprächs in Anspruch, das mit jedem neuen Labetrunke, den die kleine, niedliche Schenkerin reichte, immer lebendiger und lauter wurde. Die Stadt war damals von französischem Militär überfüllt, und nur wenige preußische Truppen befanden sich in derselben. Da trat plötzlich ein Mann in's Zimmer, und unterbrach durch seine Erscheinung die Lebhaftigkeit des Gesprächs. Eine große, imponirende Gestalt, eine breite Brust und ein kräftiges Aeußere contrastirten mit der angeborenen Gutmüthigkeit, die in dem Gesichte lag, das ein mächtiger Schnurrbart beschattete. Der Mann trug die Uniform des westpreußischen Dragoner-Regiments, und der Säbel an seiner Seite war mit dem Porte-épée eines Wachtmeisters geziert. Freundlich näherte er sich dem Mädchen, das ihn zu kennen schien, und bat um einen Imbiß, ohne weiter auf seine Umgebung zu achten. Die Franzosen, theils durch die Unterbrechung, theils durch die anscheinende Nichtachtung des preußischen Soldaten unangenehm berührt, wandten sich mit der Frage: „Was das für ein kurios Mann?" an die Schenkerin, worauf diese bemerkte, wie derselbe ein preußischer Wachtmeister sei. Hierüber spöttelten sie nun, äußerten, wie er das Abzeichen desselben, die goldenen Litzen am Arme nicht habe, die doch ein jeder Unteroffizier bei ihnen trage, und ließen ihrer satyrischen Laune freien Lauf. So tief sich auch der Preuße durch ihre Spöttereien verletzt fühlte, so schien er diese doch nicht zu beachten, und war eben im Begriff, die Zeche zu bezahlen, als einer der Franzosen, der so eben von dem Mädchen über das Abzeichen der preußischen Wachtmeister belehrt worden, herantrat, das Porte-épée ergriff, und im verächtlich lachenden Tone sich mit den Worten: „Kleine König, pauvre décoration!" zu seinen Kamaraden wandte. Kaum aber hatte derselbe diese Aeußerung gethan, als er auch eine Ohrfeige empfing, die ihn über den Tisch hinüber unter die hinter demselben befindliche Bank streckte. Aeußerung und Ohrfeige waren das Werk eines Augenblickes. Sogleich sprangen die französischen Kürassiere auf, und drangen mit gezogenen Säbeln auf den Wachtmeister ein, der gleichfalls den Säbel gezogen, und in eine Ecke gelehnt, die auf ihn gerichteten Hiebe mit vieler Kaltblütigkeit parirte. In diesem kritischen Augenblicke trat der Wachtmeister Schmidt von den litthauischen Dragonern in's Zimmer. Kaum erblickte ihn der Angegriffene, als er denselben bat, die Thüre festzuhalten und Niemand hinauszulassen; er selbst aber drang wüthend auf die sieben Franzosen ein, die zum Theil durch die unerwartete Hilfe, die dem Preußen wurde, zum Theil durch die Worte des Wachtmeisters frappirt, die Flucht zum Fenster hinaus nach der Straße ergriffen. Mehrere von ihnen waren blessirt und es konnte nicht fehlen, daß diese Scene, bei welcher ein Franzose nach dem andern zum Fenster herauskam, großes Aufsehen auf der Straße erregte. Wunderbar genug war der Preuße, nachdem er das Zimmer gereinigt, von jeder Verwundung frei geblieben. Er eilte nun mit seinem Kameraden zu seinem Escadronchef, um diesem von dem Ereignisse die nöthige Anzeige zu machen. In den hohen geräumigen Gemächern des von Kohnheim'schen Hauses in der Königstraße herrschte Tags darauf um die eilfte Vormittagsstunde ein reges Leben. Offiziere gingen hin und her, Ordonanzen brachten Rapporte und empfingen ihre Befehle, Alles, selbst die beiden bärtigen französischen Grenadiere vor der Thüre deuteten an, daß hier ein Offizier höheren Ranges sein Quartier aufgeschlagen hatte. Eines der Vorzimmer schien dazu bestimmt, die Supplicanten aufzunehmen; denn man sah mehrere bürgerlich gekleidete Personen, welche hier ihre Beschwerden anbrachten, und nach kurzem Bescheide sodann wieder entlassen wurden. Ein niedliches Mädchen mit freundlichem Gesichte und ein ältlicher, ernster Mann in bürgerlicher Kleidung schienen gleichfalls auf ihre Abfertigung zu warten. Es war der Gastwirth und die Schenkerin jenes Billards, auf dem des Tags vorher jener Exceß gegen den Wachtmeister verübt war. Auch dieser trat in Begleitung seines Offiziers nach einiger Zeit in's Zimmer, und es konnte nicht lange zweifelhaft bleiben, zu welchem Zwecke dieser hieher beschieden, da auch in dem entfernten Theile des Zimmers jene sieben Kürassiere, theils mit verbundenen Köpfen und Armen, dastanden, und auf ihre Vorladung warteten. Der Ausdruck, der sich auf den verschiedenen Gesichtern der Anwesenden aussprach, hätte einem Hogarth Stoff zu einem neuen Gemälde geben können. Mit gedemüthigtem Stolze und verhaltenem Grimme sahen die Franzosen auf den Preußen, in dessen Gesichte einige Besorgniß nicht zu verkennen war, während das Mädchen neugierig ihre Blicke auf jede neue Erscheinung sandte, dem alten, mürrischen Manne aber die ganze Geschichte unangenehm zu sein schien. Die Stille, welche während dieser gegenseitigen Betrachtung eingetreten war, währte jedoch nicht lange, als ein französischer Offizier heraustrat und nach einigen Worten zu den Kürassieren sich mit diesen in das anstoßende Zimmer begab. Hier saßen an einem mit grünem Tuche beschlagenen Tische mehrere französische und preußische Offiziere; der General Loison, damaliger Kommandant von Königsberg, aber präsidirte an demselben, und nachdem mit den Kürassieren das Nöthige verhandelt war, wurden die Zeugen verhört und der Angeschuldigte vorgefordert. Mit einer ruhigen, männlichen Haltung trat nun dieser ein, erzählte in kurzen Worten den Hergang der Sache, und da dieser mit der Aussage der Zeugen übereinstimmend gefunden wurde, erhob sich der General, der bisher ernst und finster dagesessen hatte, wandte sich zu dem Wachtmeister, und indem er ihm freundlich auf die Schulter klopfte, sagte er in gebrochenem Deutsch: „Tüchtig Mann! gut Preuß! brav Soldat! was für Straf soll die da," auf die Franzosen zeigend, „haben?" — „Diese zu bestimmen, überlasse ich Ew. Excellenz; ich habe die mir widerfahrene Beleidigung bereits längst vergeben und vergessen," erwiederte der Wachtmeister. — „Gut," sagte der General; zu den Franzosen aber sprach er mehrere Worte in einem heftigen, ernsten Tone, unter welchen die Benennung Coquin besonders bemerkbar war.

Eine Pfeife Tabak.

Erzählung von Friedrich Beck.

Der alte, herrliche Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt war ein geborener Mecklenburger und seine Geburtsstadt ist Rostock an der Warnow, wo auch jetzt sein ehernes Standbild auf dem Blücherplatze schon seit zwanzig Jahren zu sehen ist.

Der alte Haudegen liebte außer seinen wackern „Jungen", wie er seine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Tabak. Wein und Spiel mußte er sich aber nicht selten versagen, wenn er, trotz dem, daß er Feldmarschall war, eben kein Geld hatte, was ihm angefähr eben so oft passirte, als einem lustigen Homme de lettres, und in solchen Stunden pfiff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Tabak hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens ein Paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm.

„Ohne Tabak bin ick keenen Groschen nütze!" sagte er oft und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er blos dem Umstande zu: „daß er damals nich eene elende Pipe Tabak mehr besessen habe."

So sehr aber der alte „Vorwärts" den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeifengeräthe, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welches bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. — Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen „Jungen" einen eigenen „Pipenmeister" erwählt, der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbarste Stück der Blücher'schen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für unsern alten Helden vielleicht mehr Wichtig-

Digitized by Google

keit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die „Blessirte“ genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopfe abgebrochen, so ward sie in's Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen „Stummel“; eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Recognitionsritten, und gar mancher „Stummel“ ist ihm, wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden, so daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeister“ zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Mecklenburger, ein Rostocker wie Blücher selbst, und diesem über alle Maaßen ergeben; Niemand kannte so alle kleinen Eigenheiten des alten Helden, als Christian Hennemann, und keiner wußte sich so d'rein zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeister verwaltete Hennemann mit größter Treue und einem fast fanatischen Eifer; die Kiste mit den Pipen war sein höchstes Gut, und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele komplette Pfeifen, Blessirte (an welchen blos ein Theil des Stieles fehlte) und Stummel die Kiste enthielt und zählte sie alle Sonnabend, wie ein Geizhals seine harten Thaler, und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des Alten, vor jedem ernsten Angriff sich eine neue lange Pfeife stopfen zu lassen, aus dieser rauchte er ein Paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärts, meine Jungen!“ stürmte er auf den Feind los und schlug, bis nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei La belle Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel neben ihm in die Erde schlug und ihn und seinen Schimmel mit Gries über und über bedeckte. — Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung und die schöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

„Stoppe mich eene neue Pfeife, brenne sie mich an und warte hier eenen Ojenblick uf mich, ick will blos die französischen Jrabians mal jagen! Vorwärts, Jungens!“ und damit ging es vorwärts und immer vorwärts, und immer weiter, so daß die Jagd nicht „eenen Ojenblick“, sondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause La belle Alliance trafen sich die befreundeten Sieger Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burschen hieben ein, wie die leibhaften Teufel!“ sprach Wellington.

„Ja, siehst du, des is ihre Sache,“ erwiederte Blücher, „aber ob eener unter ihnen so fest und ruhig dastehen würde, im furchtbaren Kugelregen, wie deene Schotten, deß weeß ick doch nich, so brav sie ooch immer sind.“

„Es sind gut disciplinirte Leute!“ erwiederte Wellington und erkundigte sich dann nach Blücher's früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind verderblichen Angriff auszuführen.

Blücher, der, wie gut er drein schlug, doch nicht besonders stark im Schildern gethaner Thaten war, sprach:

„Nu, ich stand nicht weit von hier, uff eener mit Busch bewachsenen Anhöhe und wir können ja gleich hinüberreiten, deß du dir das Ding ansiehst.“

Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war Alles leer, auf der Stelle aber, wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte und von wo er ausgeritten war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen, langen Tonpfeife. Blücher stutzte einen Augenblick und rief dann:

„Donner noch mal! des ist ja meen Christian Hennemann. Kerl! wie siehst du aus und was machst du hier?“

„Kommen Sie endlich?“ versetzte mürrisch Christian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vom Maule weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopf weggerissen, und die Faust da wird wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schießen endlich aufhörte, sonst hätten Sie mir diese am Ende auch noch weggeputzt und Sie könnten jetzt mit trockenem Maule dastehen.“

Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife, die dieser nahm und indem er behaglich dampfte, entgegnete er:

„Es ist wahr, ick hab' dir lange warten lassen, aber siehst du, die Kerle wollten heute nich so gleich loofen.“

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blücher's und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall, bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die am Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch' ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfwunde erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er dagestanden und geruht und seinen Herrn erwartet, mitten im fürchterlichsten Kugelregen.

„Du lobtest meine Schotten,“ sprach Wellington zu Blücher, „daß sie so brav gestanden hätten; was sagst du denn zu diesem deinem Manne da?“

„Er ist aus Rostock,“ versetzte Blücher trocken, „und übrigens hatte der Kerl immer eene Pfeife Tabak zur Hand, da muß er sich doch hier ganz gut befunden haben.“

(Wiener Zeitschrift.)

Die Witwe.

Eine Dorfgeschichte von Fr. Fischbacher.

Das Glöckchen ertönte im friedlichen Weiler und rief zum Morgengebete. Marthe, des reichen Schulzen Tochter, öffnete das Fenster des Oberstübchens, das sie als junge Witwe bewohnte, und sah hinaus in das Freie, als sollte ihr Blick Jemanden von Ferne erspähen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie sprach zu sich: Wie thöricht bin ich doch, mich nach Hanns zu sehnen, es ist ja leider fruchtlos. Darauf kniete sie nieder und verrichtete ihre Frühandacht. Nach derselben zog es sie neuerdings zum Fenster hin. Wie soll ich ihn bewillkommen, wenn er bei seinem Ziehvater zum Besuche erscheint. Ich liebe ihn von Herzen und darf es ihm nicht entdecken, das furchtbare Geheimniß. — Ueber ihre eigenen Worte erschrocken, trat sie zurück, als könnte sie belauscht werden. Marthe wollte eine Arbeit beginnen, aber der Versuch mißlang, ein Gedanke störte sie dabei und zog sie an das Fenster.

Das eiserne Hämmerchen der schwäbischen Wanduhr schlug bereits die zweite Stunde nach Sonnenaufgang; als ein ländlicher Wagen, jedoch reinlich und nett, die Dorfstraße heraufsuhr und bei Schulzen hielt. Ein junger, recht gesund aussehender Mann sprang herab. Grüß' dich Gott! rief der aus der Hausthüre tretende Schulze und schüttelte seinem Ziehsohne treuherzig die Hand, sei mir willkommen. Der junge Mann küßte nach dem Händeschütteln die Hand des Alten und konnte wegen einer innern Gemüthsbewegung nicht sprechen. Sie traten in das Haus.

Als sich Hanns ein wenig erholt und gesammelt hatte, sprach er zu seinem Ziehvater: Vor allem Andern will ich erst meine Richtigkeit machen, dann sprechen wir weiter. Du bist pünktlich, mein Sohn, das freut mich. Ordentliche Rechnung erhält gute Freunde. Hanns zählte das Pachtgeld auf den Tisch, der Schulze überblickte es und strich es mit den Worten ein: Richtig, du bist ein ordentlicher Wirth, es kann dir in der Zukunft nicht fehlen. Du bleibst doch einige Tage bei mir?

Wenn Ihr es zufrieden seid, recht gerne; bei mir ist alles bestellt, für einige Tage ist meine Gegenwart zu Hause schon entbehrlich.

Na, schön, versetzte der Alte und fügte hinzu: Weißt du denn, mein Sohn! daß Marthe, deine Ziehschwester da ist. Hanns stellte sich, als wäre ihm diese Kunde neu, aber er hatte zu thun, um nicht zu verrathen, was in seinem Innern vorgehe.

Da der Schulze außer dem Hause zu thun hatte, rief er Marthen in die untere Stube zur Unterhaltung des Gastes. Marthe und Hanns konnten einander nicht in die Augen sehen, beide senkten ihren Blick zu Boden und reichten sich stillschweigend die Hand. Hanns holte aus seinem Hute einen kleinen sehr schönen Blumenstrauß hervor und sagte mit halberstickter Stimme: Diese Blumen habe ich lange vor Sonnenaufgang für Euch gepflückt.

Danke schönstens, erwiederte Marthe, und wurde über und über roth.

Ich belohne Böses mit Gutem, versetzte wehmüthig lächelnd Hanns. Vor einem Jahre, als ich den Pacht zahlte, machten wir mit dem Vater und Euch zusammen einen Spaziergang, und als ich Euch um ein Vergißmeinnicht bat, brachtet Ihr mir ein Dornstämmchen.

Vielleicht, sagte mit versagender Stimme Marthe, war das eben ein wahres Vergißmeinnicht, ich war damals noch verheiratet.

Hanns befand sich in der größten Aufregung. Er faßte Marthens Hand. Sie duldete es und lispelte: Bruder! Freund! Hanns umfing ihren Leib und sprach: Liebe Marthe! einmal schon hat man mich um deinen Besitz gebracht, als ich in den Reihen der Krieger stand, nun trennt uns nichts. Sage nicht, Bruder, Freund! sondern vielmehr: Geliebter! Gatte!

Gatte? rief erschrocken Marthe und wand sich aus seinen Armen. Nimmermehr! Sie entfloh in den Garten. Hanns stürzte ihr nach.

Weinend saß Marthe auf der Rasenbank und Hanns neben ihr, wo sie als Kinder oft und vertraulich zusammen geplaudert. Ich werfe dir nichts vor, Marthe, aber sieh' herum, überall findest du Zeugen unserer kindlichen Liebe. Mir schien es, als verstünde dein Herz das meinige, ehe ich in den Krieg zog, aber ich täuschte mich. Als ich zurückkehrte, warst du das Weib eines Andern.

Hättest du dich nur entdeckt, ich würde nicht so viel gelitten haben. Meine Eltern hätten mich nicht zu jener Heirat überredet, die zwar ruhig aber freudenlos vorüberging, und mich ewig fesselt.

Ewig fesselt, wie so; bist du nicht Witwe?

Ich bin lebenslänglich gefesselt!

Hast du denn deine Hand Jemandem zugesagt?

Würde es in meiner Macht stehen, so erhielte meine Hand Niemand als du, der von jeher mein Herz besitzt. Es ist ein grausames Geheimniß!

So dunkle Reden verstehe ich nicht, sprach Hanns und starrte hin. Endlich raffte er sich auf und entfernte sich schnell aus dem Garten.

Als der Schulze heimkehrte, war seine erste Frage nach Hanns. Der Großknecht antwortete mit einigem Kopfschütteln: Der muß große Eile ge-

Digitized by Google

habt haben, er fuhr so schnell, als wollte er es darauf anlegen, den Hals zu brechen.

Sechs Wochen nach dieser Scene saß Marthe im Oberstübchen bei einem Kranken, dessen Zustand der Arzt aus dem nächsten Städtchen nun für besser erklärte. Seine kräftige Konstitution und die ungeschwächte Natur haben mehr zur Genesung beigetragen, als meine Arzneien. Bei einem nervösen Fieber ist der Ausgang immer ungewiß. Doch unter einer so sorgfältigen Pflege muß die hartnäckigste Krankheit weichen.

Als der Arzt hinweggegangen war, legte Marthe ihre Hand auf die brennende Stirne des Kranken und lauschte den Athemzügen des Schlummernden. Den Blick nach oben gewendet, schien sie inbrünstig zu beten. Plötzlich entfuhr ihr ein leichter Schrei. Der Kranke hatte ihre Hand krampfhaft ergriffen und sich mit aller ihm möglichen Anstrengung aufgerafft, dann stammelte er: Sie ist es! O Gott! Es ist Marthe! bald darauf fielen des Kranken Augenlieder zu. Die Aufregung hatte neue Schwäche herbeigeführt. Aber sein Schlummer war sanft und keine Trugbilder der fieberhaften Fantasie störten den Schlaf.

Wie schwach und abgezehrt seine Hand ist, die sonst so kräftig die meinige drückte. Ich habe ihm das Uebel bereitet, ich muß es wieder gut machen. Doch, o Vater im Himmel! darf ich das thun, was ich so sehnlichst wünsche? Du weißt es am besten, wie ich handeln soll. In deinen Willen empfehle ich unser Loos.

Seit diesem Tage fing des Leidenden Besserung an. Er wollte leben, denn Marthe hatte ihm gesagt, er solle sich für sie erhalten, er werde ein Geheimniß erfahren, vielleicht würde es zu ihrem beiderseitigen Glücke entschieden werden.

Drei Wochen waren verflossen. Hanns befand sich bereits in seiner Behausung, eilte aber eines Tages zu seinem Ziehvater. Es war ein schöner Herbsttag. Die Sonne vergoldete die hundertjährigen Eichen der Gegend und warf die letzten Strahlen über des Schulzen Wohnung. Im schönen Abendroth saß Marthe an einer Linde vor dem Hause und reichte ihrem Ziehbruder die Rechte, zugleich lud sie ihn ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

Marthe nahm das Wort: Lieber Hanns! Nun bist du zu meiner Freude dem Leben wiedergegeben und so erkräftigt, daß du mein Geheimniß in Ruhe anhören kannst. Aber früher einen kleinen Vorwurf. Wie konntest du mich des Stolzes beschuldigen, da mir dieses Laster stets fremd war. Nein, mein Freund! des Schulzen Tochter wird nicht glauben zu sinken, wenn sie deinen Namen annimmt. Dieser Name war der erste, den ich zu haben wünschte. Da du dich den Eltern nie entdecktest, selbst dann nicht, als du freiwillig für unser Dorf in den Krieg zogest, erhielt ich einen andern, der mich nicht beglückte.

Ist das wahr? rief Hanns freudig aus.

Ja, mein Bruder! Ich erhielt einen Mann, gut und bieder, ich liebte ihn freundschaftlich, mehr konnte ich nicht. Seine Krankheit, die einen frühzeitigen Tod voraussehen ließ, verwandelte meine anfängliche Freundschaft in mütterliche Sorgfalt. Es zerriß mir das Herz, den jungen braven Mann dem Grabe entgegen reifen zu sehen. Eines Tages, wo er mir verstörter als je vorkam, zog mich seine schon erstarrende Hand nahe zu sich. Fühlst du dich tauglich, lispelte er kaum vernehmbar, die letzten Augenblicke mir zu versüßen?

Ich war innerlich ergriffen. Sprich, sagte ich, sollte ich auch mein Leben für das deinige opfern, wie könnte ich mich weigern, wenn es dir Linderung brächte.

Nicht dein Leben, Marthe! fordere ich, vielleicht ist es dein Glück, was ich verlange. Schon lange beunruhiget mich der Gedanke, daß du nach meinem Tode die Gattin eines andern werden und meiner gänzlich vergessen wirst. Dieser Gedanke nagt an meinem Herzen; tröstend, unaussprechlich tröstend wäre mir dein Gelöbniß, keinem Manne mehr die Hand zu reichen.

Er sprach's und sein Kopf sank auf das Kissen, bevor ich antworten konnte. Er war nicht mehr. Das ist mein Geheimniß, lieber Bruder! das ist es, was mein Lebensglück verhindert!

Aber, versetzte Hanns, nachdem er sich von seinem Entsetzen erholt hatte, du sagst, daß du noch nicht geantwortet hattest, als dein Mann schon starb.

So ist es, entgegnete Marthe. Ich habe eigentlich meinerseits noch kein Gelöbniß gethan, es ist mir nur von dem Sterbenden abverlangt worden.

Das kann der liebe Gott nicht wollen, sprach Hanns mit Heftigkeit, bespreche dich mit deinem Vater, der immer guten Rath wußte; vertraue dich dem geistlichen Herrn an, er ist ein frommer Mann, beide werden dich belehren. Selbst wenn du dem armen Schwachen zur Beruhigung etwas zugesagt hättest, was die Vernunft mißbilligt, müßte es, wie ich glaube, zurückgenommen werden können. So aber ist der Fall noch anders, du hast nichts zugesagt, folglich kein Versprechen gethan; wie kannst du gehalten sein, es zu erfüllen?

Beruhige dich, Hanns! es kann noch Alles zu unserem Besten ausfallen. In deiner Krankheit machte ich das Gelübde, entweder dich oder keinen Mann zu heiraten. Auch einem Geistlichen entdeckte ich das Geheimniß, und seine Worte waren folgende: Bitte, meine Tochter! Gott inbrünstig im Gebete, dir den Weg zu zeigen, den du wandeln sollst. Ich that es und es fiel mir plötzlich ein tröstender Gedanke ein. Höre also, Hanns! und thue so, wie ich dich darum bitte. Am Sonntage komme ich eine Stunde vor der Frühmesse in unsere Kirche. Lasse ich den Rosenkranz mit dem silbernen Kreuze, das du mir einst geschenkt, im Kirchenstuhle zurück, so ist es ein Zeichen, daß wir einander nie wieder sehen. Habe ich aber den Rosenkranz beim Weggehen in meiner Hand, so ist meine Bangigkeit geschwunden und wir gehören uns dann an. Sei so gütig, Bruder! mir diese Bitte zu gewähren. Wenn du wüßtest, was ich leide, du würdest dich gerne fügen.

Ich ehre deinen Willen, sagte Hanns und ging in das Haus, um sich zur Ruhe zu begeben.

Es war Sonntag. Das Morgenglöcklein des Dorfes erscholl, während die Natur in einen Trauerschleier gehüllt zu sein schien. Inmitten des dichten Nebels gewahrte man eine Frauengestalt, sie lenkte ihre Schritte gegen die Kirche hin, welche von dem Sakristan so eben geöffnet wurde.

Von ferne folgte ihren Fußtapfen ein junger Mann, den beim Eintritte in die Kirche eine Arme um eine Gabe anspricht. Hanns reichte ihr ein Silberstück und flüstert ihr in's Ohr: Betet für mich, gute Mutter! Gott wolle mir das verleihen, was ich so sehr wünsche. Die Alte nickte freundlich.

In der übrigens noch menschenleeren Kirche knieen in bedeutenden Entfernungen die 3 Personen, von denen wir gesprochen; Hanns rückwärts hinter einem Pfeiler, daß er nicht gesehen werde.

Eine halbe Stunde war verflossen. Man hörte draußen dumpfe Stimmen der von weither Kommenden. Hanns blickte gegen den Kirchenstuhl, den Marthe so eben verließ, wer beschreibt aber sein Entsetzen — der Rosenkranz mit dem Kreuze von Silber war zurückgeblieben. Sein Herz schien wie von einem Dolche durchbohrt, er hörte nicht mehr Marthens Schritte auf dem knisternden Sande außer der Kirche. Mechanisch wankte er der Kirchenthüre entgegen.

Sie! Sie! rief die Bettlerin Marthen zu und keuchte ihr mit dem Rosenkranze nach, Sie haben das in der Kirche vergessen!

Ach Gott! — So ist es dein heiliger Wille? rief Marthe, außer sich vor Freude, indem sie der Armen ein bedeutendes Almosen reichte.

Hanns glaubte zu träumen. Marthe ergriff seine Hand und sprach: Nun darf ich dir sagen: Geliebter! Gatte! Gott selbst will es. Nach der Frühmesse begeben wir uns zum Pfarrer.

Damen-Bibliothek.

Friedenspräliminarien. In hoher Achtung für das männliche Geschlecht wuchs ich auf. Der Vater war das Haupt der Familie (und verdiente es zu sein), dessen Ausspruch selbst die Mutter höchst selten sich zu widersetzen wagte.

Als es in meinem Kopfe zu tagen begann, hörte ich immer: Das Weib ist blos dazu da, den Mann zu bedienen, ihm zu gehorchen; weil es an Geist und Körper weit schwächer ist, als er. Wollte die Frau einmal über ämtliche oder Handelsangelegenheiten sprechen, hieß es gleich: Das versteht ihr Frauen nicht; gehe zu deiner Wäsche, in deine Küche. Ja, die Frauen äußerten sich selbst: Hier weiß ich nicht, was anzufangen; wenn nur mein Mann hier wäre, der würde wohl Rath schaffen. Ueberall sah ich das Weib dem Manne untergeordnet, von seiner Laune abhängig, als seine Wirthschafterin, die wie eine Fremde von ihren Ausgaben Rechenschaft ablegen mußte, die erste, hie und da die letzte Magd, und noch viel schlimmer daran; diese kann den bösen Dienst verlassen, was der Gattin, außer bei besonders günstigen Umständen, unmöglich ist; eine Art Ableiter, wenn der Gegenstand seines Zornes außer seinem Bereiche lag, ihr ganzes Schicksal, ja sie selbst mit Leib und Seele auf Gnade und Ungnade hingegeben, und mehre sah ich durch die rauhe, rohe Behandlung des Gatten aller Freude entfremdet im Leben dastehen, und lang vor der Zeit in das Grab sinken. — Mit klaren Worten in gedrängter Kürze ausgesprochen, hat es den Anschein, als handelte ich von grauer Vorzeit, die von Civilisation wenig wußte, oder von andern Erdtheilen, deren Bewohner auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen; und doch ist mein Bild aus der Gegenwart, aus unserer Mitte aufgefaßt, und treu, der Natur nach nur entworfen; denn Folianten faßten nicht die raffinirten Quälereien, womit ein Mensch dem andern, der Gatte der Gattin, der Vater der Mutter seiner Kinder das Leben verbittert, verkürzt. Vergalt einmal eine Frau Gleiches mit Gleichem, ward es als unverzeihliche Sünde, als Hochverrath verpönt; das Weib durfte sich nicht Recht schaffen.

Die Lektüre bot dasselbe Thema dar, und wollte ein Dichter seiner Heldin ein glänzendes Loos bereiten, so machte er sie zum angenehmen Spielwerk ihres Herrn, oder betheilte sie mit einem albernen Tropf, der mit sich beliebig schalten und walten ließ. Ueberall waren die Floskeln gestreut: „Wahrhaft wie ein Mann — Stark wie ein Mann — Ausdauernd wie ein Mann — Falsch wie ein Weib — Schwach wie ein Weib — Veränderlich wie ein Weib.“ Ein Nimbus von Unfehlbarkeit verklärte das andere Geschlecht. Ich schloß, daß etwas so allgemein Angenommenes, Anerkanntes wahr sein müsse — Volksstimme, Gottesstimme. Ich glaubte, das Weib verhielte sich zum Manne, wie der Eingeborne Amerikas zum gebildeten Europäer. Man wundert sich, wie Frauen jener Völkerschaften, wo der Sohn die eigene Mutter geringschätzt, sich in das harte Joch begeben; wahrscheinlich aus derselben Ursache, wie wir: die Tochter sieht es bei der Mutter, und wähnt, es könne, dürfe nicht anders sein. Ich war mir wohl derselben Ideen, Empfindungen, Grundsätze, derselben Entschlossenheit bewußt, die sie uns als ausschließlich privilegirtes Eigenthum ihrer Allweisheit anpreisen; allein in jugendlicher Arglosigkeit untersuchte ich nicht genauer. — Mit Hochschätzung der edlern

Digitized by Google

Natur des Mannes, mit unendlichem Vertrauen zu seiner höhern Vernunft, mit gänzlicher Hingebung in seinen bessern Willen trat ich zum Traualtar.

Eine Zeitlang dauerte noch jener Wahn; als sich jedoch Fälle, die das Gegentheil bewiesen, und wo kein Zweifel stattfinden konnte, öfter, häufiger ereigneten, mußte wohl die wunderliche, durch die Länge der Zeit zur Wirklichkeit gestempelte Täuschung schwinden. Ich fand den Mann, den gepriesenen Herrn der Schöpfung, mit dem Beinamen, „der Stärkere", launenhaft, geschwätzig, eitel, genußsüchtig, unbeständig, leichtsinnig, den Leidenschaften fröhnend, von Kleinigkeiten, Kleinlichkeiten abhängig, dem Drange der Umstände, des Augenblicks nachgebend, unterliegend, im Glück übermüthig, im Unglück rathlos, furchtsam, in Klagen ausbrechend, kurz, ich fand den Mann eben so, wie man von jeher uns geschildert hat. Ich beobachtete nun mein Geschlecht, und fand allerdings viel seichte, gemeine Gemüther; aber auch hervorstechende Charaktere, Unglücksfälle entweder geduldig, beinahe klaglos ertragend, oder entschieden, zweckgemäß handelnd, muthig ausdauernd, bei allen Schicksalsschlägen treu der einmal übernommenen Pflicht; ja es gibt Frauen, die nebst dem Hauswesen und Sorgfalt für die Kinder, noch über das, manchmal ausgebreitete Geschäft des Gatten wachen, Fächer, die einzeln gerechnet, die Kräfte manches Mannes ganz in Anspruch nehmen würden. Das Ergebniß dieser, manchmal aufgedrungenen Erfahrungen war also: entweder ist das Weib stark wie der Mann, oder der Mann schwach wie das Weib und — jede Regel hat ihre Ausnahme.

Anfangs war ich wie aus den Wolken gefallen, und glaubte den eigenen Sinnen nicht trauen zu dürfen; so groß ist die Macht der Gewohnheit. Ich wollte noch sicherer gehen; ich frug Aerzte. Lang wollten sie mich nicht verstehen, bis endlich der Ausspruch kam: das Gehirn eines Mannes sei von dem weiblichen nicht zu unterscheiden. Ich forschte bei Pädagogen, und vernahm sogleich: daß, wenn Mädchen mit Knaben gleichen Unterricht genößen, sie dieselben Fähigkeiten entwickeln würden.

Man sieht, ich ging unpartheiisch, umsichtig zu Werke, und darum wird mich Niemand für so beschränkt halten, daß ich nach einem Einzigen, d. h. nach meinem Gatten, der wahrlich unter die Besseren gehört, das ganze Geschlecht beurtheilt habe. Als Frau kam ich mit Vielen in öftere, nähere Berührung; jetzt hielten sie es für überflüssig, sich zu verstellen, und ließen die Maske fallen; ich beobachtete, und irre gewiß nicht, wenn ich von diesen auf Alle schließe. — Lieber Himmel! wird Mancher sagen, wir Männer sind ja keine Engel; wir sind nur Menschen. Wohl, aber auch wir sind Menschen.

Die Tradition von unserer Schwäche mag sich wohl auf etwas Wahres stützen, und ist unbezweifelt in einer großen Stadt ausgeheckt worden. — Wie es von jeher kluge und stupide Männer gab, eben so waren dieselben Abstufungen unter Frauen vorhanden. Ein mäßiger Kopf hatte eine noch beschränktere Gattin, was oft Anlaß zu Widersprüchen, zum Hader gab, und nur bei derlei oder ungleichen Gemüthern kann dies der Fall sein; denn wo Geist und Herz völlig ausgebildet, sind Beider Ansichten und Ueberzeugung vom Guten und Schönen im steten Einklang, und vermög ihrer sittlichen Vollkommenheit werden sie dem Gemeinen, Bösen nie Geschmack abgewinnen. Besagter Ehemann beklagte sich bei seinem Nachbar oder Freunde, der von Ungefähr eben so beschaffen, und mit einer eben so begabten Gefährtin betheilt war; ein Dritter hatte unglücklicherweise eine Frau von schwächlicher Leibeskonstitution. Schon damals galt das Sprichwort: „Gleich und Gleich gesellt sich gern." Es fanden sich mehr dergleichen Genie's zusammen; sie tauschten ihre Beschwerden wechselseitig aus, und hielten die Ausnahme für die Regel, nahmen ihre schwachen Frauen zum Maßstab aller übrigen. Anfangs ging die Sage sachte, leise, dann immer rascher, immer lauter; das Weib, hieß es, ist seiner geringen Kräfte wegen der hohen Stellung nicht werth. Die Frauen wurden nach und nach von aller geistigen Wirksamkeit ausgeschlossen, immer mehr zurückgedrängt, zurückgedrückt, und zuletzt blos auf das Haus, ja hie und da, auf das Zimmer beschränkt. Die Armen staunten überrascht, gebrauchten auch wohl gelinde und scharfe Mittel, konnten jedoch, unter den Männern zerstreut, in dem allgemeinen, anhaltenden Sturme in die Länge ihre Rechte nicht behaupten. Die meisten Männer wußten wohl, wie schändlich dieser Verrath war. Ein Theil schwieg aus Selbstsucht — angenehmer ist gebieten, als blos Rath ertheilen, bequemer sich bedienen lassen, als Gegendienste leisten — Andere schwiegen aus Hirnlosigkeit und Feigheit, und die sich öffentlich dagegen erklärten, wurden überschrieen, lächerlich gemacht, und mit dem Spottnamen „Pantoffellecker, Pantoffelheld" betitelt. — Generationen folgten auf Generationen. Blos auf mechanische, kleinliche Arbeiten angewiesen, blieb der Geist des Weibes unbeschäftigt, konnte sich nicht entwickeln, verdumpfte, erschlaffte beinahe gänzlich. Den triftigsten Beweis, wie der Mensch durch Drangsale entwürdigt werden könne, finde ich darin, daß die meisten Frauen in der Folge ihre Sklaverei nicht fühlten, ja sie wohl gar liebgewannen. So wohlberechnet waren die getroffenen Maßregeln, man raubte ihnen alle Gelegenheit, ihren Verstand aufzuklären, ihren Geist zu bilden, und diese unmenschliche Barbarei ward an der Hälfte des menschlichen Geschlechts ungestraft, ungerügt verübt. — Man ging noch weiter, und sprach, stritt uns edle Liebe, Freundschaft, Treue, kurz die besseren Gefühle, Empfindungen ab. Zur Ehre des männlichen Herzens will ich denken, daß Manche unter ihnen alle diese Schmähungen, Lästerungen glaubten; aber zu welchen Ungereimtheiten kann sich der menschliche Verstand versteigen! — Wenn dann Eine trotz der langen Unterdrückung, höher strebte, (wie reiche, herrliche Gaben müssen der menschlichen Seele inne wohnen!) überredete man sie: diese Denkungsart, diese Beschäftigung gehöre ausschließlich dem Manne; dem Weibe gezieme Eingezogenheit, Sanftmuth, Duldsamkeit. Durch diese Eigenschaften herrsche sie in ihrem Kreise; man behauptete, sie würde sich bei der ganzen Männerwelt, ja selbst bei ihren vernünftigeren Schwestern lächerlich, verächtlich machen; man spottete, und half dies alles nicht, that man einen Machtspruch.

Den gründlichsten Beweis, daß uns die Natur gleich den Männern frei geschaffen hat, liefert das Betragen dieser, bevor wir ihrer Willkühr verfallen sind. Da kommen sie mit eingeübten Mienen, im Festtagskleide — welche Sorgfalt für unser Wohlsein, welche Aufmerksamkeit für unsere leisesten Wünsche! Verheißungen, Schwüre, Thränen betheuern, daß es immer so bleiben werde. Wir beugen arglos den Nacken unter das Joch, und Jede glaubt, ein besseres Loos zu ziehen, sie ist sich ja des reinen Willens bewußt; allein kaum ist der Reiz der Neuheit verschwunden, metamorphosirt sich der galante, dienstfertige Verehrer in einen finstern, mürrischen Gewalthaber, der, wenn wir ihn an seine früheren Worte erinnern, uns in's Gesicht lacht, oder unfreundlich abfertigt, wohl gar uns allein die Schuld aufbürdet und der überall höflich, zuvorkommend, gesellschaftlich ist, außer zu Hause; die Gattin muß ja mit allem zufrieden sein. Wenn uns das Verhängniß zur Knechtschaft bestimmt hat, wozu denn also alle diese Schliche und Kniffe, um unsere Einwilligung zu ihrem Frohndienste zu erlisten? Und wie mag der stolze, edelgeborne Mann sich zu solchen verächtlichen Ränken erniedrigen? Sie sagen dasselbe von uns; jedoch gehört kein besonderer Verstand dazu, die Nichtigkeit der Anklage einzusehen: uns sehen sie in unserer Häuslichkeit, und überfallen uns öfters unversehens.

Ein milder Auferstehungsodem weht über die Erde hin. Nationen ringen sich von den Fesseln des Egoismus, der Vorurtheile und träger Schlafsucht los. Wohl ist es anfangs ein wirres, wildes Treiben und Uebertreiben, wohl verursachen sie sich und Andern manchen brennenden Schmerz; allein die allwaltende Zeit wird dieses Chaos in wohllautende Harmonie auflösen, auch mein Geschlecht lebt von einer langen, langen Ohnmacht wieder auf, und es ist nicht mehr Unsinn oder Sünde, wenn wir von Künsten und Wissenschaften sprechen, ja, es sind Einige unter uns, die in der Literatur Vorzügliches geleistet haben, und denen ehrende Anerkennung ward. Diese Erscheinung wiederholt sich mehrmal in der Geschichte bekannter Völker; je weiter sie in der Bildung fortschritten, je höher stiegen ihre Frauen, und der langen Unterdrückung ungeachtet, entwickelten sich schnell Charaktere, die an Stärke, Erhabenheit mit den größten Männern wetteiferten. Die gelehrtesten Weisen traten für ihre Rechte auf, und Plato, dem vorzüglich der Ausspruch gilt: „Dem Reinen ist alles rein," — wollte uns in die höchsten Ehrenstellen eingeführt haben. Auch jetzt haben sich die Bessern, die Billigkeit, fremdes Wohl höher halten, als eigenen Vortheil, für unsere gerechte Sache entschieden. Die Andern (und ihr Name ist Legion) widersetzen sich mit aller Gewalt. Der stolze Eigendünkel, die engherzige, oder besser gesagt, herzlose Selbstsucht, der eingerostete Schlendrian, der sich von alten Gewohnheiten, Vorurtheilen nicht losmachen kann, die natürliche Hartherzigkeit vereinigen ihre verschiedenen Intressen in diesem Brennpunkte zusammen. Ein Theil besorgt Schmälerung des Jahrhunderte lang behaupteten Vorzugs und Ruhmes, die Andern fürchten, die gehorsamen, geduldigen Dienerinen zu verlieren. Und wohl dürften sie bei einem launenhaften, grausamen Befehl ein lakonisches, unzweideutiges Nein, bei einem unsinnigen Auftrag — Warum? Wozu? hören. Sie bangen, wir werden alle erlittenen Ungerechtigkeiten und Leiden mit Wucher vergelten; das ist das böse Gewissen. Sie glauben, wir werden uns in die Hörsäle, in die Rathstube, auf den Kampfplatz drängen, und im Verweigerungsfall uns den Zutritt dahin mit gewaffneter Hand erzwingen.

Die alten, oft erprobten Beschwichtigungsmittel werden angewendet. Machtsprüche fruchten wenig oder nichts. Der Zeitgeist eilt mit Riesenschritten vorwärts, und reißt unaufhaltsam alles mit sich fort, was nicht dem Blei anverwandt ist.

Die hochmögenden Herren sagen, Zurückgezogenheit, Zartheit in jeder Weise (zart war von jeher schwach), Sanftmuth, Duldsamkeit (mit ihren Launen) gezieme dem Weibe und ziere es. Sie machen uns aufmerksam auf die augenscheinlich schwächere körperliche Beschaffenheit — kömmt nur in großen Städten vor, wo der weibliche Theil der Bevölkerung von der Mittelklasse an schon im Kindesalter zur sitzenden Lebensweise angehalten wird; bei den Armen und auf dem Lande, wo die Beschäftigung beinahe gleich ist, und freie Bewegung, Entwicklung der Muskeln und Kräfte gestattet, hört dieser Unterschied auf; es gibt schwächere Frauen als Männer, und das Gegentheil. — Sie weisen hin auf die bedeutende Anzahl hochbegabter Geister ihres Geschlechts, und fordern uns auf, ein Gleiches zu thun. Lächerlich, oder boshafter Hohn! Man binde einem Menschen die Hände, und verlange dann von ihm eine Arbeit, zu der der freie Gebrauch der Arme nöthig ist. Daß unser Geist, der langen Vernachläßigung ungeachtet, nicht ganz erschlafft ist, ja oftmal den gepriesenen männlichen Verstand überflügelt, könnte mancher Ehemann bezeugen, der der Klugheit seiner Frau ansehnliche Vortheile, ja seinen Wohlstand verdankt; aber falsche Scham erlaubt ihm nicht, selbst der Gattin es einzuräumen: er prangt und prahlt mit fremden Federn. Wie Viele bereuten zu spät, dem Rathe ihrer Gefährtin nicht gefolgt zu haben!

Ferner behaupten die Herren, eine Frau würde sich im Senat, auf dem Schlachtfelde ꝛc. sonderbar ausnehmen. Anfänglich unbezweifelt, der gewöhnliche Mensch feindet ja beinahe jede noch so nützliche Neuerung an, und

Digitized by Google

kann nur durch Gewöhnung sich mit ihr befreunden. Aber höchst wahrscheinlich würde die Verwaltung der Gesetze in uneigennützigeren, treuern Händen sich befinden. Die meisten Königinnen der Geschichte sind starke Geister, die mit sicherer Hand das Ruder ihrer Staaten führten.

Ferner wird uns geschmeichelt, daß wir durch unsere Anmuth, Reize sicherer, unumschränkter über sie herrschen. Sehr wohl; allein Schönheit verblüht, wie steht es dann um den Scepter? Ja, noch viel früher stürzt der Thron. Ich kenne Männer, die wunderhübsche Frauen haben, und die sich bei einer Häßlichern weit glücklicher, als zu Hause fühlen. Und wo Schönheit mangelt, wie da? Jedoch trotz dessen erfüllt mancher hochfahrende Herr den Willen seiner Gattin, und glaubt, nur dem eigenen Wunsche Genüge zu thun; doch das sind krumme Wege, die ein gerades Gemüth verschmäht. Sie trauen uns eine höhere Selbstüberwindung zu, als sich selbst; wir sollen uns mit verdeckter, versteckter Macht begnügen, während sie auf hochaufgerichteten, glänzenden Thronen prangen. Warum aber eben herrschen? warum von einem Extrem zum andern springen? Sie verrathen sich selbst, indem sie uns mit einer Scheinherrschaft in den Schlaf singen wollen. Wir sind genügsam; wir verlangen nur gleiche Rechte.

Die grobe, mechanische Arbeit, der Aktenstaub, die geistige Anstrengung würden bald unsere Blüthe abstreifen; deßwegen haben sie die Lasten des ernsten, öffentlichen Lebens übernommen, um sie uns zu ersparen, um unser Dasein zu verschönern; uns haben sie die leichteren, häuslichen Sorgen überlassen. Leider, daß es nur wohlklingende Worte sind! Oeffentlich, von allgemeiner Aufmerksamkeit und Achtung gekrönt, große Thaten verrichten, ist nicht schwer; doch die vielen leichtern und schweren, unscheinbaren und doch nothwendigen Arbeiten der Hauswirthschaft selbst verrichten oder leiten, die Pflege und Erziehung der Kinder, die unausgesetzte Aufmerksamkeit erfordert, wenn sie nicht physisch und moralisch verkümmern sollen, zuweilen noch außerordentliche Geschäfte, die oft sehr wunderlichen, nachtheiligen Einfälle und Eigenheiten des Gatten geduldig ertragen, um der Ehre des Hauses willen, der Kinderzucht wegen beschönigen, alle diese übernommenen oder aufgedrungenen Pflichten erfüllen, unter vorgelegten Hindernissen, Anfeindung, ohne Anerkennung, ohne Aufmunterung, außer die in der eigenen Brust, dazu gehört eine Stärke, Größe des Geistes, weit über alle Begriffe des Mannes erhaben. Ich habe mehrmal den innern Kampf, den herben Schmerz der verständigeren Gattin gesehen, wenn der Hausdespot etwas Widersinniges behauptete oder gebot, und selbst schon im Zweifel, blos seiner eingebildeten Mannswürde nichts zu vergeben, darauf bestand, wenn sie ihn nach geringer Widerrede mußte gewähren lassen, um einen ärgerlichen Auftritt zu verhüten, der wahrscheinlich auf die Kinder noch nachtheiliger gewirkt haben würde; dies findet auch bei Männern von wissenschaftlicher Bildung statt. Von der Erziehung der Kinder hat sich der Mann schon lang emanzipirt; er glaubt übergenug zu thun, wenn er Nahrung und Kleidung und später Lehrer besorgt, und dann und wann einen Blick oder ein Wort an sie richtet. Es gibt Zeiten, wo er sich von seinen Geschäften ganz frei machen kann; er hat sein Steckenpferd, seine nahen und fernen Ausflüge, wo er sich mit ganzer Seele dem Vergnügen überläßt. Das kann die Frau nicht, wenn sie eine sorgsame Hausfrau, eine gute Mutter ist; selbst in der angenehmsten Gesellschaft schweifen ihre Gedanken nach Hause. — Das also ist die leichtere Mühe, die der loyale Mann dem Weibe übertragen hat, und die frühzeitig die jugendliche Frische von ihren Wangen wegwischt, weil sie immerdar ihre Kräfte in Anspruch nimmt!

Die höchsten Güter sind eben so human vertheilt. Sich selbst haben die Herren nur den kalten Verstand, die ewiggrübelnde Vernunft genommen, und uns das weiche, warme Gefühl vorbehalten. Sehr gütig jetzt, wo der Kopf alles gilt, das Herz noch weniger als nichts. — Auch den Ruhm ausgezeichneter Leistungen sollen wir ganz gern entbehren, indem er dem Verdienst nicht immer zu Theil werde, und selbst im günstigsten Falle als leerer Nachhall durch die Mühen, Opfer des halben Lebens zu theuer erworben sei. Gut philosophirt! Ich selbst habe manchmal so geschlossen, außer daß diese Leistungen zum wahren Wohl der Menschen abzwecken; jedoch wie kömmt es denn, daß die Herren, die allen Verstand für sich allein in Beschlag genommen haben, und gerade die aufgeklärtesten, gelehrtesten einem gestalt- und gehaltlosen Schalle, einem Wahne so eifrig nachstreben?

Schlüßlich appelliren sie an unser Gefühl, an unsere bekannte, zum Sprichwort gewordene Gutherzigkeit, daß durch die Umänderung der bisher gebräuchlichen Formen das eheliche Leben, dieses heilige Asyl vor äußern Stürmen, die gesellschaftlichen Verhältnisse, ja alle Ordnung gestört, aufgehoben würde. — Also ist unser Wirken nicht so unbedeutend, so erfolglos, als wir sonst alle Tage hören mußten.

Wir wollen hochherzig sein, eine allgemeine Amnestie angedeihen lassen, und mäßige, bescheidene Bedingungen setzen. Legen Sie also, meine Herren! das sorgenbelastete Haupt ruhig auf Ihr weiches Pfühl, behalten Sie die einmal usurpirten Vorrechte! Wir werden auch fernerhin das Hauswesen treu besorgen, weil wir es mit für uns und unsere Kinder thun; nur sehen Sie es künftig nicht für sklavisches Muß, sondern als den freundlichen Willen eines freien Menschen an. Der Stärkere (Mann oder Weib) führe die Aufsicht um des Wohles der Familie willen; hier hat die Natur selbst entschieden. Es ist empörend, nachtheilig, ja verderblich, wenn der Schwachkopf, blos dem uralten Herkommen zufolge, nach seiner seichten Einsicht wichtige Angelegenheiten leitet. Lassen Sie uns nicht mehr hören, daß wir von Ihrer Willkühr abhängen müssen, weil Sie die Erhalter des ganzen Haushaltes sind. Der Mann, der alles öffentliche Wirken in Besitz genommen, erwirbt; die Frau erhält, vermehrt durch weise Oekonomie den Erwerb, das Verdienst ist gleich. Die Frau hat größtentheils auch Sitz im Familienrath, sie darf ihr Gutachten äußern, sie wird darum befragt; allein, mag es noch so nützlich sein, es wird wenig oder nicht beachtet, und hie und da zu Fleiß das Gegentheil beschlossen und ausgeführt. Auch dieser Uebelstand habe künftig nicht mehr Statt. — Das aufstrebende Talent werde nicht von kleinlicher Eifersucht zurückgedrängt, unterdrückt; sondern mit menschenfreundlicher Hand aufgenommen, ausgebildet. Wir verzichten auf die öffentlichen großartigen Geschäfte und Verrichtungen, auf ehrende Aemter und Dignitäten; aber räumen Sie auch uns ein, daß wir bei gleich sorgfältiger Ausbildung ihrer ebenso fähig, würdig sein würden, daß wir von der Natur nicht verkrüppelt sind. Ich sehe nicht ein, warum wir, um uns frei zu fühlen, männliche Kleidung, Gewohnheiten uns aneignen sollten, und jene Damen, die selbe angenommen, haben wohl nicht erwogen, welch ein schmeichelhaftes Kompliment sie damit dem ihnen so verhaßten Geschlechte machen; ich wenigstens, wenn mich der Himmel mit einem Vorzug begnadet hätte, würde mir meine eigene Bahn brechen, würde mich hoch emporschwingen, ohne die Regeln der europäischen, allgemein garantirten Weiblichkeit zu verletzen.

Weniges habe ich noch zu sagen. Sollten Ihnen, meine Herren! diese Friedensvorschläge nicht genehm scheinen, sollten Sie sich wirklich eines Uebergewichts bewußt sein — wohl! bewähren Sie Ihre Stärke durch Gewalt über sich selbst, beherrschen Sie Ihre Leidenschaften, den hochfahrenden Stolz, den brausenden Zorn, den gehässigen Neid, und ich bin die Erste, die Ihrer Autorität huldigt; so lang aber diese Todfeinde der allgemeinen Wohlfahrt Sie eben so tyrannisiren, wie uns, so lang bleibt unsere Losung: Freiheit und Gleichheit!

Marie Drost.

Am 22. Oktober v. J. geriethen unweit Fishguard in Schottland zwei kleine Schiffe auf den Strand. Auf einem derselben waren drei Männer sichtbar, die sich an das Tauwerk geklammert hatten und jeden Augenblick ihren Tod vor Augen sahen. Die Lootsen und Seeleute der Küste wurden angegangen, einen Versuch zu machen, diese Menschen zu retten, doch vergebens. Sie erwiederten, der Sturm sei zu arg, und sie würden nicht zu ihnen gelangen können. Da entschloßen sich zwei junge Mädchen, das Wagniß zu unternehmen. Margareth Lewellyn band sich ein Tau um den Leib; ein gleiches that ihre Schwester Martha, auf welche Weise ausgerüstet beide in ein Boot stiegen und mittelst unerhörter Anstrengungen und unter beständiger Gefahr, ihren Tod in den Wellen zu finden, glücklich bis zum gestrandeten Schiffe gelangten, auf welches sie die mitgebrachten Taue warfen. Es wurde dadurch eine Verbindung zwischen dem Schiffe und der Küste hergestellt, und die drei Menschen wurden gerettet, während ihr Schiff bald nachher in den Wellen begraben wurde. Die beiden Mädchen haben von dem Comité von Lloyds, von der englischen Humanitäts- und mehreren andern Gesellschaften Ehrenmedaillen und Geldbelohnungen erhalten.

In Aschaffenburg ist jetzt auch ein weibliches Wunderkind zu schauen, das aber weder auf dem Klavier pankt, noch auf der Geige dudelt, sondern seine Talente nützlichen Zwecken gewidmet hat. Es strickt nämlich an einem Tage drei große Strümpfe.

Was ist der Fehler der jetzigen Töchtererziehung? „Daß man sie mehr für die kurze Zeit des Brautstandes, als für die lange Zeit des ehelichen Lebens erzieht.“ (Zschocke.)

Warum sind die Frauen gewöhnlich royalistisch gesinnt? „Weil sie Freude an gekrönten Häuptern haben.“

Zwei brave Frauen auf einmal! Vor Kurzem schnitt sich in Berlin eine arme Frau, um eine Schuld beim Bäcker zu zahlen, ihr schönes Haar bis hart am Scheitel ab, und verkaufte es bei einem Friseur für drei Thaler. Die Schuld wurde getilgt, aber die Haare brauchten vielleicht ein Jahr, um wieder so lang zu werden, daß ein Friseur dafür drei Thaler zahle. Dieses sah auch die Bäckersfrau, welcher das Vorgefallene nicht unbekannt blieb, ein, und sie schickte nicht nur das Geld der Armen zurück, sondern fügte noch zwei Thaler aus ihrer Sparkasse hinzu. Ja, sie sammelte noch außerdem bei theilnehmenden Nachbarn, und brachte eilf Thaler zusammen.

In dem Verzeichnisse der neuesten amerikanischen Patente findet sich auch eines „auf ein Verfahren, den Wangen ihre Fülle und Rundung wiederzugeben,“ welches ein gewisser John Allan in Cincinnati erhalten hat. Die eingesunkenen Wangen werden nach dieser Erfindung dadurch rund und voll gemacht, daß metallene Kugeln im Munde eingesetzt, und auf passende Weise zwischen den Kinnbacken und den Wangen befestigt werden. Diese Erfindung soll auch nebenbei das Gute haben, daß sie das zu viele Reden verhindert, weshalb sie Ehemännern nicht genug anempfohlen werden kann.

Erheiterungs-Salon.

Als der König der Niederlande jüngst mit einer seiner Töchter auf einer Reise in die Provinzen begriffen war, nahm er in einem friesischen Städtchen ein ihm von dem Magistrate gebotenes Abendmal ein. Der zur Seite der Prinzessin sitzende Bürgermeister beurlaubte sich mit folgenden Worten: „Ich wünsche Ew. Majestät und Ew. königlichen Hoheit gute Nacht

Digitized by Google

und recht glückliche Reise, da ich höchstdieselben morgen nicht sehen werde, indem Ihre Majestät um 5 Uhr abreisen, ich aber vor 8 Uhr nicht aufstehe;" worauf ihm der König, ohne im Mindesten seine Freiheit übel zu deuten, die Hand schüttelte und ihm wohl zu leben wünschte. (Theaterztg.)

Liebeserklärung und Heirathsantrag eines herrschaftlichen Kutschers.

(Komischer Hausschatz).

Liebe Mamsell! Was zuerst den Anfang meines Briefes betrifft, so bin ich wirklich in Verlegenheit, wie ich ihn anfangen soll: denn die Liebe ist ein Gefühl des menschlichen Herzens, und trifft es zusammen, so ist es sehr leicht; aber bevor man weiß, ob der andere Theil will, ist es wirklich schwierig, insofern man sich noch nicht mündlich convertirt hat. Doch zur Sache! Ein Anderer würde es Ihnen vielleicht mündlich sagen, warum nicht? Wenn man redliche Absichten hat, so sehe ich nicht ein, warum man zurückhalten soll. Aber mit mir ist dieses was anderes. Ich bin in Schöneberg erzogen, von redlichen Eltern, aber ohne besondern Aufwand, einfache Leute, stille Familienverhältnisse und etwas Viehzucht. — Doch zur Sache! Sie wissen, was ein redlicher Sohn unter solchen Umständen zu thun hat, denn Ihre Herrn Eltern, wiewohl Sie nur eine Mutter hatten, waren auch keine Geheimräthe; Schafmilch war das Einzige, was sie hatten. Auch mein Umgang kam nicht viel unter Menschen, denn was eine Kuh sagen will, natürlich, das werden Sie am besten wissen. Ich ließ die Hunde ziehen und verkaufte die Milch in Berlin, redlich gegen meine Eltern, denn ich plumpte an dem Brunnen vor'm Potsdammeren Wasser hinein. Doch zur Sache.

Sie erinnern sich an den Herrn, der vergangenen Sonntag vor das Hamburger Thor bei Windeck's sechs Mal mit Sie tanzte, und Sie eine Flasche Weisbier nebst Ihrer Freundin geben ließ. Auch zuletzt noch zwei Pfannkuchen vor zwei Silbergroschen mit rothem Mus. — Ich that es gern, immerhin, wenn man liebt! Dieser selbige Herr schreibt jetzt an Ihnen, denn warum sollte ich es Ihnen länger verhehlen, liebe Mamsell. Ich liebe Ihnen, denn es zeigt sich schon beim ersten Mal, als ich Ihnen sah, ein Gefühl in meiner Brust, das nicht anders sein kann. — Vielleicht fühlen Sie auch für mir irgend etwas? Und denn aufrichtig, es muß Ihnen doch auch dran gelegen sein, in andere Umstände zu kommen. Mein Loos als herrschaftlicher Kutscher erlaubt es mir, ich kann es thun, denn natürlich, ich habe meine Nothdurft. Daß ich Ihnen freilich keine großen Schätze bieten kann, ist richtig, aber sehen Sie, Sie sind am Ende doch auch weiter nichts, als ein Mädchen, und wenn wir Zufriedenheit erlangen, was könnte uns mangeln? Doch zur Sache. Ich habe mein hinreichendes Brot, und bin ein sehr sparhafter Mensch. Sie sind auch sehr aufgelegt, wie ich bemerkt habe, also warum wollten wir nicht? — Meine Herrschaft, von der übrigens auch noch manches nebenher abfällt, braucht eine Köchin, und da sich das gerade trifft, daß Sie eine sind, so träfe sich das prächtig. Denn wenn, daß es sich macht, daß Sie erst meine Frau sind, sollen Sie kein Mädchen mehr sein. Sie sollen nur eine Kutscherin sein und als Nebenverdienst unsere Herrschaft kochen. Doch zur Sache. Daß ein Kutscher ein anständiger Mensch ist, das werden Sie wissen; denn gehört er auch zu die Domestiken, so geht mir doch die Herrschaft wenig an, weil ich blos auf dem Bock sitze und ihr fahre. Im Uebrigen beschäftige ich mich blos mit meine vier Pferde, und kommen Sie nu noch dazu, so habe ich eine Frau und weiß, wenn sie nicht kocht, wo ich die Stunden meines Mußes verbringen kann. Wenn Sie die Ehre hätten, mir näher zu kennen, würden Sie sich nicht besinnen.

Auf diesen Antrag eines eben so offenen, wie redlichen Mannes erwarte ich baldigste herzliche Antwort, wo möglich voll Rührung. — Ein bescheidenes Loos, aber zufrieden! Denn weiter habe ich nichts zu wünschen übrig! Ich verbleibe in schönster Hoffnung Ihr treuer

Josephus Demel,
herrschaftlicher Kutscher allhier.

Petschkriptum.
Ewige Liebe und Treue!

Die Mappe mit dem Prospect und mit Probenummern einer neuen Zeitschrift unterm Arm, trat unlängst ein Colporteur in einen an ein großes Gebäude grenzenden Garten. Er findet daselbst sechs Herren in einer Laube sitzen, wovon der eine mit vielen Orden geziert ist. Der Colporteur öffnete seine Mappe und zeigte den Prospect. Der erste dieser Herren unterzeichnete gleich 50 Exemplare, der zweite 100 und der dritte 150. Der Colporteur traut aber kaum seinen Augen, als der vierte 200 Exemplare verlangt, und ihm noch die Versicherung gibt, daß er eine Anstellung auf einem seiner Güter erhalten solle. Der fünfte verlangt darauf 300 Exemplare gleich gegen baar, und der sechste bestellt sogar die ganze übrige Auflage für sich. Der Colporteur schwebte im höchsten Himmel, fiel aber plötzlich herunter, denn der Inspector des Hauses erschien, und jagte die wüthenden Journalabonnenten aus einander. Der Colporteur hatte sich in ein Irrenhaus verirrt.

Ein Trinker kam zu einem Weinhändler und wollte, da er schon wußte, daß man ihm auf sein ehrliches Gesicht nichts lieh, für ein Maß Wein eine Bibel zum Pfande lassen, und gab außerdem noch sein Ehrenwort, morgen zu bezahlen. Trotz dem wollte der Weinhändler auf den Handel nicht eingehen. „Zum Henker!" rief erstaunt der Abgewiesene, „Sie sind aber auch zu ängstlich! Es ist wahrhaftig ein Skandal, daß Ihnen weder Gottes Wort, noch das meine für ein Maaß Wein Sicherheit bietet."

Bei den letzten Assisen zu Carkow in Irland wurden zwei Straßenräuber von den Geschworenen freigesprochen. Nach beendigter Sitzung sagte Herr O'Gray, einer der Richter, zum Kerkermeister, der die beiden Angeklagten hinausführte: „Mr. Murphy, thun Sie mir den Gefallen und halten Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis 7 Uhr in Verwahrung, denn ich gedenke um fünf Uhr nach Dublin abzureisen, und möchte gern zwei Stunden Vorsprung haben."

Der berühmte Montaigne pflegte in seinen Schriften sich gewöhnlich des Ausdruckes zu bedienen: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen." — Eines Tages, als er auf einer steilen Treppe ausgleitete und sein untenstehender, träger Diener ihn auf sich zustürzen sah, schrie dieser Tölpel, statt seinem Herrn zu Hilfe zu eilen, ihm ängstlich entgegen: „O mein Gott! gnädiger Herr, wie wird das werden?" — Montaigne, der nicht so leicht den Kopf verlor, antwortete im vollen Hinunterpoltern: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen."

Viktor Hugo befand sich in einer südfranzösischen Handelsstadt im Theater. Um ihn her standen, ohne ihn zu kennen, die Zöglinge des Merkur und störten den Dichter fortwährend durch lautes Lachen und Plaudern. „Welch' eine Ungezogenheit!" rief Viktor Hugo, sich zu den Ruhestörern wendend. „Wie meinen Sie das?" fragte ihn einer derselben. — „Ich meine," antwortete der Dichter, „es ist eine große Ungezogenheit von den Schauspielern, Sie von der Bühne herab zu stören, wenn Sie im Parterre reden wollen."

Der beste Freund. Wenn wir Deutsche uns zum Maßstab annehmen, so haben die Franzosen so viel Ueberfluß an Raschheit und Gesprächigkeit, als die Holländer an Phlegma und Schweigsamkeit. Ein schon etwas bejahrter Mann, der zuletzt erwähnten Nation befand sich in Toulon, und suchte sich das Leben auf seine Weise angenehm zu machen. Er besuchte des Morgens regelmäßig ein Kaffeehaus, wo er in aller Gemüthsruhe eine Pfeife Tabak rauchte und eine Tasse Thee trank. Um ganz ungestört zu sein, saß er einmal wie das andere in einem Erker nach einer Sackgasse hinaus. Eines Morgens trat ein gleichfalls nicht ganz junger Mann ein, sah sich einen Augenblick im Saale um, bewegte sich dann gemessenen Schrittes nach dem Erker, grüßte den Theetrinker durch ein fast unmerkliches Kopfnicken und ließ sich ihm gegenüber im Erker nieder. Es war ein Landsmann des frühern Gastes. Der Kellner brachte auch ihm Thee und Pfeife. Keiner von beiden Männern sprach ein Wort; als der Thee getrunken, und die Pfeifen geraucht waren, gingen beide fort, und entfernten sich von der Sackgasse nach verschiedenen Seiten. Am andern Morgen dasselbe Verhalten. So ging es beinahe sechs volle Jahre hinter einander fort, ohne daß die Leute auch nur ein Wort mit einander gewechselt hätten. Da blieb eines Morgens der zuletzt in Toulon eingetroffene Myn-Heer plötzlich aus. Der frühere Gast sah dies eine Woche lang mit an, dann aber richtete er an den Kellner die bedächtige Frage: „Wo ist der?" — „Er ist gestorben und begraben," lautete die Antwort. — „Das thut mir leid!" sagte der Holländer, „es war mein bester Freund."

Ein Oberamt verlangte kürzlich Bericht, ob auch in allen Orten die gehörigen Anstalten getroffen seien, um Ertrunkene wieder zum Leben zu bringen. Ein Schultheiß berichtete: „Königliches Oberamt! Wenn ein Mensch in's Wasser fallen thut und ertrinkt, so ist er todt. Daß mir nun ein königl. Oberamt einen solchen Bären aufbinden will, daß man einen Todten wieder zum Leben bringen könne, muß ich mir verbitten.

Schultheiß N. N."

Im Jahre 1807 waren an allen Ecken der Weltstadt London Zettel angeheftet, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Heute über 3 Tage, um 12 Uhr Mittags, wird eine sehr sonderbare, hier noch nie gesehene Procession von Greisen und Matronen, Wittwern und Wittwen, von geschiedenen Männern und Frauen, von Hagestolzen, alten Jungfern und Kindern beiderlei Geschlechts, einen Gang durch die Westminster Abtei machen, wozu hiedurch ein Jeder, weß' Standes und Würden er auch sein mag, eingeladen wird. London den 28. März 1807." Diese Bekanntmachung las man auch in vielen englischen Zeitungen. Eine ungeheuere Menge Menschen aus allen Klassen hatte sich am bemeldeten Tage und zur angesetzten Stunde in der Gegend der Westminster-Abtei versammelt, und alle Fenster waren voll Zuschauer, um die besprochene Procession zu sehen, als auf einmal mitten unter dem dicksten Haufen eine sonore Stimme sich vernehmen ließ und ausrief: „Heute ist der erste April!" Ein reicher, englischer Sonderling hatte nämlich mit einem Andern gewettet, fast halb London in April zu schicken, und seine Wette auch richtig auf diese Art gewonnen.

Bei der Aufführung der Räuber von Schiller auf der ***er Bühne war in der Scene, wo der alte Moor aus dem Verließe steigt, von einer früheren Scene ein Stuhl stehen geblieben. Der Theaterdiener, dies bemerkend, kam hinter den Coulissen hervorgeschlichen, und wollte den Stuhl leise wegnehmen. Indem ruft Karl Moor seinem Vater zu: „Wer schleicht da hinter mir?" — „Ich bin's, Herr Heppe! Ich wollte nur den Stuhl wegräumen!" lallte der erschrockene Diener.

Digitized by Google

In eine Provinzialstadt kam eine herumziehende Schauspielertruppe. Sie kündigte theatralische Vorstellungen an, und der Neuheit wegen wurde das Theater zahlreich besucht. Bei einer Vorstellung sollte das Stück: „Das Camaleon" von Beck gegeben werden. Eine Dame, die neben dem Professor M... saß, fragte diesen, als der Vorhang aufgezogen werden sollte: „Um Verzeihung, Herr Professor! hat das Camäleon einen oder zwei Höcker?"

Ein reicher Herr vom Lande hält seinen Sohn in Pesth ziemlich kurz, während er selbst im größten Ueberfluße die Freuden des Lebens genießt. Der reiche Erbe in spe wußte sich aber zu helfen, Pesth ist ein wahres Eldorado für minorenne reiche Erben — er machte Schulden und schaffte sich Equipage und zwei feurige Rosse an. Der alte Herr, der eben zu Markte nach der Stadt kam, war mit dem Sohne höchlich zufrieden, da ihn dessen Erzieher versicherte, „der junge Herr habe keinen Pfennig Schulden gemacht." Unter andern besuchte auch der alte Herr den Roßmarkt, auf dem er mit seinem schuldlosen Sohne zusammentraf, der kurz vorher aus seiner prächtigen Kutsche abgestiegen war. Die schönen Thiere fielen dem alten Herrn auf, und er fragte sogleich den Kutscher, ob sie zu verkaufen seien; dieser kam in große Verlegenheit, da er um das Verhältniß wußte, und antwortete: ja, sie wären zu verkaufen. „Und was kosten sie?" Die erste unüberlegte Antwort des Kutschers zwang ihn nun auch zu einer andern, und er gab den ursprünglichen Preis an, der sammt dem Wagen 2000 Gulden C. M. war. Kurz, der alte Herr kauft die Equipage, und macht mit derselben seinem Sohne ein Jahrmarktgeschenk, weil dieser so brav und solid war — keine Schulden zu machen.

In einer kleinen Cavallerie-Garnison veranstalteten bei einer feierlichen Gelegenheit die Unteroffiziere einen Ball, zu welchem auch ihre Wirthe eingeladen waren. Einer von diesen, ein Friseur, beging im Tanzen so viele Fehler, daß darüber ärgerlich ein Unteroffizier an ihn heranging, und zu ihm sagte: „Herr, wenn Sie mittanzen wollen, so müssen Sie nicht an Ihr Metier denken und falsche Touren machen."

Der Besitzer einer Knochenmühle zeigte kürzlich in einem Blatte an, daß er nicht blos auf Speculation Knochen mahle, sondern sich auch erbiete, Jedermann die eigenen Knochen, die ihm übergeben würden, billig zu mahlen.

Alain Pellapra, der durch den Cubière'schen Proceß eine traurige Berühmtheit erlangt hat, ist ein Mann mit eisgrauem, tiefgebeugtem Haupte, hat 75 Jahre und 25 Millionen. Unter dem Kaiser war er der erste Lieferant, itzt ist er nicht nur der reichste Advokat, sondern auch der größte Filz unseres Jahrhunderts und das seltenste Musterbild von Wolf und Fuchs im Schafpelze. So sagte er einst zu einigen Knaben, die auf der Straße um einen Liard spielten: „Kinder! ein Sou und wieder ein Sou machen zwei Sous, 20 Sous machen einen Franc, und mehrere Francs Millionen. Spart und verwerfet nicht das Geld!" worauf der vorübergehende Schullehrer, der den Herrn Pellapra genau kannte, bemerkte: „Monsieur! Sie haben Recht. Hier ist z. B. ein Sou, ich nehme nun einen meinem Nachbar und wieder einen dem andern, so erhalte ich Francs, und also fortgesetzt Millionen."

Oekonomisches.

Ein Kaufmann in Lübeck machte neulich zufällig eine merkwürdige und nützliche Entdeckung. Seine Lager waren von zahllosen Ameisenschaaren heimgesucht; in einem aber fand sich keines dieser Insekten, und zwar, wie es sich ergab, wegen einer Tonne Fischthran. Um sich zu überzeugen, ob dieser Thran die Ameisen auch von anderen Gegenständen vertreibe, that er in seinem Garten einige Tropfen auf Pflanzen und Sträucher, die von diesen Insekten wimmelten. In wenigen Stunden waren diese Pflanzen völlig rein. Auch die die Rosenstöcke zernagenden Goldkäfer sollen hierdurch vertrieben worden sein. Diese Angaben sind verbürgt, aber freilich bedarf es noch mehrerer Versuche. (Theat. Zeit.)

Mittel gegen den Kornwurm. Ein Eigenthümer im Departement der Rhone will ein sicheres Mittel gegen den Kornwurm und alle anderen, dem Getreide schädlichen Insekten, die sich in Kornspeichern vorzufinden pflegen, entdeckt haben. Er zündet Becken mit Steinkohlen an und schließt dann sorgfältig alle Oeffnungen. Nach 24 Stunden sind alle Insekten durch Kohlendampf erstickt. Bleibt nun die Frage, ob das Getreide nicht leidet, und ob ein Apparat herzustellen ist, bei dem keine Feuersgefahr eintritt.

Getreideernten ohne Aussaat. Wohin werden wir noch mit unseren Erfindungen kommen! Nach der Dorfzeitung soll es einem Oekonomen, dem Bierbrauer Kern in Konstanz gelungen sein, Getreideernten ohne Aussaat zu erzielen, d. h. das Getreide gleich dem Gras perennirend zu machen. Sein Verfahren ist folgendes: Man pflügt und düngt gut, säet dann Sommer- oder Winter-Getreide, mähet es im Frühjahr, ehe der Halm aufschießt, gleich dem Grase ab, (das Abgemähte wird als Futter benützt) und wiederholt dies einigemal im Jahre. Dann läßt man das Getreide wie gewöhnlich wachsen und schneiden. Im folgenden Jahre reift es früher und trägt reichlicher, als gewöhnlich behandeltes Getreide. Gedüngt wird es im Spätjahr gleich den Wiesen und im Frühjahr von Moos und Unkraut gereinigt. Bis jetzt hat man von so behandeltem Getreide 4 Ernten nach einander erhalten.

In Frankreich hat man Versuche mit der Aetherisirung der Bienen gemacht, um ihnen den Honig abzunehmen, ohne daß man sie zu tödten braucht. Die Versuche sollen gelungen sein.

Caricatur.

Entsetzlich.

Eine Ballade in zwei Theilen

von



Mir.

Erster Theil.



Es sitzt die Gräfin auf der Zinne ihrer Burgen,
Das Angesicht umflort von Kummer und von Sorgen.



Halb welk ist schon die jugendliche Holde;
So schaut sie tief hinab auf das Gefilde.

Da blühet Alles in des Frühlings Prangen;
Und Jubel tönet von der Vöglein Zungen.

Die Rosen duften und die Nelken sprossen;
Und Philomele flötet aus Cypressen.

Die Lerchen schmettern und die Käfer summen;
Da klagt die Gräfin: „Wann wird er wol kummen?"

Ob mich ein Dämon seiner wohl beraubet?
Wo säumt der Mann, den meine Seele laubet?

Ist er mir jetzt schon gram? Will er mir trotzen,
Daß er mich läßt auf dieser Zinne setzen?



Bricht er die Treue, die er mir geschworen,
Bricht er die Treue schon nach dritthalb Jahren?

Hab' ich's verschuldet, daß er meiner spottet?
War mein Geschick mit seinem nicht verkottet?



So klagt die Gräfin und ihr Aug', ihr schwarzes,
Es einnt im Uebermaaß des tiefsten Schmarzes.

Ihr Wort erstickt im bittersten Geschinchze;
Und in Verzweiflung faßt sie eine Buchse.



Sie spannt den Hahn — von Satanas verlecket —
Drückt los und — ach! — schon liegt sie hingestrecket.

Sie liegt entseelt, durchschossen auf dem Boden,
Und neben ihr die Waffe, die sie selbst geloden.

Zweiter Theil.

Kaum aber hat ihr Leben sie verloren,
Sieht man auf's Schloß zu, einen Ritter galloperen.



Schon ist er da; schon springt er von dem Rappen
Und eilt hinauf die langen Wendeltrappen.



Schon ist er auf der Zinne, ach! und sieht mit Schrecken
Die blasse Leiche vor den starren Blecken.



Da stampft er wild den Boden mit den Stiefeln
Und ruft: „Warum, o Gräfin! mußtest du verzwiefeln?"

Warum konnt'st du, o Holdeste der Helden!
Dich nicht noch einen Augenblick gedolden?

Und muß ich dich als blut'ge Leiche schauen!
Was soll ich jetzt in dieser Welt noch thauen?" —

Er spricht's; es funkeln seine wilden Augen,
Und aus der Scheide zieht er seinen Daugen:



Und schwingt ihn keck, und mit dem grimmsten Tretze
Stößt er sich in die Brust die scharfe Spetze.

Er sinket um mit einem Schmerzenslaute,
Und schon liegt er entseelt in seinem Blaute.

Digitized by Google



Mit Schrecken sieht man bald vom Zinnengatter
Den Leichnam von der Gräfin und dem Ratter.

Nutzanwendung.

Der Uebereilung kann nichts Gutes nicht entwachsen;
O hüte dich vor Degen, Dolch und Bachsen!

Und wisse, daß sein Grab sich selber schaufelt,
Wer an dem eigenen Geschick verzweifelt.

(Rietz's Volkskalender.)

Literatur, Kunst und Alterthum.

In Schillers Garten ist kürzlich ein roher Granitblock mit den eingegrabenen Worten: „Hier schrieb Schiller seinen Wallenstein 1798“ an derselben Stelle niedergelegt worden, wo früher das Häuschen gestanden, in dem der unsterbliche Dichter sein bedeutendstes Werk vollendet hat.

Inhalt eines chinesischen Drama's. Mit Anfang des Stückes kam eine Frau, erzählt der Berichterstatter, welche den Plan hatte, ihren Mann zu ermorden; sie benützte den Schlaf desselben, kam mit leisem Tritte auf die Bühne, schlug ihn mit einem kleinen Beile auf den Kopf und entfloh. Der gefährlich verwundete Gatte erhob sich mit einer großen klaffenden Wunde über den Augen, er wankte eine Zeit lang, sang, beklagte sein Geschick, sank erschöpft nieder und starb. Die Frau, auf welche der Verdacht des Mordes fiel, ward eingezogen, vor den Richter gebracht und verurtheilt, lebendig geschunden zu werden. Das Urtheil ward auch vollzogen und im nächsten Akte erschien die Frau — geschunden, hatte aber doch die Kraft, noch eine halbe Stunde zu singen und zu klagen. Der Geschmack der Reisenden empörte sich gegen eine solche Darstellung, die chinesischen Gäste aber gaben ihren Beifall durch langes Applaudiren zu erkennen. Da weder Frauen als Schauspielerinen auftreten — ihre Rollen werden durch Knaben übernommen — noch das Theater besuchen dürfen, so wird die Rohheit der Schilderungen und die plumpe Keckheit des Dialoges nirgends so weit getrieben, als in China.

Entdeckungen und Erfindungen.

Der schwarze Diamant. Im Kanton Neufchatel ist in der Uhrenfabrication ein Stein in Anwendung gekommen, der eine große Rolle spielen wird. Er ist von schwärzlicher Farbe und undurchsichtig, von krystallischem und porösem Bruche, der im Aeußern viel Aehnlichkeit mit kleinen Stückchen von Athracit hat. Dieser Stein ist so hart, daß er mit Leichtigkeit selbst den Diamant schneidet. Die Neuenburger Uhrenfabrikanten bedienen sich desselben itzt, um ihre Edelsteine zu bearbeiten, wozu sie bisher nur das Diamantenpulver verwenden konnten, das ihnen aber doppelte Arbeit und doppelte Unkosten verursachte. Es bildet dieser Stein den Uebergang vom Athracit zum Diamanten. Er ist von den Engländern entdeckt worden, wahrscheinlich in der chinesischen Tartarei. Sie verbergen aber den eigentlichen Fundort, um die Konkurrenz der Ausfuhr zu verhüten. Am füglichsten könnte man diesen Stein den schwarzen Diamanten nennen.

Ein neuer Götz von Berlichingen. Eine englische Zeitschrift erzählt unter dem Titel: „Fortschritt der Kunst“ folgendes: Ein gewisser Herr Lanten, Posthalter für die Strecke von Milthorp nach Whitehaven, habe ein Pferd mit einem eisernen Bein, das ganz gut trappe und galoppire. Es hatte im vergangenen Jahre am Fuß einen Schaden erlitten, und ein Schmied in Ulverstone das eiserne Bein verfertigt.

Medicinisches.

Ein Arbeiter einer Zuckerfabrik in Hamburg, der stark mit der Gicht behaftet war, fiel durch Ungeschicklichkeit in einen Zuckerkessel, der zum Glück noch nicht siedend war, und nach diesem süßen Bade war er von seinem Uebel befreit. Die Hamburger Aerzte stellen nun Versuche an, die Gicht durch Anwendung von Zucker zu heilen.

Ein englisches Blatt empfiehlt Potasche als das wirksamste Mittel gegen den Bienenstich. Auch die Berührung der verwundeten Stelle mit Indigo soll augenblicklich den Schmerz stillen.

Ein französischer Arzt neuerer Zeit hat berechnet, daß der menschliche Organismus nicht weniger als 6863 Krankheiten unterworfen sei.

Die itzt so besuchte Mineralquelle zu Selters war Anfangs so wenig beachtet, daß sie selbst noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts um 2 fl. 20 kr. verpachtet war.

Auch ein Mittel gegen die Hundswuth. In der brasilianischen Provinz Pernambuco wird der Biß wüthender Thiere durch folgende lateinische Zauberformel geheilt:

S. A. T. O. R.

A. R. E. P. O.

T. E. N. E. T.

O. P. E. R. A.

R. O. T. A. S.

Man mag diese Zeilen in horizontaler oder perpendiculärer Richtung lesen, immer kommen die fünf magischen Worte: „Sator Arepo Tenet Opera Rotas“ heraus. Man versichert, daß diese Formel so viel Sinn, und auch so viel Wirksamkeit habe, als manche andere lateinische Recepte.

Statistisches.

Der erste Stab amerikanischen Eisenbahneisens wurde 1844 hergestellt, und jetzt sind 16 — 18 Gießereien, welche über 120,000 Tonnen jährlich liefern, im Gange. Mit dieser Quantität würde man jährlich gegen 3000 deutsche Meilen Bahn belegen können.

Im Morning Herald wird behauptet, daß London die gesündeste unter den Hauptstädten Europa's sei. Zum Beweise dessen wird auf das statistische Verhältniß der Sterblichkeit in London hingewiesen, das daselbst wie 1: 44 ausfällt, während es in Paris wie 1: 36, in Wien wie 1: 22, in Rom wie 1: 24, in Brüssel wie 1: 29, in Madrid wie 1: 35, in Amsterdam wie 1: 28 und in Genf wie 1: 43 sich verhält.

Wir entnehmen dem Journal des Oest. Lloyd die Bevölkerungszahl aller österreichischen Städte, die über 30,000 Einwohner haben, nach der genauen Zählung im Jahre 1843. In dieser Zahl sind jedoch das Militär und die Fremden nicht mitbegriffen.

Städte mit mehr als 100,000 Einwohnern.	
Wien	373.236
Mailand	151.438
Venedig	126.768
Prag	111.706
Mit mehr als 50.000 Einwohnern.	
Pest	86.800
Triest	54.669
Lemberg	65.978
Debreczin	54.009
Padua	53.133
Verona	51.744
Mit mehr als 30.000 Einwohnern.	
Gratz	47.515
Brünn	41.378
Ofen	40.400
Preßburg	38.000
Brescia	34.955
Maria Theresiopel in Ungarn	34.924
Szegedin	32.209
Bergamo	31.771
Vicenza	31.111

Allerlei Curiosa.

Ein ungarisches Blatt, der „Jelenkor“, erzählt einen merkwürdigen Criminalfall und verbürgt ihn trotz seiner Abenteuerlichkeit. Ein junger Reisender kam spät Abends in ein einsames Wirthshaus auf dem Lande; alle Gastzimmer waren bereits besetzt, und ein bejahrter Kaufmann bot sich an, sein Zimmer mit ihm zu theilen, was er mit Vergnügen annahm. Das Zimmer öffnete sich auf einen Gang, dessen Thüre in den Garten führte, in dem sich ein Teich befand. Spät in der Nacht wurden die Bewohner des Wirthshauses durch einen mehrmaligen Hilferuf geweckt, der aus dem Garten kömmt. Man macht Licht, und siehe da! des Kaufmanns Zimmer war offen

und leer, sein Bett zeigt Blutspuren und auf dem Boden liegt ein Stiletstock ohne Stilet. Die Spur der Blutstropfen verfolgend, gelangt man in den Garten, gerade zu dem Teich, an dessen Rande der junge Reisende ganz bestürzt steht; er hat das Stilet in der Hand und auf dem Leibe den Oberrock des Kaufmanns, in dessen Seitentasche 80,000 Gulden gefunden wurden. Alle Umstände sprechen gegen den jungen Mann und er wird trotz seinen abenteuerlich klingenden Entschuldigungen sogleich verhaftet und ein Kriminalproceß gegen ihn eingeleitet. Dem Fortgange des Processes stand nur ein Hinderniß im Wege, — man vermißte das corpus delicti. Man suchte den Leichnam im Teiche, im Gebüsche, überall, wo ihn der Mörder in so kurzer Zeit hätte verbergen können, — keine Spur! Der Beschuldigte verharrte bei seiner verworrenen, unwahrscheinlichen Aussage. Während die Sachen so stehen, erscheint plötzlich der todtgeglaubte Kaufmann gesund und wohlbehalten. Als Auflösung des Räthsels ergab sich Folgendes: Der Kaufmann hatte Tags zuvor zur Ader gelassen; in der Nacht machte sich der Verband los und das Blut fing an zu fließen, weshalb er zu dem ihm wohlbekannten Teiche eilte. Hier wurde er von zwei Räubern ergriffen, die, ihn im Besitze einer so bedeutenden Summe wissend, ihm nachgestellt, und eben im Begriff waren, sein Zimmer zu erbrechen. Auf seinen Hilferuf stürzte der junge Reisende in den Garten, nachdem er in der Eile den Rock des Kaufmanns umgeworfen und sich mit einem Stilet versehen. Als die übrigen Zeugen in den Garten kamen, fanden sie blos den jungen Mann, der Kaufmann war verschwunden. Die Räuber hatten ihn in ihren Aufenthaltsort mitgenommen, wo sie ihn zur Unterschreibung mehrer bedeutender Wechsel zwangen, und ihn bis nach der Einkassirung derselben eingesperrt hielten.

Die Deutschen sind nicht allein in das Fremde und Ausländische vernarrt. Ein Engländer beschreibt die Abhängigkeit eines englischen Gentlemans auf folgende Weise: „Ein französischer Koch bereitet ihm seine Malzeit, und ein Schweizer kleidet ihn als Bedienter zu dieser Malzeit an. Seine Gemalin ist mit Perlen bedeckt, die nimmer in der Schale einer brittischen Auster wuchsen, und ihre wallenden Straußfedern schmückten sicherlich kein Geflügel des Bauernhofes. Die Gerichte seiner Tafel stammen aus allen Ländern der Welt; seine Weine sind von den Ufern des Rheins und der Rhone. In seinem Gewächshause labt er sein Auge an südamerikanischen Blumen. In seinem Rauchzimmer erfreut er sich am Dufte nordamerikanischen Krautes. Sein Lieblingspferd ist aus arabischem Blute, sein Hund stammt vom St. Bernhard. Seine Gallerie ist reich an Gemälden der niederländischen Schule und an Statuen aus Griechenland. Zu seiner Unterhaltung geht er in's Theater, um von italienischen Sängern deutsche Musik zu hören, worauf ein französisches Ballet folgt. Wenn er zu richterlichen Würden emporsteigt, so ist der Hermelin, der seine Schulter schmückt, ein Produkt, das nie auf einem brittischen Thiere wuchs. Nicht einmal in seinen geistigen Vorräthen ist er englisch; er ist nur ein Piknik ausländischer Beiträge. In seiner Wiege, in erster Kindheit, rieb er sein Zahnfleisch mit einer Koralle aus morgenländischen Meeren, und wenn er stirbt, wird sein Monument aus carrarischem Marmor gearbeitet werden. Und gleichwol ist das der Mann, welcher spricht: „O, laßt uns nur nicht von Ausländern abhängig sein!"

Man hat die Bemerkung gemacht, daß mit Ausnahme Wilhelms IV. alle Souveräne Englands, von Wilhelm III. angefangen, an einem Sonnabende gestorben sind; nämlich: Wilhelm III., Sonnabend, den 8. März 1702; die Königin Anna, Sonnabend, den 1. August 1714; Georg I., Sonnabend den 10. Juni 1727; Georg II., Sonnabend den 25. Oktober 1760; Georg III., Sonnabend den 29. Jänner 1820 und Georg IV., Sonnabend den 26. Juni 1830. (Theaterzeitung.)

Christian Hörfelmann in Waltershausen, ein sehr verwegener Mensch, der schon in seiner Jugend einen Meineid geschworen, führte öfters verwegene und lügenhafte Reden, und wenn er diese bekräftigen wollte, setzte er gewöhnlich hinzu: „Wenn das nicht wahr sei, so solle seine Zunge im Halse schwarz werden." Um diesen verwegenen, aber unwahrscheinlichen Wunsch wahr zu machen, ließ ihn die Vorsehung keine Furcht und keinen Abscheu vor giftigen Schlangen haben, so daß er diese gefährlichen Geschöpfe mit bloßen Händen fing und dem gemeinen Manne weis machte, er könne sie bannen. Doktor Lenz in Schnepfenthal schrieb vor längerer Zeit eine Naturgeschichte aller giftigen Mineralien, Animalien u. s. w. und ließ sich von diesem Hörfelmann mehrere Arten giftiger Schlangen einfangen. Eines Tages kommt Hörfelmann in diesen Geschäften zu dem Doctor, macht den Kasten, worin ein sehr großes Exemplar von der Kreuz- oder Feuerotter war, auf, holt diese Schlange mit bloßer Hand heraus, und läßt sie sich um den Arm herumwinden. Der Doctor wird ängstlich, warnt ihn, daß sie sehr giftig sei, allein Hörfelmann lacht darüber, und sagt: „Mir thut keine etwas, denn ich kann sie bannen; sehen Sie, ich stecke sie in das Maul," — und ohne daß Doctor Lenz es verhindern kann, nimmt er sie in den Mund, nimmt sie jedoch gleich wieder heraus, thut sie in den Behälter und sagt: „Herr Doctor, meine Kunst geht betteln, sie hat mich gekneipt." Zwei Minuten darauf fällt er besinnungslos nieder, und ist trotz aller ärztlichen Hilfe in einer halben Stunde todt. Bei der Sektion ergab sich, daß die Zunge und das Gehirn kohlschwarz war. (Salzb. Ztg.)

Bekanntlich fühlt sich eine gewisse Klasse von Theaterbesuchern durch das Auftreten von Pferden und Hunden ganz besonders angezogen, und das wissen die Schauspieldirektoren sehr wohl; wir rathen aber den Künstlern, sich zu diesem Anlockungsmittel immer nur solcher Thiere zu bedienen, deren Eigenthümlichkeiten sie ganz genau kennen. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns ein tragikomischer Vorfall auf der königlichen Bühne zu ***. In einem nach Iffland'scher Manier bearbeiten Schauspiel sollte das Familienleben durch Anwesenheit von Hund und Katze noch gemüthlicher und anschaulicher gemacht werden. Der Direktor selbst gab die beiden Thiere dazu her, welche sich sehr gut mit einander vertrugen, übte sie persönlich ein, sich anmuthig hin und her zu bewegen, und ließ sie in der Hauptprobe mit auftreten, wo sie alle Wünsche ihres Herrn erfüllten. So wie sie bei der Vorstellung zwischen den Coulissen hervorkamen, ernteten sie vielen Beifall. Der schon ältliche Schauspieler B. nun, welcher einen heiratslustigen Onkel zu geben, sich deshalb modisch herausgeputzt, seinen kahlen Scheitel mit einer lockenreichen Perücke und diese mit einer goldbetreßten Hausmütze geschmückt hatte, war eben im Begriff, seinen Neffen zu bearbeiten, welcher gleichfalls um das Mädchen freite, und rief ihm endlich ganz erbost zu: „Karl, mach' mir nicht warm!" Bei diesen Worten kam der Direktorialhund gerannt, sprang an dem armen B. empor, und riß ihm ohne Barmherzigkeit die Mütze mit der wenig befestigten Perücke vom Kopfe. Welches Gelächter über diesen so unvermuthet kahlköpfig gewordenen Heiratskandidaten ausbrach, läßt sich denken. Später erklärte der Direktor, sein Caro sei ein durchaus harmloses Vieh, pflege aber, gleich vielen andern Hunden, den Leuten die Mütze vom Kopfe zu nehmen, wenn sie riefen: „Caro, mir ist warm!" und habe also lediglich aus Mißverständniß ein solches Unheil angerichtet. (Modez.)

Die Rede, welche Sandwirth Andreas Hofer am 15. August 1809 nach seinem Einzug zu Innsbruck an die Bevölkerung der Stadt hielt, lautete: „Nu, grüß Enk halt Gott, meine liebe Sprucker! Weil ös mi durchaus zum Obercommandanten habt's g'wöllt haben, so bin i halt do. — Es sein aber mit miar a no viel Andere do, die koane Sprucker sein. — Alle, dö meine Waffenbrüder sein wöllen, dö müß'n für Gott, fur Koaser und Vaterland als tapfere, brave und redli Tyroler streiten. — Die dös nit thun wöll'n, sollen nur lieber glei hoamzieh'n. — Meine Waffenbrüder soll'n mi nit verlassen, — i wear Enk a nit verlass'n, so wohr i Andre Hofer hoaß'n thu. — Nu, g'sogt hob i Enk's, g'sege habt's mi, so b'hüt Enk halt Gott!"

In Hitzacker, einem kleinen hannöverischen Städtchen, lebt ein Mann, welcher folgende Würden, Aemter und Geschäfte bekleidet. Er ist nämlich Bürgermeister, Gastwirth, Posthalter, Bierbrauer, Polizeimeister, Agent für eine Feuer-, eine Wasserversicherungs- und zwei Dampfschiff-Fahrtsgesellschaften, Lottocollecteur und Armenvorsteher.

Ein armer Teufel. Wenn man in Paris auf dem Boulevard des Italiens spaziert, bemerkt man eines der größten und ausgedehntesten Magazine der Stadt mit dem Schilde: „Un pauvre diable" (ein armer Teufel). Der Gründer dieses Geschäftes, ein äußerst gewandter und in hohem Grade achtungswürdiger Kaufmann hatte sich durch Solidität, Geschäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Geschäfte dieses enorme errichtet; er war mit andern Worten, aus einem armen Teufel ein Millionär geworden. Da berieth er sich einst mit seiner Frau und sie fanden, daß 100,000 Franken Renten für gewöhnliche Bedürfnisse hinreichend wären und sie dieselben nicht mehr vermehren wollten. Er rief also alle seine Commis zusammen, nahm von ihnen Abschied und stellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieses unerwarteten Glückes ganz erstaunten ersten Commis, von dessen Tüchtigkeit er sich durch langjährige Dienste überzeugt hatte. Um aber nicht das Glück so ganz in eines Einzigen Schoß zu werfen, traf er folgende höchst interessante Einrichtung, durch welche er sowohl eine Menge von glücklichen Leuten, als eine Pflanzschule ausgezeichneter Commis schuf. Er bestimmte nämlich, daß der erste Commis dem Geschäfte als Herr so lange vorstehen sollte, bis er daraus eine Million Franken gezogen habe. Dann sollte er das Geschäft unter denselben Bedingungen wieder an seinen ersten Commis übergeben, und so immer fort. Da nun der jedesmalige erste Commis weiß, daß am Ende einer gewissen Zeit sein Glück gemacht sein muß, so gibt er sich alle Mühe, sich auf seinem Posten zu erhalten, eben so wie die andern Commis sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des ersten Commis vorzurücken. Sie sind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen alle numerirt, und avanciren nach den Beweisen, die sie von ihren Fortschritten geben können, und auf diese Weise betrachtet es jeder Commis schon als ein Glück, in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von seinem Fleiße und Talente abhängt, erster Commis und nach wenigen Jahren Herr eines der ersten Pariser Geschäfte zu sein. Es sollen jetzt nach 22 Jahren seit dem Rücktritt des Gründers, schon drei erste Commis einander gefolgt sein, von denen sich jeder mit einer Million Franken zurückgezogen, und seinen Platz dem Nachfolger cedirt hat. An dem Geburtstage des von so Vielen, die er glücklich gemacht, angebeteten alten Herrn versammeln sie sich dann Alle, und wetteifern, wer ihm durch die zarteste Aufmerksamkeit, durch die liebevollste Beglückwünschung seine Verehrung am besten darthun kann.

Der Fürst von Ligne hat in Paris einen Degen gekauft, welchen Herzog Albrecht von Friedland im Jahre 1625 dem großen Maler Rubens geschenkt.

Im Walde von Cerisy steht eine Eiche, die, vom Volke „la vieille chênesse" genannt, wahrscheinlich der Aelteste der Wälder der Nor-

Digitized by Google

mandie ist. Sie hat am Fuße neun Mèteres im Umfange und ist fast gänzlich hohl, aber noch immer grün. Im vorigen Jahre hat man im Innern derselben eine steinerne Kapelle aufgeführt, worin sich 16 Personen aufhalten können. Alljährlich findet am Pfingstmontag am Fuße dieser Eiche ein ländliches Fest statt.

Der spanische Marquis von Terra Nova erbte kürzlich von seinem Bruder, dem Herzog von Ossuna, nicht weniger als 32 Titel. Er mußte dafür an den Fiscus die Taxe von 1,183,000 Realen oder 118,300 Gulden C. M. bezahlen.

Ein gewinnreiches Geschäft zu machen. Den Besuchern der Spiellokale zu Wilhelmsbad nächst Frankfurt wird das Brunnenwasser unentgeltlich verabfolgt.

Wettfahrt dreier Luftschiffer in Mailand. Am 27. Juni fand in Mailand ein aëronautisches Schauspiel statt, dessen noch Niemand bisher Zeuge gewesen war. Nachdem nämlich die 3 bekannten Luftschiffer Arban, Rossi und Seifard sich verabredet hatten, vom großen Exercierplatze in Mailand aus in drei abgesonderten Aërostaten gleichzeitig eine Fahrt zu unternehmen, ging schon am Morgen des gedachten Tages die Füllung derselben mit Wasserstoffgas vor sich. Des Franzosen Arban Luftballon, „die Zeit“ genannt und von sphärischer Form, maß 41 Wiener Schuh im Durchmesser; jener des Rossi, ziemlich gequetscht und „der kühne Adler“ genannt, hatte 27', und Seifard's „Zephyr“, in der Gestalt eines länglichen Sphäroid's, nur 22' im Durchmesser. Die Zeit der Aufsteigung war auf 7½ Uhr Abends festgesetzt worden, weshalb die drei Luftschiffer nach 7 Uhr in die Körbe ihrer entsprechenden Ballone eingestiegen waren, um mit ihren an Halteseilen befestigten Flugmaschinen die Runde um die kaum übersehbaren Gallerieen zu machen und die in Bereitschaft gehaltenen Blumensträuße und Gedichte unter's Publikum zu streuen. Allein 10 Minuten nach 7 Uhr nahm der schon seit 10 Uhr Morgens wehende Nordostwind so plötzlich zu, daß zwischen der Abfahrt und der Einstellung der Reise keine längere Wahl mehr übrig blieb, weshalb alle drei Aëronauten sich für das Erstere entschlossen. Rossi machte den Anfang, Seifard folgte ihm augenblicklich, worauf auch Arban sich in die Lüfte schwang. Ein lauter und anhaltender Vivatruf aus dem Munde von mehr als 40,000 Zuschauern, die sich im eingeschlossenen Raume der piazza d'armi befanden, tönte den Fliegenden nach. Arban war der Erste, der die bedeutendste Höhe erreichte; Rossi, der großen Gefahr eingedenk, welche ihm die Unfügsamkeit seiner Ballonsklappe im März d. J. ausgesetzt hatte, öffnete sie diesmal versuchsweise und fiel schnell gegen die Carthäuser von Carignano; er warf hierauf einen großen Theil seines Ballastes auf die Erde und stieg wieder in die Höhe. Seifards Flugmaschine drehte sich durch den heftigen Wind beständig, was dem Umstand zugeschrieben wird, daß die Achse des Ballons nicht durch den Schwerpunkt des Letzteren ging; dies hatte auch dem Luftschiffer großen Schwindel verursacht. Nach und nach verschwanden alle drei Aërostaten, und nachdem die ungeheure Menge der in- und außerhalb der Verschläge des Militär-Exercierplatzes versammelten Zuschauer auf ein nochmaliges Zumvorscheinkommen der Luftballone vergeblich gewartet hatten, gingen dieselben auseinander. Mittlerweile war Arban (laut des mitgenommenen Höhenmessungs-Instrumentes) auf eine Höhe von 19,904 Wiener Schuh gelangt; seine Adern schwollen, seine Ohren sausten und selbst Blut floß ihm aus der Nase in Folge des innern Luftdruckes, ja selbst eine Flasche Wein von Asti fing zu moussiren an, durch den sich darin allmälig ausdehnenden Kohlenstoff. Er senkte sich folglich rasch nieder und erreichte um 9 Uhr zu Albaredo in der sardinischen Provinz Voghera, 27 Meilen weit von Mailand, die Erde wieder. Ungeachtet des stürmischen Windes hielt sein Anker fest, bis ihm Menschenhilfe zu Theil ward. Er übernachtete in jener Ortschaft und traf dann nach 9stündiger Fahrt um 3 Uhr des folgenden Nachmittags in Mailand ein. Rossi war schon um 8 ½ Uhr auf ein Reisfeld der Gemeinde Coronate in der Provinz Pavia, 16 Meilen weit von Mailand, niedergegangen. Der höchste Punkt, welchen er diesmal erreichte, war nur 8,466 Wiener Sch. über dem Meeresspiegel. Seifard, der auf einem Reisfelde ebenfalls um 8 Uhr, 12 Meilen weit von Mailand sich niedergelassen hatte, erreichte eine Höhe von 16,146 Wiener Sch.; die beiden Letztbenannten trafen zwischen 12 ½ und 2 Uhr des nächstfolgenden Morgens in der Hauptstadt wieder ein.

Ein Amerikaner fragt, was ist eine Billion? und antwortet selbst: Das ist sehr einfach; millionenmal eine Million. Das ist schnell geschrieben und noch schneller ausgesprochen, aber kein Mensch ist im Stande, es zu zählen. Man kann 160 bis 170 in einer Minute zählen; nimmt man auch 200 an, so zählt man in der Stunde 12,000, an einem Tage 288,000 und in einem Jahre 105 Millionen 120,000. Um also eine Billion zu zählen, braucht man 9512 Jahre, 31 Tage, 5 Stunden und 20 Minuten. Zieht man aber von der Zählzeit täglich 12 Stunden ab, die der Mensch zum Schlafen, Essen u. s. w. braucht, so würden zum Zählen jener Summe 19,024 Jahre, 68 Tage, 10 Stunden und 40 Minuten erforderlich sein. Hätte nun Adam bei seiner Erschaffung zu zählen angefangen, und bis auf den heutigen Tag fortgezählt, wo würde er in der Rechnung halten? Eine würdige Aufgabe für einen Müssiggänger!

Im Theater zu Albany in den vereinigten Staaten fiel Ende Mai ein Fall vor, der in den Theaterannalen wohl nicht oft vorkommen dürfte. Während der Vorstellung entstand im Parterre plötzlich ein allgemeiner Aufstand und alle Zuschauer sprangen auf die Bänke. Der Hudson war nämlich stark angeschwollen und drängte sich in alle Ableitungskanäle der Stadt. Dies verursachte, daß plötzlich mehrere Hunderte von Ratten und Mäusen sich ohne Eintrittskarte zum größten Entsetzen der Direction und des Publikums in's Parterre begaben, die da ihr Heil vor den immer mehr steigenden Fluthen suchten.

Zu Abington in England hat sich vor einigen Tagen ein merkwürdiger Wahlunfall begeben. Zwei Bewerber waren vorgeschlagen, der Generaladvocat Thesiger und Herr Caulfield. Es war Stimmengleichheit eingetreten, eine Stimme mehr oder weniger konnte den Ausschlag geben. Einer der Wähler, der für Caulfield stimmen sollte und wollte, war zu Boulogne. Man schickte einen Boten an ihn, er war aber nach Paris abgereist. Auch dort suchte man ihn auf, er kehrte zurück und gab seine Stimme, aber zum Unglücke gab er sie in der Zerstreuung dem Generaladvocaten. Das Lustigste dabei ist, daß er die ganze Reise auf Kosten Caulfield's gemacht hatte.

Aus der Moldau wird eine eigenthümliche Art von Bestrafung der Majestätbeleidigung berichtet. Der Bojar Ghika in Roman hatte den Fürsten Stourdza einen Räuber genannt; Versuche, ihn zur Genugthuung zu bewegen, wurden brutal zurückgewiesen. Darauf reiste der Minister mit dem Metropoliten unter dem Schutz einer bedeutenden Abtheilung Kosaken nach Roman, ließ die Popen zusammenrufen, die Glocken läuten, den Bojaren Ghika in die Kirche bringen und in seinem und der Gemeinde Beisein eine Messe „für seinen Verstand“ lesen. Der Bojar wurde darauf in ein nahes Kloster abgeführt.

Schach-Aufgabe Nro. 59.

Aus der illustrirten Zeitung.



Auflösung der Schachaufgabe Nro. 58.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von F 4 auf E 4 †	König von E 6 auf F 5.
Roß „ D 5 „ E 3 †	„ „ F 5 „ G 5.
Läufer „ G 3 „ F 4 †	„ „ G 5 „ H 4.
„ „ F 4 „ G 5 †	„ „ H 4 „ H 3.
Thurm „ G 2 „ G 3 †	„ „ H 3 „ H 2.
Roß „ E 3 „ G 4 †	„ „ H 2 „ H 1.
Thurm „ G 3 „ G 1 †	Dame „ B 1 „ G 1. † und matt.



Raymund Lullius.

Historische Original-Novelle von Wilhelm Wolfner.

Etwa dreißig Leguas von der Hafenstadt Valenzia entfernt, ragen aus dem glatten Spiegel des mittelländischen Meeres zwei sporadische Inselgruppen empor, deren wildzerklüftete Gebirgszüge und Basaltformationen auf vulkanischen Ursprung schließen lassen. Es sind die Balearen und Pithyusen, die, beiläufig aus sechs oder sieben einzelnen Eilanden bestehend, das spanische Königreich Majorka bilden. — In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, hatten die Römer diese Inseln inne; später nahmen sie die Vandalen und Mauren in Besitz, denen sie endlich Jakob I., König von Arragonien 1220—1234 entriß. — Die größte unter denselben ist Majorka, ein reizend gelegenes, malerisches Eiland, das von Westen nach Osten, von einem ziemlich hohen Gebirgsstocke durchschnitten, sich langsam nach Süden und Norden gegen die herrlichen Ufer des mittelländischen Meeres abstuft. — Die unter 45 Grade nördlicher Breite bereits herrschende, drückende Hitze wird hier durch erfrischende Seewinde und durch die Strömungen des atlantischen Ozeans, der seine donnernden Wogen durch die Meerenge von Gibraltar in das mittelländische Meer stürzen läßt, sehr gemildert, und das hiedurch erzeugte sanfte Klima, verbunden mit der subtropischen Vegetation, die schon hier ihre unbeschreibliche Farbenpracht und Formenfülle zu entfalten beginnt, machen dieses Eiland zu einem ewigen Frühlingsgarten! —

In der Mitte des dreizehnten Jahrhundertes — ein Zeitraum, in welchem unsere Erzählung spielt — war Palma die einzige Stadt von Bedeutung in dem ganzen Königreiche. Man konnte hier zu jeder Jahreszeit, Nationen aus drei Welttheilen, aus Europa, Asien und Afrika, in ihren mannigfaltigen, heterogenen Trachten, Physiognomien und Mundarten antreffen; denn da die Insel in kurzen Zwischenräumen von verschiedenen Völkern in Besitz genommen ward, und überdies schon durch ihre Lage zwischen Europa und Afrika, zu einem natürlichen Concentrations- und Stappelplatze dieser beiden Welttheile gebildet wurde, so konnte es nicht fehlen, daß ihre Bevölkerung nach und nach jene Mischung von Nationalitäten annahm, wie wir dergleichen noch heut zu Tage in großen See- und Hafenstädten antreffen. — Die Stadt selbst war zu jener Zeit bedeutend größer und blühender als gegenwärtig, und zog sich längs eines hohen Gebirges hin, das gegen Süden eine natürliche Befestigung darzustellen im Stande war, und auch in Wirklichkeit, zu Ende des vorigen Jahrhundertes, als die Engländer die Insel inne hatten, von ihnen nach allen Regeln der Strategie zu Wällen und Casematten umgebildet wurde. —

Es war am Weihnachtsabende des Jahres 1260, als zwei Männer durch die Rua Cetinga, eine der entlegensten und engsten Straßen von Palma, in etwas schnellerem Schritte dahin eilten, und nach dem ziemlich steilen, nördlichen Abhange des Stantaloberges einlenkten, der sich gegen Süden an das sogenannte Marocco-Stadtviertel anlehnte, und dessen Halde mit zierlichen Villen und Sommerhäuschen bedeckt war. — Trotz der vorgerückten Jahreszeit — man zählte den vier und zwanzigsten Dezember — hatte der Himmel und der nördliche, durch den glatten Spiegel des mittelländischen Meeres begrenzte Horizont, nichts weniger als ein winterliches Aussehen; denn in diesen Breitegraden ist Kälte und Schnee schon ein seltenes Naturphänomen. Die Erde ist während des ganzen Jahres in ein intensives Grün gekleidet, und der Duft von tausend Blumen durchzittert die durchsichtige, nur selten durch Wolken getrübte Atmosphäre. —

Es mochte ohngefähr eilf Uhr sein. Der Mond stieg langsam aus dem Meere empor, und warf seinen blassen Schein auf die zwei Männer, die, im vertraulichen Gespräche begriffen, sich immer mehr einem Felsenvorsprunge näherten, an dessen Fuß sich eine kleine, unscheinbare Hütte, aus Brettern zusammengesetzt, befand. — Der Eine von ihnen, fremdländisch gekleidet, mochte ohngefähr die Fünfzig überschritten haben. Er war von gedrungener untersetzter Statur, und trug einen, der griechischen Chlamyde ähnlichen, dunklen Mantel aus Kameelhaaren, und eine Art dreieckigen Hutes aus demselben Stoffe, der gleich einer Kapuze mit dem Mantel zusammenhing, und von rückwärts über den Kopf geschlagen werden konnte. — Statt der in diesen Gegenden gebräuchlichen Sandalen, waren seine Füße mit leichten, aus Bast geflochtenen Schuhen bekleidet, und von dem Gürtel, der den Mantel in der Hüftegegend zusammenhielt, hing ein kurzes, scharfes Schwert, das eher einem langen Dolche glich, herab. — Diese seltsame Tracht, verbunden mit dem weißlichen, blassen Teinte, ließen vermuthen, daß der Norden und nicht der Süden. das Vaterland des Fremden sei. Und es verhielt sich in Wirklichkeit so. Das entferntere kältere England, und zwar das Städtchen Ilchester in der Grafschaft Somerset, war der Geburtsort Roger Baco's, des gefeierten Franziskanermönches und Doktor's, den eigenthümliche Verhältnisse und Schicksale, am Weihnachtsabende des Jahres 1260 nach Palma auf der Insel Majorka im mittelländischen Meere geführt hatten. —

Der Begleiter dieses ausgezeichneten Gelehrten, dem seine Zeitgenossen, und mit Recht, den Ehrennamen **Doctor mirabilis** beilegten, war ein hochgewachsener Mann, in der schönen Tracht eines castilischen Baccalaureus. Er schien durch die hagern Gesichtsmuskeln,

durch die stark hervortretenden Jochbeine und tiefliegenden Augen, bedeutend älter zu sein, als es in der That der Fall war, denn er zählte noch kaum fünf und zwanzig Jahre; allein er äußerte in seinem Gespräche, in Gang und Manieren, eine für dieses Alter höchst seltene und merkwürdige Ruhe und Würde. — Er hieß Arnoldus Bachonene, oder wie man ihn seines Geburtsortes halber in ganz Palma nannte, Arnoldus Villanovanus, und hatte als ein ausgezeichneter Alchymist, Adept und Arzt schon in diesem jugendlichen Alter einen europäischen Ruf erlangt. —

Die beiden Männer waren jetzt bei der Hütte angelangt, und Arnoldus schlug mit einem kleinen hölzernen Hammer dreimal an die Thüre.

„Wo führst du mich denn eigentlich hin?“ fragte Roger, einen Blick um sich werfend, seinen Begleiter; „ich habe, im Gespräche vertieft, gar nicht auf den Weg geachtet.

„In mein Laboratorium, edler Herr und Meister!“ entgegnete Arnoldus. „Ihr wundert Euch vielleicht über die Abgeschiedenheit des Ortes? Auch bei uns in Spanien darf die göttliche Wissenschaft der Alchymie nicht frei betrieben werden! Aberglaube, Fanatismus und Vorurtheil vereinigen sich insgesammt, mich und meinen Schüler Raimund als Schwarzkünstler und Zauberer zu bezeichnen, und ich sah mich gezwungen, hier, in einer Höhle des Stantalo, mein Laboratorium einzurichten.“

„Da bist du noch viel besser daran als ich,“ entgegnete Roger mit einem bittern Lächeln; „du bist frei, kannst in der göttlichen Kunst Ersatz und Trost für die Anfeindungen der Menge suchen, aber ich — “

„Jetzt seid auch Ihr frei,“ entgegnete Arnold, ihn unterbrechend; „denn bis nach Palma wird man Euch nicht verfolgen; und überdies steht Peter von Arragonien gerade jetzt mit Papst Nikolaus nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße; denn wie mir Raimund gestern mittheilte, soll Se. Majestät die Bischöfe von Sarragossa und Hueska ihrer Würden entsetzt, und ihre Güter eingezogen haben; ein Gewaltstreich, der jedenfalls auf kein freundschaftliches Verhältniß mit dem Papste hindeutet.“

„Dir scheinen die Motive dieser Güterconfiszirung und Absetzung der beiden Bischöfe nicht bekannt zu sein, lieber Bachonene!“ entgegnete Roger, mit dem jungen Adepten gleichzeitig in die sich nun öffnende Thür der Hütte tretend; „denn sonst würdest du nicht so sprechen! Der König hat im Auftrage des Papstes gehandelt. Die beiden Bischöfe haben nämlich gegen die Errichtung des Dominicaner-Inquisitionstribunals protestirt, und sie haben diesen Protest mit ihren Stellen und Würden zu büßen.“

„Wer hat Euch mit diesen Thatsachen bekannt gemacht?“ fragte Arnold verwundert.

„Ein päpstlicher Nuntius, der sich mit mir auf der Gallione befand, die mich gestern von Palermo hierherbrachte,“ entgegnete Roger.

„Ein päpstlicher Nuntius?“ rief Arnold, mißmuthig den Kopf schüttelnd; „was will der in Palma? Sind wir durch die Inquisition nicht schon genug beengt?“

Roger blieb ihm die Antwort auf diese Frage schuldig, und trat in ein kleines Vorzimmer, in welchem sich außer einem Kamine, weiter nichts als einige große Bottiche mit Wasser befanden. Aus diesem Vorzimmer schritten nun die beiden Freunde durch eine kleine, verborgene Thür in eine Höhle, welche sich tief in den Felsenvorsprung hinein erstreckte, und das eigentliche Laboratorium des jungen Adepten repräsentirte.

Die Höhle mochte ohngefähr 15 Fuß hoch, 50 Fuß lang und 20 Fuß breit sein, und wurde durch 4 große Lampen, die von der Decke herunterhingen, zur Genüge erhellt. Auf einer Art Brüstung war im schwarzen Basalte der Herd ausgehauen, dessen Kamin eine natürliche, ziemlich weite Spalte im Felsen vorstellte. Längs dem Herde zog sich ein hölzerner Schrank hin, in welchem eine Menge chemischer Instrumente und Geräthschaften in größter Ordnung aufgestellt standen, und in einer kleinen, im Felsen gehauenen Nische befanden sich mehrere gläserne Flaschen mit farbigen Tincturen, deren Namen mit arabischen Charakteren auf Etiquetten geschrieben waren.

Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, und vor demselben saß in einem Lehnstuhle ein junger Mann von hohem Wuchse, die Arme gekreuzt, und mit stieren Blicken die züngelnden Flammen betrachtend, welche um eine gläserne, mit einer klaren Flüssigkeit gefüllte Retorte spielten, und die von Zeit zu Zeit von einem kleinen Neger mittelst eines Federfächers angefacht wurden.

Der junge Mann, dessen Gesichtszüge den Stempel hoher Intelligenz und eiserner Charakterfestigkeit an sich trugen, konnte füglich als das Prototyp männlicher Schönheit gelten. — Obgleich reinem castilischem Blute entprossen, war sein Teint nichts destoweniger von alabasternem Glanze, und jene Hagerkeit, welche den Spaniern und überhaupt den südlichern Nationen eigen, hatte bei ihm einer Formenfülle und Muskelelastizität Platz gemacht, wie wir dergleichen nur in dem meisterhaften Kunstgebilde eines Apollo vom Belvedere zu bewundern Gelegenheit haben. Was jedoch seiner Gestalt den wahren Typus griechischer Schönheit und plastischer Idealität verlieh, war die ausgezeichnet hohe Stirn, welche sich fast in einen Winkel von 90 Graden über einem Paare intensivschwarzer Augen wölbte, in denen wohl die verzehrende südliche Glut, aber auch der zitternde Glanz der Unschuld und Seelenreinheit zu lesen waren. — Sein Anzug war eines vornehmen Hidalgo's vollkommen würdig, und in Wahrheit war seine Familie, wenn auch nicht von höherem Adel, doch eine der angesehensten und reichsten auf der ganzen Insel.

Er war der einzige Sohn des Juan Fernandez Lullius, der in Palma die Würde eines Oberalkalden, und nebenbei auch die eines geheimen Emissärs der damals in Spanien auftauchenden Inquisition bekleidete. Der junge Raimund hatte bereits in seinem achtzehnten Jahre auf der Universität zu Salamanka den Doctorstitel erlangt, und bei seiner Rückkehr nach Palma warf er sich mit allem Eifer auf die zu jener Zeit im höchsten Grade florirende Wissenschaft der Alchymie. Arnoldus Bachonene, der Anfangs in Barzelona die Stelle eines Professors der Medizin bekleidete, allein später als Zauberer und Adept seiner Würde entsetzt wurde, ward sein Lehrer, und die beiden jungen Männer — sie mochten ohngefähr von gleichem Alter sein — betrieben nun in Geheim ihre mystischen, alchymistischen Studien und Experimente.

Wie aus den träumerischen Zügen Raimunds zu schließen war, schien sich sein Geist jetzt gerade nicht mit den Erfolgen seines gegenwärtigen Versuches zu beschäftigen, denn schon hatte die klare Flüssigkeit in der Retorte sich in eine schwarze, schäumende verwandelt, und ergoß sich unter Zischen aus dem engen Halse in die Flamme, ohne daß der junge Mann auch nur den geringsten Versuch gemacht hätte, dieses Überschäumen zu verhüten. — Roger und Arnold waren indeß in der Höhle bis zum Herde vorgeschritten; doch kaum hatte letzterer einen Blick auf die Retorte geworfen, als er mit dem Ausrufe: „Raimund! was beginnst du?“ einige Hände voll Sand auf die Flamme warf, die augenblicklich nach dieser Manipulation erlosch.

Der junge Mann hatte sich aus seinem Lehnstule erhoben, und begrüßte mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit seinen Meister und den ihm unbekannten Roger Baco.

„Fantastische Träumereien und Liebesfaseleien waren von jeher Antagonisten der Wissenschaft,“ nahm Roger mit einem unmerklichen Lächeln das Wort, dabei seine Hand vertraulich auf Raimund's Schulter legend; „ich rathe Euch daher, mein lieber Freund! entweder Euere Liebe oder die Alchymie aufzugeben; denn beide lassen sich nicht gleichzeitig pflegen! Entschuldigt, wenn ich im Mentorstone mit Euch spreche; Ihr kennt mich wohl nicht persönlich, doch wie ich aus diesem, vor Euch liegenden Pergamente schließe, scheinen Euch meine Arbeiten über Alchymie nicht unbekannt zu sein!“

„Also Ihr seid der hochberühmte und gefeierte Roger Baco?“ rief Raimund erröthend, „verzeiht, wenn ich die, einem so großen Manne geziemende Ehrenbezeigung, hintansetzte.“ —

„Laßt es gut sein,“ fiel ihm Roger in die Rede, „ich bin hier in Palma nichts anderes, als ein arabischer Doctor; Euer Freund

Digitized by Google

und Lehrer Arnold wird Euch schon die Ursache meiner Namens- und Standesänderung mittheilen; aber warum Ihr, mein junger Freund! von dessen ausgezeichneten Fähigkeiten ich bereits in England vernommen habe, auf der Bahn des Wissens und der Forschung stille zu stehen beginnen wollt, ist mir unbegreiflich!"

„Wie meint Ihr das?" fragte Raimund, seine Verlegenheit zu bemeistern suchend.

„Wie ich das meine?" entgegnete Roger lachend, „**si lubido possidet, ea dominatur, animus nihil valet!** sagt schon Salustius, und daß Euch eine Leidenschaft beherrscht, habe ich bei meinem Eintritte in diese Höhle augenblicklich errathen. Ich bin zwar weder ein Zauberer, obwohl ich dieses Verdachtes halber zehn Jahre in den Kerkeen von Oxford schmachtete, noch irgend ein überirdisches Wesen; doch meine Nase oder vielmehr ihre Geruchsfibern, besitzen eine ausgezeichnete Divinationsgabe! Ihr staunt? Ihr schaut mich verwundert an? — Woher rührt dieser penetrante, stechende Geruch hier? Es sind die cimmerischen Schatten, die dem Rachen des rothen Löwen entstiegen; statt im Kolben aufgefangen zu werden, sich mit der athmosphärischen Luft um uns her vermischt haben! Wo waren Euere Gedanken, als das geschmacklose Phlegma sich in den rothen Löwen verwandelte *)? Junger Mann! ermannet Euch — laßt Euere Leidenschaft fahren, sonst seid Ihr für die Wissenschaft verloren!"

„Ihr habt Recht, edler Herr und Meister!" nahm Arnoldus das Wort, „seine Unachtsamkeit, oder vielmehr eine, ihn bereits seit einem Monate beherrschende Leidenschaft, hat uns heute einen großen Verlust zu Wege gebracht! Die göttliche Panacée, der Stein der Weisen, ist neuerdings dahin! Raimund, Raimund! was hast du begonnen? Am Weinachtsabende nur, sagt Albertus Magnus in seinem: **de mirabilibus mundi**, ist die Quintessenz zu erringen, — wir müssen nun wieder ein ganzes, langes Jahr warten!"

„Und welches Ird tritt gegen das Phlegisten *) deines Schülers in die Schranken?" fragte Roger, mit theilnahmsvollen Blicken die vollendete männliche Schönheit Raimunds betrachtend.

„Eine hochgestellte Dame, edler Herr und Meister!" entgegnete Arnold, ohne auf die abwehrenden Mienen Raimunds Rücksicht zu nehmen; „sie heißt Señora Ambrosia del Castello."

„Und wird seine Liebe erwiedert"

„Ich zweifle, denn die Doña scheint ihn kaum zweimal gesehen zu haben; überdies stellt sich eine unübersteigbare Kluft seiner Liebe entgegen — er kann in dieser Leidenschaft nicht glücklich sein!

„Und warum?" fragte Roger neugierig, „ich glaube, daß seine Wahl einen würdigen Gegenstand getroffen?"

„Verzeiht, wenn ich Euch nichts Näheres darüber mittheilen kann — mich bindet ein Eid! Selbst ihm, dem Betheiligten und Bedauernswerthen, darf ich keinen nähern Aufschluß geben, so sehr er jeden Tag mich auch mit Bitten bestürmt."

„Und Ihr leistet den Warnungen und dem Rathe Eures Freundes und Lehrers nicht Folge?" wandte sich Roger an Raimund, der indessen die Geräthschaften vom Herde weggeräumt, und einen kurzen hochrothen Mantel aus Seidensammt umgeworfen hatte.

„In allen Punkten, edler Herr!" entgegnete der Gefragte, sich verbeugend, „komme ich seinen Wünschen und seinem Rathe nach; nur nicht in diesem! Hier scheitert alle Philosophie, alles Wissen — hier ist der freie Wille einer stärkern Macht unterlegen. Ich liebe mit aller Glut und Tiefe — und muß wieder geliebt werden!"

„Und Ihr müßt wieder geliebt werden?" rief Roger lächelnd, „daran erkenne ich die erste Liebe, die Weltbezwingerin! Doch, wenn mich meine Erfahrung und Menschenkenntniß nicht täuschen, so werdet Ihr nach einigen Jahren anders sprechen! — Laß ihn gewähren, Arnold! dieser Kopf" — bei diesen Worten gleichsam segnend seine Hand auf Raimunds Haupt legend — „wird nicht für immer nur Liebesgedanken hegen; bald wird er das Nichtige dieser Leidenschaft einsehen, und mit erneuter Lust sich in die Arme der Wissenschaft werfen!"

Raimund hatte während des Gespräches mehremale ungeduldig nach einer Sanduhr hingeblickt, die auf dem Herde in einem Winkel stand. Jetzt war nur noch eine dünne Schicht Sandes abzurinnen und er gürtete rasch seinen Degen um.

„Wohin eilst du?" fragte ihn Arnold verwundert.

„Es ist gleich Mitternacht," entgegnete Raimund, seinen Federhut ergreifend, „und du vergißt, daß wir heute Weihnachtsabend haben — ich muß zur Mette."

„Oder zur Doña?" nahm Roger mit schalkhafter Miene das Wort, „sie wird wahrscheinlich ebenfalls in der Kirche sein? oder ist sie vielleicht weniger fromm als Ihr?"

Eine hohe Purpurröthe hatte Raimunds Antlitz übergossen, und er entgegnete: „Mich ruft zwar eine wichtige Angelegenheit zur Kirche, denn ich werde heute daselbst zum Ritter des Alcantara-Ordens eingeweiht; aber ich müßte lügen, wenn ich nicht gestehen wollte, daß ich auch die Doña dort zu sehen hoffe! Seit einem Monate harre ich schon dieser Nacht, dieser Stunde; sie ist da, darum nicht gezögert! Ich hoffe noch heute der Glücklichste der Sterblichen zu werden, denn ich muß sie sprechen! Lebet wohl, edler Herr! — Morgen sehe ich Euch wieder!"

Er hatte mit diesen Worten ehrerbietig einen Zipfel von dem Mantel Rogers geküßt, und verließ sodann eilenden Schrittes die Höhle.

„Ein vielversprechendes Genie, dieser junge Mann," nahm Roger nach einer Pause das Wort, „allein, es müssen sich erst die Schlacken vom reinen Metalle lösen. Ich hoffe, daß unter deiner Aufsicht dieser Läuterungsprozeß bald vor sich gegangen sein wird?"

„Ich thue mein Möglichstes" entgegnete Arnoldus, „denn ich liebe ihn wie meinen Bruder. Aber seine Fortschritte sind auch bewundernswerth. Denket! er liest alle die arabischen Schriftsteller, den Avicenna, den Geber und Rhazes*) in der Ursprache, und sogar zu Euren philosophischen und alchymistischen Schriften hat er schon mehre ausgezeichnete Commentare geschrieben; erst seit einem Monate ist er etwas lauer. Diese unglückliche Leidenschaft macht ihn für alles Andere unempfindlich; doch ich hoffe, er wird bald von seiner Verblendung geheilt werden, und dann hat die göttliche Wissenschaft der Alchymie in ihm einen Stern erster Größe zu erwarten. — Aber jetzt, edler Herr und Meister! reden wir von Euren Angelegenheiten; Ihr habt mir noch nicht mitgetheilt, was eigentlich der Zweck Eurer Reise hierher ist?"

„Also wisse," entgegnete Roger mit gedämpfter Stimme, „zwei wichtige Angelegenheiten führen mich nach Spanien. Erstens bin ich vom Papste dem Könige als ausgezeichneter Arzt empfohlen, und zweitens soll hier in Palma der große Gelehrte Abenchysdo leben, und ich habe mit ihm im Auftrage meines Freundes Albertus Magnus zu sprechen."

Arnold winkte dem Negerknaben, die Höhle zu verlassen, und sah dann mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens seinen einstigen Lehrer und Meister an. „Papst Nicolaus, Eurer Todfeind, empfiehlt Euch dem Könige als Arzt?" rief er nach einer Pause in größter Verwunderung; „wie wagtet Ihr Euch nach Rom? Und durch welche Mittel habt Ihr Euch wieder das Wohlwollen Sr. Heiligkeit erworben?"

„Der Papst kennt meinen wahren Namen nicht," entgegnete Roger, „ich wurde ihm vom Sultan unter dem Namen Eben Abdallah als Arzt empfohlen, und da ich so glücklich war, ihn von einem langwierigen Halsleiden zu kuriren, so glaubte er mich nicht würdiger zu belohnen, als daß er mich ebenfalls an Peter von Arragonien empfahl."

„Und Ihr hofft in Wirklichkeit Se. Majestät wieder herzustellen?"

---

*) Hinsichtlich dieser mystischen Ausdrücke verweisen wir den geehrten Leser auf das Recept für die Panacée, in der Anmerkung zur dritten Abtheilung dieser Erzählung.

*) Es soll gleichsam heißen: welches irdische Element tritt gegen den Forschungsgeist deines Schülers in die Schranken?

*) Arabische Schriftsteller, die sich größtentheils mit der Alchymie beschäftigten und im neunten und zehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt lebten.

Digitized by Google

„Ich kenne noch nicht seine Krankheit,“ entgegnete Roger; „allein ich wollte sehen, was zu thun ist.“

„Und was wollt Ihr sodann beginnen?“

„Gelingt mir die Kur, so hoffe ich durch des Königs Vermittlung und Protection in Oxford wieder meine Professur zu erhalten; widrigenfalls reise ich zu meinem Freunde Albertus nach Cöln.“

„Und was habt Ihr mit dem großen Abenchvsko zu sprechen? Ich wohne seit drei Jahren in Palma und wußte nie, daß dieser Gelehrte sich hier aufhalte.“

„Er soll erst vor einem Monate hierhergekommen sein, und ich hoffte von dir nähern Aufschluß über seinen Aufenthalt zu bekommen.“

„Ich zweifle, edler Herr und Meister! daß er in Palma sei; denn nach dem letzten Mandate darf kein Jude seinen Fuß auf Spaniens Boden setzen, wenn er nicht allsogleich seiner Habe beraubt sein und hingerichtet werden will!“

„Und doch muß er hier sein,“ entgegnete Roger, „mein Begleiter, der päpstliche Nuntius, hat es mir vertraut. Er hat es vom Inquisitionstribunal zu Madrid erfahren.“

„Wie wollt Ihr denn seine Wohnung auskundschaften?“

„Ich weiß es nicht — vielleicht ist mir der Zufall günstig! Ich habe von ihm den berühmten Andreides für meinen Freund Albertus Magnus in Empfang zu nehmen.“

„Dieses Meisterstück menschlichen Geistes und Forschens? Diesen hölzernen lebenden Menschen?“ rief Arnold mit dem höchsten Ausdrucke des Erstaunens.

„Denselben,“ entgegnete Roger; „ich habe ihm dafür ein anderes Kunstwerk, ein Horometer (eine Uhr) zu übergeben, den ich dir morgen zeigen werde; doch, mein lieber Bachenone! es ist schon ziemlich spät und ich bin müde, laß uns in deine Wohnung gehen.“

„Wie es Euch beliebt, edler Herr und Meister!“ entgegnete Arnold, sich verneigend; „morgen will ich auf das Angelegentlichste Erkundigungen einziehen, ob der gelehrte Abenchvsko in Palma sich aufhalte, und wo er wohne.“ Mit diesen Worten löschte Arnoldus die Lampen aus, die von der Decke herunterhingen, schloß den Schrank, in welchem die Tincturen standen, und die beiden Männer verließen mit einander die Höhle. —

Indessen war es in den Straßen lebhaft geworden. Von den Thürmen tönten die Glocken durch die herrliche Nacht, und Groß und Klein strömte in die Kirchen, um dem feierlichen Acte der Mette beizuwohnen. Auf dem Prado jedoch war das lebhafteste Wogen und Drängen; denn da erhob sich die prächtige Skt. Hubertuskirche, mit ihrer hohen Kuppel, und heute sollte den andächtigen Bewohnern von Palma in derselben ein merkwürdiges, religiöses Schauspiel vorgeführt werden. Raimund hatte nämlich die Geburt des Heilandes in beweglichen, plastisch-mechanischen Figuren ausgeführt, und während der Mette sollte die versammelte Menge, durch die Aufstellung dieses Kunstwerkes, zu heiligerer Andacht und Frömmigkeit gestimmt werden.

Während nun Alles, theils aus Neugierde, theils aus Theilnahme für das Kunstwerk und dessen Fertiger, sich nach dem Portale der Kirche hindrängte, öffnete sich in einer Seitengasse unweit dem Prado die Thüre eines ziemlich unansehnlichen Hauses, und heraus schritten zwei Gestalten, deren Gesichtszüge in der schmalen, dunklen Gasse kaum zu unterscheiden waren.

„Halte dich nur fest an meiner Seite,“ wandte die zuerst aus der Thür tretende sich zu der andern Gestalt im geläufigen Arabisch, „und lüfte auf keinen Fall deinen Schleier.“

„Aber Vater, wenn man uns dennoch erkennt?“ entgegnete mit unnennbar lieblichem Schmelze eine weibliche Stimme.

„Fürchte nichts,“ beschwichtigte sie ihr Begleiter, dabei sie näher an sich ziehend, „wir sind zu gut verkleidet! — Ich würde keineswegs mit dir die Kirche dieser Nazarener betreten, wenn ich nicht das Kunstwerk, das die Geburt Christi vorstellen soll, sehen wollte. Es soll eine ausgezeichnete mechanische Kunstfertigkeit verrathen.“

„Wer ist denn der Künstler davon?“ fragte das Mädchen mit unverhohlener Theilnahme.

„Raimund Lullius, der junge Alchymist.“

„Derselbe, der die **aqua terrestris** und **indurativa** entdeckte?“ [1])

„Derselbe, meine Tochter! er scheint einst ein großer Gelehrte werden zu wollen; doch jetzt stille, wir nähern uns dem Prado.“

Sie waren nun bei dem Portale der Kirche angelangt, und man konnte auf dem vom Monde erhellten Platze jetzt deutlicher die Tracht der beiden geheimnißvollen Gestalten unterscheiden. Sowohl das Mädchen als ihr Begleiter waren in weite Tuniken gekleidet. Ein Turban von feuergelber Seide wand sich jedoch um den Kopf des Mädchens, über welchem, auf einem Aufsatze von Straußfedern, ein schwarzer Schleier herabfiel, während ihr Vater eine dreieckige Minoritenkappe trug, in welcher ein blutrothes Kreuz eingenäht war. Ein schneeweißer langer Bart fiel ihm bis auf die Brust herab, und umrahmte ein Antlitz, das wohl von Leiden schon stark gefurcht, nichtsdestoweniger den Ausdruck der tiefsten Seelenruhe in seinen Zügen zur Schau stellte. Eine breite, bauschige Binde hielt die Tunika in der Lendengegend zusammen, und während die rechte Hand des Greises nachlässig in den Falten derselben spielte, und einen kleinen blitzenden Dolch mit goldenem Griffe verbarg, hielt er mit seiner Linken das Mädchen, deren Gesichtszüge durch den doppelten Schleier verborgen waren, fest, und schritt mit ihr durch das Portal in das Schiff der Kirche. — Dieses immense Gebäude war ein Meisterstück maurischer und altitalischer Baukunst. Sechzig dorische Säulen aus parischem Marmor trugen das flachgedrückte und mit ausgezeichneten Gemälden bedeckte Gewölbe, und bildeten zu beiden Seiten zwei Reihen Gallerieen, die in der Nähe des Hauptaltars zu Logen für den Adel Palmas eingerichtet waren. Zwölf Obelisken, aus Serpentinstein gehauen, und an ihren Sockeln mit Skulpturen bedeckt, die Szenen aus dem Leben der Heiligen darstellten, standen in einem Halbkreise zu beiden Seiten des Altars, und von ihren blitzenden goldenen Knäufen pflegten sonst große, herrliche Gemälde herunter zu hängen; allein heute waren dieselben abgenommen, und zwischen je zwei derselben waren Gerüste aufgeschlagen, auf welchem das Schauspiel, die Geburt Christi, dargestellt werden sollte. —

Der Unbekannte, der seiner Kleidung nach zu urtheilen, ein Ordensbruder der Minoriten zu sein schien, hatte mit seiner Tochter an einer Säule unweit dem Altare Platz genommen, und beide harrten des bald zu beginnenden feierlichen Aktes. — Jetzt trat der Bischof von Palma hinter einem himmelblauen, und mit goldenen Blumen durchwirkten Vorhange hervor, und vom Chore erscholl das **Te deum laudamus** hundertstimmig, in Begleitung vieler Streich- und Blasinstrumente. Die sechs Gerüste zwischen den zwölf Obelisken waren noch mit Gardinen verhangen; allein, während der Bischof das Kapitel von der Geburt des Heilands im Evangelisten Matthäus verlas, fiel die Musik mit einem sanften Adagio ein, und die Gardinen rauschten in die Höhe. Alles sank auf die Kniee und wandte die Blicke auf das nun zu beginnende Schauspiel. — Die Hirten, die drei Weisen aus dem Morgenlande, die heilige Mutter Gottes und das Christkindlein waren in halber Lebensgröße auf dem Gerüste zur Schau dargestellt. Alles war beweglich, die Bäume rauschten, der Mond stieg hinter einem blauen Gewölke langsam empor, und am azurnen Horizonte erblickte man den Stern, dem die drei Weisen folgten, in herrlichem funkelndem Glanze. — Doch nicht allein das Auge war von der meisterhaften Ausführung der Figuren, ihrer Tracht und den herrlich gemalten Decorationen entzückt, auch dem Ohre war ein Hochgenuß bereitet; denn aus den Bäumen und den Gesträuchen erscholl der schmelzende Gesang der Nachtigall; man vernahm das Blöcken der

---

[1]) Nach Thénard sollen die Alchymisten die Salpetersäure und das Königswasser unter dieser Benennung verstanden haben.

Digitized by Google

Heerden, das Bellen der Hunde, den Ruf des Kukuks, und aus weiter Ferne ertönte in verschwimmenden Accorden der Lobgesang der Engel, die auf Rosenwölkchen schwebend, den Hintergrund des letzten Gerüstes schloßen.

Sämmtliche Anwesende, sowohl das Volk im Schiffe der Kirche, als der Adel in den Logen, waren von der ausgezeichneten Ausführung dieses Kunstwerkes entzückt, und als endlich die Gardinen niedergelassen wurden, und der Bischof den 136ten Psalm in lateinischer Sprache recitirte, erschell ein beifälliges Gemurmel durch die weiten Hallen des großen Gebäudes. — Die meiste Theilnahme jedoch schien eine Doña von blendender Schönheit, in einer der Hauptlogen neben dem Altare, an diesem Schauspiele genommen zu haben; denn sie hatte sich mehremale von ihrem Sitze erhoben, und mit halbem Leibe aus der Loge herausgeneigt, um ja nicht die kleinste Bewegung der Figuren zu übersehen. Jetzt wandte sie sich zu ihrer Dueña, einer ältlichen Dame, und fragte sie mit gedämpfter Stimme:

„Also Raimund Lullius, der Sohn des Oberalkalden, ist der Verfertiger dieses herrlichen Kunstwerkes?“

„Ja, edle Doña!“ entgegnete die Angeredete, „derselbe, von dem Ihr bereits zwei Liebesbriefe erhalten habt.“

Ein schmerzvoller Seufzer entfuhr den Lippen der jungen Dame, und sie fuhr mit der Hand langsam über ihren Busen, der gegen die damalige Mode mit einem dichten Shawle von Vicunnawolle bedeckt war, und die ganze Taille, bis hoch an den alabasternen Hals hinauf, verbarg.

„Ich bin das unglücklichste Wesen der Schöpfung!“ fuhr sie sodann, zu ihrer Begleiterin gewendet, fort, „ich darf nie lieben, — und werde nie geliebt werden!“

„Entschlagt Euch dieser Gedanken, Señora!“ entgegnete die Dueña sanft, ihre Rechte ergreifend, „denn Ihr werdet geliebt, wie noch kaum ein Mädchen geliebt wurde! Dieser junge Mensch lag vor mir auf den Knieen, und beschwor mich bei allen Heiligen, ihn nur auf zwei Minuten zu Euch zu lassen! Ich fühlte das tiefste Mitleid über seinen Schmerz, doch auf Euer ausdrückliches Gebot durfte ich ihn nicht verlassen.“

„Du thatest Recht,“ entgegnete die Doña, neuerdings mit der Hand über den Busen fahrend, „ich darf Niemand lieben, ich —“

„Sehet,“ fiel ihr die Begleiterin in die Rede, „was drängen sich die Leute plötzlich in dem Schiffe aus einander?“

Die junge Dame neigte sich aus der Brüstung der Loge etwas hervor; doch kaum hatte sie einen Blick nach der Richtung des Hauptportales geworfen, als sie mit einem leisen Schrei auf ihren Sitz zurücksank. „**Santissima Maria!**“ rief sie, „Er ist's!“

Indessen hatte sich die Menge im Schiffe der Kirche in zwei Reihen gestellt, und staunte mit beifälligem Gemurmel einen Reiter von hohem Wuchse an, der langsamen Schrittes auf einem feurigen Andalusierhengste gegen den Hauptaltar hinritt, dabei seine glühenden Blicke über die Logen hinschweifen lassend! — Es war Raimund Lullius, der junge Adept, der heute zum Ritter des Alcantaraordens eingeweihet werden sollte [1]). Er trug einen blitzenden Panzer, einen ciselirten Degen von damaszener Stahl, einen vergoldeten Helm mit wallendem Federbusche und ein dreieckiges Schild, in welchem drei Kreuze — das Wappen und Symbol des damaligen Alcantaraordens — im blauen Felde eingegraben waren. Jetzt war er bis zum Altare vorgedrungen, wo ihn der Bischof von Palma mit einem feierlichen: „**Dominus vobiscum**“ empfing. Er stieg sodann von dem ungeduldig stampfenden Rosse und kniete an den Stufen des Altares nieder.

Wir übergehen die Beschreibung der nun folgenden feierlichen Ceremonien der Einweihung, und wenden unsere Aufmerksamkeit zweien Männern zu, die in einer Loge, unweit dem zweiten Altare, in leisem Gespräche mit einander begriffen waren. — Der Eine von ihnen war durch seine Tracht sogleich als päpstlicher Nuntius zu erkennen, während der Andere, noch ein Mann in den besten Jahren, seiner Kleidung und dem Saint Jago-Ordensbande nach zu schließen, wenn auch nicht vom hohen Adel, doch wenigstens ein Escuderos zu sein schien. Es war Juan Fernandez Lullius, der Vater unseres Helden, und Oberalkalde in Spanien.

„Also dieser junge Mann ist Euer Sohn?“ wandte sich der päpstliche Nuntius, von dem Fenster der Loge wegtretend, zu dem Alkalden.

„Ja, Reverendissimo! ich bin so glücklich sein Vater zu sein,“ entgegnete Juan, sich verneigend.

„Derselbe, der in Salamanka mit achtzehn Jahren den Doktorstitel erlangte?“

„Derselbe.“

„Derselbe?“ wiederholte der Nuntius, die Augenbrauen runzelnd; „wie mir von dem Inquisitionstribunal mitgetheilt wurde, soll er sich mit Alchymie beschäftigen?“

„Was fällt Euch ein, hochwürdigster Herr!“ rief der Alcalde erschrocken, „er ist ein treuer Anhänger und Verfechter unserer heiligen Kirche. Wäre er sonst Ritter des heiligen Alcantaraordens geworden?“

„Nun, nun, seid ohne Sorgen,“ entgegnete der Nuntius, ihn beschwichtigend, „ich habe keinen decisiven Auftrag, nähere Erkundigungen über sein Treiben und Leben einzuziehen und will dem Vater, dem Emissär des Inquisitiontribunals“ — die letzten Worte stark betonend — „glauben; doch habt Ihr keine nähere Nachrichten von dem Ketzer, Zauberer und Juden Abenchusko eingezogen?“

„Nicht die Geringsten, Reverendissimo!“ entgegnete der Alcalde, „er hält sich zuverläßig nicht in Palma auf; meine Spione würden ihn sonst ausgekundschaftet haben.“

„Euere Spione taugen nichts,“ entgegnete der Nuntius, mißmuthig den Kopf schüttelnd, „denn der Jude ist zuverläßig und zwar seit einem Monate in Palma! Habt Ihr seine Personalbeschreibung?“

„Nein, hochwürdigster Herr!“

„Hier ist sie, und wenn Euch die Gunst und die Gnade Sr. Heiligkeit nur Etwas am Herzen liegt, so wendet alle Mittel auf, dieses Ketzers habhaft zu werden.“

„Ich werde mein Möglichstes thun,“ entgegnete der Alcalde, sich verbeugend; „doch sehet, hochwürdigster Herr! so eben erhält mein Raimund den Ritterschlag und Friedenskuß!“ — Er war bei diesen Worten mit dem päpstlichen Nuntius an das Fenster der Loge getreten und die beiden Männer sahen dem solennen Acte der Einweihung zu.

Die Menge aus den Bänken und dem Schiffe der Kirche hatte sich zu dem Altare hingedrängt, um die geweiheten Rosenkränze und Kreuze, die ein jeder neu eingekleidete Ordensritter austheilen mußte, in Empfang zu nehmen. Der Unbekannte in der Minoritentracht und seine Tochter blieben jedoch auf ihrem Platze, an eine Säule gelehnt, stehen. Dieses an und für sich unscheinbare Ereigniß war aber dem Auge des päpstlichen Nuntius nicht entgangen. Er neigte sich rasch mit halbem Leibe aus der Loge heraus, und fixirte mit stechendem Blicke den Fremden. — „Er ist's!“ murmelte er plötzlich, die Hand des Alcalden ergreifend.

„Was meint Ihr, Reverendissimo?“ fragte Juan verwundert.

„Der Jude ist in der Kirche!“ entgegnete der Nuntius mit gedämpfter Stimme. „Seht Ihr dort an der Säule den Minoriten? Es ist Abenchusky, seine Tochter steht neben ihm. Schnell zwei Alguazils, bevor sie uns entwischen!“

Der Alcalde eilte aus der Loge, und nach einigen Minuten sah man zwei Gerichtsdiener, sich durch die Menge Platz machend, dem Unbekannten leisen Schrittes sich nähern. Dieser hatte jedoch kaum einen Blick auf die zu beiden Seiten ausweichenden Leute geworfen, als er augenblicklich das Gefährliche seiner Lage errieth.

„Wir sind verrathen,“ murmelte er auf arabisch seiner Tochter in's Ohr, „rasch, fasse meinen Arm, wir müssen durch die Sacristei zu entkommen suchen!“ Allein er hatte kaum diese Worte gesprochen, als ihn schon die zwei Alguazils von rückwärts gefaßt hatten. Doch

[1]) Historische Thatsachen. Siehe: **Leçons sur la philosophie chimique par J. Dumas pag. 68.**

Digitized by Google

mit Blitzesschnelle entwand er sich ihren Händen, und in einer Secunde lagen die Gerichtsdiener als zwei Leichen zu seinen Füßen.

Der Nuntius hatte den kurzen Kampf von der Loge aus mit angesehen, und da er sein Opfer neuerdings zu verlieren fürchtete, rief er mit donnernder Stimme: „**Un judio es en la iglesia!**“ (Ein Jude ist in der Kirche.)

„**Un judio? un herege? un heresiarca? Donde? de que parte?**“ (Ein Jude? ein Ketzer? ein Erzketzer? Wo? auf welcher Seite?) erscholl es plötzlich tausendstimmig in der Kirche.

„**El fray mènor y la doncella! cerca de la Eucaristia, a la izquierda!**“ (Der Minorit und das Mädchen links vom Altare!) schrie der Alkalde von der Loge herunter. Nun erhob sich ein Tumult, der dem Brausen des Meeres vergleichbar war. Alles stürmte nach der linken Seite des Altares. Tausend Hände erheben sich, tausend Dolche blitzten in der Luft und nach einigen Secunden war dem Juden sammt seiner Tochter der Ausweg versperrt.

Dieser hatte sich rasch hinter einen Obelisk geflüchtete. Hier ergriff er mit der einen Hand das zitternde und halbtodte Mädchen, und mit der andern holte er eine Kristall-Phiole aus den weiten Falten seiner Tunica, und spritzte deren Inhalt mit einem unverständlichen arabischen Fluche, über die Köpfe des immer mehr auf ihn losstürmenden Haufens.

Jetzt durchfuhr ein entsetzlicher, gräßlicher Angstschrei die weiten Hallen der Kirche; denn kaum hatte die ausgespritzte Flüssigkeit die brennenden Kerzen der herumhängenden Lampen berührt, als eine lodernde Feuersäule in flammendem Zickzack die Kirche entlang fuhr, und der größte Theil der versammelten Menge sich mit einem Male von einem Feuermeere umringt sah, das mit Blitzesschnelle die Kleider, Drapperieen und Vorhänge ergriff, und schon züngelnd seine Arme gegen die Logen und Gallerieen emporstreckte![1])

„**Santissima Maria! Un encantador! Un encantador!**“ (ein Zauberer! ein Zauberer!) erscholl es mit schrecklichem Geheule; „**huè! huè!**“ (flieht! flieht!) Alles stürzte mit diesem Ausrufe nach dem Portale, nach den Nebenthüren, nach der Sacristei. Der Tumult, das Geschrei und Gedränge kannte kein Maß, keine Schranken. Einer warf den andern zu Boden; jeder wollte das Freie gewinnen, um dem schrecklichen Flammentode zu entfliehen. Allein der durch die geöffneten Thüren verursachte Luftzug fachte das Feuer noch mehr an, und schon standen die Drapperieen der Logen und der Altar in hellen Flammen! Der Alcalde, der Nuntius und noch mehrere andere vom hohen Adel waren mit Lebensgefahr aus ihren Logen in das Schiff heruntergesprungen; denn durch die Thüren der Gallerieen, welche sich unterhalb des Chores befanden, war an kein Entkommen zu denken. Hier in der Nähe des Portals hatte nämlich das Gedränge den höchsten Grad erreicht, und die herausstürmende Masse hielt mit ihrer Wucht die nach innen sich öffnenden engen Pförtchen zu.

Raimund war bei dem ersten Angstschrei, der über seinem Haupte von der jungen Doña und ihrer Begleiterin ausgestoßen wurde, schnell wie der Blitz auf seinen wiehernden Andalusier gesprungen, richtete sich im Sattel hoch empor, und hob die beiden Damen aus der Loge auf sein Roß. Mit einem Fußtritte zerbrach er sodann das Gerüste zwischen zwei Obelisken, und über dessen Trümmer hinwegsetzend, gelangte er hinter den Altar, in das Ankleidezimmer des Bischofs, und von dort durch eine Hinterthür in's Freie. — Abenchusko hatte, den ersten Schrecken benützend, hinter einem Obeliske schnell seine Tunica und Minoritenkappe abgeworfen, nahm aus einem nahegelegenen Seitenkabinete zwei Soutanen und Kappen, und so in einigen Minuten sammt seiner Tochter unkenntlich gemacht, warf er sich mitten in den Haufen der durch die Sacristei sich Hinausdrängenden und gelangte nach einigen Anstrengungen glücklich auf den Prado, und von dort nach seiner Wohnung.

Das Feuer hatte indessen alles Brennbare erfaßt, und bald stand das ganze Innere der Kirche in Flammen. Doch, da nur wenig Holzwerk in den Karniessen, Logen und Gallerieen angebracht war, so wurde bald dem verzehrenden Elemente eine Grenze gesetzt. Die Thüren wurden geschlossen, dadurch der Luftzutritt vermindert und nach einer halben Stunde sah man nur einen unbedeutenden Rauch durch einige zerbrochene Fensterscheiben hervorqualmen.

Während sich nun Alles auf dem Prado von dem gehabten Schreck erholte, und Flüche gegen den Juden und seine Zauberei ausgestoßen wurden, ritt Raimund mit laut pochendem Busen, eine theuere Last in seinen Armen, nach der Rua pescadora, wo sich der Pallast der jungen Dame, die keine andere, als Señora Ambrosia del Castello war, befand. — Schon auf der Hälfte des Weges kamen ihr mehrere Diener mit Fackeln entgegen, und die bebende Doña verließ das Pferd ihres Retters, stieg in eine mitgebrachte Sänfte, und nach einigen Minuten hatte sie in Begleitung Raimunds, der sein Roß durch einen Diener nach Hause führen ließ, ihren Pallast erreicht.

„Entschuldigt, edle Señora!“ wandte sich nun Lullius an die junge Dame, „wenn ich gegen alle Sitte und Etiquette, in dieser Stunde Euch in Euere Gemächer folge. Der Himmel selbst kam durch ein außerordentliches Ereigniß meinen längst gehegten geheimsten Wünschen zuvor, und es hieße mein eigenes Glück von mir stoßen, wenn ich nicht den günstigen Zufall benützen wollte, der mich heute mit Euch zusammenführte.“

„Ich bin Euch zu sehr verpflichtet, Caballero!“ entgegnete die Dame hocherröthend, „als daß ich meine Dankbarkeit heute der Etiquette unterordnen sollte. — Ihr seid mir willkommen!“

Sie war bei diesen Worten eine Marmortreppe hinaufgestiegen, und nach einigen Sekunden befand sich Raimund mit der jungen Dame in einem Zimmer, dessen Ameublement einer königlichen Wohnung würdig gewesen wäre.

„Wir sind allein, edle Doña!“ nahm Lullius, auf einem Sofa neben der jungen Dame Platz nehmend, das Wort, „und ich kann Euch jetzt nur mündlich dasjenige wiederholen, was ich bereits zweimal wagte in Briefen Euch mitzutheilen. Hört mich an. Ich bin ein Mann, der alle Umschweife, alles Unwesentliche bis auf den Tod haßt; von meinem Herzen bis zu meiner Zunge ist nur ein kleiner Weg, denn ich verstehe nicht in zierlich gewundener Rede zu peroriren — darum wißt, Señora: ich liebe Euch! Ihr müßt die Meinige werden, und sollte der Himmel und die Hölle sich meinen Wünschen entgegenstellen!“

„Welch' eine Sprache? Señor!“ rief Ambrosia, sich von ihrem Sofa erhebend; „erlaubt, daß ich meine Dueña rufe.“

„Beruhigt Euch, Señora!“ entgegnete Raimund, ihre Hand ergreifend, „blos meine glühende, unauslöschliche Leidenschaft läßt mich so sprechen; Ihr habt in meiner Nähe nichts zu fürchten, nur mein Leben oder meinen Tod will ich von Euern Lippen vernehmen — dann verlasse ich Euch!“

Die junge Dame hatte mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer ihre Hand dem jungen Adepten entzogen und nahm ihren alten Platz am Sofa ein. Doch aus der leichenhaften Blässe, die plötzlich ihr Antlitz überflog, und aus dem krampfhaften Zucken ihrer Gesichtsmuskeln, konnte man deutlich erkennen, daß ein schrecklicher Schmerz ihr Innerstes durchwühlte. Sie hatte sich jedoch bald wieder gefaßt, und mit zitternder, etwas angegriffener Stimme entgegnete sie dem jungen Adepten:

„Ich bin eine vater- und mutterlose Waise — ich habe Niemand, der meinen Ruf, meine Ehre beschützt und vertheidigt; ich stehe verlassen in der weiten Welt — wie würde ein treuer Freund, ein liebender Gatte mein einsames und vor Gram darniedergedrücktes Herz beglücken und entzücken; doch ein solches Glück ist mir versagt, für immer versagt — ich darf nie lieben!“

„Ihr dürft nie lieben?“ rief Raimund erschrecken, „seid Ihr dem Kloster geweiht?“

„Nein,“ entgegnete Ambrosia, wehmüthig das Haupt schüttelnd, „ein anderer Grund macht mich zum unglücklichsten Wesen der Schöpfung.“

[1]) Schwefel-Aethyl-Oxyd, oder der sogenannte und in der neuesten Zeit so berühmt gewordene Schwefeläther, besitzt die Eigenschaft sich augenblicklich, wenn er mit Feuer in Berührung kömmt, zu entzünden.

Digitized by Google

„Ein anderer Grund? Wer kann Euerem Herzen gebieten? Seid Ihr nicht reich und unabhängig?“

„Wohl bin ich es; auch ist mein Herz nicht kalt und unempfindlich, und doch — ich darf nie lieben, — und werde nie geliebt werden!“

„Ihr seid es!“ rief Raimund, zu ihren Füßen stürzend, mit dem Ausdrucke des tiefsten Gefühles; „Ambrosia! ich liebe Euch! Meine Seele ist ein Meer, das von Liebe wogt, — Ihr seid die Sonne meines Lebens! O sagt es mir, daß ich Euch nicht gleichgiltig bin, laßt mich hoffen, einst durch Euren Besitz glücklich zu werden!“

„Ihr werdet glücklich sein, Raimund! aber nicht durch mich,“ entgegnete Ambrosia mit thränenden Augen, „Euere Liebe zu mir wird erlöschen, wie das Irrlicht beim Herannahen der Sonne, und mein Leben bleibt nur freudenlos und liebeleer!“

„Also Ihr zweifelt an der Dauer meiner Liebe?“ rief Raimund mit Leidenschaft. „Ist das allein das Hinderniß, das meiner Sehnsucht, meinem Glücke sich entgegenstellt? Nun, so schwöre ich Euch bei dem einstigen Heile meiner Seele, daß ich Euch ewig lieben werde! Seht, Ambrosia!“ fuhr er, neuerdings zu ihren Füßen sinkend, fort, „seit einem Monate beherrscht nur Euer Bild all' mein Denken und Sinnen; ich habe noch nie geliebt, aber ich fühle es, wenn Ihr mich verschmähet, ist mein Lebensglück dahin, werde ich nie mehr lieben!“

Ambrosia horchte mit lautpochendem Busen und glühenden Blicken den leidenschaftlichen Liebesbetheuerungen Raimunds; doch als er durch einen sanften, unmerklichen Druck ihrer Hand ermuthigt, rasch vom Boden aufsprang und mit dem Ausrufe: „Ambrosia! Du liebst mich?“ sich an ihren Busen stürzen wollte, entfuhr ein angstvoller Schrei ihren Lippen und als ob sie von einer Schlange berührt worden wäre, sprang sie vom Sofa auf, und floh, die Hände ringend, nach dem entgegengesetzten Ende des Saales.

Raimund folgte erschrocken der Fliehenden. — „Was ist Euch, Señora?“ rief er, „Ihr erblaßt? Ihr zittert?“

„Nichts,“ entgegnete die Angeredete mit sichtbarer Anstrengung; „Ich fühlte mich plötzlich etwas unwohl — doch, es ist mir schon besser! — Setzt Euch und hört mich an!“

Raimund ließ sich auf seinen Platz nieder und Ambrosia begann, nachdem sie den Shawl, der ihren Busen umhüllte, abgelegt hatte, mit schwacher Stimme:

„Ich habe Euere Liebesbetheuerungen und Schwüre vernommen; ich kenne Euch dem Rufe nach, als einen edlen, gelehrten und ehrenwerthen Caballero, und stehe daher nicht an, allen Euern Reden das vollkommenste Vertrauen zu schenken! Ich müßte jedoch mich und Euch betrügen, wenn ich läugnen wollte, daß Euer Bild meiner Seele nicht fremd sei — ja, Raimund! ich gestehe es, ich liebe Euch seit einem Monate mit aller Glut und Tiefe, und doch bin ich die Unglücklichste der Schöpfung — ich darf Euch nie heiraten!“

„Warum?“ rief Raimund mit dem höchsten Ausdrucke des Erstaunens, „wer kann es Euch verbieten?“

„Niemand,“ entgegnete Ambrosia mit gesenkter Stimme; „allein ich gehöre bald nicht mehr dem Leben an! — Diese Wangen werden erbleichen, diese Augen werden brechen — ich bin dem Tode vermält!“

„Ambrosia! verstehe ich Euch recht?“ rief Raimund, einen aufmerksamen Blick auf ihr Gesicht werfend, „Ihr seid krank?“

„Ich bin krank!“ entgegnete die Dame mit kaum vernehmlichem Lispeln, — „Ihr habt es errathen!“

„Und deshalb dürft Ihr mich nicht heiraten? O, Ihr werdet gesunden, und wir werden noch glücklich, überselig sein!“

„Für mich ist keine Hilfe mehr!“ entgegnete Ambrosia, traurig den Kopf schüttelnd.

„Keine Hilfe mehr?“ fragte Raimund erbebend, „was fehlt Euch denn?“

„Das dürft Ihr nie erfahren!“ entgegnete Ambrosia mit zitternder Stimme, „gönnt mir das Entzücken, mich von Euch geliebt zu wissen, — denn mit der Preisgebung meines Geheimnisses würde Euere Liebe schwinden, und der letzte Faden, der mich noch an das irdische Dasein fesselt, würde reißen!“

„O meine theuere, angebetete Ambrosia! wie wenig kennt Ihr den Umfang meines Gefühls für Euch!“ rief Raimund mit schwärmerischem, exaltirtem Tone, „ich würde aufhören Euch zu lieben? Eher kann die Sonne in ihrem Laufe stille stehen! O vertraut Euch mir an! Ich bin auch Arzt, vielleicht gelingt es meiner Kunst, — meiner Liebe, Euch zu retten!“

In dem Busen Ambrosias wogte ein Meer von Zweifeln, Schmerzen und Wonnen; alle ihre Pulse schlugen mit stürmischer Hast; ihre Nerven zitterten und mit lautem Schluchzen warf sie sich endlich zu Raimunds Füßen. — „Mein Raimund! Mein Einziggeliebter!“ rief sie mit von Thränen erstickter Stimme, „verlange nicht die Enthüllung meines Geheimnisses! Für mich ist keine Hilfe mehr! Arnoldus, dein Freund, hat mir alle Hoffnung abgesprochen — du kannst mich nicht retten — gönne mir wenigstens deine Liebe!“

Raimund hatte sich, im höchsten Grade gerührt, zu der auf dem Boden vor ihm liegenden Ambrosia heruntergeneigt, und zog sie von einem wonnigen Schauer durchbebt, zu sich auf das Sofa; doch während ihres Niederstürzens hatte sich das Tuch, das früher ihren Busen verhüllte, gelöst, und Raimund erblickte nun — — — doch was er erblickte, machte plötzlich seine Pulse erstarren. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe, und er mußte alle geistige und körperliche Kräfte aufbieten, um nicht vom Sofa herunterzusinken!

Ein bösartiger, fressender Krebs hatte den alabasternen Busen zur Hälfte zerstört! Grünlichgelbe Geschwüre und schwarze brandige Flecke zogen sich bis nahe zum Halse hinauf, und schon starrten an einigen, von der Haut und den Muskeln entblößten Stellen, die nackten Knochen hervor! [1]) — —

„**Santissima virgen!**“ rief er endlich, die beiden Hände über den Kopf zusammenschlagend. „hier ist keine Hilfe mehr!“

Die unglückliche Ambrosia hatte kaum den Ausruf Raimunds vernommen, und einen Blick auf ihren entblößten Busen geworfen, als sie mit einem herzzerreißenden Schrei bewußtlos zu Boden sank. — Raimund trug sie langsam auf ein nahestehendes Ruhebett, bewegte eine kleine Krystallglocke und nach einigen Sekunden kam die Dueña in das Zimmer.

„Señora ward plötzlich ohnmächtig,“ wandte er sich an die Eintretende, „leistet ihr Hilfe — ich kann nicht länger bleiben!“ Mit diesen Worten ergriff er seinen Helm und Schild und eilte raschen Schrittes aus dem Saale. —

Ambrosia hatte nach einigen Minuten wieder ihre Besinnung erlangt.

„Wo ist Raimund?“ fragte sie mit banger Stimme, dabei ihre Blicke unruhig im Saale umherschweifen lassend.

„Fort, Señora!“ entgegnete die Dueña.

„Fort?“ schrie Ambrosia mit einem gräßlichen Angstrufe, „fort? und er kennt mein Geheimniß? — Und er verabscheuet mich? — **Santissima madre!** ich sterbe!“ Sie sank bei diesen Worten neuerdings wie vernichtet auf ihr Lager zurück; doch schon nach einigen Secunden erwachte sie aus ihrem cataleptischen Zustande; allein es war ein schreckliches Erwachen! Gleich einer verwundeten Tigerin sprang sie von dem Ruhebette auf. Ihre Augen rollten wild, ihre Gesichtsmuskeln waren schrecklich verzerrt, ihr Busen flog stürmisch auf und nieder, und unter krampfhaftem Beben ergriff sie plötzlich einen kleinen Hammer und schlug mit aller Kraft dreimal an eine Glocke, die zwischen zwei Marmorsäulen neben dem Sofa aufgehängt war.

Kaum war der dritte Schlag verklungen, als aus einer verborgenen Tapetenthüre ein Neger in den Saal trat, der mit gesenktem Haupte und auf der Brust gekreuzten Armen stillschweigend ihren Befehl erwartete.

Auf einen stummen Wink Ambrosia's verließ die Dueña das Zimmer. —

[1]) Ebenfalls auf Wahrheit beruhend. Siehe: Leçons sur la philosophie chimique par J. Dumas pag. 67.

Digitized by Google

„Haschi!" nahm sie nach einer Pause, während welcher sie mit aller Anstrengung sich zu fassen suchte, das Wort, „Haschi! liebst du deine Herrin?"

„Das Señora fragen?" entgegnete der Neger mit leuchtenden Augen, „fragen Hund, ob er liebt Herrn?!"

„Gut, Haschi!" entgegnete Ambrosia, mit krampfhafter Hand die Lehne des Sofas umfassend, „ich bin zwar von deiner Liebe und Treue überzeugt, aber du mußt mir noch heute, und zwar gleich einen neuen Beweis davon geben."

„Was Señora schaffen?"

„Hast du den Caballero gesehen, der mich vor einer viertel Stunde in dieses Zimmer begleitete?"

„Haschi ihn gesehen!"

„Nun — dieser Caballero darf heute nicht mehr unter den Lebenden wandeln!"

„Was Señora meinen?" entgegnete der Neger, einen verwunderten Blick auf die Doña werfend.

„Das heißt," sprach Ambrosia, und eine finstere Wolke verdüsterte ihre Stirn, „er muß sterben — und du mußt ihn tödten!"

„Haschi ihn tödten?" rief der Neger, zwei Schritte zurücktretend; „was Caballero Señora gethan?"

„Das kann ich dir nicht sagen, Haschi!" entgegnete Ambrosia, „wenn du mich liebst, so gehorche mir!"

Der Neger stand einige Minuten den Kopf schüttelnd, in Gedanken versunken, endlich entgegnete er der Doña: „Señora mich lassen haben taufen — Señora mich haben lehren heilige Religion Christus — Haschi nicht darf tödten — Haschi Christ sein!"

„Also das sind die Beweise deiner Liebe und Treue?" entgegnete Ambrosia, am ganzen Leibe bebend; „gut Haschi, du wirst deiner Herrin nicht länger mehr dienen; denn entweder der Caballero oder ich muß sterben!" Sie hatte bei diesen Worten dem Neger seinen Dolch entrissen, und machte Miene sich zu erstechen; doch mit einem Angstschrei fiel er ihr in die Hand und entwand ihr das Stilet.

„Señora leben!" rief er, „Señora leben — Señora jung und schön!"

„O, ich werde doch sterben!" rief Ambrosia, zu einem Schranke eilend; „siehst du dieses Fläschchen mit dem Upasgifte, das du bereitest hast?"

„Halten ein, Señora!" schrie der Neger, neuerdings auf sie losstürzend, „Haschi gehorchen — Haschi Caballero tödten!"

„Jetzt erkenne ich deine Treue," entgegnete die Doña, das Fläschchen wieder in den Schrank stellend, „und ich werde mich auch dankbar bezeugen! Doch du hast keine Zeit zu verlieren — werfe deine Manga (Ueberwurf) um und eile ihm nach. Er kann höchstens in der Rua pescadera sein, denn er wohnt im Marocco-Viertel, das wenigstens eine halbe Legua von hier entfernt ist."

„Haschi gehen," entgegnete der Neger, „aber Señora leben? nicht wahr, Señora nicht trinken Upasgift?"

„Nein, mein treuer Haschi! ich werde mich nicht tödten, ich will leben — meiner Rache leben! Jetzt eile!"

Der Neger verneigte sich demuthsvoll vor der Doña und verließ sodann raschen Schrittes das Zimmer.

Während nun Raimund bei Señora Ambrosia del Castello mit seinen Liebesbewerbungen durchzudringen sich bemühete, saßen Abenchvisko und seine Tochter in einem ziemlich großen, und mit orientalischer Pracht ausgeschmückten Zimmer vor einem Herde, der, analog den neufranzösischen Oefen, sich pyramidenartig in einer Ecke des Saales erhob, und zu beiden Seiten geöffnet werden konnte. Abenchvisko hatte die Soutane abgelegt und las aus einer Pergamentsrolle, auf deren Rückseite mit goldenen Lettern die Worte: **Testamentum Geberi regis Indiae** gezeichnet waren. Er trug einen purpurnen, mit Arabesken und Blumen durchwirkten Schlafrock aus Indienne, eine kleine phantastisch verzierte Kappe auf dem fast kahlen Kopfe, und seine Hand spielte gedankenlos mit einer Kapsel, die aus Achat gedrechselt an einer blauen Schnur gebunden, über den Hals auf seine Brust herabfiel. — Das Mädchen hatte sich nachlässig in eine Butacca hingestreckt, die, zwischen zwei ziselirten und spiralförmig gewundenen starken Stahlfedern aufgehangen, eine Art, mit Corduan gepolsterte Schaukel bildete, und ununterbrochen in eine oscillirende Bewegung versetzt war. Doch kein neidischer Schleier verhüllte jetzt die himmlische Gestalt des Mädchens. Sie lag vielmehr da, in leichtestem Negligee, das Köpfchen auf die alabasterne Hand gestützt und ebenfalls in einer Pergamentrolle lesend, die mit zahlreichen Zeichnungen bedeckt, zwischen denselben arabische Charaktere sichtbar werden ließ. — Sie mochte ohngefähr achtzehn Frühlinge zählen, und der duftige Hauch plastischer und idealer Schönheit war in zauberhafter Harmonie über ihre Gestalt ausgegossen. Der Teint des Gesichtes besaß jene unaussprechliche Farbe, jene verschwimmenden Tinten von Morgenroth und blendendem Alabaster, wie sie selbst der duftige Pinsel eines Tizians nicht wiederzugeben im Stande gewesen wäre! Ihr seidenes Haar, von intensiv glänzender Schwärze, fiel in Locken auf einen entblößten Busen, der rhytmisch sich auf und niederhebend, einem vom Morgenwinde umwehten Lilienbeete glich. Was jedoch mit unnennbarem Zauber fesselnd, ihrem Antlitze jenen Ausdruck von schmachtender Sehnsucht und tiefem, sinnigem Gefühle verlieh, war das himmlische Auge! Ein Meer von Liebe, Seelenreinheit und Innigkeit spiegelte sich zitternd in demselben. Man glaubte es immerwährend in Thränen schwimmend zu sehen; doch nur der strahlende Glanz der bläulich-weißen Sclerotica war es, der diese Täuschung hervorbrachte. Ihr Blick, wenn er hinter den seidenen Wimpern hervorbrach, war ruhig und fest. Tiefes Sinnen und Forschen sprach sich in demselben aus, und das trunkene Auge des Beschauers glaubte dann Venus Aphrodite und Pallas Athene in inniger Verschmelzung vor sich zu sehen.

„Nun, meine Recha!" nahm Abenchvisko, die Pergamentrolle auf einen Tisch legend, das Wort, „willst du dich noch nicht zur Ruhe begeben? Es ist bereits Ein Uhr nach Mitternacht und wir müssen morgen in den Gebirgen Pflanzen sammeln."

„Ich bin noch munter, Väterchen!" entgegnete die Angeredete, aus der Butacca sich erhebend, „und will das Kapitel über Maschinen im Avicenna auslesen! Mich dünkt als ob der Verfertiger des Kunstwerkes, das wir heute in der Kirche gesehen haben, ebenfalls diesen Schriftsteller studirt habe?"

„Freilich, meine Tochter! hat er ihn studirt," entgegnete der Alte mit liebevollem Ausdrucke, „etwas selbst zu erfinden ist in diesem jugendlichen Alter fast unmöglich; nur der große und gelehrte Roger Baco, der Doctor mirabilis, hat schon in seinem achtzehnten Jahre eine merkwürdige Entdeckung gemacht!"

„Ach ja," fiel ihm das liebliche Mädchen in die Rede, „diesen zerstörenden Staub, den du nach seinem Rezepte letzthin bereitet hast? Nicht wahr, er besteht aus Sulphur, Kohle und Salpeter?" [1])

„Ja, meine Recha! aus diesen Ingredienzien bestehet der zerstörende Staub."

„Aber du versprachst mir ja, mich seine schrecklichen Wirkungen sehen zu lassen?"

„Ich werde sie dir morgen im Gebirge zeigen, meine Recha!" entgegnete Abenchvisko; „siehst du dieses eiserne Rohr hier?" bei diesen Worten eine Art Flintenlauf aus einem Schranke nehmend, „es ist mit einer bleiernen Kugel und diesem Staube gefüllt; wenn ich nun in die kleine Oeffnung, die du hier oben siehst, einen Funken bringe, so entsteht ein schrecklicher Knall, und die Kugel wird mit einer solchen Gewalt herausgetrieben, daß ein Mensch von ihr getödtet werden kann!"

---

[1]) Daß Roger Baco schon das Pulver kannte, geht aus nachstehender, etwas mystischer und unverständlicher Stelle in seinem Werke: de mirabili potestate artis et naturae hervor: .....sed tamen salis petrae Luru vopo vir can utriet sulphuris et sic facies tonitrum et corruscationem si scias artificium!

Digitized by Google

„Das ist wunderbar!“ rief das Mädchen, den Kopf langsam hin und her bewegend, „noch wunderbarer, als dieser brennende Geist, durch welchen du und ich heute aus einer schrecklichen Gefahr gerettet worden sind!“

„Aus einer schrecklichen Gefahr?“ rief der Greis finster, seine Augenbrauen runzelnd; „dem sichern Tode sind wir entronnen! Diese Nazarener hätten uns mit tausend Dolchstichen getödtet!“

„Und warum, mein Vater! bleiben wir in diesem Lande, wo wir bei jedem Schritte nicht unseres Lebens sicher sind?“ rief das Mädchen mit unwillkührlich gedämpfter Stimme.

„Und wohin, meine Tochter! sollen wir uns wenden?“ entgegnete Abendchysky; „aus England sind wir verwiesen, in Deutschland und Frankreich wollte man uns verbrennen, in der Türkei herrscht die Pest —“

„Und hier in Spanien,“ fiel ihm das Mädchen in die Rede, „sind wir den Verfolgungen am meisten ausgesetzt! Warum kehren wir nicht nach Palästina zurück? Hin zu dem Berge Libanon, wo ich unter schattigen Palmen deinen weisen Worten gelauscht, wo der Sonne untergehender Strahl sich in den Wellen des heiligen Jordan spiegelt, wo unter Cypressen und hängenden Weiden das Grab meiner Mutter winkt?“

„Wir werden dahin zurückkehren, meine Tochter! meine Recha!“ entgegnete der Greis, sie gerührt in seine Arme schließend, „doch noch ist die Zeit dazu nicht da! Der Brüder viele unseres Glaubens schmachten noch in den Gefängnissen, ich darf sie nicht verlassen, ich muß ihnen durch Rath und That beistehen! Der ewige Vater des Weltalls hat mich mit Glücksgütern, mit Kenntnissen begabt, ich darf sie meinen unglücklichen Glaubensgenossen nicht vorenthalten; ich muß ihnen beistehen, wie ich es vermag!“

„Und hier in Palma befinden sich auch einige Unglückliche unseres Glaubens?“ fragte das Mädchen theilnahmsvoll.

„In Palma gerade nicht,“ entgegnete der Greis; „allein zu Valenzia, Toledo und Sarragossa.“

„Und was machen wir denn da?“

„Ich glaubte, meine Tochter! hier den Spionen der Inquisition zu entgehen; allein ich habe mich leider heute vom Gegentheile überzeugt! Wir sind erkannt worden — und unseres Bleibens ist nicht länger in Palma. Mit dem ersten Fahrzeuge, das nach Valenzia fährt, verlassen wir die Stadt. — Jetzt, meine Recha! begebe dich zur Ruhe, wir müssen um fünf Uhr schon unterwegs sein.“

Das Mädchen war im Begriffe dem Rathe ihres Vaters Folge zu leisten und sich nach einem anstoßenden Gemache zu begeben, als der Ruf: „Ayuda! Ayuda! Un robador! Velador! Ayuda!“ (Hilfe! Hilfe! ein Räuber! Nachtwächter! Hilfe!) von einer männlichen Stimme ausgestoßen, unter dem Fenster des Hauses erscholl.

Das liebliche Mädchen blieb erschrocken stehen, aber Abendchysky war schnell an das Fenster geeilt, öffnete dasselbe, und erkannte beim Scheine einer unweit von dem Hause angebrachten Laterne, den jungen Adepten Raimund im Kampfe mit einem Neger, der ihn von rückwärts gefaßt hatte, und alle seine Kräfte aufbot, ihm seinen Dolch in den Rücken zu stoßen. Kaum hatte Abendchysky die Gefahr des jungen Mannes erkannt, der sich vergebens bemühete, sich von seinem Gegner loszumachen, als er rasch aus dem nahen Schranke das eiserne Rohr hervorzog, an den Fensterrahmen anlegte und ein brennendes Papier an die kleine Öffnung desselben hielt. Ein Schuß erscholl, und unter einem gräßlichen Geheule sah er sodann den verwundeten Neger die Straße zurückfliehen, wo er im Schatten der Häuser endlich verschwand. Doch Abendchysky's Hilfe war schon zu spät gekommen; denn Raimund lag bereits bewußtlos am Boden.

„Der Schurke hat ihn gefährlich verletzt oder getödtet!“ rief der Greis, das Fenster schließend, „wir müssen ihm Hilfe leisten; Recha! werfe die Tartarenkleidung um, und gib mir ebenfalls meinen bunten Mantel.“ — Das Mädchen beeilte sich, dem Wunsche ihres Vaters Folge zu leisten.

Indessen war Abendchysky zu einem Vorhange getreten, der vor einer Nische unweit dem Herde herabhing, schlug die Draperieen aus einander und verschwand hinter den Falten derselben. Jedoch schon nach einigen Sekunden kam er wieder in Begleitung einer Gestalt zurück, die mit etwas unsichern, steifen Schritten den Juden die Treppe herunterbegleitete und vereint mit ihm den bewußtlosen Raimund von der Gasse hinauf in das Zimmer trug.

Hier wurde er auf ein Ruhebett gelegt und Abendchysky begann seine Untersuchungen. Doch weder eine Verwundung noch irgend eine Blutspur war an dem regungslosen Körper sichtbar.

„Das ist sonderbar,“ murmelte der Greis vor sich hin, „sollte er durch den Fall blos die Besinnung verlohren haben? — Recha! bring mir einmal das flüchtige Phlegma (Amoniak) her!“ — Das Mädchen holte aus dem Nebenzimmer ein kleines Kristallfläschchen, und der Greis hielt es, nachdem er den Stöpsel herausgenommen, dem Besinnungslosen vor die Nase. Doch der penetrante Geruch blieb ohne Wirkung. Kein Muskel, keine Fiber zuckte; es schien, als ob der Tod bereits seine Wohnung in diesem männlich schönen Körper aufgeschlagen hätte.

Abendchysky stand einige Minuten in tiefes Sinnen versunken; endlich schien ein Gedanke seine Seele zu durchblitzen. — „Ich hab's!“ rief er, „der Schurke war ein Neger — sein Dolch muß vergiftet gewesen sein! — Recha!“ wandte er sich sodann zu seiner Tochter, die mit einem eigenen Ausdrucke von Wehmuth und Theilnahme die starre Leiche des jungen Mannes betrachtete, „drehe am Androides die fünf und zwanzigste Schraube dreimal nach links und begebe dich sodann zur Ruhe; ich muß den Unglücklichen entkleiden.“

Das Mädchen trat zu der unweit vom Ofen regungslos stehenden Gestalt, die einige Minuten früher mit Abendchysky den jungen Adepten die Treppe heraufgetragen hatte, schlug den Mantel derselben zurück und bewegte eine Schraube, die in der Gegend des rechten Schlüsselbeines angebracht war. Das Geräusch eines sich bewegenden Räderwerkes ertönte in dem Brustkasten der Figur, und gleich darauf sah man dieselbe sich dem Ofen nähern und mit einem Blasebalge das Feuer anfachen, um eine kleine spitzige Eisenstange, die Abendchysky in die Flamme gelegt hatte, glühend zu machen. Recha hatte sich in ein anderes Gemach begeben und der Greis entkleidete den jungen Adepten, dabei aufmerksam jede Stelle seines Körpers genau untersuchend. Endlich entdeckte er unweit dem Schulterblatte zwischen der sechsten und siebenten Rippe am Rücken einen schwarzen Punkt, der mit einem blutrothen Hofe umgeben war. — „Ich hab's getroffen!“ rief Abendchysky, rasch das glühende Eisen ergreifend; „der Dolch war vergiftet und zwar mit dem schrecklichen Safte des Upasbaumes!“ Er stach sodann mit der glühenden Spitze der Eisenstange tief in den schwarzen Punkt und verharrte einige Sekunden in dieser Stellung. Ein eigenthümlicher Geruch nach Violen verbreitete sich jetzt in dem Zimmer und die ganze Haut des jungen Adepten nahm plötzlich eine blau und gelb marmorirte Färbung an. — „Gottlob!“ rief Abendchysky, das glühende Eisen zurückziehend, „das Gift ist noch nicht in die Lungen eingedrungen, es präcipitirt sich an der Haut! Jetzt noch ein profuser Schweiß und er ist gerettet!“

Er holte bei diesen Worten mehrere Decken, Matratzen und Federbetten, bedeckte den noch immer Bewußtlosen bis über den Kopf und nahm unweit dem Ruhebette Platz, um jedwedem etwa eintretenden nachtheiligem Symptome begegnen zu können.

Wir verlassen nun auf kurze Zeit den jungen Adepten und den ihn bewacheuden gelehrten Abendchysky, und folgen dem Neger, der mit zerschmettertem Arme raschen Laufes in den Pallast der Señora Ambrosia del Castello zurückeilte.

Die junge Dame saß unter krampfhafter Aufregung ihn erwartend auf einem Sofa. Ein schrecklicher Kampf von Liebe und Haß zerfleischte ihr Innerstes.

„Er schwur mir ewige Liebe“ — murmelte sie mit hohler, gebrochener Stimme, „und verließ mich plötzlich, nachdem er mein Geheimniß — mein gräßliches Geheimniß entdeckt hatte? — Er verdient den Tod! — Kein Mitleid, Ambrosia! — er muß sterben! — — — Und wenn er wieder gekommen wäre! — Morgen?“ kreischte sie plötzlich auf. „Ha! Santissima virgen! — Und wenn nur Sarrago-

Digitized by Google

führt ihn fortgetrieben hätte? — — — — O, nein, nein, nein!" schrie sie neuerdings mit wildrollenden Augen, „er wäre nicht gekommen — er verabscheuet mich — — Tod dem Verräther! — Er sterbe!" —

Sie vergrub bei diesen Worten ihr flammendes Gesicht in den Polstern der Lehne und verfiel in einen durch Aufregung, Gewissensbisse, Angst und Zweifel hervorgebrachten halbbewußtlosen Zustand. — Jetzt erschollen Tritte auf der Treppe und nach einigen Sekunden wankte der Neger in das Zimmer.

Ambrosia war ihm entgegengeflogen. —

„Nun, Haschi!" rief sie, am ganzen Leibe bebend.

„Haschi verwundet," entgegnete der Neger — „und Caballero nicht todt!"

„Nicht todt?" rief Ambrosia erblassend.

„Haschi ihn haben sehen fallen — aber Caballero nicht todt! Alter Massa haben Haschi Hand zerschmettert — Señora sehen!" Er warf bei diesen Worten die Manga ab, und Doña erblickte seinen blutenden Arm, den er unterwegs, so gut es gehen mochte, mit einem Tuche umwickelt hatte.

„Der Caballero hat dich also verwundet?"

„Señora hören, Caballero nicht haben verwundet Haschi — alter Massa haben Haschi verwundet."

„Alter Massa?" rief Ambrosia verwundert, „dein gewesener Herr? Wer ist das?

„Heißen Abenchysko," entgegnete der Neger, „und sein großer Encantador!"

Kaum hatte der Neger den Namen Abenchysko ausgesprochen, als ein convulsivisches Zittern plötzlich den Körper der jungen Dame befiel. Sie mußte sich an der Lehne des Sofas halten, denn sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Der Neger sprang trotz seiner bedeutenden Verletzung ihr schnell zu Hilfe und unterstützte sie mit seinem linken Arme.

„Was Señora fehlen?" rief er erschrocken; „Señora sein plötzlich bleich?"

„Nichts, mein lieber Haschi!" entgegnete Ambrosia, „mir ist schon gut, — nur deine Nachricht, die für mich unschätzbar ist, hat mich freudig erschreckt! — Setze dich — ich werde gleich um einen Arzt schicken, daß er dich verbinde; indessen erzähle mir, wo du deinen alten Herrn getroffen und wieso er dich verwundet hat."

„Haschi einholen Caballero in Rua pescadera" — entgegnete der Neger — „bei **casita** (kleines Haus) neben Wasserbassin — Caballero nicht haben wehren, weil Haschi halten ihn rückwärts — aber Caballero haben geschrieen: **Ayuda**! da Fenster sich öffnen in **casita** und alter Massa schicken Feuer und Knall in Haschis Hand."

„Wie so wußtest du, daß dein gewesener Herr es war, der dich verwundete?" fragte die junge Dame, ungläubig über diesen Bericht den Kopf schüttelnd.

„Haschi gutes Auge haben — Haschi alten Massa gesehen."

„Und was that der Caballero, als du verwundet wurdest?"

„Caballero sein gefallen," entgegnete der Neger.

„Also ist er todt?" rief Ambrosia erbebend.

„Caballero nicht todt — Haschi ihn nur gestochen — aber Upasgift stark — Caballero sterben können!"

„Dein Dolch war vergiftet?" schrie die Doña, krampfhaft seinen Arm erfassend.

„Dolch nur wenig Upasgift."

„Und der Caballero blieb auf dem Boden liegen?"

„Haschi nicht wissen."

„Gut," — entgegnete Ambrosia nach einer Pause schrecklicher Aufregung — „gehe jetzt auf dein Zimmer, der Arzt wird bald kommen."

Der Neger entfernte sich und die junge Dame blieb einige Minuten in tiefes Sinnen versunken. — „Er ist ein Jude," sprach sie sodann leise vor sich hin, „und sein Aufenthalt hier wahrscheinlich ein Geheimniß, denn sonst würde er dem strengen Mandate nach hingerichtet werden — was ist nun hier zu machen? — Ich muß ihm unverbrüchliches Stillschweigen über seinen Glauben versprechen! — Doch heute ist es zu spät, ich will es bis auf morgen lassen."

Sie hatte bei diesen Worten die kleine Kristallglocke erfaßt und war im Begriffe nach ihrer Dueña zu klingeln, als sie sich plötzlich eines andern zu besinnen schien. — „Der Minoritenbruder in der Kirche — es kann kein anderer als Abenchysko gewesen sein!" rief sie, die Hand von der Glocke zurückziehend; „ja ja, er war's! Nur er besitzt solche außerordentliche Kenntnisse — aber nach dem stattgehabten Auftritte wird er wahrscheinlich noch heute die Stadt verlassen wollen — und ich muß ihn sprechen — noch diese Nacht sprechen — und wenn es mein ganzes Vermögen kosten sollte. — Ja, ich will ihm gleich schreiben!"

Sie trat rasch zu einem Tische, auf welchem alle Schreibutensilien herumlagen, und nach einigen Minuten war der Brief geschrieben und einem eintretenden Diener zur Besorgung übergeben.

„Kennst du das kleine Haus in der Rua pescadera neben dem Wasserbassine?" wandte sie sich an diesen.

„Ich kenne es, Señora!" entgegnete der Angeredete, sich verneigend.

„Nun, in diesem Hause wohnt ein Doktor, trage ihm diesen Brief hin; aber schnell!"

Der Diener verließ eilenden Schrittes das Zimmer und Ambrosia warf sich auf das Fauteuil, mit ungeduldig pochendem Busen seine Zurückkunft erwartend.

Wir kehren nun wieder zu dem Helden unserer Erzählung zurück, der durch die Sorgfalt und Pflege des edlen Juden bald wieder seine Besinnung erlangt hatte.

„Wie befindet Ihr Euch, edler Ritter?" nahm der Greis, seinen Puls befühlend, das Wort.

„Gut," entgegnete Raimund, sich von seinem Lager zu erheben suchend; „aber wo bin ich? wie kam ich hierher?"

„Beruhigt Euch," entgegnete Abenchysko; „Ihr seid in sichern Händen und auch gerettet."

„Gerettet?" rief der junge Adept verwundert, „durch Euch? Wer seid Ihr, edler Unbekannter?"

„Der Name thut nichts zur Sache," entgegnete der Greis; „ich bin ein tartarischer Arzt — aber wer seid Ihr denn, Caballero? und wer war der Neger, der Euch ermorden wollte?"

Bei Erwähnung des Attentates schien Raimund wie aus einem Traume zu erwachen. „Ha!" rief er, sich vor die Stirne schlagend, „jetzt erinnere ich mich — Ihr standet am Fenster und hattet ein eisernes Rohr in der Hand, aus welchem ein starker Knall erscholl — gleich darnach entfloh der Schurke! Ich wollte ihm nach — doch plötzlich fühlte ich meine Besinnung schwinden und sank bewußtlos zu Boden!"

„Er hatte Euch mit seinem vergifteten Dolche verwundet," entgegnete Abenchysko; „doch wenn ich bitten darf — wie ist Euer Name?"

„Ich heiße Raimund Lullius," entgegnete der junge Adept, „und bin der Sohn des Obrealcalden."

„Raimund Lullius?" rief Abenchysko, sich erstaunt stellend; „derselbe, der in der Alchymie so viele und schöne Entdeckungen gemacht?"

„Ich beschäftige mich mit der göttlichen Wissenschaft; allein, was ich bis jetzt noch in ihr geleistet, geschah unter der Leitung meines Meisters und Freundes Arnoldus Bachonone; aber wie ich höre, scheint Ihr, mein edler Retter! auch kein Laie in dieser göttlichen Kunst zu sein?"

„Ihr irrt Euch, mein lieber Freund! ich bin Arzt und hasse vom Grunde meiner Seele dieses leere Jagen nach Dingen, die absolute Unmöglichkeiten sind. Wortschwall, Metaphern und mystische Rezepte machen noch keine Wissenschaft — die göttliche Wahrheit tritt nackt auf, und all' diese Rezepte für die Panacée und den Stein der Weisen sind Betrügereien und leere Hirngespinnste!"

„Ihr sprecht sehr hart und aburtheilend von der göttlichen Wissenschaft, und doch sehe ich hier neben dem Ruhebette die Meisterwerke eines Geber, Avicenna, Mesue und Baco liegen?"

Digitized by Google

„Ich lese ihre Schriften," entgegnete Abenchvsky, „und weiß auch das Gute in denselben zu würdigen und für meine Kunst und das praktische Leben zu benützen; allein das Endziel aller ihrer Forschungen zwingt mir ein mitleidiges Lächeln ab! Wie? es sollte ein Mittel geben, durch welches das Leben bis in's Unendliche hinaus verlängert, durch welches unedle Metalle in edle verwandelt werden könnten? Heißt das nicht der göttlichen Allmacht frevelnd entgegentreten?"

„Euere Reden setzen mich in Erstaunen," rief Raimund; „allein sie überzeugen mich nicht! Sollten alle diese großen Männer einer Chimäre nachgejagt haben? Sollte in Wirklichkeit der göttliche Stein der Weisen ein Fantom sein?"

„Nichts Anderes," entgegnete Abenchvsky mit Ruhe; „weder ein Stein der Weisen, noch eine Panacee werden je entdeckt werden! Metalle werden Metalle bleiben und eine Generation wird die andere begraben!"

„Und jenes merkwürdige Rezept in Gebers berühmtem Werke[1]), ist es auch nur Wortschwall? Mir ist heute durch meine Fahrlässigkeit der Versuch mißlungen, sonst wäre ich schon jetzt im Besitze der göttlichen Tinctur."

„Laßt es Euch nicht verdrießen," entgegnete Abenchvsky lächelnd, „Ihr hättet nichts als eine Flüssigkeit bekommen, die das Gold aus seinen Auflösungen regulinisch niederschlagt. Ich habe selbst mehremale die Tinctur bereitet, allein keine sonstigen göttlichen Eigenschaften bei ihr entdeckt."

Raimund blickte mit dem Ausdrucke der höchsten Hochachtung den Greis an. „Wer seid Ihr?" rief er endlich, seine Hand ergreifend; „welches Land ist so glücklich, Euch seinen Bürger zu nennen?"

„Ich bin ein tartarischer Arzt," entgegnete Abenchvsky, und ein bitterer Zug spielte mit Blitzesschnelle um seinen Mund, „mehr kann ich Euch nicht sagen!"

„Ein tartarischer Arzt?" wiederholte Raimund, ungläubig den Kopf schüttelnd; „und mit was kann ich Euch meinen tiefsten und wärmsten Dank abstatten?"

„Der Himmel hat mich mit Glücksgütern gesegnet," entgegnete Abenchvsky, „und das Bewußtsein, einem meiner Mitmenschen geholfen zu haben, ist der größte Lohn für mich, ich —"

Ein Klopfen an der Hausthüre unterbrach das Gespräch.

Abenchvsky war verwundert an das Fenster getreten. — „Wer wünscht in dieser späten Stunde noch Einlaß?" rief er mit veränderter Stimme hinunter.

„Ich habe Euch einen höchst wichtigen Brief zu übergeben," entgegnete die Stimme von der Gasse.

„Einen wichtigen Brief?" murmelte der Greis; „von wem mag er sein? Bist du allein?" setzte er sodann mit lauter Stimme hinzu.

„Allein," entgegnete die Person.

„Nun, so warte, ich werde dir ein Körbchen hinunterlassen, lege den Brief in dasselbe.

Nach einigen Minuten zog ihn der Greis in die Höhe.

„Entschuldigt," wandte er sich an Raimund, „wenn ich in Eurer Gegenwart das Schreiben erbreche; Ihr könnt indessen Euere Kleider umwerfen; aber verlaßt noch nicht das Bett — Ihr seid im größten Schweiße."

Der Brief, der von Niemand anderem als von Ambrosia war, lautete folgendermaßen:

> „Eine Dame, der Euer Name, Glaube und Charakter bekannt ist, und die durch einen Zufall Euere Wohnung erfahren hat, beschwört Euch bei der entfesselten Seele Euerer ersten Liebe — bei ihrer verblichenen Mutter Antonia del Castello, sie noch diese Nacht zu besuchen!
>
> Ambrosia del Castello!"

Ein leises, wonniges Zittern durchfuhr bei Lesung dieser Zeilen den Körper des Greises. Längst verklungene Zeiten und verblühete Gefühle tauchten wie eine Morgendämmerung in seiner Seele auf, und er stand einige Minuten mit leuchtenden Augen hinaus in die düstere Nacht starrend, in seligen Erinnerungen der Vergangenheit versunken. — Endlich erwachte er aus seinen Träumereien.

„Ich muß Euch jetzt verlassen," wandte er sich an den bereits angekleideten Raimund; „allein ich komme wahrscheinlich bald wieder zurück. Indessen könnt Ihr aus einer dieser Pergamentrollen lesen, die hier in diesem Schranke liegen. Sie sind durchgehends wissenschaftlichen Inhaltes und Ihr werdet so Manches darin finden, das Euerer Studien würdig ist?"

„Ihr wollt so spät noch ausgehen?" rief Raimund, sich von seinem Lager erhebend; „ich will Euch begleiten — es ist nicht sicher —"

„Ihr dürft noch nicht das Zimmer verlassen," fiel ihm Abenchvsky in die Rede; „bleibt nur hier; mein damaszener Dolch gewährt mir genugsam Sicherheit." Er hatte bei diesen Worten seinen bunten Tartarenmantel umgeworfen und verließ, nachdem er dem jungen Adepten noch ein kleines Fläschchen Tropfen und eine Salbe zum Bestreichen der Brandwunde hinterlassen hatte, das Zimmer.

Raimund war nun allein. — Er hatte bis jetzt noch nicht Zeit gehabt, über sein stattgehabtes Abenteuer nachzudenken; doch bei seiner gegenwärtigen Rückerinnerung sah er plötzlich in seiner Seele schreckliche Gestalten auftauchen, die mit giftigen Krallen sein Innerstes zerfleischten.

„Meine Liebe ist erloschen, wie das Irrlicht beim Herannahen der Sonne!" murmelte er vor sich hin; „du hast es mir prophezeiht, armes, unglückliches Mädchen! — es ist eingetroffen! — O Liebe! beseligendes Gefühl, das den Sterblichen Göttern gleich macht — du bist ein Fantom! Es gibt keine Liebe! — Ein Wahn hält die Menschheit umfangen! — Sinnenrausch — — sie nennen es Liebe! — O wie nahe gränzt das Geistige an's Irdische! Ich glaubte zu lieben mit einer Seelenreinheit und Innigkeit, wie sie nur jener göttliche Mann[*]) beschrieb — es war nur Sinnenrausch! Ein einziger Moment hat mich aus allen Himmeln auf die nackte Erde geworfen — ich kann sie nicht mehr lieben!"

Er warf sich bei diesen Worten auf das Ruhebett und verfiel in jenen Zustand von Abgespanntheit, der gewöhnlich einem Zerfallensein mit sich selbst als Begleiter dient. Doch seine jugendliche, thatkräftige Seele hatte bald wieder ihre vorige Elastizität erlangt. Der unersättliche Durst nach Wissenschaften verscheuchte die düstern Wolken,

---

[1]) Wir lassen hier für den wissenschaftlich gebildeten Leser die wörtliche Uebersetzung des erwähnten Rezeptes aus dem höchstseltenen Werke Gebers: de investigatione magisterii, folgen, und verweisen hinsichtlich der Erklärung der vielen mystischen Ausdrücke in denselben, auf J. Dumas: Leçons sur la philosophie chimique Tom. I. pag. 86. Das Rezept lautet: Um das Elixir der Weisen zu bereiten, mußt du den Merkur der Weisen nehmen und ihn calciniren, bis er in den grünen Löwen verwandelt wird; dann calcinirst du ihn noch mehr und er wird sich in den rothen Löwen verwandeln. Laß diesen rothen Löwen im Sandbade mit dem schwarzen Geiste der Trauben digeriren, verdampfe dieses Produkt, und der Merkur wird sich in Gestalt eines Gummis zeigen. Bringe diese gummiartige Flüssigkeit in einen Kolben und destillire, du wirst ein geschmackloses Phlegma erhalten; alsdann einen Geist und rothe Tropfen. Die cimmerischen Schatten werden den Kolben mit ihrem dunklen Schleier bedecken und du wirst in seinem Innern einen wahren Drachen finden, denn er wird seinen Schweif verschlingen. Nimm diesen schwarzen Drachen, zerreibe ihn auf einem Stein und berühre ihn mit einer brennenden Kohle, er wird sich entzünden und indem er bald eine herrliche gelbe Farbe annimmt, wird er den grünen Löwen wieder hervorbringen. Mache, daß er seinen Schweif verschlinge und destillire das Produkt von Neuem. Endlich rectifizire nochmals und du wirst das Elixir der Weisen als menschliches Blut erscheinen sehen!

[*]) Plato.

Digitized by Google

die eine unglückliche Liebe auf seinen Geisteshorizont heraufbeschworen. — „Ich will in der Wissenschaft meinen wüsten Traum zu vergessen suchen," rief er, sich erhebend, „und ein neues Leben soll für mich beginnen!"

Er trat bei diesen Worten zu dene Schranken, in welchem viele Pergamentrollen aufgestellt standen, und war im Begriffe eine auf's Gerathewohl herauszunehmen, als seine Blicke auf die, hinter dem Ofen stehende, und dadurch früher ihm verborgen gewesene, regungslose Figur fielen, die der geehrte Leser bereits aus dem Anfange dieses Abschnittes kennt. Sie hatte äußerlich vollkommen die Gestalt eines erwachsenen Mannes, und bot schon hinsichtlich des Ebenmaßes aller ihrer Theile, und des herrlich gearbeiteten Wachsgesichtes, ohne auf die innere Mechanik Rücksicht zu nehmen, ein ausgezeichnetes, plastisches Kunstwerk dar. Die Schriftsteller der damaligen Zeit sprechen in ihren Werken von diesem Automaten mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung, und nennen ihn ein Meisterstück menschlicher Forschung und Erfindung. Raimund wähnte Anfangs einen lebendigen Menschen vor sich zu sehen; doch die regungslosen, herunterhängenden Arme und die eigenthümliche, steife Stellung der Figur überzeugten ihn bald vom Gegentheile. Er trat näher, und ein unwillkührlicher Ausruf der Verwunderung entfuhr seinem Munde. — „Das ist der Andreides!" rief er; „ich erkenne ihn nach der Abbildung, die ich von einem ähnlichen Automaten in Albertus Magnus: **de mirabilibus mundi** gesehen habe! Und — Ha! jetzt fällt mir ein — mein liebevoller und gelehrter Gastfreund ist kein anderer, als Abenchosto, der große Arzt und Mechaniker! Ja, ja, nun erkläre ich mir auch sein Sträuben, mir seinen Namen zu sagen; er ist Jude und fürchtet verrathen zu werden! — Armer Mann! wie schmerzensreich und leidenvoll muß dein Lebenslauf gewesen sein! Ketzer, Jude und Zauberer! Eines dieser drei Worte reicht hin, dich in Spanien dem Flammentode Preis zu geben! Doch bei mir hättest du nichts zu befürchten gehabt, ich wäre nicht zum Verräther an dir geworden." — Er begann nun den Automaten genauer zu untersuchen und bald entdeckte er unterhalb des Mantels, der die Figur bekleidete, eine Menge Schrauben, Ventile und Federn, von denen eine Jede mit einer Nummer bezeichnet war.

Da er in der Mechanik selbst ausgezeichnete Kenntnisse besaß, hatte er auch die Funktion der meisten gleich errathen, die Wirkungen einiger jedoch waren ihm fremd. — „Wir wollen gleich sehen, was sie zu bedeuten haben," murmelte er vor sich hin. Er zog hierauf dem Automaten den Mantel ab, und drückte eine Feder. Doch kaum hatte er dieselbe berührt, als mit einem schrecklichen Knalle alle Ventile der Figur aufsprangen und aus den nun sichtbar gewordenen Oeffnungen unter Knistern und Gezische dünne Feuerstrahlen hervorsprühten, die den ganzen Köeper des Automaten gleich wie mit einene Feuerkranze umringten und dadurch jedes weitere Annähern zu demselben verhinderten.

Raimund war ziemlich erschrocken einige Schritte zurückgeprallt und blickte sodann mit unverhohlener Verwunderung das herrliche Schauspiel an. Doch schon nach einigen Sekunden wurde seine Aufmerksamkeit von diesem Meisterstücke der Mechanik weg- und nach einem andern Gegenstande hingelenkt, der sich ihm gerade gegenüber in der geöffneten Thüre des Nebengemaches zeigte.

Recha war nämlich von dem starken Knalle erwacht, und hatte, einen Mantel umwerfend, ihr Lager verlassen, um sich von der Ursache dieser plötzlichen Störung zu überzeugen. Kaum erblickte sie jedoch den feuersprühenden Automaten, als sie mit rascher Hand einen zu diesem Zwecke eigens gefertigten, langen, eisernen Stock ergriff, der in der Nische neben dem Ofen stand, und mit demselben eine Feder berührte. Augenblicklich schloßen sich alle Ventile und die Feuerstrahlen erloschen.

Raimund war bei dem Anblicke Rechas, wie von einem Blitzstrahle getroffen, bewegungslos auf seinem Platze stehen geblieben, und starrte sie mit leuchtenden Augen gleich einer himmlischen Erscheinung an.

„Wo ist mein Vater?" wandte sich das liebliche Mädchen, nachdem sie den Automaten wieder in die Nische gestellt hatte, die durch eine Oeffnung mit dem Nebengemache in Verbindung stand, an den noch immer regungslosen Raimund.

Der junge Adept blieb sprachlos. Er hätte um alle Schätze der Welt nicht ein Wort hervorbringen mögen; denn eine Art Paralyse hielt seine Muskeln und Nerven umfangen.

„Ihr seid noch unwohl?" nahm das Mädchen nach einer Pause der größten Verlegenheit neuerdings das Wort; „oder ist Euch das Castilianische fremd?"

Raimund sah ein, daß er alle seine Kräfte aufbieten müßte, wenigstens etwas zu sprechen; denn das Mädchen stand, wie ein Espenlaub zitternd, vor ihm. — „Ich spreche spanisch," entgegnete er daher nach einigen Sekunden stammelnd — „und mir ist schon gut — aber Euere Erscheinung —"

„Wo ist mein Vater?" fiel ihm das Mädchen hocherröthend in die Rede.

„Er verließ vor einigen Minuten die Wohnung," entgegnete Raimund, sich zu fassen suchend; „doch er kommt bald wieder zurück."

„So spät ging er noch aus?" rief Recha mit besorgter Stimme; „was mag das bedeuten?"

„Beruhigt Euch," entgegnete Raimund; „ein wichtiger Brief rief ihn auf kurze Zeit fort; er muß bald wieder hier sein. Doch ich muß Euch noch um Entschuldigung bitten; denn durch meine Unvorsichtigkeit und Neugierde habe ich Eueren Schlummer unterbrochen. Verzeiht!" —

„Ihr seid entschuldigt," entgegnete Recha mit liebevollem Tone; „aber erlaubt, daß ich mich wieder in mein Zimmer zurückziehe."

„Und so schnell soll ich des Vergnügens beraubt sein, Euch zu bewundern, reizende Señora?" rief Raimund, ihr den Weg vertretend; „o bleibt noch hier!"

Das liebliche Mädchen willigte nach einigem Zögern ein, und nahm unweit dem Ofen Platz. Raimund hatte sich auf das Sofa geworfen, und bald begann das Gespräch zwischen Beiden sich freier und ungezwungener zu entwickeln. Allein, war der junge Adept Anfangs von der idealen Schönheit des Mädchens in hehre Verwunderung und maßloses Entzücken versetzt worden, so wurde er es jetzt bei der Entfaltung ihrer fast an's Unglaubliche gränzenden Kenntnisse noch mehr! Sie war in allen Fächern des menschlichen Wissens bewandert; sie sprach von der Alchymie, von der Astrologie, Medizin, Mechanik, Optik und Botanik mit den gründlichsten Kenntnissen. Ihr waren alle Schriftsteller dieser Wissenschaften bekannt und die meisten lebenden Sprachen Europa's sprach sie geläufig! Aber bei allen diesen Kenntnissen, bei aller dieser Gelehrsamkeit hatte ihr Wesen, ihr Geist nichts von jener zarten Weiblichkeit, von jener Innigkeit und Sanftheit verloren, die so unwiderstehlich in ihrem seelenvollen Auge, in ihren Mienen und in ihrer ganzen Gestalt ausgesprochen war.

Raimund wähnte zu träumen! Er lauschte mit lautpochendem Busen ihrem Gespräche und sog mit jedem Momente das süße Gift einer neuauftauchenden Leidenschaft in sein vor Entzücken bebendes Herz. Doch eine hochachtungsvolle Scheu, eine ihm unbegreifliche, demuthsvolle Ehrerbietung hielt seine Zunge gefesselt. Er wäre, und wenn es sein Leben gegolten hätte, nicht im Stande gewesen, ihr ein Wort von seinem gegenwärtigen Seelenzustande zu verrathen; und doch war es Raimund Lullius, der thatkräftige, glühende und rasche Jüngling, von dessen Herzen bis zur Zunge nur ein kleiner Weg war, der ungewohnt in zierlich gewundener Rede zu peroriren, erst vor einer halben Stunde einer Doña von hohem Adel seine Liebe gestanden hatte, und der dem Himmel und der Hölle Trotz geboten hätte, wenn sie sich seinen Wünschen entgegengestellt haben würden!

Was mochte wohl die Ursache dieser plötzlichen Umwandlung gewesen sein? —

Jenes beseligende, himmlische Gefühl, das göttlichen Ursprungs, nur selten auf dieser Erde sich zeigt — jene magische Kraft, die dem göttlichen Sänger in Vauclüse seine unsterblichen Lieder diktirte, und einem Plato den mystischen Reigen der Sphären enträthselte — jene heilige, keusche Liebe war es, die seine große Seele jetzt durchloderte — allein auch um seine Zunge Diamantenfesseln schlang.

Während nun im Gespräche vertieft den beiden jungen Leuten eine halbe Stunde gleich einer Sekunde dahingeschwunden war, erin-

Digitized by Google

nerte sich plötzlich das liebliche Mädchen wieder ihres Vaters. Sie eilte mit besorgter Miene an das Fenster, zu sehen, ob er noch nicht komme; allein kaum hatte sie einen Blick auf die Straße geworfen, als sie mit einem leisen Schrei und plötzlichem Erblassen von demselben wieder zurückwankte.

„Was ist Euch, Senora?“ rief Raimund, erschrocken auf sie zueilend.

„O seht!“ entgegnete das Mädchen zitternd, „hier unten — vor dem Hause — diese vielen Menschen!“

Der junge Adept hatte nicht Zeit einen Blick auf die Gasse zu werfen, denn mit einem Male wurde unter schrecklichem Gepolter die Hausthüre aufgebrochen, und das Geräusch vieler, die Treppe hinaufeilender Menschen ward hörbar.

„Wir sind verrathen!“ schrie das Mädchen, die Hände ringend; „ewiger Vater! was beginne ich?“

„Eilt in dieses Nebenzimmer!“ rief Raimund, rasch seinen Degen ziehend; „und beim heiligen Gotte! wer Euch berührt, ist des Todes!“

Die Zitternde war mit einem Sprunge im Nebengemache; doch kaum war sie verschwunden, als die Thüre des Saales mit aller Gewalt aufgerissen wurde. Mehr als zwanzig bewaffnete Alguazils drangen nun herein, und ihnen voran Juan Fernandez Lullius, der Oberalkalde und Vater unseres jungen Adepten.

Abenchvisky schritt, als er sein Haus verlassen hatte, nach dem Pallaste Ambrosias, der ihm allem Anscheine nach nur zu wohl bekannt war. — Einem Psychologen, wenn er einen Blick in das Herz des rasch dahineilenden Greises hätte werfen können, wäre ein neues, großes Feld für seine Forschungen im Bereiche menschlicher Leidenschaften eröffnet worden; denn in der Seele dieses großen Mannes wogte ein Meer von Gefühlen und Erinnerungen, die, wenn auch nur Emanation eines längst verronnenen Zeitraumes, nichts destoweniger durch ihre Intensität und Tiefe von einem erst seit kurzem stattgefundenen Erlebnisse hervorgerufen zu sein schienen. — Seine Augen glänzten in einem ungewöhnlichen Feuer, seine Pulse schlugen rascher, und mit einem wonnigen Beben schritt er die Marmortreppen zu den Zimmern der Doña hinauf. — Diese war ihm bis zur Thür entgegengekommen und begrüßte ihn mit einer tiefen, fast demüthigen Verbeugung. Ihre Kniee wankten und unwillkührlich hoben sich ihre Arme, als wenn sie den Greis hätten umarmen wollen. Abenchvisky hatte seine beiden Hände auf ihr Haupt gelegt und seine Lippen murmelten einen Segen in hebräischer Sprache. Eine Pause trat nun ein, in welcher Beide einander mit stummen, aber theilnahmsvollen Blicken betrachteten.

„Es gibt Erinnerungen im menschlichen Leben,“ unterbrach endlich der Greis das Stillschweigen, „die trotz ihres wonnevollen und freudigen Ursprungs, dennoch das Herz mit unnennbarer Wehmuth und Melancholie erfüllen! — Vier und zwanzig Jahre sind im Strome der Zeit dahingerauscht, seitdem ich zum letzten Male dieses Zimmer betreten, seitdem ich deiner Mutter Lebewohl gesagt — seitdem ich mit thränenden Augen dein kindliches, rosiges Antlitz geküßt! — O, jene Zeit! sie glänzt mit diamantenen Lettern aus dem umnachteten Buche meines Lebens hervor — ich habe ihrer nie vergessen! Und doch — warum erfaßt mich bei deinem Anblicke, Ambrosia! ein schmerzliches Gefühl? eine mir unerklärliche wehmüthige Ahnung? — Ist es Sympathie verwandter Seelen, die den Schmerz der Einen auch der Andern mitempfinden läßt? — Bist du unglücklich, Ambrosia?“ —

„Ich bin es!“ entgegnete das Mädchen mit zitternder Stimme.

„Du bist es!“ rief Abenchvisky wehmüthig; „o, das Unglück zog als ein schwarzer Faden durch mein und deiner Mutter Leben; hat es sich auch dich zum Ziele seiner Pfeile ausersehen?“

„Ich bin unglücklich — sehr unglücklich!“ entgegnete das Mädchen schluchzend, und sich auf die Hand des Greises herunterneigend.

„Und welcher Gram, welches Leid lastet auf deiner Seele?“ rief Abenchvisky gerührt, ihr Haupt an seine Brust drückend.

Ambrosia schwieg. Nur ein Strom heißer Zähren rollte schwer über ihre Wangen herunter. Der liebevolle Ton des Greises durchzitterte wie ein wonniger Schauer ihr Innerstes. Sie glaubte in den Armen ihrer, ach! schon lange dahingeschiedenen Mutter zu ruhen und den sanften vibrirenden Klang ihrer Stimme zu vernehmen.

„Ambrosia! Tochter meiner Antonia! Du schweigst?“ nahm der Greis nach einer langen Pause der tiefsten Rührung wieder das Wort; „darf dein Freund, dein Vater — dein zweiter Vater nicht die Ursache deiner Leiden erfahren?“

Ambrosia erhob sich von der Brust des Greises und stürzte, die Hände vor dem Gesichte, sich zu dessen Füßen. —

„Lebensretter meiner Mutter!“ rief sie schluchzend, „rette mich! rette die Tochter deiner Antonia!“

Eine schreckenvolle Ahnung durchfuhr bei dem Ausrufe Ambrosia's die Brust des Greises. Er hob sie zitternd von der Erde auf und betrachtete mit einem raschen aber scharfen Blick den Teint ihrer Hände und ihres Gesichtes.

„Himmlischer Vater!“ rief er sodann mit gebrochener Stimme, „meine Ahnung hat mich nicht getäuscht — die Krankheit der Mutter hat sich auf die Tochter vererbt!“

Ambrosia schauderte bei diesen Worten sichtbarlich zusammen, doch bald raffte sie alle ihre Kräfte auf und entgegnete dem erschütterten Greise:

„Ich habe die Krankheit meiner Mutter geerbt — doch, Ihr, göttlicher Mann! habt sie gerettet — helft! o helft auch mir!“

Abenchvisky schwieg; doch aus seinen Augen quollen zwei Thränen hervor — der starke, eiserne Mann weinte!

„So flehte auch sie vor dreißig Jahren!“ rief er endlich wehmüthig, „und meine Liebe, meine unendliche Liebe vermochte, was all' mein Forschen und Sinnen nie vermocht haben würden! — Im Traume sah ich die heilsame, kräftige Pflanze am Gestade des heiligen Ganges blühen — ich wallfahrte, ein liebender Pilger, dahin — ich pflückte das göttliche Kraut, und meine Antonia war gerettet! O Glückseligkeit dieser Tage! Sie sank selig weinend an mein Herz und der arme, verachtete Jude ward geliebt — geliebt wie kein Mensch dieses Erdenrundes!“ — Der Greis hielt inne und blickte mit einem unnennbaren Ausdrucke von Liebe und Wehmuth die zitternde Ambrosia an. Diese stand mit aufgehobenen flehenden Armen vor ihm und ihr ängstlich pochendes Herz harrte unter krampfhafter Aufregung eines tröstenden Wortes von seinen Lippen.

„Ich will der Pflanze wunderthätige Kraft auch bei dir versuchen,“ nahm endlich Abenchvisky, sich die Thränen trocknend, das Wort, „und der Herr des Weltalls wird mich in meinem Heilverfahren unterstützen; hoffe daher, meine Tochter! und vertraue seiner Hilfe! — Zwar war ich gesonnen, noch diese Woche Palma zu verlassen, denn mein Aufenthalt hier ist verrathen und ich bin nicht eine Minute meines Lebens sicher; allein jetzt bleib ich! Die Tochter meiner Antonia muß gerettet werden!“

Ein Wonneschauer durchfuhr den Busen Ambrosias, als sie die Worte des Greises vernahm, und vom Gefühle übermannt, wollte sie sich zu seinen Füßen stürzen; doch Abenchvisky schloß sie sanft an seine Brust und leitete sie zu einem Sofa, hier neben dem freudig aufgeregten Mädchen Platz nehmend. Er erkundigte sich nun bei ihr über den Verlauf des Uebels, über dessen Dauer und Anfang, welche Mittel sie schon angewandt und welche Aerzte sie zu Rathe gezogen. — Ambrosia gestand ihm, daß außer Arnoldus Bachonone Niemand von ihrer Krankheit Kenntniß habe und daß ihr dieser ausgezeichnete Arzt jede Hoffnung genommen, da dieses Uebel unheilbar sei.

„So sprechen sie Alle, wenn sie die griechischen und arabischen Schriftsteller im Stiche lassen!“ rief Abenchvisky mit einem mitleidigen Lächeln; „der Pflanzen wunderthätige Säfte und der Steine kräftige Salze werden nur dann in das Bereich ihrer Forschungen gezogen, wenn sie dieselben zu ihren alchymistischen Brauereien benöthigen! Auch ich war in meinen Jünglingsjahren diesem Phantome ergeben, und jagte Dingen nach, die dem wahren Berufe des Menschen absolut entgegen sind; allein deine Mutter, Ambrosia! brachte mich von diesen

Digitized by Google

Irrwegen zurück und meine Studien waren von nun an nur dem Heile der Menschheit geweiht!"

„Meine Mutter?" fragte Ambrosia mit theilnahmsvoller Stimme.

„Ja, deine Mutter!" entgegnete Abenchysko; „hat sie dir nicht die Art und Weise unseres Bekanntwerdens mitgetheilt?"

„Nein, — sie erzählte mir nur am Sterbebette, daß sie Euch, ihrem ersten Geliebten, das Leben zu verdanken habe, und daß Ihr der einzige Sterbliche wäret, der mir, wenn ich einst ihre Krankheit erben sollte, wieder helfen könnte!"

„Nun, so will ich dir die Geschichte unserer Liebe mittheilen," entgegnete der Greis mit sichtbarer Aufregung, „und die Rückerinnerung an diese Periode meiner Jugend wird mir Kraft verleihen, all' die Unbill, die ich während meines fernern Lebens von deinen Glaubensgenossen zu erdulden hatte, zu vergessen, und mich auf längere Zeit wieder mit der Menschheit aussöhnen! Höre mich also an, Ambrosia! und lerne aus dieser Erzählung, wie die Liebe, diese unbezwingliche Kraft des Uralls, nichts von jenen Unterschieden des Glaubens weiß, die seit Jahrtausenden die Menschenstämme in eben so viele feindliche Partheien gegen einander gestellt haben, und das göttliche Band der Nächstenliebe aus bedauerungswerthem Wahne in Selbstsucht verwandelten!

Ich war ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren, als ich vom Wissensdurste getrieben mein heimatliches Zelt an dem Fuße des Libanons verließ. Es zog mich nach Spaniens alterthümlichem Boden hin, denn dort begannen um jene Zeit die Wissenschaften zu blühen, und der damals noch junge König von Arragonien war, wie Reisende versicherten, selbst ein Freund und Beschützer derselben. — Ich hatte mir unter des großen Mesue Leitung zu Damask bedeutende Kenntnisse in der Medizin, Alchymie und Mechanik erworben, und trat nun von den Segnungen meines Vaters geleitet die Reise nach Sarragossa an. Dort verleitete mich Ehrgeiz und Ruhmsucht, meine ernsten Studien über Medizin und Mechanik bei Seite zu legen, und mich mit der Geldmacherei zu beschäftigen, eine Kunst oder vielmehr eine Betrügerei, welcher sich selbst die größten Männer hingaben. — Mein Unstern wollte, daß ich mit einem bastischen Arzte bekannt wurde, der als ein ausgezeichneter Adept im Rufe stand. Dieser wurde von dem Könige begünstigt und erhielt auch bedeutende Summen von ihm, um seine Forschungen über den Stein der Weisen fortsetzen zu können. Als jedoch nach längerer Zeit der König in ihn drang, ihm Proben seiner Kunst zu zeigen, wußte er sich nicht anders aus der Schlinge zu ziehen, als daß er mich dem Monarchen als denjenigen bezeichnete, der das Geheimniß der Transmutation aus Arabien mitgebracht hätte und der das eigentliche Rezept besäße, den Stein der Weisen zu bereiten. — Ich wurde auf diese Anzeige hin zum Könige beschieden, allein anstatt nun meine Unkenntniß einzugestehen, verleitete mich vielmehr meine Eitelkeit, mir den Schein gründlichen Wissens in dieser heuristischen Kunst beizulegen, und ich wurde sofort von dem Könige beauftragt meine bescheidene Wohnung zu verlassen, und in den königlichen Gemächern in seiner Gegenwart meine Forschungen und Experimente fortzusetzen. Der bastische Arzt hatte sich mittlerweile klüglich aus dem Staube gemacht und ich blieb, die nachtheiligen Folgen meiner Unklugheit leider nur zu bald einsehend, allein ohne Freund und Rathgeber in Sarragossa zurück. — Der König überhäufte mich zwar mit Geschenken, Freundschaftsversicherungen und Schmeicheleien, allein alles dieses konnte nichts dazu beitragen, mich ein Arcanum finden zu lassen, das die Eigenschaft besäße, Blei, Quecksilber oder Eisen in reines Gold zu verwandeln! — Was voraus zu sehen war, mußte endlich eintreffen. Der König wurde ungeduldig und drang jeden Tag immer mehr in mich, ihm doch einmal Proben meiner göttlichen Kunst zu zeigen. Ich hatte den Sturm vorausgesehen und suchte daher Gelegenheit, mich gleich dem bastischen Arzte heimlich aus Sarragossa zu entfernen. Allein es war mir unmöglich, denn jeder meiner Schritte ward auf das Sorgfältigste bewacht, ja ich durfte zuletzt nicht ohne Begleitung das königliche Schloß verlassen.

In dieser verzweifelten Lage faßte ich den Entschluß, dem Könige meine Unkenntniß in der Kunst der Transmutation einzugestehen, und ich schmeichelte mir, durch ein aufrichtiges Geständniß der Strafe zu entgehen. Allein ich hatte mich schrecklich getäuscht. — Kaum hatte ich ihm mein Unvermögen, seine Wünsche zu befriedigen, mitgetheilt, als er dadurch in die größte Wuth versetzt wurde, welcher nach einigen Minuten ein cataleptischer Anfall folgte, der ihn vier Tage im Bette gefesselt hielt. — Mein Schicksal war entschieden. Ich sollte in acht Tagen hingerichtet werden. — Doch die göttliche Vorsehung hatte beschlossen, daß meinem Leben noch nicht ein Ziel gesetzt sein sollte. — Ich hatte nämlich im Gefängnisse von dem Gefangenwärter vernommen, daß der König, der bereits seit seiner frühesten Jugend cataleptischen Anfällen ausgesetzt war, neuerdings und zwar seit drei Tagen im Starrkrampfe liege, und daß alle Aerzte an seinem Aufkommen zweifelten. — Ein Hoffnungsstrahl durchblitzte bei dieser Nachricht meine Seele, und ich sprang freudig von meinem moderigen Strohlager in die Höhe. — „Ich will den König retten!" rief ich dem Gefangenwärter zu; „eile schnell in's königliche Schloß und melde es dem Haushofmeister!" Der Gefangenwärter schüttelte zwar ungläubig den Kopf, allein er versprach mir, sogleich meinem Wunsche zu willfahren. — Er hielt auch Wort, denn nach einer halben Stunde kehrte er in Begleitung mehrer königlichen Aerzte zurück, die, mich von den Krankheitssymptomen in Kenntniß setzend, mein Heilverfahren von mir wissen wollten. — Ich besaß so viel Klugheit, ihnen Nichts von meinem Geheimnisse mitzutheilen, sondern äußerte, daß ich den Kranken persönlich sehen müsse, wenn ich das Mittel verabreichen sollte. Nach einigem Zögern willigten sie endlich darein, mich mit in den königlichen Pallast zu nehmen, und hier war ich so glücklich, den Monarchen nach einigen Tagen wieder gänzlich herzustellen.

Der glückliche Erfolg dieser Kur verschaffte mir wieder des Königs Wohlwollen und den Titel eines königlichen Leibarztes. Außerdem erlangte ich in Sarragossa den Ruf eines Wunderdoktors und wurde gleich einem Orakel bei jeder gefährlichen Krankheit zu Rathe gezogen. — Eines Abends, als ich den königlichen Pallast verlassend, den Weg nach meiner Wohnung einschlug, trat in einer Seitengasse ein verschleiertes Frauenzimmer mir in den Weg, und bat mich, sie nach einer Villa außerhalb der Stadt zu ihrer Doña zu begleiten. Ich war daran gewohnt, mich von Hilfsbedürftigen in Anspruch genommen zu sehen, und folgte daher der Dueña, denn sie schien mir, nach dem Aeußern zu urtheilen, eine solche Stelle zu bekleiden. — Es war schon ziemlich finster, als ich die Marmortreppen eines herrlichen Sommerhauses in die Höhe schritt und in einen Corridor trat, der von einer Kristall-Lampe nur schwach erhellt war. In der Thüre kam mir eine junge Dame von ohngefähr ein und zwanzig Jahren entgegen; allein bei ihrem Anblicke glaubte ich, die Thore des Paradieses würden mir geöffnet und wie von einem Himmelsglanze geblendet, schlossen sich unwillkührlich meine Augen! — Ich wankte einige Schritte in dem Zimmer vorwärts und stammelte verlegen die Frage, mit was ich Señora zu Diensten stehen könnte.

„Der Ruf Euerer außerordentlichen Kenntnisse in der Medizin," entgegnete sie mit leiser, etwas angegriffener Stimme, „ist bis nach Palma gedrungen, und ich unternahm eigens die Reise hierher, um Euere Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich bin krank, sehr krank — rettet mich! Verlanget mein ganzes Vermögen, all' meine Güter, das Kostbarste, was ich besitze — nur rettet mich!" — Sie hatte die letzten Worte in einem flehenden, fast herzzerreißendem Tone gesprochen, und ich blickte, meine ganze Fassung zu erringen strebend, das zitternde Mädchen mit dem Ausdrucke der höchsten Theilnahme und Verwunderung an! — Es war deine Mutter, Ambrosia! und ich brauche dir nicht erst die Engelsmilde und die himmlische Anmuth ihrer Züge zu schildern! Ich trank mit durstigen Zügen den Duft heiliger Entzückung aus ihren Augen, und wie von einer überirdischen Macht darniedergedrückt sank ich meiner nicht bewußt zu ihren Füßen. — „Himmlisches Wesen!" rief ich, „gebiete über mein Leben, — es sei dir geweiht!" — Eine Purpurröthe übergoß bei diesem Ausrufe ihre Wangen, und sie gebot mir stammelnd, mich vom Boden zu erheben. Ich gehorchte; allein mein Herz schlug mächtig in meinem Busen. Ich war nicht Herr meiner Besinnung, und noch heute bleibt mir jene geheim-

Digitized by Google

nißvolle Kraft, die mich so urplötzlich bewußtlos zu ihren Füßen niederriß, unerklärlich! — Sie hatte indeß die zwei Seitenthüren des Gemaches geschlossen und winkte mir, mich neben sie auf ein Ruhebett zu setzen. Hier erzählte sie mir nun den Verlauf ihrer Krankheit und entblößte endlich mit abgewandtem Gesichte ihren Busen, um mir die verheerende Kraft des Uebels zu zeigen.

Bei dem Anblicke, der sich nun meinen Augen darbot, zerrißen plötzlich alle Saiten meines inneren Lebens, und wie in wahnsinniger Verzweiflung grub ich die Finger tief in die Haare meines Hauptes! — Die Unglückliche hatte mein Zurücktaumeln und die Leichenblässe meines Angesichtes gesehen, und mit dumpfer tonloser Stimme rief sie: „Keine Hilfe also? — Keine?"

Ich rang wie ein Sterbender nach Worten, doch der Schmerz hielt gleich einer Riesenschlange meine Brust umschlungen! Endlich entwand sich ein unartikulirter Laut meinen Lippen und gleich Lavaströmen entstürzten nun die Thränen meinen Augen. — „Unglückliches, himmlisches Wesen!" rief ich mit krampfhafter Stimme. Weiter konnte ich nicht sprechen, denn sie war bei diesem Ausrufe ohnmächtig auf das Sofa zurückgesunken. Ich sprang wie ein Wahnsinniger auf sie zu, umschlang sie mit meinen Armen, und nach unzähligen Bemühungen gelang es mir endlich, sie in's Bewußtsein zurückzurufen. — Ihre Augen, als sie sich öffneten, sahen mich mit einem unnennbaren Ausdrucke von Theilnahme, Wehmuth und Sehnsucht an, und ihre Lippen lispelten kaum vernehmbar die Worte: „Also jede, jede Hoffnung dahingeschwunden!" — Mein Gehirn brannte heiß in seiner Höhle, das Blut schlug fieberisch an die Wandungen der Adern und ein gräßlicher Fluch über die Nichtigkeit des menschlichen Wissens klang wie ein Todtenschrei in meiner Seele wieder! — „Keine Hilfe! Keine Hilfe!" murmelte ich bebend vor mir hin; „so jung — so himmlisch-schön — — und, o ewiger Vater! der erste Lichtstrahl meines Lebens — meine e r s t e L i e b e, und keine Hilfe — keine Hilfe!"

Die unglückliche Antonie sah den Kampf, den Schmerz, der mein Innerstes zerfleischte, und ihre eigenen Leiden vergessend, begann das himmlische Mädchen mit liebevollen Worten mich zu trösten. Sie, die des Trostes selber so sehr bedürftig war, die ihn von mir zu erhalten hoffte, tröstete m i c h! — — S i e l i e b t d i c h! Dieser Gedanke durchzitterte plötzlich wie eine hehre Morgenröthe mein Innerstes, und eine heilige, fromme Ruhe, ein gläubiges Vertrauen zog mit ihm wohlthuend in meine Seele ein.

„Ich werde Euch retten, Señora!" rief ich, vor sie hintretend, mit begeisterter Stimme; „eine unbekannte, mystische Ahnung flüstert mir es zu, Ihr werdet leben! Zwar sieht mein geistiges Auge bis jetzt kein Mittel für Euere Krankheit, allein hoffet, Señora! Ich will heute Nacht alle arabischen Schriftsteller durchsehen, ich will zum himmlischen Vater flehen, daß er meinen Geist erhellen möge, und Ihr werdet, — Ihr müßt leben! Jetzt verlasse ich Euch, doch morgen seht Ihr mich wieder — bis dahin lebet wohl, edle Señora! mein Leben sei Euch geweiht — hoffet und vertrauet!" — Ich ließ mich bei diesen Worten vor ihr auf die Kniee nieder, drückte einen Kuß auf ihre zitternde Hand und verließ, von einem neuen wonnigen Gefühle erfüllt, das Zimmer. —

Es gebricht mir an Worten, Ambrosia! dir jene Gefühle, jene Angst und Furcht, jene Zweifel und Hoffnungen zu schildern, die bei meiner Nachhausekunft mein Innerstes bestürmten. — Ich fiel heißhungerig über alle meine medizinischen Schriften her, allein all' mein Studiren, Suchen und Sinnen war vergebens. Die größten Aerzte des Alterthums und der Neuzeit nannten das Uebel unheilbar!

Ich war nahe daran, meinem Leben ein Ende zu machen, doch das Bild meines Vaters trat mir warnend entgegen, und ich warf das Fläschchen Gift, das schon meine Lippen benetzte, hinweg. — Alle Kraft jedoch, die mich bis Allher aufrecht erhalten hatte, verließ mich nun, und ich fiel bewußtlos auf mein Lager zurück. — Wie lange ich so gelegen, ist mir unbekannt; doch nach und nach begann die eisige Rinde meines Herzens aufzuthauen und wie von einem leisen Morgenwinde geküßt schwand der Nebel, der mein geistiges Auge umflort hatte. — Ich sah mich plötzlich in einem zauberhaften Thale, an dem Gestade eines mächtigen Stromes ruhen, und fremde goldglänzende Schmetterlinge und Vögel schwirrten leise um mich herum. Große, feuerfarbene Blumen mit seltsam gezackten Blättern wogten auf dem kristallenen Spiegel des Flußes langsam hin und her, und hohe dichtbelaubte Sycomoren rauschten, vom Abendwinde bewegt, an den Ufern des stattlichen Stromes. — Ein greiser Bramine trat nun, von sechs wasserschöpfenden Jungfrauen begleitet, hinter einem Gebüsche hervor, und näherte sich mit emporgehobenen Armen meinem Lager.

„Fremdling! trauere nicht!" sprach er in sanftem Tone zu mir; „die Natur schlägt keine Wunden, die sie nicht auch heilen könnte! — Die Natter trägt das Gift, die Blume trägt den Balsam! Des Menschen Geist dringt gleich dem Lichtstrahle in die geheime Werkstätte des Alls und die Wechselbeziehungen ihrer Kräfte und Gegenkräfte werden ihm klar. — Erhebe dich und pflücke die feuerfarbene Blume, sie wird deinen Gram und ihre Krankheit heilen!"

Ein freudiger Schrei und eine krampfhafte Bewegung rißen mich aus meinem Traume, und als ich die Augen aufschlug, befand ich mich aufrechtstehend mitten in meinem Zimmer. — Es war bereits heller Morgen, und ich stürzte von freudiger Aufregung durchdrungen auf meine Kniee, um dem himmlischen Vater unter Thränen meinen heißen Dank darzubringen. —

Die zauberhafte Landschaft, der Strom, die feuerfarbene Blume und der greise Bramin waren für mich kein Traum! — Ich sah mich schon im Besitze der heilkräftigen Pflanze, ich sah schon die Thränen des heißen Dankes über die Wangen des göttlichen Mädchens herunterrieseln und fühlte schon die heiligen, himmlischen Freuden erwiederter Liebe in meiner Seele! —

Auch Antonie — deine Mutter — war, als ich ihr meinen Traum und das Vorhaben mittheilte, noch heute Sarragossa zu verlassen, um in Ostindien die wunderkräftige Pflanze zu suchen, wie von einem göttlichen Ausspruche getröstet, und durch ihre Liebe, die mir zwar nicht ihr Mund, doch aber ihr Auge gestand, ermuthigt und gestärkt, verließ ich in Geheim Sarragossa und schiffte mich zu Cadiz auf einem Ostindienfahrer ein.

Ich erzähle dir nichts von den Leiden, Gefahren und Beschwerden, denen ich während meiner langen Reise ausgesetzt war; sie dünkten mir nur welche Dornen an dem Stengel einer Rose, die zu besitzen mein heißestes Streben war! — Endlich, nach einer ganzjährigen Abwesenheit, hatte ich die Wonne mit der göttlichen Blume vor deiner Mutter in Palma zu erscheinen! Sie sank bei meinem Anblicke ohnmächtig nieder; doch ihre Jugend und meine Liebe hatten gesiegt — drei Monate verfloßen und Antonie war gerettet! — —

Soll ich dir die wonnevollen Stunden beschreiben, die ich nun an der Seite des göttlichen Mädchens zubrachte? Es hieße den zauberhaften Klang von Aeolsharfen in Worte kleiden! Ich trank den Göttertrank beglückter Liebe mit wonnedurstigen Zügen und schwur, ich sei der glücklichste der Sterblichen. Doch anders war's über den Sternen beschloßen; denn nur in jenen Räumen strahlt des Aethers ewiges Licht in immer gleichem Glanze, allein des Menschen irdisches Leben theilt die Herrschaft mit der düstern Nacht! — Mein Aufenthalt in Palma wurde dem Könige verrathen, und da ich heimlich, ohne sein Wissen Sarragossa verlassen, so hatte ich vor seinem Zorn zu zittern. Die Verwendung der Eltern meiner Antonie für mich, blieben erfolglos; ich sollte den Gerichten ausgeliefert werden! — Bei solchen Umständen war meines Bleibens in Palma nicht länger. Ich verließ daher in einer Nacht die Stadt und schiffte mich nach Aleppo ein. Deine Mutter begleitete mich bis zum Hafenplatze und von dort wurde sie leblos in ihren Pallast zurückgetragen! —"

Der Greis hielt inne und zwei Thränen rollten schwer über seine Wangen herunter. Auch Ambrosia war bis zum Weinen gerührt und fragte nach einer Pause mit zitternder Stimme: „Und ihr saht sie nie wieder?"

„Ich sah sie noch einmal," entgegnete Abendwsky mit abgewandtem Gesichte; „es war nach drei Jahren, und sie war verheirathet — doch laß mich den Schleier der Vergangenheit über jenen Zeitraum werfen, die Wiedererinnerung an denselben würde mich zu

Digitized by Google

schmerzlich berühren! Denken wir an die Gegenwart, denn es gilt zu handeln. — Die Tochter meiner Antonie bedarf der Hilfe — sie soll ihr werden!"

„Und ich werde wieder gesunden?" fragte Ambrosia mit bebender Stimme.

„Die Hilfe kommt von Gott," entgegnete der Greis mit feierlichem Tone, „und uns Sterblichen kommt nur zu: zu hoffen! Vertraue, meine Tochter! daher seiner Allmacht und er wird mir Kraft verleihen, dich zu heilen! Doch heute ist es bereits zu spät; ich muß dich verlassen. Morgen komme ich wieder zu dir, und dann soll die Heilung beginnen. Bis dahin möge dich der Herr beschützen!"

Er hatte bei diesen Worten sich von seinem Platze erhoben, legte seine Hände neuerdings segnend auf Ambrosias Haupt, und verließ, von ihr bis zur Thüre begleitet, den Pallast.

Er eilte nun die Rua percadore zurück, und nach einigen Minuten hatte er seine Wohnung erreicht. Doch wer beschreibt den Schrecken, der die Brust des Greises erfaßte, als er die Thüre des Erdgeschoßes erbrochen fand, und aus dem ersten Stocke ein lebhafter Wortwechsel zu seinen Ohren drang!

Von einer unheilvollen Ahnung ergriffen, eilte er rasch die Treppen hinauf, öffnete die Thüre, und befand sich in der Mitte von zwanzig bewaffneten Alguazils, die im Begriffe waren in das gegenüberliegende Nebengemach zu dringen, allein von Raimund mit gezogenem Schwerte von ihrem Vorhaben zurückgehalten wurden.

„Wag' es Einer," rief der hocherglühte Jüngling, „einen Schritt auf diese Schwelle zu setzen, so trifft dieser Stahl seine Brust! Die Tochter meines Lebensretters hat den vollgiltigsten Anspruch auf meinen Schutz!"

„Die Tochter deines Lebensretters?" schrie der Alcalde mit zorniger Stimme; „ein Jude, ein Ketzer, dein Lebensretter? Trete zurück und reize meine Wuth nicht, sonst vergesse ich, daß ich dein Vater bin!"

Abenchysko war bei diesen Worten eingetreten; doch kaum hatte ihn der Alcalde erblickt, als er mit dem Ausrufe: „Haben wir dich endlich, alter Zauberer!" auf ihn losstürzte und seine Degenspitze auf die Brust des Greises setzte. — „Ergib dich!" schrie er ihm zu, „sonst senken sich zwanzig Dolche in dein Herz!"

Abenchysko hatte bei dem Ausrufe des Alcalden nicht eine Miene geändert, er stand vielmehr da mit gekreuzten Armen und schaute seinen Gegner mit einem durchdringenden Blicke an.

„Ich bin dein Gefangener," sprach er nach einer Pause in baskischem Dialekte; „doch wenn ich nicht irre, Alonso del Castagno! haben wir uns schon einmal in unserem Leben begegnet!"

Als Abenchysko diesen Namen ausgesprochen hatte, schauderte der Alcalde sichtbarlich zusammen und unwillkührlich senkte sich sein Degen von der Brust des Greises auf die Erde herab.

„Nun — was erschrickst du?" fuhr Abenchysko fort; „macht dieser Name deine Fibern erstarren? Als wir vor dreißig Jahren in Sarragossa mitsammen Alchymie betrieben, hattest du keine Ahnung, daß du, ein Betrüger, ein Adept, dennoch einst geheimer Emissär des Inquisitionstribunals werden würdest?"

Juan Fernandez Lullius wankte drei Schritte zurück und starrte den Greis mit ungewissen Blicken an. Endlich hatte er ihn erkannt. —

„Ja, ich erinnere mich deiner," rief er, ihm näher tretend, ebenfalls in baskischem Dialekte, „und du halfst mir damals aus einer großen Verlegenheit — nun, es steht in meiner Macht, deine Haft zu erleichtern!"

„Ich habe dein Wort!" entgegnete Abenchysko; „doch, wo ist meine Tochter?" setzte er auf castilianisch hinzu.

„In diesem Gemache," entgegnete Raimund, „und nur über meine Leiche soll man zu ihr gelangen!"

Ein freundlicher Blick des Greises dankte dem jungen Adepten für seine edle Gesinnung, doch wandte er sich nach einigen Sekunden mit den Worten an ihn: „Euer Widerstand ist vergebens, junger Mann! meine Tochter soll mit mir das Gefängniß theilen!"

„Trete zurück!" donnerte der Alcalde seinem Sohne zu, „du siehst, der Vater ergibt sich seinem Geschicke!"

Raimund verließ auf einen Wink Abenchyskos die Thüre, und der Greis öffnete das Gemach.

„Werfe deine Kleider ab," rief er in hebräischer Sprache seiner Tochter zu, „und komme nur im leichten Nachtkleide heraus!"

Nach einigen Sekunden erschien das reizende Mädchen, nur von einem losen Corsette umhüllt, in der Thüre. Die Alguazils nahmen sie alsogleich in ihre Mitte und schickten sich an, wie ihr und dem Vater das Zimmer zu verlassen. Doch Abenchysko wandte sich an den Alcalden mit den Worten: „Erlaubet, Señor! daß ich, bevor ich meine Wohnung verlasse, noch das Morgengebet verrichte; denn unsere heilige Religion verbietet uns, in dem Gefängnisse zu beten!"

„Ein eigenes Verbot, das!" rief der Alcalde lächelnd, — „es sei dir gewährt, doch mach' es schnell!"

Abenchysko wandte sich nun mit dem Gesichte gegen Sonnenaufgang und seine Mienen nahmen den Ausdruck frommer Begeisterung und tiefer Demuth an. „Du wirst, meine Tochter!" begann er sodann, als ob er betete, in hebräischer Sprache, „sobald ich dir es nach einigen Minuten sagen werde, in das Nebengemach zurückgehen und deine Maske dem Androides umbinden. Werfe ihm gleichzeitig deinen Tartarenmantel um, und drehe die achte Schraube am Fuße fünfmal nach links. Du verbirgst dich sodann in der Nische neben deinem Bette und eilst, wenn der Morgen anbricht, zu einer Doña, deren Adresse du aus einem Briefe ersehen kannst, welcher in jenem Schranke dort aufbewahrt ist. Diese Dame ist krank, und du wirst sie mit der dunklen Tinktur aus der ostindischen Pflanze, welche du kennst, heilen. Sie wird dich wie eine Schwester lieben, und du wirst so lange bei ihr wohnen, bis ich dir Nachricht von mir zukommen lasse! Habe meinethalben keine Sorgen, ich werde bald das Gefängniß verlassen! — Ich bin fertig!" wandte er sich sodann im reinsten Kastilianisch zum Oberalcalden; „erlaubet nur noch, daß meine Tochter ihren Mantel umwerfe, denn wie Ihr bemerkt, ist sie im leichtesten Nachtkleide."

Auf ein bejahendes Zeichen des Angeredeten eilte Recha in's Nebengemach, dessen Thüre sie hinter sich schloß. Nach einigen Sekunden trat der Androides, dem reizenden Mädchen täuschend ähnlich, in das Zimmer. Abenchysko schritt ihm entgegen, umschlang seinen Arm, und verließ in Begleitung der Alguazils, des Oberalcalden und Raimunds seine Wohnung. —

(Der Beschluß folgt.)



Digitized by Google



Sebastian Hněwkowsky,

geboren den 19. März 1770 zu Žebrák im berauner Kreise, gestorben zu Prag den 7. Juni 1847 im 78. Lebensjahre.

Unter den Männern, welche die böhmische Nationalliteratur aus ihren zweihundertjährigen unehrenhaften Schlummer geweckt, steht Sebastian Hněwkowsky obenan, ja er war es vorzüglich, welcher die von Faustin Prochaska, und den böhmischen Patrioten der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts angedeutete Bahn vor allen Andern mit Muth und Ausdauer betreten. — Zu jener Zeit, wo Hněwkowsky auftrat, gehörte wirklich Muth dazu, das für verloren und unfruchtbar gehaltene Feld der Nationalliteratur bebauen zu wollen, den zerrissenen Faden derselben wieder aufzunehmen. — Hněwkowský hatte den Muth. — Er besaß jene Energie, jene Kraft und Begeisterung, welche nothwendig ist, um die, im Kampfe für eine mächtige Idee, in der Ausführung einer bereits verloren gegebenen Sache entgegen tretenden Hemmnisse zu bewältigen. — Als Hněwkowsky auftrat, war die böhmische Sprache aus Schulen und Salon verbannt; von der Kanzel der Collegien und den Parketen der Salons verdrängt, flüchtete sie in das bescheidene Bürgergemach, in die unansehnliche Hütte des Landmanns und in die Arbeiter- und Gesindestube. — Der gebildete Theil der Nation hatte die Muttersprache weggeworfen, das Volk hob sie auf, bewahrte und pflegte sie. Hněwkowsky liebte das böhmische Volk, das den Erzählungen der Thaten der Väter so gerne zuhört, an ihnen so kindlich hangt, und den Sagen der Vergangenheit thränenfeuchten Auges horcht. Er liebte das Volk, wuchs mit ihm auf, und lebte sich in seine Weise früh hinein, darum auch war ihm dessen Sprache so geläufig, er las die Chroniken, und sammelte sich die Lieder und Sagen des Volkes. — Es waren das seine Lehrer bei dem Studium seiner eigenen Nationalität, und daher der Patriotismus, der ihn durchglühte mit unbezwinglicher Begeisterung, und der Leitstern ward seines ganzes Lebens. Er sah in dem Kreise der Freunde und Collegen, in den er als Student trat, die schönen Lieder seines Volkes vergessen, die Erinnerungen an die Großthaten der Väter in den Hintergrund gedrängt, seine klangvolle reiche Muttersprache verkannt und verachtet; dies schmerzte ihn, doch war dies nicht der siechende Schmerz, der sich in fruchtlosen Klagen ergießt und verliert, sondern der Schmerz, der zur That anregt. — Hněwkowsky hatte sich vorgenommen böhmisch zu schreiben, und das versumpfte Brachfeld der böhmischen Literatur wieder urbar zu machen, es gab hier keine Prämissen des guten Erfolgs; kein Lohn, keine Anerkennung war in Aussicht gestellt, nur Opfer und Verkennung. — Einige wenige für die Sache der Nationalität und des Vaterlandes begeisterte Jünglinge, trafen zu der Zeit in Prag zusammen, sie sammelten die zerstreuten Oeltropfen, um das Feuer der Cultur auf dem fast vergessenen Altar vaterländischer Literatur wieder anzufachen und zu nähren. — In der k. Bibliothek traf er einst einen Studenten, der spanisch studierte, und überhaupt ein reges Interesse für Literatur zeigte, dieser Student war ein Böhme, aber einer von jenen, die an ein Emporkommen der nationalen Literatur anfangs nicht glauben wollten. Hněwkowsky gab sich Mühe, ihn für das nationale Interesse zu gewinnen, und ihn auf die patriotische Bahn zu leiten. — Dieser junge Mann war Puchmaier. Es war dies der talentvollste der böhmischen Schriftsteller der früheren Periode, und einer der feurigsten Patrioten. Hněwkowsky stand später mit ihm, so wie mit allen Männern, die mit ihm für eine Idee wirkten, in ununterbrochenem Briefwechsel, später traten sie zu einem Unternehmen zusammen, das Aufsehen erregte. Sie gaben heftweise ihre Dichtungen heraus, und Puchmaier war Redakteur dieses Unternehmens, Hněwkowsky und die beiden Nejedlý die eifrigsten Mitarbeiter. — Hněwkowsky schrieb Lieder, die bald im Munde des ganzen böhmischen Volkes lebten, später gab er ein humoristisches Epos (komisches Gedicht „Děwjn") heraus, dessen Stoff der sagenhafte Mädchenkrieg in Böhmen war. — Witz, Humor und Satyre zeichnete dies Werk vortheilhaft aus, so daß es allgemeine Anerkennung fand, und bald vergriffen war. Zu dem Zwecke einer zweiten Auflage überarbeitete er es zu einem romantischen Gedichte. — Es war bei weitem nicht so gelungen, wie bei der ersten Auflage. Seine Gedichte der spätern Periode fanden allgemeine Verbreitung, obwohl er als Lyriker nicht so eigentlich auf seinem Gebiete war. — Auf dem Felde dramatischer Literatur versuchte er sich mit einem Lustspiele, (Námluwy w Koledwi,) welches sehr gelungen, und ein noch jetzt gern gesehenes Repertoirstück der böhmischen Bühne geworden ist. Auch in dem höheren Drama

Digitized by Google

versuchte er sich, und die Früchte dieser Arbeit waren Jaromir, Trauerspiel in fünf Akten, und Ottokar; dies letztere auch sein letztes Werk. — Auch in der Prosa war er an seiner Stelle; so schrieb er Briefe über die böhmische Poesie, in welcher er sich für das Recht des Accentes in Bezug auf das Metrum bei böhmischen Weisen, und gegen die Anwendung des antiken Zeitmaßes aussprach. — Dies Büchlein ist eigentlich mehr ein Panegyriker der Dichter der früheren Periode, mit liebevoller Hinneigung zu dem Gegenstande geschrieben, als eine mit kritischer Schärfe durchdringende Abhandlung. — Eine Fortsetzung dieser Briefe bis auf die neueste Periode hatte er bereits ausgearbeitet, und sie sollten demnächst erscheinen, als den rüstigen, selbst in seinem hohen Alter noch rastlosen Kämpfen, der Tod aus seinem Wirken riß. — Hnewkowsky's Arbeiten sind theils in den angedeuteten Werken in Druck erschienen, theils in größern und kleinern Aufsätzen und Gedichten in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. — Seine hinterlassenen Schriften und Memoiren sollen demnächst gesammelt vor das Forum des Lesepublikums gebracht werden, und versprechen interessante Aufschlüsse über Hnewkowsky, sein Wirken und seine Zeit.

F—r.

Die Pappendeckel-Wespe.

Unsere Abbildung zeigt, aufgehängt an einem Baumaste in einem Urwalde Guyana's, einen sonderbaren Gegenstand, den eine Putzmacherin für eine artige Pappendeckelschachtel zur Aufbewahrung ihrer Hauben halten könnte. Es ist in der That eine Büchse von schöner blaßgelber Farbe, braun marmorirt, schön geglättet und glänzend, deren Wände eine halbe Linie dick sind. An einem röhrenförmigen Stiele hängend, gleicht sie einer Glocke, deren Oeffnung durch einen Deckel geschlossen ist, der die Gestalt einer chinesischen Mütze hat. Der Deckel ist an die Wände der Oeffnung angelöthet und läßt blos ein ganz kleines Loch unten in der Mitte frei, das dem Auge einer Birne gleicht. Der Reisende, der die Wälder Guyana's durchwandert, hält es für irgend eine seltsame, unbekannte Frucht; aber wehe ihm, wenn er darnach greift, um sie zu pflücken. Plötzlich ist er von Hunderten summenden Wespen umgeben, die ihn wüthend anfallen, ihm an allen unbekleideten Theilen giftige Stiche versetzen und ihn aus ihrem Bereiche verjagen. Hat er sich endlich aus ihrer Nähe gerettet, so bleibt ihm nichts übrig, als sich das Gesicht und die Hände in kaltem Wasser zu baden, in das er, wo möglich, einige Tropfen Alcali gemischt hat. Glücklich kann er sich schätzen, wenn er mit geschwollenen Augen, Wangen und Händen, und einigen Tagen heftigen Fiebers davonkömmt; denn die Wunden sind um so giftiger, da oft der Stachel darin zurückbleibt.*) Die Pappeldeckel-Büchse ist nämlich nichts Anderes als das Nest der Pappendeckelwespe (**Epipone chartaria, Vespa nidulans, Polistes nidulans**), eine Wespenart, die nicht wie die Bienen unter einer Königin, sondern in republicanischer Verfassung lebt.

Die Republik dieser Thiere besteht aus zwei streng von einander geschiedenen Kasten, erstens: der freien Bürger, Männchen und Weibchen, und zweitens: der Sklaven oder Geschlechtslosen. Die Aufgabe dieser Letzteren ist es, für die Zufuhr der Lebensmittel zu sorgen. Sie gehen auf Jagd und Plünderung aus, sie fallen kleinere Insekten an, tödten sie und bringen ihre Leichname in die Vorrathskammern. Sie breiten sich in den Gärten aus, suchen die reifsten Früchte, nagen, saugen daran, und verderben, was sie nicht genießen können; manche kommen bis an die benachbarten Städte, suchen die Spezereiläden auf und rauben Honig, Zucker, Syrup. Wenn sie nach Hause kommen, lassen sie aus dem Munde einige Tropfen einer hellen Flüssigkeit fallen, über die sich die Zurückgebliebenen mit Gierde herwerfe. In den Fleischbänken setzen sie sich immer auf die besten.

*) Man behauptet, daß auch der Stich von sieben unserer großen europäischen Wespen die Wirkung eines Viperbisses hervorbringen kann.

Digitized by Google

saftigsten Stücke und saugen daran; sind sie gesättiget, so lösen sie kleine Stücke davon los und tragen sie in ihr Nest.

Diese geschlechtslosen Wespen sind kleiner als die andern, die Weibchen dagegen größer und schwerer. Diese letzteren, deren es gewöhnlich zwei bis drei Hundert in einem Neste gibt, verlassen dieses beinahe nie, sie brüten die Eier und nähren ihre Jungen. Die Männchen sind ganz müßig.

Ist ein Nest überfüllt, so wandern mehrere Weibchen, gewöhnlich 15 oder 16 an der Zahl, aus und nehmen einige Männchen und mehrere Arbeiter mit. Zuerst wird ein passender Ort ausgesucht, der vor Wind und Regen geschützt ist. Dann wird der Grund gelegt, der in einem Kleister besteht, den alle diese Wespen zu bereiten verstehen, und der glatt, glänzend und für den längsten, stärksten Regen undurchdringlich ist; dann werden die Wände in Glockenform verfertiget, und wenn die Höhlung groß genug ist, um eine Zellenwabe zu fassen, durch einen Deckel geschlossen. Ist nun die Wabe fertig, wird der Deckel abgenommen, die Wände nach unten verlängert und ein zweiter Deckel angebracht. Nach Beendigung der zweiten Wabe werden die Wände wieder verlängert, und dieses wird so lange fortgesetzt, bis für die ganze Bevölkerung des Nestes hinreichender Platz ist. Die Waben sind gegen den Horizont, und also auch gegen einander parallel.



Der Gießbach im Berner Oberlande.



Von allen Wasserfällen der Schweiz ist der Gießbach der interessanteste. Der Reichenbach hat eine weit größere Wassermasse, der Staubbach eine bedeutendere Höhe, der Rheinfall bei Schafhausen ist imposanter; aber keiner von ihnen ergießt sich in einer so malerischen Umgebung. Von der dem Hauptfalle gegenüberliegenden Wiese sieht man den Strom auf einen grünen Teppich herabstürzen; denn der Boden verschwindet ganz unter den hohen Kräutern und Moosen, die ihn bedecken. Bäume und Sträucher neigen sich über das zischende, schäumende Wasser, und dem Untenstehenden scheint der Gießbach durch das Laubwerk des Waldes vom Himmel herabzustürzen. Bald darauf verliert sich der wilde Bach in den ruhigen Spiegel des Brienzer-See's. Ein anderer Sturz des Gießbach ergießt sich von einem oben überhängenden Felsen und läßt zwischen sich und der senkrechten Wand einen hinreichenden Zwischenraum für den Beschauer. Es gibt nichts Ergreifenderes, als die Landschaft, durch diese durchsichtige Wasserwand betrachtet, die sich mit furchtbarem Getöse über dem Scheitel des erstaunten Wanderers herabstürzt. Reiche Touristen lassen den Gießbach manchmal beleuchten; des Nachts vertheilt man zwischen dem Felsen und dem Wasserfall zahlreiche Fackeln und zündet das Gesträuch an. Dies gewährt einen feenhaften, phantastischen Anblick, hat aber den Nachtheil gehabt, den Felsen rings umher ihre gelben und bläulichen Tinten zu rauben und sie zu schwärzen. —

Zwischen dem Faulhorn und dem Wildgerst, 2320 Metres über dem Meeresspiegel, dehnt sich ein enges, finsteres Thal, das Thal der Schnee-Perlhühner genannt, von Westen gegen Osten. Eingeschlossen von schwarzen Bergen, die sich wie gigantische Mauer senkrecht erheben,

Digitized by Google

beleuchtet diese Schlucht nie ein Sonnenstrahl; nie schmilzt der Schnee dort ganz, selbst in den heissesten Jahren nicht. Zwei einsame See'n, die kaum in der stärksten Sommerhitze auf einige Wochen aufthauen, nehmen den Hintergrund des Thales ein. Schwarz, unbeweglich, leblos, beinahe immer mit einer Eis- oder Schneerinde bedeckt, gleichen sie jenen Seen der Unterwelt, die Dante so schauerlich beschrieben hat. Der eine heisst der Hexensee, und der andere der Hagelsee. Diese beiden sind der Ursprung des Giessbachs. Eine seiner Quellen entströmt unter freiem Himmel dem Hexensee; die andere fließt unterirdisch aus dem Hagelsee. Am 28. Juli 1841 war dieser letztere nicht aufgethaut; er blieb den ganzen Sommer zugefroren. Die Temperatur des Hexensee's war zur selben Zeit 0, 7; die des Giessbachs, als er den unterirdischen Canal des Hagelsee's verließ, 0, 8; die der Luft 3, 4.

Die beiden Quellen vereinigen sich bald und bilden auf dem Tschingelfeld, der ersten Abstufung des Faulhorn, den ersten Wasserfall. Dort erhält der Giessbach zahlreiche Zuflüsse und verliert sich dann in eine Felsschlucht von schreckenerregender Tiefe, deren ganze Breite er einnimmt. Sobald seine schäumenden Wasser diese Schlucht verlassen, werden sie plötzlich ruhig und schlängeln sich durch ein reizendes Thal, das von Buchen-, Ahorn- und Tannenwäldern umgeben und gut angebaut ist. An der Gränze dieses Thales angelangt, fällt er von einer Höhe von 500 Metres, von Sturz zu Sturz bis in den Brienzer-See. Ein großer Theil dieser Cascaden wird von dem dichten Laubwerk der grossen Buchenwälder versteckt, und es ist keine leichte Arbeit, dem Laufe des Baches ununterbrochen zu folgen. Einige Alpenbewohner haben es jedoch unternommen und den 14 Hauptfällen des Giessbach die Namen der ausgezeichnetsten Bürger der Republik Bern gegeben.

Es sind folgende:

Berthold von Zähringen, Gründer der Stadt Bern.

Cuno von Bubenberg, Baumeister der Stadt.

Walo von Gruyères, der in der Schlacht bei Schloßhalden das Stadtbanner rettete.

Die neun Brüder, die ihr Leben für das Vaterland opferten.

Ulrich von Erlach, der Held der Schlacht bei Donnerbühl.

Wendschatz, der Retter des Banners bei Laubekstalden.

Rudolph von Erlach, der Sieger von Laupen.

Hans Matter, einer der unsterblichen Kämpfer der Schlacht bei St. Jakob.

Niklas von Scharlachthal, der Held von Granson.

Franklin, der Schatzmeister.

Hans von Halwyll.

Adrian von Bubenberg, der Held von Murten.

Franz Nägeli, der Eroberer des Waadtlandes.

Niklas Friedrich Steiger, Schirmvogt.

Dies sind die Monumente, die das Berner Volk seinen Wohlthätern und großen Männern geweiht hat. Zu arm, um ihnen Marmorsäulen und Bronzstatuen zu errichten, hat es ihr Andenken an die ewigen Erscheinungen der Natur geknüpft, und so lange die Wasser des Giessbachs dem ewigen Schnee der Alpen entströmen, wird die Erinnerung an sie nicht erlöschen.



Die Schlacht bei Austerlitz.

„Als General, als Consul und als Kaiser richtete Napoleon ein scharfes Augenwerk auf die Kriegsgeschichte seiner Zeit, um sie der Nachwelt so vollständig und genau als möglich zu überliefern. Weder die Verwaltung seines großen Reiches, noch die immerwährenden Kämpfe mit dem gesammten Europa, konnten ihn dieser Lieblingsidee abwendig machen. Es war dieses kein Denkmahl, das er nur seinem eigenen, persönlichen Ruhme errichtete; Alle, die bei seinen Siegen mitgewirkt, auch die Heere, die nicht unmittelbar unter ihm gekämpft, hatten ihren Antheil daran."

Dies sind die Worte des Generallieutenant Pelet in der Einleitung zu seiner Geschichte der Feldzüge von 1805 in Baiern und Oesterreich, von 1806 und 1807 in Preußen und Polen, und von 1809 in Baiern und Oesterreich. Die Wahrheit dieser Worte verbürgt er durch Urkunden.

Sobald ein Feldzug beendigt war, ließ Napoleon alle Materialien zu einer Geschichte desselben im General-Kriegsarchiv niederlegen, wo sie sich noch itzt befinden. Sie bilden 5 starke Bände und umfassen die meisten Feldzüge der Revolution und des Kaiserreichs, indem sie mit der italienischen Armee beginnen und mit der Schlacht bei Wagram endigen. Am sorgfältigsten bearbeitet ist die Schlacht bei Austerlitz und zwar nach einem eigenhändigen Aufsatze des General Bertrand, der von Napoleon ausgebessert und mit Randnoten von seiner Hand versehen ist. Jeder Feldzug hat auch seine Karten und Pläne, und die wechselnden Stellungen der Armeen während des Tages von Austerlitz nehmen allein 9 Tafeln ein. Eine davon gibt unsere Abbildung wieder.

England und Rußland hatten am 11. April 1805 einen Allianztraktat geschlossen, worin sie sich verbanden, einen allgemeinen europäischen Bund zu stiften, und Frankreich in seine alten Gränzen zurückzuweisen. Bald erklärte sich Schweden offen für sie, und Neapel, Sardinien, Hannover und Preußen sicherten im Geheimen ihren Beistand zu. Oesterreich trat am 9. August bei, und rückte schon am 9. September in Baiern ein, um das Heer des Kurfürsten abzuschneiden und an den Rhein verzurücken. Napoleon, mit seiner gewohnten Entschlossenheit, besann sich nicht lange. Er setzte die sieben Heerabtheilungen seiner grossen Armee in Bewegung und berechnete den ganzen Feldzug im Voraus. Am 24. September 1805 verließ er Paris; am 25. setzte seine Avantgarde auf der Kehlerbrücke über den Rhein. Seine Proclamantion vom 29. kündigt dem französischen Volke an, daß der Krieg der dritten Coalition begonnen habe und fordert es auf, „diesen neuen Bund, den der englische Haß und das englische Gold gestiftet, aufzulösen". Durch die Schnelligkeit seiner Märsche vereitelt er die Pläne der Oesterreicher. Mehrere glückliche Kämpfe bei Wertingen, Günzburg, Augsburg, München, Memmingen, Elchingen und Langenau haben die Capitulation des General Mack bei Ulm zur Folge, der sich mit 33,000 Mann, 60 Kanonen und 40 Fahnen ergibt. Binnen drei Wochen ist die 85,000 Mann starke österreichische Armee vernichtet. Ihre Überbleibsel vereinigen sich unter den Mauern von Braunau mit einem russischen Korps von 45,000 Mann, das gleichfalls geschlagen wird. Wien öffnet am 15. November seine Thore; am 20. werden die Russen gezwungen, Brünn zu räumen und sich nach Ollmütz zurückzuziehen. In Wischau macht Napoleon Halt, um seinen Truppen einige Ruhe zu gönnen, und den Feind zum Angriff zu reizen. Und in der That ergreifen die Russen am 28. die Offensive; Napoleon verläßt die Höhen von Pratzen, wo er sich Anfangs verschanzt hatte, und überläßt sie dem Feinde. „Wenn ich den Feind verhindern wollte," sagte er, „meinen rechten Flügel zu umgehen, so brauchte ich blos auf diesen befestigten Höhen zu bleiben; aber ich hätte nur eine gewöhnliche Schlacht. Wenn ich mich aber gegen Brünn zurückziehe, und die Russen ihre Stellung verlassen, so sind sie ohne Rettung verloren." Hierauf stellte er seine Armee bei Austerlitz auf. Alles kam so, wie er vorausgesehen hatte. Das

Digitized by Google

russische Heer verließ zur unaussprechlichen Freude Napoleons seine starke Stellung und er kündigte seinen Truppen an, daß dieses ganze Heer morgen Abend in ihrer Gewalt sein würde. Das französische Heer, in einer Stellung, die Kutusow nicht kannte, war gegen 65,000 Mann stark, das Heer der Verbündeten zählte gegen 84,000 Mann mit 16,000 Pferden, darunter 20,000 Mann Oesterreicher. Am Morgen des 2. um 7 Uhr begann die Schlacht. Französischerseits commandirten Murat, Davoust, Soult, Bernadotte, Lannes, Suchet, Caffarelli, Rivaud, Drouet, Vandamme, Legrand u. s. w.; auf Seiten der Verbündeten Kienmayer, Doctorow, Langeron, Przybyszewski, Kollowrat, Lichtenstein, Bagration und Großfürst Constantin. Das Ende der Schlacht war so sonderbar, daß französische Truppen von dem rechten Flügel mit dem Rücken gegen Austerlitz gelehnt, die Reste des linken Flügels der Verbündeten angriffen, und zu dem Ende von denselben Anhöhen herabkamen, von welchen herab die Verbündeten am Morgen gegen sie marschirt waren. Der linke Flügel litt besonders, als er sich über die gefrorenen Teiche bei Kobelnitz und Schatzschan und über einen schmalen Damm zurückzog, und Napoleon das Eis mit Kartätschen einschießen ließ. In dieser Verwicklung mußte Generallieutenant Przybyszewsky mit 113 Offizieren und 6000 Mann das Gewehr strecken. Nach Kutusow's Bericht verloren die Russen 12,000 Mann; die Franzosen geben den Verlust des alliirten Heeres auf 8000 Todte, 15,000 Verwundete und 23,000 Gefangene an, worunter 273 Offiziere, 10 Obristen, 8 Generäle. Erbeutet wurden 180 Kanonen, worunter 143 russische; 150 Pulverwagen und mehr als 50 Fahnen. Die Sieger verloren nach ihrer Angabe nur 7000 Mann an Todten und Verwundeten, worunter 9 Generäle.

Der Presburger Friede, geschlossen am 26. December 1805, war die unmittelbare Folge dieses Sieges. Napoleon wurde als König von Italien anerkannt, und ließ sich Venedig, Dalmatien und Albanien abtreten; auch wurden die Fürstenthümer Lucca und Piombino anerkannt. Das Fürstenthum Eichstadt, ein Theil des Erbisthums Passau, die Stadt Augsburg, Tyrol, alle Besitzungen Oesterreichs in Schwaben, im Breisgau und Ortenau wurden zwischen dem Churfürsten von Baiern, dem Herzoge von Würtemberg und dem Markgrafen von Baden getheilt. Die beiden ersten Souveraine erhielten die königliche Würde; der Markgraf von Baden wurde zum Großherzog erhoben. Die Unabhängigkeit der helvetischen und batavischen Republick wurde anerkannt.

Dies waren die Resultate dieser Schlacht, die die französischen Soldaten die Schlacht des Jahrestags, (weil der 2. December der Krönungstag Napoleons war) oder die Dreikaiserschlacht nannten, der aber Napoleon dem Namen der Schlacht von Austerlitz gab.

Mozart's Kindheit.



Wir liefern hier die getreue Kopie eines kleinen im Jahre 1763 zu Paris herausgekommenen Kupferstiches, dessen sämmtliche Exemplare in wenigen Tagen vergriffen waren, und der sich daher so selten gemacht hat, daß man ihn nur noch in einigen wenigen alten Privat-Kunstsammlungen findet. Der Kupferstich ist nach einer Zeichnung von Carmontelle, der Vorleser des Herzogs von Chartres, Verfasser sehr beliebter dramatischer Sprichwörter und ein sehr geschätzter geistreicher Zeichner war.

Der berühmte Grimm, der durch ein Vierteljahrhundert den musikalischen Geschmack in Paris beherrschte, kündigte am 1. Dezember 1763 die Ankunft des kleinen Mozart in Paris und seine glänzenden Leistungen in folgenden Worten an:

„Ein Kapellmeister aus Salzburg, Namens Mozart, ist eben mit zwei wunderschönen Kindern hier angekommen. Seine Tochter, ein Mädchen von eilf Jahren, hat das brillanteste Klavierspiel; sie führt die größten und schwierigsten Stücke mit einer Präcision aus, die Staunen erregt. Ihr Bruder, der nächsten Februar sieben Jahre alt wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man Mühe hat zu glauben, was man mit seinen Augen sieht, und mit seinen eigenen Ohren hört. Nicht genug, daß dieses Kind mit Händchen, die kaum eine Sext greifen können, die schwierigsten Stücke mit der größten Leichtigkeit und Genauigkeit ausführt; was wahrhaft unglaublich ist, das ist, ihn eine ganze Stunde hintereinander aus dem Kopfe spielen zu sehen, wie er sich den Eingebungen seines Genies und einer wimmelnden Menge der reizendsten, lieblichsten Einfälle überläßt, die er überdies mit Geschmack und ohne Verwirrung auf einander folgen zu lassen weiß. Er ist mit dem Tastbrett so vertraut, daß, wenn man es durch eine darüber gedeckte Serviette seinen Augen entzieht, er auf der Serviette selbst mit derselben Schnelligkeit und Reinheit fortspielt . . . Ich habe ihm mit eigener Hand einen Menuet geschrieben und ihn gebeten, mir den Baß darunter zu setzen; das Kind nahm die Feder, und setzte den Baß, ohne sich dem Klavier zu nähern . . . Dieses Kind wird mich noch zum Narren machen, wenn ich es öfter höre; es ist schwer, sich einer Art von Wahnsinn zu erwehren, wenn man Zeuge solcher Wunder ist.“

Da Mozart nicht in die Reihe jener Wunderkinder gehört, aus denen ganz gewöhnliche Erwachsene werden, so können wir nicht umhin, seine kurzgefaßte, aber erschöpfende Biographie, aus der A. D. Real-Encyclopädie hieherzusetzen.

Mozart (Joh. Chrysostomus Wolfgang Amadeus), in vielfacher Hinsicht der größte Tonkünstler Deutschlands, wurde am 27. Jänner 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater Leopold Mozart, geb. zu Augsburg am 14. Dezember 1719, Unterdirektor der erzbischöflichen Kapelle war und als solcher 1787 starb. Ihm verdankte der Sohn

Digitized by Google

die treffliche musikalische Bildung und Erziehung, durch welche dessen ausserordentliche Anlagen so früh zur schönsten Entfaltung gelangten. Schon im vierten Jahre fing der Vater an, den Sohn im Klavierspiele zu unterrichten, und als eine psychologische Merkwürdigkeit ist es zu bemerken, daß das Kind seit dieser Zeit allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit verlor. Obgleich Mozart auch die übrigen Gegenstände des Unterrichtes mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte, so war es doch vorzugsweise die Musik, die seine ganze Seele beschäftigte.

In seinem sechsten Jahre war er bereits so weit fortgeschritten, daß der Vater sich entschloß, mit ihm und seiner Schwester, Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie war, eine Reise nach München und nach Wien zu machen, wo die kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die für Mozart's Alter beispiellose Fertigkeit erhielt noch dadurch etwas sehr Anziehendes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil, einen damals geachteten Musiker, holen lassen sollte; dieß geschah, und Mozart trug nun eines seiner Concerte mit bewunderungswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er sich bis dahin auf das Clavier beschränkt. Erst als man ihm in Wien eine kleine Geige schenkte, versuchte er sich auch im Geigenspiel und machte, als er mit seinem Vater wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, hierin ungemeine Fortschritte. Von jetzt an zeigte es sich, daß das ganze innere Sein Mozart's der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden sei, denn nur Musik beschäftigte ihn ganz. Von seiner Fähigkeit, die feinern Unterschiede der Töne zu empfinden, werden merkwürdige Beispiele erzählt. Auch war ihm schon in dieser Zeit jeder Mißklang, jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich. Im Jahre 1763 machte er mit seinem Vater und seiner Schwester die erste Reise außer Deutschland, wodurch sein Ruhm sich allgemein verbreitete. In Paris, wo er ein halbes Jahr verweilte, wurde er mit enthusiastischem Beifall gleichsam überschüttet. Auch gab er hier seine ersten Claviersonaten heraus. Im Jahre 1764 ging er mit den Seinigen nach England, wo er sich am königlichen Hofe hören ließ und auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. In einem öffentlichen Concerte trug er nur Symphonien eigener Composition vor. Hier wie in Paris spielte er häufig die ihm vorgelegten schwersten Clavierstücke von Bach, Händel u. A. vom Blatte mit der größten Präcision. Während seines Aufenthaltes in London componirte er auch sechs Sonaten für das Clavier, die er der Königin widmete. Im Jahre 1765 bereiste er die Niederlande, wo er sich häufig auf der Orgel hören ließ. Im Haag erkrankte er gefährlich. Nach seiner Genesung schrieb er wieder sechs Sonaten, die er der Prinzessin von Nassau widmete. Im Anfange des Jahres 1766 war er in Amsterdam, dann im Haag; hierauf ging er nochmals mit seiner Familie nach Paris, durch die Schweiz nach München, und von hier noch am Ende des Jahres nach Salzburg zurück.

Erst 1768 unternahmen die Geschwister wieder eine Reise und zwar nach Wien. Hier erhielt Mozart von Kaiser Joseph den Auftrag, die komische Oper »La finta semplice« in Musik zu setzen, die zwar den Beifall des Kapellmeisters Hasse und Metastasio's erhielt, aber nicht zur Aufführung kam. Als zwölfjähriger Knabe componirte er zur Einweihung der Waisenhauskirche in Wien das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert, und leitete diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Schon jetzt zum Concertmeister beim salzburgischen Hoforchester ernannt, machte er 1769 mit seinem Vater eine Reise nach Italien, wo er in Bologna, Rom und Neapel durch sein Spiel und seine Fertigkeit im Componiren die höchste Bewunderung erregte. In Mailand, wo er gegen Ende October 1770 anlangte, componirte er die Oper „Mithridat", die schon am 26. December aufgeführt und dann mehr als 20 Mal nacheinander wiederholt wurde. Nach seiner Rückkehr nach Salzburg im Jahre 1771 componirte er die große theatralische Serenate »Ascanio in Alba« zur Vermälung des Erzherzogs Ferdinand, 1772 zur Einführung des neuen Erzbischofs von Salzburg die Serenate »Il sogno di Scipione", und im Winter 1773 die Oper »Lucio Silla«, welche 26 Mal hintereinander aufgeführt wurde. Nachdem er noch die komische Oper »La finta giardiniera« (1775), zwei große Messen, eine Serenate »Il Repastore«, und in Paris, wohin er zum zweiten Male berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel componirt hatte, ging er 1779 nach Wien, wo er kaiserlicher Kammercomponist wurde.

Diese Uebersiedelung nach Wien bezeichnet den Hauptwendepunkt in Mozart's Leben. Jetzt erst begann die große Zeit desselben, jetzt erst die Epoche erhöhter, classischer Thätigkeit in der Composition, während seine äußeren Lebensschicksale sich vereinfachten. Er verheiratete sich 1781 mit Konstanze Weber, einer Schwester der berühmten Sängerin Lange; die häufigen und größeren Reisen hörten auf und der Aufenthalt zu Wien wurde nur durch kurze Ausflüge unterbrochen. Noch bevor er nach Wien kam, hatte er für München die Oper „Idomeneus" übernommen, die auch 1781 mit außerordentlichem Beifall in Scene ging. Dieselbe bildet den Uebergang aus der Epoche seiner noch mehr oder weniger unreifen jugendlichen Schöpfungen in die classische Zeit. Sie hat sich allerdings auf dem Theater nicht halten können, weil ihre ganze Anlage zum dramatischen Effekt sich nicht eignet; allein fast in keinem seiner spätern Werke hat Mozart wieder einen so hohen Ernst und Schwung gezeigt und einen solchen Reichthum, eine solche Fülle von Ideen entfaltet, wie hier, weßhalb sie auch in neuester Zeit wieder gegeben wurde. Im Jahre 1781, im Bräutigamsstande, erhielt er von Kaiser Joseph II. den Auftrag „Belmont und Konstanze" oder „die Entführung aus dem Serail" (Text von Bretzner) zu componiren, die ganz den Charakter der Leidenschaft in sich trägt, die ihn selbst beherrschte, und in der die berühmte Arie des Belmont eine ewige Liebesglut athmet. Mit welcher Lust und Laune er dieses Werk arbeitete, bezeugen der unübertrefflichen komischen Partieen der Oper, namentlich die Rolle des Osmin. Sodann schrieb er im Jahre 1785, mit Benutzung früherer Sätze, die Oper »Davide penitente« und neben vielen kleinern Sachen den »Figaro«, den er später selbst sein Lieblingslied nannte. Die Oper gefiel in Wien nur Wenigen; man fand die Musik für eine komische Oper zu schwer und zu weit ausgesponnen. Um so größeres Glück machte sie ein Jahr später in Prag. Für Prag, das sich am schnellsten zum Verständniß seiner Schöpfungen emporgebildet hatte, componirte er auch 1787 sein Meisterwerk »Don Juan«. In den Jahren 1788 — 90 bearbeitete er auf Van Swinten's Veranlassung Händel's „Acis und Galatea", „Messias", „Alexanderfest" und „Cäcilia" mit einer Sorgfalt, namentlich was die Instrumentirung des „Messias" betrifft, die er kaum seinen eigenen Werken widmete. Im Jahre 1790 schrieb er für Wien seine Oper »Cosi fan tutte« und im folgenden außer zwei Cantaten und mehreren Instrumentalstücken, die „Zauberflöte", „Titus" und das berühmte Requiem, welches später zu vielfachen Streitigkeiten über die Aechtheit einzelner Abschnitte Veranlassung gegeben hat. Mit diesem Werke endete am 5. Dezember 1791 das innerlich und äußerlich so vielfach in Anspruch genommene Leben des großen Künstlers. Seine äußere Lage in Wien war keineswegs eine seiner würdige und vortheilhafte gewesen. Er mußte anfangs von Concerten, Virtuosenreisen, Unterrichtgeben und dem geringen Ertrage seiner Compositionen leben. Erst als ihm vom Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Anstellung in Berlin mit 3000 Thaler jährlichen Gehalts angeboten wurde, fand sich Kaiser Joseph II. veranlaßt, ihm zu seinem Titel als Kammercomponist, auf den Rath seines Kammerdieners, einen Gehalt von 800 fl. zu bestimmen, und es war dieses hinreichend, ihn zu fesseln, obschon er bemerkte: „Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das, was ich leisten könnte." Nur die bedeutendsten seiner Werke haben wir angeführt; was er in der großen Symphonie, im Quartett, in der Pianofortemusik, überhaupt in allen Gattungen der Tonkunst geleistet, ist Staunen erregend, weßhalb man es umsomehr zu beklagen hat, daß es ihm nicht gegönnt war, sich ganz und ungestört seinem Berufe zu widmen. Seine Werke sind in Aller Händen, und kein Componist hat sich einer so umfassen-

Digitized by Google

den Wirkung auf Menschen des verschiedensten Alters und der verschiedensten Bildungsstufen, kein Componist auch eines so gewaltigen Einflusses auf die Kunst des Auslandes erfreut.

Wie Mozart als Kind Jedermann flehentlich fragte, ob er ihn liebe, so ist es diese zärtliche, liebathmende Gesinnung, welche als Grundzug durch alle seine Werke geht. Er war der Sänger der Liebe, und hat diese in allen seinen Opern, den Hauptwerken seines Genius, die seinen Ruhm allen Zeiten lebendig erhalten werden, in allen ihren Stufen und Graden von der zärtlichsten, idealischen Leidenschaft bis herab zu nur sinnlicher Erregung dargestellt. In einer Periode der Entwickelung des deutschen Geistes lebend, die vorzugsweise ein Gefühlsleben führte, hatte er in der Tonkunst das Herz emancipirt, und dem hohen Ernst und der Strenge, der Erhabenheit der Vorzeit gegenüber die vollendete musikalische Schönheit zur Erscheinung gebracht. Vgl. Nissen, „Biographie Mozart's" (herausgegeben von dessen Witwe, Leipzig 1828), Alex. Oulibischew, »Vie de Mozart« (Moskau 1841), und Holmes, »Life of Mozart« (London 1845). Ein Denkmal wurde Mozart 1840 in Salzburg errichtet. — Seine Witwe verheiratete sich später an den dän. Statsrath von Nissen, den Biographen Mozart's, überlebte diesen und starb zu Salzburg am 6. März 1842. — Mozart's zweiter Sohn, geb. 1792, bekannt als Pianofortespieler und Componist für dieses Instrument, war mehre Jahre hindurch zu Lemberg in Galizien Vorsteher einer Singakademie, machte 1819 eine Kunstreise durch Deutschland, auf welcher er sich Beifall erwarb und starb im Sommer des Jahres 1844 in Carlsbad, niedergedrückt durch den Ruhm seines Vaters, der ihn am eigenen Emporstreben hinderte.



Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Jamaica. Der Kakaobaum soll, laut Briefen aus Jamaica, von einer ähnlichen Krankheit wie die Kartoffeln in Europa befallen sein.

England. Kürzlich ist aus China Geld angelangt, welches die Chinesen für die körperliche Mißhandlung mehrerer Engländer als Entschädigung zahlen mußten. Dasselbe war in mehreren Kisten gepackt, deren jede nach der Aufschrift 1000 Pfd. Sterling in Silber enthalten sollte. Als dieser Tage die Kisten geöffnet wurden, fand man, daß eine derselben mit Blei, statt mit Silber gefüllt war. Aus dem unversehrten Ansehen der Kiste folgert man, daß der Betrug von den Chinesen selbst verübt wurde. Man hat sogleich ein Protokoll über den Thatbestand aufgenommen.

— Es ist endlich entschieden, daß die große Eisenbahn in Indien unverzüglich angefangen und so schnell als möglich beendigt werden soll. Sie wird auf Actien errichtet, die reißenden Abgang finden werden; denn vom Augenblick der Einzahlung auf 25 Jahre werden wenigstens 25% Zinsen verbürgt. Die Folgen für Ostindien und England sind nicht zu berechnen.

— In Irland haben vom 1. September an die unentgeltlichen Suppenvertheilungen gänzlich aufgehört; die ganze Zeit über haben mehr als drei Millionen Menschen ihre tägliche Nahrung aus den Suppenanstalten geholt.

— Das Dampfboot Great-Britain, das vor vielen Monaten in der Dundrum-Bai gestrandet war und schon verloren gegeben wurde, ist endlich durch außerordentliche Anstrengungen flott gemacht worden. Vierzig Pumpen, von denen eine nicht weniger als drei Tonnen in der Minute schöpfte, waren in Thätigkeit gesetzt, und zwei Dampffregatten nahmen das Schiff in's Schlepptau. Drei Tage wurde vergebens gearbeitet, endlich am dritten gelang ein starker Ruck, der es auf die hohe See brachte. Da es nur drei mittelmäßige Lecke bekommen hat, wird es bald hergestellt werden.

— Sogleich nach der Rückkehr der Königin von ihrer schottischen Reise wird eine Proclamation zur Feier eines allgemeinen Dankfestes für die reichgesegnete Ernte ergehen.

Frankreich. In Lille wird die 16jährige Hortensia Lahousse unter der Anklage der dreifachen Vergiftung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Schwester vor Gericht erscheinen. Ihre Ruchlosigkeit geht so weit, daß sie neuerdings ihren Geliebten als den eigentlichen Urheber dieser Unthaten denuncirte, obgleich es erwiesen ist, daß er nicht die mindeste Kenntniß davon gehabt.

Italien. Die florentinische Zeitung bringt die Nachricht, daß in Toscana die Todesstrafe ein für alle Mal abgeschafft ist. Schon Leopold I., Großvater des regierenden Fürsten, verbannte sie; später ward sie wieder eingeführt, doch sehr selten angewendet, da nach dem Gesetze vom 2. August 1838 alle Richter des Tribunals ohne Ausnahme einstimmig das „Schuldig" ausgesprochen haben mußten, falls sie vollstreckt werden sollte.

— Der Papst hat so eben einen Maler beauftragt, ihm das Bildniß des Sultans in Lebensgröße zu malen.

Norwegen. In Norwegen ist ein Ritterorden unter dem Namen St. Olaf's-Orden gegründet, und gleichzeitig sind zahlreiche Ernennungen zu den drei Graden desselben vorgenommen worden. Unter den auswärtigen Mitgliedern sind Alexander von Humboldt als Großkreuz und Leopold von Buch als Kommandeur.

Belgien. Brüsseler Blätter berichten folgenden Vorfall: Einer der ersten Geschäftsleute in Tournay war, wie seine Familie erklärte, am Schlage gestorben, und die Leiche sollte eben nach dem Kirchhofe getragen werden, als ein Polizeikommissär erschien, den Sarg öffnen ließ und nun sah, daß am Körper die Spuren von mehreren Messerstichen vorhanden waren. Das Gericht ist bereits eingeschritten.

— In dem Dorfe Steckel schickte sich der Baron Mertens nach dem Diner an, in seinem Parke einen Spaziergang zu machen, als er zwei Kinder auf der Straße erblickte. Der Anblick des Einen, sieben Jahre alt, schien ihn äußerst zu erbittern. Er ergriff ein Jagdgewehr, legte auf das Kind an und streckte es todt zu Boden. Der Instructionsrichter, der gegen Abend von diesem schauerlichen Verbrechen Nachricht erhielt, begab sich bald an Ort und Stelle, wo er mit dem Dr. Joly die Besichtigung der Leiche vornahm. Herr Baron Mertens hatte sich aus dem Schlosse entfernt. Was ihn zu dem Verbrechen getrieben, weiß bis jetzt Niemand.

Deutschland. Preußen. Am 3. August feierte die Universität Berlin das Geburtsfest ihres Stifters, Friedrich Wilhelm III., zum ersten Mal mit einer deutschen Rede. Das arme Latein wird mit der Zeit ganz verdrängt werden.

— Frankfurt. Der Haupttreffer in der Frankfurter Stadt-Lotterie hat der Baron Sal. v. Rothschild gewonnen.

— Nassau. Der Obstsegen ist in diesem Jahre so bedeutend, daß der Herzog von Nassau sich zu der Verfügung veranlaßt sah, den Landleuten aus den herzoglichen Forsten Stützen für die Obstbäume unentgeltlich verabfolgen zu lassen. Die Anzahl der in dieser Weise verabfolgten Stützen beträgt in dem einzigen Forstamte höchst 80,000. In derselben Gegend wurden von ausländischen Käufern viele tausend Malter Aepfel, und zwar die größere Sorte das Malter zu Einem Gulden aufgekauft. Dieselben gehen größtentheils nach England.

— Baden. In Mannheim wird eine Handwerkerbank errichtet. Sie hat den Zweck, den Handwerkermeistern Darlehen zu geben, damit diese nicht mehr in die oft unvermeidliche Nothwendigkeit versetzt werden, um eine augenblickliche Geldverlegenheit zu beseitigen, ihre Zuflucht zu Wucherern zu nehmen. Für's Erste ist das Maximum des Darlehens auf 50 fl. festgesetzt, zu dessen Tilgung jeden Sonntag 3 kr. pr. fl. zurückzuzahlen sind, so daß in 20 Wochen das ganze Darlehen heimgezahlt ist. Die Zinsen sind nur zur Bestreitung der Verwaltungskosten berechnet und werden fünf Procent nicht übersteigen. Das Institut erfreut sich des allgemeinen Beifalls; es wird deshalb der Verein dem Unternehmen in ganz kurzer Zeit eine größere Ausdehnung verschaffen, und 400 Actien zu je 50 fl. ausgegeben, so daß sich dann die einzelnen Darlehen auf einige hundert Gulden erstrecken können. Es sollen nur solche Meister berücksichtigt werden, deren Moralität Vertrauen verdient. (Oest. Lloyd.)

— Meiningen. Am 31. August Morgens um drei Uhr entschlummerte sanft Schillers Schwester, Frau Hofrath Reinwald, im beinahe vollendeten 90sten Lebensjahre. Stets der Kunst ergeben, besuchte sie noch am 30sten den Arbeitssaal des Hofmalers Schellhorn, um die daselbst aufgestellten Bilder zu besehen. Im heitersten Gespräch über ein leichtes Unwohlsein mehr scherzend als klagend, begab sie sich zu Fuß nach ihrer Wohnung, aus der sie nicht wieder gehen sollte. Ihr letzter Gang war der Kunst gewidmet. — Noch lebt in Meiningen eine Tochter Schillers, Frau von Gleichen-Rußwurm.

Digitized by Google

— Würtemberg. In Würtemberg und mehreren andern Staaten Deutschlands wird von Amtswegen für Errichtung von Dörr-Anstalten gesorgt. Da nämlich das Obst dieses Jahr in ungeheueren Massen vorhanden ist, so wird es gedörrt, um für die untern Klassen über den Winter als Aushilfsmittel zu dienen.

Oesterreich. Ungarn. In Siebenbürgen und einem Theile von Ungarn haben die Heuschrecken großen Schaden angerichtet. Sie kamen in ungeheueren Zügen, die die Luft verfinsterten, und wo sie sich niederließen, da war in wenigen Stunden jede Aussicht auf Ernte vernichtet. Man kann sich einen Begriff von ihrer Menge machen, wenn man erwägt, daß ein solcher Zug drei, ja auch sechs Stunden ununterbrochen dauerte. Im Tolnaer Komitate wurde die Masse Heuschrecken, die sich zwischen Szegszárd und Bonyhád niederließ, durch ein Aufgebot von 6000 Mann größtentheils vernichtet. Jeder Sack voll Heuschrecken, welche in einen eigens dazu gemachten Graben geworfen wurden, ward von der Behörde mit 20 kr. C. M. bezahlt. Demohngeachtet ist die Fechsung von sieben Ortschaften zu Grunde gegangen.

— Polen. Am 6. August gebar die Chudaczkower Unterthanin, Magdalena Doren, weibliche Zwillinge, welche von der vierten Rippe bis zum Nabel sogestaltig mit einander verwachsen sind, daß beide Kinder nur ein Brustblatt und eine Bauchdecke besitzen. Die Mädchen sind vollkommen ausgebildet, mit üppigen, langen, schwarzen Kopfhaaren versehen, ihre Gesichtsbildung ist regelmäßig und freundlich, und der ganze Körperbau normal, nur das Eine hat einwärts gekrümmte Klumpfüße. Meistens halten sie sich mit den Armen umschlungen, was einen rührenden Anblick gewährt. Uebrigens sind beide Kinder gesund.

— Mähren. Des czechischen Diplomatikers Bocka höchst wichtige Diplome aus den Zeiten der Premisliden werden auf Kosten des Herrn Grafen Anton Mitrowsky im Druck erscheinen. Die schriftlichen Materialien dieses Gelehrten wollten die mährischen Stände nicht unbenützt lassen, und beauftragten Herrn Professor Schönberg, selbe nebst der Büchersammlung des verstorbenen Gelehrten zu sichten und zu begutachten, ob die von der Witwe Bocka's für die gelehrte Hinterlassenschaft ihres Gatten verlangte Summe von 5000 fl. C. M. gegeben werden kann.

— Böhmen. Bei Planirung der Gebirgsstraße bei Gensthal wurden einige Münzen gefunden, worunter ein äußerst seltenes Exemplar, ein Prager Groschen von König Wenzel II., von welcher Münzsorte die ersten im Jahre 1300 ausgegeben wurden. Sie waren aus reinem Silber ohne Zusatz geprägt und ein allgemein beliebtes Geld.

— Heidnische Opferplätze in Böhmen. Kürzlich wurden bei Chotaun und an mehreren Uferstellen der Sazawa altböhmische Opferplätze und Begräbnißstätten entdeckt, mit deren Untersuchung der Alterthumsforscher Krolmus von dem böhmischen Museum beauftragt wurde.

(Pannonia.)

— Am 12. September Abends acht Uhr hat ein Bäckermeister in Wildenschwert seine vormalige Geliebte ermordet, weil sie ihm gedroht hatte, gegen seine Heirat mit einer Andern aus triftigen Gründen Einsprache zu erheben. Also ein Doppelmord.

Kleine Erzählungen.

Die strenge Richterin.

Eine Anekdote aus dem russischen Kriege. (Humorist.)

Im Anfange des Monates August 1812 war eine russische Heeresabtheilung unter Witgenstein bei Sobesch, auf der Straße nach Petersburg, aufgestellt, und die Franzosen unter Oudinot standen ihr bei Polozk hinter den Dünen entgegen. Beide Theile waren durch frühere Gefechte, weit mehr aber durch Krankheiten geschwächt. Man erwartete Verstärkungen, bevor der Angriff unternommen werden sollte. So lagerten die Truppen ziemlich unbeschädigt einander gegenüber, da sich ihre ganze Thätigkeit auf bewaffnete Fouragierungen und Vorpostengefechte beschränkte.

Thomas Rochefort war Lieutenant in einem Regimente der Division Legrand. Drei und zwanzig Jahre alt und brav wie des Kaisers Degen, war er eben so lebenslustig und in einem weit höhern Grade eitel. Die Wohlhabenheit seines Vaters verstattete es ihm, dieser Leidenschaft in Bezug auf sein Aeußeres Genüge zu thun. In seinem durchstochenen Ohrläpplein trug er Diamanten, an seinen Fingern schimmerten die werthvollsten Ringe, und das linke Handgelenk war von einer dicken goldenen Kette mehrfach umwunden.

Wie bereits erwähnt worden, hatten die Truppen viel Muße; der Vorpostendienst mußte zwar, so nahe dem Feinde, sorgfältig verrichtet werden, dieser Umstand ließ aber doch die bei Weitem größere Anzahl dienstfrei. Zu jener Zeit kannte die Armee in Rußland noch nicht jene Drangsale, die sie später auf so fürchterliche Art kennen lernen sollte. Die Mundportionen wurden regelmäßig empfangen und die Marketenderinen sorgten dafür, daß auch dem Verlangen nach feineren Genüssen Genüge geleistet werden konnte. Denn bei längerem Verweilen an einem Lagerpunkte sind es vor Allen die Marketenderinen, die sich rasch wohnlich einrichten.

So war auch das Geschäft von Louison Mariette, einer Marketenderin, die bereits mit dem Kaiser in Egypten gewesen, das bedeutendste bei der Division Legrand, und sie hatte auch im Biwouac bei Polozk den größten Salon errichtet. Gewohnt, bei längerem Lagern nur als Dirigentin ihrer Restauration zu erscheinen, nahm sie für solche Perioden andere Mädchen als Kellnerinen in ihre Dienste, und wenn sie dabei jungen, angenehmen Gesichtern den Vorzug vor solchen gab, die bereits zwanzig Feldzüge des Kaisers mitgemacht, so wird sie in Folge ihrer langen Erfahrung gewiß gewußt haben, was gut, und was noch besser gethan ist.

Thomas Rochefort war einer von denen, die man in ihrem Salon am öftersten eintreten und am längsten da verweilen sah. Vorzüglich waren es die späteren Abendstunden, wo er immer da verweilte, und es gab zu manchen kleinen satyrischen Bemerkungen von Seiten der Kameraden Anlaß, daß er immer bemüht war, einen Sitz in der dichtesten Nähe des Buffets zu erlangen.

Unter den Kellnerinen befand sich eine, so jung, so schön, so reizend, daß die Soldaten, die Jedem einen Spitznamen geben, sie doch nur den „Stern des Bivouac's“ nannten. Und in der That, diesen Beinamen verdiente sie auch vollkommen. Ihr Dienst war es, von jenem Buffet Alles zu entnehmen, was eben verlangt wurde, und sie mußte dabei jedesmal dicht an Rochefort's Sitz vorüber, und schien nicht beleidigt, wenn dieser die niedliche Passantin dabei auf die Wange klopfte, oder vielleicht die eine freie Hand drückte. Und dann später, wenn die Mehrzahl der Gäste sich bereits entfernt hatte und ihr Dienst weniger anstrengend war, dann wußte sie auch wohl eine solche Stellung bei dem Buffet zu nehmen, daß sie ein Gespräch mit dem jungen Offizier fortführen konnte.

An einem Morgen, als Rochefort und diejenigen Offiziere, die seine Hütte und sein Lager theilten, vom Schlafe erwachten, vermißte der Erstere einen Ring von großem Werthe, welchen er erst noch Tags zuvor am kleinen Finger der linken Hand getragen hatte. Man vermuthete allgemein, daß er ihn während der Nacht verloren, und die Offiziere unterzogen sich selbst der Mühe des eifrigsten Nachsuchens, ohne daß man im Stroh des Lagers das Geringste gefunden hätte. Rochefort rief sich seinen gestrigen Tag zurück, überdachte genau Alles, was ihm begegnet war, wagte aber nicht, irgend Jemand, mit dem er umgegangen, des Diebstahls zu beschuldigen.

Zwei Tage waren vergangen, Thomas hatte die Hoffnung aufgegeben, sein Kleinod wieder zu erhalten. Doch hielt ihn der darüber empfundene Mißmuth nicht ab, sich seiner Gewohnheit nach, bei der Marketenderin einzufinden, und freundlich mit dem „Sterne des Bivouac's“ zu verkehren, die ihm ihre Theilnahme auf eine solche Weise zu erkennen gab, daß er sich immer mehr zu dem bildhübschen Mädchen hingezogen fühlte.

Am Vormittag des dritten Tages erschien Louison Mariette in Begleitung zweier anderer Marketenderinen bei dem General Legrand.

„Mein General!“ sprach sie, „ich habe die Ehre, Ihnen den Ring zu überreichen, welchen der Lieutenant Rochefort seit einigen Tagen vermißt hatte.“

Da der General schwieg, fuhr sie fort:

„Meine Restauration genießt den Vorzug, daß Offiziere und Soldaten aller Regimenter dort einsprechen. Lieutenant Rochefort ist mein täglicher Gast. Niemand konnte über den geheimnißvollen Verlust mehr betreten sein, als ich. Ich dachte den Diebstahl zu entdecken und es ist mir gelungen. Lieutenant Rochefort pflegte oft Stundenlang sich mit einer jungen, artigen Kellnerin, dem „Stern des Bivouac's“ zu beschäftigen, was eine genaue Bekanntschaft zwischen Beiden anzudeuten schien. Auf dieses Mädchen mußte mein Verdacht zuerst fallen, und der Erfolg hat bewiesen, daß er nicht ungegründet war.“

„Bringt das Mädchen auf die Polizeiwacht!“ sprach Legrand.

„Verzeihung, mein General! dies ist nicht möglich. Das Gericht der Frauen, deren Ehre auf dem Spiele stand, hat die Diebin zum Tode verurtheilt, und wir haben es nicht den Männern überlassen wollen, die Sentenz zu vollstrecken.“

„Seid Ihr toll? Was habt Ihr gethan?“

„Sie ward als Diebin verurtheilt, gehängt zu werden, und die Frauen haben die Exekution bereits vollzogen. Wir sind erschienen, mein General! um über den Vorgang Rapport zu erstatten, und erwarten einige Worte Ihres Beifalles.“

Damen-Bibliothek.

Die neuesten Damen-Taschentücher werden jetzt „douleurs“ genannt. Einige sagen, sie heißen „Schmerz“, weil sie Thränen trocknen, Andere behaupten, sie heißen „Schmerz“, weil sie erschrecklich theuer sind und den Vätern und Ehemännern viel Schmerzen verursachen. Jeder dieser battistenen, feingestickten, wappengeschmückten Schmerzen kostet 100 bis 120 Francs.

Früher hat es auch Hofnärrinen gegeben. Eine der bekanntesten war unter Heinrich IV. eine gewisse Mathurine; die Hofnärrin der Herzogin von Sachsen-Weissenfels im Jahre 1722 hieß Kathrin-Liese. Auch am Hofe zu Altenburg gab es eine Hofnärrin und die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte deren sogar zwei. (Charivari.)

Wie ein Reisender sich in große Gefahr begab. Ein fremder Herr machte sich neulich den Spaß, einer unverheirateten Dame zu erzählen, daß in einem der entlegenen Länder, die er besucht habe, jede Dame, die mit einem sehr kleinen Munde begabt sei, von der Regierung mit einem

Digitized by Google

Gemal versorgt würde. „Ist's möglich?“ lispelte die Dame, während sie unwillkührlich ihren Mund nach Kräften verrenkte und zusammenzog. „Ja,“ fügte der Reisende hinzu; „und hat eine Dame einen sehr großen Mund, so wird sie mit zwei Gemalen versorgt.“ „Heilige Barmherzigkeit!“ rief die Dame, während sich zugleich ihr Mund wieder zu seiner vollen Ausdehnung erweiterte. Diese letztere war so bedeutend, daß der Reisende, den ein Schrecken überkam, eiligst die Flucht ergriff.

Die Frauen Englands haben durch Lord Grosvenor eine mit 100,000 Unterschriften bedeckte Denkschrift an die Königin gelangen lassen, worin die Bitte ausgesprochen wird, die Bill gegen das Umsichgreifen der Prostitution anzunehmen.

Die berlinischen Nachrichten vom 20. August melden folgenden Vorfall: Bei einem, kürzlich auf dem Kreuzberge erhängt gefundenen Manne wurde ein Zettel vorgefunden, aus dem folgende Ursache des Selbstmordes hervorging. Er schrieb darin, daß er, nur um seiner Frau, deren erster Mann sich bereits den Hals abgeschnitten hätte, einen Possen zu spielen, sich erhänge. Denn da er sich selbst das Leben nehme, erhielte sie die vierzig Thaler aus der Sterbekassa, in die er sich habe einkaufen müssen, nicht, und es wäre ihm daher ein Genuß, diejenige, die ihn im Leben so oft gekränkt, doch wenigstens durch seinen Tod zu kränken.

Allen unschönen, ältlichen oder dürftigen unverheirateten Frauenzimmern dient zur Nachricht, daß das Eldorado aussichtsloser Jungfrauen die Colonie Neusüdwallis sei. In einem Briefe aus der Hauptstadt Adelaide, die erst 1837 erbaut wurde, und jetzt schon gegen 10,000 Einwohner zählt, heißt es: „Die jungen Mädchen, welche mit dem Schiffe „Washington“ angekommen waren, sind in zwei Tagen alle vergeben worden.“

In Frankreich sind itzt die Marketenderinen durch königlichen Befehl als zur Armee gehörig und der Militärgerichtsbarkeit unterworfen erklärt worden. Die am 3. August, vom Generallieutenant, Grafen Castellane, abgehaltene Inspektion des 52. Regiments begann bei den sechs Cantinières desselben, welche in ordonnanzmäßiger blauer Jacke, weißen Pumphosen und mit dem Fäßchen auf dem Rücken, vor der Fronte aufmarschirt waren.

„Die Kravate,“ sagt die Pannonia, „ist das Bild der Ehe. Man schnallt sich etwas an, was man nachher auf dem Halse hat.“

Erheiterungs-Salon.

Der Stuttgarter Beobachter enthält folgenden höchst ergötzlichen Bericht: Vor nicht gar langer Zeit machte ein Schultheiß dem Gerichte seines Bezirkes Anzeige von einem Diebstahle mit dem Bemerken, daß ein gewisser N. N. dieses Diebstahls verdächtig erscheine und aus welchen Gründen, und daß der Verdächtige vorläufig und bis auf weitere Weisung von Seiten des Gerichts im Ortsgefängnisse verwahrt werde. Der Oberamtsrichter überzeugte sich aber sogleich, daß die von dem Schultheißen bezeichneten Verdachtsgründe zu entfernt seien, als daß dieselben ein Einschreiten gegen den N. N. oder gar dessen Verhaftung hätte rechtfertigen können. Er ertheilte deshalb umgehend dem Schultheißen die Weisung, den Verhafteten ungesäumt auf freien Fuß zu setzen. Der Erlaß an den Schultheißen war jedoch nicht deutlich geschrieben und so kam es, daß er statt „auf freien Fuß“ las: „auf Einen Fuß zu setzen.“ Pflichtgetreu begab er sich mit dem Büttel sogleich in das Gefängniß und ließ durch den Letzteren dem Verhafteten den einen Fuß so zurückschnallen, daß Waden und Schenkel sich berührten, und der Unglückliche blos auf einem Fuße stehen und nur höchst unbequem sitzen konnte. Am andern Tag wurde, zwar ohne Erlaubniß des Gerichts, aus Mitleid mit dem Verhafteten, der eine Fuß wieder losgebunden, und dann dasselbe Verfahren mit dem andern Fuß vorgenommen. Dieses abwechselnde Hinaufbinden des einen und des andern Fußes dauerte acht Tage lang fort, nach deren Verfluß der Schultheiß das Oberamtsgericht um weitere Auskunft, was mit dem Verhafteten, der diese Behandlungsweise denn doch nächstens nicht mehr ertragen könne, anzufangen sei. Der Oberamtsrichter verstand natürlich diese Anfrage gar nicht, reiste übrigens doch, nichts Gutes ahnend, sogleich nach dem fraglichen Orte, und hier überzeugte er sich dann von dem Unheil, das seine unleserliche Handschrift angestiftet hatte. Es versteht sich, daß der Unglückliche alsbald freigelassen wurde.

Wenige Leser wissen wohl, daß Schilda, jenes ideale Urbild der Kleinstädterei, ein in der Wirklichkeit existirender Ort und zwar ein Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen ist, welches zwei Meilen von Torgau entfernt liegt und eigentlich Schildau heißt. Bei dieser Gelegenheit wird es sie zugleich interessiren, ein noch unbekanntes Schildbürgerstückchen zu vernehmen, das wir auf die Autorität der Berliner „Zeitungshalle“ hin mittheilen. Vor der Besitznahme der sächsischen Landestheile durch Preußen befanden sich in allen sächsischen Städten auf dem Markte Meilenzeiger, welche die Entfernung nach je den größten und nächsten Orten überhaupt angaben. Ein solcher Stein befand sich auch in Torgau; diesen kaufte die Commune von Schilda, und er prangt jetzt auf dem Schildaer Marktplatze mit der Bezeichnung: „Nach Schilda drei Stunden.“

Ein guter Rath. In den englischen Gerichtshöfen ist es gebräuchlich, daß denjenigen Verklagten, welche keinen Vertheidiger haben, ein solcher vom Gerichte beigegeben wird. Kürzlich erschien vor dem Kriminalgericht ein Mann, der beschuldigt war, einen Schinken gestohlen zu haben, und da er ohne Rechtsbeistand war, ersuchte der Präsident einen gegenwärtigen Advokaten, sich des Beklagten anzunehmen, mit ihm zu conferiren und ihm dann den für sein Interesse besten Rath zu ertheilen. Advokat und Klient entfernten sich und zwanzig Minuten hernach erscheint der Advokat ohne seinen Schutzbefohlenen. „Wo ist der Gefangene?“ ruft der Präsident. „Er hat sich entfernt,“ entgegnete mit der größten Ruhe der Gefragte. „Der Herr Präsident sagte mir, ihm den für seine Sache besten Rath zu ertheilen, und da er mir aufrichtig gestand, daß er schuldig sei, so konnte ich ihm sicher keinen besseren Rath geben, als sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, was er auch sofort mit Freuden gethan hat.“

Die Wiener Modenzeitschrift theilt folgenden ergötzlichen Auszug aus den Tagesausgaben einer Primadonna mit:

Am 15. dem Zahnarzte für sechs Zähne	30	fl.	—
Für Fenstereinschlagen eines Recensenten, der mich getadelt	10	—	—
Dem Vorstande der Claqueurs	100	—	—
Für Strümpfe stopfen	1	—	—
Für Ausbessern meiner zwei Hemden	2	—	—
Für Schminke und Watte	20	—	—
Einem Armen geschenkt	—	—	5 kr.
	163	fl.	5 kr.

Ein Italiener wettete, er wolle die Nationalität eines Jeden bei einem Glase Wein erkennen, in das eine Fliege hineingefallen. Der Italiener, meint er, gibt das Glas zurück, der Franzose nimmt die Fliege heraus, und der Deutsche sauft den Wein mit sammt der Fliege.

Ein wohlfeiles Mittagsmahl. Die Jagd ist itzt in Frankreich zu Ende und die Polizei confiscirt unerbittlich alles Wildpret, das sich noch vorfindet, sogar in den Restaurationen werden Haussuchungen angestellt. Unlängst kam ein elegant gekleideter junger Mann zu Véry, dem ersten Restaurateur in Paris, bestellte ein Extracabinet und ein „diner fin“ für vier Personen; Trüffeln bei allen Gerichten, Clignot-Champagner in Eis, junge Erbsen und Spargel, Ananas zum Dessert, kurz, was gut und theuer ist. Der Restaurateur war vergnügt. „Apropos,“ fragte der junge Mann, „wir werden doch auch Wildpret bekommen?“ — „Versteht sich!“ entgegnete der Restaurateur. Zur festgesetzten Stunde kam der junge Mann mit seinen drei Begleitern; das Diner war köstlich, Wildpret in allen Gestalten, der Champagner floß in Strömen. Nachdem man nun noch eine Tasse Mokka geschlurft und dazu köstliche Panatellos geraucht hatte, trat der junge Mann an das Bureau und verlangte die Rechnung. Diese wurde ihm sogleich auf zierlichem, goldgerändertem Papier übergeben; er wirft einen flüchtigen Blick auf die Hauptzahl, 132 Francs, legt die Rechnung dann sorgfältig in seine Brieftasche und sagt zum Restaurateur: „Daß ich Sie nicht bezahle, werden Sie wohl ganz natürlich finden. Ihre Rechnung mit dem darauf specifizirten Wildpret ist ein hinreichender Beweis gegen Sie; deponire ich dieselbe auf der Polizeipräfektur, so wird das Strafverfahren gegen Sie eingeleitet und Sie zahlen eine Geldbuße von 500 Francs, die Proceßkosten ungerechnet. Ich will aber großmüthig sein, und mich damit begnügen, mein Diner, das übrigens meine volle Zufriedenheit hat, nicht zu bezahlen. Adieu, Herr Wirth.“ Damit ging er mit seinen Begleitern, und der Wirth, der wohl einsah, daß er es mit einem Feineren, als er selbst, zu thun hatte, machte wehmüthig die Spiegelscheibenthüre zu und murmelte: „Nun, man soll mich gewiß nicht wieder erwischen!“

In Athen ist kürzlich ein Mann vor das Gericht gestellt worden, angeschuldigt, unter der Anführung eines von der Regierung begnadigten Häuptlings Räubereien begangen zu haben. In der Hoffnung, aus dieser Begnadigung auch für sich Nutzen zu ziehen, hatte er sich von seinem frühern Anführer folgendes Zeugniß ausstellen lassen: „Ich bescheinige hiemit auf mein Gewissen, daß Vorzeiger dieses bei allen von ihm vollführten Raubthaten unter meinen Befehlen gestanden und sich stets durch den besten Eifer ausgezeichnet hat.“ Zu großer Verwunderung des Angeklagten nahm das Gericht keine Rücksicht auf dieses so ehrenvolle Zeugniß und verurtheilte ihn zur gesetzlichen Strafe.

Bei einem Gesangfeste im Lehmsieker Holze, an der Küste von Schleswig, brach in dem Augenblick, wo die husumer Liedertafel das Lied anstimmte: „Es kann ja nicht immer so bleiben,“ die ganze Sängerbühne mit ihren siebenzig Sängern zusammen. Zum Glück kam Niemand zu Schaden.

Der „Freimüthige“ macht die Berliner Gesundheits-Behörden auf eine große Gefahr aufmerksam. „Jenni Lind kommt in den Hundstagen nach Berlin,“ sagt er. „Wenn nun schon im Winter eine Masse Leute durch diese Nachtigall halb übergeschnappt sind, was ist dann erst in den Hundstagen von ihr zu erwarten?“

Eine natürliche Ursache.

„Warum war sonst das Bier viel besser als jetzt?“
So fragt der Ritter Schulz den reichen Brauer Hopfen;
Doch der mit Ruh' versetzt beim Tabakspfeifenstopfen:
„An uns liegt's wahrlich nicht, man lass' uns doch in Ruh';
Wir nehmen jetzt so viel als sonst an Malz und Hopfen,
Und alsdann dreimal mehr des Wassers noch dazu.“

Digitized by Google

Beim Marsch eines Commando's Soldaten durch eine große Stadt bemerkte ein Hauptmann, daß einer seiner Tambours nicht trommelte; er schickte also einen Unteroffizier ab, nach der Ursache zu fragen. Der Tambour flüsterte dem Unteroffizier in's Ohr: „Ich habe zwei Gänse und einen Truthahn in der Trommel; der Truthahn ist für den Herrn Hauptmann." Der Unteroffizier rapportirte dies ebenfalls flüsternd dem Hauptmann, worauf dieser laut und streng ausrief: „Nun, warum thut der Kerl das Maul nicht auf, und sagt, daß er den Schnupfen hat? Ich fordere ja nicht mehr, als was die Leute thun können." (Oesterreich. Morgenblatt 30. August.)

Der bekannte Schauspieler Heckscher war in dem Wirthshause einer kleiner Stadt Oberbaierns abgestiegen, dessen Wirth nur seine eigene Mundart verstand. Heckscher fand es in dem Zimmer zu heiß. Der Wirth begriff das Wort „heiß" nicht. Endlich machte sich Heckscher durch Zeichen verständlich und der Wirth rief lachend aus: „Dos haaßt jo haaß." — Heckscher: „Haas ist ein Thier, das einen guten Braten gibt." — Wirth: „Sie maanen holt a Hoos." — Heckscher: „Hoos' ist ein Beinkleid." — Wirth: „Na, bei uns z' Land Büchsen." — Heckscher: „Büchse ist ein Feuergewehr." — Wirth: „Das haaßen wir a Stutzer." — Heckscher: „Stutzer ist ein Narr." — Hier empfahl sich der Wirth.

Neue Chemie. Ein witziger Chemiker will die Kunst erfunden haben, zwar nicht Gold, aber doch tausend Gulden auf chemischem Wege zu bereiten. Er sagt: man nehme das sogenannte Tausendguldenkraut und gebe dazu Sauerstoff; nun wird folgender chemische Proceß vor sich gehen: Der Sauerstoff verbindet sich mit Kraut und bildet Sauerkraut, dadurch werden die Tausendgulden frei, welche der Chemiker zu beliebigem Zwecke verwenden kann. (Humorist.)

In der Berliner Spenerischen Zeitung liest man folgendes Inserat: „Bären-Schinken im düstern Keller. Der Bär ist doch ein gemüthliches Thier, wenn er nicht gereizt wird. Deßhalb habe ich auch zwei Bärenschinken (kein Pferdefleisch) direkt kommen lassen, von deren Aechtheit sich meine Herren Gäste und die mich mit ihrem Besuch beehrenden Naturforscher überzeugen können. Diese Schinken beabsichtige ich eines Sonntags Vormittags zum Frühstück zuzubereiten, und werden die öffentliche Blätter das Nähere anzeigen. Branos."

Caricatur.



Dame: Was haben Sie da gemacht? Mein Bild hat ja eine schwarze Nase und ich eine sehr weiße!

Maler: Mit Erlaubniß, Fräulein! das ist der Schatten, den Ihre Nase wirft.

Dame! Wie! Schatten? das kann nicht sein; auf unserer ganzen Familie haftet weder ein Fleck noch ein Schatten.

Lafontaine, der jeden Morgen einen gebratenen Apfel zu essen pflegte, legte eines Tages einen solchen zum Abkühlen auf den Kaminsims und ging inzwischen in seine Bibliothek. Gleich nachher trat einer seiner Freunde in's Zimmer, sah den Apfel und aß ihn. Lafontaine kehrte zurück, sah den Apfel nicht, ahnte aber sogleich dessen Schicksal. Voller Bestürzung rief er: „Wer hat den Apfel gegessen, der auf dem Kamin lag?" — „Ich nicht," erwiederte der Andere. — „Desto besser, mein Freund." — „Warum desto besser?" — „Warum?" antwortete Lafontaine, „weil ich Arsenik hineingethan habe, um die Ratten zu vergiften." — „Himmel! Arsenik? Ich bin vergiftet! Schnell ein Gegenmittel!" rief der Andere. — „Nur ruhig, Freund," sagte Lafontaine, „es war nur ein Spaß, um zu erfahren, wer meinen Apfel gegessen hat."

Literatur, Kunst und Alterthum.

Das Magazin für die Literatur des Auslandes bringt folgende biographische Notizen über die beiden böhmischen Historiker europäischen Rufes, die Herren Szafarzyk und Palacky.

„Szafarzyk ist im Jahre 1795 im obern Ungarn, wo sein Vater protestantischer Pastor war, geboren, und war ursprünglich für den geistlichen Staad erzogen, so daß er an die Beschäftigung mit slavischer Literatur nie gedacht hätte, wenn nicht ein besonderer Umstand seinem Leben diese Wendung gegeben hätte. Als er noch Schüler war, fand er bei Gelegenheit einer Ferienreise in der Wohnung eines wohlhabenden Landmannes einige Lieferungen der Zeitschrift „Hlasatel", in denen ihn besonders eine Abhandlung Jungmann's „über die czechische Sprache" anzog, worin dieser ausgezeichnete Philolog seine Begeisterung für seine Muttersprache ausströmen ließ. Jungmann hatte des jungen Studirenden Interesse für immer gewonnen; dieser suchte jetzt mit Eifer Alles zusammen, was aus dessen Feder geflossen war. Die Uebersetzung vom „verlorenen Paradies", welche Szafarzyk die Schönheiten der czechischen Sprache bis zum Enthusiasmus bewundern ließ, führte ihn auf den Weg, welchen er nachher nicht wieder verlassen hat. Im Jahre 1815 begab er sich zwar theologischer Studien wegen nach Jena, kehrte aber bald zurück, gab die Theologie auf, wurde eine Zeit lang in Ungarn Privatlehrer und erhielt dann eine Stelle an einem für die Serben in Sadno neu eingerichteten Gymnasium, unfern der türkischen Gränze, wo er jedoch nicht lange blieb, da ihn die Sehnsucht nach einem weiteren Wirkungskreise faßte. Er gab seine Stellung als Lehrer auf und nahm, ohne alle Rücksicht auf seine äußere Subsistenz, seinen Wohnsitz im Centrum der böhmischen Literatur, in Prag. Dies war im Jahr 1833. Er hatte lange mit großen Hindernissen zu kämpfen; eine zahlreiche Familie vermehrte seine Sorgen, doch verlor er sein Ziel nicht aus den Augen, sein Fleiß im Studium slavischer Alterthümer erlitt keine Unterbrechung. Aus dieser Lage sollte ihn endlich ein Ruf herausreißen, der aus Preußen an ihn erging, das in Berlin für die slavische Literatur neu errichtete Katheder zu besteigen. Das Anerbieten war glänzend, überstieg seine Hoffnungen; dennoch konnte sich Szafarzyk nicht entschließen, Prag zu verlassen, um so mehr, da er kurz darauf zwei Aemter, das eines Custos an der Universitäts-Bibliothek, und das eines Censors in Prag selbst erhielt. Bald nachher wurde ihm der preußische Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft verliehen, in dessen Besitz sich außer Szafarzyk und dem russischen Dichter Zukowsky kein anderer Slave befindet. Eine seltene Bescheidenheit zeichnet den großen Mann aus; das Verdienst seiner Forschungen schlägt er nur gering an; er scheint die rechten Früchte seines ausdauernden Fleißes noch zu erwarten. Die allgemeine Verehrung aller Czechen ist ihm gewiß ein wohlthuender Lohn.

Die Geschichte der slavischen Stämme und die slavische Sprachforschung bilden das Gebiet, auf welchem er sich ausschließlich bewegt. Er bedarf, um sicher darauf zu gehen, eines großen Apparates von Wissenschaft. Die orientalischen Sprachen und das Sanskrit hat er sich zu eigen machen müssen. In seinen Jugendjahren trat er auch als Dichter auf, übersetzte einige Komödien von Aristophanes und Schillers Maria Stuart; seine spätern Arbeiten haben ihn jedoch für immer von der Beschäftigung mit der Dichtkunst abgezogen. Seine bisher erschienenen Hauptwerke sind:

„Ueber die Abkunft der Slaven", „Serbische Lesekörner", ein philologisches Werk, in dem er die serbische Sprache und einige in ihr vorhandene Dokumente kritisch behandelt. Sein letztes Werk, hauptsächlich für Deutschland berechnet, ist eine Geschichte aller slavischen Literaturen. Binnen Kurzem wird Szafarzyk diese Schrift in czechischer Sprache erscheinen lassen. In diesem Augenblick ist er mit der Mythologie der Slaven beschäftigt.

Franz Palacky, der Sohn eines Dorfschulmeisters in Mähren, ist etwa 49 Jahre alt. In Ungarn erhielt er seinen ersten Unterricht, den er auf der Universität in Wien weiter genoß. Auch er hatte, wie die meisten bedeutenden Männer, lange mit Mißgeschicken zu kämpfen, bis er endlich beim Grafen Sternberg ein Unterkommen fand. Hier wurden seine Fähigkeiten bemerkt und er bald darauf zum Historiographen des Königreichs ernannt. Die meisten seiner Schriften hat Palacky bisher, obgleich der böhmischen Sprache vollkommen mächtig, deutsch verfaßt; die folgenden Theile seiner Geschichte werden sowohl in böhmischer als deutscher Ausgabe erscheinen. Der Anfang seiner Geschichte, wie er sie nun in sehr umfassendem Maßstabe begonnen hat, ist von ihm bereits in einer Sitzung der wissenschaftlichen Gesellschaft in Prag, im März 1845, vorgetragen worden. Im Ver-

Digitized by Google

gleich zu diesem ist das frühere Werk Palacky's gewissermaßen nur eine Vorhalle, durch welche er in das väterliche Haus eingetreten ist. Seiner Stellung nach, die ihn in beständigen Verkehr mit dem Adel setzt, genießt er dessen Achtung und Vertrauen in hohem Grade, indem er beides zum Vortheil des Landes benutzt. Viele heilsame Einrichtungen sind die Folge seiner Bemühungen und seines Antriebes. So haben in letzter Zeit sich einige für die Wissenschaft interessirte Magnaten bereit finden lassen, einen Fond für junge Historiker zu bilden, aus dem vorläufig zwei Kandidaten unterstützt werden. — Die wichtigsten Schriften Palacky's sind:

Eine „kritische Abhandlung über alle böhmischen Chronisten". — „Synchronistischer Ueberblick der böhmischen Würden und Aemter von den ältesten Zeiten an". Diese Schrift ist in böhmischer Sprache verfaßt. — „Böhmisches Archiv, oder Sammlung von Dokumenten zur Aufhellung der böhmischen Geschichte". Dieses Archiv erscheint ununterbrochen. Auf diese Art hat Palacky eine ganze Sammlung der Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts herausgegeben. Während er die Zeitschrift: „Das czechische Museum" redigirte, brachte er in dieser häufig wichtige historische Abhandlungen. Sein Hauptwerk aber ist die Geschichte des böhmischen Volkes (4 Bände) bis zum Ende der Regierung Waclaw's IV. (1419) oder zum Anfange der Hussiten-Kriege.

Gelehrte Gewohnheiten. Viele Gelehrte sind nicht fähig, ihre geistigen Kräfte zu gebrauchen, ohne sich physisch auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Die Anekdote von Kant ist bekannt. Er sah beim Vortrage durch mehrere Tage einen armen Studenten starr an. Dieser glaubte, ein ihm fehlender Rockknopf habe das Mißfallen des Professors erregt, und ließ sich deshalb einen annähen. Tags darauf wurde er nach der Vorlesung zum Professor beschieden, und dieser bat ihn angelegentlich, doch ja den Knopf wieder wegnehmen zu lassen. Er habe sich an die leere Stelle beim Vortrag gewöhnt, und die Anwesenheit derselben zerstreue und verwirre ihn. — Pitt konnte am besten denken, wenn er in seinem Zimmer auf- und abging; Sheridan, wenn er in eine Anzahl brennender Lichter starrte; Fox nach dem fröhlichen Verkehr mit seinen Freunden; Gibbon bei vollkommen stiller Mittagszeit; Byron während der Nacht; Karl der Vierte flocht während der Audienzen und bei den wichtigsten und schwierigsten Verhandlungen Weidenkörbchen. Einige können nicht studiren, ohne an den Nägeln zu kauen. Allein das non plus ultra in dieser Art dürfte ein englischer, in jüngster Zeit sehr en vogue gekommener dramatischer Schriftsteller leisten, der zu einem Arzte kam, um ihn wegen seines mehr und mehr ausfallenden Haupthaares zu konsultiren. „Lange war es mir unmöglich," erzählte der Arzt, „den Grund dieses Haarausgehens zu entdecken, bis ich ihn eines Tages in seinem Arbeitszimmer aufsuchte, gerade als er an einem seiner Werke schrieb und zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte, daß sich mein Patient von Zeit zu Zeit ein Haar ausrupfte. Jetzt war mir das Ausfallen des Haares erklärlich, allein es kostete nicht wenig Mühe, den Dichter von dieser Angewohnheit zu befreien."

In Siebenbürgen hat man bei einem Nachkommen des bekannten Siebenbürgers Albert Molnar, der während der Zeit der Reformation in Straßburg gelebt, eine Sammlung von 650 Briefen Calvins und anderer Reformatoren aufgefunden.

Zwei seltsame Romane. Ein ungarischer Schriftsteller, Herr Josef Nagy, hat in einer uralten Bibliothek einen in deutscher Sprache geschriebenen Roman aufgefunden, dessen Verfasser kein Anderer, als Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.) sein soll, welcher lange Zeit am Hofe des ungarischen Königs Siegmund gelebt hat. Herr Nagy verspricht Auszüge dieses Werkes zu liefern. — Von Marat's Hand ist ein Roman aufgefunden worden, den das „Siècle" in Kurzem veröffentlichen will. Der Titel dieses Romans ist: „Die Abenteuer des jungen Grafen Potowsky".

Dem greisen Dichter Oehlenschläger, der einige Zeit als Gast in Stockholm verweilt hatte, ist am Tage vor seiner Abreise in einer Versammlung der Akademie der Wissenschaften ein Kranz überreicht worden, gewunden aus Zweigen jenes Lorbeerbaumes, der bei St. Onofrio in Rom in der Nähe der Eiche gepflanzt worden ist, in deren Schatten Torquato Tasso am Vorabende seines Todes und der ihm zugedachten Krönung auf dem Capitol ausgeruht hatte.

Zu den für Bibliographen und Sprachforscher interessantesten Erscheinungen der neueren Zeit gehört die Herausgabe des Katalogs der ausgewählten und reichen Bibliothek der ostindischen Compagnie, welche in dem East-India-house aufgestellt ist. Er ist nicht in den Buchhandel gekommen und einzelne Exemplare werden theuer bezahlt. Der Zusammenfluß aller literarischen Erscheinungen in dem eigentlichen Ostindien, in den Colonien und den überseeischen Besitzungen der Engländer überhaupt in jener Bibliothek, macht sie zu einer der reichsten, die es in Europa gibt. Der ganze Katalog ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die orientalische Literatur, und um so eher für ein solches anzuerkennen, als von den ähnlichen großen Sammlungen in Paris, Wien und St. Petersburg noch keine vollständigen gedruckten Verzeichnisse bestehen.

Einem ausländischen Blatte zufolge haben einige czechische Literaten dem Cardinal Mezzofanti, wegen seiner Vorliebe für die böhmische Sprache, eine Auswahl der besten böhmischen Schriften in prächtigen Einbänden überreichen lassen. Das Geschenk war von einer böhmischen Ode begleitet, die den Pfarrer Winiaricki zum Verfasser hat.

Die Untugenden der Civilisation laufen überall der Civilisation voraus. In Havanna findet eine italienische Operngesellschaft großen Zulauf. Die Primadonna ist mit 15000 Franks engagirt.

Medicinisches.

Die breslauer Zeitungen machen folgendes Mittel gegen das kalte Fieber bekannt: 2½ Loth Aloe succotin., ½ Loth Agaricus, ½ Loth Rhabarbar, ½ Loth Ammoniak, ½ Loth Gentian-Wurzel, ½ Loth Theriac Venet., ½ Loth Rad. Zedoria, ½ Loth Croc. Orientalis. Auf diese Ingredienzien sollen zwei schlesische Quart starken Kornbranntweins dreizehn Tage in gemäßigter Wärme stehen. Wenn das Fieber zum dritten Male eintritt, soll man einen Eßlöffel voll von dieser Medicin nehmen, und selten soll ein zweiter Eßlöffel nöthig sein, weil das Fieber gewöhnlich nicht mehr wiederkommt. Das Mittel wird sehr empfohlen.

Ein englischer Chemiker hat eine Substanz erfunden, die, unter Arsenik gemischt, dieses Gift überall ganz deutlich hervortreten läßt. Es ist ein Pulver, das man im Verhältniß von 1% unter den Arsenik mischt, und dessen Wirkung so fein ist, daß man das Vorhandensein einiger Körner sogleich durch Aenderung der Farbe in den Speisen erkennt. Der Erfinder schlägt vor, man solle die Apotheker zwingen, künftig den Arsenik nicht anders, als mit dieser Substanz zubereitet, abzugeben.

Völkerkunde.

Religiöse Gebräuche der Chinesen. Die Chinesen sind höchst abergläubisch: nie unternehmen sie eine Reise, einen Kauf, Verkauf oder Heirat, ohne vorher einige abergläubische Gebräuche vorzunehmen; wenn die Sonne unter-, wenn der Mond aufgeht, sich erneuert oder eine Finsterniß eintritt, ermangeln sie nie, die gebräuchlichen abergläubischen Ceremonien zu verrichten; namentlich bei Finsternissen raffen sie alle lärmenden Instrumente zusammen, um den Drachen zu erschrecken, der den Mond verschlingen will. Tritt unglücklicher Weise die Mondesfinsterniß während der Zeit ein, die dem Schlaf bestimmt ist, so ist es bei dem teuflischen Lärmen nicht möglich, ein Auge zu schließen. Nicht zufrieden mit allem dem, was sie treiben, während die Verfinsterung stattfindet, haben sie auch ein jährliches Fest, um die Befreiung des Mondes aus dem Schlund des großen Drachen zu feiern. Während der Nacht, beim Schein zahlreicher Fackeln, tragen sie eine große, im Innern erleuchtete Schlange mit einem Schweif von nahe an hundert Fuß Länge in Procession umher. Neben dem Rachen ist eine Kugel, welche den Mond vorstellt. Der Mann, welcher den Kopf trägt, macht heftige Bewegungen, um die Anstrengungen anzudeuten, welche der Drache macht, um den Mond zu verschlingen. Während der Drache vorüberzieht, läßt man eine Menge Petarden los, deren Lärmen, vereint mit Musik und Geschrei der Chinesen, der Scene ein wahrhaft höllisches Ansehen gibt. Auch andere Processionen kommen vor, die nichts Eigenthümliches haben, als die dabei herrschende Unordnung; man hält einander an, man trinkt, ißt und schreit, wie auf einem Markte. Ueberdies sieht man eine Menge Fahnen, Zeichen und Inschriften; man trägt auf Tragbahren junge Mädchen, die durch Eisenstangen gestützt, sich halten, wie Statuen. Der Mandarin geht nicht immer mit der Procession, wenn er aber wegbleibt, schickt er sein wohl geschirrtes Pferd, das von einem Stallmeister am Zügel geführt wird. Außer den gewöhnlichen Processionen fand voriges Jahr eine außerordentliche bei Gelegenheit des schlechten Handels statt. Vor einigen Jahren hat man eine Statue jenseits der Mauer hingeschafft, die am Ende der Halbinsel von Macao sich befindet. Als die Chinesen sahen, daß der Handel nicht mehr ging, bildeten sie sich ein, die Ursache liege in dem Zorne ihres Gottes, der, erzürnt darüber, daß man seinen Wohnsitz gewechselt, dem Handel Einhalt gethan habe. Voll von dem Gedanken, daß der Handel wieder aufblühen würde, wenn man den Gott in die Pagode, wo er vorher gewesen, wieder zurückbringe, sprach man mit dem Mandarin, dieser schrieb an den Gouverneur, der Gouverneur an den Vicekönig, welcher derselben Ansicht war, (oder wohl sich nur stellte) wie das Volk, und nicht nur die Versetzung genehmigte, sondern auch, wie man sagt, zur Ausführung des Vorhabens 40,000 Piaster anwies. Es fand eine große Bewegung statt, um das Fest des Handels zu feiern, der Mandarin sagte in seiner Proclamation, zur Verlängerung des Festes wolle er die Nacht in einen glänzenden Tag umwandeln, und allerdings begnügte man sich nicht mit den Armleuchtern, die es zu Macao gab, sondern man ließ auch eine Menge aus Canton kommen.

Der Lepero ist einer der sonderbarsten Typen der mexicanischen Gesellschaft. Besonders nur derjenige, welcher Mexico nicht allein in der fröhlichen Bewegung sah, welche der Oracion vorangeht, sondern auch versenkt in das drohende Schweigen, welches die Nacht herbeiführt, dieser allein kann sagen, wie furchtbar und seltsam der Charakter dieses mexicanischen Lazzarone sich gestaltet. Zugleich tapfer und furchtsam, gelassen und heftig, fanatisch und ungläubig, nicht mehr an Gott glaubend, als um sich vor dem Teufel gehörig zu fürchten, ein ewiger Spieler, streitsüchtig von Haus aus, diebisch von Instinct, von einer Mäßigkeit, der nur seine Unmä-

Digitized by Google

ßigkeit gleichkommt, weiß der Lepero seine Trägheit, wie seine Laune, jeglichem Geschick anzupassen. Bald Lastträger, Maurer, Pferdeführer, Straßenpflasterer, Handelsmann, ist der Lepero allenthalben zu finden. Er übt überall seine Lieblingsgewerbe aus, in den Kirchen, bei Processionen, im Schauspielhaus, und zwar stets zur Bedrängniß der Anwesenden; auch ist sein Leben nur ein fortwährendes Handgemenge mit der Justiz, die selbst nicht immer von seinen Diebereien verschont bleibt. Verschwenderisch im Reichthum, ist der Lepero nicht minder ergeben und muthig in Armuth. Hat er des Morgens ungefähr so viel verdient, um für den Tag auszureichen, so hört er sogleich mit seiner Arbeit auf. Oft mangelt ihm sogar auch dieser dürftige Unterhalt. Dann legt er sich ruhig und unbesorgt vor Dieben, in seine zerrissene Decke gewickelt, in die Ecke eines Trottoirs oder auf eine Thürschwelle nieder. Hier auf seiner Jarana (kleine Mandoline) klimpernd, betrachtet er mit stolscher Heiterkeit die Pulqueria (Schenke), deren Credit ihm unbekannt ist, und horcht zerstreut nach dem Geprassel des nahen Bratofens, gürtet sich fester, frühstückt einen Sonnenstrahl, raucht statt des Abendessens eine Cigarre und schläft ein, ohne an einen Morgen zu denken. (Ausl.)

Am chursächsischen Hofe zu Dresden war es in den Jahren 1712 bis 1737 Brauch gewesen, die regierenden Herren und Damen, wie auch Personen höhern Standes, die dem Hofe einen Besuch abstatteten, auf der großen Wage im Zeughause zu wiegen, und in ein Wagebuch das Gewicht der Gewogenen einzutragen. (Charivari.)

Jeder Sultan muß nach dem Koran eine mechanische Kunst treiben. Mahmud I. war Goldarbeiter; Osman III. war Tischler; Mustapha III. schlug Münzen; der unglückliche Selim III. malte auf Mousselin; Achmed III. war Schreibsteller, Maler, Baumeister und Gärtner.

In der Grafschaft Radnor in England fanden die Richter bei ihrer diesjährigen Umreise keine Verhafteten. Der High-Sheriff der Grafschaft, Herr Milnes, hat daher nach einem alten Gebrauche dem Richter, Herrn Creßwell, ein Paar weiße, lederne, mit Gold gestickte Handschuhe überreicht.

Die kleine Industrie der Pariser. I. Die Philanthropie verbreitet sich heut zu Tage bis auf die Weinschenken; einer dieser edlen Menschenfreunde von der Barrière du Maine hat die erfindungsreiche und barmherzige Idee verwirklicht, alle diejenigen seiner Kunden, welche sich bei ihm betrinken, unentgeldlich in ihre Behausung bringen zu lassen, vorausgesetzt, daß sie eine solche haben.

Er hat eigens zu diesem guten Werke einen zuverlässigen Mann angestellt, dem er außer freien Wein zwölf Sous zu Abend gibt. An Sonn- und Montagen beschäftigt er drei solcher Schutzengel, wie er diese neuen Industriellen genannt hat. Man sagt, daß das gute Beispiel bereits Proselyten gemacht und daß verschiedene Collegen dieses tugendhaften Weinschenken auch schon dergleichen Schutzengel zu engagiren suchen. Es wird noch so weit kommen, daß die betrunkenen Kunden in kleinen Omnibus, wovon jeder den Namen des Weinschenken, dem er gehört, trägt, heimgeführt werden. Inzwischen sind die Schutzengelstellen sehr gesucht, aber die Zulassung ist schwierig; das sind Posten des Vertrauens, denn es handelt sich dabei um nichts Geringeres, als die braven Trunkenbolde vor den Rinnsteinen, Wägen und jenen Leutchen zu schützen, welche Herr Eugen Sue pègres nennt. Es ist daher leicht zu begreifen, daß nicht der Erste Beste angenommen werden kann.

II. Diese ziemlich sonderbare Beschäftigung ruft mir eine andere nicht weniger wunderliche Industrie in's Gedächtniß zurück, welche ein auf dem Quai de la Vallée unter dem Namen Vater Garnot bekannter alter Mann betrieb. Vater Garnot war ungefähr 2⅓ Fuß hoch, bucklig, hinkend, einäugig, pockennarbig. Dieser häßliche Alte wichste — ja — er wichste die Pfoten der alten Truthühner, welche nachher von den Händlern am Markte de la Vallée als junge verkauft wurden. Die jungen Truthühner haben nämlich schwarze Pfoten, die alten aber rothe, man frage nur die Hausfrauen, die werden das bestätigen.

Vater Garnot lebte von dieser betrügerischen Malerei, und wenn er sprach, hieß es: „Wir Künstler!“ . . . Am Tage wichste er die Stiefeln der Vorübergehenden. Unlängst ging ich den Quai hinunter und bemerkte hinter dem Sessel des Vaters Garnot einen jungen Auvergnaten, einen passabel hübschen Mann — für einen Auvergnaten. — Er hatte den Vater Garnot in seiner doppelten Beschäftigung ersetzt. „Vater Garnot ist todt, es lebe Vater Garnot!“ Man lasse daher aus Vorsicht den zu kaufenden Truthühnern zuvor ein Fußbad nehmen.

III. Muth und Ergebenheit sind heut zu Tage selten, deßhalb nehme ich es auf mich, eine förmliche Denunciation gegen mehrere Tänzerinen von Mabille zu schleudern. Ich will, gleich einem zweiten Emil Girardin, ihre geheimsten Umtriebe entschleiern, mit dem Unterschiede jedoch, daß, wenn Letzterer vor der Pairskammer erscheint, ich dagegen nur riskire vor einer Lorettenversammlung zu erscheinen, was ich vorziehe. — Am letzten Ball Mabille lud ich eine hübsche Spaziergängerin ein, mit mir eine Quadrille zu tanzen; während ich mich nun mit der ganzen Grazie, welcher ich fähig bin, dem Tanze überlasse, tritt plötzlich eine alte Frau mit einem ziemlichen Rosenstrauß bewaffnet vor mich hin, und ruft mir die schrecklichen Worte zu: „Mein Herr, kaufen Sie diesen Strauß für Madame!“ Ich bezahlte zwei Franks und bot ihn meiner Tänzerin an; „ich nehme ihn als Andenken,“ lispelte sie mit reizendem Lächeln. — Ich war entzückt, veranlaßte sie, sich zu erfrischen, sie willigte ein und verlangte ein Glas Punsch. Einige Augenblicke nachher sah ich sie mit einem jungen, sehr elegant gekleideten Manne tanzen, es mußte entweder der Neffe eines Pairs von Frankreich, oder ein Commis aus einem Schnittgeschäfte sein. Nicht weit entfernt und mit einer Lorgnette bewaffnet, verfolgte ich die Bewegungen dieser Beiden mit eifersüchtigen Blicken. Sie hatte ihren Strauß nicht mehr. Die Blumenhändlerin warf vom Neuen ihr Netz nach dem Stutzer aus, er tappte hinein und kaufte einen Rosenstrauß, den ich auf der Stelle für den meinigen erkannte, er wurde mit demselben Lächeln und mit denselben Worten angenommen, wovon ich bereits eine Ausgabe erhalten hatte, „ich nehme ihn als Andenken.“ — „Worin besteht dieses Geheimniß?“ fragte ich einen Stammgast, nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt hatte, „was bedeutet dieser wandernde Strauß?“

„Nun, sie schwindelt damit,“ erwiederte er mir kaltblütig.

„Wie?“

„Die Rosen, wie haben Sie sie gekauft?“

„Für zwei Francs.“

„Das ist zu theuer, sie hat sie für zwanzig Sous an die Blumenhändlerin wieder verkauft, wie sie es im Augenblicke wieder thun wird; sie theilt den Ertrag dann mit ihrem Freunde.“

„Ach! ich danke und bin zufrieden gestellt.“

Was ist aus der Zeit geworden, wo die Blumen Embleme der zartesten Gesinnungen waren! Welche unwürdige Rolle läßt man sie heut zu Tage spielen!

O Florian, was würdest du sagen, wenn du zu deinem Unglück wieder auf die Welt kämest und den Ball Mabille besuchtest? (Mode.)

Statistisches.

Der Fischfang in dem russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, welches vom schwarzen Meere bespült wird, liefert einen ungeheueren Ertrag; das schwarze Meer ist für dies Gouvernement eine Quelle ansehnlichen Erwerbes. Jährlich fängt man dort mehr als eine Million Pud feine Fischsorten, nach unserem Gewichte also über 40 Millionen Pfund, 1,200,000 Stück Lachse und 20,000 Pud Störe.

Consumtion der Stadt Wien im Jahre 1846. Zum Verbrauche der Stadt Wien wurden im Verwaltungsjahre 1846 an Getränken aller Gattungen und geistigen Flüssigkeiten zusammen in runder Summe 1,233,000 Eimer theils eingeführt, theils inner den Linien erzeugt. Das Weinquantum belief sich auf 279,210 Eimer, das Bierquantum nahe an 800,000 Eimer. An Schlachtvieh wurden eingeführt: 99,800 St. Ochsen, Kühe und Kälber über ein Jahr; 121,190 Kälber bis zum Alter eines Jahres; 37,410 Schafe, Widder, Ziegen, Böcke und Hämmel; ferner 57,810 Lämmer bis 25 Pfund, Kitzen und Spanferkel, 85,670 Schweine über 35 Pfund und 5700 Frischlinge, Schweine von 9—35 Pfd., und endlich 12,730 Centner frisches und geräuchertes Fleisch und Würste. An Wildpret wurden hieher gebracht: 1140 Stück Hirsche, 570 Wildschweine, 6830 Gemsen und Rehe und 77,460 Hasen. — Die Rubrik „zahmes Geflügel“ belief sich auf 402,080 Stück Truthühner, Gänse, Enten, Kapaune, und 1,671,730 Stück Hühner und Tauben. — Vom sogenannten „Federwild“ wurden 39,990 Fasanen, Auer- und Birkhühner, 68,210 Reb-, Hasel- und Schneehühner, Wildgänse und Wildtauben, 6930 Dutzend Moos- und Heide-Schnepfen, und 6,310 Dutzend Drosseln, Krametsvögel, Wachteln und kleine Vögel verzehrt. — An Fischen und Schaalthieren aller Gattungen aus dem Meere und den Flüssen, an Weißfischen, Meerfischen, Krebsen, Austern u. s. w. betrug die Zufuhr 17,040 Centner. — An Getreide, Früchten, Viktualien ꝛc. wurden eingeführt 9640 Centner Reis, 1,323,120 Centner Mehl, 30,000 Ctr. Hülsenfrüchte, 217,050 Ctr. Brodfrüchte, Weizen, Spelzkörner, 384,800 Ctr. Hafer in Körnern; 371,740 Ctr. Heu, Mischling und Viehfutter, und endlich 319,920 Centner Stroh, Kleien und Häckerling. — Das Quantum von Gemüse und Küchenwaaren, Rüben, Kraut, Kartoffeln, betrug 649,970 Centner. — Frisches Obst, Kastanien, Nüsse 220,460 Ctr., gedörrtes, getrocknetes und eingelegtes Obst 14,240 Ctr. — An Milch wurden 13,540,200 Maß, an Eiern 60,793,530 Stück consumirt. — Ferner wurden 128,870 Kubikklafter Brennholz, 124,080 Ctr. Holzkohlen und 515,300 Ctr. Steinkohlen eingeliefert. — An Bau-Materialien wurden 73,010,200 Stück Ziegel, 3810 Kubikklafter Bruch- und Bausteine, 388,500 Stück Plattensteine, 16,640 Ctr. Schiefersteine, 57,100 einspännige Fuhren Bausand, 21,300 solche Fuhren Kalk, und 17,400 Ctr. Gyps eingeführt. (Humorist.)

Allerlei Curiosa.

Die Zeitungen erzählen eine hübsche Anekdote von dem allverehrten Papste Pius IX. Als Fanny Elsler in Rom tanzte und die ganze „ewige Stadt entzückte“, wollten ihr ihre wärmsten Bewunderer einen besondern Beweis ihrer Verehrung geben, veranlaßten eine Unterzeichnung und brachten in sehr kurzer Zeit die Summe von 3000 Thalern zusammen, die ein geschickter Juwelier für einen goldenen Kranz verlangt hatte, den man der Tänzerin überreichen wollte. Als Alles bereit war, fiel es den Leuten ein, ob wohl eine solche Demonstration Pius IX. nicht mißfalle. „Wir wollen

Digitized by Google

sogleich zu ihm gehen," hieß es, und sie schlugen sofort den Weg nach dem Quirinal ein. Pius IX. nahm sie leutselig auf, aber der Gedanke, wie viele Arme mit der Summe von 3000 Thalern unterstützt werden könnten, verhinderte ihn zu lächeln. „Sie bedürfen," sagte er, „meine Einwilligung zu dem nicht, was Sie thun wollen."

„Wir entsagen unserem Plane sofort, wenn Ew. Heiligkeit ihn nicht billigt; denn wenn wir auch die Kunst lieben und sie, als den Ausdruck des Schönen, feiern, so lieben wir doch Pius IX. über Alles."

„Geben Sie den Kranz der Tänzerin, wenn es Ihnen Freude macht, aber erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie in der Wahl des Andenkens, für das Sie sich entschieden haben, nicht glücklich gewesen zu sein scheinen. Ich würde eine Guirlande, einen Strauß oder dergleichen vorgezogen haben, denn ich glaubte bisher, Kränze seien für den Kopf, nicht für die Füße bestimmt."

In dem Augenblicke übrigens, als Fanny Elsler den goldenen Kranz erhielt, ließ Pius IX. tausend Thaler an die Armen zahlen.

Wie französische Blätter erzählen, hat der alte Marschall Soult einen Offizier, Mouet, in seiner Nähe, der in Spanien erschossen, erhängt und ersäuft worden ist, und sich dennoch bisher wohl befunden hat. Mouet fiel nämlich mit einem Detachement, das er befehligte, einer Guerilla in die Hände, welche die Franzosen ausplünderte, dann in Reihe und Glied stellte und endlich niederschoß. Mouet war so glücklich, von keiner Kugel getroffen zu werden, legte sich aber wie todt unter seinen Kameraden nieder, bis die Feinde abgezogen waren, worauf er entfloh. Nicht lange darauf fiel er einer andern Schaar in die Hände, die ihn völlig auszog und dann an einem Baume aufknüpfte. Wenige Sekunden darauf erschien indeß eine Abtheilung französischer Reiter, die ihn abschnitten. Zum dritten Male wurde er von der Guerilla gefangen, die seine Kameraden erschossen hatte; die Spanier erkannten ihn, zogen ihn aus, banden ihm Hände und Füße, und warfen ihn in einen tiefen, reißenden Fluß. Als der Unglückliche an die Oberfläche wieder emporkam, war er fast betäubt, er sah aber doch, daß seine Feinde ihn beobachteten, behielt deshalb die Unbeweglichkeit eines Leichnams und schwamm so auf dem Flusse hinunter. Nach einiger Zeit versuchte er die Stricke zu lösen, mit denen er gefesselt war, und da er bedeutende Körperkraft besaß, gelang es ihm nach ungeheurer Anstrengung, die Fesseln zu zerreißen, worauf er an's Land schwamm.

Nicht ferne von Zistersdorf in Oberösterreich befindet sich mitten im Walde ein von Bäumen entblößter, ziemlich großer Platz, welcher mit Feldfrüchten gut bebaut ist, und den Namen: „Zum harten Tanze" führt. Ueber die Entstehung dieses Namens erzählt uns die mündliche Tradition folgende Geschichte. Als die Hussiten in Oesterreich bis in jene Gegend vorgedrungen waren, wurden die Landleute ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters auf dem erwähnten Platze zusammengetrieben. Nachdem man den Unglücklichen die Haut von den Fußsohlen gezogen, bestreute man diese mit Salz und zwang sie nun, bei dem Schalle einer Sackpfeife einen Tanz aufzuführen. Die geringste Widersetzlichkeit wurde mit augenblicklichem Tode bedroht. Der Tanzboden, gedüngt von dem Blute der Unglücklichen, verewigt diese Grausamkeit durch seine Benennung, und ist itzt eine der fruchtbarsten Stellen des ganzen Landes. (Oestr. Morgenblatt.)

Im Variétés-Theater gibt man gegenwärtig ein Stück: „Unglücklich wie ein Neger", worin die Hauptrolle von einem wirklichen Neger gespielt wird. Er ist ein Nubier vom schönsten Typus, heißt Seid-Abdalah, und besitzt eine große Geschicklichkeit, den Schrei der Thiere, die Töne der Blechmusik und der Trommel, so wie das Zischen der Schlangen nachzuahmen.

In Havre ist für den Jardin des plantes in Paris eine Giraffe angekommen, deren Hals so lang ist, daß sie nicht unter den Eisenbahntunnels durch kann; es sollen dem Thiere deshalb Stricke angelegt werden, um es zu zwingen, den Hals zu krümmen, so oft der Bahnzug durch einen Tunnel geht.

Die Engländer in Nordamerika haben bekanntlich als echte seefahrende Nation mehrere Anstalten auf dem Wasser. Es gibt z. B. in Amerika schwimmende Theater, und am Eingange des Hafens von London ein großes schwimmendes Hospital, in welches kranke Seeleute aller Nationen aufgenommen werden; jetzt lesen wir sogar, daß die Dissidenten in Bristol ein altes Schiff, den „Aetna", gekauft und zu einer Kapelle umgestaltet haben, die kürzlich eingeweiht worden ist, und in welcher von nun an regelmäßig Gottesdienst gehalten werden soll.

Der älteste Handelsmann lebt in Brood, einem Handelsstädtchen in Slavonien, das von einem gleichnamigen türkischen Flecken nur durch die Save getrennt ist. Der Greis, 118 Jahr alt, betreibt seit 100 Jahren sein Geschäft in seinem Geburtsorte. Er hat zwei blutige Türkenkriege in langer Zwischenpause erlebt. Als Prinz Eugen zum ersten Male das seit Hunyady unbezwungene Belgrad eroberte, war jener Kaufmann ein Knabe. Als Loudon die gewaltige Veste zum zweiten Male erstürmte, war er ein Greis. Er lebte von Jugend auf in dem kleinen Grenzstädtchen, allen Einfällen feindlicher Raubhorden Preis gegeben. Dennoch hat er ein bedeutendes Vermögen erworben. Er hat unter 6 Monarchen gelebt: Karl VI., Maria Theresia, Joseph II., Leopold II., Franz I. und Ferdinand I.

Nachdem im Jahre 1825 Papst Leo XII. eine aus drei angesehenen Geistlichen bestehende katholische Mission nach der Republik Chili abgesendet hatte, kehrte dieselbe nach Beendigung der Angelegenheit nach dem östlichen Gestade des atlantischen Meeres zurück und nahm bei ihrer Ankunft in Montevideo im Hause der daselbst angesiedelten altspanischen Familie Ximenes eine Wohnung an. Das milde und freundliche Wesen eines der Priester, welcher von einer gräflichen Familie abstammte, nahm den damals erst 16 Jahre alten Sohn des Hauses so ein, daß sich eine aufrichtige Freundschaft zwischen den Beiden entspann, weshalb auch bei der Trennung des geliebten Gastes im Augenblicke der Abreise große Trauer im Hause der Ximenes verspürt wurde. Der nach und nach zur Prälatur, zur Bischofswürde und zuletzt zum Kardinal erhobene junge Priester erhielt stets schriftlich die wärmsten Glückwünsche von Seite seines jungen Freundes in Montevideo; als jedoch Graf Mastai die päpstliche Würde erlangte, war es des mittlerweile gereiften Mannes und Familienvaters, Salvador de Ximenes, fester Entschluß geworden, ihm seine Huldigung persönlich zu überbringen. Dieser traf auch am 20. Mai in Begleitung seiner Gemalin wirklich zu Rom ein und stattete Tags darauf seinen Besuch bei Pius IX. ab, der ihn in einer so liebevollen und herzlichen Weise empfing, daß der Amerikaner laut in Thränen darüber ausbrach. Ximenes überbrachte zugleich viele Curiositäten seines Vaterlandes, die als ein Andenken des gemüthlichen Mannes, in den Appartements des Papstes bleibend aufbewahrt werden.

Eine Riesencigarre ist aus der Havannah nach Wien gesendet worden, welche 3 Schuh lang und verhältnißmäßig dick ist. Sie ist oben mit einem kostbaren Bernstein-Mundstück versehen. Der Preis ist 80 Gulden C. M.

Bei Kulm an der Weichsel wurde einem Gutsherrn eine Kuh von der Weide gestohlen. Der Eigenthümer bemerkt es, setzt den Dieben nach, und erhält seine Kuh wieder und als Lohn für seine Mühe noch ein Paar Stiefel. Es hatten die Diebe nämlich, um die Spur zu verbergen, der Kuh an allen 4 Füßen Stiefel angezogen. Als sie sich verfolgt sahen, suchten sie letztere schnell abzuziehen. Dies gelang ihnen aber nur bei den Hinterfüßen; sie selbst entflohen, die Kuh zurücklassend.

In den hohen Thälern von Uri und Glarus im Hasli-Thal darf in Folge alter Gesetze, so lange der Föhn (ein schwüler Wind, den Welschland entsendet) herrscht, weder Licht noch Feuer im Ofen oder auf dem Herde angezündet werden, um Feuergefahr zu verhüten. Die Dörfer dieser Thäler sind oft 5 bis 6 Tage in Belagerungszustand, während dessen die Leute keine warme Speise genießen und ihre langen Abende in Dunkelheit zubringen müssen; auch sind während solcher Perioden eigene Föhnwächter angestellt. (Pannonia.)

Aus der Graner Gespannschaft wird den Sl. Nár. Nov. ein Exempel von der Trunkliebe des Volks erzählt: In der Ortschaft Es. hatten die Bauern die vorjährige Frucht ganz aufgezehrt und keinen Vorrath zum Anbau mehr gehabt, weshalb sie mit Uebereinstimmung des Ortsrichters, behufs der Saat, eine Geldanleihe zu machen beschlossen, und Alle für Einen das Darlehen zurückzuzahlen sich verpflichtet hatten. Die Graner Sparkasse lieh das Geld her, die Bauern glaubten ob des gelungenen Geschäftes ein bene sich anthun zu können, gingen mit Uebereinstimmung des Richters in die Schenke, soffen tüchtig darauf los, und ehe sie sich's versahen, war ein großer Theil des so eben erhaltenen Kapitals für den Anbau, mit Uebereinstimmung des gestrengen Herrn Dorfrichters, der selbst tiefe Blicke in die Trinkgläser warf, im Wirthshaus angebaut und sie ernteten dafür sonst nichts als Räusche, Duseln, Zöpfe, Affen und mehr dergleichen ergötzliche Sachen, die bei Beleuchtung herrlich anzuschauen gewesen sein sollen. (Pannonia.)

Unterthanentreue und Liebe.

Als der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, wegen der Länderverteilung mit seinem Bruder Wilhelm, Herzog von Weimar, in einen unangenehmen Zwist verwickelt war, bemächtigte er sich der Stadt Freiberg, die seinem Bruder Wilhelm gehörte, und ließ alsbald den Stadtrath zu sich auf den Marktplatz entbieten, mit der Aufforderung, daß man ihm, dem Kurfürsten, auf der Stelle huldigen und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen sollte. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Aufruf bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung, und die Magistratspersonen versammelten sich auf dem Rathhause und faßten nach gehaltener Berathschlagung den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem Herrn, treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das Herzhafteste ausgeführt. Die sämmtlichen freibergischen Rathsglieder gingen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern und Jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die kurfürstlichen Truppen unter dem Gewehre standen. Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der Bürgermeister, Nikolaus Weller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Kopfe, dem Kurfürsten, welcher im Kreise zu Pferde hielt, und sagte in einer bewegten Rede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft: „sie wären alle Stunden bereit, ihr Leben im Dienste Seiner kurfürstlichen Durchlaucht willig und gern aufzuopfern, sie könnten sich aber unmöglich entschließen, dem Eide der Treue,

Digitized by Google

den sie dem Herzog Wilhelm einmal geschworen hätten, gerade zuwider, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen; sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Friedrich, er werde von seinen, ihnen zu harten Forderungen abstehen; sollten aber Ihre kurfürstliche Durchlaucht auf diesem Begehren verharren, so würden sie als rechtschaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären.

„Und ich für meine Person," setzte der brave Bürgermeister hinzu — „will gern der Erste hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf sein Haupt) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen."

Der Kurfürst wurde durch diese Rede des Bürgermeisters, welcher nun auch wirklich niederkniete, bis zu Thränen gerühret. Er eilte hierauf zu Weller hin, klopfte ihn auf die Achsel und sagte:

„Mit Kopp ab, Alter! mit Kopp ab! Wir bedürfen solcher ehrlicher Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten."

Friedrich stund von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führte die Stadt Freiburg den rühmlichen Namen: „die getreue".

Sonderbarer Rechtsfall. Ein reicher russischer Edelmann, der wegen seiner Liebhaberei für kostbare Steine fast überall sehr bekannt war, trifft zufälligerweise in einer Gesellschaft einen Unbekannten an, der einen Ring von sehr großer Schönheit und hohem Werthe am Finger trägt. Nach einer langen Unterredung über den Werth desselben, bietet der Edelmann dem Besitzer eine ansehnliche Summe dafür, welche dieser anfangs aus dem Grunde abschlägt, weil er keine Lust habe, den Ring zu verkaufen, endlich aber, um fortgesetzten Zudringlichkeiten des auf den Ring versessenen Edelmannes auszuweichen, erklärt, daß er ihn nicht einmal verkaufen könne, weil er nicht echt sei. Diese Versicherung setzte alle Anwesende, unter denen sich mehre Kenner befanden, in Erstaunen. Der Edelmann, um seiner Sache gewiß zu werden, bittet sich den Ring auf einige Tage gegen Sicherheit aus, erhält ihn und eilt damit zu allen Juwelieren, die ihn sämmtlich für echt und von großem Werthe erklären.

Mit der Versicherung und der Hoffnung eines guten Kaufes gewiß, bringt der Edelmann den Ring seinem Besitzer zurück, der ihn beim Empfange ganz gleichgiltig in die Westentasche steckt. Man fängt von Neuem an zu handeln. Der Unbekannte verharret bei seiner Aussage und dem schon geäußerten Entschlusse, den Ring, der unecht sei, gar nicht verkaufen zu wollen, bis endlich der Edelmann eine Summe bietet, welche dem eigentlichen Werthe des Ringes gleich kam.

„Dieser Ring," — sagte der Unbekannte, — „ist ein Geschenk der Freundschaft; aber ich bin nicht reich genug, eine so große Summe abzuschlagen, als Sie dafür bieten. Doch eben dieses hohe Gebot ist die Ursache meiner Unentschlossenheit. Wie können Sie — wenn Sie dessen völlig bewußt sind, was Sie thun — so viel Geld für einen Ring geben, von welchem der Besitzer selbst eingesteht, daß er unecht sei?"

„Wenn Ihr Entschluß nur davon abhängt," erwiederte der Käufer,— „so empfangen Sie hier sogleich die Summe," (er legte sie in Bank-Assignationen auf den Tisch); „und ich nehme die Herrn, welche hier zugegen sind, sämmtlich zu Zeugen, daß ich Sie freiwillig und mit der bedachtsamsten Ueberlegung auszahle!"

Der Verkäufer nahm das Geld und übergab den Ring mit der abermaligen Erklärung, daß er unecht sei, und daß es noch Zeit wäre, den Handel aufzuheben; allein der Edelmann beharrte bei seinem Entschlusse, eilte voller Freuden nach Hause, und fand dort zu seinem größten Erstaunen, daß der Unbekannte nur zu wahr gesprochen habe, denn statt des echten Ringes hatte er einen falschen, von größter Aehnlichkeit mit jenem erhalten. Die Sache kam vor Gericht zur Klage, da aber der Verkäufer bewies: daß in dem ganzen Handel von echten Steinen gar nicht die Rede gewesen sei, daß der Käufer laut der Aussage mehrer Zeugen, nur auf einen Ring mit falschen Steinen geboten und er, der Verkäufer, auch wiederum einen falschen Ring verkauft habe, so mußten die Richter zum Vortheile des Letzteren sprechen.

Der Courier de Marseille berichtet folgenden eigenthümlichen Vorfall. Bei der am Montag geschehenen Ankunft des Sphinx von Algier ereignete sich folgende sonderbare Scene zwischen zwei Passagieren desselben. Der Eine, ein eleganter Tourist, hatte so eben Afrika besucht. Der Andere, ein echter Afrikaner, war ein für einen unserer Prinzen bestimmter Strauß. Bei der Einfahrt in den Hafen hatte der lorgnettierende Reisende seine Aufmerksamkeit auf die Umgegend gerichtet, während der bisherige Bewohner der Wüste Sahara die glänzende Uhrkette seines Reisegefährten aufmerksam betrachtete. Dies schimmernde Kleinod hatte so sehr seinen Beifall, daß er sich nicht enthalten konnte, mit dem Schnabel plötzlich zuzufahren und die Kette zu ergreifen. Daß die Uhr das gleiche Schicksal hatte, darf wohl nicht erst bemerkt werden. Den Diebstahl gewahr werden und laut aufschreien, war für unseren Modeherrn die Sache eines Augenblicks. Damit war ihm nicht geholfen. Das Kleinod dem Schnabel des mächtigen Thieres zu entreißen, war zu gefährlich. Er mußte daher ruhig zusehen, wie Kette und Uhr langsam durch den Hals des Straußes verschwanden, um in dem Magen desselben ihr Grab zu finden. Bekanntlich hat der Magen dieses Vogels eine so starke Verdauungskraft, daß selbst Steine und Eisen davon angegriffen werden. Was war nun zu thun? Den Strauß zu tödten, war unzulässig. Der Reisende hat sich daher entschließen müssen, das Weitere abzuwarten. Es steht dahin, ob Uhr und Kette dem Magen des Straußes entschlüpfen werden und ob der ursprüngliche Besitzer derselben sie je wiedersehen und nochmals die Freude haben wird, sie in die Tasche zu stecken.

Carter, der Thierbändiger, ist vor einigen Wochen in London gestorben, nicht wie oft prophezeiht wurde, unter den Zähnen und Klauen seiner Bestien, sondern an einer Brustentzündung in seinem fünf und dreißigsten Jahre. Er war in England geboren, und schon in seiner Jugend verrieth sich die Eigenschaft in ihm, die ihn einst berühmt machen sollte. Schon als Knabe hatte er eine kleine Menagerie schädlicher Thiere, die er unschädlich zu machen wußte. Seine erste Heldenthat war der Fang eines lebendigen Wolfes, der in seiner Heimat lange gejagt worden, und der Schrecken der Umgegend gewesen war. Wie er sich des Thieres bemächtigte, wissen wir nicht, gewiß aber ist es, daß der Wolf in einer Nacht völlig zahm geworden war. Carter verkaufte ihn an die Londoner Menagerie, und kaufte sich für das Geld einen jungen Löwen, mit dem er sich nach Amerika einschiffte, und den er auf der Ueberfahrt so zahm machte, wie ein Schooßhündchen. In Amerika zeigte er seine Kunst erst öffentlich, er verdiente viel Geld, und verwendete dasselbe auf den Ankauf anderer wilder Thiere. Als er nach England zurückgekommen war, gerieth er in Schulden. Die Gläubiger verloren die Geduld, und der Thierbändiger sollte in das Gefängniß abgeführt werden. Carter erwartete indeß die Häscher in aller Geduld, und als sie in seiner Wohnung erschienen, öffnete ihnen ein Königstiger die Thüre. Wie schnell sich die Leute aus der gefährlichen Nähe entfernten, kann man sich denken. Ja, Carter trieb seine Keckheit noch weiter; ohne Furcht vor den Häschern ging er am hellen Tage aus, freilich stets in Begleitung seines prächtigen Löwen, der alle Feinde von ihm fern hielt. Mit einem so wohl bewachten Schuldner war also nichts anzufangen, und die Gläubiger wurden nachsichtiger. — Sein Geheimniß, wie er die wildesten Thiere so schnell gehorsam und unterwürfig machte, hat er mit in das Grab genommen.

Hochzeitseinkäufe. In Paris ist es seit einiger Zeit in der Handelswelt Mode, namhaften Personen, die in einer der zwölf Mairien der Stadt als Verlobte im Kästchen hängen, Preiscourants und Anerbietungen vom kleinsten Hausmöbel bis zu Shawls, Pferden und Wagen, Schmuck u. s. w. zu machen. Die Wuth, zu verkaufen, macht die Kaufleute und Fabrikanten taub und blind, und es ist deshalb kein Wunder, wenn die Industrieritter, die sich als Vicomtes u. s. w. aufführen, sich diese Verblendung zu Nutze machen. So erzählt die Gazette des Tribunaux: An einem schönen Morgen lasen die Commis, welche täglich die Heiratsanzeigen an den Mairiebüren in Einsicht nehmen, im Kästchen die Verlobung vom Herrn Vicomte Adrien de J** mit Fräulein Hermingarde de K*, Gräfin von ** u. s. w. Am nächsten Sonntag verkündete der Pfarrer in der Pfarrkirche die bevorstehende eheliche Verbindung der Gräfin Hermingarde mit dem jungen Vicomte. Jetzt galt die Nachricht von der hohen Vermählung officiell in der Handelswelt und die Waarenanerbieten regneten förmlich in die elegante Wohnung hinein, welche der Vicomte in der Rue de Provence inne hatte, wie in das Hôtel, wo seine gräfliche Braut mit einer alten Tante im Fauburg Saint-Germain abgestiegen war. Alles ging eine Woche hindurch auf's Schönste und Beste. Auf vieles Bitten kaufte der Vicomte einen Brillantschmuck und ein vollständiges Silberservice bei einem Juwelier und einem Goldschmied des Quartier des Vendome-Platzes und Palais-Royal; er schaffte sich ein Coupé, eine Americaine und fünf Pferde an, versah seinen hochadeligen Haushalt vollständig mit Weiß- und Bettzeug, ließ sich und seinen Bedienten neue Garderobe anfertigen und kaufte eine blendende Corbeille, die er seiner Braut zuschicken ließ; dabei verschob er die Zahlung für alle Einkäufe auf den Tag nach der Hochzeit, bemerkend, er wolle nicht verhehlen, daß er jährlich nur 24,000 Frs. Renten zu verzehren habe, und deßhalb auf die Million seiner Braut, wie auf die 100,000 harten Thaler, die sie sogleich mitbringe, rechne, um sich in Paris niederzulassen und hier ein großes Haus zu machen. Als nun alle Einkäufe auf's Prachtvollste besorgt und eingebracht waren, begab es sich, daß der Herr Vicomte urplötzlich von der Chaussee d'Antin verschwand, und daß desgleichen die Gräfin Hermingarde mit ihrer ehrwürdigen Tante incognito den hochadeligen Faubourg verließ. Nach eingezogenen Erkundigungen hat man nun herausgebracht, daß die beiden Hauptacteurs dieser Hochzeitskomödie ganz einfach ein Industrieritter, der jüngst erst als falscher Spieler aus einem Badeort Reißaus genommen, und eine Vaudevilleschauspielerin, die er nebst ihrer Mutter entführt hatte, waren. Die Sache wurde dem Gericht übergeben, doch schon hatten die Flüchtlinge die Gränze überschritten, um in Baden-Baden oder Homburg ihre Rolle weiter zu spielen; denn da dies Vergehen nur als Betrügerei bezeichnet werden kann, weil alle Einkäufe auf Anweisungen abgeliefert werden, so findet keine Auslieferung statt.

Gegenseitigkeit. Als der neu ernannte Gouverneur von Bosnien, Tahir, Großadmiral war, sendete ihm eines Tages der Großmufti einen Menschen, der aus der Ulemalaufbahn treten wollte, mit der Bitte, ihm die Befehlshaberstelle eines Kriegsschiffes zu geben. Dies wurmte den leicht reizbaren Kapudan-Pascha, und um sich zu lüften, ließ er einen der Marinesoldaten aus der Truppe vor sich kommen, befahl dem Secretär ein Billet an den Scheich ül Islam in seinem (Tahirs) Namen auszufertigen und hieß den Seemann selbes überbringen. Es enthielt die Bitte, dem Ueberbringer eine erledigte Kadistelle zu verleihen. Als der Großmufti den Zettel gelesen hatte, wurde er ärgerlich, kratzte sich und schob am Turban. „Der sieht

ganz einem gemeinen Soldaten gleich," sprach er für sich und dann zum Ueberbringer: „Kannst du lesen und schreiben?" Antwort: „Nein." Frage: „Ja, wie willst du denn Kadi werden?" Antwort: „Wenn es Se. Gnaden der Großadmiral befehlen, werde ich es ohne Weiteres." Damit gab sich denn der Großmufti nicht zufrieden, und sandte den Soldaten mit Entschuldigungen zurück. Tahir aber ließ dem Mufti als Gegengruß zu verstehen geben, daß er dessen Schützling nicht zum Schiffscapitän machen könne, bis sein eigener nicht als Kadi untergebracht sei. Und damit hatte es sein Bewenden.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts zog der polnische König Albrecht gegen Stephan, den großen Fürsten der Moldau, zu Felde und verlor am Pruth die Schlacht ganz und gar. 30,000 meistens Edelleute wurden gefangen, König Albrecht wollte die Gefangenen mit einer großen Summe auslösen, aber Fürst Stephan schlug solche aus, denn er wollte mittelst denselben ein solches Siegeszeichen errichten, welches seinen Sieg noch den künftigen Jahrhunderten verkünden sollte. Zu dem Ende ließ er die 30,000 Polen an den Pflug spannen, und das ganze Schlachtfeld, welches zwei Meilen lang und eine Meile breit war, umpflügen und mit Buchensaamen besäen, welcher dann zu den schönen und weitläufigen Wäldern aufwuchs, die von den Polen den Namen Bukowina erhielten, von Buk (Buche). Und heut zu Tage ist dieser Wald noch schön und groß, und gibt einer Menge Schweine gute Nahrung. Wahrlich, Stephan der Große hat seinem Nachruhm ein besseres Siegeszeichen gesetzt als alle steinernen und eisernen Monumente.

Ungarn ist reich an Pferden, aber Mexico steht ihm nicht nach. Es gibt aber auch vielleicht auf Erden kein weniger bewaldetes Land, als eben Mexico. Oft sieht man mehrere Tage hintereinander nicht einen Baum. Der vorzüglichste Reichthum der Einwohner besteht in Pferden, deren mancher Eigenthümer 2000 bis 3000 Stück besitzt; es soll deren sogar einige geben, die 200,000 bis 300,000 auf der Weide haben. Ein Pferd, für das man in den vereinigten Staaten 80 Thaler unter Brüdern zahlen würde, kann man in Durango für sieben Thaler kaufen.

Indische Gauklerkünste. Der bekannte Reisende C. Fr. v. Gr., welcher in diesem Augenblicke den fernen Orient, China und Indien, durchwandert, gibt in seinem neuesten Reiseberichte (in der Allgemeinen Zeitung) folgende Schilderung von den Leistungen einer Gauklerbande, die er in Madras gesehen: „Unsere Ankunft verfehlte nicht, eine Menge der berühmten Schlangenbeschwörer und Gaukler anzuziehen, welche mit vielen Salaams und Verbeugungen vor unseren Fenstern ihre Vorstellungen anfingen. Die Gaukler begannen mit einigen sehr gewöhnlichen, aber nett ausgeführten Stückchen, die immer unbegreiflicher wurden; aus einem kleinen Korbe, der nichts zu enthalten schien, kamen nach der Reihe Reiskörner, die sich vor unseren Augen in große weiße Bohnen verwandelten; dann eine Schlange, die in verdoppelter Größe wieder erschien, dann ein Schakal, und wer weiß was noch. Bandspinnen aus dem Munde und Feuerfressen wurde ebenfalls geübt. Bei allen Stücken gab es eine Beschwörungsscene, die der Hauptmann der Bande mit schalkhaftem Ernst ausführte; vor allem blies er eine wunderliche Clarinette von ohrzerreißendem Ton und führte mit ihr die lächerlichsten Gesten aus. Das folgende Stück ließ uns wahrhaft starr vor Erstaunen, und es war und ist uns noch jetzt völlig unbegreiflich. Ein Mann und eine Frau traten vor; er band der letzteren Hände und Füße und schnürte sie obenein in ein Netz von Stricken ein, so eng, daß es eine außerordentliche Biegsamkeit ihrer Glieder voraussetzte. Dieses menschliche Paket legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbes, die Wände desselben waren verklebt, die obere Oeffnung aber so eng, daß es unmöglich schien, einen Menschen hineinzuzwängen, geschweige denn, daß die geknebelte Frau dies allein sollte ausführen können. Das Ganze wurde nun mit einem Tuche bedeckt, und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken, die Frau war im Korbe! Das Tuch wurde nun weggenommen, grobe Täuschung war unmöglich, da wir den Korb von allen Seiten übersehen konnten, und die ganze Scene auf dem gepflasterten Hofe des Hotels vor sich ging. Ich selbst war, als argwöhnischer Zuschauer, kaum drei Schritte vom Korbe entfernt. Nach einigen zwischen dem Manne und der Gefangenen gewechselten Worten sahen wir ihn einen Degen ergreifen, und zu wiederholten Malen in allen Richtungen den Korb durchstoßen; Blut floß von der Klinge, während von innen ein schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen, und die verschiedenen Richtungen, in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich, daß das vermeintliche Opfer in seinem engen Behältniß sich so rasch hätte wenden können, um ihm zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung, daß Alles Trug war, fühlten wir uns Alle erleichtert, als sich die Gauklerin wohlbehalten aus ihrem Korbe erhob und mit einem tiefen Salaam um ihre wohlverdiente Belohnung anhielt, die wir mit Freuden gaben; denn dieses Stück ist das außerordentlichste, das ich gesehen habe, und Bosco, Döbler und andere europäische Hexenmeister verschwinden gegen solche Leistungen."

Ein Pariser Blatt erzählt folgende Anekdote: In einer obscuren Gasse wohnte im fünften Stock ein armer Beamte, der sich mit seinen tausend Franken Gehalt gar kümmerlich durchschleppte. Unmittelbar neben ihm wohnte eine Bilderausmalerin, welche vom Morgen bis zum Abend bei ihrer Arbeit fröhliche Lieder trällerte. Gegenüber, auf der andern Seite der Gasse, hauste ein junger Lion, der für den Luxus seiner gelben Handschuhe und seines goldenen Stockknopfes in einer elenden Dachstube büßte. Zwischen dem Lion und der Bilderausmalerin entstand bald eine elektro-magnetische Augentelegraphie. Der Lion wünschte der Grisette die Erklärung seiner Signalblitze zu geben; er schrieb also eine glühende Liebeserklärung, beschwerte sie mit einem großen Kupferstück und warf sie hinüber. Unglücklicher Weise aber folgte die Depesche nicht der Richtung seiner Augen; sie nahm einen falschen Weg und zerschmetterte eine Fensterscheibe in dem Stübchen des armen Beamten. Abends, bei seiner Rückkehr, fand er den Brief und einen für seinen Schnupfen sehr gefährlichen Luftzug; indessen, er mußte sich wohl entschließen, sein Einkommen von einem Tage zu opfern, und das Fenster wieder in seinen vorigen Stand setzen zu lassen. Am folgenden Tage sah er bei einem Trödler ein altes Bild, das auf einem wurmstichigen Rahmen genagelt war; er erstand das Bild um einige Sous, und beschloß die Fensterbresche damit zu bedecken. Vor einiger Zeit wollte er das Fenster öffnen, um einen Sonnenstrahl einzulassen. Wie groß war sein Erstaunen, als er die Leinwand betrachtete, und das frühere Tulpen-Bouquet nicht mehr bemerkte. Statt der Blumen sah er klares Wasser, bewaldete Hügel, Menschen, Thiere; er rieb die Leimfarbe vollends ab, und ein Meisterwerk kam zum Vorschein. Der Beamte nahm sein Bild unter den Arm, und lief damit zu mehreren Trödlern. Diese boten ihm fünfhundert Franken, aber den Namen des Meisters, dem dieses Prachtstück zuzuschreiben war, wollte Keiner sagen. Er ließ sich indessen nicht abschrecken, sondern bot den ersten Kunstkennern der Hauptstadt das Bild an. So kam er auch zu dem Marquis von L., der ihn um seine Adresse und um die Bewilligung, das Bild vier und zwanzig Stunden zu behalten, ersuchte. — „Wollen Sie zwanzig Tausend Franken für das Bild?" fragte der Marquis, als der Beamte sich mit klopfendem Herzen zu der festgesetzten Stunde wieder einfand. — „Zwanzigtausend Franken!" wiederholte der arme Teufel, indem er die Banknoten anstarrte. — „Hier ist das Geld; Ihr Bild ist ein Hemsmans von Mecheln." — An demselben Abende saß in einem berühmten Restaurant des Palais Royal eine kleine aber vergnügte Gesellschaft: ein ältlicher Mann, ein junger Elegant und ein hübsches, junges Frauenzimmer. Es waren die Grisette und der Lion, welche der arme Beamte zu einem Schmause eingeladen hatte.

Schach-Aufgabe Nro. 60.

Von L. S. in P.

Weiß setzt in 5 Zügen matt.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Berichtigung.

Bei der Aufgabe Nro. 59 im Septemberhefte wurde aus Versehen die Anzahl der Züge nicht bestimmt; die Auflösung kann also erst im nächsten Hefte gegeben werden. Weiß setzt am fünften Zuge matt.

Digitized by Google



Raymund Lullius.

Historische Original-Novelle von Wilhelm Wolfner.

(Beschluß.)

Drei Tage nach dem verhängnißvollen Weihnachtsabende saß Abenchysky in einem der festesten und wohlverwahrtesten Gefängnisse Palmas auf einem moderigen Strohlager, und war beschäftigt mit einer kleinen Feile die schweren Ketten, welche seine Füße gefesselt hielten, zu durchfeilen. Er hatte dieses und noch andere ähnliche Instrumente in dem Körper seines Automaten verborgen gehalten und gleich bei seinem Eintritte in den Kerker dieselben herausgenommen und aufbewahrt. Der Androides selbst, durch dessen außerordentliche Aehnlichkeit mit seiner Tochter er dieselbe so glücklich gerettet hatte, war nicht mehr mit ihm in dem Gefängnisse. Denn als man des Morgens sowohl ihm als dem vermeintlichen Mädchen die Ketten anlegen wollte, wurde der Betrug entdeckt, und der Automat dem päpstlichen Nuntius überbracht. Dieser wüthete bei der Entdeckung und befahl dem Alcalden, allsogleich bewaffnete Algnazils in die Wohnung des Juden zu schicken, um das Mädchen ebenfalls den Händen der Behörden zu überliefern; allein Recha war bereits in Ambrosia's Wohnung und alles Suchen der Gerichtsdiener war vergebens.

Abenchysky hatte während der drei Tage Niemand Andern als den Gefangenwärter in seinem Kerker zu Gesichte bekommen, und doch hatte ihm Raimund versprochen, ihn sobald als möglich zu besuchen. Schon begann der Greis an der Erfüllung dieses Versprechens zu zweifeln und warf sich nachdenkend auf sein Lager zurück, um auf einen Fluchtversuch zu sinnen, als die schwere eiserne Thüre knarrend in ihren Angeln aufging, und der junge Adept raschen Schrittes auf Abenchysky zueilte.

„Ich habe Euch lange warten lassen," nahm er, die Hand des Greises drückend, das Wort, „doch ich bringe Euch dafür eine erfreuliche Botschaft. Morgen verlasset Ihr auf einem neapolitanischen Schiffe Palma, um nach Sarragossa gebracht zu werden; doch auf meine Fürbitte wurde mir von meinem Vater das Commando übergeben, und in meiner Macht stehet es, Euch zur Flucht behilflich zu sein!"

„Ich danke Euch, junger Mann!" entgegnete Abenchysky; „aber ich kann von Eurem wohlwollenden Anerbieten keinen Gebrauch machen, denn wenn Ihr das Commando des Schiffes übernehmet, so seid Ihr auch für mich verantwortlich und Euer Unglück —"

„Deshalb seid ohne Sorgen," fiel ihm Raimund in die Rede, „mein Vater weiß nun, daß Ihr mein Lebensretter seid, und er gab mir selbst die Mittel zu Eurer Flucht an die Hand. Seine Stellung als Oberalcalde von Palma wird ihn und mich von jedem Verdachte freisprechen."

„Nun — ich nehme Euer Anerbieten an," entgegnete der Greis nach kurzem Bedenken, „und danket in meinem Namen Eurem Vater für seine Güte; doch an Euch, junger Mann! habe ich noch eine Bitte zu richten."

„Befehlt, ich bin zu Euren Diensten."

„Meine Tochter Recha befindet sich bei Señora Ambrosia del Castello; tröstet sie in meinem Namen und sagt ihr, daß ich sie in einem Monate von hier abholen werde."

„Euere Tochter bei Señora Ambrosia?" rief Raimund erbebend; „ich dachte, sie hätte schon Palma verlassen, denn die sorgfältigsten Haussuchungen, die der päpstliche Nuntius anstellen ließ, blieben erfolglos!"

„Die edle Doña wird sie nur zu wohl verborgen haben," entgegnete der Greis, „und ich bin hinsichtlich ihrer fernern Sicherheit nicht in Sorgen; doch, edler Ritter! könntet Ihr mir nicht auch Nachricht von meinem Automaten geben? Was ist mit ihm geschehen?"

„Der Nuntius hat ihn seinem Begleiter, dem Doctor mirabilis Roger Baco, übergeben."

„Also befindet sich dieser Gelehrte in Palma?" rief Abenchysky verwundert.

„Seit drei Tagen," entgegnete der junge Adept, „allein unter einem fremden Namen; er ist vom Papste dem Könige als ein ausgezeichneter Arzt empfohlen und begleitet auch den Nuntius nach Sarragossa."

„Nun, in den Händen dieses Mannes ist mein Kunstwerk wohl geborgen," sprach Abenchysky beruhigt, „und ich will es schon seiner Zeit wieder zurückverlangen."

Der junge Adept besprach sich nun mit dem Greise über die Art, wie er ihm in Valenzia zur Flucht behilflich sein wolle und entfernte sich sodann, ihm nochmals die Versicherung gebend, seine Tochter Recha von seiner Rettung in Kenntniß zu setzen. — Doch dieses Versprechen, so sehr es mit seinem geheimsten Wunsche, das liebliche Mädchen wieder zu sehen, im Einklange stand, hatte nichts destoweniger etwas sehr Peinliches für ihn. Mußte er nicht auch gleichzeitig wieder mit der unglücklichen Ambrosia zusammen kommen? Und mit welcher Miene sollte er vor sie treten? — Ein gegenseitiges Wiedersehen, dies weissagte ihm sein Herz, mußte bei ihm die demüthigendeste Scham, bei ihr Verachtung, wenn nicht gar unversöhnlichen

Haß hervorrufen! Ueber was setzt sich jedoch nicht Liebe — die Weltbezwingerin — hinweg? Der Gedanke, die himmlische Recha, die so unplötzlich sein Herz gefesselt hatte, wiederzusehen, siegte über jedes andere, ihn unangenehm berührende Gefühl und er beschloß, sogleich den Weg nach Ambrosias Pallast einzuschlagen.

Die Letztere hatte die Tochter des gelehrten Juden gleich einer Schwester aufgenommen, und die beiden Mädchen saßen eben im Gespräche begriffen in einem abgelegenen Seitenkabinete neben einander.

„Also du hoffst," fuhr Ambrosia in ihrer Unterredung fort, „daß ich in einem Monate ganz hergestellt sein werde?"

„Gewiß, edle Señora! denn der blasse Teint Eueres Gesichtes beginnt schon einem röthlichen Platz zu machen."

„Nun, ich vertraue deinen Worten," entgegnete Ambrosia mit freudiger Aufregung; „aber sage mir, unbegreifliches Mädchen! wie du dir alle die mannigfaltigen Wissenschaften aneignen konntest? Du zählst ja kaum noch achtzehn Jahre?"

„O, mein Vater gab mir Unterricht," entgegnete Recha, „und seit meiner frühesten Kindheit begleitete ich ihn auf allen Reisen, und da hatte ich Gelegenheit, die wunderbaren Kräfte der Pflanzen, Steine und Thiere kennen zu lernen."

„Und du fandest Vergnügen an diesen Wissenschaften, die das Gedächtniß so sehr in Anspruch nehmen und alle andern Genüsse des Lebens aus ihrem Bereiche bannen?"

„Ihr seid im Irrthum, edle Señora!" entgegnete das liebliche Mädchen mit Feuer; „den höchsten Genuß des Lebens gewährt die heilige Natur; allein nicht blos die äußere Betrachtung derselben, sondern das Erforschen ihrer wunderbaren Kräfte und ihrer Beziehungen zu einander! Eine jede Pflanze, ein jedes Thierchen zeigt uns das Universum im Kleinen, und unsere Seele muß von der hehrsten Bewunderung, von der entzückendsten Freude erglühen, wenn wir die Allmacht und Allweisheit des Schöpfers in jedem seiner Geschöpfe erkennen!"

„Ich begreife deine Begeisterung für die Natur," entgegnete Ambrosia mit theilnahmsvollem Tone; „denn wer einen solchen Vater, wie der deinige ist, zum Lehrer hatte, dessen Herz muß mit aller Macht für jene ewig junge Göttin erglühen; allein ich kenne eine Kraft," setzte sie schmachtend hinzu, „die die Seele des Menschen in noch maßloseres Entzücken versetzt und mit noch größerer Wonne erfüllt!"

„Und die ist?" fragte Recha verwundert.

„Es ist die Liebe!" entgegnete Ambrosia mit zitternder Stimme, „die Alles bezwingende Liebe! — Doch du kennst nicht jenes himmlische Gefühl, jene beseligende Glut, die mit mystischer Kraft erst den sterblichen Menschen in einen unsterblichen Gott verwandelt! — Oder hat jener göttliche Strahl auch schon deinen Busen getroffen?"

Recha erröthete bei dieser unerwartet an sie gerichteten Frage, doch nach einer Pause entgegnete sie verlegen:

„Ich war seit meiner frühesten Kindheit zu sehr mit ernsten Gegenständen beschäftigt, und die von Euch so sehr als selige Entzückung geschilderte Liebe blieb meiner Seele fremd."

„Und Niemand hat bis allher dein Herz stärker pochen, deine Pulse rascher wallen gemacht?" fragte Ambrosia, ungläubig den Kopf schüttelnd.

„Niemand — nur ein junger Mann — ein edler Ritter und großer Gelehrter," entgegnete Recha stammelnd; „für ihn fühlt mein Herz eine besondere Theilnahme — ob es jedoch Liebe sei — ich weiß es selber nicht!"

„Und wer ist dieser Ritter?" fragte die Doña, dem Mädchen theilnahmsvoll näher rückend.

Recha war im Begriffe zu antworten, als ein eintretender Diener das Gespräch unterbrach und den jungen Adepten Raimund Lullius meldete.

Ambrosia fuhr bei dieser Nachricht freudig erschreckt von ihrem Sitze in die Höhe, und ein krampfhaftes Zittern erfaßte ihren Körper.

„Raimund Lullius?" stammelte sie mit Anstrengung, — „der Caballero, der am Weihnachtsabende hier war?"

„Derselbe!" entgegnete der Diener.

Eine mehre Sekunden währende Pause folgte dieser Antwort, in welcher die abwechselnd erblassende und erröthende Doña mit einem Entschluße zu ringen schien; endlich wandte sie sich zu Recha, die ebenfalls sich verlegen von ihrem Platze erhoben hatte.

„Empfange den Caballero für mich," sprach sie; „ich entferne mich auf einige Minuten und werde gleich wieder hier sein."

Sie schritt oder wankte vielmehr bei diesen Worten in ein anstoßendes Gemach, wo sie ganz erschöpft zu einem geöffneten Fenster trat und ihr glühendes Antlitz einem erfrischenden Luftstrome aussetzte, der nach und nach wohlthuend ihr wallendes Blut abkühlte.

„Ruhig mein Herz!" sprach sie leise vor sich hin, „du wirst noch glücklich sein! — Er liebt mich noch — die Kenntniß meiner Krankheit hat seine Liebe nicht geschwächt — er flieht nicht meine Nähe und, o Dank dir, heilige Jungfrau! jetzt darf ich mit aller Hingebung mich ihm nahen — ich werde wieder gesunden!"

Das unglückliche Mädchen gab sich mit hochklopfendem Herzen den Träumen seliger, beglückter Liebe hin, und nimmer beschlich sie ein Vorgefühl von jener Enttäuschung, der sie leider nur zu bald ausgesetzt sein sollte.

Sie wußte wohl aus dem Munde Recha's, daß Raimund von ihrem Vater in jener verhängnißvollen Nacht gerettet worden war und daß er wieder gegenseitig sie so muthig gegen die Alguazils vertheidigte; allein daß das holde Mädchen auch damals sein Herz gefesselt hatte, und daß sein gegenwärtiger Besuch eigentlich auch nur ihr gelte — davon hatte sie nicht die entfernteste Ahnung.

Während sie also nun ihre innere freudige Aufregung zu bemeistern suchend, mit trunkenen Blicken ihre Augen über die platten Dächer der Stadt auf den glatten Spiegel des Meeres schweifen ließ und sich mit glühenden Farben die rosigste Zukunft ausmalte, war Raimund, von dem Diener begleitet, in das Zimmer getreten, wo ihn Recha mit freundlicher Miene empfing.

Dem jungen Manne fiel eine Weltenlast von seinem Busen, als er Ambrosia in dem Gemache nicht gewahrte. Seine, bei dem Eintritte etwas düsteren Blicke, nahmen plötzlich den Ausdruck der ungetrübtesten Freude an, und wie von einem schrecklichen Traume befreit, athmete er tief auf.

„Drei Dezennien sind für mich dahingeschwunden," rief er mit weicher, schmelzender Stimme, sich dem Mädchen nähernd, „seitdem ich Euch, reizende Señora! nicht gesehen; allein ich grolle nicht dem Schicksale darum, denn es ließ mich während dieser Zeit den Sonnenaufgang eines hohen Gefühls in meiner Brust erkennen, das in Eurer unmittelbaren Nähe nur hochachtungsvolle Scheu und demuthsvolle Ehrfurcht mir zu sein schien!"

Eine hohe Purpurröthe übergoß das Antlitz des Mädchens bei diesem zarten Complimente des jungen Adepten, doch mit feinem Tacte entgegnete sie:

„Wenn auch Euer Besuch, Caballero! nicht mir allein gilt, da Señora Ambrosia mich ersuchte, Euch indeß statt ihrer zu empfangen, so muß ich doch gestehen, daß Euer Anblick mich freudig überraschte; denn ich hoffe, daß Ihr mir eine erfreuliche Nachricht von meinem Vater auszurichten habt."

„Ihr seid im Irrthum, Señora!" entgegnete Raimund, sich verbeugend; „mein Besuch gilt eigentlich nur Euch, und zwar auf eine ausdrückliche Bitte Eueres Vaters! Er verläßt morgen auf einem neapolitanischen Schiffe Palma, und da ich das Commando des Schooners übernehme, so könnt Ihr vollkommen beruhigt sein. In Valenzia ist er frei!"

„Der Herr des Weltalls möge Euren Edelmuth belohnen," versetzte Recha mit gerührter Stimme; „doch was beginne ich — wann werde ich ihn wieder sehen?"

„Er wird Euch in einem Monate von hier abholen, bis dahin seid Ihr meinem und dem Schutze der Señora Ambrosia anvertraut."

„Ich ergebe mich in mein Schicksal!" rief nach einer Pause das Mädchen, „und vertraue Euch, edler Caballero! aber ich hoffe, daß Ihr mich bei Eurer Zurückkunft benachrichten werdet, wohin mein Vater von Valenzia seine Schritte gelenkt?"

Digitized by Google

„Ich werde Euch besuchen,“ entgegnete Raimund, „und ein freundlicher Blick Eueres Auges wird mich zum Glücklichsten der Sterblichen machen!“

Ambrosia war bei den letzten Worten des Adepten, die sie jedoch nicht vernommen hatte, in das Zimmer getreten und ihre Mienen trugen den Ausdruck eines seine innere Aufregung gewaltsam zu unterdrücken suchenden Menschen.

Raimund schauderte bei ihrem Anblicke sichtbarlich zusammen, doch er besaß so viel Seelenkraft, die plötzlich ihn erfassende Apathie zu verbergen und ihr bis zur Thüre entgegen zu gehen.

„So sehr es auch mein heißester Wunsch war, edle Señora!“ sprach er mit sehr gedämpfter Stimme, „von Euerem Wohlbefinden Nachricht zu bekommen, und so sehr es auch Pflicht und Etiquette heischte, mein rasches Verschwinden am Weihnachtsabende bei Euch zu entschuldigen, so hielt mich doch ein eigenes Gefühl von Zartheit, dessen Ursprung und Namen nur Ihr errathen könnt, davon ab! Erst ein Auftrag Eueres Freundes, des gelehrten Abenchysky an seine Tochter, die sich bei Euch befindet, zwang mich, Euere Wohnung wieder zu betreten und schaffte mir neuerdings das Vergnügen, Euch zu bewundern! Doch ich hoffe, edle Señora! daß Ihr diese meine, nur durch Nothwendigkeit hervorgerufene Kühnheit entschuldigen und verzeihen werdet!“

Ambrosia, die keine Idee von Raimunds verändertem Seelenzustande hatte, bebte bei dieser Anrede des jungen Adepten, die jedem Eingeweiheten als ein Meisterstück zarter Schonung erscheinen mußte, sichtbar zusammen. Das arme Mädchen glaubte in Wirklichkeit, daß jener Auftrag an Recha, ihm nur ein gelegener Vorwand sei, in ihrem Hause wieder zu erscheinen, und dankbar seinen vermeintlichen Edelsinn anerkennend, entgegnete sie daher:

„Ihr seid willkommen, Caballero! wenn Ihr auch kein Bote meines Freundes, des gelehrten Abenchysky wäret. Doch darf ich an Euch die Frage richten, wie er sich befinde und ob Ihr Hoffnung habt, ihn zu retten?“

„Euch, edle Señora! darf ich es gestehen,“ entgegnete der Gefragte, „daß er sich morgen um diese Zeit in Valenzia auf freiem Fuße befinden wird.“

„Ich bin Euch für diese Nachricht sehr dankbar, und noch mehr Recha, die Tochter meines väterlichen Freundes — aber richtig, liebes Kind!“ wandte sie sich an das Mädchen, „du wirst vielleicht deinem Vater durch den Caballero schreiben wollen; lasse dich nicht stören, ich will indessen den Señor in den Empfangsaal geleiten.“

Raimund erschrak gewaltig bei diesem offenbar von Ambrosia an den Tag gelegten Wunsche, mit ihm allein zu sein. Allein wenn es sein Leben gelten sollte, mußte er dieses zu verhindern suchen; denn außerdem, daß ein tête à tête mit der Señora ihn in die peinlichste Verlegenheit gesetzt haben würde, hatte er auch gleichzeitig mit freudigem Gefühle bemerkt, daß sein Gespräch mit Ambrosia auf Rechas Stirne Wolken des Unmuths hervorgerufen hatte, und sein ahnendes Herz flüsterte ihm zu, es sei hier Eifersucht im Spiele. Als daher Ambrosia sich anschickte, mit ihm das Zimmer zu verlassen, sprach er, sich verneigend:

„Es thut mir unendlich leid, edle Señora! Euch so bald verlassen zu müssen; bei dem besten Willen ist es mir unmöglich, mich auch nur eine Minute aufzuhalten; denn ich gewahre so eben an Euerer Sanduhr, daß es bereits sechs Uhr ist, und ich muß um diese Stunde im Hafen sein. Der päpstliche Nuntius besichtiget unsere Flotte, und da ich das Commando eines Theils derselben übernommen habe, so heischt es meine Pflicht, mich daselbst einzufinden.“

„Ich will Euch nicht aufhalten, Caballero!“ entgegnete Ambrosia erblassend, „doch“ — setzte sie nach einer Pause mit Kälte hinzu — „habet die Güte und schickt später Euern Diener um den Brief hierher, den meine Freundin Recha indeß schreiben wird!“

Raimund sah ein, daß er der unglücklichen Ambrosia durch sein plötzliches Weggehen wehe gethan habe; allein ein freundlicher Blick Rechas ließ ihn sein unzartes Benehmen vergessen, und ohne einen Versuch machen zu wollen, durch irgend ein entschuldigendes Wort die Señora wieder zu versöhnen, empfahl er sich den beiden Damen und verließ raschen Schrittes das Zimmer. —

Die zwei Mädchen befanden sich nun allein, und in dem Busen eines jeden wogte ein Meer der eigenthümlichsten Gefühle.

Recha, das reizende und engelreine Mädchen, mit dem Herzen voll Unschuld und Güte, mit dem tiefsten Gefühle für alles Geistighohe und Erhabene, die bis allher das himmlische Entzücken der Liebe nur dämmernd geahnet hatte, sah plötzlich dieses Göttergefühl, gleich einer Sonne in ihre Seele strahlend, aufergehen! Die Eifersucht war es, die sie so plötzlich mit ihrem innersten Seelenzustande bekannt machte; denn mit so leiser und gedämpfter Stimme auch Raimund bei dem Eintritte Ambrosias dieselbe angeredet hatte, war doch kein Wort dem zitternden Mädchen entgangen, und jetzt erkannte sie erst, mit welcher glühenden Leidenschaft ihr Herz dem jungen Adepten zugethan sei. — Er war am Weihnachtsabende bei ihr — er kennt ihre Krankheit — er liebt sie vielleicht — diese Gedanken durchzuckten wie brennende Funken ihr Gehirn! Als nun endlich sogar Ambrosia mit ihm das Zimmer verlassen wollte, fühlte sie das erste Mal den verzehrendesten Haß, den nur die glühendeste Eifersucht hervorzurufen im Stande ist, gegen ihre Nebenbuhlerin in ihrer Seele emportauchen. Allein, wie mit einem Zauberschlage verschwand jedes herbe Gefühl aus ihrem Busen, als Raimund bei Ambrosia sich entschuldigte und eilenden Schrittes das Zimmer verließ.

Das Motiv jedoch, welches dem reizenden Mädchen plötzlich wieder ihre Ruhe gegeben hatte, rief bei Ambrosien eine andere Wirkung hervor. Sie stand bei dem plötzlichen Verschwinden des jungen Adepten wie aus allen Himmeln gestürzt mit gesenktem Haupte da, und eine Marmorblässe überflog ihr Antlitz.

„Also neuerdings enttäuscht? neuerdings der Verzweiflung Preis gegeben?“ Diese Worte tönten wie das Röcheln eines Sterbenden in ihrem Innern wieder, und von namenlosem Schmerz erfaßt, preßte sie krampfhaft ihre Hände an den Busen und warf sich mit einem leisen, aber erschütternden Stöhnen auf ein nahestehendes Ruhebett.

Recha ahnte wohl die Ursache ihrer Leiden, allein ihr edles Herz unterdrückte das triumphierende Gefühl, das unwillkührlich sie durchfuhr, und theilnahmsvoll näherte sie sich dem unglücklichen Mädchen.

„Was ist Euch, edle Doña?“ fragte sie sanft, ihre Hand ergreifend.

„Laß mich, meine Recha!“ entgegnete Ambrosia mit abgewandtem Gesichte; „den Schmerz, der jetzt mein Innerstes zerfleischt, kann dein Balsam nicht heilen!“

Recha erbebte bei diesen Worten; ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht, Ambrosia hatte ein Seelenleiden, und was konnte es anderes sein, als eine hoffnungslose Liebe? Doch das eifersüchtige Mädchen wollte sich Sicherheit verschaffen und entgegnete daher mit sanftem Tone:

„Nicht immer braucht es ein Balsam zu sein, der uns von einem Leiden befreit; Krankheiten der Seele bedürfen des tröstenden Wortes. — Vertraut Euch mir, edle Señora! vielleicht bin ich im Stande, Euch zu beruhigen.“

„Beruhigen?“ rief Ambrosia, wehmüthig das Haupt schüttelnd; „beruhige den Sterbenden, den schon der Tod mit bleiernen Fittigen umrauscht, beruhige die Rose, wenn schon die Blätter falb von den Bäumen fallen — in meinem Herzen wird nimmer Ruhe wohnen! O meine Recha! für hoffnungslose verschmähete Liebe gibt es keinen Trost, keine Hilfe!“

„Ihr liebt? und hoffnungslos?“ rief Recha, ihre freudige Aufregung gewaltsam unterdrückend; „wer ist der Glückliche, auf den Euere Wahl gefallen?“

„Raimund Lullius!“ entgegnete Ambrosia tonlos.

Obwohl das Mädchen nicht den leisesten Zweifel gehegt hatte, daß Ambrosia diesen Namen nennen würde, so überflog doch ein tiefes Roth ihre Wangen, als sie ihn in Wirklichkeit vernahm. —

„Raimund Lullius?“ wiederholte sie mechanisch; „der Caballero, der soeben das Zimmer verlassen?“

Digitized by Google

„Derselbe! und eben sein rasches Entfernen raubt mir meine letzte Hoffnung — er flieht meine Gegenwart — er verabscheut mich — ich werde ihn nie wiedersehen!"

Recha war von dem schmerzlichen wehmüthigen Tone des unglücklichen Mädchens gerührt, und jetzt, wo sie aus ihrem eigenen Munde vernommen hatte, daß sie hoffnungslos liebe, wollte sie ihr wenigstens auf kurze Zeit Trost gewähren, und entgegnete daher:

„Ihr werdet ihn wiedersehen, edle Señora! tröstet Euch; er versprach mir, nach einigen Tagen wieder herzukommen, um mich von der Freiheit meines Vaters in Kenntniß zu setzen!"

Ambrosia hatte sich bei diesen Worten Rechas langsam umgedreht und ihr Antlitz ging plötzlich alle Farbennuancen von der blendendsten Marmorblässe bis zum tiefsten Incarnat durch. Sie fühlte, wie ihr Blut in wirbelnder Aufsteigung langsam aus ihrem Herzen gegen den Kopf stieg und gleich einer erstarrten schweren Masse lastend ihr Gehirn zusammenpreßte; doch nur einige Sekunden, und wie durch einen elektrischen Funken wieder zu einem flammenden Fluidum umgewandelt, brauste es mit mächtigen Schlägen durch die Adern ihres Körpers dahin und rief ein convulsivisches Zittern in allen ihren Muskeln hervor. Sie sprang von dem Ruhebette in die Höhe und starrte das reizende Judenmädchen mit funkelnden, durchdringenden Blicken an.

„Er versprach dir, dich noch einmal zu besuchen?" rief sie mit bebender Stimme.

„Ja!" entgegnete Recha, die Aufregung Ambrosias der Freude, Raimund wieder zu sehen, zuschreibend; „und Ihr werdet ihn wiedersehen und sprechen."

Ambrosia schwieg und fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob sie irgend etwas, das sie schmerzlich berührte, aus ihrem Gedächtnisse verbannen wollte; dann wischte sie sich abwendend verstohlen eine Thräne aus dem Auge und nahm wieder ihren Platz am Ruhebette ein. Allein die schrecklichen Qualen und Zweifel, die jetzt den Busen Ambrosias, trotz ihrer äußerlich angenommenen Ruhe, zerfleischten, vermag die schwache Feder des Erzählers nicht zu schildern; denn die Worte Recha's hatten ihr plötzlich den Schleier von den Augen gerissen, und wie ein tödtender Pfeil durchfuhr sie die Ahnung, daß Raimund eigentlich das Judenmädchen liebe.

„Also ihr versprach er, sie zu besuchen, und mir, mir unglücklichem armen Mädchen gab er kein tröstendes Wort bei seinem plötzlichen Verschwinden?" Dieser Gedanke war es, der in ihrem Innersten jene schreckliche Aufregung hervorgerufen hatte und ihr Herz mit unsäglichen Schmerzen erfüllte. Doch wie ein Ertrinkender noch einen Strohhalm erfassen möchte, so wollte auch sie den Rest ihrer Hoffnung noch nicht aufgeben, und sie beschloß ihre schrecklichen Zweifel zu unterdrücken und sich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit ihres unheilvollen Vorgefühls zu überzeugen. — Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte, wenn Raimund wieder nach einigen Tagen kommen würde, sich durch eine Unpäßlichkeit entschuldigen, ihn nicht empfangen zu können, Recha mit ihm allein lassen, und hinter einer Tapete ihr Gespräch belauschen. Um jedoch ihren Plan, ohne Rechas Verdacht zu erwecken, ausführen zu können, beschloß sie ihren gegenwärtigen Seelenzustand zu verbergen und sich zu stellen, als ob sie über Raimunds Treue nicht mehr den leisesten Zweifel hege.

Sie begann daher mit meisterhafter Verstellung von den Freuden beglückter Liebe zu sprechen, äußerte die freudigste Entzückung, bald von ihrer Krankheit wieder hergestellt zu sein, und malte mit glühenden Farben eine Zukunft aus, die sie an der Seite Raimunds zu verleben gedächte.

Recha empfand das aufrichtigste Bedauern über die Täuschung, welcher sich — wie sie dachte — die unglückliche Señora dahingab; allein sie besaß zu viel Seelengüte und Zartheit, um sie aus ihrem schönen Traume zu wecken. Sie dachte an ihre eigene Liebe, an ihr eigenes Schicksal und ihre eigene Zukunft, die noch unenthüllt vor ihrem geistigen Auge dalag, und o! wie leicht konnten nicht auch all' ihre Hoffnungen und Träume wie farbige Seifenblasen von einem leisen Winde berührt, in ein Nichts zerfließen!

Das arme Mädchen hatte leider prophetisch ihr Schicksal errathen, doch nimmer konnte sie das ganze Maß von Unglück und Jammer, das gleich einer schweren Wolke bereits sich über ihrem Haupte zusammenzog, ahnen, und wohl dir, arme Unglückliche! du wärest schon jetzt nur der Ahnung erlegen!

Doch greifen wir nicht dem Gange der Erzählung vor und lassen wir die Thatsachen so folgen, wie sie in der Reihenfolge sich entwickelten.

Drei Tage nach der Einschiffung Abendrosto's nach Valenzia, eilte in der Abenddämmerung ein Mann raschen Schrittes über den Prado nach der Wohnung Ambrosias. Es war Raimund Lullus, der bereits wieder mit dem Schiffe von Valenzia zurückgekommen war und jetzt Recha von der glücklichen Rettung ihres Vaters in Kenntniß setzen wollte.

Bei seinem Eintritte in den Pallast meldete ihm ein Diener, daß Señora sich unwohl befände und daß Doña Antonia — diesen Namen hatte nämlich Recha vor den Dienern angenommen — ihn empfangen werde.

Dem jungen Adepten war diese Nachricht nichts weniger als unangenehm, und er schritt, dem voraneilenden Diener folgend, nach dem linken Flügel des weitläufigen Gebäudes, wo in einem ziemlich großen Gemache sich Recha befand.

Das Mädchen eilte ihm bei seinem Eintritte entgegen und ihre Augen hingen fragend an seinen Lippen.

„Er ist gerettet!" sprach Raimund, den stummen Ausdruck ihrer Mienen errathend, „und ich eile, kaum das Schiff verlassend, zu Euch, durch diese Nachricht Euer zärtliches, kindliches Herz zu beruhigen."

„Er ist gerettet!" wiederholte das Mädchen mit leisem Zittern, „und ich — mit was kann ich Euch danken, edler Caballero?"

„Danken?" rief Raimund, die Hand Rechas an sein Herz drückend; „hat er nicht auch mir das Leben gerettet? Und wenn auch dieses nicht der Fall gewesen wäre, ist er nicht Euer Vater? — O, ein freundlicher Blick Eueres himmlischen Auges ist mir mehr als alle Schätze, alle Freuden der Welt!"

Recha erbebte und ein Blick des innigsten Dankes und der höchsten Liebe brach hinter ihren seidenen Augenwimpern hervor und traf Raimund, der mit leuchtenden Augen die Reize des herrlichen Mädchens verschlang. Doch wie ein zündender Blitzstrahl fiel dieser Blick in sein Herz, und von namenlosem unaussprechlichem Gefühle übermannt, stürzte er vor sie auf die Knice. —

„Engelreines Wesen! Himmlische Seele!" rief er mit bebender, von der tiefsten Liebe begeisterter Stimme, „darf mein Mund es wagen, dir meiner Seele heilige Verehrung mitzutheilen? Darf ich demuthsvoll dir mein glühendes Gefühl gestehen? O göttliche Recha! laßt es mich durch ein Wort wissen, daß Euere himmlische Seele meine Huldigungen nicht verschmäht, daß Ihr meinen kühnen Worten nicht zürnet!"

Rechas Busen hob sich mit mächtigen Schlägen bei diesem leidenschaftlichen Ausbruche Raimunds und ein wonniges Beben durchfuhr ihren Körper. Sie neigte sich hoch erröthend zu ihm herab und ihre Hände berührten leise seine Schulter.

„Erhebet Euch, Senor!" sprach sie stammelnd; „was sollen dem armen verachteten Judenmädchen diese Huldigungen?" —

„Ihr ein verachtetes Judenmädchen?" rief Raimund, vom Boden aufspringend. „Himmlischer Vater! Ihr seid der Engel, der Schutzgeist meines Lebens, und Euere Liebe ist mein Seelenheil! O sagt es mir, göttliche Señora! daß Euer Herz mir nicht grollt, daß mein Bild Euerer Seele nicht fremd — o sagt es mir, daß ich hoffen darf!"

Recha schwieg; allein die zwei heißen Thränen, welche schwer über ihr verklärtes Angesicht herunterrannen, und das wonnige Zittern ihres Körpers sprachen deutlich von ihrem innersten tiefsten Seelenzustande. Sie lehnte bewußtlos das Haupt auf Raimunds Schulter und ihre Hände umschlangen zitternd seinen Hals.

Der junge Adept glaubte zu träumen, als er den Athem Rechas an seinen Wangen fühlte, und mit einem freudigen unartikulirten

Digitized by Google

Ausrufe preßte er das liebende Mädchen an seine Brust und drückte den ersten Kuß keuscher, heiliger Liebe auf ihre Lippen! —.

Soll ich es versuchen, die liebenden zärtlichen Worte, den Erguß unaussprechlicher Gefühle und die paradiesischen Freuden dieser beiden liebenden Wesen zu schildern? — Wer sie schon empfunden, diese mystische unerklärliche Kraft des Weltalls, und wessen Herz sich schon erschlossen dem wonnigen Rausche dieses Göttergefühls, bedarf meiner schwachen Worte nicht; er wird sie nochmals mitempfinden, die unaussprechliche Wonne, die gleich harmonischen Glockentönen aus seinen Jugendjahren wieder an sein Herz schlagen; und Jener, der minder dem Schicksale begünstigt, nur die herben Leiden des Lebens gekostet, er würde, und wenn auch meine Feder die Innigkeit Petrarca's, die Glut Abälard's und die Tiefe Jean Paul's besäße, nimmer einen genügenden Begriff von jener Stunde haben, die den beiden Liebenden nun wie eine Sekunde dahinschwand. Doch wie jener Gast eines Tyrannen schwelgend und frohen Muthes bei der Tafel saß und keine Ahnung von dem Damocles-Schwerte über seinem Haupte hatte, so erging es auch jetzt dem liebenden Mädchen!

Ambrosia war nämlich hinter einer Tapetenthüre ein unbemerkter Zeuge des ganzen Gespräches gewesen, und noch schwammen die beiden Glücklichen in einem Meere von Wonne, als schon die Rache hinter ihnen den giftigen Dolch schliff und eine Wolke von Unglück auf ihrem Horizont heraufbeschwor.

Geräuschlos, mit den Schritten einer Erinnye, verließ sie ihren Platz hinter der Tapete und wankte durch einen verborgenen Gang in ihr Zimmer. Hier angekommen, blieb sie starr gleich einem Marmorbilde stehen. Ihr Gesicht war leichenblaß; keine Muskel, keine Fiber ihres Körpers zuckte und selbst das Auge, dieser Spiegel der Seele, starrte hohl und verglast aus seiner Höhle hervor. Und doch herrschte in ihrem Innern nichts weniger als jene eisige Ruhe, jene erstarrende Kälte, die sich in ihrem Aeußern so erschreckend aussprach!

Die wildesten Furien des Hasses und der Rache zerschnitten vielmehr mit flammenden Schwertern ihr Herz und nur das Uebermaß von Schmerz und Wuth machte ihre Pulse stocken, ihre Nerven erstarren.

Jetzt erscholl aus dem Erdgeschoße der Ton einer Glocke, es war das Zeichen, daß Raimund den Pallast verlassen, und wie von einem Donnerschlage erschüttert fuhr Ambrosia plötzlich auf und stürzte sich vor das Portrait ihrer Mutter, das sich oberhalb eines Bettes befand, auf die Kniee. Hier lag sie einige Minuten sprachlos mit rückwärtsgeworfenem Haupte und krampfhaft zusammengepreßten Händen. Sie schien zu beten, wenigstens ließen die zeitweilig sich öffnenden und wieder schließenden Lippen es muthmaßen. — Jetzt lagerte sich ein Zug fester eiserner Entschlossenheit auf ihre Stirne und eine flammende Röthe überzog mit ihm gleichzeitig das früher marmorne Gesicht.

„Es ist vollbracht!“ murmelte sie vor sich hin — „ich habe ausgekämpft und mein Entschluß stehet fest! — Du hast verrätherisch mein Herz hintergangen, du rissest ab den einzigen Faden, der mich an die Welt gefesselt hielt — nun wohlan — ich will sterben — aber auch du darfst nicht glücklich sein! — O der Heuchlerin! sie hat durch Zaubertränke sein Herz umstrickt, sie entriß ihn meinen Armen — sie darf nicht leben! — Rache! Rache! sie sei der Nectar, den ich auf der Schwelle des Todes bis auf den letzten Tropfen schlürfen will, und dann mag meine Seele dahinschwinden — ich sterbe gern, denn ich habe mich gerächt!“

Sie hatte sich bei diesen Worten von dem Boden erhoben und schritt einem Tische zu. Hier blieb sie stehen, denn ein Zittern befiel ihren Körper; doch mit einer gewaltsamen Anstrengung hielt sie sich aufrecht, erfaßte eine Feder und schrieb. Während des Schreibens hielt sie mehre Male inne, denn ihre Pulse schlugen fieberisch, aber sie überwand jede Aufregung, schloß den Brief und klingelte.

Ein Neger erschien

„Miete eine schnellsegelnde Barke,“ sprach sie zu dem Eintretenden mit abgewandtem Gesichte, „und schiffe mit diesem Schreiben alsogleich nach Sarragossa hin. Übermorgen früh erwarte ich dich zurück!“ —

Der Neger entfernte sich und Ambrosia wankte zu einem Schranke. Hier nahm sie ein Fläschchen mit dunkelrother Tinctur aus demselben, betrachtete noch mit einem wehmüthigen Blicke dessen Inhalt und warf es dann mit einem tiefen, schmerzvollen Seufzer hinaus durch das Fenster in die brandende See. — Ein leiser Schrei — ein Beben folgte dieser Handlung, dann sank sie bewußtlos zu Boden!

Der Inhalt des nach Sarragossa geschickten Briefes lautete folgendermaßen:

„Ein ehrwürdiges Dominicaner-Inquisitions-Tribunal wird in Kenntniß gesetzt, daß Raimund Lullius, Sohn des Oberalcalden Juan Fernandez Lullius in Palma, dem Juden Abenchusky in Valenzia zur Flucht behilflich gewesen war. Gleichzeitig diene es einem ehrwürdigen Tribunale zur Nachricht, daß die Tochter dieses Juden sich seit einigen Tagen bei Señora Ambrosia del Castello in Palma aufhalte.“ —

Wir verlegen nun den Schauplatz unserer Erzählung nach Sarragossa. Diese Stadt war damals die Residenz Peters, Königs von Arragonien, der gleichzeitig auch Valenzia besaß, welches er erst unlängst den Mauren abgenommen hatte. — Er war einer jener Monarchen, die der unbestechliche Griffel der Geschichte der Nachwelt als eine Geißel seines Zeitalters, als einen Tyrannen bezeichnete, und wenn ihm auch nicht das Epitheton „der Grausame“, wie einem seiner gleichnamigen Nachfolger, der 100 Jahre später Castilien beherrschte und ein Sohn Alphons XI. war, beigelegt wurde, so war doch sein Leben nicht weniger an barbarischen Handlungen und Grausamkeiten reich.

Er zählte in dem Zeitraume, in welchem unsere Erzählung spielt, nur sechs und zwanzig Jahre und doch wurde schon sein Name in dem ganzen Lande nur mit Schrecken und Furcht genannt. Das erste Gesetz bei seiner Thronbesteigung war die Verbannung aller Juden aus seinem Königreiche, und viele Tausende bluteten damals als ein Opfer seiner Grausamkeit und Habsucht. Er war es auch, der die im Königreiche Neu-Castilien auftauchende Dominicaner-Inquisition nach Sarragossa berief, welche nun mit unerbittlicher Strenge alle wissenschaftliche Bildung unterdrückte und mit dem Namen Zauberei belegte.

Doch nicht der Nachwelt allein war es vorbehalten, das Verdammungsurtheil über seine Handlungen auszusprechen, die Natur hatte sich an ihm schon während seines Lebens gerächt. Die Maßlosigkeit seiner Ausschweifungen und das zügellose Nachhängen seiner wilden Leidenschaften hatte nämlich schon in früher Jugend seinen Körper zerrüttet und eine Krankheit hervorgerufen, die immer in kurzen Zwischenräumen mit ihren schrecklichen Symptomen auftretend, ihn jedesmal dem Rande des Grabes näher brachte.

Die größten Aerzte des Landes wurden von ihm zu Rathe gezogen, doch Alle nannten das Übel unheilbar. Viele von denselben wurden auf diesen Ausspruch hin dem schrecklichsten Tode Preis gegeben, und noch mehrere, unter ihnen Arnoldus Bachonene, aus dem Lande verwiesen.*) Zuletzt wagte es kein Arzt mehr sich in Sarragossa aufzuhalten, und der König war, wann der Anfall ihn befiel, blos der Pflege seiner Diener anvertraut. — Doch die unverwüstliche Constitution seines Körpers hatte bis allher noch immer gesiegt und auf diese seine Stärke bauend, gab er sich bei jedesmaligem Genesen wieder den frühern Ausschweifungen hin.

Seit einigen Tagen befand sich Roger Baco in Sarragossa und der König behandelte ihn mit der größten Freundlichkeit und Huld; doch dem großen Gelehrten war bisher noch keine Gelegenheit geboten, die Symptome der schrecklichen Krankheit zu beobachten und er war indessen darauf hingewiesen, die Lebensweise und den Charakter des Königs zu studiren, um nach ihnen seinen Heilplan einzurichten.—

Es war ein freundlicher Jännermorgen des Jahres 1261, als der König auf der Terrasse eines Seitenflügels seines Pallastes in einer elfenbeinernen Butacca sich nachläßig wiegte und seine Blicke

*) Siehe Kopps Geschichte der Chemie, I. Theil, Seite 65.

Digitized by Google

über Sarragossa und seine reizende Umgebung hinschweifen ließ. Er konnte bei einem flüchtigen Ansehen als ein schöner Mann gelten; denn die Natur hatte seinen Zügen den Stempel angeborenen Adels und imponirender Hoheit aufgedrückt, allein bei einer aufmerksamern Betrachtung schwanden diese Vorzüge dahin und nur das Bild eines schrecklich zerrütteten Körpers bot sich dem Auge dar. Seine Hautfarbe war gelblich, fast erdfahl, die Schultern herabhängend, die Haare bereits ziemlich grau und das Auge todt und hohl. Von Zeit zu Zeit überflog ein krampfhaftes Zittern die blassen Lippen und dann nahmen seine Gesichtszüge einen verzerrten Ausdruck an, der nach einigen Sekunden einer widernatürlichen Röthe Platz machte. Jetzt war auf seinen Mienen eine eigenthümliche Abgespanntheit und lethargische Schwäche zu lesen, und mit einer verdrießlichen Bewegung erhob er sich aus der Butacea.

„Dies elende Leben wird mir nachgerade zur Last!" rief er, sich zu zwei Rittern wendend, die unweit von ihm an einem eisernen Gitter lehnten und den majestätischen Ebro betrachteten, der in langsamem Laufe sich hinter einem Ausläufer des iberischen Mittelgebirges verlor. „Wenn die schurkischen Mauren sich noch acht Tage so ruhig verhalten, so sterbe ich entweder vor Langeweile, oder ich bin gezwungen die fünf ketzerischen Juden bevor sie eingestehen, wo sie ihre Schätze verborgen haben, auf dem Roste braten zu lassen!"

„Ich begreife, wie unangenehm Ew. Majestät diese Thatenlosigkeit berühren muß," entgegnete einer von den Rittern, der sich Ramiro von Cordova nannte, dem Könige; „und die heilige Jungfrau möge Euere Tapferkeit noch lange unserem bedrängten Lande erhalten!"

„Du hast Recht," entgegnete der König geschmeichelt; „das Land bedarf meines Armes; doch man kann nicht immer kämpfen oder siegen; mein Geist sehnt sich nach einem andern Genusse. Ich fühle eine entsetzliche Leere in mir und weiß nicht wo? Ist es das Herz, der Geist, die Phantasie, dem dieses mir unbekannte Etwas fehlt? — Ich vermag es nicht zu enträthseln!"

„Und jene maurische Sklavin," wandte sich der zweite Ritter zu dem Könige, „vermag auch die nicht mehr Ew. Majestät zu zerstreuen?"

Peter brach in ein lautes Lachen aus: „Du bist ein großer Psycholog, Leon!" rief er; „solch' eine Creatur soll mich zerstreuen können? Widerstand und Kämpfe vermögen nur einen Genuß zu erhöhen; wo man gebieten kann, gebietet man zuletzt nur seinem Widerwillen! Ich habe sie gestern mit abgeschnittenen Ohren in das maurische Lager zurückgeschickt!"

Die beiden Ritter erbebten und wechselten einen Blick des Entsetzens. Der König jedoch hatte im Unmuthe seinen Hut und Mantel abgeworfen und schritt mit gerunzelten Augenbrauen und zusammengekniffenen Lippen die Terrasse auf und ab. —

„Es ist entsetzlich," rief er, endlich inne haltend; „ich bin ein König und führe ein elenderes Leben als ein Bettler! Keine Hinrichtung, keine Verbrennung, kein Aufstand, keine Metzelei! Nichts, was meinem Geiste neue Spannkraft, meiner Seele einen neuen Genuß gewähren möchte! Es scheint, als ob die Hölle sich wider mich verschworen hätte! Ramiro! weißt du Nichts, was mich erheitern könnte?"

„Nichts!" entgegnete der Gefragte, sich verneigend; — „außer wenn Ew. Majestät einem Urtheilsspruche beiwohnen wollen, der in einer Viertelstunde von dem Inquisitionstribunale gegen ein Judenmädchen gefällt werden wird!"

„Ein Urtheilsspruch gegen ein Judenmädchen?" rief der König mit blitzenden Augen; „und du fragst noch ob ich ihm beiwohnen will? Wahrlich, diese Frage ist ein genügendes Motiv dich hängen zu lassen! Eile und besorge mir meinen Dominicaner-Anzug, du wirst mich dahin begleiten; doch — bald hätt ich vergessen — ist sie jung? schön?"

„Das kann ich Ew. Majestät nicht sagen, denn sie wurde erst vor etwa acht Tagen von Palma hierher gebracht."

„Nun, wir wollen sehen," sprach der König nach einer Pause, „und möglich, daß wir den Herren einen Strich durch ihre Rechnung machen und dieses Mädchen nach unserem Privatgesetzbuche richten."

Auf einen Wink hing ihm nun der Ritter den Mantel um, reichte ihm den Hut, und der König verließ die Terrasse.

Nach einigen Minuten sah man ihn und den Ritter in Mönchskutten gehüllt dem Inquisitionspallaste zuschreiten, wo ihnen allsogleich auf ein gegebenes Zeichen die Thüre des Urtheilsaales geöffnet wurde.

Sie traten in ein viereckiges, ziemlich geräumiges Zimmer, das mit schwarzen Tapeten behangen war und welches durch kleine, runde Fenster, die in der Decke angebracht waren, nur schwach erhellt wurde. Der Thüre gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Saals, standen ein länglichrunder Tisch und dreizehn Stühle, ebenfalls mit schwarzen Tapeten beschlagen. Dreizehn Männer im Dominicaner-Gewande saßen um die Tafel herum. Bei dem Eintritte des Königs und seines Begleiters erhoben sie sich sämmtlich von ihren Sitzen und eine tiefe Verbeugung derselben ließ errathen, daß sie trotz der Verkleidung Peters dennoch dessen hohe Würde kannten. Er nahm in einer Seitenloge Platz und gab das Zeichen, die Schuldige vorzuführen.

Nach einigen Minuten erschienen zwei Alguazils und ihnen voran schritt oder wankte vielmehr ein Mädchen mit gesenktem Haupte und rückwärts gebundenen Händen. Sie trug ein einfaches schwärzliches Kleid mit zwei gelblichen Schleifen. Der Kopf war unbedeckt und das blendend schwarze Seidenhaar fiel entfesselt auf ihren halbentblößten Busen herab. Ihr Gesicht war blaß und eine herzerschütternde Wehmuth lag in seinen Zügen ausgegossen.

Auf das Zeichen eines zu oberst der Tafel sitzenden Dominicaners wurden ihr die Hände losgebunden, und sie zu dem Tische hingeführt.

„Schuldige!" begann nun derjenige, der das Zeichen gegeben hatte, ihr die Hände loszubinden; „nenne uns deinen Namen, den Namen deines Vaters und deines Geburtsortes."

„Ich heiße Recha," entgegnete die Gefragte mit schwacher Stimme, „und bin die Tochter Abenchusky's ben Jehuda's aus Esdrelon in Palästina."

„Wie lange bist du schon in Spanien, und wo war dein Aufenthalt?"

„Es sind drei Monate, seitdem ich mit meinem Vater Spanien's Boden betreten, und wir wohnten Anfangs in Barcellona, dann in Palma."

„Wo befindet sich jetzt Abenchusky ben Jehuda, dein Vater?"

Das Mädchen erbebte bei dieser Frage, doch sie entgegnete nach einer Pause gefaßt: „Er wurde in Palma in das Gefängniß geworfen und seit dieser Zeit habe ich Nichts von ihm vernommen."

„Du lügst!" sprach der Dominikaner mit fester Stimme; „Raimund Lullius, der Sohn des Oberalcalden in Palma, hat ihn in Valenzia entwischen lassen, und du mußt von seinem gegenwärtigen Aufenthalte wissen! — Man hole den Ritter!" wandte er sich hierauf an die Alguazils.

Die beiden Gerichtsdiener entfernten sich, und Recha fühlte einen heißen Blutstrom durch ihren Körper rollen. — Also Raimund Lullius ebenfalls im Gefängniße! und sie sollte ihn wieder sehen, den Ton seiner Stimme wieder vernehmen! — Dieser Gedanke durchzitterte sie wie ein wonniger Schauer, und machte sie ihr eigenes Loos, ihre eigenen Leiden vergessen, und unwillkührlich hob sich ihr vor Grame darnieder gedrücktes Haupt und sie blickte, sich umwendend, mit sehnsüchtigen Augen nach der Thür, durch welche er bald eintreten mußte.

Der König hatte erst jetzt Gelegenheit, ihr Gesicht zu sehen, und von dessen blendender Schönheit betroffen, erhob er sich aus der Loge, und schritt dem Tische zu, wo ihm allsogleich ehrerbietig Platz gemacht wurde.

Jetzt trat der junge Adept in den Saal. Sein Schritt war fest und sicher, seine Haltung stolz und imponirend. Er schob die beiden Gerichtsdiener auf die Seite, und näherte sich mit emporgehobenem Haupte dem Tische. Hier gewahrte er erst die zitternde Recha, und mit freudigem Erschrecken rief er:

„Ihr hier, reizende Señora? Wer hat Euch den Händen dieses Gerichts überliefert?"

„Ein treuerer Anhänger unserer heiligen Kirche als Ihr!" ent-

gegnete der Inquisiter mit feilem Tone; „seid Ihr deshalb zum Ritter des Alcantaraordens geschlagen worden, um dem ärgsten Ketzer und Zauberer zur Flucht behilflich zu sein?"

„Ich läugne meine That nicht," sprach Raimund mit Ruhe, „Abenchusky war mein Lebensretter, und ich habe nur Gleiches mit Gleichem bezahlt."

„Nun, das Inquisitionstribunal wird ebenfalls Gleiches mit Gleichem bezahlen," entgegnete der Inquisiter, sich erhebend. „Raimund Lullius! Sohn des Juan Fernandez Lullius und Ritter des heiligen Alcantaraordens! Ihr seid beschuldigt, einem Feinde der christkatholischen Kirche, einem Ketzer und Zauberer, über den Se. Heiligkeit, der Papst, die Acht ausgesprochen hat, zur Flucht behilflich gewesen zu sein, und ihn dadurch den Händen der strafenden Gerechtigkeit entzogen zu haben! — Reinigt Euch von dieser Anklage, sonst ist Euer Haupt und Euer Vermögen dem Staate verfallen!"

Ohne bei dieser Anrede eine Miene zu verändern, entgegnete Raimund mit Würde:

„Ich habe es schon einmal gesagt, daß ich meinem Lebensretter zur Flucht behilflich war, und nur ein Schurke konnte in meiner Lage anders handeln! Ich unterwerfe mich auch Eurem Urtheile; doch darf ich an Euch die Frage richten, was dieses unschuldige Mädchen begangen hat, daß sie ebenfalls vor Euerem Richterstuhle steht?"

Der Inquisiter war im Begriffe zu antworten, doch der König erhob sich von seinem Platze, und entgegnete dem jungen Adepten:

„Das Tribunal ist nicht bemüßigt, Eueren unbescheidenen und unberufenen Fragen Rede zu stehen; doch hat Euer Wesen und Euer Benehmen etwas an sich, das mir gefällt, und ich will Euerethalben ein gutes Wort bei dem Könige sprechen, vielleicht wird Euere Strafe gemildert. — Was dieses Mädchen betrifft," wandte er sich hierauf an das Tribunal, „so ist sie eine Jüdin, und nach den Gesetzen Sr. Majestät in Spanien deshalb ihres Lebens verlustig. Doch auch bei ihr soll, wie ich hoffe, diesmal Gnade für Recht ergehen. Man bringe sie in den königlichen Pallast, und dort harre sie des Urtheils. Der Ritter bleibt indessen hier in der Haft!"

Diesem Ausspruche konnte nichts entgegengesetzt werden und die dreizehn Spruchsmänner erhoben sich nach einer stummen Verbeugung von ihren Sitzen, und verließen durch eine Seitenthür den Saal. Raimund und Recha wurden von den beiden Alguazils wieder hinausgeführt; doch hatte Ersterer Gelegenheit ihr noch die Worte in's Ohr zu flüstern:

„Wenn es Euch möglich ist, edle Señora! so laßt es meinem Freunde Roger Baco, der sich in dem königlichen Pallast aufhält, wissen, daß ich mich hier in Haft befinde, und da nehmet zu Euerer Sicherheit diesen Dolch, Ihr werdet ihn vielleicht benöthigen."

Ein liebender Blick des Mädchens gab ihm die Versicherung, daß sie seinen Auftrag vollführen werde, und ein feuriger Händedruck dankte ihm für sein Geschenk. Außerhalb des Saales wurden sie jeder wieder in ihr früheres Gefängniß zurückgeführt.

Der König hatte kaum seinen Pallast erreicht, als er schon Ramiro den Auftrag gab, das Judenmädchen in einer Sänfte in seine Gemächer bringen zu lassen, und daselbst zwei Kammerfrauen zu ihrer Verfügung zu stellen. — Hier wurde nun Recha mit wahrhaft königlicher Pracht gekleidet, und sie wähnte zu träumen, als sie sich plötzlich aus einem düstern Gefängnisse in ein prächtiges mit Goldtapeten behangenes Gemach versetzt sah. Sie hatte wohl in dem Inquisitionspallaste den Ausspruch des verkleideten Königs vernommen; allein daß sich sobald ihr Schicksal ändern würde, hatte sie nicht gewagt zu hoffen. Was sollte nun ihr Loos sein? Wozu dieser Schmuck und diese Kleidung? Und wann würde sie Raimund wiedersehen oder sein Schicksal erfahren? Diese Fragen durchkreuzten sich abwechselnd in ihrer Seele. Die Kammerfrauen, an welche sie endlich dieselben zu richten wagte, konnten oder wollten ihr keinen nähern Aufschluß geben, und sie war zuletzt darauf beschränkt, sich in ihr Schicksal zu fügen, und der Zukunft die Lösung dieser Fragen zu überlassen. Zwar überflog zuweilen eine düstere Ahnung wie eine schwarze Wolke ihre Seele, doch der Gedanke, daß Raimund sich mit ihr in einer Stadt befände, verscheuchte wieder jede Furcht und jeden Zweifel. Ueberdieß nahm die letzte, an wechselvollen Ereignissen für sie so reiche Vergangenheit noch immer ihre Rückerinnerung und ihr Nachdenken in Anspruch. Wer hatte das Inquisitionstribunal von ihrem Aufenthalte bei Ambrosia und von der Rettung ihres Vaters durch Raimund in Kenntniß gesetzt? Sie wußte es nicht, sie konnte davon keine Ahnung haben. Zwei Tage, nachdem ihr der junge Adept die glückliche Flucht ihres Vaters mitgetheilt hatte, wurde sie plötzlich des Nachts von ihrem Lager gerissen, und auf einem Schiffe gefesselt nach Sarragossa gebracht. Sie hatte Ambrosia seit jenem Abende nicht gesehen, denn die Unglückliche war, als sie den unheilvollen Brief abgesandt hatte, nach der nahegelegenen Insel Minorka gefahren, wo sie ein Lustschloß besaß, und dort befand sie sich noch immer im verzweifelten Kampfe mit sich selber, und harrte auf den Erfolg ihrer treulosen Denunciation.

Während sich nun Recha vergebens abmühte, das dunkle Geheimniß, welches über ihrer und Raimunds Gefangennehmung schwebte, zu durchdringen, und während sie gleichzeitig an den Schmerz ihres Vaters dachte, der sie in Palma suchen und nicht finden würde, harrte der König bereits ungeduldig der Dämmerungsstunde, um das reizende Mädchen endlich besuchen zu können; denn bei hellem Tage bot der immerwährende Farbenwechsel und das zeitweilige krampfhafte Zittern seines Gesichts etwas Schaudererregendes dar, und seine Eitelkeit und eine unwillkührliche Scheu vor sich selbst, hielten ihn ab, seine Liebesbewerbungen bei dem verrätherischen Strahle der Sonne zu eröffnen.

Endlich neigte sich der Tag zu Ende, und er eilte mit raschen Schritten in das Gemach, worin sich Recha befand.

Das Mädchen erhob sich bei seinem Eintritte erschrocken von ihrem Platze, und unwillkührlich fuhr sie mit der Hand an ihren Busen, wo sie den ihr von Raimund gegebenen Dolch bewahrt hatte. Doch Peter von Arragonien bemerkte kaum diese Bewegung, als er mit dem sanftesten Tone, der ihm zu Gebote stand, sie anredete:

„Mein Erscheinen hat Euch erschreckt, reizende Señora?" sprach er, sich ihr nähernd; „seid ohne Sorgen, ich bringe Euch eine erfreuliche Botschaft."

Recha erbebte bei dem Tone dieser Stimme, die ihr bekannt vorkam und die trotz ihrer Weichheit wie Schlangengezische in ihren Ohren wiederklang.

„Wer seid Ihr?" fragte sie nach einer Pause, während welcher sie sich vergebens bemühte, die Gesichtszüge des Königs in der Dämmerung zu unterscheiden.

„Ich bin derjenige," entgegnete Peter, „der über Euer Leben und Tod zu gebieten hat, und der jetzt als ein Sklave vor Euch erscheint, um jeden Euerer Wünsche zu befriedigen."

„Ihr seid der König?" rief Recha mit unheilvollem Vorgefühle.

„Arragonien und Valenzia gehorchen meinem Winke," entgegnete Peter, mit Stolz sich emporrichtend; „doch ein liebender Jüngling liege ich vor Euch im Staube, und harre Euerer Befehle!"

Recha fühlte bei diesen Worten eine Eiseskälte über ihren Körper ausgegossen; doch noch sträubte sich ihre engelreine Seele das zu glauben, was mit unnennbarem Entsetzen ihr Innerstes erfüllte. Sie entgegnete daher nach einer Pause dem Könige:

„Wenn die Huld Ew. Majestät mich armes Mädchen getroffen, so gewährt mir meine Bitte, und gebet mir die Freiheit!"

„Die Freiheit?" rief Peter mit erheuchelter Freundlichkeit; „du bist frei, reizendes Mädchen! und nur ich liege gefesselt in den Banden deiner strahlenden Anmuth!"

„Ich bin frei?" rief Recha mit freudigem Erbeben; „o nehmt meinen Dank, Sire! für diese Worte, und der himmlische Vater möge Euere edle Handlung belohnen!" Sie eilte bei diesen Worten der Thüre zu, doch der König war ihr lächelnd in den Weg getreten.

„Ihr habt mich mißverstanden," sprach er, ihre Hand ergreifend; „Ihr seid frei aus dem Kerker der Inquisition, allein in diesem Gemache seid Ihr meine Gefangene."

Das Mädchen wankte erblassend drei Schritte zurück.

„Nun, warum entzieht Ihr mir Euere Lilienhand?" fuhr Peter von Arragonien, ihr nachfolgend, in seiner Rede fort; „liegt etwas

Digitized by Google

Schreckliches darin, die Gefangene — die Geliebte eines Königs zu sein? — Seht! für einen Kuß von Euern Purpurlippen lege ich die schönste Stadt meiner beiden Königreiche zu Euern Füßen! — Nun, seid Ihr mit meinem Anerbieten zufrieden?" setzte er nach einer Pause stummer Erwartung hinzu.

Recha blieb sprachlos. Die Worte des Königs hatten das Blut ihres Herzens stocken gemacht, und sie sah ein, daß sie verloren wäre, wenn sie nicht all' ihren Muth, all' ihre Entschiossenheit und Klugheit aufböte. Sie raffte daher ihre Kräfte zusammen und entgegnete mit fester Stimme:

„Euer Anerbieten, Sire! zeigt von königlicher Freigebigkeit; allein ich bin nicht gewohnt, meine Gunstbezeugungen zu verkaufen."

Ein lüsternes Entzücken über diesen Widerstand machte Peter's Herz erbeben, und die Arme kreuzend, rief er aus:

„Und um keinen Preis, stolze Señora! ist von Euern Lippen ein Kuß, von Eueren seelenvollen Augen ein liebender Blick zu erhalten?"

„Ein liebender?" entgegnete Recha, „nicht um alle Schätze der Welt, denn Liebe ist nicht feil; doch einen freundlichen und dankbaren meinen Augen zu entlocken, steht in Euerer Macht."

„Ich bin ein bescheidener Liebhaber," entgegnete Peter lächelnd, „und begnüge mich vor der Hand mit einem freundlichen Blicke; sagt mir Eueren Wunsch — Alles sei Euch gewährt, nur die Freiheit nicht!"

„Ich habe Euer königliches Wort und baue darauf!" rief Recha freudig. „Gebet dem Ritter, der gleichzeitig mit mir in dem Inquisitionspallaste eingesperrt war, die Freiheit — er war der Lebensretter meines Vaters!"

„Euere Bitte sei erfüllt," versetzte Peter; „doch nun kommt näher und laßt mich selig träumen in den zauberhaften Tiefen Eueres engelreinen Auges!"

Recha näherte sich langsam dem Divan, auf welchem Peter saß. Die Sonne war bereits untergegangen, und in dem Gemache herrschte eine zweifelhafte Dämmerung, die einen Gegenstand nur in der Nähe unterscheiden ließ. Er zog sie deshalb sanft zu sich hin, und betrachtete mit lüsternen Blicken die jugendliche, unentweihte Frische ihres Rosenantlitzes und die schwellende Formenfülle ihres reizenden Körpers. — Recha hatte erst jetzt Gelegenheit, seine Gesichtszüge genauer zu sehen; doch der Ausdruck von schrecklicher Zerrüttung, Lüsternheit und Heuchelei, der in denselben ausgeprägt war, rief in ihrem Busen das Gefühl des unüberwindlichsten Abscheus hervor. Sie mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um den Widerwillen, der sie plötzlich erfaßt hatte, zu verbergen; doch als der König nach und nach sie näher an sich ziehend, plötzlich seinen Arm um sie schlang, und einen Kuß auf ihre Lippen drücken wollte, sprang sie wie von einem Basilisk berührt empor, und floh nach dem entgegengesetzten Ende des Gemaches.

Peter von Arragonien brach in ein freudiges Lachen aus:

„Wahrlich, reizende Señora!" rief er, „Ihr spielt Euere Rolle meisterhaft, und ich liebe Euch deshalb um so mehr! Jene Creaturen, die für einen Diamanten, für einen Pallast, für eine Villa meinen Winken gehorchen, sind mir schon zum Ekel! Ich liebe den Widerstand und das Sträuben, denn um so süßer ist dann der Sieg."

„Ihr irrt Euch, Sire!" entgegnete Recha mit vor Entrüstung bebender Stimme; „mein Sträuben ist nicht erkünstelt, denn nimmer werden Euere Begierden über meine Tugend siegen!"

„Nimmer?" rief Peter mit verstellter Verwunderung; „und wenn ich Euch drohe?"

„Ich trotze Eueren Drohungen!"

„Und wenn ich Euch zwinge?"

„So weiß ich zu sterben!"

„Nun, wir wollen Eueren Muth auf die Probe setzen," sprach Peter, sich ihr nähernd; „allein ich hoffe, daß meine unendliche Liebe Euern Entschluß wankend machen wird!" Er trat bei diesen Worten auf sie zu, doch mit Blitzesschnelle hatte Recha den Dolch aus dem Busen gezogen, und hielt ihn dem zurückprallenden Könige vor.

„Ihr seht, Sire!" sprach sie mit fester Stimme, „daß ich mich zu vertheidigen verstehe!"

„Ich bewundere Euere Entschlossenheit und Tugend," entgegnete der König mit verbissenem Unmuthe; „und obwohl es mir ein Leichtes wäre, Euch den Dolch zu entwinden, so besitze ich doch zu viel Zartheit, um mir Euere Gunst erzwingen zu wollen. Ja, um Euch einen Beweis meines reinen Gefühls und meiner edlen Gesinnung zu geben, so verlasse ich jetzt Euer Gemach, und gebe Euch gleichzeitig das Versprechen, bei meinen fernern Besuchen mich mit denjenigen Gunstbezeugungen zufrieden zu stellen, die Ihr mir selbst freiwillig gewähren werdet! — Jetzt erlaubt, daß ich einen Kuß auf Euere Lilienhand zu drücken wage."

„Und der Ritter?" fragte Recha, ihm die Hand mit Widerstreben hinreichend.

„Ihr habt mein Wort, er soll noch heute frei sein."

Der König verließ hierauf das Gemach und Recha blieb allein.

Das unglückliche Mädchen glaubte sich von einem Dämon befreit, und obwohl die letzten Worte Peters, ihre Gunst nicht erzwingen zu wollen, sie theilweise beruhigten, so wollte doch eine eigenthümliche Beängstigung ihre Seele nicht verlassen. Nur der Gedanke, daß Raimund noch heute frei sein werde, erfüllte ihr Herz mit freudiger Hoffnung; denn er wußte von ihrem Aufenthalte in dem königlichen Pallaste, und sie hegte nicht den leisesten Zweifel, daß er Alles aufbieten werde, sie zu retten.

Während sie sich nun dieser trügerischen Hoffnung hingab, wurden von vier Eunuchen brennende Candelaber in das Gemach getragen, und zwei Neger arrangirten in einem Alcoven ein Abendmahl. — Recha hatte während ihrer Gefangenschaft in dem Inquisitionspallaste nur trockenes Brod und Wasser zur Nahrung erhalten, und das im Ueberflusse auferzogene Mädchen erhob sich bei dem Dufte der Speisen von ihrem Platze, und eilte dem Alcoven zu. Hier waren die köstlichsten Gerichte und Weine aufgestellt, doch sie schob die Letzteren auf die Seite, und begnügte sich, von den Speisen nur so viel zu genießen, als hinreichte, ihren Hunger zu stillen.

Jetzt erschienen die Neger, und räumten die Tafel wieder ab. Recha schloß hinter ihnen die Thüre, entledigte sich ihrer überflüssigen Kleider, und eilte zu einem Fenster, das, obwohl fest vergittert, doch eine reizende Aussicht auf den langsam dahin rollenden Ebro gewährte.

Es war ein herrlicher Abend, ein Abend, wie ihn nur der Wanderer unter Spaniens azurnem Himmel zu bewundern Gelegenheit hat. Der Mond stieg gerade hinter dem dunkelbelaubten Olivenhaine, der Sarragossa auf der nördlichen Seite umgibt, langsam empor, und warf seinen zitternden Glanz auf die sanftabfallenden Weinhügel, an deren Fuße der majestätische Strom dahinfloß. Ein kühlender Gallego, von den cantabrischen Gebirgen herüberstreichend, durchwehte die ambrosische Luft, und Recha lehnte ihre Wangen, in welchen seltsamerweise eine Glut aufstieg, an das Gitter, um mit Wohlbehagen di würzige Kühle zu schlürfen. Doch mit welch' erfrischendem Wehen auch der Zephyr ihre Stirne berührte, und durch ihre frei herabwallenden Locken strich, die Hitze, welche nach und nach ihren ganzen Körper erfaßte, wollte nicht weichen, ja es schien ihr zuletzt, als ob ein verzehrender Solano plötzlich seine Gluten auf ihre Wangen bliese, und mit glühenden Stichen ihre Augen verwunde. Sie eilte erschrocken von dem Fenster hinweg, und entledigte sich der noch übrigen Kleider. Doch dieses war umsonst. Mit jeder Sekunde wuchs die Glut, die sie durchloderte, und mit fieberischen Schlägen begann das Blut in ihren Adern zu rauschen.

„Himmlischer Vater!" rief sie endlich, die Hände ringend; „was geschieht mit mir? — Bin ich vergiftet? — Doch nein, nein!" schrie sie nach einer Pause mit schrillem Laute, „das ist kein Gift — — o himmlischer Vater! die schreckliche Karakupflanze — sie war in den Speisen — ich fühle es jetzt — — eine entsetzliche Wollust durchzittert meinen Körper — — ein konvulsivisches Zucken erfaßt meine Glieder — — nackte Gestalten tanzen um mich herum — — o Gott — Ewige Vorsehung! rette mich, stehe mir bei!"

Das unglückliche Mädchen lief bei diesen Worten wie wahnsinnig in dem Gemache umher, riß alle Fenster auf und goß eine Vase mit Wasser über ihren glühenden Busen; allein ein gellender Schrei entfuhr ihren Lippen. Die Flüssigkeit däuchte ihr ein Flam-

Digitized by Google

menmeer, das züngelnd ihre Haut beleckte und das Blut hinter derselben in siedende Wallung versetzte. Sie warf sich in größter Verzweiflung auf die Erde und grub ihre Finger tief in die Augen; denn mit jeder Minute erblickte sie andere Gestalten, die ihre Seele schaudern, ihre moralische Kraft erstarren machten!

So mochte sie einige Minuten in brütender Lethargie gelegen haben, als die verzehrende Hitze etwas nachzulassen begann, allein ein neues noch nie empfundenes Gefühl bemächtigte sich ihrer Seele. Sie fühlte ein unbeschreibliches Wohlbehagen ihren ganzen Körper durchrinnen, ihre Arme und ihr Haupt hoben sich mit schmachtender Bewegung und mit gebrochener Stimme rief sie: „O ich möchte die ganze Welt umarmen!“

Doch welch' unwiderstehliche aufregende Glut auch ihre Adern durchloderte und wie sehr auch ihr Geist und ihre Fantasie dem Einflusse dieser Irritation unterlagen, so brütete doch noch ihre keusche, engelreine Seele an dem Gedanken: ein Mittel zu ersinnen, der sie diesem Zustande entriße!

Sie hatte sich wieder von dem Boden erhoben und ihre Augen irrten suchend in dem weiten Gemache umher. Jetzt fielen sie auf den Dolch, der im Niederstürzen ihrem Busen entfallen war, und bei seinem Anblicke flammte es plötzlich wie eine Feuersäule in ihrer Seele auf. Mit einem freudigen Schrei stürzte sie auf ihn los, ergriff ihn, und nach einigen Sekunden sprudelte ein Purpurstrom aus ihrem Lilienarme in eine cristallene Vase.

Sie hatte sich eine Vene geöffnet, und wie das siedende Blut aus der Wunde sich ergoß, begann die fieberhafte Aufregung sich nach und nach zu legen und wie eine leise zitternde Dämmerung zog eine keusche, heilige Ruhe wieder in ihren Busen ein.

Jetzt war die Vase bis an den Rand mit Blut gefüllt und sie verband sich mit einem Shawle den Arm, dabei noch immer furchtsame Blicke in dem Gemache umherwerfend, denn nun, bei Erlangung ihrer vollkommenen Besinnung, erkannte sie erst das Gefährliche ihrer Lage, und sie sah ein, daß sie bald, vielleicht in einigen Minuten wieder neuen schrecklichen Kämpfen ausgesetzt sein würde. Nicht umsonst, das ahnte sie unter krampfhaftem Beben, waren die Speisen mit dem Blumenstaube der Karakupflanze gemischt worden — der König wollte sie in dem aufgeregten Zustande überraschen und — o Gott! vielleicht nahete er schon, um den Erfolg seines höllischen Planes zu genießen!

Das unglückliche, bejammernswerthe Mädchen hatte sich in ihrer Ahnung nicht getäuscht! Der König konnte ihr das Versprechen geben, keine Gunstbezeigungen von ihr zu verlangen, die sie ihm nicht selbst gewähren würde; denn ihm war die Kraft jener unheilvollen Pflanze zu wohl bekannt*), und er eilte schon in Wirklichkeit dem Gemache zu, in welchem sich die Unglückliche befand.

Diese hatte indessen wieder ihre Kleider angelegt, die Vase mit Blut vor sich auf den Tisch hingestellt und lauschte mit ängstlich pochender Brust, den Dolch in der Hand, auf das Geräusch, das sich der Thüre des Gemaches immer mehr näherte. Doch nach einigen Sekunden trat wieder eine lautlose Stille ein und der gedämpfte Schall der Tritte, den sie früher vernommen hatte, verlor sich nach und nach. Sie wähnte, daß die verschlossene Thüre sie vor der Hand aus der Gefahr gerettet, und mit einem tiefen Seufzer und einem dankbaren Blicke nach oben legte sie den Dolch auf den Tisch und warf sich erschöpft auf den Divan. — Hier mochte sie kaum eine kurze Zeit gelegen haben, als sich ihr gerade gegenüber eine Tapetenthüre in der Wand geräuschlos öffnete und Peter von Arragonien mit leisen Schritten in das Gemach trat.

Recha erhob sich bei seinem Anblicke, am ganzen Leibe bebend, und eilte dem Tische zu, auf welchem der Dolch lag, den sie hastig ergriff.

„Laßt es gut sein, Señora!“ rief ihr Peter zu, „Ihr bedürft keiner andern Waffe gegen mich, Euer Blick hat mich schon genug verwundet!“

„Was soll um diese Stunde noch Euer Besuch?“ entgegnete Recha, den Ausdruck der höchsten Würde in ihre Worte legend; „verspracht Ihr nicht, keine Gunstbezeigungen von mir erzwingen zu wollen?“

„Die heilige Jungfrau bewahre mich vor einem Wortbruche;“ rief der König, sich ihr langsam nähernd, mit scheinheiliger Miene; „ich dachte nur, Euere Sprödigkeit hätte sich indessen verloren; denn ich kenne aus Erfahrung die Launen des schönen Geschlechtes, sie ändern sich wie der Zug und die Richtung der Wolken; — doch, **santissima madre!**“ schrie er plötzlich, einen Blick auf den Tisch werfend, „woher rührt dieses Blut in der Vase?“

„So bezwingt Recha, die Tochter des Juden Abenchysko, ihre Laune!“ entgegnete das Mädchen mit stolzem, ruhigem Tone.

Der König bemerkte nun ihren verbundenen Arm, und das Motiv dieser Handlung leicht errathend, schauderte er unwillkührlich zusammen. Doch seinem lüsternen, lasterhaften Herzen war jedes edle, hohe Gefühl fremd, und die Tugend des Mädchens entflammte seine Begierden nur noch mehr.

„Himmlische, reizende Señora!“ rief er, „soll die Sehnsucht denn immer meine Brust zerstören? Hab' ich keine Hoffnung, Euere Neigung zu erlangen?“

„Keine!“ — entgegnete Recha mit fester Stimme; „der kalte Nordwind kann der Rose nicht gebieten, ihren Kelch zu erschließen! Mein Herz kann Euch nur hassen und bis zu meinem letzten Athemzuge will ich Euern Anträgen nur meinen Widerwillen entgegensetzen.“

Peter erbebte bei diesen Worten des Mädchens, und ein teuflischer Zug spielte mit Blitzesschnelle um seine Lippen.

„Ihr könnt mich nur hassen?“ rief er mit unterdrückter Wuth; „und wenn ich Euch zwinge, mich zu lieben?“

„Ich habe es Euch gesagt — so hab' ich Kraft zu sterben!“

„Das wollen wir sehen!“ schrie Peter, mit einer raschen Bewegung ihr den Dolch entreißend; „nun seid Ihr waffenlos und in meiner Gewalt!“

Recha sah ihn mit einem Blicke der tiefsten Verachtung an.

„Glaubt Ihr,“ sprach sie mit entschlossener Stimme, „daß ich dieser armseligen Waffe bedarf, um mich gegen Euch zu beschützen? Der allmächtige Vater wird meinem schwachen Arme Kraft verleihen, und ich werde Euch trotzen!“

Peter brach in ein lautes, höhnisches Lachen aus. — „Trotzen?“ rief er, auf sie zugehend; „seht, ich schlinge meinen Arm um Euern reizenden Leib, ich drücke diesen glühenden Kuß auf Euere Lippen — trotzet doch meinen etwas unsanften Liebesbewerbungen, trotzet meiner kräftigen Hand!“

Ein Schrei der Angst und des Schreckens entfuhr den Lippen des unglücklichen Mädchens, doch mit der Kraft der Verzweiflung und mit jener Riesenstärke, die nur die hehre göttliche Tugend im letzten verzweifelten Kampfe gegen das Laster energisch durchdringt, entwand sie sich seiner Umarmung, stieß ihn weit von sich und floh in den Alcoven.

Peter taumelte mehre Schritte zurück und nur der im Wege stehende Tisch hielt ihn vom Falle auf. — „**Diabolo!**“ schrie er mit der Wuth erstickter Stimme, und stürzte, den Dolch hoch emporhaltend, dem Alcoven zu. Doch er hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sein Körper plötzlich wie von einem Blitzstrahle getroffen erstarrte, und seine Füße regungslos am Boden festgewurzelt blieben.

So stand er einige Sekunden da, mit vorwärtsgestrecktem Kopfe, die Gesichtszüge gorgonisch verzerrt, die Augen verdreht und blau unterlaufen, einen schäumenden Geifer vor dem Munde und die Hände krampfhaft geballt! Doch jetzt entwand sich ein röchelnder Laut seiner Brust, ein Zittern überflog seine Lippen, und mit dem Ausrufe: „**valgame Dios!**“ stürzte er wie leblos auf die Erde nieder.

Ein cataleptischer Anfall, wenn auch nur im leichten Grade, hatte ihn erfaßt.

*) Nicht allein die Karakupflanze aus Ostindien, sondern auch einige Käfer aus der Ordnung der Heteromeren, deren Namen zu nennen jedoch in diesen Blättern nicht thunlich wäre, besitzen die Eigenschaft, innerlich genommen, die hier beschriebenen Symptome im menschlichen Körper hervorzurufen.

Recha sah ihn kaum stürzen, als sie mit einem freudigen Schrei den Alcoven verließ und der Thüre zueilte, um aus dem Gemache zu entfliehen; doch in ihrem unsäglichen Schrecken fand sie sowohl diese als die Tapetenthüre von außen verschlossen. Jetzt galt es einen Entschluß zu fassen. — Sie schritt, all' ihren Muth zusammen nehmend, zu dem noch immer auf dem Boden regungslos liegenden Könige hin und versuchte es, ihm den Dolch aus der Hand zu nehmen; allein er hielt denselben krampfhaft fest! — Sie vermochte mit aller Anstrengung ihm denselben nicht zu entreißen! Ja, während sie sich bemühete seine Hand zu öffnen, begann sich Peter nach und nach zu erholen, und endlich nach einigen Minuten erhob er sich langsam vom Boden und starrte die furchtsam von ihm zurückgetretene Recha mit grausenhaften Blicken an.

Eine Pause der schrecklichsten Furcht für das arme Mädchen trat nun ein.

„Deine Kraft," sprach Peter endlich, sich gänzlich emporrichtend, mit gedämpfter, vor Zorn zitternder Stimme, „hat dich diesmal gerettet; doch frohlocke nicht, stolzes, thörichtes Mädchen! Ehe der Mond dort hinter den Bergen untergehet, ich schwöre es bei meiner Krone! soll deine Hoffahrt gebrochen sein! Ich könnte dich jetzt mit diesem Dolche meiner Wuth opfern, aber nein! meine Rache soll süßer sein! Erst will ich in deinen Netzen schwelgen und dann mit jauchzendem Herzen deinen Klageruf hören, deine Verzweiflung betrachten! Ich gehe; doch wenn ich wiederkomme, — bist du verloren!"

Er schritt bei diesen Worten, den Dolch hoch schwingend und noch einen wilden Blick auf sie werfend, der Tapetenthüre zu, drückte eine verborgene Feder und verschwand in einem dunklen Corridor.

Recha blieb starr, gleich einer Leiche in dem Gemache zurück. Ihre Pulse stockten, ihr Auge war gebrochen, und mit einem herzzerreißenden Schrei sank sie auf den Boden nieder. —

Das Geräusch eines rollenden Gegenstandes riß sie endlich aus ihrer Betäubung. Sie warf mechanisch ihre Blicke in dem Zimmer umher, zu sehen, woher dieses Geräusch rühre, und plötzlich gewahrte sie mit erneuetem Schrecken die Fenster des Gemaches durch vorgeschobene hölzerne Läden verschlossen.

„Himmlischer Vater! was soll das?" rief sie, sich erhebend; „will man mich hier lebendig begraben? oder Hungers sterben lassen? O wäre es! wäre es! lieber der Tod, der schrecklichste Tod als —" sie hielt erbebend inne, das Wort wollte nicht über ihre Lippen. „Unendliche Güte! ewiger Vater!" rief sie, auf die Kniee stürzend, mit gefalteten Händen, „beschütze mich mit deinem allmächtigen Arme! O sende herab den Engel der Hilfe oder den Engel des Todes auf mein Haupt, denn meine Kraft ist gebrochen und jede menschliche Hilfe ist fern!"

Ein Strom heißer Zähren brach bei diesen mit herzerschütternder Innigkeit gesprochenen Worten aus ihren Augen hervor, dann warf sie sich im Uebermaße des Schmerzes mit dem Gesichte auf die Erde und umschlang mit den Händen, gleichsam Rettung suchend, die Füße des Tisches, neben welchem sie lag.

Doch die Unglückliche hatte den Leidenskelch noch nicht bis auf den Grund geleert! Die unergründliche Vorsehung hatte beschlossen, daß die Tugend diesmal nicht siegreich aus dem Kampfe hervorgehen sollte, und mit unheilvollen Schritten nahete schon das Laster, sich seines Opfers zu bemächtigen.

Eine Pause der tiefsten schrecklichsten Stille trat nun ein. Das Mädchen lag regungslos am Boden und die Lampen brannten mit einem düstern Lichte.

Jetzt vernahm man das Geräusch mehrer sich öffnender Klappen an der Decke des Zimmers und ein gelblicher wallender Rauch qualmte aus den Oeffnungen hervor. — Ein betäubender Duft verbreitete sich in dem Gemache und wie von einem schweren Körper berührt, erloschen nach und nach die Lampen.

Der nagende Gram und die düstere Verzweiflung, welche den Busen Rechas mit giftigem Zahne zerfleischten, wichen mit einmal wie ein aufsteigender Nebel langsam aus ihrer Seele. Sie fühlte mit leisen Fingern den dunklen Flor des Wahnsinnes, der bereits ihren Geist zu umschlingen begann, hinweggezogen, und der fächelnde Flügelschlag des Halbschlafes senkte sich nach und nach auf sie herab. Sie verfiel in jenen clairvoyanten Zustand, wo die Seele die Bilder der Vergangenheit und der Zukunft innig verschlungen sich in die Gegenwart zaubert, und entrückt dem irdischen Wohnsitze, das Unglück sammt seinem Gefolge: dem Grame und der Verzweiflung, als ein Gewitter am jenseitigen Horizonte, als ein fernes Wetterleuchten betrachtet! — Sie sah ihren Vater unter schattigen Palmen am Fuße des Libanon, seine Arme weinend gen Himmel heben, sie hörte ihn, ihren Namen rufen — allein nur das Echo gab ihn zurück! Sie sah den Geliebten ihres Herzens in strahlendem Prunke an dem Gestade eines fernen Meeres vor einer Doña knieen, und sie erkannte sich selbst in dem Mädchen, und schlang ihre Arme weinend um seinen Hals und preßte ihn fest an ihren zitternden Busen.

Doch nicht lange wiegte sich trunken ihre Seele in diesen phantas-magorischen Träumereien, ein drückendes Gefühl wie eine schwere Wolke lagerte sich vielmehr nach und nach auf ihren Busen. Ihr Blut begann sich langsamer in den Adern zu bewegen und eine bleierne Last drückte ihr die Augenlieder zu.

Sie richtete, all' ihre Kraft aufbietend, das Haupt in die Höhe und gewahrte mit Schrecken die Finsterniß um sich her. Ein Angstschrei, ein Hilfruf wollte ihrem Munde entfahren, doch alle Kraft hatte sie verlassen — sie konnte keinen Laut hervorbringen! —

Jetzt senkte sich der narkotische Nebel immer mehr gegen den Boden des Gemaches — das unglückliche Mädchen fühlte ihren Athem stocken — ihre Pulse erstarren! — Noch eine krampfhafte Anstrengung, sich emporzurichten — noch ein letztes Heben ihres Busens — noch ein Zucken der Glieder — und dann fiel das Haupt zurück — — die Unglückliche lag regungslos am Boden!

Zwei Tage nach der in dem vorhergehenden Abschnitte geschilderten Nacht standen zwei Männer in dem Olivenhaine, der Sarragossa auf der nördlichen Seite umgibt, mitsammen im tiefen Gespräche begriffen. — Es war Abenchosro und Raimund Lullius.

Der Greis war in maurische Tracht gekleidet und seine Mienen trugen den Ausdruck der Besorgtheit und des furchtsamen Zweifels. Er war soeben von Palma, wo er seine Tochter vergebens gesucht hatte, hier angekommen, und einer jener Zufälle, die im menschlichen Leben so oft als Vehikel wichtiger Ereignisse aufzutreten pflegen, ließ ihn den jungen Adepten in einer der Gassen Sarragossas antreffen. Die beiden Männer eilten, um ungestört mit einander sprechen zu können, außerhalb der Stadt nach dem Olivenhaine, und hier vernahm der Greis aus Raimunds Munde, daß seine Tochter aus den Kerkern der Inquisition in den königlichen Pallast gebracht worden war. — Diese Nachricht konnte nichts weniger als Abenchosro beruhigen, denn der Charakter und das Leben Peters von Arragonien war ihm nur zu wohl bekannt, und sein Herz erstarrte bei dem Gedanken, sein einziges geliebtes Kind in der Gewalt dieses Tyrannen zu wissen.

„O wäre sie in den Gefängnissen der Inquisition geblieben," rief er, die Hände ringend, „dann hätte ich noch Hoffnung, sie zu retten; aber aus den Gemächern Pedros kehrt meine Recha nie wieder!"

„Beruhigt Euch," entgegnete Raimund dem Greise; „gab er mir doch die Freiheit und" —

„Euch?" fiel ihm Abenchosro in die Rede, „seid Ihr ein reizendes Mädchen? Sagt Euer eigenes Herz Euch nicht, was eigentlich meinen Körper erbeben, meine Stimme erzittern macht? — Ihr, der sie geliebt und um dessenhalber sie auch meinen Armen entrissen wurde, Ihr fühlt nicht auch den giftigen Zahn jener schrecklichen Ahnung, die mein Herz zerfleischt?"

Ein tiefes Roth überflog das Antlitz des jungen Adepten bei dieser Rede des Greises.

„Also Ihr kennt meine Liebe zu Eurer Tochter?" rief er mit freudig aufgeregtem Tone, „und meinethalber, sagt Ihr, sei sie Eurem Arm entrissen? — O nennet mir ihn, den Verräther, der so

Digitized by Google

schändlich gegen sie und mich sich vergangen, daß dieses Schwert sein verrätherisches Herz treffe!"

„Er steht schon vor dem Richterstuhle eines höhern Gebieters," entgegnete Abenchysky mit abgewandtem Gesichte, „und weder meine noch Euere Hand kann ihn bestrafen! — O!" setzte er wehmüthig nach einer Pause hinzu, „im ewigen Kreislaufe schreitet das Unglück von Geschlecht zu Geschlecht, und eine ahnende Stimme flüstert mir es zu: den letzten Kelch des Wermuths hat es für mich bereitet!"

„Ich verstehe Euch nicht!" rief Raimund, von der Rede des Greises unwillkührlich ergriffen; „wer war es, der mich und Euere Tochter dem Inquisitionstribunale anzeigte?"

„Derjenige, der am Weihnachtsabende Euch nach Eurem Leben trachtete," versetzte Abenchysky mit dumpfem Tone, meine Tochter — Ambrosia!"

Raimund taumelte entsetzt zurück. — „Señora Ambrosia del Castello?" rief er, ungläubig den Greis anstarrend; „sie wäre es, die den Neger gegen mich gemietet hätte? — Sie verrieth uns dem Inquisitionstribunale? — Und Euere Tochter; sie wäre Euere Tochter?"

„Nicht Ambrosia — nicht meine Tochter," versetzte der Greis wehmüthig, „die Liebe war's, die, ein leuchtendes Meteor, strahlend in unsern Seelen aufging, allein bald verzehrend wieder auf mein und meiner Kinder Haupt herniederfiel! — Ihr schaut mich verwundert an? Ihr wähnt, das graue Haupt des Greises berge schon des Wahnsinnes düstere Nacht? O nein! Ambrosia ist in Wirklichkeit meine Tochter — ein Kind meiner ersten unvergeßlichen Liebe! — Doch lasset mich den Schleier der Vergessenheit über jenen Zeitraum werfen, denn mein Herz blutet über die Gegenwart noch viel zu sehr! Ambrosia — die Euch liebende Ambrosia hatte Euer Liebesgeständniß gegen meine Recha belauscht, und Eifersucht, Rache, und die Wuth verschmähter Liebe verleiteten sie, Euch zu verrathen! Doch kaum war die That geschehen, als die Reue und Verzweiflung sich ihres Busens bemächtigten! Ich traf sie, eine Beute des Grames und ihrer Krankheit, auf Minorka in den letzten Zügen, und an der Schwelle des Todes gestand sie mir Alles, und daß Recha und Ihr Euch in Sarragossa im Kerker befändet! Ich konnte ihr ob diesem Geständnisse nicht fluchen, denn — sie war meine Tochter, und ihre Seele schon nahe den Pforten eines bessern Seins! Thränen des Schmerzes nur entstürzten meinen Augen, und den letzten Kuß der Verzeihung auf ihre Stirne drückend, eilte ich hierher, um mein anderes mir noch übrig gebliebenes Kind zu retten; doch Euere Nachricht — o himmlischer Vater! — hat mir jede Hoffnung, jeden Trost geraubt!"

Raimund war erschüttert und stand einige Minuten mit gesenktem Haupte, die Augen starr auf die Erde gerichtet, vor dem Greise. Die Erzählung des unglücklichen Vaters sowohl, als ein neues schreckliches Gefühl machte seine Pulse stocken. Die Eifersucht, diese nagende, doppelzüngige Schlange, mit ihren giftigen Zweifeln schlug ihre Zähne jählings in seine Brust! — Wozu ward Recha, die Geliebte seines Herzens, in den königlichen Pallast gebracht? — Was sollte das Judenmädchen in den Gemächern Peters von Arragonien? Diese Fragen, zuerst durch Abenchysky's Worte in seiner Seele hervorgerufen, brannten gleich einer höllischen Glut in seinem Gehirne. Doch mit seltener Geisteskraft überwand er alle Zweifel, allen Schmerz, und entgegnete dem Greise:

„Ich theile mit Euch Euern Gram, unglücklicher Vater! doch gebet noch nicht alle Hoffnung Preis! Der König liegt seit gestern früh von einem schrecklichen Tetanus ergriffen starr und regungslos in seinem Pallaste darnieder, und Euere Tochter wurde erst vorgestern des Abends dorthin gebracht."

„Der König krank? und im Starrkrampfe?" rief Abenchysky mit einem freudigen Ausrufe; „von wem habt Ihr diese Nachricht?"

„Roger Baco, der königliche Leibarzt und mein Freund, hat mir es mitgetheilt, und er erzählte mir auch gleichzeitig, daß jede Hoffnung auf Rettung vergebens sei."

„Dank dir, ewiger Allvater!" rief Abenchysky mit gefalteten Händen, „meine Tochter wird gerettet sein! Kommt!" sprach er hierauf mit bebender Stimme, „und führt mich in den königlichen Pallast, ich will den König retten!"

„Ihr wollt den König retten?" rief Raimund mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung.

„Ich hab' es gesagt," entgegnete der Greis mit Ruhe, „und meine Recha sei der Lohn für die Hilfe! Doch jetzt kommt, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Die beiden Männer eilten mit beflügelten Schritten der Stadt zu, und in kurzer Zeit hatten sie den königlichen Pallast erreicht.

Hier schritt nun Raimund die Treppen in die Höhe, um Roger Baco von dem Vorhaben seines gelehrten Freundes in Kenntniß zu setzen, und bald darauf erschien er mit dem Doctor Mirabilis aus England vor dem Greise.

Diese beiden ausgezeichneten Männer des dreizehnten Jahrhunderts begrüßten einander mit jener Vertraulichkeit und Innigkeit, wie sie großen und verwandten Seelen selbst beim ersten Begegnen eigen sind, und Roger stand nicht an, seinem gelehrten Freunde die Heilung des Königs anzuvertrauen.

„Euere außerordentlichen Kenntnisse in der Medizin und in den geheimen Kräften der Natur" — sprach er — „lassen in mir nicht den leisesten Zweifel erwachen, daß Ihr gegen diese schreckliche Krankheit, die bis allher als unheilbar gegolten, ein Mittel entdeckt habt, und ich trete vor Euerer Gelehrsamkeit demüthig und bescheiden zurück."

„Es wäre Hochmuth, die Kraft einer Arznei als unfehlbar anzupreisen," entgegnete Abenchysky; „denn was vermag der schwache Geist des Menschen gegen die unwiderruflichen Beschlüsse des Weltengeistes? — Doch war ich so glücklich, Jakob von Arragonien von derselben Krankheit zu heilen, und ich hoffe, daß auch diesmal der Herr der Heeresschaaren meine schwache Kunst mit seinem Gedeihen unterstützen wird."

„Nun so kommt mit mir hinauf in den Pallast," versetzte Roger dem Greise, „und versucht Euere Kunst, die zweifelsohne sich auch diesmal auf das Glänzendeste bewähren wird, und Ihr könnt der wahrhaft königlichen Freigebigkeit Sr. Majestät versichert sein!"

Abenchysky schüttelte verneinend den Kopf; „Freigebigkeit?" sprach er, „ich bedarf nicht der Schätze Peters von Arragonien; meine Tochter, die hier gefangen gehalten wird, sei der Lohn für meine Hilfe!"

Er folgte nun dem vorangehenden Roger in den Pallast, und hier schritten sie, das Vordergebäude verlassend, nach dem rechten Flügel, durch mehrere weitläufige Corridors einer Terrasse zu, wo der König in freier Luft auf einem mit persischen Tapeten belegten Divane lag. Doch sie hatten noch nicht die Hälfte des hier beschriebenen Weges zurückgelegt, als aus dem Erker einer Seitenhalle ein wimmernder Ton an das Ohr Abenchysky's schlug. Der Greis blieb stehen, und lauschte dem Klange dieser Stimme; aber plötzlich begann sein Körper zu zittern, und mit dem Ausrufe: „Meine Tochter! meine Recha!" stürzte er dem Erker zu.

Roger hatte erstaunt seinen Ausruf vernommen, doch er wollte die Freude des Wiedersehens sowohl bei Vater als Tochter nicht durch seine Gegenwart stören, und schritt daher seinen Weg fortsetzend allein nach der Terrasse hin.

Abenchysky hatte die Thüre gefunden, aus welcher er das klägliche Wimmern vernommen hatte, und trat in das Gemach. Allein eine lautlose Stille herrschte jetzt in demselben, und nur das Säuseln des Morgenwindes, der durch die geöffneten Fenster strich, war vernehmbar.

„Wo bist du, meine Recha?" rief er mit bebender Stimme, seine Augen in dem Zimmer umherschweifen lassend.

Keine Antwort folgte diesem Rufe, und der getäuschte Greis wollte sich schon wieder entfernen, als er im Hintergrunde durch die Oeffnung zweier Vorhänge des Alcovens eine Gestalt gewahrte, deren Gesichtszüge aus der Entfernung nicht zu unterscheiden waren. Er stürzte hin und riß die Vorhänge auseinander — doch was erblickten nun seine Augen? — Seine unglückliche Tochter lag regungslos am Boden hingestreckt! — Ihre Kleider waren zerrissen, ihr Seidenhaar

fiel entfesselt und verworren auf den entblößten, und mit Blutspuren bezeichneten Busen herab; ihr Auge war gebrochen, die Wangen fahl, und die Hände hatte sie krampfhaft um das Haupt geschlungen! — So lag sie da, ein Bild des Jammers und der Verzweiflung — ein gefallener Engel, der aus dem Paradiese gestoßen, den Schmerz von Ewigkeiten gleich nagenden Harpyen in seinem Busen empfindet!

„Meine Tochter! Meine Recha," rief der Greis, sich neben sie auf die Erde werfend; „kennst du deinen Vater — deinen einzigen geliebten Vater nicht?"

Das Mädchen richtete langsam den Kopf in die Höhe und sah den Greis mit erloschenen wirren Blicken an.

„Mein Vater?" sprach sie mit tonloser Stimme, „ich habe keinen Vater mehr! — Vater ist heimgegangen zum Jordan, wo die Mutter schlaft! — O wecke sie nicht! — Recha schläft auch und die Gazelle weint! — Sage ihr, Fremdling! daß sie nicht weine! — Die Blumen werden blühen und Recha schläft! — Sie hat sie zerrissen — die Blumen — — Fremdling! wecke Recha nicht!"

„Allmächtige Vorsehung!" schrie der Greis mit gebrochener Stimme, „mein Kind hat den Verstand verloren — Recha!" rief er hierauf, sie an sein Herz pressend, „Engel meines Lebens! fasse dich — sieh mich an — ich bin Abenchysky — dein Vater, der am Libanon dir eine Ceder gepflanzt, weißt du nicht, mein einziges Kind! die Ceder, deinen Lieblingsbaum, wo die Turteltaube nistet und die Gazelle grast!"

Das Mädchen schwieg und sah den Greis mit weitgeöffneten Augen an. Endlich lispelte sie kaum vernehmbar: „Abenchysky — Ceder — Turteltaube — Gazelle!" und wie nach und nach die Erinnerung an diese Gegenstände in ihrem Gedächtnisse auftauchten, nahmen auch ihre Gesichtszüge einen lebhaftern, freudigern Ausdruck an. Ein leichtes Roth überflog die Wangen, das Haupt richtete sich langsam empor und die Augen verloren den unstäten wirren Blick. — Jetzt hatte sie ihren Vater erkannt, allein mit einem herzzerreißenden Angstschrei riß sie sich plötzlich aus seinen Armen los und floh, die Hände vor dem Gesichte, weit von ihm hinweg.

„Was ist dir geschehen, meine Recha?" rief Abenchysky, erschrocken ihr nachfolgend; „du scheinst mich zu kennen und fliehst dennoch meine Gegenwart?"

„Fort! Fort!" schrie Recha mit schrillender Stimme, „ich bin nicht deine Tochter! ich bin nicht deine Tochter!"

Der Greis erstarrte bei diesen Worten, denn die ganze lastende Schwere ihrer Bedeutung brach mit einemmale über sein gramdarniedergedrücktes Haupt zusammen; doch mit der Kraft der Verzweiflung riß er sich von dem schrecklichen Gedanken los. Er konnte, er durfte, er wollte es nicht glauben, was wie ein dumpfer Todtenklang seine Seele durchzitterte. — „Recha!" rief er daher, ihre Hand erfassend, „ermanne dich — dein Sinn ist verwirrt, du bist meine Tochter — mein einzig geliebtes Kind!"

„Ich war's!" rief das Mädchen, sich zu seinen Füßen stürzend, „ich war's — aber jetzt bin ich es nicht mehr! — O Vater!" fuhr sie in Thränen ausbrechend fort, „die Blume ist gebrochen — die Krone ist entblättert, und nur der Stengel, nackt und kahl, läßt seine Zweige hängen! — O Vater! der Schatten deiner Tochter fleht dich hier im Staube an: Schütte aus den Fluch über ihr Haupt, bohre tief den Dolch in ihr Herz! — O Vater! Vater! tödte mich — tödte deine unglückliche Recha!"

Diese herzerschütternden kläglichen Worte des Mädchens hatten die letzte Kraft des Greises gebrochen. Mit dumpfem Stöhnen schlug er die Hände über den Kopf zusammen, die Augen blickten hohl und seine Brust hob sich röchelnd, wie bei dem letzten Athemzuge eines Sterbenden.

„Meine Tochter! Meine Recha!" schrie er endlich, mit einem gellenden Schrei zu Boden stürzend, „entehrt — entehrt! — Der Schutzgeist meines Lebens — der Friede meines Alters — dahin! dahin! — O breche herein über mein Haupt, zögernder Tod! — ich stehe am Rande des Grabes und habe keine Tochter mehr!"

„Vater! Vater!" schrie Recha, seine Füße umschlingend; „o Barmherzigkeit! — Noch leb' ich — noch schaut der Sonnenstrahl mich höhnend an — o tödte mich — o laß mich von deiner Hand sterben!"

„Sterben?" — rief der Greis, sich erhebend, mit hohler Stimme; „sterben? — O himmlische Vorsehung! Alles stirbt — doch Alles kehret wieder — Alles kehret wieder, nur die Unschuld meiner Recha nicht! — Sterben! — Ja, du sollst sterben und ich will den Kuß des Todes auf deine Lippen hauchen! — Doch — Recha! bei dem Heile deiner Seele — sieh in das gebrochene Auge deines unglücklichen Vaters — bist du unschuldig?"

„Unschuldig!" schrie das Mädchen, die Hand zum Schwure emporhebend.

„Nun, so möge meine That," sprach der Greis mit aufwärtsgekehrten Blicken, „dir, allmächtiges Wesen! nicht als ein Eingriff in dein heiliges Richteramt erscheinen, und als eine entsühnte Seele nehme sie auf vor deinem Throne der Gnade und der Barmherzigkeit! — Recha! Meine Tochter!" wandte er sich hierauf mit gebrochener Stimme an das Mädchen, „du wirst bald vor dem Richterstuhle des Weltengeistes stehen — ist dein Herz sich keiner Schuld bewußt?"

„Keiner!" entgegnete sie kaum vernehmbar.

„Hast du in diesem Leben keinen Wunsch mehr, den dir dein Vater noch erfüllen könnte?"

Recha fuhr schaudernd zusammen. Sie dachte an Raimund, doch mit krampfhafter Stimme sprach sie nach einer Pause: „Keinen!"

„Nun, so umarme mich noch einmal, daß meine Hand zum letzten Male segnend auf deinem Haupte ruhe!"

Das Mädchen warf sich lautschluchzend um seinen Hals.

„Meine Tochter! mein armes unglückliches Kind!" rief nun der Greis, in Thränen ausbrechend, „lebe wohl! Ziehe hin in die Gefilde des ewigen Friedens, wo im heiligen Glanze des Weltengeistes die Seelen wohnen, wo das liebliche Bild deiner Mutter schon sehnend deiner harrt! — Lebe wohl! du gefallener Seraf dieser Erde! ich folge dir bald nach, denn mein Tagewerk ist vollbracht! — Doch — nehme ihn mit, den Trost auf deinen Weg: Der Morgenwind, der deine Seele hinauf in Paradiese säuselt, wird bald die des Tyrannen in die Hölle brausen! — Und nun — noch diesen Kuß — und lebe wohl, du letzter Lichtstrahl meines Lebens!" —

„Danke! — Danke! — mein Vater!" lispelte das Mädchen — ihre Augen schlossen sich — ihr Haupt wankte — ein leiser Schrei — und sie glitt von der Brust ihres Vaters leise auf die Erde herab! —

Recha war nicht mehr! —

Abenchysky hatte einen vergifteten Dolch in ihr Herz gesenkt! —

Eine Pause — — eine Pause, die den Schmerz von Jahrhunderten in jedem ihrer Momente barg, trat nun ein! — — — —

Der Greis stand noch immer, den blutigen Dolch in der zusammengepreßten Hand, vor der Leiche seines Kindes. Er glich einer starren männlichen Niobe, den Gram versteinert in seinen Zügen zur Schau tragend! Doch wie die blutigroth aufgehende Sonne des Winters die glasige Rinde des Schnees aufthaut, ohne diesen selbst zu schmelzen, so flammte jetzt in seiner Brust das Rachegefühl empor und schmolz die Grameskruste seiner Mienen, ohne seinem Herzen selbst Erleichterung zu gewähren. —

Mit einem unverständlichen hebräischen Spruche zerriß er nun mit zitternder Hand sein Unterkleid, verbarg den blutenden Dolch in den Falten des Mantels und schritt, noch einen letzten Blick der Wehmuth auf die Leiche seines Kindes werfend, aus dem Gemache hinaus.

Er wankte der Terrasse zu, wo der König lag.

Bei seinem Erscheinen eilte ihm Roger entgegen, doch auf ein stummes Zeichen des Greises zog er sich sogleich in den Hintergrund zurück.

Peter lag auf einem Divan mit einem Zebrafelle bedeckt. Sein ganzer Körper, selbst die Augenlieder, waren unbeweglich und starr. Die Brust hob sich nur unmerklich und die Augen, schon durch zwei Tage starr geöffnet, waren verglast und hervorstehend.

Digitized by Google

Abenchrisko näherte sich seinem Lager und sah ihn mit einem langen durchbohrenden Blicke an. Endlich begann er mit leiser, aber dumpfer Stimme:

„Peter von Arragonien! Die allmächtige Hand des Weltenschöpfers hat die Fibern und Sehnen deines Leibes gelähmt, deine Pulse und dein Herz stocken gemacht, und du liegst da, ein gebrochener Upas — eine gelähmte Hyäne! O ich weiß, ein siedendes Blei zischen diese Worte in deinem Gehirne und mit dem Pesthauche deiner Lippen möchtest du mich vergiften — doch ein warnendes Beispiel für Jahrhunderte liegst du da! — Das Wimmern der gemordeten Unschuld, der Klageruf verzweifelter Väter, der Jammerschrei wahnsinniger Mütter, der gräßliche Fluch gequälter, gepeinigter Nationen umbrausen dein Todtenlager, und bald tosen sie, ein heulender Orkan, deine Seele hinab in den Pfuhl der Hölle, in die gräuliche Nacht der Verdammniß! — Du staunst? Du fragst dich wüthend, wer ist der Wurm, der es wagt mir zu trotzen? zu höhnen? — — Siehst du nicht den Schmerz wahnsinniger Verzweiflung auf meiner Stirne? — Hörst du nicht das Todesröcheln deines letzten Opfers erschallen? — Ruft nicht mit grassem Schrei dein Gewissen dir zu: Das ist der Vater — der wahnsinnige Vater der gemordeten Unschuld? — — Kennst du den Dolch — den blutigen Dolch in meiner zitternden Hand? — — O stürzet ein, ihr Säulen des Weltalls! es ist das Herzensblut meines Kindes — meines entehrten, geschändeten Kindes! — Doch — fliehe Schmerz! — Verzweiflung schwinde! und klammere dich ein mit Riesenkrallen, ambrosische Rache, in mein Herz! — Ihr giftigen Dünste des Pfuhls! ihr glühenden Winde der Wüste! o mischet euch in die Laute meiner Stimme und schwellet sie an zu einem Riesenfluche über das Haupt dieses Tyrannen! — — O! Völker hast du geknechtet, Nationen gegeißelt, auf flammenden Altären die weinende Unschuld geopfert, die Tugend in Verzweiflung getrieben, und nur deinen eigenen Lüsten gefröhnt — nun so fahre hin! selbst ein Opfer deiner kannibalischen Laster, ein Schreckbild der Menschheit, in die tiefsten Finsternisse des Gehinom's, in die schauerigsten Entsetzen des Jenseits! — Ha! zittern deine Lippen? — Hebt sich deine Brust und blitzen deine Augen? — Fühlst du den giftigen Stahl meiner Worte in deinem Herzen? — Es ist das Herzensblut meines Kindes, das auf Sekunden das deinige konvulsivisch berührt! — Schon vernimmst du den bleiernen Flügelschlag des Todes um deine Wangen rauschen, — schon zucken krampfhaft die plötzlich aufgeregten Fibern — schon bricht dein Auge? und — Ha! — Fort, heilender Balsam! in die brausende Flut, und stärke das verwundete Krokodil, zerstiebe, du kräftiger Staub! in den Lüften und heile den röchelnden Drachen! meine Sendung ist vollbracht! — Es stirbt der Tyrann!“ —

Unsere Erzählung ist zu Ende und wir lassen, einem althergebrachten Gebrauche zu genügen, hier in der Kürze noch die Schicksale der andern Nebenpersonen folgen:

Roger Bace bekam im nächstfolgenden Jahre durch des Papstes Vermittelung seine Professur in Oxford und hier starb er 1292.

Arnoldus Bachonone reiste bald von Palma nach Italien, wo er sich hinter einander zu Rom, Bologna, Florenz und Neapel aufhielt, bis er endlich 1296 in Sizilien unter dem damaligen Beherrscher dieser Insel, dem arragonischen Könige Friedrich II. Schutz fand. Von diesem wurde er 1312 nach Avignon geschickt, um den dort krank liegenden Papst Clemens V. zu heilen, und auf dieser Reise fand er durch einen Schiffbruch den Tod in den Wellen.

Das fernere Leben des später sehr groß gewordenen Raimund Lullius ist so wechselvoll und ereignißreich, daß dasselbe noch genug Stoff zu einem Romane von 6 Bänden bieten könnte. Wir beschränken uns hier nur darauf, zu erwähnen, daß Recha seine letzte Liebe war und daß er in Tunis, wohin er als Glaubensbekehrer kam, in dem Jahre 1315 seinen Tod fand. Von Abenchrisko hat man nie mehr etwas vernommen!



Der Puppenspieler.

Nach dem Französischen von Louise Hervea.

Der Kater.

I.

Ich kann mir nichts Fröhlicheres, nichts Unabhängigeres denken, als das Leben eines Gauklers. Wer ist wohl freier, sorgloser, glücklicher, als er! Wenige Gesetze, keine Vorurtheile, keine hemmende Fesseln. Was liegt ihm an der Welt? Er hat von ihr nichts bekommen, er ist ihr nichts schuldig. Er lacht über sie, ohne sich die Mühe zu geben, sie kennen zu lernen. Er ist ein Zigeuner, ein Vogel. Kein heimatlicher Herd erwartet ihn; doch dringen in sein von den Launen des Windes bewegtes Zelt weder die Langweile, noch der Kummer. Eben so faul, wie die Eidechse, wärmt er sich, wie sie, längs der alten Mauer an den wohlthätigen Strahlen der Sonne. Ein Tag bildet seiner Zukunft ganzen Horizont; die Sorge für den kommenden Morgen hat seinen fröhlichen Sinn nie getrübt. Er erscheint immer wohlgemuth, munter und lächelnd. Zuweilen ist er Dichter, oft hat er Geist, Philosophie immer. Ein Nichts, die erste beste Matratze, bekleidet ihn. Die Mäßigkeit in Person könnte nicht genügsamer sein; ist der Wein zu theuer, füllt er mit zufriedenem Gleichmuthe seinen Zinnbecher an einem nahen Brunnen. Mit einem Worte, seine Munterkeit, sein Frohsinn werden von dem Elende und der Noth nicht verscheucht, selbst auch die Liebe umflattert gerne Colombinens ärmliches Lager. Der Gaukler ist ein herrliches Urbild, und Callot's Pinsel hat wohl nichts Originelleres geschaffen. Man unterscheidet deren zwei Arten: die eine ist lang, blaß, schlotterig, die andere kurz, dick, rothbackig; diese unterscheidet sich durch eine süßlich naive Physiognomie, jene durch ihr abenteuerliches, keckes Wesen. Aber Alle haben ein sonderbares, drolliges Gepräge. Ich kann gar nicht sagen, wie ich sie aufsuche, bewundere und liebe, diese armen Kinder des Zufalls!

Es trifft sich in meiner Nachbarschaft kein Fest, keine Kirchweihe, keine Messe, die ich nicht mit meiner Gegenwart beehre. Mit einer kindischen Freude sah ich also dem Monat August 1845 entgegen, denn dann hatten wir ja den St. Ludwigstag, und ich bewohnte jenen Sommer Versailles, die prachtvolle Königsstadt, die an diesem Jahrestage zugleich das Fest Ludwig des Großen, ihres Erbauers, und Ludwig des Heiligen, ihres Patrons, feiert. Am ersten Tage verließ ich schon mit dem Einbruche der Nacht meine Wohnung, ging über den Waffenplatz, und befand mich bald bei den ersten Bäumen der Allee von Sceaux. Wie herrlich war doch der Anblick der umliegenden Gegend! Der Himmel selbst schien an dieser Feierlichkeit Antheil zu nehmen, ein leuchtender Glanz lag auf dem Firmamente ausgebreitet. Man hätte fast glauben können, daß der Mond und die Sterne die Zweige der hohen Kastanienbäume auseinander bogen, um alle Pracht und Herrlichkeit, die an diesem Abende auf diesem Fleckchen Erde zu sehen war, besser betrachten zu können. Die Allee, fast so

Digitized by Google

sternenbesäet wie der Himmel, verbreitete weit umher eine strahlende Helle. Ueberall sah man nur Lampen und Lämpchen, Lichter und Kerzen, und tausend farbige Laternen. Dabei nun jenes mannigfaltige, ungeheuere, betäubende Gerassel und Getöse. Das Geschrei der Handelsleute, die Stimmen und Schelte der Herumgehenden; die Orchester, die in den Tanzsälen und Kneipen spielten; tausenderlei Instrumente, tausenderlei Töne und Ausrufungen. An der einen Ecke wurde gesungen, an der andern hörte man des Blinden Klarinette, dort donnerte die große Trommel in Begleitung der quitschenden Zimbalen, und zischend mischten sich auch die bratenden Speisen in das allgemeine Geräusch. Und dazwischen knallten Pistolen und Petarden, die Hunde bellten, die Rohrflöten winselten. Alle diese Töne stiegen, sich verschmelzend, zu dem sternenbesäeten Himmel empor, und aller Lärm der Schlachten, die Trompeten des letzten Gerichts, und sogar Berlioz's Fantasiestücke hätten vor dem infernalischen Lärmen die Segel streichen müssen. Aber die sich da drängende Menschenmasse war ein viel seltsameres Schauspiel, als alles Uebrige zusammen genommen. Die breite Allee glich einem wogenden Meere; ja, der Ocean allein kann eine Idee von dieser beweglichen Menge von Köpfen, Hauben, Hüten und Mützen geben, die auf- und niederwogend sich fortdrängte. Hätte irgend ein aufgescheuchter Vogel aus seinem Neste fliegend eine Feder verloren, so hätte diese gewiß an diesem Abende den Boden nicht berührt.

Ich war mitten in diesem Gedränge, man stieß mit mir herum, man trat mir auf die Füße, man stieg mir auf den Rücken; doch dies Alles kümmerte mich wenig, ich war in meinem Elemente, ich fand Alles entzückend. Ich hatte ja die Gewißheit, am Ziele meiner beschwerlichen Wanderung zu den Gauklern, die am Ende der Allee ihren Standpunkt hatten, zu kommen. Nachdem ich zwei Stunden muthig gekämpft hatte, langte ich endlich im ersehnten Hafen an. Dort wurde das Gedränge und der Lärmen nur noch ärger; dessen ungeachtet wohnte ich allen Paraden und Spektakelstücken bei, und ich muß gestehen, daß mich die Prologe weit mehr, als die Stücke selbst ansprachen, und daß ich die Ankündigungen vor den Buden den Schönheiten, die im Inneren zu sehen waren, weit vorzog. Es unterhält mich besonders zu sehen, wie die auf den Brettern stehende und vom Fackelschein beleuchtete Truppe sich Mühe gibt, die Neugierde des hochgeehrten Publikums zu erregen; ich betrachte gern die gewaltigen Formen des Herkules, höre mit Vergnügen das Spiel der polnischen Musikanten, bewundere aufrichtig den Witz des Bajazzo, und vor Allem andern die in Gaze und Flitterwerk gekleidete Nymphe. Dieses Alles macht zwar den Kälbern mit zwei Köpfen und den Albino's vom Eismeer einigen Eintrag; es haben jedoch die Einen wie die Andern ihre Schönheiten, und ich möchte nicht einen Witz vom Hanswurst, nicht eine Schuppe der Boa Constrictor missen wollen.

Ich trat aus der letzten Barake und athmete wollüstig auf, denn hier hatten der Lärm, die Beleuchtung und die Menge aufgehört; plötzlich berührte aber ein sonderbarer Laut mein Ohr. Ich kehrte den Kopf nach der Seite, von welcher er kam, und entdeckte mit Staunen ein Zelt, das ich noch nicht bemerkt hatte. Es war ein ganz kleines, verstört aussehendes, geflicktes Zelt. Zwei flaggenartige Fetzen flatterten um die enge Spalte, welche als Thüre dienen sollte; es wäre jedoch schwer zu bestimmen gewesen, was eigentlich darauf abgebildet war. Man bemerkte mit Mühe auf der löcherigen Leinwand einige verwischte, verblichene Farben. Diese Leinwand mochte wohl manches Unwetter erlebt haben. In dem Ganzen war etwas Geheimnißvolles; ich betrachtete mit mehr Aufmerksamkeit dieses zerrissene Zelt. Im Vordergrunde bildeten zwei auf Tonnen ruhende Bretter die Schaubühne, und auf diesem elenden Balkone befand sich ein Lämpchen, eine Trommel und ein Greis.

Das Lämpchen hatte kein Licht, die Trommel keinen Ton, und der Greis schien blind. Der rauchende Docht gab nur ein fahles Licht, auf der losgespannten schlappen Haut hörte man nur mit Mühe den einförmigen Anschlag der Stäbe, und nur durch einen schmerzlichen melancholischen Seufzer verrieth der Gaukler, daß in seiner zusammengesunkenen Gestalt sich noch ein Lebensfunke befand. Er saß da ganz allein, fast ganz im Finstern, und in einer Stille, die nur durch sein trauriges, hartnäckiges Trommeln unterbrochen wurde. Niemand sah und horchte ihm zu. . . . dessenungeachtet fuhr er fort zu trommeln. Vor seinem Zelte war Alles leer und ganz öde. Nicht einmal ein neugieriges Kind hatte sich hin verirrt; und doch entmuthigte ihn Nichts, er berührte mit gespenstischer Bewegung diesen Schatten einer Trommel.

Anfangs glaubte ich, er sei blind oder eingeschlafen. Aber bei dem Geräusche meiner Tritte schlug er ein wenig die Augen auf. Ein Strahl der Freude und Hoffnung hellte sein gelbes, runzliges Gesicht auf. Es schien mir, als ob auch das Lämpchen lebhafter aufflackerte. Was jedoch die Trommel anbelangt, das war gewiß das älteste und baufälligste Subjekt von dem Trio; denn ihr Herr mochte sich noch so große Mühe geben, es gelang ihm nicht, ihr einen Ton zu entlocken.

Glückliche Trommel du! . . . Deine Haut hat den letzten Riß bekommen, du benöthigst nun nichts, während dem das Lämpchen noch immer auf ein Bischen Oel wartet, und der Greis vielleicht . . . auf ein Stückchen Brod . . . Ich trat in das Zelt. . . . Ich fand nicht die geringste Beleuchtung! . . . Glücklicher Weise schimmerte der Mond ohne große Mühe durch das Gewebe der Leinwand, die in den Zustand eines Skelettes versetzt, jenen durchsichtigen Blättern glich, die die gefräßigen Raupen in ein Sieb verwandelt haben. Ich entdeckte eine Art von Bank, und ließ mich zögernd nieder. Ich hörte darauf eine zitternde, gebrochene Stimme, die mit Anstrengung etwas vor der Thüre sprach. Es war der Gaukler, der mit großem Pathos den Kastanienbäumen der Allee die Eröffnung seines Schauspieles ankündigte. Ich hörte aufmerksam zu, und erfuhr, daß man mich mit den Unglücksfällen und der Hirschkuh der heiligen Genovefa unterhalten würde. Die Stimme hielt inne, und ich sah bald den Greis erscheinen, der in seinen beiden Händen das verlöschende Lämpchen trug.

Welche Sorgfalt, Vorsicht und Angst. Endlich gelangte er glücklich zu dem kleinen Theater, dessen blaue Leinwand ich jedoch nur zur Hälfte erblickte, denn als der arme Mann sich niederbeugte, um die Lampe auf das Bühnenbrett zu stellen, erlosch sie. Und nun hörte ich in der Finsterniß einen Seufzer getäuschter Hoffnung, einen Seufzer, so komisch und zugleich so schmerzlich, daß mir ein Lächeln auf die Lippen und Thränen in die Augen traten. Nach einigen Sekunden kam der Puppenspieler auf mich zu, und sagte bittend:

„Entschuldigen Sie, mein Herr! ich will sogleich ein Licht bringen.“

Er machte Anstalten zum Fortgehen, kehrte aber wieder um, und begann stotternd:

„Ich habe es mir überlegt, mein Herr! wegen eines einzigen Kunstfreundes ist es mir nicht möglich, die Vorstellung zu geben.“

Ich glaubte ihn zu verstehen; ich zog ein Fünffrankenstück aus der Tasche, und drückte es dem Greise in die Hand, der mir alsogleich antwortete:

„Ah! wenn der Herr doppelt zahlt, so will ich mir die Mühe nehmen. . . . Aber Sie begreifen, daß wegen eines Sou! . . . Ich gehe schon, mein Herr! ich gehe.“

Und er entfernte sich in der Meinung, von mir ein Zweisoustück erhalten zu haben. Es dauerte nicht lange, bis er wieder zurück kam. Er zeigte mir lebhaft die offene Hand und sagte:

„Sie haben sich geirrt, mein Herr! . . . Es ist ein Thaler! . . .“

Diese Redlichkeit bei einem Gaukler in so tiefem Elende! . . . Diese Redlichkeit war erhaben.

„Nein,“ antwortete ich gerührt, „nein, mein braver Mann! ich habe mich nicht geirrt; ich wollte Euch dieses geben. . . .“

„Ich kann es aber nicht annehmen . . .“ sagte leise der arme Mann, zögernd wie ein Kind, das etwas ausschlägt, was es für sein Leben gern haben möchte.

„Und warum denn?“ fuhr ich fort. „Ich stelle allein das ganze Publikum vor, es ist also billig, daß ich auch für das Publikum allein zahle.“

Digitized by Google

„Der Herr scherzt wohl? Wenn mein Theater ganz voll war, hatte ich nie so eine Einnahme."

Fünf Franken! der arme Mann! . . . Ich hatte die größte Mühe von der Welt, ihn zur Annahme zu bewegen. Endlich rief er aus:

„Nun, mein Herr! ich danke Ihnen! . . . Sie müssen jedoch ein starker Freund unserer Kunst sein. . . . Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie noch länger warten lasse. . . . Ich hole sogleich vier Lampen. . . . Und daß Sie's nur wissen, jetzt kann ich's Ihnen sagen . . . ich war in einer hübschen Verlegenheit! Obgleich ich meine Bude zum Pfand anbot, wollte mir doch kein Oelhändler mehr borgen, nicht einmal auf ein einziges Lämpchen. . . . Jetzt ist es wohl etwas anderes . . . und ich will laufen. . . ."

Ich hatte mich nicht geirrt. Als der Greis im Begriffe war, die Thüre aufzumachen, faßte ich ihn am Arme und sagte:

„Hört mich an. . . . Es ist nun spät . . . wie wäre es denn, wenn wir das Theater auf morgen ließen. . . . Wie? was sagt Ihr dazu?"

Des ehrlichen Mannes Frohsinn verschwand alsogleich; und mit einem ängstlich schmollenden Tone antwortete er mir:

„Und warum denn, mein Herr?"

„Vor einem einzigen Zuschauer dürftet Ihr wohl nicht mit dem gehörigen Feuer spielen können. . . . Ich habe gehört, daß die Künstler ein zahlreiches Publikum haben müssen, um die rechte Begeisterung zu erlangen."

„Die Schauspieler vielleicht, aber wir . . ."

„Morgen jedoch werde ich Euch gewiß mit größerem Vergnügen anhören!"

Anstatt der Antwort reichte mir der Greis mit einer wehmüthigen Ueberwindung das Fünffrankenstück. Ich bemerkte seine Betrübniß, und beeilte mich, ihm zu sagen:

„Behaltet, behaltet es nur. Es ist für morgen vorausbezahlt . . . Ei, macht doch nicht so viel Umstände . . . Ihr wißt wohl, daß die im Voraus genommenen Plätze in der Theaterkanzlei theuerer gezahlt werden müssen. . . . Nun, nun, macht nur keine Faxen! . . . für heute verlaßt Euer Theater; geht durch die Allee in die Weinschenke da gegenüber, und laßt Euch eine Flasche vom Besten geben, dann etwas Gebackenes . . . ein Kalbschnitzel . . . eine Fricassée . . ."

„Eine Fricassée!" schrie der Gaukler mit einem sonderbaren Tone. „Ach! mein Herr! was für ein Wort haben Sie da ausgesprochen! . . ."

Indem er diese Worte sagte, bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen, und sank neben mir auf die Bank nieder. Ich konnte mir diesen plötzlichen Schmerz nicht erklären, und fragte erstaunt:

„Was liegt denn so Außerordentliches in diesem Worte?"

„Ach! mein Herr!" antwortete er mir seufzend, „Sie haben in meinem Inneren längst verklungene Saiten der Vergangenheit berührt, Sie haben mich an eine sehr schmerzliche Begebenheit erinnert!"

Ich ahnte sogleich eine Geschichte, die ich für meine nächste Erzählung benützen könnte, und rief mit neugierigem Eifer:

„Erzählt mir das, mein Freund!"

„O!" sagte er, sein halb weißes, halb kahles Haupt schüttelnd, „es ist eine Kinderei, eine Albernheit . . . Sie würden nur darüber lachen, es steht wahrhaftig nicht für's Erzählen."

„Ja doch, ja doch . . . ich bin sehr neugierig . . . und ich habe so eine Ahnung, daß mich Euere Erzählung durchaus nicht lachen machen wird."

„Aber, mein Herr . . ."

„Wollt Ihr denn nie machen, was man von Euch verlangt? Hört einmal . . . die Geschichte wird für die Verstellung gelten, wollt Ihr das? . . . wie?"

Nach einem kurzen Zögern antwortete mir der Gaukler:

„Ich kann's Ihnen nicht abschlagen . . . doch muß ich Ihnen im Vorhinein sagen, daß diese Rückerinnerung, so unbedeutend sie auch sein mag, mich einige Thränen kosten wird. . . . Vergessen Sie nicht, daß ein Puppenspieler mit Ihnen spricht, und daß ein alter Mann vor Ihnen seine vergangenen Tage aufdeckt."

„Fürchtet nichts . . . ich höre Euch zu."

Der Greis strich sich mit der Hand über die Augen, und fing mit langsamer, tiefbewegter Stimme an.

II.

„Ich muß weit, recht weit in meinem Leben zurückgehen, denn dieses Unglück ist mir in meinen frühesten Jugendjahren begegnet. Ich war schon beim Metier, übrigens war ich von jeher dabei, denn ich bin darin geboren. Wem ich aber eigentlich das Dasein verdanke . . . das blieb mir immer verborgen.

Meine Mutter war, wie man mir sagte, die Gefährtin eines Marktschreiers; und da man sie schön fand, entfloh sie einige Tage nach meiner Geburt. Ich weiß selbst nicht, wer meine Amme gewesen ist. Die erste Sache, deren ich mich erinnere, ist, daß ich mich eines Tages in einer großen, langen Schachtel liegend fand, neben mir lagen zwei, mir fast ähnliche Gestalten, nur hatten sie viel kostbarere Wäsche an, als ich. Meine Wiege war ein Koffer, meine Gespielen Harlequien und Polichinell. Man legte mich gewöhnlich in den Marionettenkasten. Die hölzernen Figuren waren meine Schulkameraden. Ich erinnere mich sehr gut, welchem unter ihnen ich meine erste Freundschaft weihte, es war der Polichinell. Des Harlequin's schwarzes Gesicht machte mir Furcht; der Andere im Gegentheil, hatte ein immerwährendes Lächeln, das mich entzückte. Auch war die Puppe meine unzertrennliche Begleiterin. Es kam schon so weit, daß, wenn der Prinzipal dem Bajazzo zurief: „Polichinelle!" jener immer fragte: „Welchen? den von Holz, oder den von Fleisch? . . . Das Kind oder die Puppe?"

Vor allem Andern ist es jedoch nöthig, daß ich Ihnen einige Wörtchen über den Prinzipal und den Bajazzo sage. Der Vater La Ressource war ein wohlbeleibter, jovialer, rothbäckiger Greis. Ich sehe noch heute seine kleinen grauen Augen und seine kupferige Nase; denn er war ein Erztrinker. War der Mittag vorüber, konnte man darauf rechnen, ihn betrunken zu finden. Er reiste mit einem Marionettentheater herum. Nichts auf der Welt war im Stande, ihn in Verlegenheit zu bringen; und diesem seinem erfinderischen Geist verdankte er den einzigen Namen, unter dem ich ihn jemals gekannt habe. War er vielleicht mein Vater? Ich weiß es nicht, denn er hat mir nie davon etwas gesagt; aber es war ein braver Mann, und ich würde mich noch jetzt glücklich schätzen, zu erfahren, daß ich ihm das Leben verdanke. So viel über La Ressource.

Frise-Poulet, sein Hanswurst, war ein großer Schlingel mit rothen Haaren und bösartigem Gemüthe. Er hatte einen so großen Mund, daß er auf einmal den größten Apfel schlucken konnte; und eine so breite Hand, daß er im Stande war, eine ganze Fensterscheibe zu bedecken. Dazu war er genäschig und diebisch. Wenn er irgend einen tollen Streich verbergen wollte, so log er mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit, und nahm mich immer zum Zeugen:

„Fragt nur den Lazarille!" Das vertrat bei mir die Stelle der Taufe; denn man kennt mich, und ich kenne mich selbst nur unter dem Namen „Gevatter Lazarille".

Den Polichinelle vergaß ich jedoch sehr bald. Ich hatte einen andern Freund und dieser Freund war Fricassée. Der arme Fricassée! Das war nämlich, lieber Herr! ein großer, roth und grau schattirter Kater, von sanftem, einschmeichelndem Gemüthe. Frise-Poulet, der oft zur Zeit der Noth den größten Appetit auf ihn gehabt hatte, der schreckliche Frise-Poulet hatte auch ihn getauft und ihm den Namen Fricassée beigelegt. Als dieser Kater einmal von der Dachrinne fiel, kam er um das linke Auge, und dieser Unfall verlieh ihm ein ganz drolliges Ansehen.

Wegen dieses Unglückes mußte der Vater La Ressource die ganze Rollen-Eintheilung unserer Stücke umstürzen; denn Fricassée, mein Herr! war ein Schauspieler, und was für ein Schauspieler!

Wie gut wußte er die Scene des Eckenstehers zu geben! mit welcher Gutmüthigkeit erduldete er die Prügel des Polichinelle! Der Pfotenschlag freilich war seine schwache Seite. . . . Er war zu gut,

Digitized by Google

mein Herr! viel zu gut! . . . Er konnte kein Blut sehen. Fricassée ließ sich also schlagen; aber nie konnte man ihm beibringen, auch nur einer Marionette einen Schlag zu versetzen. Er und ich, wir lebten wie Brüder. Nach der Vorstellung gingen wir mit einander nach Hause; er verließ mich nur, wenn ihn die Pflichten seiner Kunst, oder die Nahrungssorgen dazu zwangen; denn der Vater La Ressource gab ihm nichts und sagte: „Er soll Mäuse fangen.“ Ich konnte ihn auch nicht unterstützen, weil ich nicht viel besser gehalten wurde, und ich mich glücklich schätzen mußte, wenn mir der Prinzipal oder Frise-Poulet, welche in's Wirthshaus gingen und flott lebten, ein Stückchen Brod mitbrachte. Fricassée wärmte mich, wenn mir kalt war, hatte er aber Hunger, so konnte ich ihn nicht stillen. Welche Freundschaft, welche Erkenntlichkeit fühlte ich nicht für diesen armen Kater! . . .

Es war einmal, ich erinnere mich dessen noch sehr gut, große Einnahme gewesen, an diesem Tag gab mir der Vater La Ressource zwei Sous. Welche Freude! . . . Ich lief gleich, um ein prächtiges Stück Fleisch zu kaufen, und beeilte mich, um in unser Dachstübchen zurückzukommen. — Alle diese Umstände fallen mir ein, als wenn es erst gestern geschehen wäre, und doch ist es schon lange, lange her. — Ich trete ein, Fricassée war abwesend, ich stieg auf das Dach, um ihn zu suchen, und beging die Unvorsichtigkeit, das kostbare Stück Fleisch auf einen kleinen gliederlahmen Tisch zu stellen, den ich noch jetzt vor mir zu sehen glaube. Es vergeht eine halbe Stunde, ehe ich meinen Freund auffinde. Endlich kommt er mit einer Maus in der Schnautze, ich entreiße sie ihm und werfe sie mit Verachtung weg. Dann steige ich durch das Fenster ein, ihn in den Armen haltend und erzähle ihm von dem ihn erwartenden Festmahle. . . . Das Stübchen war voll Rauch, und Frise-Poulet, am Kamine niedergekauert, kochte etwas in einer alten Pfanne. Anfangs bemerkte ich es kaum, und lief nur gleich auf den Tisch zu, auf welchen ich das Fleisch gelegt hatte. Stellt Euch meinen Schrecken vor, Herr! der Tisch ist leer. Eine fürchterliche Ahnung preßte mir das Herz zusammen, ich stürze zum Kamine und in der Pfanne schmort mein theuer erkauftes Stück Fleisch. Der Abscheuliche! . . . er wagte es noch, auf mich die fürchterlichsten Gesichter zu schneiden. Und ich? ich suchte über eine Stunde Fricassée's weggeworfene Maus, und gab sie ihm, als ich sie fand, weinend zurück. Ach! wäre es nur das gewesen... der arme Fricassée wurde aber alt, und seine Talente geriethen in Verfall. Sein Gedächtniß versagte ihm, er vergaß seine Antworten.

Endlich schlief er sogar beim Spiele ein, und compromittirte das ganze Theaterpersonale. Vater Ressource fing an zu murren. Um das Maaß unserer Leiden voll zu machen, erzog dieser schreckliche Frise-Poulet einen Hund, dem er aus Bosheit alle Rollen Fricassée's beibrachte. Der Prinzipal wollte lange zu diesem Rollenaustausche seine Einwilligung nicht geben; denn ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er wollte einen Schauspieler, dem er fast alle seine Triumphe verdankte, nicht in Ruhestand versetzen. Endlich mußte er sich doch dazu entschließen. Ich fühlte die ganze Schwere des Schlages, der meinen Freund treffen sollte. . . . Doch hatte ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben! Der Debütant konnte ja ausgepfiffen werden. Ich rechnete auf das Publikum; doch wer hat je auf das Publikum gerechnet, ohne bitter enttäuscht zu werden? Das vergeßliche, undankbare Publikum empfing ihn mit Enthusiasmus. Der Kater miaute nach einer sanften harmonischen Methode, der Hund bellte mit lautem wiederhallendem Tone. Diese Neuerung entschied für diesen Abend, und durch einen sonoren, unerwarteten Beller überraschte der Hund die Menge, und errang ihren Beifall im Sturme. Ich versuchte den armen Fricassée zu trösten.

„Miau!“ antwortete er mir mit einem traurigen trostlosen Tone.

Glücklicher Weise konnte ich meinen Freund für den Verlust seines Ruhmes entschädigen. Ich war damals zehn Jahre alt und begleitete den Vater La Ressource in's Wirthshaus. Jeden Abend brachte ich dem Kater einige Ueberreste mit, der mir dafür mit einem wohlwollenden Blick seines einzigen Auges dankte.

Ein sonderbares Geschick wollte, daß immer Frise-Poulet bei diesen Mahlzeiten gegenwärtig war . . . . er versuchte immer mit seinem breiten Munde zu lächeln, und sagte mir dabei mit einer heuchelnd liebkosenden Stimme:

„Mache ihn nur recht fett, Kleiner . . . du thust wohl daran . . . mach' ihn nur recht fett.“

Jedoch fürchtete ich nichts, denn der Prinzipal beschützte uns. . . . Aber ach! es kam der Augenblick, in dem unser Beschützer uns entrissen werden sollte. —

Der alte Trinker verließ schon seit einiger Zeit nicht mehr das Gasthaus, in welchem man uns unumschränkten Credit gewährte. Aber es kam ein Tag, an welchem der Wirth doch endlich böse wurde, und ihn wegjagen wollte. La Ressource, dem es nie an Auskunftsmitteln fehlte, stürzte in den Keller und schloß hinter sich ab. Um dem wüthenden, fluchenden Gläubiger einen Streich zu spielen, öffnete er ein Faß und fing an zu trinken, ohne an's Aufhören zu denken. Unglücklicherweise war es finster und La Ressource betrunken. Er irrte sich im Fasse und trank aus einer Branntweintonne! Als man die Kellerthür erbrach, fand man nur einen Leichnam!

Ich beweinte aufrichtig den Mann, der bei mir Vaterstelle vertreten hatte, und folgte ganz allein dem Todtenwagen auf den Friedhof. Bei meiner Rückkunft kam mir Fricassée nicht entgegen; ich war traurig und bemerkte es kaum. Ich fand in unserem Dachstübchen nur Frise-Poulet, der mit Gierde etwas verspeiste.

„Ach, bist du hier, Kleiner?“ sagte er mir mit vollem Munde. „Du bist wohl müde und hungrig . . . komm', setz' dich, und esse mit mir.“

Ich hatte zwar keinen großen Appetit, aber es stand auf dem Tisch eine Schüssel, deren Inhalt einen köstlichen Duft verbreitete... Ich kostete davon . . . das Fleisch war etwas zähe, aber mit einer Sauce eingemacht, in der Speck und Zwiebelschnittchen schwammen. Es war köstlich!

„Nun, Kleiner! das schmeckt dir, he? . . . Willst du noch haben?“ sagte mir der Koch mit liebkosendem Tone.

„Ja, recht gerne,“ antwortete ich. „Was ist es denn eigentlich für ein Gericht?“

„Du erkennst es nicht?“

„Nein.“

„Nun, es ist der Kater Fricassée!“

Ich sprang voll Entsetzen vom Tische auf. Da brach Frise-Poulet in ein helles Gelächter aus, und zeigte mit dem Finger auf die Stubendecke. . . . Ich sah hin. . . . An einem der Balken hing der roth und grau gesprenkelte Balg meines unglücklichen Freundes.“

III.

Ich muß gestehen, daß ich es gerade wie Frise-Poulet machte.

„Sie lachen, mein Herr!“ rief der Greis mit zürnender Stimme . . . „Wie ich sehe, so verstehen Sie mich nicht! Für mich ist diese Erinnerung noch immer schmerzlich, und es sind doch seitdem schon sechzig Jahre über meinen Scheitel gegangen. . . . Sie können mich einsperren, in einen Kerker einsperren, und mir diese schreckliche Speise als alleinige Nahrung geben . . . und . . . ich schwöre es Ihnen . . . ich stürbe lieber vor Hunger, ehe ich sie anrühren möchte.“

„Ei geht doch.“

„Ich würde es thun, mein Herr! ich würde es thun, . . . selbst heute, und ich habe doch seit zwei Tagen nichts im Munde gehabt.“

Bei diesem Geständniß machte mir mein Gewissen bittere Vorwürfe.

„Unglücklicher!“ rief ich aus, „gehet augenblicklich, gehet, morgen sehen wir uns wieder, hier habt Ihr unterdessen Geld. Nehmet . . . nehmet . . . und gehet ja recht schnell. . . .“ Ich wühlte hastig in meiner Tasche und reichte ihm meine geschlossene volle Hand. Der Greis faßte sie; aber er berührte sie blos mit seinen Lippen und als ich ihn zurückhalten wollte, war er schon verschwunden. Das Geld rollte auf die Erde . . . und mir rollte über die Wange eine süße freudige Thräne. Der arme Mann . . . ich hatte ihm weit mehr zu verdanken, als er mir.

Digitized by Google

Die Tauben.

I.

Den andern Morgen hatte ich mein Junggesellen-Stübchen in einen Speisesaal verwandelt . . . und auf meinem gewöhnlichen Arbeitstische befanden sich zwei Gedecke nebst einem ziemlich guten Frühstücke.

Ich ging, meinen Gast mit Sehnsucht erwartend, im Zimmer auf und ab.

Dieser mein Gast war der Gevatter Lazarille. Ich hatte den Hausmeister schon zweimal um den guten armen Puppenspieler geschickt; das Erstemal mit dem Befehle, ihn in meinem Namen zu Tische zu laden. Der Vater Lazarille war über diese Einladung, die ihm viel zu viel Ehre für ihn schien, ganz außer sich; er hatte sie ausgeschlagen, indem er dabei bis über die Ohren roth wurde; das waren die eigenen Worte meines Merkurs, der über diese sonderbare Einladung ganz verdutzt war. Ich schickte ihn sogleich mit neuen, dringenden Einladungen zurück. Er kam endlich als Sieger über den widerspenstigen Gast mit der Nachricht: daß Lazarille meiner Einladung Folge leisten würde. Darauf wurde denn die Mahlzeit angerichtet und das Schreibzeug und die Federn machten den Tellern, Messern und Gabeln Platz. Ich fühlte einen gewissen Stolz, einem dummen Vorurtheile die Stirn geboten zu haben, und freute mich schon über das Vergnügen, welches ich dem Greise zu verursachen dachte.

Ich war von Herzen zufrieden, ich fühlte mich glücklich.

Es verging unterdessen die bestimmte Stunde und ich sah noch immer Niemanden kommen. Voller Ungeduld und Verdruß schickte ich eine dritte Gesandtschaft ab, mit unumschränkter Vollmacht versehen. Ich mußte meinen ehrlichen Gaukler haben, mit oder ohne seinen Willen, gebunden, todt oder lebendig! Nach Verlauf einer Stunde, deren Minuten ich ungeduldig zählte, und in der das Frühstück hinlänglich Zeit zum Kaltwerden hatte, hörte ich endlich Tritte auf meiner Treppe . . . mein Herz schlug in freudiger Hoffnung . . . und der gute Mann Lazarille stand ganz beschämt an der Schwelle meines Zimmers. Ohne den Hausmeister, der so vorsichtig war, hinter ihm stehen zu bleiben, hätte er sich, ich bin dessen gewiß, auf und davon gemacht.

Aber der Rückzug war ihm abgeschnitten . . . Er ging zitternd, zusammengedrückt, verblüfft auf mich zu, gerade wie ein alter in der Falle ertappter Fuchs.

Er langte in dem Mittelpunkt an, nachdem er früher alle Punkte des Kreisumfanges berührt hatte, er schlüpfte längs der Mauer, und stieß an alle Möbeln, die doch wahrlich in meinem Zimmer nicht so gedrängt waren, um Jemanden in Verlegenheit bringen zu können . . . Er stammelte fast so unverständlich, wie ein kleines Kind . . . und drehte zwischen den Fingern seinen alten, abgenützten, abgegriffenen Filz. Seine Füße fürchteten den Boden zu berühren, seine Lippen versuchten vergebens, einen Laut hervorzubringen. Er litt wie ein Märtyrer . . . Die Verwirrung, die Demuth, vielleicht auch etwas Freude, das Alles zusammengenommen, hatte ihn ganz blöde gemacht. Ich suchte umsonst, ihm mit herzlichen, aufmunternden Worten Muth einzuflößen, er hörte mich nicht . . . er sah nicht einmal die Hand, die ich ihm eine ganze Minute entgegen hielt . . . Endlich bemächtigte ich mich der seinigen . . . Der arme Mann erbebte, schlug die Augen nieder, und wagte nicht eine Bewegung zu machen, um sie von meinem aufrichtigen, herzlichen Drucke zu befreien.

Ich verabschiedete den Hausmeister, der boshaft lächelnd da stand, mit einem Blicke, und drückte den Greis auf einen Sessel nieder; er ließ sich Alles, wie ein kleines Kind gefallen.

Dann erst betrachtete ich mir ihn recht eigentlich, denn am vorigen Abende hatte ich ihn blos im Finstern gesehen. Er war klein, mager und gebeugt, man kann sich nichts Gutmüthigeres vorstellen, als dieses gelbe, runzliche Gesicht, seine Lippen waren von einem bittern Lächeln verzogen, das wohl der Kummer und Schmerz erzeugt hatten. Seine Augen schienen verloschen. Ach! gewiß waren nur Thränen daran Schuld!

Dieses armen Greises Leben hatte wohl längst seinen Zauber verloren, wie bitter und rauh mochte es wohl gewesen sein! . . . Seine Kleidung verrieth eine rührende, bewunderungswürdige Reinlichkeit. Er trug eine Art von Ueberrock, der wohl vor Zeiten schwarz gewesen war, an dem aber die Bürste und die Jahre nur ein in's roth schillerndes Gewebe gelassen hatten. Meine Augen vermutheten so manche gestopfte und geflickte Stelle, aber sie entdeckten kein Loch. Die krapprothe abgelegte Hose eines Linien-Soldaten diente ihm als Pantalon's, die ihm um die armen, magern Beine schlotterten und selbe ganz verbargen. Diese sonderbare Hose war vor Alter schwarz geworden; und man hätte fast glauben können, daß sie und der Oberrock ihre Farben getauscht hätten. Seine Schuhe aber . . . die waren leider der armseligste Theil dieser armseligen Kleidung; das Leder hatte eine gefährliche Durchsichtigkeit angenommen. Auch hatte ohne Zweifel der Vater Lazarille keine Cravatte, denn das Stückchen Sack-Leinwand, das um seinen Hals geschlungen war, hatte vielleicht noch an der Kleidung des Hanswurstes geprangt. Ueber seinen Filz kann ich mich jedoch durchaus nicht bestimmt äußern. War es ein Hut? . . . war es eine Kappe? das blieb für mich ewiges Geheimniß. . . . Und dann hatte der Mann . . . verzeih' mir's Gott! ein Paar . . . grüne Wollhandschuhe in der Hand, das heißt, nicht ein ganzes Paar, einen Handschuh, einen einzigen Handschuh! . . . ich hatte diese Bemerkung ungeachtet der listig-hurtigen Geschicklichkeit, mit der er ihn in die Tasche verbarg, gemacht. Das war sein vollständiges Costüm. Es war aber Alles so reinlich, so sorgfältig gebürstet, so kunstvoll ausgewichst! . . . Es war in diesen Fetzen so viel künstliche und lobenswürdige Bemühung sichtbar, daß ich mehr als jemals auf meinen alten Gast stolz war. Und dann war um seine von Scham geröthete Wange ein kleines Stückchen Halskragen sichtbar, welches mir jedoch noch nicht ganz trocken schien. . . . Nun hatte ich Alles errathen . . . und als ich noch mit einem Blicke seine Toilette überflog, sah ich ein, daß ich nicht das Recht hatte, dem coquetten Greise wegen seines Verspätens zu zürnen.

Wir setzten uns zu Tische. Der Vater Lazarille erholte sich nach und nach von seiner Verwirrung. Ich widmete ihm eine so ehrerbietige, rücksichtsvolle Sorgfalt. Wir waren schon tief im Gespräche begriffen; er besonders, denn ich fragte ihn beständig aus. Er befriedigte meine Lust; er beantwortete alle meine neugierigen Fragen. . . . Sein ganzes Leben entfaltete sich vor mir . . . all' sein Elend und seine wenigen Freuden, seine Tage mit Regen und Sonnenschein. Ich erfuhr seine unmittelbare Trennung von dem grausamen Frise Poulet . . . Er hatte darauf bettelnd die Welt durchzogen. Der Greis verheimlichte mir nichts, alles sagte er mir mit einer aufrichtigen, freimüthigen Einfalt. Gaukler hatten sich dann seiner angenommen, das war eine harte Schule! . . . Man verrenkte ihm die Glieder, man richtete ihn zu allen Leibesübungen, gefahrvollen Sprüngen und Kunststücken ab. . . . Aber man theilte auch brüderlich mit ihm das durch den Zufall erworbene Brod und das Zigeunerbette, das bei Tage als Sprungbrett diente.

„Ich mußte wie die andern schwer arbeiten,“ sagte der Greis treuherzig; „aber glauben Sie mir, mein Herr! daß man Unrecht hat, die Gaukler so zu verachten, sie haben alle ein gutes Herz!“

Er liebte sie auch Alle, ausgenommen den Mörder des Katers Fricassée. Das Frühstück an diesem Morgen war das Angenehmste, das ich je erlebt hatte.

Mein Gast nahm wenig zu sich. Die Entbehrungen hatten, wie er mir selbst sagte, seinen Magen zusammengeschrumpft. Dieser arme Mann war schon oft nahe daran gewesen, vor Hunger zu sterben, und er brauchte zum Leben so wenig! . . . O die Welt! die civilisirte Welt! . . . in der mancher Mensch nicht eine einzige Aehre von dem Getreide bekömmt, das Gott auf dieser Erde doch für alle Menschen wachsen läßt! Dem Weine sprach Vater Lazarille gar wenig zu, weil er für seinen geschwächten Kopf fürchtete! . . . Es war schon so lange her, daß die Weinlese für ihn kein Gläschen gefüllt hatte! —

Ich konnte den mäßigen Greis zu nichts bewegen, als man plötzlich an die Thür klopfte.

Es war der Gastwirth mit dem letzten Gerichte. Ich deckte die Schüssel gleich auf, es waren eingemachte Tauben.

Bei diesem Anblicke entfuhr dem Greise ein Freudengeschrei. Ich erhob rasch den Kopf, um seine Lippen spielte ein seliges Lächeln.

„Was gibt's denn?" fragte ich, „ruft Euch dieses Taubengericht auch eine Erinnerung zurück?"

„Ja wohl!" antwortete mir der Greis, und trocknete sich dabei eine Freudenthräne von der Wange, „doch ist es eine süße Erinnerung, eine Erinnerung, an die der Gedanke mein Herz noch jetzt beglückt."

„Das werdet Ihr mir doch erzählen!" rief ich mit neugieriger Hast, „das werdet Ihr mir doch erzählen, nicht wahr?"

„Von Herzen gern," sagte mit erstickter Stimme der alte Mann, indem er vom Tische aufstand.

„Nicht doch!" sagte ich, ihn zurückhaltend, „früher müssen wir mit unserem Frühstück fertig sein. Ich will, daß Ihr zuerst von meinen Tauben kostet, ehe Ihr mir das Vergnügen macht, mir die Eurigen aufzutragen."

„Ich werde mit Vergnügen davon essen," antwortete der Greis mit einem frohen, muntern Wesen.

„Ja," sagte ich, „so meine ich es auch; zuerst das Ragout, und dann die Geschichte."

Nach Verlauf einiger Minuten setzte ich den Greis meinem Fenster gegenüber, das die Aussicht auf die prächtigen Gärten von Versailles hatte, und dachte mir dabei: der Mann, der diesen Park angelegt, hat fast ein Jahrhundert geherrscht, und in jeder Minute seines Lebens hat er so viel verschwendet, daß es zum Wohlleben der sechzig Jahre des Vaters Lazarille hingereicht hätte. Aber ich ließ diese meine Gedanken nicht laut werden, und horchte dem alten Erzähler mit großer Aufmerksamkeit zu, der folgendermaßen begann:

II.

„Ich bin lange mit recht zierlichen Marionetten, mit vielen Seltenheiten, und besonders mit vielen gelehrten Thieren herumgereist; aber nie wird man etwas sehen, und nie hat man etwas gesehen, das einen Vergleich mit dem Ehepaare Schöpfchen aushalten könnte.

Das waren zwei wunderhübsche, schillernde Schopftauben. Die Sonne erzeugt keinen schöneren Widerschein in den Amethisten und Smaragden, als die Natur auf ihrem glänzenden Gefieder entfaltet hatte. Ihre Füßchen waren vier Korallenzweigen ähnlich, sie hatten den Schnabel so schwarz wie Schwalben, und so gebogen, wie Habichte. Das Männchen hieß Herr Hans, das Weibchen Frau Hanne. Sie können, mein Herr! sich nichts Liebenswürdigeres, nichts coquettenhaft Anmuthigeres vorstellen, als diese zwei Täubchen. Herr Hans präsentirte sich mit einem ernsten, imponirenden Wesen; . . . Frau Hanne trippelte auf eine äußerst lebhafte, muntere Weise. Das Gegirre des Männchens war pompös und schwülstig wie die Rede eines Akademikers; das Girren des Weibchens schelmisch und geziert, wie das Geplauder einer Schauspielerin.

Hans und Hanne liebten sich viel inniger, als die Tauben des Herrn La Fontaine, der, im Vorbeigehen gesagt, auch ein recht guter Mann war; Hans und Hanne hatten sich nie verlassen. Was das Talent anbelangt, das war wirklich wundervoll! . . . Sie haben lange unser Glück gemacht! Ach, nur einige Jahre konnte ich Wir statt Ich sagen. Sie bezeichneten auf der Trommel die Stunden, die Jahre; sie spielten Karten und Domino; sie entdeckten die verliebteste Person aus der Gesellschaft u. s. w.

Das waren nun die zwei unzertrennlichen Gefährten aller meiner Reisen; Monsieur wiegte sich auf meiner rechten, Madame auf meiner linken Achsel. Nie wechselten sie die Seiten! Wie viel Menschen gibt es wohl, die von sich dasselbe rühmen können?

Ich reiste mit meinen zwei Tauben durch ganz Belgien, das Paradies der Gaukler, und kam an einem schönen Herbstmorgen in der Stadt Charleroi an. Wir wurden mit Enthusiasmus empfangen, unsere Vorstellungen hatten den glänzendsten Erfolg, und nicht blos auf den öffentlichen Plätzen und Straßen, sondern auch in den bürgerlichen Familien, die uns fast alle in ihre Wohnungen kommen ließen, um unsere Kunststücke zu bewundern. So viel Ehre machte mich fast stolz, aber hundertmal mehr für meine Tauben, als für mich selbst, das schwöre ich Ihnen, mein Herr!

Eines Tages wurde ich in eines jener weißen reinlichen Häuser gerufen, die sich in einander zu spiegeln scheinen. Das Auditorium bestand aus einer langen alten ausgetrockneten Dame, einem alten dicken kurzen Herrn, und einem jungen, freundlichen, pausbackigen Dienstmädchen, das mit verstohlener Neugierde durch die halboffene Thüre guckte. Ich schenkte den beiden Bürgersleuten nur eine geringe Aufmerksamkeit, denn ich hatte deren viele gesehen; aber so ein rosiges allerliebstes Mädchen war mir noch nicht vorgekommen! . . . Sie hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen, ihre Augen waren blau, ihre Zähne weiß und ihre Haar blond. Ihr frisches Gesichtchen hatte einen ungemein sanften und gutmüthigen Ausdruck, doch verrieth es auch etwas schelmische Neugierde, mit der sie unserem Spiele zusah.

Der Bürger mit der Bürgerin konnte sich über meine Tauben nicht genug wundern und ich benützte ihr verblüfftes Staunen, um einen flüchtigen, muntern Blick in die halboffene Thür zu werfen, in der das von Glück strahlende Gesicht der kleinen Wallonin eingezwängt war. Ich gab eine lange Vorstellung; sie mußte aber jedoch einmal ein Ende nehmen. Der Enthusiasmus der Bürgersleute hatte unterdessen noch zugenommen und die alte Dame machte mir mit kreischender Stimme den Antrag: mir meine gelehrten Tauben abzukaufen. Sie können sich wohl denken, mein Herr! daß ich dieses Anerbieten nicht annahm. Man beharrte darauf und ich widerstand. Es wurde mir viel angeboten, nichts konnte mich jedoch erschüttern. Da wurde man denn zornig und verdrießlich. Diese alte Frau war herrschsüchtig und eigensinnig; aber ihr Schreien, Versprechen und Befehlen half ihr wenig, ich gab nicht einen Finger breit nach, und antwortete immer:

„Ich kann mich von ihnen nicht trennen, Madame!"

Der dicke Gatte sagte fast nichts, aber schien von dem stürmischen Gemüthszustande seiner Frau beunruhigt. Dieser Zorn mußte sogleich einen Ableiter finden, ach! und dieser Ableiter war die unglückliche Dienerin! Die alte Frau bemerkte sie, und schrie sogleich:

„So, du bist hier, ja? . . . anstatt deiner Arbeit obzuliegen . . . Was machst du hier, Faulenzerin? Du bist eine Undankbare, die ich aus Barmherzigkeit erzogen, und die mein Gnadenbrod ißt. Ich hätte dich sollen auf dem Pflaster vor Hunger sterben lassen! . . ." Und da kamen noch andere Vorwürfe, noch viel ungerechtere Schimpfreden . . . der ganze Frohsinn des Mädchens schwand wie ein plötzlich ausgelöschtes Licht. Sie weinte! . . . Ja, mein Herr! sie weinte; zwei große Thränen perlten wie zwei Thautropfen auf ihre rosige Wangen herab.

Ich fühlte ihren Schmerz mit ihr, auch der Hausherr schien bewegt, doch getraute er sich nicht, etwas zu sagen. Die Megäre wurde mit jedem Augenblick gereizter und wüthender. Micheline, so hieß das Dienstmädchen, hatte mehreremale zu antworten versucht, wurde aber jedesmal von ihrer Gebieterin unterbrochen, die immer mehr und mehr zu schreien anfing. Sie wurde purpurroth, sie schäumte. Und daran war nur meine Weigerung, die Launen der alten Frau zu befriedigen, Schuld.

Das fühlte ich wohl, und hätte mein Blut gegeben, um dieses Unglück, das ich der armen Micheline verursacht hatte, von ihr abzuwenden. Die Megäre erhob die Hand gegen sie, sie schlug sie, und jagte sie aus dem Hause. Arme Micheline! sie brach in ein lautes Weinen aus. . . . Wo sollte sie hingehen? Sie liebte ihre Herrn, die sie als Wohlthäter anzusehen, gutmüthig genug war. . . . Sie hatte gar Niemanden in der großen weiten Welt. . . . In ihrer Verzweiflung war sie so hübsch, allerliebst, daß sie Kanibalen gerührt hätte.

Die Megäre aber war unerbittlich; und das weinende Mädchen kehrte sich schon zu der Thür, als ich mich plötzlich zu der alten Frau wandte und ihr zurief:

Digitized by Google

„Da, da sind meine Tauben. Ich habe so eben Euer Geld ausgeschlagen; jetzt verlange ich nichts von Euch, behaltet nur dieses Kind."

Mein armes, armes Taubenpaar! . . . Das Opfer war grausam! ich mußte euch verlassen; aber mein Herz gab es mir ein, und ich wollte das Uebel, welches ich gestiftet, wieder gut machen. Die Megäre war eben so geizig als boshaft.

Das Geschäft wurde abgemacht, und ich entfernte mich eiligst aus dem Hause, und aus der Stadt, in der ich meine zwei Gefährten, meine Freunde hinterlassen hatte!

Aber so ganz umsonst hatte ich sie doch nicht gegeben. Meine Hand fühlte noch lange nachher einen Kuß, welche Michelinens Rosenlippen darauf gedrückt hatten!" . . .

III.

Der Vater Lazarille machte eine Pause; ich dachte, daß er Athem holen wollte; er stieß aber nur einen melancholischen Seufzer aus, trocknete eine heiße Thräne und fuhr fort:

„Aus meinen kleinen Ersparnissen kaufte ich mir einige Latten und einige Ellen Leinwand, ich machte mir daraus eine viereckige Bude, und durchstrich, mein Theater auf dem Rücken, wie eine Schnecke ihr Häuschen, wieder die Welt.

Ich zeigte Marionetten.

War ich nicht der Zögling und Erbe meines Vaters La Ressource? Nach drei Jahren kam ich nach Belgien, in die Stadt Charleroi zurück, und begab mich sogleich in das Haus der Wallonischen Megäre. . . . Ich klopfte schüchtern an die grüne, glänzende Thür; ich wollte von dem Ehepaar Schépschen etwas erfahren, und würde glücklich gewesen sein, die hübsche Micheline wiederzusehen. Sie war es, die mir die Thüre öffnete.

Das Kind hatte sich zu einer vollendeten Jungfrau entfaltet, nur war sie noch frischer, reizender, hübscher als je! Sie stieß ein Freudengeschrei aus, das in meinem Herzen ein Echo fand, und fiel mir um den Hals; aber ehe ich ihr ihren unschuldigen Kuß zurückgeben konnte, war sie schon davon geeilt, um mich ihrer Gebieterin anzusagen.

Diese geruhte mich mit ihrer geringschätzenden, mürrischen Art zu empfangen, und verlangte von mir sogleich eine Vorstellung meiner Marionetten; ich beeilte mich, meine Schauspieler und mein Theater zu holen, denn ich hatte beides in der Hausflur gelassen.

Seit meiner Ankunft im Hause suchten meine Augen umsonst meine alten Freunde Hans und Hanne. Wo waren sie denn? . . . Ich hatte gehofft, sie im Sitzzimmer als Lieblinge der alten Frau angesiedelt zu finden . . . Aber nein . . . sie waren in keinem der Zimmer, durch die ich gegangen war, zu finden. Das wußte ich ganz gewiß . . . denn unmöglich wäre ich an ihnen vorüber gegangen, ohne sie zu bemerken. . . . Und übrigens hätten sie mich ja gesehen . . . mit freudigem Girren hätten sie meine Rückkunft gefeiert.

Das wiederholte ich mir bei jedem Schritte mit einer ungewissen, ahnenden Unruhe. Auf der letzten Treppenstufe höre ich endlich ein schwaches, trauriges Gezirpe; ich schaue gleich hin und erblicke in einem düsterschwarzen Winkel ober der Stiege das Pärchen.

Meine armen kleinen Freunde, sie waren da Gefangene in einem engen Käfig aus Weidenruthen, in tiefer Finsterniß, ohne Licht und ohne Raum, sie, die immer nach Sonne und Freiheit so gierig gehascht hatten. Ihr Glück hatte nur so lange, wie die Laune einer alten Frau gedauert . . . jetzt seufzen sie in ihrem traurigen Verließ, mit halbgeschlossenem Auge und mit ihren Köpfen unter den Flügeln, die sie nicht mehr ausspannen konnten, versteckt. Ich tröstete sie mit einer hastigen Liebkosung, und dachte mir, indem ich in das Sitzzimmer zurückging: nach der Vorstellung werde ich sie wieder von ihr verlangen; es liegt ihr gewiß nichts mehr an ihnen, und ich muß sie wieder bekommen, sollte ich auch dafür das Wenige, das ich besitze, mein Theater und meine Marionetten mit eingeschlossen, hingeben. Der Vorhang fiel, und das Ganze endete auf eine für meine Eigenliebe sehr befriedigende Weise; die beiden Bürgersleute waren entzückt, und die Frau wollte wissen, wie ich Polichinell's Geschwätz nachahmte. Ich zog aus dem Munde ein kleines Instrument von Eisenblech, welches die Puppenspieler ihre Stimmröhre nennen.

Sie faßte sie mit den Spitzen ihrer langen, magern Finger, und betrachtete sie mit einer häßlichen geringschätzenden Grimasse; dann kam ihr die Laune an, das Instrument zu versuchen; sie ließ sich von Micheline ein Glas Wasser bringen, wusch sorgfältig die Stimmröhre aus, und steckte sie endlich nach einem kindischen lächerlichen Zögern in den Mund. Meiner Treu! sie ahmte recht gut den Polichinell nach, ihre natürliche Stimme war schon so ziemlich dem pfeifenden, krächzenden Organe der Marionette ähnlich. Was aber ihr Gesicht anbelangt, das war gewiß häßlicher und viel unangenehmer, als das Polichinell's!

Plötzlich zog sie das Instrument aus dem Munde: sie hätte es bald verschluckt.

„Das ist gefährlich," sagte sie, und gab es mir zurück. Ich fing darauf von meinen Tauben an. Bei dem ersten Worte, das ich sprach, entwarf die Furie den Plan einer Rache, die ihrer Dummheit und Bosheit ganz würdig war. Sie gab dem Mädchen den Befehl, sie zu tödten und einzumachen. Ich widersetzte mich dem lebhaft; aber die Frau sprach ein Wort zu ihrem Manne, und dieser bemächtigte sich eines Stockes und stürzte auf mich los. Und dieser Mann war doch einmal gut gewesen.

Aber es gibt solche bösartige, zänkische, boshafte Weiber, die vermittelst tausend Martern das gute Herz und den Geist des Mannes, welchen sein böses Geschick in die Hände dieser unheilbringenden Harpien wirft, entmenschen und verderben. Diese unglücklichen Ehemänner sind Verdammte auf Erden.

Das unselige Urtheil war unwiderruflich ausgesprochen. Es war geschehen um Herrn Hans, es war geschehen um Frau Hanne; das entsetzliche Schicksal des armen Fricassée war auch über sie hereingebrochen.

Eine ganze Stunde irrte ich in der Nachbarschaft herum. Der Zufall führte mich wieder an dem Hause des weiblichen Teufels vorbei; und ohne irgend einen vorgefaßten Plan, fing ich an, in meiner Verzweiflung in der Gasse auf und abzugehen. In allen belgischen Häusern sind die Küchen in den Kellern angebracht und erheben sich mit ihren viereckigem Fenster etwas über den Fußboden der Straße.

Ich stand einem dieser Fenster gerade gegenüber, und meine Blicke fielen natürlicher Weise in die Küche. Der Käfig aus Weidenruthen war schon auf dem unglückseligen Ofen. Es schien mir, als ob die beiden Vögel mich traurig anblickten, als ob sie mir ein ewiges Lebewohl sagen wollten. Neben dem Käfige glänzte der Stahl eines Messers, ich zitterte! . . . Das Feuer prasselte schon und die Sauce rauchte aus einer kupfernen Casserole. Ein Mädchen machte sich in der Küche allerhand zu schaffen. Es war Micheline.

Ganz außer mir und regungslos hielt ich meinen Athem ein, und sah ihr zu. Sie putzte Gemüse und Eschlauch, und warf beides nebst anderem Gewürze in die kochende Sauce, die schon ganz bereit war, ihre Beute aufzunehmen. Der ernste Augenblick kam näher. Das Mädchen näherte sich einigemal dem Käfig, und entfernte sich wieder, mehreremale berührte sie das für die Opfer bestimmte Messer, und legte es immer wieder zitternd auf den Ziegelofen, der mir dazumal ein blutbedecktes Schaffot schien! Ihr Herz verzögerte die schwarze That; das gute Mädchen! . . . Endlich schien sie, sich zu ihrem Henkersdienste doch entschlossen zu haben. Mit einer zitternden Hand faßte sie das Messer, und mit der andern öffnete sie den Käfig.

Ich stieß einen durchdringenden Schrei aus. Micheline wandte lebhaft das blonde Köpfchen, und als sie mich bemerkt hatte, sprang sie gegen die Mauer an der Gassenseite zu. Ich konnte sie nicht mehr sehen. Was machte sie wohl? — Plötzlich hörte ich das Geräusch eines sich öffnenden Riegels, das Fenster, durch das ich hinein sah, sprang wie durch einen Zauber ganz auf. Fast in demselben Augenblicke kamen die Tauben, welche schon in der Küche herumflogen, zum Fenster hinausgestürzt, setzten sich mir auf die Achsel und schlugen freudig mit den Flügeln. Ich entfloh mit meinem Schatze.

Digitized by Google

Aber an dem Stadtthore hörte ich Jemanden hinter mir laufen. Ich wollte schon meine Schritte verdoppeln, als Michelinens Stimme mein Ohr berührte; ich wandte mich sogleich um.

„Das bin ich," sagte sie mir; „man hat mich jetzt im vollen Ernste weggejagt; auf der Welt sind Sie nun mein einziger Freund; wollen Sie mich mitnehmen? . . . ."

Und wir gingen mit einander und durchwanderten, jedes ein Täubchen auf der Schulter, während einiger glücklichen Jahre ganz Frankreich.

Wir haben uns so sehr geliebt, wie Hans und Hanne. Die glücklichen Täubchen! sie starben beide an einem Tage. Ich aber irre schon lange allein in der Welt umher; es ist schon recht lange, daß Micheline mich da oben erwartet. . . . Wollte Gott, sie brauchte nicht mehr lange zu warten! . . ."

IV.

Der brave Mann stand bei diesen Worten auf.

Die Stunde seiner Arbeit war gekommen, ich wollte ihn vergebens zurückhalten.

„Nein, nein," sagte er mir, „Sie sind ein guter junger Mann, mein Herr! und ich werde meiner Armuth mich nicht schämen, und gerne von Ihnen einige kleine Dienste annehmen; aber ich bin noch nicht alt genug, um ganz auszuruhen. Wir sehen uns doch morgen wieder? . . !"

„O ja, morgen ganz gewiß!" rief ich gerührt, und begleitete ihn bis an die Thür.

Ach; ich sollte den armen Lazarille nicht mehr sehen.

Den andern Tag mußte ich nach Paris gehen, und wurde dort von meinen Geschäften eine ganze Woche aufgehalten. Kaum war ich zurückgekommen, so lief ich in die Allee von Sceaux. Die Bude des Vater Lazarille war nicht mehr da.

Ich erkundigte mich nach ihm bei seinen Nachbarn. „Im St. Ludwigsspitale," antwortete mir traurig ein Hanswurst; . . . „im Genovefasaale . . . Bett Nr. 97 . . ."

Der brave Gaukler; . . . er hatte seinem alten Kameraden einen Besuch gemacht.

Einige Minuten darauf war ich im Spitale ... ging in den St. Genovefasaal ... kam zu dem Bette Nr. 97 ... das Bett war leer.

Micheline mußte nicht mehr auf ihren Lazarille warten.

„Wann hat sich das zugetragen?" rief ich aus.

„Gestern," antwortete mir die sanfte Stimme eines jener Engel, die man barmherzige Schwestern nennt.

„Der arme Mann," seufzte ich leise und trocknete mir eine Thräne ab. „Aber ich will, daß er wenigstens ein Grab unter dem frischen, grünen Grase bekömmt. Wo ist sein Leichnam?"

„Im Sectionssaal."

Ich lief hin.

Es war schon zu spät; Vater Lazarille war schon die Beute der Geier.

O! die Armen! . . .



Josef Jaroslaw Kalina.



J. J. Kalina, geboren den 8. November 1816 zu Haida im leitmeritzer Kreise, starb zu Prag den 22. Juni 1847 im 31. Lebensjahre.

J. J. Kalina's Tod ist ein schwerer Verlust für den Fortschritt der slavischen, namentlich böhmischen Sprachkultur. Seine mit dem regsten Eifer und sorgfältigsten Fleiße gepflegten philologischen Studien, hatten ihn in den Stand gesetzt, uns den Sprachenschatz der Slaven zu eröffnen, und uns einen tieferen Blick in den auszubeutenden Schacht des čechischen Idioms werfen zu lassen. Wie sehr er das nationale Element erfaßte, beweisen seine Balladen, in denen er den Volkston so richtig zu treffen wußte, wie wenige. — Durch seine tieferen philologischen Studien verleitet, fand er zuweilen an veralteten Ausdrücken Gefallen, die den Sinn verdunkeln und den Eindruck stören; doch ihm dieses als eine leidige Marotte anzurechnen oder sich darüber zu mocquiren, zeigt nur von der Unverständniß tieferer Anschauung. — Kalina's Ansicht in diesem Punkte war keineswegs verwerflich, er meinte, man könne den heimischen Sprachschatz nicht genug in Anspruch nehmen, und es sei an der Zeit, Worte, die an sich trefflich, jedoch vergessen sind, wieder in das Gedächtniß zurückzurufen, und in das Volksbewußtsein einzuführen. Für oberflächliche Nichtdenker, für Schriftsteller, die weder nach den Höhen noch den Tiefen der Erkenntniß auf selbstständigem Wege gelangen, für die Büchermacher ohne Tendenz, ist freilich durch die böhmischen Sprachforscher schon mehr als zu viel geschehen. — Aber es gibt Momente im geistigen Leben, bis zu denen die böhmische Philologie noch nicht gedrungen, und sie ist immer noch am Anfange jenes Organismus, an dessen überraschende und alles umfassende Größe sich erst ein Genie wird wagen dürfen. — Der freien Wissenschaft, die nicht blos ein eingelerntes System, oder ein nachgeschriebenes Formwesen enthält, stehen in der čechischen Literatur noch Sprachkämpfe bevor, die nur durch Energie und Muth und rastlos vorwärts drängende Talente ausgekämpft werden können. Kalina war ein solches Talent, und die Fehler seiner Praxis liegen in der Tiefe seiner Theorien, die wohl nur erst dann von Mehreren würden begriffen worden sein, wenn er sein etymologisches Lexikon mit allen den genialen Hypothesen und den nach ihm kaum mehr zu verwerfenden Wahrheiten vollendet, und an das Licht gefördert hätte. Dieses Lexikon hatte sich Kalina als Lebensaufgabe gesetzt, und zu diesem Zwecke die tiefsten und umfassend-

sten Studien gemacht. Die hervorragendsten Philologen und Etymologen Europas waren ihm durchaus geläufig. — Er hegte die Ansicht, die wahre Form der Wissenschaft sei erst in ihrer ersten Entwicklung, und sie könne vorzugsweise auf slavischem, und insbesondere auf böhmischem Gebiete die höchste Vollendung erreichen, weil die Böhmen mit ihrem unermeßlichen eigenen Sprachschatze, — wenn er nur erst an das Licht gefördert sein wird, — tiefer als andere in die Welt der Ideen eindringen können. — Sprache ist Basis aller Erkenntniß, und darum, meinte Kalina, werden, wo Sach- und Wortbegriffe einander nahestehen, sich auch die richtigsten Schlüsse herausbilden können. — Darum behauptete er, daß Sprachkunde und Philologie diejenige Wissenschaft sei, auf deren Boden alle abstracteren Wissenschaften zu ziehen seien, dann werde es positivere Erkenntnisse und keine Widersprüche geben. — Dem Studium der slavischen Sprachen lag er mit unermüdlichem, rastlosem Eifer ob, und vorzüglich war es die polnische Sprache und Literatur, welche er außer der böhmischen mit seltener Vorliebe betrieb. Die Dichtungen des genialen Mickiewitz kamen kaum von seiner Seite. Er hatte es auch zu einer solchen Geläufigkeit in der polnischen Sprache gebracht, daß eingeborene Polen ihn für einen Landsmann zu halten pflegten. Eine Frucht seiner polnischen Studien war ein kleines polnisch-böhmisches Handlexikon, das er im Manuskript fertig hatte, mehre polnische Novelletten, die er in's Böhmische übertragen, so wie ein Auszug aus Kraszewski's „die Welt und der Dichter“ (in dem Werke Wlastimil.) Bei seinem idealen Hange betrieb Kalina mehr die philosophischen als historischen Studien, letztere eigentlich nur, um sich poetisch anzuregen; dafür lebte und glühte er für Philosophie, und Hegel war vorzugsweise sein Liebling. — Herbart's Praxis und Nüchternheit widerstand ihm, so wie alles, was nicht sublim erschien. Herbart hielt er nach seinem eigenen Ausspruche für einen Philosophen der Philister ohne Schwung und Bewältigungskraft. Herbart sei für jeden, nur nicht für den Geist, der höher strebt. — Kalina schrieb einen umfassenden Artikel über die Freiheit in philosophischer Beziehung, der leider unvollendet im Manuskript verblieb. — Kalina's Schriften, die theils zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, theils auch im Manuskripte vorhanden, werden aus seinem Nachlasse von seinen literarischen Freunden gesammelt, und in einem eigenen Werke herausgegeben werden, wodurch sich dieselben um alle Freunde des Verblichenen, und der böhmischen Literatur überhaupt verdient machen werden. —

Haben wir bis nun Kalina in seinem Wirken und Streben als Literat betrachtet, so wollen wir nun auch einen Blick auf seine Individualität und äußeren Verhältnisse werfen. — Kalina war in seinem Äußeren etwas Sonderling. — Sein schönes schwarzes Haar ließ er lang wachsen, auf Eleganz in der Kleidung hielt er wenig, und das Geld, als solches, verachtete er. Bücher, um deren größeren Theil er durch allzugroßes Vertrauen gekommen war, waren seine werthvollsten Luxusartikel. — Als Patriot gehörte er ohne Extravaganz zu den, für die nationale Idee Glühendsten. Er gefiel sich im Unbequemen, und zog Drang und Freiheit jedem beschränkenden Wohlbefinden vor. So gab er eine bequeme und ruhige Stellung mit den Worten auf: „man darf den Leichnam nicht zu warm pflegen, damit er den Geist nicht unterdrücke.“ — Im Jahre 1845 erhielt Kalina von der serbischen Regierung einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor der Philologie nach Belgrad, konnte jedoch seiner bereits sehr geschwächten Gesundheit wegen, diesen ehrenvollen Posten kaum ein halbes Jahr bekleiden, und kehrte von da siechend in die Heimat zurück. — Sein Temperament, ein Gemisch von sanguinisch-melancholischem, war überwiegend mit einer bis an's Krankhafte streifenden Sentimentalität behaftet. — Obgleich seid Langem Brustleidend, verlegte er sich doch vor mehren Jahren auf den Gesang, wozu ihn seine sonore Stimme verleitete, die sich jedoch bald verlor, nachdem er von einem Bluthusten heimgesucht wurde, der seine Gesundheit gewaltsam untergrub. — Musik und Gesang liebte er leidenschaftlich, und wie jeder zartere nervenschwache Organismus, zog er süße Melodien der Charactermusik vor, und neben den wehmüthigen und sentimentalen kleinrussischen und böhmischen Volksliedern, waren ihm die Melodien Bellinischer Arien über Alles. — Wie sehr beliebt Kalina als Dichter und Mensch war, beweist die allgemeine Theilnahme an seinem Leichenzuge, und der Umstand, daß eine seiner Balladen „Kšaft“ (das Testament) binnen 3 Wochen in eilftausend Exemplaren abgesetzt wurde.

F. —r.

Das Dorf Baalbek.

Baalbek, d. i. Stadt des Baal oder des Sonnengottes, daher bei den Griechen und Römern Heliopolis, d. i. Sonnenstadt, gegenwärtig eine kleine, unansehnliche, unter einem besondern Emir stehende Stadt mit ungefähr 5 — 600 Einwohnern, im Ejalet Akka der asiatischen Türkei, am Fuße des Antilibanon, auf einem der niedern Ausläufer des Gebirgs in die Thalebene El-Beka, im alten Cölesyrien, ist wegen der Ruinen ihrer alten Prachtbauten merkwürdig, die zu den großartigsten in ganz Vorderasien gehören. Der berühmte englische Reisende Buckingham erhebt sie über alle andern Ueberbleibsel des Alterthums. „Es sei genug zu sagen,“ sind seine Worte, „daß der außerordentlich große Maaßstab und die Pracht der Zeichnung, die sich überall in diesen Bauwerken zeigt, so wie die Kühnheit der Anlage und die ausgezeichnete Vollendung der Bildhauerarbeit auf mich einen Eindruck hervorbrachte, der nur von übermenschlichen Werken herrühren zu können schien. Ich möchte glauben, daß nirgendwo ein so herrliches Werk von unnachahmlicher Vollendung der alterthümlichen Baukunst angetroffen wird. Die egyptischen Tempel und Grabmäler finden hier ihres Gleichen in der außerordentlichen Größe der Massen und dem Colossalischen des Mauerwerks, während die Denkmäler von Athen, selbst aus dem Zeitalter des Perikles und Praxiteles in Hinsicht des Reichthums und der Schönheit der Bildhauerarbeit hier zum Wenigsten ihres Gleichen finden. Es schien mir, daß die Tempel von Edfou, Tentyris und Theben gegen diese Werke hier im Ganzen sehr abfallen, denn hier sind die gewaltige Kraft des egyptischen Styls und die geschmackvolle Zierlichkeit der griechischen Schule mit einander vereinigt.“

Am bedeutendsten und imposantesten sind die Ueberbleibsel des großen Sonnentempels, der außer dem eigentlichen Tempelgebäude, wie man aus dem noch vorhandenen Unterbau sieht, aus zwei großen Vorhöfen bestand, die mit Säulengängen und gallerieartigen Gebäuden umgeben waren, und zu denen ein prächtiger Porticus führte. Das Tempelgebäude im Hintergrunde des zweiten größern Vorhofs bildete ein längliches Viereck von 268 Fuß Länge, 146 Fuß Breite, dessen Dach von einem Peristyl von 54 korinthischen Säulen getragen ward, von denen 6 noch stehen, die im Umfang gegen 22 par. Fuß, der Länge nach im Schafte 58, und mit dem Fußgestell und dem darauf ruhenden Gebälk gegen 72 Fuß messen. Alles Uebrige liegt meist in Trümmern umher, von denen der ganze Boden bedeckt ist. Merkwürdig ist die Größe der zu den Substructionen verwendeten Steine, von denen einige gegen 60 Fuß lang sind, bei einer Dicke von 12 Fuß. Südlich von diesem großen Tempel steht ein kleinerer, ebenfalls in länglichem Viereck gebaut, dessen Peristyl und Umfassungsmauern der Cella größtentheils noch stehen. Beide Tempel, die der Grundform nach den griechischen sich anschließen, sind, so wie die Vorhöfe, in einem reich

Digitized by Google



Das Dorf Baalbek.

verzierten römischen Style aus Kalkstein gebaut. Außer ihnen findet man noch in einiger Entfernung von der Stadt ein achteckiges, von 8 Granitsäulen getragenes Gebäude, dessen Dach eingestürzt ist und das von den Bewohnern Kubbet-Duris genannt wird.

Die älteste Geschichte Baalbeks liegt in völligem Dunkel. Nur so viel ist gewiß, daß es seit uralten Zeiten ein Hauptsitz des Sonnencultus gewesen, wie schon sein Name beweist. Ob Baalbek mit den biblischen Ortsnamen Baal-Gad, Baal-Hamon und Baalath identisch sei, ist nicht entschieden. Erst mit der Römerzeit wird seine Geschichte lichter. Unter Augustus hatte es eine römische Besatzung; Antoninus Pius baute den großen Tempel, den die unter den jetzigen Bewohnern der Stadt herrschende Sage für ein Werk des Königs Salomon hält. Daß der Jupitersdienst sich hier mit dem Sonnendienst vermischte, zeigen noch übrige Kassetten vom Gewölbe des kleinen Tempels, die außer den Büsten römischer Kaiser und Kaiserinnen, auch Jupiter, Leda und Diana im Relief darstellen. Nachdem das Christenthum unter Constantin zur herrschenden Religion geworden, ward der Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt. Mit der Einnahme der Stadt durch die Araber beginnt sein Verfall. In den darauffolgenden immerwährenden Kriegen ward er mit dem kleinen Tempel in eine Festung umgewandelt, von der man noch die Zinnen sieht, und weßhalb der Platz, auf dem beide stehen, den Namen Kastell führt. So war es ganz natürlich, daß beide bald in Trümmer fallen mußten, wie denn auch die Stadt selbst, die im Alterthum viel größer war, durch die unglücklichen Schicksale, die Syrien das ganze Mittelalter hindurch bis zur neuesten Zeit betrafen, immer mehr herabsank. Was das Schwert der Araber, Tartaren und Türken noch verschont hatte, wurde 1759 von einem furchtbaren Erdbeben meist zerstört. Im Anfange des 18. Jahrhunderts zählte Baalbeck noch 5000 Einwohner, 1733 nur noch 2000. Im Jahre 1784 zählte Volney blos 1200 und diese sind heute auf 500, nach Einigen sogar auf 200 herabgekommen. Deßhalb sind auch nicht mehr als 50 bewohnte Gebäude in der Stadt, obgleich die Zahl derselben innerhalb der Mauern wohl 500 betragen mag.

Die Einwohner sind Muhamedaner, Metowalis, d. i. Abkömmlinge der alten christlichen Syrer, die zum Islam übergegangen sind, und griechische Christen unter einem Bischof in etwa gleicher Anzahl. Es befindet sich zu Baalbek eine halbzerstörte Moschee, ein bedeckter Bazar, ein noch jetzt benutztes Bad und eine Manufactur von baumwollenem Zeuge. Die Hauptbeschäftigung aller Klassen der Einwohner ist Ackerbau, da sie die ganze Ebene zwischen dem Libanon und dem Antilibanon zu bearbeiten haben. Die Weiber sind größtentheils hübsch und tragen den blauen Rock mit der rothen Schürze, wie in den westlich von Damaskus gelegenen Ortschaften, mit einem weißen obern Schleier und einem gefärbten, der das ganze Gesicht bedeckt und aus durchsichtigem Mußlin gemacht ist.



Digitized by Google



Die Kirche Santa-Maria in Cosmedin, oder Bocca della veritá in Rom.

Als Virginius seine Tochter, um sie vor der Schande zu retten, ermordet hatte, erregte diese That ein so allgemeines Gefühl der Bewunderung und des Mitleids, daß der Enthusiasmus des Volkes dem unschuldigen Schlachtopfer einen Tempel errichtete. Bis in die letzten Zeiten des Heidenthums kamen die unmündigen römischen Jungfrauen in diesen Tempel, um vor dem Altar der Virginia das Gelübde der Reinheit und Schamhaftigkeit abzulegen. Das siegende Christenthum schonte achtend die Ruinen und weihte sie von Neuem dem hehren Gefühle, dem sie ihren Ursprung verdankten; auf den Trümmern des Tempels der keuschen Virginia erhob sich der Tempel der unbefleckten Jungfrau Maria. Eine ungeheuere antike Maske von weißem Marmor wurde später in der Ara Massima (dem Hauptaltar) gefunden. Diese hatte in frühern Zeiten lange als Werkzeug einer Art Gottesurtheil gedient, um der Lüge angeklagte Bürger zu überführen. Sie mußten die rechte Hand in den offenen Mund der Maske stecken und schwören, daß sie die Wahrheit gesagt hätten; waren sie meineidig, so schloß sich der eherne Mund und hielt ihre Hand unauflöslich gefangen. Diese Maske wurde unter dem Porticus der Kirche befestigt.

So behauptet die Volksüberlieferung; die kalte Kritik wirft diese ganze Geschichte über den Haufen. Man hat, sagt sie, der Virginia gar keinen Tempel errichtet; ja das ganze Ereigniß des Tochtermordes ist mehr als zweifelhaft. Es gab zwar einen Tempel der Schamhaftigkeit (**Pudicitiae**), aber die Kirche Santa-Maria in Cosmedin wurde nicht auf diesem, sondern auf den Ruinen eines Tempels der Ceres und Proserpina errichtet, der unter der Regierung des Tiberius restaurirt worden war. Der Mund der Wahrheit aber, jene Marmormaske, war ohne allem Zweifel das Mundstück einer Wasserleitung.

Digitized by Google

Diese Kirche gehört zu den lieblichsten des heutigen Roms. Von dem alten Tempel sind noch ein großer Theil der Cella und acht schöne, in den Wänden eingemauerte Säulen übriggeblieben. Das Innere besteht aus 3 Schiffen, die durch 12 Säulen von einander getrennt sind. Die Ambonen, wo man sonst die Evangelien las, sind von großer Schönheit; der marmorne Bischofsstuhl ist aus dem zwölften Jahrhundert. Der Hauptalter ist eine bedeckte antike Wanne aus egyptischem rothen Granit. Er ist mit einem Baldachin gedeckt, der von 4 Säulen aus demselben Granit getragen wird; die Mosaik ist von Deodatus Cosimati. Das byzantinische Madonnenbild ist angeblich vom Apostel Lucas gemalt. In diesem Gebäude soll der heilige Augustinus griechische Grammatik vorgetragen haben. Papst Hadrian I. ließ sie um 780 für Griechen in Basilikenform umbauen, weßhalb sie „**scuola grecca**" hieß, welcher Benennung die Sage vom heil. Augustinus wahrscheinlich ihren Ursprung verdankt. Nach manchen Ausbesserungen wurde sie im vorigen Jahrhundert ganz modernisirt. In der Sacristei ist altes Mosaik zu sehen; die unterirdische Kirche



gehört den ältesten Zeiten des Christenthums an. Der Mund der Wahrheit dient noch immer als Lügenprobe; die Frauen des Volkes führen ihre Kinder hin, und diese widerstehen selten der Furcht vor der ungeheuern Maske.



Mozarts Denkmal in Salzburg.

Unser letztes Heft brachte die Abbildung Mozart's in seiner Kindheit; unser jetziges bringt das Denkmal, das ihm 51 Jahre nach seinem Tode errichtet wurde. Diese Statur wurde nach einem Modell des berühmten Meisters Schwanthaler von dem kön. Inspektor Stiegelmayer zu München in Bronce gegossen und am 5. September 1842 in Salzburg aufgestellt. Mozart starb 1791, und diese Huldigung ließ also etwas lange auf sich warten. Aber besser spät als niemals; wären nicht Monumente der herrschende Geschmack des Zeitalters, so hätte er wahrscheinlich noch länger warten müssen. Die Witwe Mozarts hatte öfters geäußert, sie wolle nur noch diese Feierlichkeit erleben; aber ihr Wunsch wurde nicht erhört; sie starb plötzlich am 6. März 1842, und Mozart's Sohn wohnte der Einweihung in Trauerkleidern bei. Aus allen Ländern Europa's eilten Bewunderer des großen Tondichters herbei: Fürsten und Fürstinnen, Compositeurs, Virtuosen, Dilettanten u. s. w. Die Conservatorien und Akademien der Musik von Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Venedig, Wien, Prag, Berlin, München, Hamburg, Warschau, Petersburg, Stockholm, Koppenhagen, hatten Deputirte hingeschickt; nur Paris hielt



Digitized by Google

spröde zurück. Mehr als 50.000 Personen waren gegenwärtig. Als um 12 Uhr Mittags die Umhüllung der Statue fiel, mischten sich die Fanfaren von 600 Musikern mit dem Donner aus zwanzig Geschützen und dem muntern Geläute aller Glocken der Stadt. Am Abende führten 2000 Künstler und Dilettanten am Fuße der Bildsäule, die von bengalischem Feuer beleuchtet war, eine Hymne auf, die von dem ehrwürdigen Ladislaus von Pyrker für die Gelegenheit gedichtet, vom Ritter von Neukomm in Musik gesetzt war. Tags darauf um die Mittagsstunde wurde das letzte Werk des großen Mannes, das Requiem, von 2800 Dilettanten ausgeführt.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Central-Amerika. In Yucatan ist eine Verschwörung zur Ermordung aller Weißen, an der seit 17 Jahren gearbeitet wurde, kurz vor ihrem Ausbruch entdeckt worden.

Türkei. Am 13. September Nachmittags um drei Uhr brach in Konstantinopel bei heftigem Winde eine Feuersbrunst aus, die gegen 250 Häuser, worunter viele steinerne, in Asche legte. Die Christenvorstadt Pera schwebte in der größten Gefahr, und nur unerhörten Anstrengungen gelang es, dem Feuer um 9 Uhr Abends Einhalt zu thun. Der Schaden wird auf 30 Millionen Piaster (3 Millionen Gulden C. M.) geschätzt.

England. Die offizielle Zeitung in London enthält einen Befehl des geheimen Rathes, daß allen in den großherzoglich und herzoglich sächsischen, wie den fürstlich Schwarzburgischen und Reußischen Staaten erscheinenden Werken der Schutz gegen Nachdruck in Großbritanien und Irland gewährt werden solle. Es versteht sich von selbst, daß von Seiten dieser Staaten die Gegenseitigkeit stattfindet.

— In den Londoner Polizei-Wachthäusern sind itzt Bibliotheken allgemein nützlicher Werke zur Benützung der wachthabenden Polizei-Mannschaften eingeführt worden. Jeder Polizeimann trägt wöchentlich einen halben Penny (1½ Kreuzer C. M.) zur Erhaltung und Vergrößerung der Büchersammlung bei.

— Der Ober-Rabbiner von England, Dr. Adler, hat die jüdischen Inhaber von Prostitutionshäusern mit dem Kirchenbanne belegt.

— In London hat sich kürzlich eine schaudervolle Begebenheit zugetragen. Ein sehr reicher Weinhändler, Georg Crawley in Marklane, hatte einen Tapezierer, J. Ovenstone, der sich für einen andern, mittlerweile bankerott gewordenen Mann für eine Summe von 120 Pfd. St. verbürgte, gerichtlich verfolgen lassen. Die gerichtlichen Bedrängungen geschahen so rasch, man eilte mit Pfändungen und persönlicher Verhaftnahme so sehr, daß sich der arme Tapezierer nicht mehr zu helfen wußte. Er ging daher am Vorabende des Tages, an welchem seine Arretirung erfolgen sollte, zu seinem hartherzigen Gläubiger und bat ihn um Schonung. Dieser aber ließ ihn barsch an, und setzte hinzu, daß er nichts für ihn thun könne, „da er den ganzen Handel seinem Advokaten überlassen." Der Tapezierer bat noch ein Mal mit Thränen in den Augen um Nachsicht; der erbärmliche Geizhals, der nebenbei als schmachvoller Wucherer bekannt, wies seinem Schuldner die Thüre. Da zog der Tapezierer rasch ein Pistol aus der Tasche, und schrie: „Nun wohlan, Blutsauger! Unmensch! so will ich dir wenigstens für ewig die Gelegenheit nehmen, Menschen unglücklich zu machen," und schoß dem Weinhändler das Pistol in's Gesicht. Hierauf nahm er ein zweites Pistol aus der Tasche und schoß sich selbst in den Mund. Die Kugeln beider Schüsse waren aber nicht durchgedrungen; sie blieben bei dem Wucherer oberhalb des Mundes, bei dem Tapezierer in der Nähe der linken Schläfe stecken. Doch ist wenig Hoffnung vorhanden, beide zu retten.

Frankreich. An die Stelle der kürzlich hintereinander verstorbenen Marschälle Grouchy und Oudinot sind die Generallieutenants Reille und Dode de la Brunerie zu Marschällen ernannt worden. — Reille war 1791 Grenadier, 1794 Adjutant Massena's, wurde bei Lodi von Bonaparte zum Kapitän, nach der Schlacht von Arcole zum Schwadrons-Chef ernannt. Im Jahre 1806 wurde er als Adjutant des Kaisers zum Generallieutenant befördert. Er war unter dem Kaiserreich Inhaber bedeutender Oberkommando's, 1810 Gouverneur von Navarra, 1812 Obergeneral des Armeekorps vom Ebro und des Heeres von Portugal. Er ist itzt 73 Jahre alt. — Dode de la Brunerie ist Genieoffizier. Er war vor Mainz unter Pichegru's Befehlen Lieutenant, Kapitän unter Moreau in der Rhein- und Mosel-Armee, unter Bonaparte und Kleber in Egypten. Menon ernannte ihn zum Bataillons-Chef, Napoleon nach der Schlacht von Austerlitz zum Obersten. Bei der Belagerung von Saragossa diente er als Brigadegeneral vom Geniewesen; 1814 wurde er Generallieutenant. 1823 kommandirte er bei der Glaubensarmee das Geniecorps, und in der letzten Zeit leitete er als Generaldirektor die Befestigung von Paris.

— Der Erzgießer Soyer in Paris, der von den ihm vom Staate für den Guß des Grabmals Napoleons in der Invalidenkirche übergebenen Kanonen, im Gewichte von 115,101 Kilogrammen, den größten Theil verkauft, und nur 6,271 zu dem Guß verwendet hatte, ist wegen Unterschlagung anvertrauten Gutes zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

— Der berühmte, unter dem Namen Großherzog von Toscana bekannte Diamant ist in Paris angekommen, als Faustpfand Behufs einer Anleihe. Für wen? wird nicht gesagt. Er ist ein Diamant vierten Ranges, und wird auf 2,629,133 Franken geschätzt.

— Einige Städte im südlichen Frankreich wollen Stiergefechte einführen; diese grausamen Spiele passen schlecht in eine Zeit, die so viele Vereine gegen Thierquälerei entstehen sieht.

Italien. Bei Gelegenheit des wissenschaftlichen Kongresses in Venedig fand auch eine sogenannte Tombola, ein in Italien beliebtes Lottospiel statt. Auf dem Platze war ein Tempel errichtet, in dem um 9 Uhr Abends das Ziehen der Nummern begann. Jede Nummer wird laut verkündigt, dann an einer Tafel, Jedermann sichtbar, angeschrieben. Jedes Loos, im Preis von einem Zwanziger, hat 15 Nummern in 3 Linien. Derjenige nun, von dessen Nummern zuerst vier in einer Reihe stehende gezogen sind, hat die Quaderna gewonnen, fünf in einer Reihe stehende bilden die Cinquina, alle 15 die Tombola, und zwar gibt es zwei Tombola für den ersten und für den zweiten, dessen Loos vollgezogen ist. Die Preise sind für die Quaderna 600, Cinquina 800, erste Tombola 2000 und zweite Tombola 1200 Zwanziger. Die Leidenschaft des Volkes zu beobachten, ist sehr interessant. Mit dem fünften Zug war schon die Quaderna vorhanden. Der Gewinnende, er mag stehen, wo er will, muß sogleich rufen; ein bengalisches Feuer wird neben ihm angezündet, damit ihn Jedermann sehe, und dann begibt er sich in den Tempel, den Gewinn in Empfang zu nehmen. Wer sich nicht stellt, verzichtet. Den Hauptspaß macht es, wenn sich einer fälschlich meldet, ihn trifft allgemeine Verhöhnung; bei der Cinquina kam dies vor. Noch lustiger aber gestaltete es sich, als sehr bald eine Stimme: „Tombola!" rief; ein anständig gekleideter Herr erschien, allgemeines Zischen folgte, denn einer aus den höhern Ständen soll nicht gewinnen; und dazu war es ein Fremder, ein Engländer, was gleich bekannt wurde. Allein er hatte sich getäuscht, mußte abziehen, und nun empfing ihn ein Höllenlärm von Schreien, Verhöhnen, Pfeifen. Der Engländer hatte aber seinen Bekannten schon vorher gesagt, er wolle sich fälschlicherweise melden, um einen Spaß zu haben; so etwas sei in England nicht zu sehen. Beim 52. Zug war Tombola da, und zwar von zwei Loosen, was, obgleich nie zwei Loose ganz gleich sind, sich leicht treffen kann; sie theilen dann den Gewinn. Sogleich mit der folgenden Nummer war die zweite Tombola da, gleichfalls von Mehreren, und mit dem letzten Siege, der natürlich mit Musik und Feuerwerk gefeiert wurde, endete das Spiel.

Deutschland. In Aachen und Baden-Baden haben die Gastwirthe von der Londoner Bibelgesellschaft für jedes Zimmer eine Bibel erhalten. Da die Spielhäuser in beiden Städten viele Selbstmorde veranlassen, scheint die Vorsicht nicht überflüssig zu sein.

— Die Sucht, Vereine zu bilden, geht schon so weit, daß sich in Darmstadt ein Verein zum Schutze der Singvögel des Großherzogthums Hessen gebildet hat.

Oesterreich. Venedig. Hier starb nach kurzer Krankheit am 6. Oktober Se. k. k. Hoheit Erzherzog Friedrich, der bekannte Held von Saida. Er war Feldmarschall-Lieutenant, Viceadmiral und Commandeur en Chef der k. Marine und Inhaber des Infanterieregimentes Nro. 16. Am 14. Mai 1821 geboren, hat er erst vor Kurzem das 26. Jahr zurückgelegt. Sein früher Tod erregt allgemeines Bedauern.

— **Teplitz.** Im vergangenen Monat fand auf der Schloßbühne des fürstl. Clary'schen Palais die Aufführung des lyrischen Gedichtes: „König René's Tochter" von Herz Statt. Gespielt wurde von hohen Damen und Cavalieren unter großem Beifall und in Anwesenheit der durchlauchtigsten kaiserlichen Prinzen und vor zahlreichem hohem Auditorium, daher es nicht uninteressant sein dürfte, die Besetzung hier folgen zu lassen: König René, Herr Fritsch, der unter dem Namen „Franz von Braunau" bekannter Lustspieldichter. Jolanthe, Fürstin Elisabet Clary. Graf Tristan, Graf Rudolph Hoyos. Ritter Jauffred, Fürst Clary. Ritter Almerik,

Herr Wilmers. Ebn Jahia, Herr Marschall. Martha, Gräfin Euphemia Clary. Gertrud, ihre Schwester, Altgräfin Salm.

(Wien. Sonntagsbl.)

— Prag. Der Prager Zeitung zu Folge starb dieser Tage eine Armeninstituts-Portionistin, Namens Karoline Jarosch, in dem seltenen Alter von 110 Jahren.

— Vier czechische Schriftsteller: Custos P. J. Šafařík, Präfekt Josef Jungmann, Bibliothekar Hanka in Prag, und Professor Purkinje in Breslau, sind von der Petersburger Universität einstimmig zu Ehrenmitgliedern ernannt worden.

— Schüttenhofen. Die Nummer 166 der Bohemia bringt die Notiz, daß ein nordamerikanisches Blatt, der „New-York Demokrat" einen ausführlichen lobenden Artikel über die Zündprodukten- und Phosphorfabrik des Herrn B. Fürth in Schüttenhofen enthält. Der Mann hat auf diese Art einen Weltruhm, da er seine trefflichen Produkte auch in's tiefste Asien versendet.

Kleine Erzählungen.

Der Herzog Ernst der Zweite, von Sachsen-Gotha und Altenburg (geboren 1745 und an die Regierung gekommen 1772), war ein gar vortrefflicher Herr. In seinen Grundsätzen war er streng, ernst und gerecht, aber gegen seine Unterthanen war er ein Muster von einem Regenten. In seinen höheren Lebensjahren machte er eine Reise nach England, und da er gehört hatte, der General-Superintendent Storch zu Cranichfeld habe einen Bruder in London, der ein Schneider wäre, so ließ der menschenfreundliche Fürst ihn fragen, ob er nichts an seinen Bruder zu bestellen habe, er wolle es ihm gerne ausrichten.

Das hätte nun schon nicht jeder Fürst gethan, aber auch nicht jeder General-Superintendent hätte ein Päckchen mitgegeben. Nun, die beiden kannten sich, und der Herr Storch wußte schon, daß er's thun dürfe, und der edle Herzog fand's auch so in der Ordnung und nahm's mit. Als nun der Herzog schon einige Wochen in London war, fällt ihm das Päckchen an den Schneider ein und er sagt zu seinem Kammerdiener:

„Nimm das Päckchen da und trag's dem Schneidermeister Storch hin mit einem feinen Gruß von seinem Bruder in Cranichfeld, und er wäre noch gesund. Hörst du, und auch einen Gruß von mir!"

Der Kammerdiener geht und mochte denken: der Schneider hat da einen Briefboten gehabt, so hat er ihn auch nicht alle Tage! Item! er richtet's fein aus.

Der Schneider Storch war nicht wenig betroffen, daß sein gnädiger Landesherr ihm einen Brief mitgebracht, und sagt zum Kammerdiener, er möge doch einmal anfragen, ob er nicht seinem gnädigen Landesherrn selber seinen Dank abstatten dürfe.

Dem Herzog kam's kurios vor, daß er dem Schneider eine Audienz geben sollte und fürchtete, die stolzen Engländer möchten darüber spotten, und denkt: Du läßt dir ein neues Kleid anmessen; dann hat die Geschichte ein Echo. Er läßt ihm also die Stunde bestimmen, wann er kommen solle.

Um die rechte Zeit fuhr ein Wagen in den Hof, in dem ein vornehmer Herr zu sitzen sich hätte können gefallen lassen. Ein Bedienter öffnete den Thürschlag, und ein köstlich gekleideter Herr stieg aus.

„Wer mag denn das wieder sein?" dachte der Herzog, und der Schneider Storch wäre ihm nicht eingefallen, eher des Himmels Einfall; aber er war's.

Nicht wenig erstaunt über den vornehmen Schneider, ließ ihn der Herzog eintreten. Seine Verwunderung aber stieg noch höher, als der Meister Storch mit sehr feinem Anstande eintrat, in wohlgesetzten Worten seinen Dank für die landesväterliche Gnade aussprach und dem Herzoge auf seine Fragen so besonnene und verständige Antworten gab, wie sie nur ein wohlunterrichteter Mann geben konnte. Nach einer ungewöhnlich langen Unterredung, welche der Herzog mit Wohlgefallen geführt hatte, wünschte er endlich, daß Storch ihm das Maß nehme.

„Das ist bereits geschehen!" sagte Storch.

„Wie so denn?" fragte der Herzog verwundert.

„Ich habe Euer Durchlaucht Gestalt mir angesehen," sprach Storch, „und weiter bedarf es nichts; ich hafte dafür, daß Alles auf's Beste passen soll."

Das war dem Herzoge denn doch noch nicht passirt und so ein Schneider war ihm noch nicht vorgekommen. Sein Erstaunen stieg aber bis zum höchsten Grade, als am andern Morgen der Schneidermeister kam, den fertigen Anzug brachte und Alles paßte, als ob es angemessen sei.

„Wie ist das möglich?" rief der Herzog aus.

„Wenn Euer Durchlaucht," sagte Storch mit tiefer Ehrerbietung, „mir die Gnade erweisen wollen, meine Einrichtung in Augenschein zu nehmen, so werden Sie sich bald überzeugen, wie eine so kurze Zeit hinreichend ist, einen solchen Anzug zu verfertigen. Ich treibe mein Geschäft fabrikmäßig, das heißt, jeder meiner Arbeiter hat nur eine bestimmte Aufgabe. So geht es schnell und pünktlich aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Euer Durchlaucht nicht unangenehm, eine solche Einrichtung kennen zu lernen."

Der Herzog war neugierig, diese Einrichtung zu sehen, und versprach, des andern Tages zu kommen, wurde aber nicht wenig betroffen, als sich Meister Storch die Ehre ausbat, daß der Herzog bei ihm zu Mittag speise, und dabei versicherte: „Ihre Durchlaucht würde eine vollkommen passende Gesellschaft finden."

Zur bestimmten Stunde fuhr der Herzog hin. Vor einem sehr ansehnlichen Gebäude hielt der Wagen an; es war Storch's Haus. An der Thüre empfing Storch auf das Ehrerbietigste den Herzog, und führte ihn nun zuerst in seinen Tuchladen, den nicht leicht der größte Kaufmann reicher haben konnte, und hierauf in die großen, mit Arbeitern gefüllten Räume. Jede Abtheilung der Gesellen hatte hier die Bestimmung, nur Einen Theil der Kleidung zu machen. Durch diese Einrichtung wurde es möglich, schnell und gut ein Kleidungsstück zu arbeiten.

Der Herzog verwunderte sich höchlich über das, was er hier sah; denn in seiner Gegenwart wurde ein Rock zugeschnitten und lief durch alle Räume hindurch. Nach einigen Stunden konnte er ihm als völlig fertiges, vortrefflich gearbeitetes Kleidungsstück vorgelegt werden.

Als es Zeit zur Tafel war, führte Storch seinen hohen Gast über den Hof, der eine mit den schönsten Blumen geschmückte Anlage war, in ein zweites, schönes Haus, dessen Treppen und Hausgang mit kostbaren Teppichen belegt war, damit man weich ginge, und darauf trat der Herzog in eine Reihe herrlicher, mit prachtvollem Geräthe versehener Zimmer, wo er eine Gesellschaft der angesehensten Beamten vom Hofe, Grafen und Herzoge, aber auch die ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten der Stadt London traf, dabei aber auch einige Schneidermeister, die eben so kostbar gekleidet, als anständig und bescheiden in ihren Manieren waren.

Der Speisesaal, das Gastmahl, die Bedienung waren der Art, daß der Herzog sich bald ganz behaglich fühlte.

Als Storch die Gesundheit des Herzogs getrunken hatte, erhob der Herzog sein Glas und trank auf das Wohl der Schneiderzunft in London.

Nach dem Essen unterhielt er sich lange mit dem verständigen Storch, und schied dann mit herzlichem Danke für die angenehmen Stunden, die er verlebt habe.

Am folgenden Tage ließ sich bei dem Herzog eine Gesandtschaft der Schneiderzunft melden, und alsbald traten die Schneidermeister ein, die gestern bei dem Mahle gewesen waren, und Meister Storch an der Spitze, dankten sie für die Ehre, welche der Herzog ihnen gestern erwiesen habe, und ersuchten ihn, das Diplom seiner Aufnahme als Ehrenmitglied der Schneiderzunft von London anzunehmen, das sie ihm, kostbar auf Pergament geschrieben, und auf einem Kissen von Sammt liegend, überreichten.

Der Herzog wußte schon, daß das in England eine hohe Ehre ist, wenn man von einer Handwerks-Innung als Ehrenmitglied aufgenommen wird, nahm es daher freundlich an und schrieb seinen Namen mit einer goldenen Feder, die sie ihm darreichten, in das Zunftbuch.

Mit vielem Vergnügen, sagt der Gewährsmann, der dies berichtet, habe der Herzog noch in seinen höchsten Lebensjahren sich der Begebenheit erinnert.

So ist's zugegangen, daß ein deutscher Fürst und Herzog, Mitglied der Londoner Schneiderzunft geworden ist. Das ist aber noch heute eine besondere Ehre in England, die nicht selten hohen Personen vorkommt, daß sie in irgend eine Zunft aufgenommen werden, und auch Prinz Albert, der Gemal der jetzigen Königin von England, ist in die Zunft der Goldschmiede von London vor einigen Jahren aufgenommen worden.

Damen-Bibliothek.

Allen Damen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Gesichtszüge zu verschönern, ist ein Buch zu empfehlen, das so eben in Leipzig zum Heile aller Häßlichen erschienen ist. Es ist dies die Kalliplastie des Doktor Eid in Paris, ein auch in geschichtlicher Beziehung interessantes Werk, das Studien über die Schönheit der Gesichtszüge und die Mittel zu deren Verschönerung enthält. Es ist eines jener Bücher, die eine Stelle in jedem Boudoir verdienen. Die deutsche Uebersetzung liest sich fast eben so leicht und fließend, als das französische Original, das in Paris in kurzer Zeit zwei neue Auflagen erlebt hat. Wir theilen aus dem reichen Schatze der kosmetischen Erfahrungen folgendes Geheimmittel mit: „Antoine Le Camus, Verfasser des kosmetischen Romans „Abd-Eker", der 1748 in Paris herauskam, räth den Frauen, welche die Frische ihres Gesichtes heben wollen, vor dem Schlafengehen einige Erdbeeren auf dem Gesichte zu zerdrücken, den Saft derselben die Nacht über auf der Haut eintrocknen zu lassen, und sich Morgens mit in Wasser aufgelöstem Kerbelsafte das Gesicht zu waschen."

„Damen-Pagen." Unter diesem zierlichen Namen tragen jetzt die Damen in Paris eine kleine goldene Hand, die an einer Kette vom Gürtel herabhängt und mit einer Feder versehen ist, so daß sie beim Ueberschreiten eines nassen Trottoirs vom Laden zur Kutsche das Kleid emporhalten muß.

Die Damen der höheren Klassen in Paris erziehen theils im Zimmer, theils in Glashäusern kleine Theebäumchen, und es gehört nun zum größten Luxus, wenn eine Dame einen Theezirkel hält, daß sie ein Theebäumchen auf den Tisch bringen läßt, und eigenhändig die Blüten von demselben pflückt, um das Getränke daraus zu bereiten.

Digitized by Google

Schmeichelhaftes Urtheil eines Ungarn über die deutschen Frauen. In einem Pesther Blatte steht folgende Notiz über die deutschen Auswanderer nach Siebenbürgen: „Mit ihren offenen Mäulern sehen sie wie Weiserzeiger aus, die Frauen wie Mehlsäcke, die Gesichter sind platt, breit, mit ausdruckslosen wässerigen Augen, der Gang täppisch, auf jeden Schritt baumeln die hinten herabhängenden Zöpfe wie Stränge eines Pferdes, keine Vaterlandsliebe in den theilnahmlosen Antlitzen u. s. w."

(Theaterzeitung.)

Zur Erhaltung frischer Trauben schlägt ein Franzose, Herr Bouvery, folgendes einfache Verfahren vor: Man schneidet die reife Traube sammt ihrer Rebe ab, und setzt sie am abgeschnittenen Theile in ein Gefäß mit Wasser. Letzteres braucht nicht durch frisches Wasser erneuert zu werden. Man stellt die Trauben in ein unbewohntes Zimmer und das Wasser kann selbst mehrmal frieren, bevor die Frucht Schaden leidet.

Die reichste Frauentracht. Die Kleidung der Armenierinnen in Astrachan, sagt ein neuerer Reisender, ist die reichste der ganzen Welt. Man muß sich wundern, wie sie die Last ihrer Kleidung ertragen können. Das erste oder unterste Gewand ist von Seide und Gold, das zweite von schwarzem Sammet, schwer mit Gold und Perlen beladen, das dritte, das Ueberkleid, ist fast eine massive Masse von Gold, in schweren Stickereien, und außerdem mit goldenen Knöpfen, Troddeln und Fransen besetzt. Der weiße Turban hängt auf die linke Achsel herab und verbirgt das Gesicht bis auf die Nase und die Augen. Das Haar, welches man sieht, ist gewöhnlich falsches, zwei dicke Locken, eine an jeder Seite.

In dem District Carch-Bahar in Bengalen setzt der zahlungsunfähige Mann die Frau als Pfand ein. Sie wird bis nach abgetragener Schuld ein Eigenthum des Gläubigers, bis sie vom Manne wieder eingelöst werden kann, was in den meisten Fällen gewissenhaft geschieht.

Wo liegt unsere Stamm-Mutter Eva begraben? In Dschedda am rothen Meere an der Küste Arabiens. Hier findet man ihr Grab mitten auf dem Kirchhofe der gläubigen Muselmänner, und zwar mit einem Denkmale, 12 Fuß im Viereck, oben mit einer Kuppel. Der Kopf liegt nach Süden, die Füße sind nach Norden gerichtet. Eva war außerordentlich groß; 40 Ellen hoch, und das Denkmal bezeichnet nur die Mitte ihres Leibes. Arabische Inschriften sind in Menge zu lesen, und alle Freitage kommen die Frauen der Stadt, am Grabe zu beten, so wie Opfer von Speise, von Oel, von Wachs, ja wohl gar von Geld zu bringen. Warum Eva gerade hier gestorben ist! Es ging ihr in ihrem hohen Alter schlecht, Adam wurde, sagen die Gelehrten in Dschedda, ihr untreu; sie gefiel ihm nicht mehr, und so irrte sie voll Gram, von dem alten Adam verschmäht zu werden, lange herum, bis endlich der Letztere doch über sein Benehmen Reue empfand, und überall nach der Entflohenen umherforschte. Da fand er sie endlich im nahen Mekka und söhnte sich mit ihr aus, und freudig starb sie in seinen Armen, worauf er sie hier begrub in Dschedda. Er selbst aber wanderte noch einige Zeit umher, bis er seinen Tod auf der Insel Ceylon fand. Diese Sage der Muselmänner berichtet in seiner Reise nach Egypten und Nubien Edmond Combes, der das Grab selbst gesehen hat.

Ein rührender Beitrag zu den in unseren Zeiten so häufig hervortretenden süßen Geschichten der ehelichen Liebe, gibt folgende in England sich kürzlich zugetragene Begebenheit. — Ein zärtliches Ehepaar hatte einen kleinen Zwist, der durch vorher im Wirthshause reichlich genossenen Branntwein noch lebhafter wurde, so daß der Eheherr seine treue Hälfte dergestalt zusammen prügelte, daß sie ohne Lebenszeichen auf der Erde lag. Nun fand er, daß es doch eine fatale Sache sei, sein Weib todtgeschlagen zu haben. Er ärgerte sich gewaltig, und da ein Engländer zu nichts weniger Bedenkzeit braucht, als zum Aufhängen, so hing er sich an seinen Gürtel neben hin. Unterdessen war die Frau nach und nach wieder zu sich gekommen, sah des Mannes eigene Bestrafung mit großer Rührung an und raffte sich, so gut sie konnte, auf, um aus allen Kräften an den Beinen des trauten Mannes zu ziehen, indem sie mit aller Zärtlichkeit dazu sprach: „Ja, lieber Schatz! deine gute Absicht soll erfüllt werden!" Ueber dem eifrigen Ziehen riß der Gürtel, und der Gehangene, der noch nicht todt war, fiel herab, erholte sich, ließ sich die übermäßige Dienstfertigkeit seiner Frau gegen ihn verdrießen und hing sie jetzt dafür selbst an den Baum hin. Diesmal riß der Gürtel nicht, und der Mann blieb ein Witwer. Englische Juristen meinen, nach ihren Gesetzen sei die That des Mannes noch zu entschuldigen!

Erheiterungs-Salon.

Anekdote. Eine Frau in Dublin, die wegen ihrer Galanterie allgemein bekannt war, begegnete ihrem Sohne, als er wegen Straßenrauberei zum Galgen geführt wurde. „Mein Sohn," sagte sie, „ich hoffe, du wirst dir dieses zur Warnung dienen lassen."

Das kleinste Vaterland. Im Carneval saßen irgendwo drei muntere Gesellen beisammen, welche sich darum stritten, wer das kleinste Vaterland habe; von dieser Frage nämlich sollte es abhängen, welcher von diesen Dreien zechfrei ausginge. So sagte der Erste, in seiner Heimat habe man einmal in den Zeitungen ausgeschrieben, daß man den vierten Mann zu einem Carré suche, um das Contingent vollzählig zu machen. Der Zweite sagte: bei ihm daheim sei man dem großen Zollvereine weder aus politischen, noch aus Handelsgründen beigetreten, sondern in der Hauptstadt hätte man eine ausgiebig lange Kegelbahn haben wollen, und die hätte denn natürlich nicht über die Mautgrenze hinweglaufen dürfen. Endlich sagte der Dritte: in seinem Lande habe man Alles behaglich, nur müsse man vorsichtig sein im Billardspielen; denn wenn man die üble Gewohnheit habe, die Bälle zu sprengen, so habe man jedes Mal einen Paß nöthig, um dem versprengten Balle nachsetzen zu können.

D. L. S. In ein sehr besuchtes Modemagazin trat, als eben viele Käufer zugegen waren, ein elegant gekleideter Herr, der mehrere der neuesten Mode-Artikel zu sehen verlangte. „Herr Schmidt!" rief der Prinzipal dem Diener zu, an den der Elegant sich gewendet hatte „zeigen Sie dem Herrn doch auch **D. L. S.** Nro. 7." Bei diesem Zurufe lachte Herr Schmidt, und beschäftigte sich dann sehr eifrig und zuvorkommend mit seinem Kunden. Plötzlich fuhr er auf denselben zu, faßte ihn bei dem Arme und rief: „Halt, Euer Gnaden! wenn Sie das Foulard einstecken wollen, haben Sie die Güte, dies nicht heimlich zu thun!" Der Ertappte erröthete, stotterte verlegen einige Worte, und wurde endlich nach erfolgter Bezahlung ohne weitere Unannehmlichkeiten entlassen. — Ohne den Zuruf des Prinzipals würde der Diener den eleganten Dieb nicht attrappiert haben, so aber war er auf seiner Hut, denn in diesem Gewölbe bedeutet **D. L. S.** (welche Buchstaben die Kunden öfters hören): „Der Lump schnipft," und der Prinzipal erläßt diesen Zuruf, so oft ihm ein Käufer verdächtig erscheint.

Vor Kurzem bat ein Soldat seinen Hauptmann, ihm wegen Familienangelegenheiten auf einige Tage Urlaub zu geben. „Was hast du denn für Familienangelegenheiten?" fragte der Hauptmann lächelnd. „Meine Alten wollen ein Schwein schlachten," erwiederte der Soldat erröthend, „und ich esse die frische Wurst so gern."

„Welche sind die beiden berühmtesten Flüsse Schlesiens?" fragte der Lehrer einen Breslauer Schüler bei einer öffentlichen Prüfung. — „Die Oder und die Are," antwortete der Schüler fest. — „Die Are? Sie irren; besinnen sie sich!" sagte erstaunt der Lehrer. — „Nein! ich weiß es ganz bestimmt, denn wir wohnten in Breslau bei einem Kaufmann, der bekam alle Waaren entweder auf der Oder oder auf der Are."

In Wien fiel unlängst ein Arbeiter von dem Dache eines Staatsgebäudes, an dem Reparaturen vorgenommen wurden. Er hatte versäumt, sich mittelst eines Strickes zu befestigen, und Saphir, der gegenwärtig war, bemerkte: „der Mann sei wegen Mangels an Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus heruntergefallen."

Als vor einigen Monaten einem Kaufmanne das Prädikat „Kommerzienrath" ertheilt wurde, äußerte der Israelit M. in einer Gesellschaft: „Wir haben an Räthen durchaus keinen Mangel, aber ein Rath fehlt doch noch!" Man rieth hin und her, da sagte M. lächelnd: „Der Vorrath fehlt!"

Ein Gerichtshof änderte das Erkenntniß gegen einen jungen, höchst leichtsinnigen aber nicht bösartigen Verbrecher dahin ab, daß er den ihm bestimmten Tod nicht erleiden, hingegen aber auf das Schaffot geführt werden und die sämmtlichen Vorbereitungen zu seinem Tode wahrnehmen solle, um durch diese heilsame Todesangst für immer von seinem Leichtsinn befreit, dann aber begnadigt zu werden. Der gelehrte Richter, der zeitweilig an Zerstreuung leidet, publicirte dies abgeänderte Erkenntniß feierlich dem jungen Verbrecher, und man kann sich vorstellen, mit welcher Standhaftigkeit dieser nun zum Richtplatze ging, und wie wenig ihn dort seine Begnadigung überraschte.

Wie das Rauchen, so ist auch das Singen auf den Straßen zu Göttingen streng verboten, wovon man jedoch — Niemand vermag zu errathen, warum? — für Quartette eine Ausnahme gemacht hat. Ein Student brachte nichtsdestoweniger seiner Dulcinea eines Abends ein Ständchen. Von einem Polizeidiener darüber zur Rede gestellt, gab er die barsche Antwort. „Ei was wollen Sie denn? Ich singe ja vierstimmig!" — „Ach, bitte, entschuldigen Sie!" lautete die höfliche Gegenantwort.

Zwei Anekdoten von Kaiser Josef. (Aus J. N. Vogel's vortrefflichem Volkskalender für 1848. Wien. Strauß Witwe.)

Als Kaiser Josef das neue Tollhaus vor dem Schottenthore besah, fragte er den Aufseher, der ihn selbst herum führte, wie man die Narren in ihre Zellen bringen würde. Der Aufseher beachtete nicht, daß der Kaiser in der Mitte zwischen ihm und einem seiner Begleiter ging, und antwortete darauf, daß voraus der Aufseher, in der Mitte der Narr und zuletzt die Wache gehen werde. Als er dieses mehrmal wiederholt hatte, sagte der Kaiser: „Ich machte Euch nun lange genug den Narren, jetzt stellt Ihr Euch in die Mitte." Der Aufseher bat zitternd um Vergebung wegen seiner Unbesonnenheit. Josef sagte lächelnd zu ihm: „Seid unbesorgt, das hat nichts zu sagen. Seht nur, daß in Zukunft Euch es Niemand für übel nimmt."

Kaiser Josef ging einst im Augarten spazieren, als ein schöner Pudel auf ihn zulief, an ihn hinaufsprang und nicht mehr von ihm weichen wollte, trotzdem, daß er denselben zurückstieß. Da der Pudel durchaus nicht

Digitized by Google

wegzubringen war, behielt er ihn und nahm ihn mit nach Hause. Wie erstaunte er aber, als er auf dem schwarzen Halsbande mit silbernen Buchstaben geschrieben fand: „Kaiser Josef." Der Monarch war bekanntlich ein großer Freund von Hunden, daher zweifelte er auch nicht, daß dieser Pudel blos für ihn bestimmt sei. Das Anspringen und Beiihmbleiben hielt er für ein Jägerkunststück der Abrichtung. Vergebens forschte er am ganzen Hofe nach dem Urheber dieser Aufmerksamkeit. Niemand wußte etwas von ihm. Nach einem Monate ging der Kaiser mit seinem Pudel spazieren, als ihm ein dicker Fleischhauer entgegenkam. Der Pudel sprang auf denselben hinauf und liebkoste ihn. Der Fleischer streichelte ihn freundlich, nannte ihn Mussel und schien äußerst erfreut, den Hund wieder zu sehen. Josef trat scappiet zu ihm, und fragte, ob dies sein Hund sei? „Ja, Euer Majestät! ich habe ihn seit einem Monate verloren, und bin recht froh, daß ich ihn wieder habe."

„Das sah ich wohl gleich, daß der Pudel ihm gehört, weil ihn der Pudel so freundlich angesprungen hat; aber sage er mir, wie kommt er denn dazu, ihm ein Halsband mit meinem Namen zu geben?"

„Entschuldigen, Euer Majestät! es ist mein Name, ich heiße Josef Kaiser!"

Josef lachte über diese Irrung und kaufte dem Fleischer das Thier ab, welches sich auch treu an den Kaiser schloß, und ihn fortan nicht mehr verließ.

Mangel an Zeugen. Vor einiger Zeit wurde — dem Charivari zufolge, — in Glasgow ein Mädchen verhört, das eine alte Frau verwundet haben sollte. Man vermuthete indessen, die ganze Sache sei abgekartet, um dem Mädchen zu schaden. Zuerst verhörte man die Frau selbst, welche von dem Mädchen verwundet worden sein wollte und sie wurde gefragt: „Ihr saget also, die Angeklagte habe Euch die Wunde beigebracht?" — „Ja!" — „Seid Ihr fest davon überzeugt, daß es die Beklagte war?" — „Ja." — „Ganz fest?" — „Ja." — „Sah es Jemand?" — „Meine eigene Tochter hörte den Zank und sie hätte die Sache sehen können; sie war aber in die Scheune gegangen, um Stroh für die Kuh zu holen." — „Machtet Ihr Lärm?" — „Ach ja, ich schrie so laut, als ich konnte, aber Niemand hörte es." — „War denn kein Hund im Hause, der Euch hatte schützen können?" — „Ach ja, es war wohl ein Hund da, und ein sehr guter Hund; aber er ist ein englischer Hund und verstand somit die Sprache nicht." — Daß die alte Megäre nach dieser tölpelhaften Ausrede sogleich mit einem Verweise entlassen wurde, versteht sich wohl von selbst.

Ein Berliner Eckensteher, der sich heimlich von seiner Frau und seinen Kindern trennte, hinterließ folgenden lakonischen Abschiedsbrief: „Adjes Frau! Uf's Fenster liegen sechs Dreier."

Zwei Herzoginnen unterhielten sich miteinander. „Die Osterzeit ist nahe, „sagte die eine;" das fordert zum Nachdenken auf. Wir sind große Sünderinnen, was werden wir beginnen?" Ganz ruhig antwortete die andere: „Wir wollen unsere Bedienten fasten lassen."

Wie wenig Konrad Arnold Schmidt, dieser offene und treuherzige Mann, mit der Welt und ihren Verhältnissen bekannt war, schildert die nachfolgende Anekdote. Er war einst von Braunschweig in Gesellschaft Gärtners nach Leipzig gereist. Beide logierten in einem Hôtel neben einander. Eines Morgens kommt ein junges Mädchen zu Schmidt, die, ihre Noth klagend, sogleich von ihm reichlich beschenkt wird. Sie will eben sein Zimmer verlassen, als er auf dem Tische eine Rolle mit 20 Thalern erblickt, die er für seinen Freund Gärtner gegen Geld hat einwechseln lassen. In seiner Unbefangenheit bittet er das Mädchen, diese 20 Thaler Gärtnern einzuhändigen, und wundert sich nachher höchlich darüber, daß dieser das Geld nicht empfangen. — Als Schmidt sich bei dem Herzog von Braunschweig für den ihm verliehenen Titel eines Consistorial-Rathes bedankte, ward er von jenem Fürsten mit vieler Güte und Herablassung behandelt, doch da der Herzog seine Verlegenheit bemerkte, bald entlassen. — „Was führt Sie denn wieder zu mir? fragte der Fürst, als Schmidt in einigen Minuten sich wieder einstellte. — „Euer Durchlaucht!!" entgegnete Schmidt, „muß ich mich auch noch bei Ihren geheimen Räthen bedanken?" — „Nein," versetzte der Herzog lächelnd, „das ist gar nicht nöthig; genug, daß Sie sich bei mir bedankt haben."

Eine Schauspielerin reiste einst mit einer Freundin irgend wohin. Beide kehrten in ein und dasselbe Haus ein. Sie kamen erst gegen Abend an und die erstere entfernte sich auf eine Stunde; als sie wieder zurückkam, fand sie ihre Freundin nicht. Auf die Frage, wo dieselbe sei, gab man ihr zur Antwort: „Sie ist in Morpheus Armen." — „Wie," rief jene verwunderungsvoll, „hat sie eine neue Bekanntschaft gefunden?"

Friedrich der Große begegnete eines Tages einem Menschen, der ziemlich liederlich in seinem Anzuge war und der ein Gläschen zu viel getrunken hatte; dem Könige dünkte es, diesen Mann in der Kanzlei eines seiner Minister gesehen zu haben, und sein treues Gedächtniß, wie auch sein scharfer Blick hatten sich nicht geirrt. Höchst aufgebracht über das liederliche Aussehen eines preußischen Beamten, fragte ihn der König mit zorniger Stimme: „Wie heißt Er und wo dient Er?" Der Schlendrian antwortete mit betrunkenem Muthwillen: „Er heißt die dritte Person in der Declination der persönlichen Pronomina, und Er dient in der Kanzlei des Grafen Herzbergs." — „Er Schlingel will mich die deutsche Grammatik lehren, und Er weiß nicht einmal, daß der Eigenname, sobald er den Artikel vor sich hat, nicht gebeugt wird?" Bei diesen Worten, die der König, sein Mark und Bein durchdringendes Auge auf den Trunkenbold gerichtet, im Zorne sprach, gelangte der Betrunkene augenblicklich zu seiner ganzen Fassung, und mit einer Geistesgegenwart, die den König in Erstaunen setzte, entgegnete er mit wahrhaft diplomatischem Kratzfuße: „Vor Ew. königlichen Majestät muß sich Alles beugen, es mag einen Artikel vor sich haben oder nicht!"

„Nun, nun!" antwortete der König lächelnd, „Er weiß einen zufrieden zu stellen; aber zum Friedensrichter möchte ich Ihn doch nicht haben, denn Er versteht mir zu gut, die eigentliche Bedeutung der Wörter zu figürlichen zu machen. Nun geh' Er geraden Weges nach Hause, und beuge Er hinfüro das Gläschen nicht so!"

Der Thespiskarren in Ritzebüttel. Vor sechs Jahren wurde Kotzebue's „Wildfang" folgendermaßen verballhornt zur Aufführung gebracht: „Theater in Ritzebüttel. Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung heute Sonntag, den 29. August 1841, zur Erschütterung des Zwerchfells: Piff! Paff! Puff! oder der Hexensabbath, oder: Alle guten Geister loben ihren Meister, oder auf dem Blocksberge kann es nicht toller zugehen. Komisches Schau-, Lust- und Original-Possenspiel, zur allgemeinen Ergötzlichkeit, in drei Aufzügen von Pulverdampf. Personen: Frau Aurora Genovefa, Beatrice von Brummbach, brummig, aber nicht immer böser Laune, Madame Michaelis; Nantchen, ihr kleines Kind, ein wohlerzogenes Fräulein, Demoiselle Lampe; Lieschen Schnakeberger, ihre Kammerjungfer, mit Anlagen zur Verschmitztheit, Madame Munk; Beelzebub, genannt Fritz von Wellingdorst, der größte Windbeutel unter der Sonne, Herr Schmidt; Desiderius Felix, sein alter Hofmeister, der aber in den Junggesellenstand zurückgetreten, Herr Munk; Ritter Barnabas von Piffelberg, Tulipan, Nelkenhain und Hollunderblüth, ein dummer Teufel, der kein Pulver erfunden hat, Wilde; Athanasius Molkus, ein Invalide mit einem Stelzfuß aber dennoch ein gerader Kerl, Herr Witzmann; Puderbeutel, ein blaßgewordener Damenfriseur, oder ich dachte: „Wie heißt?" Herr Wraske. Ein weißer Mohr, steht draußen vor, Emil Wrede. Preise der Plätze: Erster Platz 1 Mk. Zweiter Platz 8 ßl. Anfang halb 8 Uhr präcise. F. Wilde — Einem hochgeschätzten Publiko die ergebene Anzeige, daß Musik stattfindet."

Kaiser Franz bekam von seinem Schwiegersohne, dem Kaiser von Brasilien unter Anderem auch zwei Wilde zum Geschenke, welche dem Publikum im Hofgarten gezeigt wurden. General Sch., welcher sich zum Besuche in Wien befand, ging eines Morgens früh nach dem Hofburggarten, um diese seltsamen Menschen zu sehen. Da er sich nicht zurecht finden konnte, so fragte er einen auf der Erde knieenden Mann, der Blumen pflückte, nach dem Aufenthalte der Wilden und drückte dem freundlichen alten Gärtner, ohne ihn zu betrachten einen Zwanziger in die Hand. Auf dem Rückwege betrachtet er seinen Wegweiser genauer und erkannte in ihm den — Kaiser Franz. Stotternd brachte er seine Entschuldigung hervor.

„Keine Entschuldigung nöthig, lieber General!" entgegnete der gütige Monarch, „aber den Zwanziger gebe ich Ihnen nicht zurück; es ist das erste Geld, welches ich für meine Wilden einnehme."

An einem Grabe. Da liegt er nun und arbeitet der Ewigkeit in die Hände! Er, der Vortreffliche, der Gewaltige, der Vielvermögende! Ein halbes Jahrhundert hat er gewirkt und die Erde hat ihm nichts gegeben als ein Paar lebensmüde Knochen. Noch nie hat Freund Hain der nimmersatten Verwesung solche magere Kost vorgesetzt; denn das Geschick gab ihm, der hier schlummert, keine Gelegenheit, Fett anzusetzen, und so lange er auch lebte und so viel er auch erfahren: nie hat er erlebt, daß ihm eine Weste zu enge geworden. Keines seiner Kleidungsstücke starb eines frühzeitigen Todes, sondern ging nach langem Kränkeln und Hinsiechen der schmerzlosen Auflösung entgegen. Nur drei verschiedene Röcke trug er während seines langjährigen Erdenwallens, und ohne Kränkung sah jeder dieser Röcke verschiedene Geschlechter und Moden kommen und vergehen. Mit dem Hunger stand er auf Du und Du, und die Unverdaulichkeit war für ihn ein sonderbarer Mythus. Und dennoch, welche Verdienste, welchen Einfluß hatte dieser Mann! Könige und Kaiser horchten zitternd auf sein Wort; und die unwiderstehliche Tyrannei harrte seines Ausspruches, bevor sie die Unschuld zertrat und der blinden Gerechtigkeit die Waage vor den Kopf schlug. Der feurige Jüngling, der den ersten Kuß von den bebenden Lippen der Jungfrau erbeben wollte, schaute hoffnungsvoll auf ihn, daß er ihm die unbeweglichen Worte auf die Zunge legte. Die Heuchelei, die mit dem Gewande der Demuth den frechen Hochmuth deckt; die Verläumdung, welche Honig auf der Zunge und zerstörendes Gift im Herzen trägt, die Verführung, die mit geschminkter Wange die ungeschminkte Tugend zu knechten strebt; ja sogar die weltbezwingende Dummheit, die an der Seite des Glückes siegend die Erde durchschreitet: sie alle lauschten seinem Worte. So hat er Allen gedient und ist von Allen mit Undank überhäuft worden. Kein grünes Blatt der Unsterblichkeit umflocht seine Stirne, und die Kränze, welche die begeisterte Anerkennung dem Verdienste zuwirft, blühten nicht für ihn, sondern für diejenigen, welchen er sie erringen half. Ja, man grollte ihm am meisten, wenn er seine Pflichten am eifrigsten erfüllte; und so groß sein Wirken auch war, man gönnte ihm dennoch nur den beschränktesten Wirkungskreis. So ist seine Wohnung hier kaum enger, als im Leben, wo er das Organ aller Tugenden und Laster war. Als Mensch hatte er gehungert, und wenn er je etwas satt kriegte, so war es sein Amt — das Souffliren. (Moravia.)

Digitized by Google

Caricatur.



Da steht nun ein Krametsvogel vor mir! Gut! Was habe aber ich nun zu thun? — — Halt! ich hab's! ich werde in meinem Handbuche für Jagdliebhaber nachschlagen.



Das ist zum Schlagtreffen! Der Fall kommt im ganzen Handbuche für Jagdliebhaber nicht vor!

Literatur, Kunst und Alterthum.

Nirgends, selbst nicht bei den wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen zeigt sich der menschliche Scharfsinn in einem glänzendern Lichte, als bei der Entzifferung der Hieroglyphen oder sonstigen schriftlichen Denkmale längst verloren gegangener Sprachen. Wenn wir aber die Resultate dieser Forschungen sprachlos anstaunen müssen, so bietet der Weg, um zu ihnen zu gelangen, oft viel Komisches, ja Lächerliches. Hier ein Beispiel aus der neuesten Zeit:

Im vergangenen Sommer fand man unter einem Hause der Altstadt von Marseille, zwei Fragmente einer Steinplatte, bedeckt mit Schrift, die nicht den klassischen Sprachen angehörte. Ein Maurer brachte sie dem Direktor des Museums, der sie für den mäßigen Preis von 10 Francs kaufte. Aufgestellt im Museum, lagen die zwei Stücke unerklärt mehrere Wochen. Texier, der kühne Erforscher Kleinasiens, kam auf seiner Reise nach Marseille, besuchte das Museum und erkannte auf der Stelle in den Charakteren der Fragmente eine phönizische Inschrift, deren Wichtigkeit ihn sein Takt fühlen ließ. Er nahm schnell eine doppelte Durchzeichnung, schickte die eine an den Minister des öffentlichen Unterrichts und nahm die andere nach Algier mit, wohin ihn eine wissenschaftliche Mission führte. Hier traf er mit Nikoly Limbery, dem Dolmetscher am Gerichtshofe, zusammen, welchem er von der Entdeckung sagte, und die Zeichnung übergab. Limbery machte sich an die Interpretation des Textes und in der Voraussetzung, ein Stück aus der Geschichte Marseille's hier zu finden, glaubte er einen Handelstraktat zwischen den Karthagern und Massiliern vor sich zu haben. — Ein gelehrter französischer Orientalist, F. de Sauley, entzifferte das nach Paris geschickte Exemplar und machte seine Uebersetzung in der Revue des deux mondes bekannt. Die Inschrift besteht aus 21 Zeilen; wir geben nur die ersten drei Zeilen beider Uebersetzungen, und stellen sie zur bessern Vergleichung zeilenweise einander gegenüber.

1. Zeile nach Limbery: „Auf Wunsch und Verlangen des Senates und Volkes der Matsalum (Marseiller) wurde durch das Orakel im Heiligthume des Tempels die Ungerechtigkeit bekannt gemacht, welche König Balhanasar geübt hat. Man hat deshalb berathschlagt, und dieser Vertrag wurde veröffentlicht in der Absicht, sich durch die Bande der Freundschaft mit denen zu verbinden, die den Belus verehren, und dem Sohne Baals Opfer zu bringen, um von ihm einen glücklichen Erfolg zu erlangen."

Dieselbe Zeile nach Sauley: „Challas (Baal) der Suffet, Sohn des Bedtanit, Sohn des Bed . . ."

2. Zeile nach Limbery: „Es wird beschlossen, daß man dessen Gebote beobachte, und man verpflichtet sich, die Hände im Blute des Alam, Sohnes des Balhanasar zu waschen. Dieses Versprechen wird von einem feierlichen Eide begleitet sein, einem Eide, der die Treue verbürgt, welche die Kartabaduth (Karthaginienser) den Matsalum zugeschworen haben."

Dieselbe Zeile nach Sauley: „Der Suffet, Sohn des Bedachnum, Sohn des Challasbaal und . . ."

3. Zeile nach Lymbery: „Und wenn dieser Eid und dieser Vertrag veraltet sein werden, so sollen sie von neuem geordnet werden, und ihr, Marseiller, zittert nicht und fürchtet nicht, wenn er ewig vor euren Augen bleibt auf dem Steine, der die Steuern, Verpflichtungen und Obliegenheiten feststellt, welche ihr gegen die ausgezeichneten Männer unserer Nation zu beobachten habt, und die Gerechtigkeit und Billigkeit, von denen beobachtet, welche die Reise um die Welt machen, um sich die Freundschaft der Nationen zu verschaffen, und dies durch ihre Weisheit."

Dieselbe Zeile nach Sauley: „Für einen Stier vorgeschriebenes oder Dank-Opfer; für das Opfer muß jedem Priester 10 Silberschekel entrichtet werden, außer dem Werthe des Opfers."

Man muß gestehen, die beiden Uebersetzungen bieten wenig Analoges: wer hat nun recht? vielleicht Keiner.

Entdeckungen und Erfindungen.

Ein Engländer hat einen „Meilenzeiger" erfunden, eine Vorrichtung, welche, beim Fuhrwerke angebracht, die Meilen angibt, die dasselbe zurückgelegt hat.

Die Tschulik'sche Setzmaschine. Ueber diese merkwürdige Erfindung, deren zuerst vor mehreren Monaten in öffentlichen Blättern Erwähnung geschah, lesen wir jetzt im Humoristen: Am 15. September ist die erste Buchdrucker-Lettern-Setz- und Ablegemaschine nach dem Systeme der Herren Wurm und Tschulik, in der mechanischen Werkstätte des Erstern erbaut, nach dem Orte ihrer Bestimmung, New-York, von Wien abgegangen. Auf dem Wege bis dahin wird sie vorerst noch einen Tag in Leipzig aufgestellt werden. Den Grundgedanken der Lettern-Setzmaschine entwarf bekanntlich Tschulik; allein seine Erfindung würde nie das Licht der Oeffentlichkeit erblickt haben und zu jener Stufe der Vollkommenheit gereift sein, auf der sie jetzt steht, wenn er sich nicht mit dem geschickten Mechaniker und Ingenieur, Franz Xav. Wurm verbunden hätte. Dem Scharfsinne und der Beharrlichkeit des Letztern namentlich gebührt das Verdienst, die Lettern-Setz-Maschine nicht nur in ihrer gegenwärtigen vollendeten Anwendung in's Leben gerufen, sondern auch durch Errichtung der Ablege-Vorrichtung erst vervollständigt und völlig brauchbar gemacht zu haben. Die Erfindung ist bereits für die Nordamerikanischen Staaten, um eine sehr bedeutende Summe angekauft; wegen ihrer Acquisition für England sind Unterhandlungen eingeleitet. Wir können mit voller Zuversicht aussprechen, daß diese Erfindung in der Typographie Epoche machen wird. Als Beleg des Gesagten dürfte es vorläufig genügen, hier die wesentlichsten Punkte des gutachtlichen Berichtes hervorzuheben, den eine von der Gesellschaft, welche die Erfindung für Nordamerika ankaufte, aus Sachverständigen gebildete Commission abgegeben hat. Dieselbe erklärte Folgendes: Sämmtliche Vorrichtungen sind äußerst dauerhaft, für den Fabriksarbeiter geeignet und für kunstlose Handgriffe berechnet. Das Lettern-Auge wird sowohl beim Setz- als Ablegegeschäfte mehr geschont, als

es gegenwärtig der Fall ist. Beide Vorrichtungen erfordern keine größern Kenntnisse, als die bei gewöhnlichen Arbeitern vorkommenden; sind Setzer und Ableger geübte Spieler, so leistet die Maschine in der That Außerordentliches. Sämmtliche Bewegungen sind weit weniger ermüdend, als die bisher gewöhnlichen, sowohl der Setzer als der Ableger strengt sein Auge weniger an. Letzterer liest den abzulegenden Satz in derselben Ordnung, als er entstanden ist, mithin braucht er nicht rückwärts zu lesen, und gewinnt durch die erste Sylbe den Ueberblick über die Folgenden, braucht also weniger Uebung als unsere gegenwärtigen Ableger. Die Uebertragung, Wendung und Stellung der Lettern geschieht mit größter Sicherheit. Die Verrichtungen auf dem Setzbrett geschehen durch die Maschine allein, erfordern durchaus keine Ueberwachung; ja, die Maschine rückt selbst Zeile für Zeile vor und macht den Spielenden auf die Nothwendigkeit eines neuen Setzbrettes aufmerksam. Die Ablegemaschine nimmt einen Satz von 100 Quadratzollen auf, legt dieses Quantum ohne Wortzertheilung, ja sogar mehrere kurze Wörter mit einem einzigen Drucke ab, macht den Ablegenden auf jeden Irrthum aufmerksam, und gestattet durchaus nicht, daß ein Buchstabe in ein anderes Fach gerathe, als in welches derselbe gehört. Kaum abgelegt, passen die Lettern-Reihen bereits zur Verarbeitung für die Setzmaschine. Zur Bedienung der Maschinen sind: a) ein Setzer, b) ein Ableger, c) ein Zwischenmanipulant nothwendig. Letzterer kann auch ein Knabe sein; ja es kann die gegründete Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß wohlunterrichtete Knaben auch zum Setzen und Ablegen für diese Maschinen verwendet werden können. Ein halbgeübter Setzer setzt in einer Stunde 12000 Lettern, ein geübter 14 bis 15000 (gegenwärtig setzt ein geübter Setzer 1500 bis 2000 Lettern in der Stunde); ja, durch einen geschickten Tastenspieler steht mit der Maschine sogar die Möglichkeit vor Augen, dem Redner im Parlamente das Wort vom Munde in Lettern zu setzen, und nach dem Schluße der Sitzung die Verhandlungen dem Publikum gedruckt liefern zu können. Die bereits bekannten Lettern-Setz-Maschinen der Herren Gubard, Delcambre, Kliegl und Rosenberg werden von der Wurm-Tschulik'schen Erfindung weit übertreffen, diese steht als durchaus originelle Erfindung da. Dadurch, daß der Setzkasten keine Aufsicht braucht, der Ableger auf seine Irrungen von der Maschine selbst aufmerksam gemacht wird, das Geschäft des Ablegens dem Geschäfte des Setzens im Betreff der Schnelligkeit entspricht und ein geübter Setzer zugleich ein geübter Ableger ist, also eigentlich nur eine einzige Uebung erforderlich wird und die Ermüdeten sich wechselseitig ablösen können, sind die großen Schwierigkeiten, die der Erfindung einer vollkommenen Maschine bisher entgegenstanden, glücklich beseitigt. Als Gewährleistung für das Gesagte spricht noch die Thatsache, daß Herr Wurm bereits eine zweite Maschine nach demselben Systeme auf Bestellung und für Rechnung des Herrn Brockhaus in Leipzig in Arbeit hat und nach deren Vollendung sogleich eine dritte für die k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien in Angriff nehmen wird.

Der Mathematiker A. T. Vogel in Leipzig hat ein hydrostatisches Perpetuum mobile d. h. eine unaufhörlich sich von selbst bewegende Triebfeder für alle stabilen Maschinenwerke entdeckt.

Ein englischer Mechaniker hat eine Dampfmaschine erfunden, welche den Zweck hat, die Wiege seines neugeborenen Kindes im Gang zu halten; die ganze Maschine, einschließlich ihres Kessels, hat nur 16½ Zoll Länge.

Neue Art, Zähne auszuziehen. Eine alte Frau beklagte sich bei ihrem Nachbar, einem Hufschmiede, über heftige Zahnschmerzen. „Das thut nichts," sagte der lustige Schmied, „ich will Euch schon davon helfen." Der improvisirte Zahnarzt legt der Patientin um den kranken Zahn einen Drath, welchen er mit dem andern Ende an seinen Amboß befestigt; dann geht er mit der phlegmatischesten Miene von der Welt an sein Feuer, holt mit der Zange ein glühendes Stück Eisen daraus hervor und fährt der Kranken damit so plötzlich unter die Nase, daß die Alte mit einem Schrei des Entsetzens zurückprallt und den Zahn am Amboß zurückläßt.

In Dingler's „Polytechnischem Journal" wird eine neu erfundene Maschine zum Schutz der Felder gegen Wild beschrieben. Sie besteht aus einer Art Uhrwerk, das in regelmäßigen Zeiträumen Hämmer in Bewegung setzt, die auf Zündhütchen fallen und dadurch Ladungen von Schießpulver entzünden, welche einen beliebig starken Knall hervorbringen.

Rettungs-Apparat für Schiffe. In Havre hat man Versuche angestellt mit einem neuen Rettungs-Apparate für Schiffe, welche sich in einer Entfernung von mehr als zwei hundert Metres vom Hafendamme in Gefahr befinden. Dieser Apparat besteht in einem länglich runden Körper, der vom Hafen auf das in Gefahr befindliche Schiff geschossen wird, und aus welchem sich, während er durch die Luft fliegt, eine Schnur entrollt. Eine ähnliche Vorrichtung, die sogenannte Rettungsbombe, ward schon vor einigen Jahren versuchsweise angewendet. Dies war eine gewöhnliche Bombe mit einem Ringe, an welchem ein Seil von beliebiger Dicke befestigt ward. Man warf die Bombe, und das Seil entrollte sich auf einer am Ufer angebrachten Winde. Auf diese Weise wurde die Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Ufer hergestellt. Diese Rettungs-Bombe hatte aber auch den Nachtheil, daß sie dem in Gefahr befindlichen Schiffe oft großen Schaden zufügte. Dies soll bei dem neuen Rettungs-Apparate nicht der Fall sein. Diese Vorrichtung ist so sinnreich, daß sie hier wohl kurz beschrieben zu werden verdient. Eine cylinderförmige Spule, welche sich leicht abwickelt, wird an einen hölzernen oder metallenen Cylinder gesteckt. Das eine Ende der Schnur ist an diesem Cylinder, das andere Ende hingegen an einer zweiten Spule befestigt, welche am Ufer aufgestellt ist, aber sich ebenfalls leicht abwickelt. Man schießt den Cylinder aus einer Kanone, welche mit 80 oder 100 Grammen Pulver geladen ist, wobei man jedoch, der Vorsicht wegen, einen hölzernen Stöpsel hinter den Cylinder schiebt, weil sonst die Schnur leicht Feuer fangen könnte. Während das Wurfgeschütz eine parabolische Bahn durch die Luft beschreibt, entrollen sich die beiden Spindeln gleichzeitig, und wenn der Cylinder in's Meer fällt, hat sich die Schnur gewöhnlich schon ganz abgewickelt, und die Oeffnung, durch welche sie lief, ist durch einen am Ende derselben angebrachten Korkstöpsel verschlossen. Der hohle Cylinder ist also geschlossen, und schwimmt wegen seines geringen specifischen Gewichts, da die Luft nicht eindringen kann. Die Versuche, welche in Gegenwart von See-Offizieren angestellt wurden, sollen vollkommen gelungen sein. Der Erfinder dieses Rettungs-Apparates heißt Delvigne. (Theaterz.)

Als in Deutschland die Bereitung einer Art Baumwolle aus Tannennadeln entdeckt wurde, wünschte die Liefländische Oekonomische Gesellschaft in den Besitz eines für Rußland so nützlichen Geheimnisses zu gelangen. Es ist nun Herrn Stromme, Professor der Architektur an der Dorpater Universität, gelungen, dieses Geheimniß aufzufinden, und die Proben von Waldwolle, die er geliefert hat, eignen sich vollkommen zu Pferdedecken, Teppichen und Matratzen, zumal in Hospitälern, da ihr Harzgeruch alles Ungeziefer entfernt; am wichtigsten aber ist, daß sich aus diesem Materiale dicke Pappe zu Dächern und grobes Packpapier bereiten läßt.

Naturhistorisches.

Der Kaiser oder Schwertfisch, Bewohner und Beherrscher des ostindischen Meeres, ist 20 bis 30 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß hoch. In ein sechsfüßiges, breites, zweischneidiges, eisenhartes Knochenschwert endet sein Maul. Die Waffe dient ihm, die Herrschaft in seinen Revieren unumschränkt zu behaupten. Deßhalb, sagen die französischen Matrosen, führe er den Namen „Kaiser". Sie nennen ihn auch scherzhafter Weise den Napoleon der See, so wie sie dem Wallfisch, wegen seiner friedlichen Gesinnungen, den Namen Louis Philippe beigelegt haben.

Mehrere hundert Zähne, die äußerst scharf und gefährlich sind, zieren des Schwertfisches ganzen Rachen. Er verfolgt Fische jeder Art. Die größten sind ihm die beachtungswerthesten. Jedoch verfährt er dabei mit gehöriger Vorsicht.

Zwischen dem so selten gesehenen Hydrarchos (vulgo: große Meeresschlange) und dem Schwertfisch findet der Unterschied statt, daß jener sich stets allein gezeigt hat, während dieser beständig in ansehnlicher Gesellschaft reist. Seine Familie begleitet ihn; Weibchen und Junge sind ihm nützliche Helfershelfer. Sie verfolgen gemeinschaftlich, wie Hunde einen Hirsch, ihre Beute, — am liebsten den Wallfisch. Theils mit ihren Spießen, theils mit den Zähnen zehren sie an ihm, dem zunächst Fliehenden und in Todesangst erst sich Wehrenden. Flucht und Widerstand ermüden ihn aber zuletzt. Er kommt auf die Oberfläche, um nach Luft zu schnappen. Der Augenblick, wo der Wallfisch den Rachen aufsperrt, wird benutzt, ihn durch Einführung der Schwerter in den offenen Schlund zu durchbohren. Die Zunge des Besiegten wird dann der Sieger schätzbarste Belohnung. Zuweilen verzehren sie auch, zum Dessert, das Haupt. Nur wenn es zu faulen anfängt, verlassen sie es. Daher werden auf der See Wallfische gefunden, denen Zunge oder Kopf fehlt.

Ohne große Kraftanstrengung, ohne Getöse von beiden Seiten geht übrigens ein solcher Kampf nicht vorüber. Des Schwertfisches Waffe erschallt scharf klingend bei jedem falschen Stoße auf des Wallfisches stahlharte Haut. Des Wallfisches Schläge mit dem Schwanze heben ganze Wellen und vernichten manchen zu nahen oder zu kühnen Feind. Aus seinen Nasenlöchern strahlt brausend das Wasser empor; aus seinen Wunden fließt stromweise das Blut und färbt das Meer. Zuweilen taucht plötzlich dann der Wallfisch in den tiefen Abgrund hinab und kommt mit der Schnelligkeit einer Rakete wieder oben zum Vorschein. Das Wasser rauscht, wogt, knallt um ihn herum. Seinen Feind wird er jedoch nicht los; sogar wenn der Unterliegende in seiner Verzweiflung eine Zuflucht an der Küste sucht, schreckt die Nachbarschaft des Landes den Schwertfisch nicht ab. Er strandet mit dem Wallfisch, wenn der Wallfisch stranden will. Dies zu vermeiden, folgen sich aber die Stöße der Schwerter schneller, werden heftiger und mit ihnen das Toben. Wer es einmal gehört, vergißt es nie.

Der Schwertfisch begnügt sich nicht damit, in seinem Reiche gegen lebende Wesen zerstörend aufzutreten. Jeder Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers erregt seinen Zorn. Er verfolgt die Schiffe und versucht ihre Wände. Leistet ein gehöriger metallener Schutzbeschlag seinen rastlosen Stößen nicht unüberwindliche Gegenwehr, so findet er bald Mittel, beträchtliches Unheil anzurichten. Das festeste, dickste Holz gibt seinem Schwerte nach. Er versteht dieses zwischen den Fugen geschickt einzuführen und so lange als Bohrer herumzudrehen, bis es bequem aus- und eingeht. Da alle Mitglieder einer solchen Kaiserschaar dicht neben einander die nämliche Fuge besetzen und bearbeiten, so wird bei Vollendung ihres Werkes, aus verschiedenen kleinern Löchern, die einzeln vielleicht zu verstopfen gewesen wären, ein

Digitized by Google

größeres, das Wasser gierig und massenweise aufnehmendes Leck, gegen welches alle menschlichen Vorkehrungen und Hilfe gewöhnlich scheitern. Ehe es vollendet ist, wird man es selten gewahr. Das Geräusch des Wassers, des Windes und des fahrenden Schiffes verhindert es, daß die verderblichen Anstrengungen des Schwertfisches vernommen werden. (M. f. d. L. d. A.)

Völkerkunde.

In mehreren aus authentischen Quellen gezogenen Mittheilungen an die Pariser Akademie der Wissenschaften über chinesische Gewerbthätigkeit und den Zeitpunkt der Einführung gewisser Erfindungen bei denselben, führt Stanislaus Julien an, daß dieselben 2000 Jahr vor Chr. die Kultur der Seidenraupen kannten; 1000 Jahr vor Chr. die Magnetnadel zur Orientirung auf Land- und Wasserreisen benutzten; 400 J. v. Chr. hatten sie ganz aus Eisen konstruirte Schiffe; 200 J. v. Chr. Tinte und Schreibpapier, so wie Schießpulver. Nach Chr. G. ist bei ihnen seit 581—593 der Druck mit Holzformen, seit 904 der Steindruck, seit 1041—1049 der Druck mit beweglichen Typen bekannt; ferner das Porcelan seit dem 8. Jahrhundert, die Gasbeleuchtung und Heizung mit dem aus der Erde hervorquellenden Gase, das man auf bedeutende Entfernung fortzuleiten verstand; die Kettenbrücken, Feuerspritzen, Spielkarten (seit 1120), das Papiergeld (seit 1260—1341), u. s. w. Auch die artesischen Brunnen sind ihnen schon seit Jahrhunderten bekannt, und sie bedienen sich beim Graben derselben einer bessern Methode, als die Europäer, indem sie zum Bohren ein Seil gebrauchen, an welchem unten eine schwere eiserne Bohrmaschine befestigt ist; sie bohren damit bis auf eine Tiefe von 3000 Fuß und noch mehr. — Je mehr man, in Folge der neuen Verhältnisse zu Europa, die Chinesen kennen lernt, desto interessanter erscheint ihre Vergangenheit und desto bedauernswürdiger der Stillstand aller Kultur, der daselbst eingetreten.

Statistisches.

Im verflossenen Jahre sind auf sämmtlichen europäischen Eisenbahnen mehr als 16½ Millionen Menschen, und nahe an 32 Millionen Centner Frachtgüter befördert worden. Dies gab eine Brutto-Einnahme von 23 Millionen Gulden, also 7 Millionen mehr als im Jahre 1845.

Volkszahl Italiens. Das ganze italienische Volk, als Sprachgenossenschaft, ist 25½ Mill. Köpfe stark. Von denselben gehören 6 Mill. fremden Staatsverbänden an, nämlich 5,400,000 zu Oesterreich (5 Mill. wohnen im lombard. venez. Königreiche); 350,000 zu Frankreich (230,000 in Korsika); 128,000 zu England (auf Malta und den Siebeninseln); und 123,000 zur Schweiz (meistens im Kanton Tessin). Die unter eingeborenen Regierungen lebenden 19½ Mill. Italiener auf 4780 Quadratmeilen vertheilen sich wie folgt: Neapel 8,400,000; Sardinien 5 Mill.; Kirchenstaat 3,250,000; Toskana 1,600,000; Parma 540,000; Modena 516,000; Lucca 185,000; San Marino 8,600.

Frankreich erzeugt im Durchschnitt jährlich 37 Millionen Hectoliter Wein. Von 1841 bis 1845 wurden 162,223 Hect. nach England, 685,989 nach den Hansestädten, 359,807 nach Holland, 202,881 nach Rußland, 399,279 nach Amerika, und 5,347,821 nach andern Ländern ausgeführt. Champagner verbraucht Frankreich durchschnittlich jedes Jahr nicht mehr als 2,500,000 Flaschen, während 4,500,000 Flaschen in's Ausland gehen. Am 1. April d. J. war in Frankreich ein Vorrath von 22,817,971 Flaschen Champagner vorhanden und zwar über 6 Millionen in Rheims, über 7 Millionen in Chalons und beinahe 10 Millionen in Epernay.

Die Zahl der Katholiken des ganzen Erdbodens. In Europa gibt es, nach der Zählung der Propaganda, 125 Millionen Katholiken, 108 Erzbischöfe, 409 Bischöfe; in Asien 1,200,000 Katholiken, 25 Erzbischöfe und 9 Bischöfe; in Amerika 26 Millionen Katholiken, 12 Erzbischöfe und 67 Bischöfe; in Afrika 800,000 Katholiken, 12 Erzbischöfe und 9 Bischöfe; in Oceanien 300,000 Kath., 2 Erzb. und 5 Bischöfe. Dazu kommen noch jene Katholiken, die unter apostolischen Vikariaten und Präfekturen stehen, und deren in Europa 3½ Millionen, in Asien 240,000, in Amerika 1½ Million, in Oceanien 60,000 gezählt werden. Die Summe aller Katholiken in Europa beträgt sonach 128½ Millionen, und auf dem ganzen Erdkreise gegen 166 Millionen.

Nach so eben veröffentlichten ämtlichen Aktenstücken bestand das Personal der brittischen Marine am 1. Julius aus 2 Flotten-Admiralen, 30 Admiralen, 45 Vice-Admiralen, 75 Contre-Admiralen, 561 Kapitäns, 879 Kommandanten, 2400 Lieutenants, 387 Schiffsmeistern, 132 zweiten Schiffsmeistern, 340 Steuermännern, 594 Gesundheitsbeamten, 462 Rechnungsbeamten, 255 Kommis, 40,000 Matrosen, 2,000 Schiffsjungen und 12,500 Marinesoldaten. Der Marine-Etat begreift 678 Kriegsschiffe von 1 bis 120 Kanonen, worunter 165 Dampfschiffe von 150 bis 750facher Pferdekraft sind.

Allerlei Curiosa.

Der Küster von Winkleigh bekommt jährlich eine Guinee, wofür er täglich die Kirchenuhr aufziehen muß. Um diese Summe zu verdienen, muß der Mann jährlich 102 englische Meilen zurücklegen, 29,000 Stufen auf- und absteigen und 18 Tonnen Last 26,000 Ellen hoch aufwinden.

Der Theaterzeitung zufolge soll ein zweiter Paganini entstanden sein. In einer der entferntesten Vorstädte Wiens soll ein Mann leben, schon im reifen Alter stehend und ein Böhme von Geburt, der das Außerordentlichste, Niedagewesenste auf der Violine hervorzaubert. Sein Spiel soll das Höchste in sich begreifen, was Virtuosität und Gediegenheit der Composition zu leisten vermag. Ueber seinem Schicksale liegt ein undurchdringlicher Schleier, und dies ist um so geheimnißvoller, als er ein höchst intelligenter, durchgebildeter Mensch sein soll, und nicht in ärmlichen Verhältnissen lebt, obgleich seine Lebensweise durchaus abgeschlossen von allem Menschenverkehr ist. Und diese räthselhafte Erscheinung soll heuer im Concertsaale auftauchen.

Am 5. August l. J. hatte der Gemeindeschäfer M. Zink von Lanzendorf, Landgericht Berneck in Baiern, nach einem starken Gewitterregen 105 Stück Schafe, im Werthe zu beiläufig 550 fl., welche den Bewohnern von Lanzendorf gehörten, in einem Pferdstalle zur Uebernachtung untergebracht, welche des andern Morgens sämmtlich todt aufgefunden wurden. Der Schäfer beging die Unvorsichtigkeit, den Pferdstall nicht zu lüften, und die sämmtlichen Schafe, durch den Gewitterregen ganz durchnäßt, erstickten durch die Ausdünstung und Mangel an frischer Luft.

Wegen eines Stückes Eisen, das nicht mehr als 8 Groschen im Werth hatte, wurde in einem Dorfe nächst Fünfkirchen Jemand, der deshalb des Diebstahls angeklagt wurde, vor die Ortsjustiz gebracht, zu 6 Stockprügeln verurtheilt, die er aber, weil alle Geschworenen die Strafe einhellig erkannten, so vielmal wiederholt bekam, so viele Geschwornenstimmen im Orte waren, weil ein jeder für sich der Gerechtigkeit ihren Tribut zahlen wollte. — Das Volk wollte auch Theil haben an der Execution, schleppte den Achtgroschen-Eisendieb, nachdem er seine Sitztheile bereits durchgebläut bekommen hatte, zum Schmied, warf das Eisen in's Feuer, bis es glühend wurde, und brannte damit dem Eisendieb das Fleisch aus — für 8 Groschen. (Pannonia.)

Wie die Juden in Prag die Geburt Kaiser Josefs II. feierten. Unbeschreiblicher Jubel erfüllte die weitgedehnten Staaten der österreichischen Monarchie, als die Kaiserin denselben einen Prinzen, Josef, den Unvergeßlichen, geboren hatte. Allenthalben donnerten die Freudensalven und jede Stadt wetteiferte, es im Frohlocken einander vorzuthun. In diesem allgemeinen Jubel blieb Böhmens Hauptstadt, und insbesondere die dortige Judenschaft, nicht zurück. Diese zog festlich mit wallenden Fahnen und klingendem Spiele auf; in den Sinagogen ward gebetet, und der Vice-Primator Simon Wolf Frankl vertheilte Almosen gleicherweise an christliche wie an jüdische Arme. Am Abend war die ganze Judenstadt erleuchtet, und vor dem jüdischen Rathhause floß Wein und Bier.

Ihr Hauptfest jedoch beging die Judenschaft erst nach den glücklich beendigten sechs Wochen der Kaiserin; es war ein höchst originelles Volksfest, wegen seiner Jovialität und Scurrilität gleich denkwürdig.

An dem bestimmten Tage war aller Handel und Wandel eingestellt, der Trödelmarkt blieb geschlossen, die Gassen der Judenstadt wurden gereinigt und die Fenster mit Teppichen behängt. Drei Thore der Judenstadt waren zierlich austapezirt und mit Musikbanden besetzt, um die ankommenden Fremden mit Trompeten und Pauken zu bewillkommen.

Um drei Uhr Nachmittags setzte sich ein Festzug in Bewegung, der die Judenstadt weniger als eine Corporation, denn als ein eigenes Volk ernst und scherzhaft zugleich präsentirte.

Voran schritt ein jüdischer Post-Briefträger; zwei Trompeter folgten ihm, und hinter diesen sechs jüdische Laufer in großer Galla. Dann kam der Anführer des Zuges, der Primator Frankl, auf einem schulmäßigen Pferde mit einer silbergestickten Schabracke von Ponceaufarbe, in voller Grandezza; ihm zur Seite paradirten die stattlichen Heiducken, hinter ihm sein Unterkommandant, David Löbl Kuh, ebenfalls von Heiducken begleitet. Hierauf kamen die Geschworenen, Gemeinschreiber und Schulklöpper, im höchsten Staat, unter den Letzteren ein Greis von 88 Jahren mit einem zinnernen, und ein Anderer mit vergoldetem Schulhammer. Diesen folgten die jüdischen Gelehrten, denen Musikanten vortraten, die auf dem Waldhorn lustige Jagdstücke bliesen; hinter ihnen zwei Colonnen jüdischer Studenten mit silberbeschlagenen Büchern, jede angeführt und beschlossen von Berittenen mit der Partisane am Bügel.

Nun erschienen die fremden Lehrer, unterschieden durch besondere Barrete mit dem Buchstaben P; hinter ihnen eine lustige Rotte zu Fuß, freudig in die Welt hineinguckend. An diese schloß sich der Judendoktor Moses Salomon Gumpert, dem ein Laufer und zwei als alte langbärtige Türken verkleidete Männer gravitätisch voranschritten; bei ihm befand sich sein Sohn, der das Testimonium facultatis medicae des Vaters zur Schau trug. Neben dem Doktor ging der Apothekers-Sohn mit der jüdischen Apothekerbüchse, und alle National-Bader folgten. Jetzt erblickte man den Schulkantor, dem ein Positiv vorgetragen wurde, worauf er an verschiedenen Orten einen Segenswunsch für das durchlauchtigste Erzhaus spielte. Arme Waisen aus der Anstalt des Primators Frankl, stimmten dabei den 72. Psalm an. Ein achtzigjähriger jüdischer Spielmann, sonderbar genug, als alte Frau verkleidet, blies das Fagott und alle andern Spielleute seines Glaubens folgten ihm, mit dem Vivat auf den Hüten und der großen Zunftkanne; dann schritten die jüdischen Metzger einher, ein drittehalb Ellen hoher Schlüssel wurde ihnen vorgetragen.

Digitized by Google

Hierauf sah man zwei jüdische Gaukler, sie gingen auf den Händen statt auf den Füßen, setzten bloße Degen an die Brust und an die Augen, und machten die tollsten Sprünge. Ihnen angereiht waren die jüdischen Kürschner in kostbaren Pelzen, mit zwei Schilden vom edelsten Rauchwerk, worin die Bilder Maria Theresiens mit Josef in der Wiege, und der Schild David's zu sehen waren; auch eine Menagerie kam zum Vorschein; ausgestopfter wilde Bestien und ein Jäger dabei, der von Ort zu Ort lustig drein knallte.

Die jüdischen Schneider zogen auf mit Fesseln und klingendem Spiele, die Posamentirer, die Schuster mit einem riesenhaften zinnernen Stiefel, ein prächtiger Zug ungarischer Lanzenreiter, und ein anderer, glänzender Husaren.

Nach ihnen sah man einen Juden, als Dame kostbar gekleidet auf einem schönen Zelter, neben ihr ein zärtlicher Ritter mit allen galanten Manieren seiner Zeit.

Gleich hinter diesem zärtlichen Paare erblickte man die Hochzeitnarren, über und über mit hölzernem Küchengeschirr behangen, und statt des Hutes einen hölzernen Topf auf dem Kopfe; dann ein grüngekleideter Harlekin, hierauf mehrere Narren, deren einer als Kindsweib gekleidet, einen Knaben von vierzig Jahren an einem Gängelbande führte und ihn von Zeit zu Zeit mit Muß (Brei) fütterte. Ein Anderer machte mit einem falschen Pferde verschiedene lächerliche Posituren. Dann folgten zwei Paare wilde Männer, ferner drei ungemein dicke Vielfraße, possierlich ausgestopft, hierauf Bachus auf einem Wagen mit Satyren, und am Schlusse eine förmliche Bauernhochzeit.

Dieser abenteuerliche Zug ging aus dem jüdischen Gemeinhause, den Tummelplatz vorbei, zum Pinkel-Schulthore hinein, die daranstehende Gasse hinunter, durch die goldene Gasse, über den Platz bei den drei Brunnen des Primators vorbei, auf das jüdische Rathhaus zu. Am Abende war die ganze Judenstadt festlich und glänzend beleuchtet, und die reichern Mitglieder der Gemeinde bewirtheten die christlichen Standespersonen auf das feinste.
(Östr. Volkskalender.)

Zur silbernen Hochzeit . . . das erste Kind. In Schweidnitz lebt ein Ehepaar in einer glücklichen, kinderlosen 25jährigen Ehe. Kürzlich feierte es seine Silberhochzeit, und am Tage derselben beschenkte die Gattin ihren Gemal mit dem ersten Kinde, einem gesunden Knaben.

Besondere Aufregung in New-York verursachte kürzlich die Ankunft des chinesischen Schiffes Key-eng. Die Mannschaft besteht aus 20 Europäern und 35 Chinesen. Der mittlere Theil des Schiffes ist sehr niedrig, Vorder- und Hintertheil dagegen sehr hoch. Die Seiten sind mit weiß, schwarz und roth bemalten chinesischen Matten geschmückt. Am Bug sind große Augen gemalt, um den Matrosen an Vorsicht zu erinnern. Die Gesellschaft trägt weite Matrosenhosen, offene baumwollene Jacken und flache Mützchen auf den geschorenen Köpfchen. Die Zöpfe reichen fast bis auf die Fersen herab. Unter den Thieren auf dem Schiffe sahen wir zwei Hunde mit ganz schwarzen Zungen, die von sechsen übrig geblieben waren, und einen Affen, der allein die ganze Colonie überlebt hatte, die eingeschifft worden war. Im Salon waren chinesische Waffen, Schnitzwerke, Gemälde und andere Curiositäten aufgestellt, von denen besonders ein vergoldetes weibliches Götzenbild (Josi) interessirte. Es hat achtzehn Arme und hält in jeder Hand etwas anderes. Vor demselben stehen zwei andere Bilder, welche die Priester vorstellen sollen, von denen das eine ein Licht hält, und das andere im Gebete kniet. Der chinesische Koch gefällt sich schon dergestalt in New-York, daß er eine Kondition sucht, ein Gedanke, den ein spekulativer Yankee gewiß zu seinem Vortheile ausbeuten wird.

Erscheinung eines Haifisches vor Corfu. Am 19. Juli d. J. ereignete sich auf der Rhede von Corfu ein schauerlicher Fall, der das Volk und die Besatzung der Stadt mit Bestürzung erfüllte. Gegen 9 Uhr Abends nämlich übte sich eine Abtheilung des dort garnisonirenden 36. englischen Linienregimentes vor dem sogenannten Molo Mandrachio im Schwimmen, als man ein furchtbares Geschrei vernahm. Ein großer Haifisch war plötzlich in der Mitte von 12 Soldaten erschienen und hatte einen derselben erfaßt, mit welchem er in die Tiefe sank, um ihn zu verschlingen. Nur wenige Blutspuren zeigten bei der vollkommenen Windstille, wo das Opfer entführt worden war. Auch ein zweiter Soldat wäre bald dem Schicksale des Unglücklichen gefolgt, nachdem der Raubfisch einen Schwanzschlag auf ihn führte, der, wiewohl nur streifend, ihm eine schwere Wunde in den Fleischtheilen beibrachte. Auf den Schrei der Soldaten eilte eine Abtheilung des königlich brittischen Dampfers „Ardent“ mit Harpunen und Musketen bewaffnet, auf einer Schaluppe herbei, es war aber zu spät. Das Raubthier und sein Opfer waren für immer verschwunden. Der Haifisch, welcher gewöhnlich sich an den westlichen Küsten von Afrika aufhält, erscheint bisweilen auch im Mittelmeer. Er ist bei 30 Fuß lang und verhältnißmäßig breit, hat einen so weiten Schlund, daß er den stärksten Menschen verschlingen kann, und seine weit hervorspringenden Augen gestatten ihm, seine Beute nach allen Seiten hin zu verfolgen. Sein großer und ziemlich geometrischer Kopf hat die untere Kinnlade weit kürzer, weßhalb, wenn er eine Beute erfassen will, er sich auf den Rücken legen muß. Er führt 144 conisch geformte, je 3 Zoll lange und durch Muskeln bewegliche Zähne, die in sechsfacher Reihe die fürchterliche Waffe des Ungethümes bilden. Hat einmal ein Haifisch vom Menschenfleisch genossen, so steigert sich seine Lust darnach bis zur Lebensverachtung, und auf diese Art wird jedes dieser in's Mittelmeer dringenden Raubthiere zuletzt entweder gefangen oder erlegt. Vorzüglich das Weibchen, welches noch stärker im Baue ist, jagt dem Menschen mit Ungestüm nach, und es geschah erst im Juli vorigen Jahres, daß eines dieser Thiere bei der Verfolgung eines eben dem Ufer zuschwimmenden Fischers bei Corfu ihm mit solcher Heftigkeit nachsetzte, daß es auf eine Untiefe gerieth, von welcher es sich nicht mehr entfernen konnte. Sein donnerndes Klagegestöhn, dem Brüllen eines Löwen nicht unähnlich, machte die Wachen eines Hafenvorwerkes darauf aufmerksam, und wenige Minuten darauf verendete es unter 11 Musketenkugeln. Die Ueberreste dieses Haifisches zieren dermalen das naturhistorische Kabinet zu Corfu.

Der Streit um des Kaisers Bart. Es gab eine Zeit, wo man sehr gelehrt darüber disputirte und sich in weitläufige Erörterung darüber einließ: ob Kaiser Karl der Große einen Bart getragen habe oder nicht? Diese Untersuchung war keineswegs so unwichtig oder lächerlich, als sie zu sein scheint. Es fanden sich nämlich Urkunden vor, welche gewisse Privilegien bestätigten, und von deren Aechtheit oder Unächtheit also der Giltigkeit oder Nichtigkeit dieser Privilegien abhing. Auf einigen Siegeln derselben aber stand das Bildniß des Kaisers mit, auf andern ohne einen Bart. Darüber entstand der sehr natürliche Verdacht, daß entweder diese oder jene untergeschoben sein mußten; und es ward die wichtige Frage aufgeworfen, welche von beiden ächt wären? Diese Frage konnte aber nicht anders entschieden werden, als dadurch, daß man auszumitteln suchte, ob der Kaiser einen Bart getragen habe oder nicht. So ungerecht also der Spott über die Untersuchung war, so ist er doch in's Sprichwort übergegangen, und „um des Kaisers Bart streiten“, ist jetzt so viel, als streiten über eine Sache, die wenig Interesse hat.

Schach-Aufgabe Nro. 61.*)

Von L. S. in P.

Weiß setzt in 5 Zügen matt.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Auflosung der Schachaufgabe Nro. 60.

Weiß.	Schwarz.
Laufer von E 3 auf F 4 †	Roß von G 4 auf E 3.
Bauer „ D 4 „ E 5 †	Laufer „ F 6 „ E 5
Laufer „ F 4 „ E 3 †	Dame „ H 8 „ E 5.
Dame „ A 1 „ E 5 †	Thurm „ G 7 „ E 5.
Thurm „ B 7 „ D 7 † und matt.	

*) Diese Aufgabe läßt eine doppelte Lösung zu.



Im Jahre vierzehn hundert und zwölf.

Ein historisch-romantisches Tableau aus den Zeiten König Wenzel IV. in Böhmen, von Karl Hattwich.

I.

Ein Abend.

In stiller Glorie neigte sich ein schöner Tag zum Schlummer, die letzten Sonnenblicke umzitterten mit röthlichem Glutstrahl die Thurmspitzen des Schlosses Frauenberg, dessen stolze, gewaltige Mauern über die waldnächtigen Thalgründe trotzig und starr emporragten. Hie und da stiegen leichte Nebel aus den Tiefen zur Höhe, über den Bäumen zu einem weitgebreiteten dichten Schleier verschwimmend und wieder zu den Schatten herniederbebend, aus deren düsterem Dunkel einzelne Tannenwipfel sehnsüchtig zum Lichte aufschauerten.

Am äußersten Rande des Schloßwalles stand unbeweglich ein einzelner Mann mit über die Brust gekreuzten Händen, und starrte düster in die Dämmerung hinaus. Seine Haltung war die einer von Stürmen gebrochenen Eiche; trotz der Fülle des grauen Bartes zeigte doch sein Antlitz Furchen, wie nur Erfahrung und Gram sie in Stirn und Wangen gräbt; das lange graue Haar hing in wilder Unordnung über die Schläfe und bedeckte auch einen Theil der Stirn, unter welcher die kleinen, stechenden Augen wie glimmende Kohlen aus Asche hervorblitzten.

Er entbehrte alles äußeren Schmuckes, was seinem düsteren Wesen einen passenden Anstrich gab; nur eine lange, von dem schwarzen Hute bis über die Schultern herabwallende rothe Feder charakterisirte ihn eben so ganz besonders, wie eine ziemlich große, seltsam geformte Hacke, die ihm anstatt des Schwertes zur linken Seite hing.

Starr und unbeweglich stand er da, ein lebendiger Contrast zu der Naturherrlichkeit ringsum, die vor ihm nicht unbemerkt verdämmerte, denn seine Blicke schienen gänzlich verloren in dem glänzenden Farbenschimmer der Abendbeleuchtung.

Aber es war auch ein wunderlieblicher Abend, geschaffen, den unter Kummer und Sorgen gedrückten Geist aus dem Wuste der Alltagsgedanken zu höherem Aufschwung emporzuheben. Noch funkelte tief im Westen das Purpurroth der untergegangenen Sonne, das höher hinauf in ein lichteres Carmoisin verschmelzend, zu beiden Seiten dunkelgrüne, goldgelbe und lichtblaue Delphine schwimmen ließ, während lichtgesprengte Wölkchen hoch oben im unendlichen Luftraume sich herumtrieben.

Die Abendstunde macht mild, und der einsame Mann mit dem rauhen Ausdruck im Antlitz drückte plötzlich seine Hände an die Augen, und helle Thränen perlten über seine Wangen. Ein tiefer Schmerz nagte wohl an seinem Herzen und löste sich endlich im dumpfen Selbstgespräche auf:

„O bliebe es doch immer Nacht um mich, und würde nie ein Lichtstrahl mir gegenüber sein Antlitz berühren, daß ich, ihn erschauend, nicht doch endlich besiegt werde von böser Anwandlung und meinen Racheburst befriedige! Was that ich ihm, daß er mich so schändlich hinterging? Für ihn befleckte ich meine Hände mit Blut, seinetwegen machte ich mich verhaßt vor der Welt — und nun dieser Undank? O Heinrich, Heinrich! an dir bin ich gestrandet; aber wehe, dreimal wehe, wenn ich mich wieder ermanne!“

„Wie bist du so erregt, alter Sezima! und gibst gar nicht Acht auf deine Worte?“ ließ sich plötzlich eine Stimme in der Nähe vernehmen.

Der Angesprochene wandte sich plötzlich um und griff unwillkührlich nach seiner Waffe, ließ jedoch seine Hand sogleich wieder sinken, als er einen Vertrauten im Grase liegend erblickte, der als Söldner in der Burg diente.

„Wo ist doch deine einstige Ruhe und Selbstbeherrschung hingerathen, die dir so wohl anstand und dir sogar unsern wilden Burgherrn zum Freunde machte?“ —

„Du kannst dich wundern?“ — entgegnete Sezima mit erzwungenem Gleichmuthe; — „warst du nicht selbst der Rabe, der mit Todesnachrichten an meiner Seele vorüberflog? Banne die Wolken, die mich umschatten, wenn du es vermagst, mit einem einzigen tröstlichen Worte, nenne mir einen andern Mörder meines Lebensglückes, als jenen, den du mir bezeichnet, und meine Kraft kehrt wieder, und kein anderer Sturm soll sie brechen, als der Todesschlag!“ —

„Ich hielt dich für stärker,“ — sprach der Söldner herzutretend und dem Alten auf die Schulter klopfend. — „Muth, Muth, Sezima! nur der Schwache, der Verzagte wird seines Gegners leichte Beute; du aber bist hier der Stärkere, denn du kennst deinen Feind, nicht aber er den seinen. Was ist auch daran, daß es dieser ist und kein Anderer? Freilich wohl, es gibt Gedanken, an welche wir uns gewöhnten, und an ihnen haften wie Kinder an Spielzeugen. So ein Lieblingsspielzeug war dir auch der Ritter Heinrich; du hast dich gewöhnt, diesen Menschen zu hätscheln und zu pflegen, als wärest du seine Amme, hast selber für ihn geblutet, und das Blut Anderer für ihn vergossen,

und nun erfährst du, daß dieser Liebling dich verrathen und verkauft habe, daß er deine heiligsten Gefühle mit Füßen getreten und zu alle dem dich bei Seite verlacht habe. Nun, das Alles hast du erfahren und darob bitterlich geheult und geklagt. — Sezima! ich habe dich immer für den tüchtigsten Mann gehalten — dießmal aber bewährst du dich schlecht. Wer mich tritt, den trete ich wieder, wer mich vernichten will, den muß ich vernichten! — Ist sein Leib von Stahl und nicht gebrechlich wie jeder andere? Er hat dir dein Leben heiß gemacht, mache dafür das seine kalt." —

„So?" rief Sezima, den Sprecher starr anschauend; — „also morden soll ich ihn? — Sage mir doch, Mensch! welche Schlange hat dich geboren? sage mir, hast du je einen Menschen geliebt auf Erden? hast du je einen Freund gehabt?"

„Ich?" — entgegnete der Söldner lachend; — „du fragst mich mehr, als ich gerne beantworten möchte. Richtig erwogen, habe ich nie geliebt, liebe nicht und werde nicht lieben." —

„Dann ist dein Leben eitle Prahlerei; mir aber war dieser Heinrich an das Herz gewachsen, und mit dem Glauben an ihn ward mir auch dieses aus der Brust gerissen." —

„Du bist kindisch und schwach geworden in deinem Unglücke, alter Kriegsgefährte! und machst dich sehr lächerlich dadurch. Ich dächte, es sei ein Leben, wie das andere, wenn von schlechten Subjekten die Rede ist, und trotz der sonstigen Weisheit, die man mir an der hohen Schule zu Prag eintrichtern wollte, und trotz der Milde, die der Prediger Stiekna mir immer so warm anempfohlen, bin ich doch durch Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt, die wahre Weisheit besitzt nur der, der sich seiner Verhältnisse zu bemächtigen und sie zu beherrschen vermag. —"

„Und was kann ich thun?" —

„Nun, das bedarf doch keines entscheidenden Salomon. Erwäge doch! Wirst du den hier bitten, so lacht er dich aus, wirst du ihm drohen, so läßt er dich einsperren; das einzige nur bleibt dir — du schlägst ihn todt und nimmst was dir gehört! —

„Elender!" — rief Sezima seine Waffe hoch über dem Haupte des Söldners schwingend — „du bist bezahlt von seinen Feinden. Ah, ich durchblicke dich jetzt erst vollends, seit du mir rathest, daß ich ihn morde. Jetzt gestehe sogleich, wer dich gemiethet, oder ich werfe dich im Augenblicke den Raben da drunten als Aas vor." —

Der Söldner regte sich nicht, nur sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln und sein Blick traf verächtlich und so durchdringend die Augen Sezima's, daß dieser im Inneren erbebend, die Waffe senkte.

„Um dir nun zu beweisen, daß du thöricht seiest und zur Vernunft kommen müssest, so erwarte mich an dieser Stelle, bis innerhalb der Mauern Alles schläft. Ich übernehme die Wache auf diesem Walle. Du sollst sehen, ob ich gelogen." —

Mit diesen Worten wandte sich der Söldner um, und begab sich nach dem Inneren des Schlosses.

„Veit! noch ein Wort — Veit!" — rief ihm Sezima nach, aber jener hörte ihn nicht mehr.

Sezima blieb nun allein zurück. Der Abend dunkelte immer mehr, und schon waren die scharfen Kanten des Horizontes mit der Dämmerung völlig verschwommen, als Sezima sich in die ihm angewiesene enge Kammer zurückzog, um dort die gänzliche Nachtfinsterniß abzuwarten. Im Schlosse selbst ward es immer stiller, und bald hörte man nur die Tritte der Wachen auf den Wällen.

II.

Die Gefangenen.

Der Söldner schritt, nachdem er den alten Sezima verlassen, gerade auf die Zimmer des Burgherrn zu. Er ließ sich anmelden, um mit ihm allein Rücksprache nehmen zu können; aber dieser saß in der großen Trinkhalle mit einer Schaar gleichgesinnter Edlen beisammen, und beschied ihn sogleich zu sich.

Es war dies der Ritter Tista von Frauenberg, ein Mann, der als Räuber und Wegelagerer des schrecklichsten Rufes im Böhmenlande genoß. Seine Trinkgefährten waren ihm ganz gleich an Gesinnung und Handlungen. Sie thaten Ausfälle aus ihren Schlössern, und verpraßten das Errungene innerhalb ihrer unzugänglichen Mauern.

Als der Söldner eintrat, klangen die Pokale der Trinker eben auf das Wohl der Genossenschaft hell zusammen. Man bemerkte ihn nicht.

„Wir bleiben vereint," — rief Tista vom obersten Sitze herab, — „wir bleiben vereint, und wenn das ganze Land darob blau und gelb würde vor Zorn und Neid." —

„Wir bleiben vereint!" schrie die trunkene Genossenschaft.

„Ja wohl," sprach Tista weiter, — „auch wenn der König noch hundert solche Edikte herausgeben würde, wie das jüngste gegen uns gerichtete. Waffenrecht bleibt Waffenrecht; nicht wahr, Freunde?"

„Vollkommen richtig!" — stimmte der Chor ein.

„Er droht uns, seine Hauptleute, den Lestow oder den Jablonsky auf den Hals zu schicken! Diese sollen unsere Nester, wie er sagt, verbrennen und uns mit Mann und Maus unter den Schutt begraben."

Die Gesellschaft stimmte ein wildes Gelächter an.

„Sechzig Schock Groschen setzt er für jeden Kopf als Preis aus. Brüder, was meint ihr? Ein wahres Lumpengeld das; der meine allein ist seine tausend werth.

„Gewiß, gewiß!" — riefen Alle durcheinander.

„Wer eine unserer Burgen ohne Blutvergießen überliefert, soll sechshundert bekommen, und für jeden Gefangenen die bestimmten sechzig." —

„Viel Geld das!" — rief Městecký; — „wenn es wirklich dazu kommen sollte, wird sich Wenzel gewaltig hinter den Ohren kratzen."

„Ich zweifle, daß er so viel Geld in der Kasse habe," — nahm ein anderer das Wort, „und er wird hoffentlich von Juden borgen müssen." —

Der Söldner hatte diesem Gespräche an der Thüre unbemerkt zugehorcht, und es schien einen gewaltigen Eindruck auf ihn zu machen. — „Da gibt's wieder Geld zu verdienen," — sprach er zu sich und hielt sich wie vorhin stille.

„Es kommt nicht dazu, Freunde! es kommt nicht dazu;" — rief Tista wieder. — „Verlaßt euch nur immerhin auf mein unbezwingbares Felsennest; hier können wir den Söldlingen ruhig in's Auge lachen, wenn sie Lust bekämen, in die Mauern des Frauenbergs zu beißen. Möge Wenzel immerhin einige tausend Mann gegen uns ausschicken; hier brechen seine Krippenreiter die Hälse. Ich habe mich darauf schon lange vorbereitet und es gibt keinen Zugang nach der Burg, der nur halbwegs den Feinden dienlich wäre. Den Fußsteig, der zu der Hinterpforte führte, ließ ich von meinen Leuten zerstören und ein Felsstück so weit ausbrechen, daß über die nun gebildete Schlucht auch der längste Baumstamm keine Brücke bilden könnte. Wir lassen uns fortan nur in Tonnen herunter, und der müßte Satansflügel haben, dem es einfiele, uns zu überrumpeln."

„Aber die Ausflüge, Freundchen! die Ausflüge!" nahm Městecký das Wort; — „wenn uns einmal die Meute verfolgt — können wir alle mit Roß und Reiter sogleich und bequem in die Tonnen hinein, und hinauf fahren?"

„Dafür ist gesorgt auf geheimen, unterirdischen Wegen," — meinte Tista, — „ein Anderer findet sie nicht, und sollte er sich dahin verirren, so geht er dort auch zu Grunde."

„Das wäre nun Alles richtig versorgt," — meinte Městecký — „es bleibt uns noch zu berathen, wie wir es mit Opatowic anstellen. Ueber kurz oder lang müssen wir dort zu einem Ziele kommen, sonst schnappt uns ein anderer das Huhn vor der Nase weg, und uns bleibt das Nachschauen." —

„Wenn wir mit Opatowic glücklich fertig werden," nahm Tista das Wort — „dann legen wir uns ruhig schlafen auf unseren Lorbeern, denn wir sitzen im Trockenen. Dort gibt's Geld und Silber, daß man ein ganzes Königreich dafür erkaufen könnte; es ist nur

Digitized by Google

die Frage, wo es finden, denn auf die Ohren haben es die Opatowicer sich nicht gebunden."

„Das wird sich schon finden, Bruder Tista! wenn nur einmal das Nest in unseren Händen ist:" — rief Městecký.

Da fiel Tista's Blick zufällig auf die Eingangspforte.

„Bei allen Donnern! Wer bist du, was willst du!" — schrie der Ritter wild aufspringend und gegen Veit hinrennend.

„Das bin ich, edler Herr! dein Knecht Veit." —

„Dummer Junge du! Hätte dir bald den Schädel gespalten. Warum stellst du dich auch in Schatten und trittst nicht zu mir vor? Was bringst du? wie steht es mit Ludmila? Sage ihr, ich werde sie heute mit meinem Besuche beehren, und wenn sie viel Federlesens macht, so werde ich meine Freunde noch mitnehmen; verstehst du?" —

„Ich verstehe wohl, Herr! doch habe ich dir noch Etwas zu sagen."

„Nun; heraus damit." —

„Nur dir allein, Herr! die Wände haben Ohren." —

„So komm, aber mache es kurz;" — sprach Tista mit Hast und wandte sich nach einem Nebengemache, wohin Veit der Söldner ihm folgte.

„Nun, was gibt's?"

„Das Mädchen droht, wenn du oder einer der anderen Herren da einen Fuß in ihr Gemach setzet, von der Höhe ihres Fensters in den Burggraben sich hinabzustürzen." —

„Teufel! — Und das wäre sie fähig zu thun?"

„Ohne Zweifel, sie ist entschlossen genug dazu."

„Du mußt es zu verhindern trachten."

„Herr, wie ist das möglich? Wenn ich in die Stube träte, thäte sie dasselbe; sie hat mir's durch die verschlossene Thüre verkündigt."

„Du mußt ein Mittel finden!" rief Tista mit dem Fuße stampfend. — „Ich sage dir, du mußt — und kein *aber*!"

„Darf dein Knecht noch eine Bitte vorbringen?"

„Nur kurz, und vergiß nicht, worauf du jetzt vorzüglich zu sinnen habest." —

„Du hast mir, edler Herr! an jenem Tage, wo wir Ludmila in dein Haus brachten, eine Entschädigung zugesagt. Dürfte ich dich nicht bitten, daß du dein Versprechen haltest?"

„Ah, du erinnerst mich zeitlich; — allein die Sachen stehen so, daß ich noch eine Bedingung zuzusetzen habe. Trachte, daß Ludmila das Gemach verlasse. Wenn du *das* bewirkst, dann melde dich wieder."

„Ein schweres Stück Arbeit, das, edler Herr! und wohl werth, daß du noch Etwas daran setzest." —

„Sei es denn; auf zwanzig Schock Groschen über das Frühere kömmt es mir nicht an."

„Ich habe dein Wort? Gut denn, dein Wille soll noch heute in Erfüllung gehen."

„Du hast mein ritterliches Wort; mache nur deine Sache gut." —

„Aber *allein* kann ich die Sache nicht ausführen, ich brauche Leute."

„Nimm, so viele nur da sind."

„Diese müssen mir blindlings folgen und festnehmen, wen ich bezeichne."

„Hier im Schlosse? wer wäre da festzunehmen? Was hast du denn vor? Die Sache wird mir verdächtig."

„Beruhige dich, Herr! Von *deinen* Leuten ist's Niemand, aber sind nicht auch Leute des Herrn Heinrich Plawenský auf dem Frauenberge?" —

„Wie? gäbe es unter *diesen* auch Verräther?" —

„Noch etwas mehr — aber Vorsicht, die strengste Vorsicht ist von nöthen. Ist's hier geheuer?"

Tista sah sich nach allen Seiten um, und als traute er den Wänden nicht, deutete er dem Söldner mit der Hand, ihm zu folgen. Tiefer im Inneren des Gebäudes, in einem abgesonderten Gemache, setzten sie dann ihre Berathung fort.

Einige Stunden darauf, wo alle Lichter in der Burg bereits verloschen, alle Trinker sich aus der großen Halle in ihre Schlafgemächer begeben hatten, erwartete Veit den alten Sezima auf dem Burgwalle.

Es war um eine Zeit, wo der Mond erst spät nach Mitternacht aufging, und vollkommenes Dunkel herrschte ringsum. Veit spielte den Wächter, und stand, auf seine Partisane gelehnt, tief in Gedanken versunken da. Seine Augen hatte er weit geöffnet, als wollte er mit ihnen den Schleier der Nacht durchbrechen.

„Eine wahre Goldgrube, dieses Nest," — sprach er leise mit sich selber; — „und wenn's gut geht, so könnte ich mir, wenn ich Ritter wäre, in wenig Jahren ein eben so starkes und großes bauen. Es kommt aber nicht viel dabei heraus, wenn man eben nur Knecht ist. Klüger ist's, ich gehe nach Prag und werde ein reicher Bürger. Nun — es komme wie immer, wenn es nur gut wird!" —

Sezima ließ nicht allzulange auf sich warten.

„Bist du da, Alter? Nun, so tritt nur leiser auf, denn auch ein Grashalm könnte hier leicht zum Verräther werden."

„O fürchte nichts! Ich habe, bevor ich meine Schritte hierhergelenkt, mich genau umgesehen im Schlosse. Todtenstille herrscht darin. Jetzt aber kläre mir auf, was ich hier eigentlich solle. Ist es ein tröstlicher Bericht, den ich mir hole? Ist es ein Schlag, der mich gänzlich vernichtet?" —

„Ich glaube, es sei mehr als bloßer Trost, den ich für dich aufgehoben," — entgegnete Veit; — „aber offen gestanden — habe ich mir die Sache genau überlegt; — kann ich dir auch trauen? Ich kenne dich nur wenig, sah dich nur einigemale bei deinem Herrn und Liebling Heinrich Plawenský, und weiß von dir nur, daß du eben kein Glückspilz bist, und jetzt *gar* verzweifelst, seitdem man dir deine Tochter gestohlen. Was fesselt dich so sehr an diesen Heinrich? Wie bist du zu ihm gekommen? Man spricht so seltsame Dinge von dir, und Niemand weiß etwas Rechtes. Sei offen gegen mich. In Sachen deiner Tochter kann ich dir Ruhe verschaffen. Ja, wenn du dich bewährst, kannst du vielleicht *sie selbst* unversehrt wieder erhalten." —

Sezima faßte den Söldner krampfhaft bei den Armen und rief im Tone der höchsten Aufregung:

„Wie? das vermöchtest *du*? Ein Knecht?"

„Ja, ich, ein Knecht!" — entgegnete Veit mit bitterem Tone; — „ein gemeiner Söldner, aber zuweilen doch mächtig genug, um für andere zu handeln, oder auch um sie am Handeln zu hindern. Ob ich es aber thue, das hängt immer von Umständen ab." —

„Es ist wahr, du bist ein anderer als du scheinst. Vom ersten Augenblicke an, wo ich dich sah, hab ich dir's im Gesichte gelesen, daß du kein geborener Knecht bist. Jetzt aber führe mich aus dem Labyrinthe, in welches du mich hineingebracht. Was darf ich hoffen von dir?" —

„Alles, wenn du *mir* vertraust, und ich *dir* werde vertrauen dürfen. Vor Allem mußt du mir aber sagen, weßhalb eigentlich der Ritter Plawenský dich und deine Gefährten hierher gesendet?"

„Das ist kein Geheimniß für einen Söldner auf Frauenberg. Vorerst hinterbrachte ich die Bannsprüche, welche der König über meinen Herrn, den deinen und den Ritter Městecký öffentlich verkünden ließ. Dann habe ich mich mit deinem Herrn über die Pläne unserer nächsten Unternehmungen zu besprechen."

„Wird es bald etwas mit Opatowic geben?" —

„Wie? du kennst den Vorschlag? Nun freilich wohl, du darfst dabei nicht fehlen. Mit Nächstem sollen wir ausziehen." —

„Wenn es gelingt," — entgegnete Veit, der seine Freude nicht bergen konnte, — „dann legen wir unsere Waffen nieder und unsere Hände in den Schooß, und wer jetzt noch Knecht ist, der hört dann auf es zu sein."

„Verspreche dir nicht allzu viel, Veit!" — sprach Sezima mit

Digitized by Google

düsterem Tone, — „den Knechten fällt nur die Mühe anheim, der Lohn bleibt den Herren." —

„Nun, das wird sich dann zeigen," — entgegnete Veit, und, als wollte er das Gesagte verbessern, setzte er sogleich hinzu:

„Freilich wohl, wer sich darauf verlassen wollte, der hätte sehr auf Sand gebaut. Wie läßt sich auch zu dem unermeßlichen Schatze der Weg finden? — Nun, wir wollen sehen! —

„O, lieber Veit! ich glaube immer noch, der Weg zu dem Schatze von Opatowic werde sich doch leichter finden lassen, als der zu meiner Tochter!" —

„Möchtest du doch wahr sprechen, Sezima! dann — — doch wir wollen die Zeit nicht unnütz verplaudern. Welchen Preis bestimmst du dem, welcher deine Tochter rettet?" — setzte er rasch hinzu.

„Welchen Preis? — der Lohn würde nicht ausbleiben und er wäre nicht der geringste; denn der Mann, welcher sie heimführen sollte, ist eben so reich als edel." —

Veit erbebte in seinem Innersten, und drückte seine Hand krampfhaft an die Brust. Nach einigen Augenblicken erst hatte er seine Ruhe wieder gewonnen, und sprach:

„Das ist zu unbestimmt — wer ist dieser Glückliche?"

„Borek von Miletin; es ist kein Geheimniß."

Veit biß sich in die Lippen und es erfolgte eine ziemliche Pause.

„Nun, Veit!" — nahm Sezima nach einer Weile wieder das Wort — „du hast mir Hoffnungen vorgespiegelt, sprichst mir vom Wiederfinden meiner Tochter, bescheidest mich zur Nacht hierher — was habe ich zu erwarten? Du hast mir einen Wurm an das Herz gelegt, der an meinem Blute zehrt, und wolltest mich überreden, die Waffe gegen ein Haupt zu schwingen, welches mir das Theuerste auf Erden gewesen. Jetzt bin ich da, um zu hören." —

„Nun so wisse denn," — sprach Veit, das Haupt erhebend, — „deine Tochter Ludmila befindet sich hier, auf dem Frauenberge." —

Sezima bückte sich erstaunt und überrascht zu dem Söldner vor, faßte dessen Hand und drückte sie krampfhaft, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Dein Herr machte sie meinem Herrn zum Geschenke, oder eigentlich, er verkaufte sie ihm für den unbestimmten künftigen Antheil an der zu hoffenden Opatowicer Beute." —

„Wie? verkauft? Ludmila verkauft?" —

„In aller Ferne. Heinrich Plawenský, dein Herr, ließ sie entführen. Er selbst leitete unbemerkt die Sache so, daß sie kein Aufsehen mache und kein Hinderniß sich in den Weg lege." —

Sezima blieb eine Weile stumm, dann aber rief er im Tone der Verzweiflung: „Ich glaube dir nicht — du lügst!" —

„Nun, du kannst dich ja überzeugen;" — entgegnete der Söldner lächelnd, und blickte dabei nach den Wolken, an denen so eben die ersten Lichtstrahlen des aufgehenden Mondes sich kündeten. Dann faßte er den Alten bei der Hand und führte ihn nach einem engen Gehöfe, wo sie sich ganz leise mit einander besprachen.

Nach einer Weile entfernte sich Sezima und kam bald mit fünf Knechten, die mit ihm auf den Frauenberg gekommen waren, wieder zurück.

Kurz vor seiner Rückkunft klatschte Veit einmal in die Hände und blickte aufwärts. Der Mond übergoß so eben das hohe Gemäuer. Knapp unter dem Dache streckte sich ein helmbedeckter Kopf weit vor. Veit ging zufrieden auf und nieder, dann führte er Sezima und dessen Gefährten eine enge Treppe aufwärts. Endlich gelangten sie zu einer eisernen, fest verschlossenen Thüre.

„Hier ist sie," — sprach Veit zu Sezima gewandt; — „klopfe an und rufe sie; sie kennt wohl gewiß deine Stimme und wird dir öffnen." —

Sezima's Hände zitterten. In welchem Zustande sollte er sein Kind wieder finden?

Der Söldner schien seine Besorgniß zu errathen, und meinte:

„Klopfe nur muthig an, Alter! deine Tochter ist es werth, daß du sie wieder befreiest, denn sie ist nicht anders geworden als sie war, ehe du sie verloren. Noch hat sie der Ritter nicht heimgesucht, aber ich fürchte, daß dies heute geschehe, und wage mich deßhalb an ihre Rettung."

Diese Worte sprach er so leise, daß Sezima allein sie vernehmen konnte, und muthig klopfte nun der Alte auf die Eisenpforte.

Nichts regte sich im Innern; das Mädchen schien wohl ruhig zu schlafen.

„Ludmila!" rief der Alte; „Ludmila! öffne die Thüre, es ist dein Vater, der zu deiner Rettung angekommen ist."

Erst auf mehrmaliges Rufen und Pochen, und nachdem Veit das Schloß von außen geöffnet — fragte Ludmila ängstlich, wer da sei, und was man wolle.

Das Wechselgespräch zwischen Sezima und seiner Tochter dauerte nicht lange, und nachdem diese überzeugt schien, daß der Rufende wirklich ihr Vater sei, hörte man den innern Riegel hinweg schieben, und in wenig Augenblicken lagen sich Vater und Tochter in den Armen.

„Es ist keine Zeit zu verlieren," sprach Veit zu Sezima; „wir müssen fort von hier, sonst sind wir Alle verloren.

Bald drängten sich Alle eben so leise wie sie gekommen waren, aber diesmal mit Ludmila, die Treppe herab.

Veit hatte sich gänzlich unkenntlich gemacht; er trug ein großes Wamms, das ihn bis unter das Knie reichte, und eine eiserne Pickelhaube, deren Visier er halb herabgelassen hatte.

Die Knechte gingen voran, dann folgte Ludmila mit ihrem Vater, und Veit bildete die Nachhut; unbemerkt hatte dieser auf der Treppe die gefährliche Waffe Sezima's, die Hacke, von dessen Seite abgelöst.

Kaum hatten sie den Hof betreten, als von der Höhe der Mauern ein gewaltiger Hornton weit in die Nacht hinaus schallte, und von allen Seiten Bewaffnete zusammenliefen und über Sezima und dessen Gefährten sich stürzten. Der Alte, der, seiner Waffe beraubt, sich nicht vertheidigen konnte, war bald geknebelt und hinweggeführt worden, gleichwie auch seine fünf Begleiter der Uebermacht erlagen.

Veit hatte sich gleich Anfangs des Mädchens bemächtiget, und war mit ihr spurlos verschwunden.

Die Gefesselten wurden insgesammt in ein Gefängniß gebracht. Tista suchte das Mädchen, es war keine Spur von ihr; er fragte die Bewaffneten, Keiner wollte Etwas von ihr wissen; er rief nach Veit, dieser gab vor, das Mädchen im Kampfgewühle aus den Augen verloren zu haben.

„Elender Hund du!" rief Tista, und schlug dem Söldner mit der Faust in's Angesicht, das diesem das Blut aus den Wangen herabfloß; — „das sind deine Dienste? Wenn du nicht binnen einer Stunde das Mädchen herschaffest, so hängst du auf dem Wartthurme." Dann versetzte er ihm noch einen gewaltigen Stoß mit dem Fuße und entfernte sich.

Veit stand lange wie eine Bildsäule da und vermochte sich nicht zu rühren; dann ballte er seine beiden Fäuste, hob sie zum Himmel und rief, indeß das Blut ungehemmt ihm aus Mund und Wange floß:

„Ein verfluchter Knecht bin ich nur, und du durftest mich blutig schlagen; aber wehe dir, Tista! Diesen Schlag und dieses Blut wirst du mir einmal theuer bezahlen!" —

Dann wischte er sich das Blut vom Gesichte und eilte um eine Ecke nach einem dunklen Gange, der ihn auf eine Seite der Burg hinführte, welche die unzugänglichste schien, ihm aber einen Ausweg bot, den er nur allein kannte.

Dort lag Ludmila, festgebunden an Händen, Füßen, Mund und Augen. Der Söldner hob sie in seine Arme, und trug sie auf dem sehr gefährlichen Wege, wo jeder mißlungene Tritt ihn in einen furchtbaren Abgrund herabreißen konnte.

Tista's Fluchen und Suchen auf dem Frauenberge war vergebens, weder Veit noch Ludmila waren zu finden. Der Eindruck, den dies jedoch auf ihn machte, war nicht so dauernd, als er Anfangs heftig gewesen. Bald beschäftigten ihn mehrere Raubausflüge, und er hatte nicht nur Ludmila's, sondern auch der Gefangenen vergessen.

Der Ritter Plawenský, der zu dieser Zeit auf gleiche Weise

Digitized by Google

wie Tista beschäftiget war, dachte nicht an Sezima und die übrigen Söldner, die er bei Tista gut beschäftigt wähnte.

Wochenlang blieben die Gefangenen in ihrem festen Gewahrsam, ohne daß sich Jemand um sie kümmerte, als der Gefangenwärter, der ihnen regelmäßig alltäglich Brod und Wasser, und zuweilen auch eine Brühe, aber Alles das sehr sparsam, zubrachte. Glücklicher Weise befanden sich die sechs in einem und demselben Gefängnisse. Es war dies eine große dunkle Halle, mit einer Reihe starker in die Erde befestigter Pfähle, bei denen die Gefangenen an Eisenketten geschmiedet saßen. Eine enge Oeffnung hoch an der Wand ließ Luft und Licht sehr sparsam in die Halle, und schien nur dazu zu dienen, um Tag und Nacht anzuzeigen.

Die Entmuthigung der gefesselten Söldner war grenzenlos. Sie wußten lange nicht, weßhalb sie eigentlich da saßen, und welches ihr Vergehen gewesen. Erst in einigen Tagen hatte ihnen Sezima den Zusammenhang des Vorfalls mitgetheilt, doch so unbestimmt und unklar, wie er sich selbst hierin befand; denn er konnte in keiner Weise den Ausgang der Unternehmung sich erklären, um so weniger, als er durch den etwas geschwätzigen Gefangenwärter erfahren hatte, wie Veit als Verräther in die Ungnade seines Herrn gefallen sei, und sich gleich wie auch Ludmila, spurlos verloren habe.

Dies gab dem alten Sezima viel Stoff zum Denken und zur Unruhe. Was ist aus dem Mädchen geworden? Wo ist Veit? wie lange werde ich mit meinen Gefährten die Freiheit entbehren? Dies waren Fragen, die sein Gemüth mit jedem Tage steigend beunruhigten.

Mehremale schon hatte er sich an den Gefangenwärter bittend gewandt, er möge für ihn bei dem Schloßherrn fürsprechen, daß er ihn verhöre; doch hatte sein Ansuchen keinen Erfolg, denn Tista hielt sich die ganze Zeit hindurch kaum auf dem Frauenberge auf, und wenn er dahin kam, so war es nur auf einige Stunden, unter denen er seine Schätze in Sicherheit brachte, um dann sogleich wieder nach neuen auszuziehen.

Eines Abends kam der Gefangenwärter trauriger als je in das Gefängniß, denn das zweifelhafte Schicksal dieser Gefangenen dauerte sogar diesen in so bösem Dienste abgehärteten Mann.

„Bringe Euch schlimme Botschaft,“ — sprach er eintretend und den Ausgehungerten die schmalen Bissen Brodes hinreichend.

Die armen Gefesselten starrten in stummer Verzweiflung vor sich hin, und erwarteten mit Schrecken die böse Kunde.

„Ein Knecht ist so eben mit Verhaltungsbefehlen von unserem Ritter angekommen. Morgen kehrt Tista heim mit einer großen Schaar von Söldnern, die er neu angeworben haben soll zu einem wichtigen Zuge. Da soll er sich auch über die sämmtlichen Gefangenen auf dem Frauenberge geäußert haben. Entlassen wolle er sie nicht; er möchte sich nicht gerne eine neue Anzahl Feinde auf den Hals binden, da er an den alten genug habe; füttern werde er sie auch nicht länger, denn er brauche das Brod für seine Leute, — sie sollen daher sämmtlich — —“ — das fürchterliche letzte Wort sprach er nicht aus, und um auch nicht Zeuge der Verzweiflung der Gefangenen sein zu müssen, machte er sich so schnell als möglich davon. Die Armen standen nun am höchsten Gipfel des Uebels und sahen nichts mehr vor sich als den Tod. Nur Sezima ertrug seinen Schmerz stumm und stolz; die andern heulten ihn in schrecklichen Flüchen aus, bis endlich nach Mitternacht die Natur doch ihr Recht behielt und sie sämmtlich in den Armen des Schlafes ihrer Noth vergaßen. Sezima nur schlief nicht. Der schwache Mondesstrahl, der durch die enge Oeffnung in einem dünnen Streifen das Innere der dumpfen Gefängnißhalle berührte, lockte seine Blicke nach Oben, und wie seine Augen sich in dem zitternden Schimmer wehmüthig verloren, sogen sie auch milde Tröstung aus dem feuchten Glanze, und ein leiser Hoffnungshauch umschlich beruhigend seine Seele.

Da verdunkelte sich oben plötzlich die halbe Oeffnung; Jemand mußte sich knapp vorgestellt haben, denn Sezima erblickte deutlich die Umrisse eines Menschenhauptes, bald bemerkte er auch, wie eine Hand sich hob, in das Innere der Oeffnung griff und an der Mauer sich festhielt; da stieg das Haupt höher und die Gestalt verdunkelte beinahe die ganze Oeffnung. Er riß die Augen weit auf und hielt seinen Athem inne. In einem Augenblicke hörte er von oben seinen Namen rufen, aber so leise, daß der Schall kaum bis zu ihm reichte.

„Wer ruft mich?“ — entgegnete er eben so leise.

„Ich bin es, Veit; — da, nimm die kleine Säge, die ich dir an dem Stricke hinablasse und durchschneide den Pfahl und die deiner Gefährten; aber schnell, ich bin da, um euch zu retten.“ —

Sezima begriff sogleich die Nothwendigkeit der Eile, tappte nach der Säge, die er glücklich erreichte, und in kurzem hatte er sich von dem ohnedieß schon morschen Pfahle los gemacht. Die Kette sodann um den Arm windend, weckte er leise die Gefangenen, und theilte ihnen in Kurzem mit, was zu thun sei. Diese machten sich nun mit Feuer ak die Arbeit, und hatten sie bald vollendet. Dann tappten sie in der weiten Halle, und fanden eine Menge zerstreut liegenden morschen Holzes und halb verfaulter Bretter daselbst herumliegen.

„Macht schnell, ich muß fort, — die Wache wechselt, — ihr müßt sie tödten, wenn es nicht anders geht, ich will euch schon helfen.“ — Also rief Veit von dem Fenster oben herab, und verschwand.

Da der erste Schritt glücklich geschehen war, ließen die Gefangenen nicht mehr nach, unter jeder Gefahr vorzuschreiten. Sie legten Holz und Bretter über einander, so daß es ihnen möglich ward die Höhe der Oeffnung zu erklettern, und Sezima war der erste, der sich daran wagte. Von oben schaute er in einen beschränkten Hofraum, wo eine Wache sorglos auf und abging. Die Mauer um die Oeffnung war verwittert, morsch und zerbrechlich, und da überdies schon hie und da einzelne Steine von selbst herausgefallen waren, so ging es nicht schwer, die Oeffnung noch zu vergrößern, obgleich dabei die höchste Behutsamkeit nöthig war.

Glücklicher Weise jagten fliegende Wolkenmassen über den Horizont und verdeckten das Antlitz des Mondes, zuweilen pfiff auch ein Windhauch, als Vorbote eines nahenden Sturmes, durch die Gehöfe, und dieser Umstand erleichterte die Ausführung des Vorhabens.

Vorsichtig hoben die Gefangenen einen Stein nach dem andern heraus, bis die Oeffnung so weit vergrößert war, daß ein Mensch bequem durchkommen konnte. Dann zerrissen sie ihre Obergewänder und umwanden ihre Ketten mit denselben, um das Gerassel zu verhindern, und stiegen dann leise einer nach dem andern in den Hof hinab. Kaum waren ihrer zwei unten, als Veit hinter einer Ecke hervortrat und auf den Wache habenden Söldner mit der Hand deutete, der ruhig an der Wand da saß und schlummerte. Alle drei fielen nun über ihn her, banden ihn, verstopften ihm den Mund und beraubten ihn seiner Waffen.

Wie dann Alle beisammen waren, winkte ihnen Veit, und selbst voranschreitend, führte er sie zu einer verborgenen Thüre, die zu einer Wendeltreppe leitete, welche zu einem fast bodenlosen Abgrund hinlenkte, dann an einen engen, dunklen, wohl nahe an eine halbe Stunde langen Gang sich schloß, an dessen Ende sie sich in einer ziemlich großen Felsenhalle fanden, zu welcher der Zugang hinter dichten, dem Auge undurchdringlichen Gebüschen sich barg.

Endlich athmeten sie frei, denn sie standen mitten in einem Walde, durch dessen Baumwipfel ihnen die Zinnen des Schlosses Frauenberg im vollen Mondlichtstrahle aus der Ferne hell entgegenglänzten. Hier nun hielt Veit inne und sprach, die gemeinsame Stille das erstemal unterbrechend:

„Sezima! du siehst, ich habe jetzt wieder für dich gethan, was nur der innigste Freund für den Freund thuen kann, und kenne dich eigentlich doch nur wenig. Du mögest daraus meine Gesinnungen überhaupt kennen lernen. Was Ludmila anbelangt, magst du immerhin ruhig sein über ihr Schicksal. Begebe dich nicht mehr zu deinem Heinrich, er könnte dich noch einmal verrathen; diese Leute aber schicke ihm zurück; hüte dich auch wohl, Tista nochmals in die Hände zu fallen. Und nun lebe wohl; hier trennen sich unsere Wege — in Prag sehen wir uns wieder.“. —

Mit einem kühnen Sprunge setzte er über einen breiten Graben auf einen Felsenabhang, von wo er sich im tiefsten Waldesdickicht ver-

Digitized by Google

ler. Sezima's Rufen war fruchtlos — Beit kehrte nicht wieder zurück.

Ein einziger sehr schmaler Fußpfad führte von dem Punkte ab, wo Sezima mit seinen Gefährten immer noch sich berathend stand. Vor Allem hatten sie sich gegenseitig ihrer Fesseln entledigt und verfolgten sodann den Pfad, der sie endlich zu einer breiten Heerstraße brachte, welche sie mit Tagesanbruch betraten. Sie führte gerade nach Böhmens Hauptstadt. Aber nur Sezima allein begab sich dorthin, seine fünf Gefährten suchten zu ihrem ehemaligen Herren, dem Ritter Plawenský zu gelangen.

III.

Opatowic.

Die Mondsichel schwebte über den Bergen empor, wie ein irrendes Silberschiff in blauer See, und leichte Wolkenwellen kräuselten sich schimmernd in seiner Lichtsphäre.

Die tiefste Stille herrschte rings um Opatowic; nur einzelne kleine Lichtlein flackerten hie und da in den Klosterzellen gar heimlich und traut. Da ertönte in dem großen Gange die Glocke, und rief die Mönche in das Refektorium zu dem Abendmale zusammen.

In den Zellen wurde es nun dunkel und stille, desto lebhafter ging es aber bald in der großen Speisehalle zu, wo die frommen Brüder nach und nach sich zusammenfanden.

Nur der Abt Lazur fehlte noch. Bald aber trat auch dieser unter sie, einen fremden Mann als Gast an der Hand führend, der in vollkommener Rittertracht und mit anständiger, etwas gezwungener Haltung an der Seite des Abtes daherschritt. Er hatte kein Schwert in der Scheide, und sein Mantel war an mehreren Orten zerstochen und zerrissen, wie nach einem eben überstandenen ungleichen Kampfe.

„Du bedarfst der Ruhe und Erholung, Ritter!“ sprach der Abt zu seinem Gaste; „wenn unser armes Kloster dir nicht zu gering ist, so bieten wir dir gastfreundlich dar, was unsere beschränkten Mittel vermögen.“

„O, ich kenne Euere Armuth und Eueren wohlthätigen Sinn,“ entgegnete der Gast, die Augen demüthig zu Boden senkend; „doch wird es mir kaum möglich sein, von deiner Güte Gebrauch zu machen, denn die Ungewißheit, in welcher ich meine Knechte zurückgelassen, läßt mich nicht ruhen, und die angebotene Bequemlichkeit genießen.“

„Ei, wo willst du denn hin in so später Nacht, da dir die Dämmerung schon so gefährlich war?“ nahm der Abt wieder das Wort; sodann aber zu den Mönchen sich wendend, sprach er: „ich muß Euch berichten, meine Brüder! daß unser werther Gast von Räubern überfallen, entwaffnet und gemißhandelt, sich durch die Flucht retten mußte, bis er unser Kloster glücklich erreichte. Ihr sehet, in welchem Zustande er sich befindet. Es wäre unchristlich, ihn jetzt aus unserer Mitte zu entlassen.“

Die Mönche drängten sich nun um ihren Gast, und sprachen ihm zu, von ihrer Gastfreundschaft wenigstens für diese Nacht doch Gebrauch zu machen.

„Hier bist du vor jeder weitern Gefahr gesichert,“ setzte der Abt fort; „ja, es ist ein Glück, daß du noch zeitlich genug eingetroffen bist; denn ist einmal zur Nacht die Klosterpforte geschlossen, so kann Niemandem mehr Einlaß gestattet werden, außer dem, den wir hier schon kennen; denn Zeitpunkt und Menschen sind jetzt allzuböse, und der Gefahren, die uns bedrohen, allzuviele, als daß wir selbst in diesen geweihten Mauern mit Ruhe fortleben könnten, wenn wir nicht durch verschärfte Vorsicht uns vor Unglücksfällen zu verwahren suchten.“

„Daran thut Ihr auch sehr wohl, fromme Brüder!“ nahm der Ritter wieder das Wort; „leider ist es mir jedoch für heute unmöglich, euere Güte länger zu mißbrauchen. Eine kurze Erholung nur darf ich mir gönnen. Mit Dank nehme ich einen Labetrunk und Imbiß, dann aber bitte ich auch vorzüglich um irgend ein Waffenstück; denn ich bin, wie ihr sehet, eines jeden Mittels beraubt, mich zu vertheidigen. Vielleicht findet sich ein solches irgendwo in euerem friedlichen Kloster.“

„O, es ist eine ganze Waffenkammer da, edler Ritter!“ sprach der gutmüthige Abt, „du kannst dir auswählen, was dir ansteht; aber ich kann nicht begreifen, was dich von uns forttreibt.“

„Wie könnte ich bleiben, frommer Vater?“ meinte der Ritter sich entschuldigend, „habe ich nicht meine Freunde und meine Knechte zurückgelassen? diese werden mich nun vermissen und suchen, und wenn sich zufällig einer hierher verirrte, so bleibt ihm doch die Pforte verschlossen.“

„Ei, da irrst du, Ritter! für solche Fälle gibt es Ausnahmen. Gebe nur immerhin deinen Namen an, und wir werden ganz besonders Acht haben auf Jeden, der bei uns einspricht; ist es dann einer der Deinen, so mag er der besten Aufnahme versichert sein.“

„Dann bin ich beruhigt, und kann von euerer Gastfreundschaft schon Gebrauch machen, denn ich bin überzeugt, daß die Meinen den Schutz des gastfreundlichen Opatowic ansprechen werden. Dafür könnt ihr, fromme Brüder! auch jederzeit meine Beihilfe an Mann und Waffen ansprechen.“

„Die Hand darauf, Herr Ritter!“ rief freudig der Abt; „es thut Noth um Freunde und Beschützer, besonders armen, in Waffen und Kriegskünsten ungeübten Menschen, wie wir, die in dem durchaus ungegründeten Rufe stehen, Schätze zu haben, welche wohl nur die Volkseinbildung erfunden. Aber wo soll dich unsere Nachricht treffen, wenn wir deiner Hilfe bedürfen? Wie ist dein Name? wo dein Aufenthalt?“

„Ich heiße Přihorský von Přihora; in Olmütz kannst du mich erfragen.“

„Wohlan, Herr Přihorský! das Bündniß soll gelten! Solltest du dagegen einmal in Verlegenheiten kommen, so klopfe nur bei dem Abte Lazur und den Brüdern von Opatowic an; wir werden das Möglichste thun.“

Der Ritter machte sich's bequem unter den Mönchen, und gar bald fühlte er sich heimisch in der großen Halle. Der Becher ging von Mund zu Munde, und einige der älteren Brüder hatten bereits ihre Zellen aufgesucht; ihr Gast saß noch unter den Zurückgebliebenen, und erzählte ihnen von Kriegen, Schlachten und Räubern.

„Es steht jetzt gar schlimm um unser Land und um uns Alle,“ sprach der Abt.

„Und es kommt mit jedem Tage schlimmer,“ entgegnete der Ritter; „der Uebermuth des Pöbels droht selbst die Herren zu Grunde zu richten. Aber lasset uns nur walten; wir wollen dem Gesindel die Waffen entreißen, mit welchen es uns bedroht, und mit den Schneiden ihrer eigenen Schwerter ihre Köpfe flott machen!“

Da trat Laienbruder Pförtner in das Gemach und meldete, daß Fremde vor dem Eingangsthore stehen, und um Einlaß bitten; auch sollen sie vor Allem nach dem Ritter Přihorský gefragt haben.

„Lasset sie nur immerhin ein!“ rief der Abt Lazur, „und alle, die mit diesem Namen kommen.“

Es währte nicht lange, so traten zwei Kriegsleute ein, in keinem besseren Zustande, als ihr Herr, auf den sie sogleich mit Freuden zueilten; sie erzählten, daß die sämmtliche, glücklich den Räubern entgangene Mannschaft sich zerstreut habe, um den Ritter zu suchen, aber das Wort sich gab, in dem Kloster Opatowic zusammenzukommen.

„Wie viele Söldner hattest du bei dir?“ frug Lazur den Ritter.

„Bei vierzig; doch weiß ich nicht, wie viele sich gerettet haben.“

„Vier unserer Gefährten blieben auf dem Platze,“ sprach einer der Knechte, „die übrigen sechs und dreißig befinden sich im Walde, und es ist zu hoffen, daß sie hierher kommen, wenn einem oder dem andern kein neues Unglück begegnet.“

„Das möge Gott verhüthen,“ sprach der Abt; „aber ich dächte, du bedarfst der Ruhe, Ritter! und es ist schon ziemlich spät.“

„Nein, mein ehrwürdiger Vater! ich bleibe hier, bis meine Leute in Sicherheit sind; wie könnte ich Ruhe finden in solcher Ungewißheit?“

Digitized by Google

„Wie es dir gefällt; aber ich bin alt, und gewöhnt an meine Stunde, darum verzeihe, wenn ich mich zur Ruhe begebe."

Einige der Mönche, welche Wohlgefallen fanden an weltlichen Dingen, blieben in dem Speisesaale zurück, ein Laienbruder bediente sie, und der Wein heiterte alle auf.

„Du bist der erste Ritter," sprach einer der Mönche, „den ich im Leben sehe, der kein großer Freund vom Weine ist. Wie kömmt das?"

„Zur Zeit verstehe ich mich wohl auch darauf, aber es ist nicht immer passend."

„Ah, du brauchst dich bei uns nicht zu scheuen, Freund Přzborský! In den Kellern von Opatowic gibt es Wein in Hülle und Fülle, und wenn der ausgehen sollte, so haben wir auch noch eine kleine Ersparniß, um frischen zu kaufen."

„So? es wird sich aber diese Ersparniß nicht sehr hoch belaufen, und was man unter dem Volke spricht von einem Schatze, für den man ein Königreich kaufen könnte, wird wohl auch nur eine Fabel sein, wie die meisten Märchen, welche das Volk aufgebracht."

„Bei Leibe nicht!" entgegnete der Mönch, der bei jedem Glase vertraulicher wurde; „es ist schon wahr, was man spricht, aber wir müssen ein Geheimniß daraus machen, sonst kommen uns die Wegelagerer auf den Hals. Weißt du denn nicht, daß der erlauchte Kaiser Karl seligen und großen Angedenkens sich ihn zeigen ließ, unter dem Versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen?"

„Ich habe so etwas gehört, aber der Sache keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist gut für euch, wenn es wahr ist, und wohl dem, der sein Schäflein im Trockenen hält!"

„Ja, Gott sei Dank! Wir stehen unter dem Schutze des Allmächtigen, und haben Nichts zu fürchten!"

„Die Hauptsache ist, daß ihr den Schatz wohl verwahret! Man kann nicht wissen, was zuweilen eintrifft."

„Ei, da können wir unbesorgt schlafen! Wo der Schatz sich befindet, weiß Niemand als der Abt und drei Mönche aus unserer Mitte, welche der Abt für würdig hält seines Vertrauens. Welche es sind, wissen wir keiner und einer weiß es selbst von dem andern nicht."

Unterdessen waren neuerdings vier Soldaten des Ritters an das Kloster gekommen, und fanden eine willige Aufnahme und gastfreie Zuvorkommenheit.

„Seid ihr aber bei Tage sicher vom feindlichen Ueberfall? In so schlimmer Zeit, wie die jetzige, ist es nie recht geheuer."

„Aber die Gefahr ist geringer. Vorerst sehen wir genau, wer bei uns einspricht, und sollte wirklich das Uebel einkehren bei uns, so ziehen wir an der Sturmglocke, deren heller Klang die Dorfbewohner der Umgebung weit und breit zusammenruft."

„Ja, aber ehe ihr auf den Thurm zu der Glocke kömmt, da dürfte das Kloster schon längst ausgeplündert sein."

„Ei, das wäre freilich unklug, aber dafür ist gesorgt. Das Glockenseil befindet sich am Gange vor unseren Zellen; da wird nicht viel Zeit gebraucht, die Glocke anzuschlagen! — Aber wahrlich, Ritter von Přzhora! du wirfst so scheue, unstäte Blicke um dich, als wähntest du dich selbst hier noch nicht sicher; oder — fehlt dir Etwas? —"

„O, keineswegs; es ist nur noch das Nachgefühl meines erbärmlichen Zustandes; du kannst dir vorstellen, daß sich so Etwas nicht so schnell aus dem Gedächtnisse hinwegbannen lasse. — Ah! da kommen ja meine Leute schon wieder!"

Und abermals traten acht Söldner des Ritters in die geräumige Halle, und erinnerten, daß über zwanzig ihrer Gefährten, der Rest der Mannschaft sich zusammengefunden, und insgesammt noch einen Streifzug in den Forst unternommen hätten, um den Ritter zu suchen, aber sich vornahmen, die Gastfreundschaft des Klosters diese Nacht in Anspruch zu nehmen.

„Warum hab't ihr sie nicht lieber gleich mitgenommen?" rief der Bruder mit lachender Miene. „He, ihr Schlingel! da setzt euch, und thut euch gütlich; denkt Jeder an den Spruch: Selbstessen macht fett!" — Die Söldner ließen sich nicht lange bitten, und griffen rüstig nach dem vorgelegten Wein und Braten zu.

„Vielen Dank, frommer Bruder! aber ich fühle mich schon matt und schläfrig. Meine Knappen sind doch schon alle beisammen? Ei ja, da könntest du schon so gut sein, und mir eine Schlafkammer anweisen."

„Ei, das ist Schade! wir hätten uns noch Manches erzählen können; wenn du aber durchaus willst, so komme!"

„Aber noch Etwas, frommer Bruder! — ich muß Morgen mit dem Frühesten das Kloster verlassen, und möchte es doch gerne im Innern besehen; der alterthümliche Bau, die denkwürdigen Gemälde, die Zellen der Brüder, Alles möchte ich so gerne in der Nacht betrachten, um eine angenehme Erinnerung mit mir zu tragen."

„Ja, richtig Freundchen! aber es ist so spät, könntest du nicht morgen noch da bleiben, und die Sache bei Tage ansehen?"

„Es wäre wohl besser — aber meine Pflicht ruft mich ab, ich kann mich morgen nicht mehr hier aufhalten."

„Nun, wenn es dir gefällt, so komme. — Willst du deine Leute hier schlafen lassen, oder soll ich ihnen besondere Zellen anweisen?"

„Lasse sie nur da beisammen; hörst du, wie sie schnarchen? Wahrlich, es fehlt ihnen gar nichts; abgemattet sind sie genug, um gut auszuschlafen."

Der Mönch nahm eine große Wachskerze zur Hand, und führte den Ritter aufwärts durch einige Gänge, bis sie hinauf kamen, wo die Zellen der Geistlichen sich befanden; er zeigte ihm die großen Gemälde, die an den weißgetünchten Wänden hingen, und erklärte ihm den Sinn des Dargestellten, nannte auch wohl bei manchen die Namen der Maler; an welchem Allem jedoch der Ritter keinen besondern Antheil zu nehmen schien; vielmehr schienen die Namen der Mönche seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, welche die einzelnen Zellen bewohnten.

„Hier ist die Wohnung des Abtes," sprach der Mönch, und wies auf eine Eichenthüre am äußersten Ende des Ganges. Zur Linken führte abermals ein langer Gang, in dessen Hintergrunde ein buntgeschnitzter Altar mit dem Gekreuzigten in Menschengröße dastand. Hinter dem Cruzifixe befand sich ein hohes Bogenfenster von gelbem Glas, durch dessen Scheiben der Mond ein sonderbares Licht in das Dunkel warf. So leise auch der Mönch und sein Begleiter auftraten, so hallten doch ihre Tritte zitternd nach; doch blieb der fromme Bruder am Eingange dieses letzten Ganges stehen, und sich gegen die Tiefe des Hintergrundes, wo der Altar stand, verbeugend und bekreuzend, sprach er:

„Dort hinten führt eine Wendeltreppe in eine halbverfallene Gruft, wo modernde Leichen unserer verstorbenen Brüder liegen. Die Luft ist dort etwas verdichtet und unangenehm einzuathmen. Auch bewohnt Niemand diesen Gang, und die Zellen stehen alle leer. Da unten bei der vierten Thüre rechts, da hängt das große Seil, das zu der Sturmglocke führt; weiter hinaus kömmt keiner der Brüder, denn es ist unheimlich dahinten."

„Unheimlich sagst du? Ah, ich verstehe; das ist eine gute Finte, um die Vögel vom Waizen zu treiben, führe mich doch dem Glockenzuge näher."

Bis zu dem Glockenzuge führte der Mönch den Ritter, und sprach:

„An diesem Seile hängt unsere Sicherheit; es schlingt sich durch die Decke und das Bodengewölbe in ein kleines Thürmchen, wo die hellste Glocke des Klosters unsere Beschützer zur Hilfe ruft. Es geht eine Sage, daß dieses Seil von den ersten Mönchen des Klosters gedreht wurde, und dieses so lange in Sicherheit und ungefährdet bleibt, als der Glockenzug unverändert an seiner Stelle hängen wird."

Der Ritter betrachtete aufmerksam das Seil und maß seine Höhe; dann wollte er weiter vorwärts schreiten.

„Halt, Herr Ritter! keinen Schritt über das Seil hinaus; ich kenne nicht einen von den Klosterbrüdern, der es gewagt hätte, den Gang tiefer zu betreten, als bis auf diese Stelle."

„Narrheit, frommer Bruder! auf welche ein Rittersmann, wie

Digitized by Google

ich, nicht Acht zu haben hat; wenn du nicht mitwillst, so gebe mir das Licht, ich gehe allein hin."

„Herr! um Alles in der Welt, versuche nicht die unsichtbaren Mächte; es ist ein Frevel, und bleibt nicht ungestraft."

„Halte mich nicht auf!" entgegnete der Ritter mit Hast, riß dem Mönch die Wachskerze aus der Hand, und ging bedächtigen Schrittes vorwärts; da schlug die Thurmglocke Mitternacht an, und der Mönch kniete hinter dem abgehenden Ritter nieder, und betete zitternd ein Pater noster. Aber im tiefen Hintergrunde des langen Ganges erklangen die gelben Fensterscheiben, der Christus am Kreuze schien sich zu bewegen, und eine dunkle Gestalt stieg vom Altar herab. Ein kalter Luftzug wehte über den Gang, und die Kerze des Ritters erlöschte.

„Teufel! treibst du deinen Spuk mit mir!" rief der Ritter halblaut, und sah sich um nach dem Mönche; der aber war so schnell, als er vermochte, den andern Gang hinabgelaufen. Der Ritter blieb stehen, und blickte starr nach dem Altare im Hintergrunde; es war keine Täuschung, es regte sich dort Etwas, aber es ward wieder stille, und die Gestalt verlor sich im undurchdringlichen Schatten. Da zerrißen sich die Wolken, und die klare Mondscheibe trat lächelnd hervor, und warf durch eines der runden Fenster des Ganges seine blaßen, kühlen Strahlen; sie berührten das hängende Seil.

„Was soll ich noch zögern," sprach der Ritter halblaut zu sich, zog ein scharfes Messer, das er unter dem Gewande verborgen hatte, hervor, zog langsam das Seil so tief herab, als es sich thun ließ, bis die Glocke zur Seite gedrückt in einem bangen, klagenden Tone erklang. Da schnitt er das Seil entzwei, so hoch, als er nur reichen konnte, und dreimal ertönte die Glocke hell, als der abgelöste Obertheil über der Messerschneide zur Höhe schnellte, und zum größten Unglücke blieb das Stück Seil an dem Obertheil eines der alten Bilder hängen.

„Jetzt läute, wer da kann!" rief der Ritter höhnisch, und ging festen Schrittes nach der großen Halle zurück, wo er seine Gefährten gelaßen. Diese erwarteten ganz wohlgemuth das zum Ausbruche bestimmte Zeichen. Die ersten zwei, welche im Söldnergewande das Kloster betraten, warfen sogleich, als der Ritter mit dem Mönche die Halle verließ, ihre Oberwämse ab, und siehe da, aus den Knechten traten die Gestalten des Mĕstecký und Plawenský hervor; auch die andern Knechte waren nur verkleidete Ritter aus der Gesellschaft von der Pĕjmda. Ihr erstes Geschäft war, den Laienbruder, der sie bediente, und ihnen Wein und Speisen vorgesetzt hatte, mit einem Kolbenschlage niederzuschmettern, und seine Leiche unter den Tisch zu werfen.

„Wo doch der Trosky bleibt?" rief Plawenský; „es wird doch unsern braven Gefährten kein Mißgeschick getroffen haben?"

Im selben Augenblicke riß der Mönch, ganz bleich von Angst die Thüre auf, und erschrack, als er die wilden Gestalten vor sich erblickte.

„Nur herein! frommer Bruder! nur herein! es ist uns Wein und Braten genug übrig geblieben, und du mußt uns Gesellschaft leisten!" rief Mĕstecký wild auflachend, indeß Plawenský auf den Mönch zutrat, und den Zögernden in den Speisesaal hineinschob.

„Da sieh' deinen Kameraden unter'm Tisch!" rief Plawenský, mit einer Kerze auf den Erschlagenen hinleuchtend, und der Mönch schlug seine Hände über den Kopf zusammen, sprang vor Angst getrieben, und eilte mit dem lauten Rufe: „Räuber! Mörder!" zu der Eingangsthüre. Aber Plawenský faßte einen der großen zinnerner Krüge, und warf ihn mit aller Gewalt an den Nacken des Fliehenden; dann sprangen die Nächsten herbei, und in einem Nu staken zwölf Messer in seinem Leibe. Er verschied ohne einen einzigen Seufzer.

„Der wird nicht mehr schreien!" rief Mĕstecký laut auflachend, indeß die Sporen des Trosky schon auf der Treppe klirrten.

„Ich glaube, unser Held kömmt schon," sprach Plawenský, indeß einige der Anwesenden, Kerzen sammt dem großen Leuchter anfaßten und ihm entgegen leuchteten.

„He da! Freunde! ich glaube, ihr seid in voller Arbeit begriffen," rief Trosky eintretend, und den ermordeten Mönch vor sich erblickend.

„Nun, hast du gute Geschäfte gemacht, Bruder Trosky?" rief Mĕstecky, „ich habe hier deinem Begleiter den Botenlohn gegeben. Es ist ihm eingefallen, nach Hilfe zu schreien; jetzt wird er wohl für immer schweigen."

„Versäumt nicht die Zeit mit leerem Geschwätz!" rief Trosky, „denn der Teufel schläft nicht, und der könnte uns leicht einen schlimmen Streich spielen. Kommt hinauf, und faßt die Mönche, und macht es mit ihnen, wie mit diesen da; aber den Abt verschont mir, das rathe ich euch; denn den können wir noch benützen."

Und wie sie sich herausdrängten aus dem Refektorium, da öffneten sich und schlugen sich mehrere Thüren der Zellen auf den oberen Gängen zu, und die Mönche liefen zusammen und frugen einander, was der Lärm unten zu bedeuten habe, und einige liefen herab; aber der volle Lichtschein der Wachskerzen, welche die Räuber vorantrugen, fiel ihnen auf, mehrere blieben besorgt und neugierig auf der Treppe stehen, und ehe sie sich versahen, waren die Räuber schon an ihnen, warfen einige die Treppe hinab, daß sie Hände und Füße brachen, und unten aufgefangen und mit Messern und Dolchen gestochen wurden. Mĕstecký selbst faßte einen der Brüder bei den Füßen, warf ihn mit Gewalt zu Boden, daß der Kopf dreimal an den harten Steinen abschlug, und schleifte ihn über den langen Gang bis zu der Zelle des Abtes, der von dem Lärm aufgeschreckt, und das Schlimmste ahnend, zitternd seine Thür öffnete, und eine kleine Nachtlampe in der Hand haltend, auf den Gang hinaustrat; aber im Augenblick warf ihm Mĕstecký den Mönch, den er bei den Füßen herbeigeschleift, mit solcher Gewalt entgegen, daß der schwache Greis, dessen gelocktes Silberhaar nur noch schütter das erfahrene Haupt bedeckte, taumelnd die Lampe aus der Hand fallen ließ, und selbst rücklings zu Boden sank.

„Ah, ich kenne dich!" rief Mĕstecký, „du grauer Philister, und will dir die Gold- und Silberspangen deines Klosters schon aus der Seele pressen!" und erfaßte ihn bei der Brust, lud den Wehrlosen auf seine Schultern, und trug ihn eiligst die Treppe herab in das Refektorium, wo drei seiner Gefährten als Wächter zurückgeblieben waren.

„Den Alten da nehmt in eure Obhut!" rief er ihnen laut zu, „euer dreifaches Leben bürgt für dieses eine!" und er wandte sich wiederum, flog hinauf zu seinen Gefährten, welche inzwischen ein vollständiges Blutbad unter den ahnungslosen Mönchen angerichtet hatten. Mehrere der Laienbrüder hatten sich in den dunkeln, gefürchteten Gang hingezogen, und suchten den Glockenzug, aber vergeblich; das Seil hing nicht an seiner Stelle. Da knieten sie nieder, hoben ihre Augen gegen das Kruzifix im Hintergrunde, und flehten den Allmächtigen um Rettung an. Plötzlich rauschte es an ihrer Seite, etwas Dunkles schien die Mauer hinanzuklettern, immer höher und höher an dem holzgeschnitzten Rahme eines Bildes, das neben dem Glockenzuge hing; scheu eilten die Mönche zurück, aber im selben Augenblicke fiel ein gewaltiger Schlag, das große Bild war von der Mauer herabgestürzt, und der Ausruf eines Menschen schien dazwischen zu tönen. Die Laienbrüder flohen erschreckt zurück, und eilten nach der Zelle des Abtes. Traulich schien der Mond durch das Fenster auf die leere Lagerstätte; mit Entsetzen sahen die Brüder, daß ihr alter Vater nicht da sei, sie faßten daher, was an Metall und andern Gefäßen im Zimmer sich vorfand, und eilten gegen die Treppe zu, wo einige Mönche sich noch muthig gegen den Andrang der Räuber wehrten. Es entspann sich ein Verzweiflungskampf, in welchem die Brüder einer neben dem andern vergebens blutend zu Boden sanken.

In dem dunklen Gange vor dem Altare hob sich eine Schattengestalt vom Boden, auf welchen sie mit dem großen Bilde an der Wand herabgefallen. Es war ein Mann, kriegermäßig gekleidet und das damals gewöhnliche, breite Schlachtschwert an der Seite. Er hinkte langsam aus dem Gange heraus, und ging auf eine nicht geöffnete Zelle los, die er aufschloß, und daselbst einen alten grauen Mönch knieend beten fand. Dieser Fremde war Veit.

„Kommt nur, kommt nur, ehrlose Kirchenräuber! und macht einem Leben ein Ende, dessen Wurzeln ihr mit Blut befleckt, und schonungslos zerhauen habet."

„Fürchte dich nicht, ehrwürdiger Vater!" rief die Stimme des

Fremden, „ich gehöre nicht zu dieser Rotte, und komme nur noch, um zu retten, was sich retten ließe.“

„So geh', geh'! und rette meinen Freund Lazur, den Abt und bravsten Mann von allen, die ich kennen gelernt. Um mich ist kein Schade, ich bin bereit zum Sterben.“

Aber der Fremde achtete nicht auf die Rede des Alten, faßte ihn um den Leib, und trug ihn mit der Mahnung, ja still zu verbleiben, den düstern Gang hinab; der Alte bedeckte sein Antlitz mit den Händen, und lehnte dasselbe an die Schulter seines Retters. Dort angekommen, wußte dieser nicht wohin noch weiter; hinter ihm klirrten die Waffen und Sporen der Räuber in den Gängen, und immer näher kamen sie, brennende Kerzen in ihren Linken tragend; da bemerkte der Fremde die Wendeltreppe, die neben dem Altare hinabführte, und ohne zu wissen, wohin er ging, stieg er behutsam hinab, immer tiefer und tiefer, bis ein modernder Duft ihm entgegenwehte. Wohl war er schon bei hundert Stufen tief hinabgekommen, als er über sich die Tritte der Räuber vernahm; die Besorgniß gab ihm Flügel, und er kam in einen engen, niedrig gewölbten Gang, der immer enger und immer niedriger wurde, je weiter er kam, bis er endlich nicht mehr aufrecht gehen konnte. Da setzte er den Mönch neben sich, und ruhte selbst für einen Augenblick aus.

„Ehrwürdiger Vater!“ sprach er halblaut zu dem Mönche, „weißt du, wohin dieser Weg führt? willst du mir nachkriechen, ob wir vielleicht hier einen Ausweg finden?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht,“ entgegnete der Mönch. „O, ich weiß schon, was du willst, du willst mir ein Geheimniß entlocken, ich rühre mich nicht mehr von der Stelle. Tödte mich, wenn du willst, aber ich gehe keinen Schritt weiter!“

„Thor, grauer Narr! ich wollte dich retten, und du gibst selbst dein Leben Preis. Sieh' dort deine Verfolger!“

Und im Hintergrunde des Gewölbes ward ein Lichtpunkt sichtbar, immer größer und größer, bald folgte ein zweiter und ein dritter, und die Räuber drängten sich lärmend und tosend in den dunklen, unheimlichen Gang. Veit sah, daß er nicht säumen dürfe, wenn er sich nicht bloßgeben wolle, und eilte gebückt voraus, und da er auch dies nicht mehr vermochte, kriechend auf allen Vieren, und als die Gangöffnung so enge ward, daß ein Menschenkörper kaum durchzukriechen vermochte, wand er sich wie eine Schlange vorwärts. Aber immer enger und enger ward der Raum, sein Körper blieb gepreßt in der beschränkten Höhlung stecken, er konnte weder vorwärts noch rückwärts. Da vernahm er hinter sich die Worte: „Da hinein müssen wir, und sollten wir durchkriechen oder uns durchgraben, denn hier ist gewiß der größte Schatz verborgen.“ Und immer näher und näher kamen die Verfolger heran, bis er endlich hörte, wie sie an den zurückgebliebenen Mönch stießen. Jetzt waren sie ihm nicht mehr ferne, und es kam ihm vor, als müsse er sich zu einem Ausgang vorwärts drängen. Seinen Körper konnte er kaum bewegen, das Blut stieg ihm zu Kopfe, eine schwere Last schien seine Brust zu pressen, es war ein Unternehmen auf Leben und Tod, als er mit aller Kraftanstrengung sich nach vorwärts rang. Da fühlte er plötzlich seinen Kopf freier, aber ein unausstehlicher Moderduft benahm ihm den Athem. Er wußte nun, daß er am Ende der Oeffnung sei, und drängte sich mit aller Gewalt vorwärts, bis er seine Hände frei bekam, und um sich greifen konnte. Allein seine Lage war um nichts besser, denn ober sich und unter sich griff er nur eine steile Wand, deren Höhe und Tiefe er nicht bemessen konnte, denn ein undurchdringliches Dunkel umgab ihn. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, er war todtenmüde vor Anstrengung und Angst — rückwärts konnte er nicht mehr, und vorwärts schwebte ihm Todesgefahr entgegen. Da vernahm er hinter sich das Röcheln des ächzenden Mönches und ein Winseln, wie die letzten Töne eines Sterbenden, und wie er die Hand ausstreckte an der Wand, kroch eiskalt eine Schlange über seinen Arm; so seelenstark der Mann auch war, so schrie er doch vor Schreck aus voller Brust auf, daß sein Schrei wie Donnergeroll in den weiten, dunklen Gewölben wiederhallte. Ohnmächtig sank er aus der Höhlung herab, und hinter ihm in dem Loche, aus welchem er eben heruntergefallen, hatten die Räuber den Schrei vernommen, die vordern drängten sich wieder zurück, und wollten nicht tiefer in die Höhlung eindringen. Der Mönch nur wußte recht wohl, daß ein Mensch vorangekrochen sei, und kannte gewiß auch den Ausgang der Höhle. In der Ueberzeugung, daß sein Leben wohl kein anderes Ende finden würde, als das seiner gefallenen Brüder, kroch er immer vorwärts, da er sah, daß seine Verfolger sich zurückgezogen, wandte alle Kraft an, bis er an den Ausgang der Höhlung, und zwar mit leichterer Mühe, als sein Vorgänger, gelangte. Dort tappte er mit der Hand tief unter sich in die Mauer, wo er eine kleine Aushöhlung in der Breite eines Menschenfußes fand, und zu beiden Seiten der Höhlung erfaßte er große Eisennägel, an denen er sich bequem anhalten konnte. Und er kroch behutsam hervor, legte seinen Fuß in die Mauerhöhlung, griff tiefer, und fand wieder zwei Nägel, und abermals eine Mauerhöhlung, und so wiederholte sich's dreimal, bis er endlich auf einen hölzernen Sarg trat, dessen Deckel jedoch morsch unter seinem Fuß zusammenbrach, so daß der Mönch der Länge nach auf einen modernden Leichnam fiel. Aber er faßte sich schnell, tappte um sich, ob er wohl den Mann finden würde, der ihm vorangekrochen. Er ergriff sein Antlitz, rüttelte mit ihm, aber der Mann rührte sich nicht. Er lag da wie todt, der Mönch setzte sich auf die feuchte Erde, legte das Haupt des Fremden auf seinen Schoß, griff mit der Hand auf seinen Busen, um zu prüfen, ob sein Herz noch schlage, und es schlug noch. Da hatte der Mönch Erbarmen mit dem Menschen, der doch einzig Ursache war, daß er noch nicht wie seine übrigen Brüder unter die Todten gehörte, und rieb seine Schläfe und Hände so lange, bis dieser tief aufathmend wieder zum Leben kam. Es währte jedoch lange, bevor sein Bewußtsein in früherer Klarheit ihm wieder zurückkehrte. Und als er dann aufzustehen vermochte, griff er zitternd um sich, und den Mönch erfassend, frug er wie im düstern Traume: „Wo bin ich?“ Der Mönch gab ihm im dumpfen Tone zur Antwort: „Unter den Todten.“ Lange waren beide stumm geblieben, der eine in tiefes Nachdenken, der andere in Angst und fast stumpfe Bewußtlosigkeit versunken.

„Mensch! sage mir doch,“ sprach der Mönch nach einer Weile düstern Schweigens, „welcher böse Geist hat dich hieher geleitet in diese Halle des Schreckens? Wie konntest du hoffen, jemals wieder herauszukommen von hier, da kein Taglicht deinen Weg beleuchten, keine gewöhnliche Thüre dir einen Ausgang offenbaren würde?“

„Glaube nicht, wer du auch immer seiest, ob Mensch oder Geist, mir liege etwas an meinem Leben; ich bin ein Sohn des Krieges, und gehe bei kleinen Ungemächlichkeiten nicht zu Grunde. Aber wissen möcht ich um Alles in der Welt, wo ich mich befinde, wer du seist, und wie ich in diese undurchdringliche Nacht gekommen?“

„Du hast ein kurzes Gedächtniß,“ sprach der Mönch, „oder hat etwa der Fall da herab dir das Gehirn zerrüttet?“

„Keineswegs, aber ich kann mich nicht erinnern, wo ich war vor einigen Stunden, und es ist mir, als wäre mein Geist mit Fesseln belegt, und könne sich nicht erheben zu seiner sonstigen Kraft und Klarheit.“

„Du bist in den weiten, morschen Todten-Gewölben des Klosters Opatowiz; lange, lange schon betrat kein Menschenfuß diese Hallen, und es mußte ein großer Frevel Veranlassung geben, daß die Ruhe der Modernden gestört werde. Aber sage mir denn doch, was führt dich hieher? Warum bliebst du nicht bei deinen Gefährten?“

Als wäre er aus einem schweren Traume erwacht, besann sich plötzlich der Andere, seiner jüngsten Vergangenheit sich erinnernd.

„Bringe mich nur fort von hier, meine Brust ist beengt, mein Kopf so schwer, daß ich ihn kaum aufrecht halten kann. Ich habe Schlachten mitgemacht, in denen mit Menschenleben wie mit Erbsenschoten gespielt wurde, aber noch nie war mir so bange zu Muthe wie jetzt. Ich sah Blut in Strömen fließen, doch Nichts ergriff mich so sehr, wie diese Nacht, diese unsichtbaren Schauer des Todes, die mich in dieser Lage umgeben.“

„Ob du Böses im Schilde führst oder nicht, ich könnte deinem Treiben für immer ein Ende machen, und dich deinem Schicksal überlassen. Aus diesen Gewölben gibt es kein Entkommen für den Unbekannten, aber ich will Barmherzigkeit üben, und nicht das Recht der

Digitized by Google

Wiedervergeltung, denn ich weiß, daß du auch zu der verfluchten Rotte derer gehörst, welche unser Kloster verwüstet, und meine Brüder gemordet haben. — Komm!"

Und der Mönch faßte den Fremden bei der Hand, tappte zwischen den Särgen, und kam zu einer Eisenthüre. Sie war gesperrt. Er suchte an der Nebenwand und schob einen geheimen Riegel zur Seite; mit schwerer Mühe und lautem Knarren öffnete sich die Thüre, die der Mönch wieder hinter sich schloß, und den Riegel in der Mauer verschob. Darauf gingen sie durch einen engen und niedrigen Gang, der sich bald rechts, bald links wandte, und durch mehrere Thüren, welche der Mönch auf erwähnte Art öffnete, verschloßen war, bald auf- bald abwärts, bis sie an eine geräumigere Stelle gelangten, wo die Luft reiner war, und ein schwacher Lichtschimmer durch ein Eisengitter von oben herabfiel. Eine Steintreppe führte aufwärts, einem Drucke des Mönches wich die Eisenplatte, welche in eine große Halle führte — sie traten in eine Seitenkapelle der großen Kirche, die ewige Lampe brannte vor dem großen Altare, die Morgendämmerung schlug ihre thaubefeuchteten Wimpern auf, und ihre ersten, matten Blicke drangen durch die großen, gewölbten Fenster. Der Mönch verrichtete ein kurzes Gebet auf den Stufen des Altars; aber schon ließen sich schwere Schläge, wie von Eisenärten, an die geschlossene Kirchthüre vernehmen.

„Fort! fort!" rief Veit, „die Kirchenräuber dringen schon vor!"

Der Mönch blickte seinen Begleiter von der Seite an, und schien einen Augenblick nachzudenken. Dann stand er hastig auf, und sprach: „Folge mir!" Sie kamen in die Sakristei, der Mönch öffnete eine Thüre, und sie traten in's Freie. Ein dichtes Gebüsch des Klostergartens nahm sie auf. Frische Morgenlüfte wehten wie Paradiesesodem durch das zitternde Laubwerk, ein leichter Regenschauer war in der Nacht an den Fluren von Opatowic vorbeigeflogen, und kleine Perltropfen hingen wie verstreute Diamanten an grünen Blättern und schimmerten im Morgenstrahle.

Měštecký mit seinen Gefährten hatte sich inzwischen in dem Kloster festgesetzt, als wäre er seit jeher der rechtmäßige Besitzer desselben gewesen. Die erschlagenen Mönche ließ er in der Nacht auf den großen Hof zusammentragen, und in einen tiefen Brunnen werfen, in der Meinung, es sei in Opatowic Wein genug, sie brauchten daher kein Wasser. Dann wurde das Klostergebäude nach unten und oben durchsucht, aber der berühmte, geheime Schatz nicht gefunden.

„Wir wollen es schon herauskriegen," sprach Měštecký zu den andern, „und sei er hundert Ellen über oder unter der Erde versteckt, er wird uns nicht entgehen! Bringt mir den alten Lazur her;" — und man führte ihm den Abt vor. Der Greis wankte, sichtlich von namenlosen Schmerzen gedrückt, daher, und konnte sich kaum auf seinen altersschwachen Füßen aufrecht erhalten.

„Du bist ein alter Kauz," rief ihm Měštecký zu, „und hast Erfahrung genug, als daß du zweifeln könntest, wie es dir ergehen wird; aber kein Haar soll dir gekrümmt werden, wofern du offen und ehrlich angibst, wo euer großer Schatz liegt, den ihr weiland dem Kaiser Karl vorgewiesen!"

„Ich weiß von keinem Schatze," entgegnete der Greis; „wir waren arme Mönche, und lebten von dem, was uns der gütige Gott und wohlthätige Menschen zugetheilt."

„Wie, du wagst es noch zu läugnen, und glaubst mich mit Worten abzufertigen?! — Ich merke schon, es wird nicht im Guten gehen mit dir, und ich muß andere Mittel anwenden; so alt du bist, so hast du doch eine dicke Haut, und wir wollen sie ein wenig befühlen. Spannt ihn und erwärmet sein Blut ein wenig."

Und die Schergen schleppten blutgierig den Greis auf den Gang hinaus, rissen das Gewand von seinem Leibe, banden seine Hände über den Kopf und brannten ihn unter den Achseln mit flackernden Fackeln. Aber der Abt hob seine Augen gegen den Himmel, heiße Thränen rollten über die gebleichten Wangen herab, und er rief: „Meinetwegen hat Christus noch mehr gelitten, so will ich dieses Klosters wegen jeden Schmerz geduldig tragen, den mir das herbe Schicksal auferlegt!"

Und von diesem Augenblicke an blieb er stumm, und so sehr sie ihn marterten auf vielerlei Arten, und mit Gewalt von ihm das Geständniß erpressen wollten, er sprach kein Wort mehr, und trug geduldig die unaussprechlichsten Qualen.

Měštecký sah, daß für den Augenblick sich weder durch Drohung noch durch grausame Mißhandlung von dem Abte irgend ein Bekenntniß heraus pressen lasse, und sparte sich diese Mühe für eine günstigere Zeit auf. Man sperrte den Greis in eine der dunkelsten Mönchszellen; einige der Räuber wiederholten ohne Mitwissen ihrer Gefährten mehrere Tage hindurch die Marterprobe, bis sie endlich in der Ueberzeugung, ihre Bemühung sei gänzlich folgenlos, ihn eines Tages absperrten und unter dem Taumel der rohesten Vergnügungen des Greises vergaßen. In den sonst stillen Klosterhallen ging es nun lärmend und sündhaft lustig zu. Měštecký sandte nach allen seinen Bekannten, Freunden und Freundinen der ganzen Umgegend, namentlich zu solchen, die seines Gelichters waren.

Vorerst aber wurde von Měštecký und seinen vertrautesten Gefährten eine große Hausuchung in dem Kloster gehalten und alle Dinge von Werth zusammengetragen. Haufenweise lag da Geld, Silber und Edelsteine beisammen, der Wein aus den Kellern wurde auf den großen Hof hinaufgetragen, Tische und Stühle, Flaschen und Gläser in den Garten gebracht, die Kloster- und Gartenthüren gesperrt, und es begann ein Bankett, welches sechszehn Tage und eben so viele Nächte fortdauerte. Das Geld und Silber war dadurch nicht sehr geschmolzen, denn Měštecký hatte die sämmtlichen Schafe, Ochsen und Kühe, die dem Kloster gehörten, in Beschlag genommen, selbe abschlachten und von seinen Gästen rein aufzehren lassen. Nach sechszehn Tagen gingen die Gäste auseinander, und binnen der ganzen Zeit und auch nachher blieb die Kirche gesperrt, die Glocken stumm, und keine Andacht fand in den geweihten Hallen statt. Das Landvolk aus der Umgebung lief verwundert nach dem Kloster, und bald hatte sich die Kunde von dem blutigen Verfalle zu Opatowic weit hin verbreitet. Die zusammengelaufenen Bauern jedoch mit ihren Weibern und sämmtlichen Angehörigen nahmen Antheil an dem Weingelage und fanden die That ganz löblich, da sie bereits von Königgrätz aus in der neuen Lehre unterwiesen und der Umwandlung der Dinge geneigt waren. Als der sechszehnte Tag herangekommen, verirrte sich einer der Knechte in den Keller des Klosters, fand ein vollständiges Weinlager, welches noch unangetastet geblieben war, und meldete es dem Ritter.

„Da wollen wir ein rechtes Volksfest feiern," rief Měštecký, „und das Gesindel der Umgegend dazu herbeirufen. Geht, schlagt die Sturmglocke an, oder besser, laßt alle Glocken von Opatowic ertönen, daß man weit und breit Kunde habe von unserem Frohsinn!" —

Die Knechte zerstreuten sich und krochen auf alle Gänge und Thürme, erfaßten die Stricke, und alle Glocken von Opatowic klangen zusammen, weithin trugen sich die Töne über Berg und Thal. In den näheren Dörfern wußte man nicht, was dieses wilde Durcheinanderläuten zu bedeuten habe, und man rief mit den kleinen Kirchenglöcklein die Gemeinden zusammen, die Bauern bewaffneten sich mit Sensen, Dreschflegeln und Heugabeln, ihre Weiber und Kinder, Knechte und Mägde folgten ihnen nach, und in wenig Stunden sah man von allen Seiten bewaffnete Haufen gegen das Kloster anziehen. Als aber diese anstatt des erwarteten Kriegs- und Feuerlärms, eine so lustige Gesellschaft beisammen trafen, warfen sie ihre Waffen von sich und halfen die großen Fässer aus den Kellern herausziehen, einige, die nicht weit nach Hause hatten, eilten zurück, um Musikinstrumente zu holen, bald war der Garten und die Wiese vor dem Kloster von wimmelnden Haufen tanzenden und singenden Landvolks belebt, und das Gelage hatte kein Ende, bis spät Abends ein Platzregen herabfiel und das lustige Volk auseinander trieb. Die stärkern Männer wälzten nun die Fässer in das Kloster, und bald ertönten die lustigen Weisen in den geweihten Hallen, wo sonst nur fromme Lieder erklangen. Aber Měštecký und die Seinigen scharrten Geld und Silber zusammen und machten sich unbemerkt bei Nacht und Nebel davon.

Es war fast Mitternacht, als Měštecký, Trestý und Plawenský in Königgrätz ankamen, und in einem bekannten Hause anschlugen.

Digitized by Google

Es war dasselbe Gebäude, wo einst die Anhänger Sigismunds ihre Gefangenen verborgen hatten.

„Es thut mir doch leid," sprach Plawensky, „daß wir den ehrlichen Tista nicht mitgenommen."

„Etwas müssen wir ihm doch schenken von unserm Antheile, denn es könnte ihn mit Recht empören, daß seine sonst treuen Gefährten ihn diesmal haben sitzen lassen." —

„Sagt lieber, es thäte ihm leid um das Stück Geld, das ihm als Antheil zugefallen wäre, und um den ehrlichen Suff, den wir mitgemacht."

„Es ist doch Nichts gegen das, was wir suchten," sprach Trosky; „Schade um den großen Schatz!"

„Blitz und Donner," rief Mĕstecky aufspringend, „da fällt mir eben ein, daß ich den alten Lazur in seiner Zelle abgesperrt. Nun, der wird mich gesegnet haben!"

„Ist das schon lange her?" fragte Plawensky.

„Wenigstens zwölf Tage," entgegnete Mĕstecky.

„Laß ihn ruhen in Frieden," meinte Trosky, „der wird wohl Hunger gehabt haben, als wir unten seine Kühe abschlachteten."

„Jetzt ist's geschehen," entgegnete Mĕstecky, „und es wäre Zeit, daß wir an die Theilung dächten — was werdet ihr thun mit dem Gelde? Ihr werdet es doch nicht Alles verprassen und durch die Finger schlagen?"

„Diese Frage sollten wir wohl zuerst an dich stellen," sprach Plawensky; „denn darauf verstehst du dich unter uns am aller besten."

„Ich? — ich habe einen großen Plan: ich kaufe mir das Schloß Opočno und will leben wie ein ehrlicher Mann, der sein festes Haus hat."

Und sie nahmen die Theilung vor, und auf jeden von ihnen kamen bei 3000 Silbergulden.

IV.

Die Freunde.

Unter den peinlichsten Gefühlen des Mißmuthes und der Unruhe hatte Sezima die Stadt Prag erreicht. Er hatte wohl Freunde da, mit denen er seine Jugendjahre verlebt hatte, Freunde, denen er einst, so wie sie ihm, für das ganze Leben Treue und gegenseitigen Schutz zugeschworen, auch waren sie leicht aufzufinden, denn es waren öffentliche Männer, die ihre Kräfte dem Vaterlande und dem Wohle des Volkes zugewandt, dem sie angehörten. Er selbst aber war indeß ein anderer geworden. Jahrzehende lagen zwischen ihm und ihnen, und er trug das schmerzhafte Bewußtsein in sich, diese Jahrzehende mit unrühmlichen Handlungen ausgefüllt zu haben.

Uebrigens, was konnten ihm auch seine ehemaligen Freunde in seiner Sache nützen? — Wenn Veit, dieser einzige, es nicht thäte, dann würde es Niemand sonst vermögen. Auf dem altstädter Platze fiel ihm das Haus, beim „Walek" genannt, auf; es war dies eine alt bekannte, viel besuchte Schenke, in welcher Sezima gar viele Stunden, ja ganze Nächte unter Scherz, Spiel und Gesang zugebracht. Er trat ein. Lebendige Erinnerungen lagerten sich um seine Seele, eine versunkene heitere Welt trat aus der Dunkelheit vor seine Blicke, es ward ihm so wehmüthig zu Muthe, wie einem Jünglinge, und er hätte weinen mögen wie ein Kind.

Er setzte sich an denselben Tisch, an dieselbe Stelle, wo er einst, ein Zögling der hohen Schule zu Prag, zu sitzen pflegte; damals war sein Gemüth anders gestimmt, aber auch anders geschaffen, und er fühlte den furchtbaren Abstand, so wie die gräßliche Lücke zwischen einst und jetzt mit verdoppelter Schwere.

Ein Sohn reicher Eltern, ein geborener Ritter und künftiger Herr fester Schlösser, fruchtbarer Felder, weit ausgedehnter Forstgebiete, durfte er getrost der heitersten Zukunft entgegen sehen; allein es gibt Menschen, denen das Schicksal den Stempel seines Hasses auf die Stirne gedrückt, und unter diese gehörte auch Sezima. Die Streitlust seines Vaters ward ihm zum Fluche. Der Alte hatte sich in gefährliche Verbindungen mit zweideutigen Edelleuten eingelassen, und verlor Schlösser, Höfe und Leben. Sein Weib starb bald vor Gram, und Sezima, der sich derzeit auf der hohen Schule zu Prag als Akademiker befand, lebte ein so lustiges tolles Leben, daß er den Rest seines Vermögens gar bald aufgezehrt hatte.

Er war aber damals nicht der Einzige seiner Art; mit ihm zugleich lebten in Saus und Braus einige junge Leute von gleichen Schicksalen und gleicher Gesinnung. Mehrere von ihnen kehrten zum Besseren zurück, mehrere wurden durch ihre Eltern gerettet, und Sezima blieb endlich ganz allein zurück nebst noch einem, mit dessen Namen späterhin die Väter und Mütter ihre Kinder schreckten, mit dem im ganzen Böhmerlande berüchtigten Nikolaus Zaul, dessen Kühnheit nicht nur von heimischen Chronisten so mannigfach beschrieben ward, sondern der auch seine unselige Raublust mit noch dreißig Spießgesellen auf dem Galgen büßte.

Sezima, damals einer seiner verläßlichsten Spießgesellen, entging einer gleichen Strafe nur durch die Flucht. Bei seinem Freunde Plawensky fand er ein offenes Haus, und ward sogleich zu dessen Burgvogt erwählt. Plawensky's Sohn, Heinrich, war Sezima's Liebling, ja der Alte warf sich so zu sagen zu dessen Erzieher auf, lehrte den Knaben die Waffen führen, reiten, und alle jene Künste, mit denen die Ritter jener Zeiten glänzten; aber er lehrte ihn auch Dinge kennen, die in dem Gemüthe des Knaben schlimme Eindrücke zurück ließen, und brachte ihm Ansichten und Grundsätze bei, deren Früchte später nicht ausblieben.

Heinrich Plawensky hatte sich, wie dereinst sein Vater, mit schlimmen Gesellen eingelassen, und als er nach dem Tode desselben zwar ein stattliches Schloß, aber weiter durchaus keine Schätze fand, mit denen er hätte nach seiner Weise wirthschaften können, verlegte er sich, wie gar viele Ritter damaliger Zeit, auf das Raubhandwerk und machte sich zum Gefährten eines Tista, Trosky, Mĕstecky und Anderer, deren Namen zu Zeiten König Wenzel des Vierten im ganzen Böhmenlande Furcht und Schrecken verbreiteten.

Sezima war die Seele der Unternehmungen seines Herrn, und dessen nächster Vertrauter. Mehr als einmal hatte er das Leben seines verwegenen Schützlings gerettet, dessen hervorragendste Eigenschaft die Tollkühnheit war.

Noch bei Lebzeiten des alten Plawensky nahm Sezima ein Weib, das zeitlich starb und ihm eine Tochter hinterließ. An dieser hing das Herz des Vaters mit maßloser Hingebung, und als wollte er sein eigenes schuldbeflecktes Leben durch die Reinheit seiner Tochter sühnen, wachte er über dem Herzen und dem Verstande dieses Mädchens, und hielt es von jeder rauhen Berührung fern. Als sie zur Jungfrau herangewachsen, schickte er sie nach Prag zu Verwandten ihrer Mutter, wo sie den Schlußstein weiblicher Bildung nach damaligem Maßstabe erhielt. Bei einem Besuche, den sie dem Vater auf Plawensky's Schloß abstattete, verlor sie sich eines Tages, den Sezima auf einem Ausfluge zubrachte, und alle Versuche des Vaters, sie wieder zu finden, waren vergeblich. Seine Verzweiflung war auf das Höchste gestiegen, und er lehnte sich nun ganz auf Heinrich, als ihm durch den Söldner Veit der schlimme Bericht über jenen zukam.

Immer noch wankte er aber in seinem Entschluße und seiner Ansicht von diesem. Noch war es ihm nicht klar, daß gerade Plawensky die Schuld trage. Seine Lebensruhe, ja sein Leben selbst hieng an der Gewißheit, und zu dieser wollte er nun einmal gelangen.

So weit aber stand sein Vornehmen fest, daß, wenn der Verdacht sich bewährte, er alle List, alle Gewalt, und allen seinen möglichen Einfluß auf seine alten zum Theile mächtig gewordenen Freunde anwenden wolle, um die Rotte der Verräther und Räuber, die ihm als Heinrichs Genossen und Verführer bekannt waren, zu vernichten und ihrem schändlichen Treiben ein Ziel zu setzen.

Darum hatte er auch seinen Herrn verlassen, mit dem festen Vorsatze, nicht eher zurückzukehren, denn als Reuiger oder als Rächer.

Wir verließen ihn in der Schenkstube des Wirthshauses beim „Walek", der besuchtesten in der Altstadt Prag, wo Bürger, Studenten, Kriegsleute, und überhaupt Menschen jeden Schlages aus und

Digitized by Google

ein gingen, unter denen es nicht selten auch blutige Köpfe setzte. Diesmal war die Stube mehr gefüllt als sonst, und die Gespräche drehten sich sämmtlich um die wichtigen Angelegenheiten jener Tage. Vorzüglich beklagte man sich über die offenen Räubereien im ganzen Lande, und über die Mittel, welche König Wenzel anwenden wolle, um diesem Uebel mit einem Schlage ein Ende zu machen. Das Schloß Frauenberg wurde dabei häufig genannt, und gleichwie über Tista, so auch über den Ritter Heinrich Plawensky und deren Knechte und Gefährten die derbsten Flüche ausgesprochen.

„Nun müssen sie doch schon bald kommen;" sprach einer der Bürger; „wie ich hörte, sollen die drei tüchtigen Hauer, der Leskow, Jablonsky und der Eisenfresser Racek Kobyla auf das Gelichter losgelassen werden."

„Davon ist nur eine Hälfte wahr;" entgegnete ein anderer; „ich weiß es aus sicherer Quelle, daß Racek jetzt zu einer viel wichtigeren Gesandtschaft sich anschickt."

„Das wäre?" fragte der Erstere.

„Racek soll auf Kuttenberg zugehen; die Bergknappen treiben dort wieder Unfug, und sollen ein wenig geklopft werden."

Dieser Stoff fand Anklang in der Schenke, und war bald zum allgemeinen Gespräche geworden. Sezima sprach zwar nichts darein, doch entging ihm von Allem nicht ein einziges Wort; die Namen, die da genannt wurden, waren ihm sämmtlich bekannt, und einige von ihnen gehörten seinen Freunden, von denen er für seine Zukunft etwas hoffte. Auf Racek vorzüglich hatte er gebaut, denn dieser, der jetzt königlicher Hauptmann geworden, war einst einer der vertrautesten Gefährten Sezima's. Die Nachrichten, die er nun vernahm, waren jedoch keineswegs geeignet, ihn zu beruhigen. Noch schwebte er im Unbestimmten, bezüglich auf Plawensky, und schon hörte er von dem Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Wie wenn er nicht schuldig wäre an Ludmila's Entführung? Wenn Tista allein gehandelt hätte? — Und auch Racek sollte nun fort. Jedenfalls mußte er mit diesem sprechen vor dessen Abreise nach Kuttenberg. Auf seine Nachfrage, wo er den Ritter Racek am sichersten finden könnte, wies man ihn allgemein an den gelehrten Magister Řepansky. Bei Nennung dieses letzten Namens zuckte Sezima unwillkührlich freudig zusammen.

„Řepansky!" rief er für sich, „ja, Řepansky! diese edle Seele hätte ich beinahe vergessen. War er doch der Ermahner und Rathgeber aller seiner Mitschüler, und hätten wir ihm Folge geleistet, wir stünden besser da! — Řepansky wußte immer Rath in allen Nöthen, er wird gewiß auch diesmal die rechte Fährte finden;" und ohne Verzug begab er sich zu diesem.

Der Magister Řepansky bewohnte die kleinste Stube im Erdgeschoße eines Hauses neben der Martinskirche. Drei Stufen führten in seine enge Behausung herab, ein einziges niederes Fenster warf nur wenige und matt gebrochene Lichtstrahlen in die unheimliche Behausung eines der gelehrtesten Männer des damaligen Prag. Die Wände des Gemaches waren nach allen Seiten, vom Boden bis zur Decke, mit Bücherschränken bedeckt, in welchen dicke, staubige Bücher neben einander standen oder lagen. Diese Bücher waren damaliger Zeit ein außerordentlich werthvoller Schatz, den der Magister mit außerordentlicher Mühe und schweren Aufopferungen an sich gebracht. Von reichen Eltern abstammend, und sich dem Gelehrtenstande widmend, löste er sein sämmtliches geerbtes Vermögen in Büchern auf, die er theils für theures Geld gekauft, theils von armen Studenten, welche er thätigst unterstützte, für sich abschreiben ließ. Sonst war nichts in der Stube zu finden, außer einem ärmlichen Tische und Stuhle, und einer noch ärmlicheren Lagerstätte. Dieser Gelehrte hatte sein ganzes Leben mit Nachdenken und Studien zugebracht, und dabei doch nicht das Feuer eines kräftigen Willens, und die Energie der That eingebüßt. Man hielt ihn nicht nur für gelehrt, sondern auch für weise, und er stand mit den angesehensten Männern des Königreiches im Briefwechsel. Dies wußte Sezima nur allzuwohl, und nicht nur seines Rathes, sondern auch seines Einflußes glaubte er zu bedürfen, um zum Ziele zu gelangen. Der Glaube an den Söldner Veit wollte nie recht Wurzel fassen in ihm.

Als er in die Stube des Gelehrten trat, fand er diesen ernstlich krank, und zu seinem Häupten den gesuchten Racek. Die Freude des Wiedersehens dieser drei Freunde, nach langer, banger Trennung war herzlich, und es währte sodann noch beinahe eine volle Stunde, ehe sie sich gegenseitig ihre Schicksale mitgetheilt hatten.

Racek sowohl als Řepansky waren traurig ergriffen von dem Geschicke Sezima's, der alte Bund wurde wieder erneuert, sie versprachen, ihm mit Anwendung aller ihnen zu Gebote stehenden Kräfte und Mittel beizustehen.

„Ich hoffe gar bald gesund zu werden," sprach Řepansky, „aber selbst ehe ich es noch werde, will ich mein Möglichstes für dich thun, und wäre es bei dem Könige selber."

„Schone dich doch, Bruder Řepansky! und rede nicht allzuviel;" nahm Racek das Wort, „Sezima kann es einem Kranken, wie du, nicht übel deuten."

„Wenn du doch nur bald, sehr bald wieder gesund würdest," nahm Sezima das Wort, den Magister bei der Hand fassend; „dann aber wende dich doch auch der Welt zu, verschließe nicht deine Augen vor den Herrlichkeiten des Lebens, schließe dich als Mensch an Menschen mehr, als an todte Bücher."

„An Menschen? etwa wie du, um von ihnen ewig nur getäuscht zu werden," lispelte Řepansky, die Hand Sezima's leise drückend; „o, ich habe meiner Zeit auch die Welt geprüft und gefunden, daß es für mich Nichts zu thun gibt mit den Menschen, — wenn auch Alles für die Menschen! — Ich bleibe treu einer Sphäre, die mich einzig und allein beglückt und beruhigt, und diese Sphäre sitzt fest in dem Gebiete meiner Studien, innerhalb dem gränzenlosen Reiche der Wissenschaft."

„Das ist nun freilich wohl recht schön gesagt," meinte Racek; „allein ein Mann wie du, so reich an Geist, und so kräftig in der Gesinnung, sollte doch nicht als Bücherwurm für das Vaterland verloren gehen."

„Wie tief bist du im Irrthume, Freund! Aus dem Staube dieser Bücher bildet sich der Sonnenstrahl aller Wahrheit, und die Krone, welche über der Zukunft schwebt, ist aus dem Golde der Erkenntniß geschlagen. Als Knabe war ich befangen und von Vorurtheilen beengt, da glaubte ich nicht an die Wiedergeburt der Menschheit durch den Geist, sondern durch Waffengewalt. Erst später that sich mir das Wunderland des Wissens auf, und es ward Licht in meinem Innern. Jetzt sind mir die Zwecke Einzelner und Aller klar, und ich kenne die verschiedenen Wege des Lebens genau."

„Wohl sprichst du schön und wahr für deine Verhältnisse," nahm Sezima das Wort, „allein, hätte dich das Geschick anstatt in diesen stillen, dämmerlichen Hafen, in die stürmische Lebenssee hinausgestoßen, da hättest du gesehen, wie schwer da der Standpunkt ist für den Mann, der sich in seiner Stellung behaupten will, ohne vom Glücke selbst begünstiget werden zu sein. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Und so einen Kampf muß wohl auch ich jetzt kämpfen. Was steht mir bevor? Ist auch ein einziger Strahl von Hoffnung für mich da?"

„Ei, so verzweifle doch nicht," rief Racek, ihm seine Rechte reichend; „so lange Racek lebt, sollst du eine Stütze finden, wie sie selbst einen Schwächern, als dich, mit Sicherheit durch alle Stürme trägt. Sei übrigens froh, daß du von diesen Lotterbuben fort bist, diesem Plawensky und seinen Kumpanen; sie hätten dich mit der Zeit noch um deinen Hals gebracht. Jetzt aber beruhige dich, und warte die Zeit meiner Rückkehr ab. Ein schwerer Dienst steht mir bevor, aber desto mehr darf ich dann bei dem Könige ansprechen, wenn ich ihm nur erst die Kuttenberger vom Halse geschafft habe, und dann sollst du in einen redlichen Kreis treten, Sezima! so wahr ich lebe, und deine Tochter müssen wir finden, wäre sie auch zehn Klafter tief unter der Erde."

„Es thut mir bange um dich," sprach Řepansky. „Die Aufgabe, die dir der König Wenzel auferlegt, ist nicht leicht, und die Kuttenberger sind böse Menschen."

„Ich werde auf meiner Hut sein, und ihr Verstand wird mich

Digitized by Google

wohl nicht überraschen; dann habe ich auch tüchtige Leute mit mir, und mein Freund, Bořita von Ostředek, der selbst ein Kuttenberger ist, wird wohl mit seinen Landsleuten Bescheid wissen."

„Gehst du gerade auf's Losschlagen hinaus?" nahm Sezima das Wort; „ich weiß, daß der König in offener Fehde lebt mit den Bergleuten. Fast hätte ich Lust, mit dir zu gehen."

„Das wäre überflüssig; bleibe du immerhin bei unserem kranken Freunde zurück, er wird dir schon rathen. Uebrigens hat's draußen mit dem Losschlagen noch gute Weile. Der König hat nur dem Münzmeister von Kuttenberg, dem grimmigen Nikolaus, seinem geschworenen Feind, einige Wörtlein im Vertrauen zu sagen, die ich ihm schriftlich hinterbringe. Ich kenne diesen Nikolaus nicht, kann ihn aber vom Hause aus nicht leiden. Sollten wir hart an einander stoßen, so setzt es Blut. Er hält es mit Sigismund, dem Bruder unseres Königs, der so gerne Böhmen für sich kapern möchte; aber da sind noch wir da! — Nun aber lebt wohl! Ich habe wirklich keine Zeit zu versäumen. Es geht heute Alles los, Jablonský und Leskow ziehen auf die Räuber, ich auf die Kuttenberger, und so wird's mit einander Ruhe werden in Böhmen."

Nachdem er seinem Freunde Sezima nochmals seine brüderliche Theilnahme und Mitwirkung zugesprochen, beurlaubte er sich von Řepanský mit einer ihm seltenen, aber desto rührendern Herzlichkeit.

Řepanský's Hände zitterten, als sie die Rechte Racek's zum Abschiede fest hielten. Die Augen des Kranken hafteten fest auf dem Antlitze dieses kolossalen, kräftigen Kriegers, dessen maßlose Kühnheit zum Sprichworte in Böhmen geworden war.

„Mir ahnt etwas Schlimmes, Bruder Racek!" sprach er ganz leise; „ich hoffe, das Andenken des Einen wird im Herzen des Andern nicht sterben."

„Nie, nie!" entgegnete Racek, und entfernte sich rasch.

V.

Kuttenberg.

Mit Sonnenaufgang des folgenden Tages drängte sich ein Trupp von fünfzig Reitern zu dem Prager Stadtthore, das gegen Kuttenberg führte; an der Spitze des Zuges befanden sich die Ritter Racek und Bořita von Ostředek.

„Was fehlt dir denn heute?" fragte Bořita seinen Gefährten, „du siehst so scheu und finster in den Morgen hinein, als wenn eine Centnerlast dein Gewissen drückte."

„Ich weiß selbst nicht, wie das kommt," entgegnete Racek; „sonst war ich froh, wenn ich wohin ausfliegen konnte, wo es recht lustig herging, jetzt fühle ich mich so matt, daß ich lieber daheim säße."

„Wirst über die Maß geweint haben beim „Walek" oder sonst wo; das verdirbt den Magen und macht böse Laune."

„Bei mir nicht, mein Lieber! bin's gewohnt. Kann dich aber versichern, daß seit einigen Tagen kein Schoppen Wein über meine Lippen gekommen ist. Kann ihn nicht herunterbringen, mundet mir nicht."

„Das ist ein unerhörtes Ereigniß in deinem Leben, Racek! wird sich aber bald ändern."

Racek gab keine Antwort, und so war das Gespräch bald beendet. In der That war aber seine Laune ungewöhnlich düster, und eine peinliche Unruhe quälte ihn immer mehr, je näher er der Stadt Kuttenberg kam. Um sich zu zerstreuen, dachte er über das Schicksal Sezima's nach, und über die Art, ihm behilflich zu werden.

Er hatte einen schönen Plan ersonnen, und theilte ihn dann auch dem bewährten Bořita mit, welchem er in jeder rechtlichen Sache ein volles Vertrauen schenken durfte.

Ihrem Auftrage gemäß ritten sie ziemlich schnell. Die Sonne war zur Mittagshöhe gestiegen, und die Glocken aller Thürme von Kuttenberg läuteten das Ave, als Racek in der Bergstadt eintraf. Bořita, der sein eigenes Haus in Kuttenberg besaß, begab sich sogleich in dasselbe, um den Freund, den er bei sich beherbergen wollte, würdig zu empfangen.

Racek stellte seine Leute auf dem großen Platze auf, und ließ sich bei dem Münzmeister melden. Nicht die Eingeborenen, sondern die Fremden und Bergleute in Kuttenberg waren es, welche, des Ungehorsams und der Verschwörung gegen den König Wenzel verdächtiget, durch die königliche Botschaft eingeschüchtert werden sollten. Sie waren vieler und schwerer Vergehen beschuldigt, ja Verbrechen, für welche der Strang als milde Strafe hätte gelten dürfen. Sie verfolgten die dem Könige treuen Unterthanen mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen. Ihr Münzmeister stand mit den Raubrittern Böhmens in freundschaftlichem Bündniß; sie überfielen und verbrannten nahe liegende Ortschaften, mordeten und brandschatzten deren Einwohner, die es mit Wenzel hielten, trieben ihr Vieh weg, und verheerten ihre Felder. Sie leisteten Vorschub allen Feinden des Königs und des Böhmenlandes, um fremde Eindringlinge geltend zu machen gegenüber den Einheimischen.

Diese und noch mehrere andere Anschuldigungen waren erwiesen, und in ganz Böhmen herrschte unter allen Bessergesinnten nur eine Stimme: man müsse einmal diesen Unfug brechen. Die Zeit der Rechtfertigung sei nun herangekommen.

Die Bergleute, aufgehetzt von ihrem Obern, kamen nun von allen Seiten zusammengelaufen, und es fehlte nicht an Spott und Hohn über den königlichen Hauptmann und dessen Bewaffneten.

Bald auch erschien der Münzmeister Nikolaus, seines unheimlichen Aussehens und feindseligen Gemüthes halber „der Wilde" genannt, und musterte mit prüfenden Blicken die Ankömmlinge. Sein rothes Haar, ein dichter, struppiger Bart, das volle Gesicht, die kleinen glimmenden Augen, und eine riesengroße und gleichmäßig kräftige Gestalt, verliehen diesem Manne ein schreckendes Aussehen.

„Wo ist euer Hauptmann?" fragte er, mit Flammenblicken die kleine bewaffnete Schaar überfliegend.

„Hier bin ich;" entgegnete Racek vortretend, „und dies übergebe ich dir im Namen des Königs."

Die Pergamentrolle, die er ihm bei diesen Worten übergab, enthielt die Beschwerden und Forderungen des Königs. Nikolaus öffnete sie und las. Seine Mienen zuckten, sein häßlicher Mund verzog sich zu einem wahrhaft teuflischen Hohne, dabei blickte er zuweilen von der Seite auf Racek und dessen Gefährten, nickte mit dem Kopfe, und schien ernstlich über das Gelesene nachzudenken.

Das Erstemal in seinem Leben fühlte sich Racek einem Manne gegenüber schwach und beklommen; diese Persönlichkeit wirkte so unheimlich, und seine Kraft entwaffnend, auf ihn ein, daß es ihm vorkam, als könne er sich diesem Manne gegenüber weder mit Waffen noch mit Worten vertheidigen. Er wollte sich Gewalt anthun, und seinen sonstigen Muth heraufbeschwören; er faßte alle seine Kräfte zusammen, aber als hätte ein Schwindel sich seiner bemächtigt, oder der dämonische Blick des Münzmeisters mit Zaubergarnen ihn umstrickt, war er gebannt in den Kreis seiner Befangenheit, und konnte sich nicht zur Freiheit des Gedankens erheben.

„König Wenzel treibt zuweilen einen lustigen Scherz," sprach Nikolaus; „doch diesmal that er es zur Unzeit. Du weißt doch wohl, was er von uns fordert?"

„Wohl weiß ich es, und habe, wie du siehst, auch Vollmacht, die Forderung einzulösen."

„Vollmacht? — gut, dann magst du sie behalten; ihm ist es nicht schwer, Vollmachten auszutheilen, und uns, sie nicht gelten zu lassen; es hängt viel davon ab, von wem eben ein Befehl kömmt, und dieser hätte einen ganz andern Klang, wenn ihn der Kaiser Sigismund gegeben hätte."

Dieser Name brachte den Hauptmann wieder zur vollen Besinnung; wie Schuppen fiel es ihm von seinen Augen, und er sah, daß er es mit einem offenen Feinde seines Königs zu thun hatte. Offen und ohne Scheu hielt er den Blick des wilden Münzmeisters aus, und:

„Ich kenne nur einen König und Herrn in Böhmen," sprach

Digitized by Google

er mit festem Tone, „und dieser ist König Wenzel; wer seinem Befehle den eines Fremden vorziehet, ist ein Verräther am Vaterlande. Dies merke dir, Nikolaus! ich durchsehe dich, und weiß, wohin du zielst. Du wirst hier nicht gefragt, ob du gehorchen wollest, sondern du mußt gehorchen!"

Nikolaus blickte verwundert den Sprecher an. Auf solche Gegenrede war er nicht gefaßt, und sie reizte ihn um so mehr, als eine Menge Bergknappen ringsum standen, die höhnisch dazu lachten, und sich spöttische Blicke zuwarfen.

„Du sprichst ziemlich entschlossen," nahm der Münzmeister wieder das Wort, „und mir scheint, es träumt dir etwas von großem Muthe; aber du kannst ihn immerhin für ein Andermal aufsparen, denn hier bist du in unserer Schußweite, und wir werden wissen, unser Recht zu wahren."

„Aber auch euer Unrecht!" entgegnete Racek verächtlich, „denn es gibt Leute unter euch, die sich das Landesgesetz nach Art der Wegelagerer auszulegen wissen. Gedenke nur an Malin!"

„Wir wollen nicht Gericht halten auf dem Marktplatze," nahm der Münzmeister, seinen inneren Groll bekämpfend, das Wort; „lasse deine Leute ihre Herbergen betreten, und in einigen Stunden erhältst du den Bescheid auf deine Fragen."

Racek willigte ein, denn seine Leute waren vom achtstündigen Ritte müde. Die Bergleute redeten den Söldnern freundlich zu, sich ihrer Behausungen zu bedienen, und diese zerstreuten sich mit Zuversicht in ihren Häusern. Racek fühlte eine Steinlast von seiner Brust gefallen, glaubte durch seine entschlossene Haltung seine Kundschaft gut ausgeführt, und war wieder munter und guter Dinge. Im Hause seines Reisegefährten Bořita fand er die freundlichste Aufnahme, indeß seine Söldner unter die gastfreundlichen Bergleute zerstreut, sich gütlich thaten.

In ganz Kuttenberg ging es aber diesmal zu, als wäre ein Feiertag. Hammer und Ambos ruhten, die Bergknappen stiegen aus ihren Schachten, umgürteten sich mit ihren Schwertern, nahmen ihre Hacken zur Hand, und begaben sich zu dem Münzmeister, der die sämmtliche Bergmannschaft in sein Haus beschieden.

Bald war es Abend geworden, und die im Hause des Münzmeisters versammelten Knappen zerstreuten sich unbemerkt in den verschiedenen Quartieren der Stadt, wo die königlichen Söldner sich eingewohnt, und dem Weine bereits tüchtig zugesprochen hatten.

Racek Kobyla saß mit Bořita gemüthlich bei einem Tische unter gewaltigen Humpen, denen sie beide gar tüchtig zusprachen. Sie sprachen eben über die Spaltung des Königs mit seinem Bruder, und über die Parteien, die sich im Lande für oder gegen Wenzel bildeten.

„Mord und Tod!" schrie Racek laut auf, und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, daß die Pokale hell durcheinander klangen; „so lange Racek Kobyla lebt, und sich rühren kann, darf es Niemand wagen, den Namen unseres Königs auszusprechen, ohne die Kappe vom Schädel zu ziehen; wer anders handelt, dem drehe ich auf öffentlicher Straße den Hals um!"

Aber im selbigen Augenblicke zog sich ein Lärm gleich drohendem Ungewitter die Straße aufwärts, immer näher und näher, bis zu dem Hause Bořita's von Ostředek. Dieser trat an's Fenster, und wich von der unerwarteten Scene betroffen, schleunigst zurück, befremdet von dem seltsamen Anblicke, der sich ihm unerwartet darbot. Die ganze Stadt schien von einem Lichtmeere umflossen, Hunderte von Fackeln brannten auf den Dächern der Häuser, auf den Thürmen, auf den Straßen und Plätzen von Kuttenberg; dazwischen flackerten die kleinen Grubenlichter der hin- und hereilenden Bergknappen, und mit dem Qualme des Feuers trug sich das Geschrei der mit geschwenkten Hacken umherrennenden Männer zu den Wolken. Da sah Bořita, wie einige Bergknappen mehrere der Söldner, welche, vom Weine benebelt, kaum aufrecht zu stehen vermochten, vor sein Haus hinschleppten, und mit dem lauten Ausrufe: „Hauptmann Racek! Hauptmann Racek! sieh' deine Knechte!" sie mit ihren Hacken tödteten, und selbst ihre gefallenen Leichen auf grausame Weise zerfleischten.

„Das ist Verrath!" rief Bořita, „rette dich, Racek! wie du kannst!" und er eilte aus der Stube, um sich zu verbergen.

„Was krächzt der Rabe?" schrie Racek auf, und zog sein breites Schlachtschwert aus der Scheide; aber Bořita war nicht mehr in der Stube. „Ich wollte doch sehen, wer dem Racek Kobyla nahe kommt; jetzt kömmt es mir vor, als müßte ich den Hunden zeigen, was ich kann, wenn's auf meine Haut losgeht."

Inzwischen hatten die Bergknappen die Thore gesprengt, und drangen in das Innere des Gebäudes. Bald auch öffnete sich die Thüre der Stube selbst, und heller Lichtglanz strömte Racek entgegen, der sich in einen Winkel in der Nähe des Fensters gezogen, und den Tisch vor sich gestellt hatte. Im Augenblicke flog eine gefüllte Weinflasche dem ersten, der es gewagt, die Schwelle der Stube zu übertreten, mit einer solchen Gewalt in's Gesicht, daß er ohnmächtig zu Boden sank. Eine zweite und dritte Flasche zerschellte an der Wand, und die Scherben flogen wie ein Glasregen den Eindringenden in die Augen. Doch bald drängte sich die Masse herein, einer über den andern stürmte auf Racek los. Dieser aber hielt mit der Linken den Tisch, und schob ihn als mächtige Abwehr bald her bald hin vor sich, indeß sein mächtiges Schwert wie eine Todessense über den Köpfen der Bergknappen vernichtend mähte. Ein Leichenhaufen hatte sich um ihn gebildet, und er hatte noch kaum einige leichte Wunden davon getragen, es war ihm nicht beizukommen. Da krochen einige der Bergknappen unbemerkt unter den Tisch, indeß die andern den löwenmuthigen Kämpfer unaufhaltsam beschäftigten, und ein breites Messer drang plötzlich in den Unterleib des Racek. Laut schrie er auf vor Schmerz und Ingrimm, aber in wahnsinniger Aufregung schlug er mit dem Fuße seinen Mörder mit solcher Gewalt in die Brust, daß ihm das Blut zum Munde herausquell, indeß Racek mit dem im Unterleibe steckenden Messer auf den Tisch hinaufsprang, mit seiner linken Hand den nächststehenden Knappen am Gesicht erfaßte, und seine Nägel tief in die Augenhöhlen desselben einkrallte; mit seinem Schwerte hieb er wie rasend um sich, bis er endlich, von zahllosen Wunden bedeckt, über den Häuptern der heimtückischen Fremdlinge und Meuchelmörder zusammensank.

Als wollten sie sich noch an dem Todten rächen, hieben die ergrimmten Bergknappen in den entseelten Körper des Gefallenen, daß Stücke abgehauenen Fleisches von seinem Körper abflogen und das Gehirn des zerschmetterten Hauptes an den Wänden und der Decke des Gemaches zerstob. Dann flogen die Hacken nach den Fenstern, daß das Glas klirrend auf die Gasse herabfiel, und im Nu flog ihnen die Leiche des Racek Kobyla nach auf den Platz mitten unter die versammelte Menge.

„Den Bořita sucht auf, den Bořita!" tönte die Stimme Nikolaus des Wilden durch die tosende Menge. „Wo ist der Verräther, der es mit den Ketzern hält!" Aber die Stimme verscholl unter dem Geschrei des Volkes, welches sich anschickte, die brennenden Fackeln an das hölzerne Gebäude des Bořita anzulegen, und es anzuzünden.

„Schonet der Stadt!" riefen einige der gesetzteren Bürger. Allein die Bergknappen stießen sie zurück, und in wenigen Augenblicken schlugen die Flammen zu den Fenstern des Gebäudes heraus.

In einem der geheimsten Winkel seines Hauses stand Bořita versteckt, und kalter Angstschweiß drang aus seiner Stirne hervor. Er hörte wohl den Lärm und fürchtete nicht nur für sein Leben, sondern auch für sein Hab und Gut. Bald aber hatte er den Beweis, daß das Schreckliche bereits geschehen; denn der Rauch drang schon durch die Furchen in sein Versteck, und drohte ihn zu ersticken. Die Balken brachen über seinem Kopfe zusammen, brennende Holzstücke fielen auf sein Haupt, und vor der Thüre drohten die Flüche der empörten Volksmasse. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Langsam öffnete er die Thüre seines Versteckes, ein dicker Qualm umflorte sein Auge, er sah nichts, als die und da aufflackernde Flammen, und sank auf die Erde, immer weiter zwischen den brennenden Seitenwänden bis gegen die Treppe durchkriechend. Da wankte der Boden unter ihm, die Holz-

Digitized by Google

stiege brach zusammen, und er stürzte herab auf die Köpfe der unten anstürmenden und ihn suchenden Bergknappen.

„Flieht, flieht! das Haus stürzt zusammen!" riefen die Stimmen durcheinander. Vořita aber sah nichts unter dem Qualme, und hörte nur das Geprassel des Feuers ober ihm, und fühlte, wie um ihn und über ihn die Leute hinwegeilten; da war ihm, als wäre er tief, tief an den Grund des Meeres hinabgesunken, und sähe nichts als ewige Nacht um sich, und höre nichts, als das dumpfe Gebrause der Wellen, und könne nicht athmen — und er verfiel in tiefe Ohnmacht.

VI.

Es dämmert.

In der Wirthsstube beim „Walek" ging es nun wieder einmal recht lustig zu. Mehrere der Hauptleute, die der König auf Zerstörung der Raubnester hinausgeschickt, waren von ihren Streifzügen glücklich zurückgekehrt, und man erwartete an diesem Tage noch nähere Berichte.

Ein Mann nur saß in dem dunkelsten Winkel, starr und stumm vor sich hinblickend, und schien nicht Theil zu nehmen an den gemeinsamen Gesprächen. Es war Sezima, dem mit Racek seine Hoffnungen großentheils zu Grabe gegangen waren. Der frische neue Lebensast, der aus dem halbverdorrten Lebensstamme dieses Menschen hervorbrechen sollte, ward im Keime vom Wurm zerfressen. Bei Repanský blühte ihm nur wenig gute Aussicht; der Mann siechte mit jedem Tage merklicher dahin, und begann in aufgeregten Momenten sogar irre zu reden. Von Veit war keine Spur. In Bezug auf diesen Letzteren war seine Seele getheilt zwischen Glauben und Mißtrauen. Er hoffte nicht mehr seine Ankunft, fluchte ihm wohl zuweilen; aber er erschien doch regelmäßig in dem Wirthshause. So waren ihm mehrere Wochen in trübem Nachsinnen und hoffnungsloser Erwartung vergangen, ohne daß er mit sich selbst und seinen Verhältnissen in's Klare gekommen wäre.

Diesmal aber zwang ihn das allgemeine Lärmen doch auch, auf die Gespräche zu merken.

Die Begebenheit von Opatowic brachte das halbe Königreich in Harnisch, die Geschichte von Kuttenberg munterte zu offenbarem Kriege auf. Man sprach auch allgemein von dem Ausbruche eines großen Heereszuges, um die Kuttenberger Knappen zu besiegen und die Raubnester in Böhmen sammt und sonders in Staub und Asche zu verwandeln.

Da trat der Hauptmann Jablonský ein.

„Willkommen vom Hassenstein!" rief ihm ein Bürger zu; der Hauptmann dankte und trank von dem angebotenen Weine.

Kaum hatte Sezima das Wort Hassenstein vernommen, als er wie vom Blitze getroffen aufsprang. Es war Plawenský's Burg, dieselbe, wo Sezima Vogt gewesen.

„Wie ist es ausgefallen, Hauptmann?" fragte der Bürger weiter.

„Schlechter als ich vermuthet. Die tausend Mann, welche mir der König mitgegeben, brachte ich ihm beinahe alle wieder zurück, und das ist vielleicht das Beste an meinem Streifzuge. Bei Nacht und Nebel hatte sich Alles gleich bei meiner Ankunft herausgeschlichen. Was wäre da auch zu thun gewesen? Der Herr mit seinen Knechten war eben auf Opatowic ausgezogen, und von dem sauberen Vogte Sezima hat sich die Kunde verbreitet, daß er sich irgendwo umgebracht.

„Kein Schade um ihn; war ein sauberer Geselle wie sein Herr, der Plawenský."

„Auch der wird's nicht mehr lang treiben," — sprach Jablonský — „man wird ihm, so wie dem saubern Tista, nächstens schon auf die Kappe kommen."

„Ich wünschte aber fast noch lieber" — meinte der Bürger, „man würgte den Satan Münzmeister. Vořita hat uns gestern die Geschichte mitgetheilt; es ist zum Verzweifeln. Er selbst ist mit genauer Noth davon gekommen." —

In diesem Augenblicke trat ein Studiosus ein.

„Aufgepaßt, meine Herren! und macht keinen Lärm; einem braven Manne läutet man das Sterbestündlein."

„Wem? Wem?" schallte es von allen Seiten.

„Dem Magister Repanský."

Ein neuer Schlag für Sezima. Wie wahnsinnig flog er nach des Magisters Wohnung.

Als er eintrat, lag dieser in tiefer Ohnmacht auf einem Bette. Herzutretend beugte er sich über ihn, und lispelte ihm seinen Namen in's Ohr, der Kranke regte sich nicht.

„Noch ist er nicht todt," — sprach ein anwesender Arzt; — „aber lange wird es nicht mehr währen." —

Da öffnete sich die Thüre, und herein trat der Knecht Veit.

Die Umstehenden gar nicht beachtend, warf er sich zu Häupten des Sterbenden und benetzte das Antlitz desselben mit Thränen.

Repanský athmete tief auf und öffnete Augen und Lippen.

„Bist du es?" sprach er mit einem Tone, der wie aus einer andern Welt herüberklang. — „Ja, ich habe schon Alles heraus gefunden, was ich suchte — gehe und sage ihm's!" dann, wie aus einem Traume erwachend, rief er: „Kind! du hast schwer gesündigt, aber Gott hörte deine Beichte. Wenn er dir verzeiht, er, der sie sucht, dann haben dir alle verziehen!"

Eine Pause erfolgte, dann aber zuckte der Sterbende noch einmal auf, senkte sein Haupt nach der Seite und verschied. —

„Ist es doch," — sprach Sezima zu sich selber, — „als wenn Alles dahinwelken müßte unter meiner Annäherung und Berührung!" — Sodann kreuzte er seine Hände über die Brust und stand sprachlos bei der Leiche.

Eine Stunde darauf begab sich Sezima mit Veit über die Brücke nach der kleinen Stadt hinüber. Jeder Zug seines Gesichtes deutete auf außerordentliche Aufregung. Schweigend ging er neben Veit, der lebhaft sprechend und gestikulirend, dem Alten wichtige Entdeckungen zu machen schien.

„So viel habe ich gethan, um deine Tochter zu retten," sprach Veit am Schlusse seiner Mittheilungen; — „und wenn es mir auch noch nicht gelang, so bin ich doch jetzt dem Gelingen vollkommen nahe. Wie aber, wenn ich sie durch alle Klippen hindurch, aller Fesseln entlediget, zur Freiheit führe, dir in die Arme, — welcher Lohn erwartet mich?" —

„Kannst du das Herz und die Gesinnung eines verzweifelnden Vaters auf solche Proben stellen? Einmal schon sagte ich dir, durch wen du belohnt werdest." —

„Du nanntest mir einen Bräutigam deiner Tochter, der aber ist nicht mehr am Leben."

„Wie? — Bořek von Miletin todt?" —

„Derselbe, und wieder ist es dein geliebter Heinrich, der ihm den Rest gegeben. Es hat sich die Kunde hier in der Umgebung verbreitet, Plawenský hätte deine Tochter verkauft an Tista, du aber hättest dir aus Verzweiflung das Leben genommen. Bořek erfuhr dieses Gerücht, und indem er Plawenský ritterlich herausforderte, wurde er von dessen Knechten meuchlings ermordet. — Und nun, wenn dieser todt ist, wer belohnt mir meine unsägliche Mühe?

„Wer? du fragst wer? bin ich nicht da? kann ich mich nicht als Knecht, als Sklave verdingen, um dich zu bezahlen? Kann ich nicht bettelnd von Schloß zu Schloß ziehen? Kann ich nicht arbeiten um Taglohn? Oder zweifelst du, daß ich es werde?"

„Ich fordere kein Geld," — sprach Veit entschlossen.

„Kein Geld? und was denn sonst?"

Veit wollte antworten, allein das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Doch faßte er sich wieder und sprach: „Was ich für dich gethan und für sie, ist beinahe mehr, als die Kräfte eines Einzelnen zu leisten vermögen. Wenn die erkalteten Lippen meines Freundes Repanský reden könnten, und du hörtest, was ich meinem Beichtvater gesagt, deine Brust müßte vom Danke sich überfüllen und vom Mitleid springen." —

Vor einem stattlichen Hause hielten sie nun an.

Digitized by Google

„Hier wohnt der Hauptmann Leskow;“ nahm Veit wieder das Wort; — „nächster Tage soll er gegen Frauenberg ziehen. Ich biete ihm meine Dienste an; ohne meine Leitung richtet er nichts aus. Mit mir wird die Burg unser. Und nun kann ich es dir sagen, was man immer listig vorgebracht, das allein ist die Wahrheit, daß Tista deine Tochter wieder auf dem Frauenberge hält.“

„Da ziehe ich mit! da ziehe ich mit!“ rief Sezima, und seine Gestalt verlängerte sich und in seinen Augen erglühte kriegerisches Feuer.

Sie traten bei dem Hauptmanne vor, und boten ihm ihre Dienste an zu dem Zuge gegen den Frauenberg.

„Niemand vermag diese Felsen zu erklettern und die Mauern zu stürmen,“ erklärte Veit dem Hauptmanne, — „und wenn auch nur zehn Menschen den Frauenberg von oben vertheidigten; zum Überflusse hat Tista auch noch ungeheure Felssteine auf die Wälle hinaufbringen lassen. Bis unter die Mauern läßt er den Feind kommen, dann läßt er die Felsstücke auf ihn herabschleudern, und ein einziger solcher Wurf kann hundert Leichen machen. Nur eine besondere List kann dir zur Eroberung der Feste helfen.“

Der Hauptmann sah ein, daß der Söldner nicht unrecht habe. Er hatte theils Kundschaft eingezogen, theils aus eigenem Anschauen Alles so befunden, wie es ihm Veit mitgetheilt, und fand sich hiedurch bewogen, diese zwei neuen Krieger in seinen Zug mit einzunehmen.

Mit Anbruch der nächsten Nacht war die Truppe zu dem Frauenberge gelangt. Von diesem Augenblicke an überließ der Hauptmann größtentheils die Leitung der Belagerungsarbeiten dem neuen Söldner Veit. Dieser führte vor Allem das ganze kleine Heer unter dem Schutze der Nachtdunkelheit gegen einen Platz, der knapp unter dem Hinterpförtchen des Schlosses lag. Neben dieser Pforte schloß sich ein felsiger Abgrund an einen zweiten eben so hohen und eben so gefährlichen. Außer diesem Zugange gab es keinen andern in den Frauenberge als das Hauptthor, welches nicht nur verrammelt, sondern auch durch Gräben, Bastionen und andere Schutzmittel hinlänglich versorgt war.

Zu diesem Hinterpförtchen aber gab es eigentlich gar keinen Zugang, seitdem seit einigen Jahren die kleine Zugbrücke hinweggerissen war und ein eben so furchtbar tiefer als jäher Abgrund knapp neben der Thürschwelle gähnte.

Der Mond zeigte sich nur als blasser halbrunder Lichtstreifen und man hatte seinen Verrath diesmal eigentlich nicht zu fürchten, denn sein Strahl war matt und durchdrang nicht die Tiefe des schattigen Gehölzes, in dessen Dunkel sich die Soldaten Leskow's bargen.

Veit allein war auf Untersuchung des Terrains ausgegangen, und kam nach einer Stunde wieder.

„Hauptmann!“ — sprach er zu Leskow, — „es ist alles richtig. Gebe mir jetzt einige der entschlossensten Soldaten mit, und wofern du Lust hast, magst du uns geleiten. Der Weg, den ich Euch führe, ist zwar halsbrecherischer Natur, allein ich selbst habe ihn schon mehremale bei hellem Tage zurückgelegt, ohne von den Schloßwachen bemerkt worden zu sein.“

Der Hauptmann blieb zurück, aber Sezima schloß sich zu allererst an Veit. Mehrere der Unerschrockensten folgten. Er führte sie einen engen Steg aufwärts bis zu einem hundertästigen Eichenbaum, wo er sie halten ließ.

„Jetzt mir nach. Ihr werdet nicht lange über Baumäste zu klettern haben, denn ich habe oben am Fels eine Strickleiter befestiget und sie bis um die Mitte des Stammes gezogen.“

Veit stieg voraus, die andern folgten ihm; es waren bei fünfzig ausgesuchte Leute. Der Mond hatte sich bald gänzlich hinter den Wolken verloren und eine pechschwarze Nacht war eingetreten. In Kurzem schwebte Veit oben auf dem Gipfel des Baumes; Sezima folgte ihm auf der Ferse nach, diesem die andern.

„Gebet Acht,“ — rief Veit mit unterdrückter Stimme, — „gebet Acht, daß immer nur einer über die Strickleiter hinüberklettere, sonst ist euer Leben unrettbar verloren. Du, Sezima! folge mir erst, wenn ich durch einen Pfiff anzeige, daß ich über den Strick hinüber bin, und so thut es Alle.“

Sezima blieb nun zurück, und im Augenblicke hatte sich Veit vor ihm in dem undurchdringlichen Nachtdunkel verloren. Bald gellte ein leiser Pfiff durch die Luft. Sezima tappte behutsam vor sich auf das Seil, und kroch Schritt für Schritt von dem Baume hinweg, und je weiter er kam, desto tiefer drückte seine Last die Strickleiter hinunter, der Baumgipfel bog sich, und Sezima hatte nun das Gefühl eines, in tiefster Nachtdunkelheit hoch über bodenlosem Abgrunde frei zwischen Himmel und Erde an einem wankenden Seile Schwebenden. Er zitterte, und wer würde es nicht in solcher Lage? doch trieb es ihn vorwärts, bis seine Hand endlich einen Felsstein ertappte, und er glücklich auf den Abhang sich hinüber schwang. Abermals gellte ein Pfiff, und so ging es Mann für Mann, bis Alle hinüber waren. Sodann legte sich Veit der Länge nach auf den Boden und kroch wie eine Eidechse auf einem kaum drei Spannen breiten Felsgestein über den bodenlosen Abgrund hin; so gelangten sie alsbald zu der Burgmauer, wo der Fels noch abschüssiger, das Kriechen somit gefährlicher ward. Endlich, bei dem kleinen Hinterpförtchen hielt Veit an. Er hatte einen passenden Schlüssel bei sich und öffnete. Die Soldaten blieben zurück, er selbst mit Sezima trat in das Innere des Schlosses, um die ausgestellten Burgwachen auf den Mauern zu beobachten.

„Tista hat bei sechzig Männer auf dem Frauenberge; zehn Wachen sind ausgestellt, bleiben fünfzig; die andern zehn, die nach Mitternacht kommen, fallen wieder ab — so haben wir es nur mit dreißig zu thun, aber mit Verzweifelten!“

Nun ließ er die Soldaten behutsam eintreten und gab ihnen die nöthigen Weisungen.

„Jede hundert Schritte steht eine Wache. Theilt euch zu zweien um sie, kriecht wie Schlangen an sie heran, bringt sie um oder werft sie schnell die Mauer herab, jedoch ohne das geringste Geräusch und Aufsehen.“

Wie gesagt, so geschehen. Ehe der erste kaum merkliche Lichtstrahl die Zinnen von Frauenberg berührte, standen anstatt der Wächter Tista's, die Soldaten Leskow's an den Mauern.

Dies war erst der Anfang und Veit zögerte nicht, das Werk fortzusetzen. Von Sezima begleitet, stieg er leise die Wendeltreppe aufwärts zu dem Thurmwächter, der hinter so festen Mauern und bei aufgezogener Brücke es nicht für nöthig hielt, seine Thüre zu schließen. Ein Schlag von Sezima's Waffe streckte ihn zu Boden. Sodann brachte Veit die Leute von den Wällen, mit denen er im Augenblicke die Thorwachen niedermetzelte und die Zugbrücke herabließ.

So kamen die königlichen Soldaten ganz bequem auf den Frauenberg, ehe der schlafende Burgherr noch die leiseste Ahnung davon hatte.

Die Krieger scheuten sich nun nicht mehr, in der Burg gehörig aufzutreten, und der seltsame Lärm weckte Tista aus dem Schlafe. Hastig öffnete er das Fenster seines Schlafgemaches und sah unten im Hofe die Waffen der königlichen Truppen im Frühglanze schimmern.

Im Augenblicke hatte er seine Lage durchschaut. Das dröhnende Gebrüll, das er in der Verzweiflung ausstieß, wiederhallte von allen Wänden. Mit Blitzesschnelle zog er sein gewaltiges breites Schlachtschwert, um seine erwachte rasende Blutgier an den Söldnern zu kühlen. Noch hatte er jedoch kaum die Thürschwellen seiner Gemächer überschritten, als er ringsum zu allen Seiten die Leichen seiner ergebensten Krieger auf der Erde in ihrem Blute liegen sah. Da trat ihm der Hauptmann Leskow festen Schrittes entgegen.

„Ergebe dich, Ritter Tista!“ — rief er, — „kein einziger deiner Raubknechte und Mordgesellen befindet sich mehr am Leben. Widerstand wäre Wahnsinn! Im Namen des Königs fordere ich dich auf, dich zu ergeben auf Gnade und Ungnade. Tausend Mann stehen mir zur Seite, du aber bist allein.“

Verzweifelnd stand Tista da und hatte nicht die Kraft, auch nur ein einziges Wort weiter vorzubringen. Er sah sich verloren, die Veste in Feindeshänden, die Getreuen todt; das Schwert entsank ihm und er bedeckte mit beiden Händen sein blasses Antlitz.

Stumm winkte hierauf der Hauptmann seinen Soldaten, die dem

Digitized by Google

ehemaligen Burgherrn nun Eisenketten anlegten und ihn in eines der tiefsten Gefängnisse von Frauenberg abführten. Wie der erste Sonnenstrahl flammend an den hohen Burgfenstern niederglänzte, wühlte bereits der Söldner Veit in einem geheimen dunklen Gemache unter den verborgenen Schätzen Tista's herum. Wie schlugen seine Pulse, wie flammten seine Augen und glühten die Wangen inmitten all' der maßlosen Reichthümer, die da beisammen lagen und als deren Herrn er sich nun fühlen konnte; denn Niemand außer ihm kannte den geheimen Zugang zu diesem Gemache. Ungehindert belud er sich mit den Schätzen, und suchte dann eines der hübschesten Pferde Tista's für sich aus.

Leskow hatte beschlossen, mit einem Theile seiner Söldner nach Prag zurück zu kehren und den Gefangenen zurückzulassen, der andere Theil sollte zur Bewachung der Veste zurückbleiben.

Veit war unter denen, welche nach Prag zurückkehrten; Sezima dagegen blieb zurück.

Alle Düsterheit, alle Schwermuth, zu der er sich von Natur aus so sehr hinneigte, bemächtigte sich seiner seit dem Augenblicke, wo er den Boden der Veste betrat. Mit unermüdlichem Eifer spähte er alle Gemächer und Winkel der Burg durch, von Ludmila war keine Spur zu finden. Auffallend war es ihm, daß Veit mit drängender Hast sich fortgemacht, ohne sich von ihm zu beurlauben. Eine namenlose Unruhe plagte ihn und in der Angst seines Herzens fiel ihm nun ein, mit Tista selbst zu sprechen.

„Wir beide sind gebeugt," — sprach er zu sich selber, — „und werden uns besser verstehen. Unglück vereinigt, was das Glück getrennt!" —

Mit diesem Entschlusse begab er sich zu dem Anführer der zurückgebliebenen Truppe, welchem der Hauptmann alle Vollmachten überlassen, und theilte ihm sein Verhältniß zu Tista mit. So wurde es ihm möglich, den Gefangenen zu sprechen.

Tista war ein Mann von angebornen schlimmen Eigenschaften und von einer angewöhnten Gemüthsverhärtung, welche keine sanfteren Regungen des Herzens zuließ; aber er war dagegen wieder nicht unzugänglich jenem stolzen Edelmuthe, der eines Opfers fähig ist.

Die Sprache Sezima's ihm gegenüber war die eines gebeugten verzweifelnden Vaters. Tista behielt ein hartes Schweigen und würdigte den Sprechenden keiner Antwort. Es that ihm wohl, in seiner eigenen Erniedrigung Jemand zu finden, der, gebeugt vom Geschicke wie er, noch zu ihm seine Zuflucht nehmen müsse. Aber dieser Triumph minderte sich, je mehr Sezima, aufgeregt von der Wichtigkeit dieses Momentes für ihn, die innersten Tiefen seines Herzens durchwühlte, um sie dem Räuber seiner Tochter zu entfalten. Der Schmerz des Alten war allzu groß und die Wahrheit seiner Worte allzu eindringlich. Es war selbst dem verhärteten Tista unmöglich, den Verzweifelnden ohne ein tröstendes Wort von sich zu weisen, um so weniger, als Sezima, übermannt von namenlosem Leid, vor dem Gefesselten hinkniete und ihn bei der Barmherzigkeit des Allerhöchsten anflehte, ihm einen erleichternden Wink zu geben.

„Nicht an mich wende dich in dieser Sache," — brach endlich Tista, nach langem stürmischen Zureden Sezimas, sein Schweigen, — „ich weiß von Ludmila in diesem Augenblicke kaum mehr, als du selber. Willst du dein Kind wieder sehen, so suche meinen ehemaligen Knecht Veit, der allein kann dir von ihr Bericht erstatten." —

Mit sichtlichem Staunen erklärte Sezima, daß er gerade von diesem Veit an ihn gewiesen worden sei; — und so fügte sich's, wie ein Wort das andere gab, daß Veit sie Alle getäuscht habe.

VII.

Unter Schätzen begraben.

Wir finden Veit in dem halbverwitterten Thurme eines verlassenen Waldschlosses. Wer sich auf den Fels hingestellt hätte mit dem Rücken gegen die bemoosten Mauern, und hätten seine Blicke sich in die waldnächtige Stille dieser zauberhaften Einsamkeit verloren, der hätte glauben dürfen, er sei in eine Urwildniß versetzt.

Kein Pfad führte zu dieser verschollenen Behausung, ringsum sah man nur gespaltene Felsen und brausende Wildbäche, und dazwischen ein Gemisch der mannigfachsten Holz- und Pflanzenarten so dicht an einander gedrängt, und Blühendes und Verdorrtes durch einander geworfen, daß es schien, es habe der kühle Boden Böhmens sich hier in der Fülle seiner wildwuchernden Vegetation erschöpft.

Es war schon tief im Herbste, und so vollkommen auch die Morgensonne ihr Antlitz enthüllte, damit die Erde Theil nehme an ihrer blendenden Verklärung, so drang ihr Strahl doch lange nicht durch das Laub und Nadelwerk in die ewig feuchten und dämmerlichen Tiefen des Waldbodens herab.

Die Luft war ziemlich kühl, und das saftige Grün fing an schon nach und nach zu gilben. Laub und Gebüsche verwitterten, und einzelne Bäume und Gesträuche erinnerten mit ihrer blätterlosen Nacktheit an Vergänglichkeit und Tod.

Inmitten dieser Wildniß stand auf nicht sehr hohem, aber granitfestem Gesteine das öde Waldschloß, das wohl ein Jahrhundert lang unbewohnt geblieben sein mochte, bis ein Abenteurer diesen für ihn so passenden Ort ausfindig machte. Sein Aussehen in dieser Umgebung war schreckerregend. Man bemerkte nur ein wallgeschütztes, hohes, kahles Gemäuer, theils grau, theils grün von angesetztem Moose, — ohne Eingangsthor und ohne Fenster. Veit hatte, als er das erste Mal das Gemäuer erschaute, und bei längerem Beharren überzeugt ward, daß es unbewohnt sei, mit unsäglicher Mühe und mit Gefahr seines Lebens die Mauer erstiegen und erst von Innen aus, einen Gang in die Mitte des Waldes gefunden, mit einer Felspforte, so verborgen und verhüllt unter unzugänglichem Nadelholz und Gebüsch, daß nur ein Waldthier, aber kaum ein Mensch die Spur davon gefunden hätte.

Dort finden wir auch Ludmila, die schuldlose, sanfte Dulderin, die von bösen Geschicken und bösen Menschen hin und her geführt, als willenloses Werkzeug in rohen kräftigen Händen diente.

Inmitten des engen grasbewachsenen Gehöfes stand sie traurig sinnend da, eine gebrochene blasse Lilie. Aus ihren tiefblauen, von langen seidenen Wimpern beschatteten Augen sprach eben so ein inniges Gefühl, wie an der ätherklaren denkenden Stirne und den blassen Wangen ein tiefer zehrender Gram sich kündete. Ein Blick, ein schmerzdurchzucktes Lächeln, und ihr ganzes Wesen leuchtete in mächtigem Sternenglanze auf, ein mildes Wort, und man hätte anbetend vor ihr niedersinken mögen.

Und in der That, der Mann, der da vor ihr kniete, mußte sie wohl lieben! Aus seinen Blicken sprach verzehrendes Feuer, und seine Lippen überströmten von den glühendsten, bewältigendsten Worten; zu ihren Füßen hatte er einen Schatz ausgebreitet, dessen blendende Fülle und Glanz wohl zwanzig Menschen hätte beglücken können.

„Du verschmähst dies Gold, Ludmila? nun wohl denn, es ist der Augenblick der Erklärung gekommen. Nicht aus gemeiner Habgier scharrte ich Schätze zusammen, mir leuchtete ein Stern durch's Leben, unerreichbar für mich in meiner Niedrigkeit und Armuth, ein Stern, auf dessen Besitz ich mein ganzes Leben gesetzt habe. Und dieser Stern, Ludmila, bist du!" — Ich lernte dich kennen, als ich noch auf der hohen Schule zu Prag mich für einen ganz andern Stand vorbereitete als den, welchen ich später gewählt. Ich lernte dich lieben, und konnte nicht sein ohne dich. Du kamst hinaus zu deinem Vater — ich trat als Knecht in dieselbe Burg ein — blos um dich oft zu sehen! — Ich machte mit Räubern Gemeinschaft, um durch deine Nähe mich wieder zu entsündigen — du kanntest und würdigtest mich nicht! Man spielte ein falsches Spiel mit dir, dein eigener Vater ward an dir zum Verräther, er spielte mit den Wüstlingen ein Spiel, und hätte dich ihnen für immer überliefert, wenn ich nicht durch List und Klugheit dich ihnen wieder entrissen hätte. — Ich entzog dich ihrer weitverzweigten Macht und brachte dich hierher, wohin ihr Arm wohl nimmer reichen wird. — Ich vermiethete mich als Söldner gegen Räuber und Landesverheerer, und mein rechtmäßig erworbener Antheil an Schätzen reicht hin, für dich die anständigste Sorge zu tragen.

Digitized by Google

Sprich nun, Ludmila! darf ich hoffen, daß meine gränzenlose Liebe zu dir durch einen Strahl von Neigung belohnt werde? — Glaube nicht, ich sei fähig, dir den geringsten Zwang anzulegen. Bete ich dich denn nicht an? Verletzte ich dich je durch meine Annäherung? Willst du, so bringe ich dich zu deinen Verwandten nach Prag zurück, denn dein Vater theilt das Schicksal seiner Freunde — und ist leider als Räuber verurtheilt; deinen Geliebten haben sie dir erschlagen. Gebiete, und ich bringe dich wohin du willst. Ziehst du mein Herz vor, so wähle frei und ohne Zwang; denn dein Besitz ohne deine Liebe wäre mir nur der schrecklichste Lebensschmerz! — Kannst du mich aber lieben, dann ziehen wir fort in ein fremdes Land, und beginnen ein neues Leben!" —

Was konnte das Mädchen thun? das Schicksal selbst überlieferte sie den Händen dieses Mannes, dessen beharrliche Liebe, dessen unermüdliches Streben, sie allen Gefahren zu entreißen, schließlich auch ihr Herz rühren mußte? Sie legte ihre Hand in die seine!

Eine Nacht darauf unternahm Veit seinen letzten Ausflug aus dem Waldneste. Er hatte sich vorgenommen, nach der Rückkehr von diesem wichtigen Gange zwei Pferde zu satteln, für sich und Ludmila, und mit seinen gesammelten Schätzen von Böhmen hinweg in das Ungarland zu ziehen, und sich dort anzusiedeln. An den Weg, den er jetzt unternahm, knüpfte er jedoch die Zukunft eines mit fürstlichem Glanze umgebenen Lebens. Er blieb tagüber in Gebüschen verborgen, und reiste nur bei Nacht. Sein Weg deutete gerade auf Opatowic. Das Bild des gewaltigen, unerschöpflichen Opatowicer Schatzes schwebte ihm unaufhörlich vor der Seele. Er sollte ihm zum Quell aller Weltgenüsse werden, aber sein Glücksschiff fand gerade hier die rechte Klippe. —

Ruhelos und in stillen Wahnsinn gebannt, durchirrte Sezima indeß das Land von Ort zu Ort. Er suchte seine Tochter und deren Entführer, aber man verstand ihn nirgend, denn seine Worte klangen verwirrt und unzusammenhängend, man glaubte ihm nirgend, denn sein Antlitz war furchtbar entstellt und verwildert, sein Gewand hing ihm in Fetzen am Leibe.

In einer kühlen Herbstnacht erreichte er bei leuchtendem Vollmondsglanze das weite öde Klostergebäude von Opatowic. Dort kauerte er nun frostdurchzittert hinter einem der breiten Ambitenpfeiler, und verlor sich in sein gewöhnliches Hinbrüten. Bald weckten ihn nahende Tritte. Sein kluger Instinkt ließ ihn rasch hinwegspringen in ein schattiges Gebüsch; dort kauerte er abermals nieder, bis die Gestalt an ihm vorüber in die verödete Sakristei trat. Sezima folgte leise nach. Durch ein zerschlagenes Fenster sah er einen in weiten Gewändern beinahe ganz verhüllten Mann, der, nachdem er Licht gemacht und eine Lampe angezündet, einen großen Stein von dem Boden emporhob und eine enge Wendeltreppe hinabstieg. Sezima verfolgte ihn mit dem stieren Blick und der lauernden Gier seines Wahnsinns, stieg ihm tief abwärts nach, durch Kreuzgänge und Hallen, bis in das weite Grabgewölbe der Mönche von Opatowic. Hier blieb der Mann mit der Fackel stehen, Sezima kauerte auf dem Boden nieder und beobachtete ihn schweigend.

Niemand wird zweifeln, daß ersterer Veit gewesen; er forschte in dem Gewölbe umher, aber keine Spur von einem andern Behältniß und Ausweg war zu finden. Er ging von Sarg zu Sarg bis zu dem letzten, zu dessen Häupten in einem schiefen Winkel des Gewölbes ihm eine breite Marmorplatte auffiel, die den Boden bedeckte. Er trat herzu, fand aber nichts als den leeren Stein mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet. Ein gewöhnliches Grab vermuthend, wollte er weiter gehen, als er knapp über dem Steine einen gewaltigen Eisenring bemerkte. Bei dem Geheimniß, in welches der Eingang zu dem Schatze gehüllt war, mußte ihm jede Kleinigkeit wichtig erscheinen, deren Zweck nicht offen vor seinen Augen lag. Er faßte den Ring, zog an ihm, drehte, und drehte wieder und horch — im Innern der Wand ließ sich ein lautes Knurren und Schnarren, wie Räder- und Kettengerassel, vernehmen, der Stein unter ihm fing an zu wanken und sich zu senken immer tiefer und tiefer, unter stets verstärktem Klirren der Ketten, bis sich endlich Veit nach einem gefährlichen mehrere Minuten dauernden Herabschweben wieder am festen Boden fühlte. Er blickte ringsum und fand sich in einem Gewölbe, dessen Wände in Gold- und Silberglanz erzitterten. Da gab es Kirchen- und Hausgeräthe von dem edelsten Metall, zwischen Goldpokalen funkelten strahlende Monstranzen im farbigen Demantfeuer, da gab es Schätze, die hingereicht hätten ein Königreich dafür zu kaufen, und alle diese Schätze sah nun Veit in seiner Macht. In unbeschreiblicher Aufregung irrte er von einer Seite zur andern und betrachtete bald dies, bald jenes. Da gab es der seltensten und theuersten Dinge mehr als ein Mensch, ja mehr als deren zehne der kräftigsten hätten forttragen können.

Er befestigte die Fackel in eine Wandnische und löste das weite Obergewand von sich, breitete es dann auf den Boden aus und begann das Schönste und ihm Gefälligste darauf zu legen.

Aber im selben Augenblick erscholl über ihm ein wahnsinniges Gelächter, und die Stimme, die droben ertönte, erkannte er sogleich für jene Sezima's.

„Veit, Veit!" wiederhallte es in dem Gewölbe, „wie bist du so reich geworden, so reich, so reich!"

Und wieder gellte das schreckliche Lachen und die Ketten begannen zu rasseln, das Räderwerk toste wieder, die Marmorplatte hob sich schnell auf und legte sich ganz oben fest in die Furchen des kuppelförmig geformten Gewölbes. Erstarrt blieb Veit, inmitten der Schätze stehend, und blickte aufwärts nach dem Punkte, wo er heruntergekommen. Er schwebte hoch über ihm — unerreichbar.

Wie rasend durchlief er das Gewölbe nach allen Seiten um einen Ausweg zu suchen, doch fand er ihn nimmer. Glücklicher war Sezima, der unter seinem wahnsinnigen Gelächter und seinen Ausrufungen die Treppe wiederfand, die er herabgestiegen. Wie lange er auch in den verschiedenen dunkeln Gängen herumirrte, wie oft er auch müde zusammenfiel, so fand er sich doch endlich wieder am Licht des Tages.

Was er den Leuten erzählte von dem gesehenen Schatze und dem dort begrabenen Veit, so wollte doch Niemand dem Wahnsinnigen glauben.

Er bettelte sich bis nach Prag durch, wo er elend starb. Ob und wohin Ludmila aus dem verschollenen Waldschlosse gekommen, darüber geben die Chronisten jener Tage keine Kunde.



Auf dem Rückzuge von Constantine.

Nach dem Französischen des Méry, von Louise Herven.

Am 17. November im Jahre 1836 fing eine kleine französische Armee ihren Rückzug von Constantine nach Bona an. Da gab es Schreckensszenen wie bei Moskau, nur im verkleinerten Maßstabe. Die von endlosen Märschen und allen Plagen der Welt erschöpften Soldaten kämpften verzweiflungsvoll gegen die Araberschaaren, welche wie der fürchterlichste afrikanische Orkan von allen vier Weltgegenden auf sie losstürmten. Die Natur, welche oft in ihrem unersättlichen Zerstörungsgrimme sich als verheerender Bundesgenosse zu den Reihen der einen oder der andern Armee gesellt, die unerbittliche Natur hatte die französischen Soldaten mit ihren fürchterlichsten Schrecknissen verfolgt. Auf ihren Befehl traten die reißenden Ströme aus ihren Ufern, sie hieß die Schleusen der Wässer sich öffnen, den rissigen Schnee die



Erde mit ihrem Leichentuche bedecken, schauerlich tönte ihre Stimme in dem Tosen der Winde, überall Entsetzen und Vernichtung verbreitend; Frankreichs Legionen sahen, wie jene des Varus in Germanien, den Tod unter tausend Gestalten, sie fanden nur Verzweiflung erregende Gefahren, welche man nicht mit dem Muthe bekämpfen kann, da man nicht auf einen kommenden Morgen hoffen darf. Und doch gab es einige Männer unter ihnen, welche trotz der widrigen Umstände zu Helden werden, und welche den Soldaten jene feurige Energie einflößen, deren unauslöschliche Flamme sie in ihrem Herzen nähren; vor allen Andern zeichnete sich der tapfere Clausel aus, überall der Erste, war er, wie eine lebende Fahne der Armee, erhaben in seiner stoischen Ruhe, und groß wie ehedem Marius es auf derselben Stelle, nach der erfolglosen Belagerung von Cirta gewesen war.

Wenn der Jammer, die Noth, das Elend den Culminationspunkt erreicht haben, so erheben sich aus den blutigen Wellen der allgemeinen Zerstörung und Trauer nur die Köpfe der Befehlshaber; sie allein finden Raum in den Annalen der Geschichte, und der Schleier der Vergessenheit verhüllt auf immer die bescheidenen, aber nicht weniger herrlichen Thaten, welche in den untergeordneten Reihen verübt werden. Anfangs glaubt man darin eine Ungerechtigkeit zu finden; nach reiferer Ueberlegung sieht man aber ein, daß es nicht genug Geschichtschreiber und Bücher hätte geben können, wären alle einzelnen Züge des Heroismus aufgezeichnet worden, deren sich die unglücklichen Armeen, seit dem Rückzuge der zehn Tausend, bis zu jenem von Constantine, seit Xenophon bis Clausel zu rühmen haben.

Es ist jedoch gut, einmal einen unbekannten Soldaten der Vergessenheit zu entziehen, um den Andern zu beweisen, daß es möglich ist, von der Nachwelt gepriesen zu werden, wenn man auch nur wollene Epauletten und einen Tornister trägt. Der tapfere Krieger, mit dem wir unsere Leser bekannt machen wollen, heißt Ambroise Vernier vom 63. Linienregiment.

Bei dem Uebergange über den Serba versuchten die Araber mit übermenschlicher Anstrengung, den Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Der Commandant Changarnier, der Oberstlieutenant Duvivier, der Capitaine Mollier, der bei Constantine verwundete, jugendliche Bertrand, und noch andere Offiziere gewannen sich da einen Ruhm, der nur ein Vorspiel jener kriegerischen Glorie war, die späterhin die Bewunderung der Welt erregte. Dieser außerordentliche Kampf erschöpfte vollends die Kräfte und den Muth vieler Soldaten; und als die Nacht mit ihren Schrecknissen eingebrochen war, und die ohnehin unerträglichen Leiden noch vergrößerte, erklärten sich viele in dem Uebermaße ihrer Entmuthigung für überwunden, und erwarteten den Tod mit jener unerschütterlichen Ruhe, welche die erhabenste Tugend der wilden, indianischen Krieger ist, wenn sie ihren unerbittlichen Siegern gegenüber stehen.

Als der junge Ambroise Vernier mit seiner letzten Kraft über

Digitized by Google

den Seyba gesetzt hatte, bereitete er sich ein Bett aus Sumpfpflanzen an dem Eingange einer kleinen, von dem reißenden Strome ausgehöhlten Grotte. Niemand beachtete den armen, unglücklichen Wanderer, der sich mit der Hoffnung, daß der Tod bald seinen Qualen ein Ende machen würde, auf sein feuchtes Lager streckte. Die Armee ging vorüber, die Araber auch; Freunde und Feinde waren schon weit, und Vernier hörte nur noch das dumpfe Rauschen des Stromes, und die fernen melancholischen Töne, welche des Nachts in der Wüste zu vernehmen sind.

Es gibt in gewissen Organisationen einen wunderbaren physiologischen Mechanismus, der mit einer erstaunlichen Schnelligkeit den Lauf der Gefühle und den Gang der Ideen umstaltet. Vernier hatte schon einige Stunden den Tod erwartet, und sich nach ihm, wie nach einem helfenden Freunde gesehnt, der einem unmöglichen Kampfe ein Ende machen würde. Das Leben schien ihm so vieler Leiden, Schmerzen und übermenschlichen Anstrengungen nicht werth zu sein. Als er sich aber allein an dem Ufer eines namenlosen Flußes befand, allein in der großen, weiten Wüste, mit einer Gruppe von Sternen, die ober seinem Haupte blos für ihn leuchteten, fühlte er eine Art von seltsam stolzem Bewußtsein, er klammerte sich von Neuem an das irdische Sein; er schämte sich, an Gott gezweifelt zu haben, er erröthete über seine doppelte Abtrünnigkeit, die ihn bald zum Deserteur der Armee und des Lebens gemacht hätte, und dieses Gefühl der Empörung gegen sich selbst, erzeugte in ihm neuen Muth und neue Kraft.

Diese Sinnesänderung ist nicht so erstaunenswürdig, wenn man bedenkt, daß Vernier unter einem Südlandshimmel das Tageslicht erblickt hatte; die Naturerscheinungen machen da auf die Seele die verschiedenartigsten, moralischen Eindrücke: Stille und Sturme, Aufregung und Niedergeschlagenheit, rege Lebendigkeit und todtenartige Deke, eisige Schatten und glühende Strahlen folgen auf diesem Erdstriche schnell auf einander. Vernier war aus dem Dorfe La Cadière gebürtig, das nicht weit vom Meere zwischen einer Menge von Hügeln, Thälern, Strömen, Wäldern, Bergen und Gärten verborgen liegt. Man findet in diesen ländlichen Wohnungen, die, aus der Ferne gesehen, so still und friedlich scheinen, stürmische, von Haß und Feindseligkeit erfüllte Gemüther. Ein Fest, ein Concert, oder die wieder in's Leben gerufenen gymnastischen Spiele der Römer geben oft Anlaß zu dem glühendsten Hasse. Die Musik, der Gesang, die drei Sprünge, das Ballspiel, das Ringen sind oft Ursachen des Unfriedens, und es entstehen daraus Faustkämpfe und Feindschaften, die nur bei den allgemeinen Liebesmalen eines Jubiläums, im Schatten eines heiligen Kreuzes zuweilen aufzuhören pflegen. Vernier, der als Rekrut sein Dorf verlassen mußte, nahm einen solchen, in der Tiefe seines Herzens verschlossenen Haß in die Soldatenreihen mit sich fort. Er war nämlich einmal am St. Albans-Feste, ungeachtet seiner unvergleichlichen Stärke, im Ballspiel von Olivier aus Bausset, einem ohnedies gegen La Cadière feindlich gesinnten Dorfe, besiegt worden; und die ersten Fünfzehn, welche eigentlich seine Niederlage vollendeten, brachten ihn vollends auf; er erklärte, es sei nicht ehrlich dabei zugegangen, und es entstand daraus ein Zweikampf nach römischer Art. Eine zweite Niederlage trieb die Verzweiflung des armen Vernier auf den höchsten Gipfel. Es schien ihm, als ob die Ehre seines Geburtsortes, die ihm sowohl beim Ballspiele als beim Faustkampfe anvertraut war, zwei unheilbare Wunden auf einmal erhalten hätte.

Von diesem Augenblicke an schwur Vernier seinem zweideutigen Sieger einen unsterblichen Haß, und die Nummer 173, welche er aus der Conscriptions-Urne zog, verscheuchte nur auf einen Augenblick den immerwährenden Gedanken an die Rache, welche er gegen seinen Feind Olivier mit einer wahrhaft höllischen Glut nährte. An den Ufern des Seyba, fand Vernier in diesem Gedanken einen Grund mehr zur Aneiferung. Er mußte leben, um jeden Preis leben, weil die Schande, mit welcher er durch seine Niederlage das Dorf La Cadière befleckt hatte, noch nicht durch Rache ausgelöscht war. Die Novembernacht war nebst ihrem gewöhnlichen Nebelschleier noch durch ein schwarzes Gewölke verdüstert, die regenschweren Wolken schienen fast die Erde zu berühren; nur hie und da waren sie von dem Lichte eines einzelnen Sternes erhellt. Vernier erwartete den Tag, wie man in einem Kerker seinen Befreier erwartet. Ein leises Geräusch in den Gebüschen berührte das Ohr des jungen Soldaten, er erkannte gleich, daß es nicht von dem, vom Fluß herwehenden Nordwinde verursacht worden sei, er horchte lautlos. Das Geräusch kam immer näher, die Blätter bewegten sich ganz in seiner Nähe. Vernier richtete auf den Ort der Gefahr sein Gewehr, und erwartete, wie die Jäger seines Heimatlandes, das Wild auf gut Glück. Es war aber kein Wild, sondern ein Hund aus der gelehrigen Race der Pudel. Vernier glaubte es wenigstens, denn der Regen, der Pulverdampf, der Schnee und der Hunger hatten das arme Thier wie einen Soldaten zugerichtet, ihn seines Fleisches und Haares beraubt, und zum Skelette gemacht. Vernier zog augenblicklich sein Gewehr zurück, und reichte die Hand diesem unglücklichen Freunde, dem einzigen lebenden Wesen, das ihm die Armee von Constantine hinterlassen hatte. Der Hund wollte jedoch keine Zeit mit Freundschaftsbezeigungen verlieren, er blickte Vernier starr an, und schien dem jungen Soldaten damit sagen zu wollen, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe, aber daß die pantomimische die einzige von der Vorsicht erlaubte Sprache sei, deren man sich in diesem feindlichen Lande bedienen könne. Vernier sah den Hund an, und machte ihm begreiflich, daß er ihn nicht verstehe; darüber war denn das Thier sehr erstaunt, es ließ ein leisetönendes, klagendes Gewinsel hören. Dergleichen Gespräche schienen nicht nach seinem Geschmacke zu sein. Er machte eine für den Menschen ziemlich beleidigende, mitleidige Bewegung, und kehrte ihm den Rücken zu, ohne jedoch einen Schritt vorwärts zu gehen. Blos seine Schnauze und seine Ohren nach einer andern Richtung gewendet, schien er zu sagen: Stehe auf, und gehe dorthin. Nach einigen Einladungen dieser Art machte Vernier, der endlich das Thier zu begreifen anfing, einen Schritt vorwärts, und der Hund wendete vor Freude rasch den Kopf, wie um zu sagen: Endlich hast du begriffen.

Wenn ein Hund und ein Mensch im Freien mit einander gehen, so führt gewiß immer der Hund den Menschen; wie schmeichelhaft das für die Vernunft des Letzteren klingt! Unser junge Soldat ging also seinem Führer nach, der, ohne irgend eine Unentschlossenheit zu zeigen, seinen Weg, wie ein Thier, das seiner Sache sicher ist, fortsetzte. Plötzlich blieb der vierfüßige Wegweiser stehen, kehrte den Kopf mit melancholischer Langsamkeit um, und schien sagen zu wollen: Hier ist es, sieh' her. Vernier sah hin, und erblickte eine tiefe sumpfige Schlucht, hie und da mit niedrigen vom Winde entblätterten Bäumen besetzt. Eine kleine Quelle von Brackwasser machte sich durch ein Gestrippe von Brombeerstauden Bahn und ergoß sich in ein natürliches Becken, an welchem schon mancher Pilger seinen Durst gelöscht hatte. Daneben lag nun ein Körper, ob aber die Seele noch darin verweilte, konnte Vernier auf den ersten Augenblick nicht unterscheiden. Das unruhige, jedoch nicht ganz verzweifelnde Benehmen des Hundes ließ vermuthen, daß in diesem Soldaten noch Leben sei, aber daß man ihm schleunige Hilfe leisten müsse.

Vernier benöthigte zwar selbst des Beistandes, aber er konnte doch noch stehen, und der andere lag regungslos auf der Erde. Vernier fühlte den Puls, und berührte die Stirne des armen Soldaten, und bekam die Gewißheit, daß er gerettet werden könne. Er erwies ihm alle die Dienste, welche sein Zustand erforderte. Der Hund, der mit seinen feinen Gehörorganen den ersten Pulsschlag seines Herrn auffing, erbebte vor Freude, und leckte Verniers Hände. Bei jeder andern Gelegenheit wäre er in ein freudiges Gebell ausgebrochen; aber er war besser als ein General mit der Beschaffenheit des Landes bekannt, und er traute nicht den Arabern, die noch listiger herumschleichen als die Schakale, deren gelehrige Schüler sie sind. Nachdem Vernier die Freude gehabt hatte, einen Kameraden dem Tode zu entreißen, entdeckte er, daß er viel mehr Schwierigkeiten haben würde, ihn aus der Wüste heraus zu bringen. Der arme, wieder in's Leben gerufene Soldat war von einer Kugel in die Arterie des Knöchels verwundet worden. Durch den starken Blutverlust geschwächt, hatte er sich mit Mühe zu der Quelle geschleppt, um Wasser zu suchen, und dort hatte

Digitized by Google

ihn wahrscheinlich die eisige Kälte und der entsetzliche Durst um die Besinnung gebracht.

Vernier fragte sich nun, wie er in diesem Falle zu verfahren habe, doch der Hund wollte auch seine Meinung sagen. Er hob die Schnauze in die Luft, und entschied durch seinen Geruchssinn, in welcher Richtung zu gehen es rathsam sei. Er neigte hierauf den Kopf, senkte die Ohren, schlug die Augen nieder und nahm eine philosophische Stellung an, als hätte er sagen wollen: Weißt du einen besseren Rath als den meinigen, so steht es dir frei, ihn zu befolgen.

Vernier blickte nach dem Himmel, wie es alle Verlassenen auf der Erde machen, aber der Horizont war noch immer wie mit einer schwarzen Hülle bedeckt, und sah aus, wie die Wölbung einer ungeheuren, unterirdischen Grotte. Vernier war von dem guten Bewußtsein, welches durch eine wohlthätige Handlung erzeugt wird, aufgeregt und angeeifert. Er verband seines Kameraden Wunde, von welcher der Hund das Blut abgeleckt hatte, dann lud er ihn auf die Schultern, und gab dem Hunde durch Zeichen zu verstehen, daß er seine Rolle als Wegweiser fortsetzen möchte. Das Thier ließ es sich nicht zweimal sagen, und Vernier folgte seinem Führer mit einem langsamen, schweren Schritte, der ihn nicht hoffen ließ, bald einen gastfreundlichen Herd zu erreichen. Aber das, was er vor hatte, war das einzige, was zu machen war, der Erfolg mochte nun was immer für Einer sein. Wäre er allein gewesen, so hätte er leicht das Leben in dieser düstern Wüste, welche die Nacht verewigen zu wollen schien, aufgegeben; aber er war noch für das Leben eines Andern verantwortlich, für das Leben eines Christen, das Leben eines Sohnes, für welchen vielleicht eine Mutter in ihrer Strohhütte betete. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einer innerlichen Freude, die so süß, wie eine Belohnung war, und als zwei an das Wundervolle gränzende Umstände eintraten, schrieb sie Vernier einzig der barmherzigen Regung zu, welche ihn getrieben hatte, eine gute Handlung zu versuchen, deren Ausführung nicht in seiner Macht stand. Der Hund, der an alles dachte, hatte eine Entdeckung gemacht. Er war vor einem unförmlichen, halb unter dem schlammigen Wasser eines Teiches liegenden Dinge stehen geblieben. Vernier legte auf einen Augenblick seine Last nieder, und erwartete seinen Wegweiser, der viel zu verständig war, um durch ein unnöthiges Aufhalten die kostbare Zeit zu verlieren. Das unförmliche Ding war ein bei dem Rückzuge hinterlassener Bagagewagen, den man, wahrscheinlich von den Arabern zu hart bedrängt, nicht herausziehen konnte. In diesem fast leeren Karren fand man noch etwas Brod. Der Hund hatte diesen kleinen Vorrath ausgespürt, und legte nun bei seiner Verwendung ein sehr höfliches, zartes Benehmen an den Tag. Zuerst holte er alle Brode heraus, und legte sie vor die Füße seiner Gebieter, als er aber an das letzte gekommen war, glaubte er, sich auch ein Bene anthun zu können. Vernier nahm die von dem Hunde angebotene Mahlzeit dankbar an, stillte seinen Hunger, trank tüchtig aus der hohlen Hand Wasser dazu, und band den übrigen Vorrath an den Hals des Thieres, indem er: „Vorwärts!" rief.

Als er später wieder rastete, verlangte der verwundete Soldat Wasser, trank ein wenig, und sagte einige undeutliche Worte, die wahrscheinlich Dankbarkeit ausdrücken sollten, welche aber Vernier's Ohr nicht deutlich auffassen konnte.

Der Verwundete sammelte nach und nach seine Kräfte, und verlangte von seinem Retter ein Stückchen Brod. Vernier holte ganz erfreut seinen Vorrath, und trug ihm eine aus Brod und frischem Wasser bestehende Mahlzeit auf. „Ach! hätte ich doch den Brunnen von Bausset hier!" waren die ersten deutlichen Worte, welche der arme Soldat vernehmen ließ; als sie aber Vernier hörte, fuhr er zusammen, wie wenn das Gebrüll eines Löwen sein Ohr berührt hätte.

Die Züge des jungen Soldaten bekamen einen Ausdruck, den Lavater nicht hätte erklären können; er starrte lange das von der Sonnenhitze verbrannte, mit Blut bedeckte, und von Rauch geschwärzte Gesicht seines Kameraden an, und erkannte es endlich; der Verwundete, dessen er sich erbarmt hatte, war Niemand anderer, als Olivier, der Baussetaner, sein Todfeind. Ja, Olivier, sein übermüthiger Sieger, lag vor ihm. Der Zufall führt manchmal die Menschen so zusammen, man heißt dieses im gewöhnlichen Leben unwahrscheinlich. Glücklich ist aber derjenige, der diese nur zu wahrscheinlichen, grausamen Scherze des Zufalls nie gekannt, nie erlitten.

Vernier kreuzte die Arme, und sah lange seinen Feind mit seltsamen Blicken an. St. Albans Fest trat deutlich aus dem Schatten der Vergangenheit hervor, es schien ihm, als ob er erst am gestrigen Tage die unvergeßliche Beleidigung empfangen hätte. Welch' eine herrliche Gelegenheit bot sich ihm jetzt zur Rache dar, — aber auch welche Gewissensbisse nach dieser Rache! Er schlug die Arme auseinander, ein mitleidiges Gefühl tauchte in seiner Seele auf, und milderte den Ausdruck seines Gesichtes. Es ist wahr, daß Olivier in diesem Augenblicke nicht jene abscheuliche, siegreiche Miene hatte, die damals die Rache herauszufordern schien. Man hätte von ihm mit Virgil sagen können: O, wie ist er geändert! wie wenig gleicht er jenem Olivier, der einstens beladen mit der, dem Besiegten abgenommenen Beute, zurückkam! Der Tag brach endlich an, weil die längste Nacht doch einmal ein Ende nehmen muß, er erleuchtete matt eine fürchterliche Ebene, und himmelanstrebende Gebirge. Vernier fragte den treuen Hund um Rath, der ihm mit seinem schiefen Blick, welcher einen beunruhigenden Gedanken aussprach, antwortete. Die Nacht begünstigt die Flucht, der Tag verräth sie, war der Auszug der Gedanken des philosophischen Thieres, das seine Theorie bald in Ausübung brachte. Es schnüffelte herum, senkte die Ohren, erhob eine Pfote als Zeichen des Mißtrauens in die Luft, und suchte lange herum, bis es endlich eine von Gebüsche versteckte Grotte entdeckte. Der gelehrige Hund untersuchte die Höhle mit Vorsicht, und als er die Gewißheit erlangt hatte, daß sie kein Rothwild beherbergte, und daß sie bewohnbar war, nahm er die Stellung einer Sphinx an, und blickte seine Gefährten mit so ruhigem Vertrauen an, daß diese ohne weiters in dem von ihm entdeckten Schlupfwinkel Schutz suchten. Vernier legte seinen verwundeten Kameraden in den vordern Theil der Grotte, auf ein Lager von trockenen Blättern.

Der Hund drückte seinen Beifall durch einen wohlwollenden Blick aus, und stellte sich als Schildwache hinter einige Aloen, die den Eingang der Grotte schützend verbargen, von da konnte sein Blick über die ganze Wüste bis an die Grenzen des Horizonts reichen, er entdeckte kein lebendes Wesen, außer einem verirrten Kameele, daß ängstlich die Spur seines Weges suchte.

Wer sich einmal mitleidigen Gefühlen hingegeben hat, dem wird nichts zu schwer. Kehrt man zu der Tugend zurück, so ist es immer nur der erste Schritt, der Ueberwindung kostet.

Ich denke, daß ihm nichts besser anschlagen möchte, als eine Phrase in provenzalischer Sprache, dachte sich der barmherzige Vernier und sagte folgendes mit einer klaren deutlichen Stimme, in der geliebten Mundart: „Ich möchte gleich fünf Sous geben, wenn ich auf dem grünen Hügel des alten Bausset ausruhen könnte." Olivier's Brust hob sich freudig, seine halbgeöffneten Augen leuchteten vor Entzücken, er richtete sich mühsam auf, und sah seinen großmüthigen Feind an, ohne ihn jedoch zu erkennen. Das afrikanische Klima und die Toilette der Schlachten, Rückzüge und Bivouaks umstalten die Europäer auf eine seltsame Weise. Mancher reiste blond ab, und kommt braun zurück, und weiß verwandelt sich gewöhnlich innerhalb vierzehn Tagen in schwarz.

„Wir sind Landsleute?" fragte Olivier mit neubelebtem Lächeln. Vernier nickte bejahend mit dem Kopfe, und reichte dem Verwundeten die Hand.

„Ah! da hat Euch mein Patron, der h. Alban, mir zugeführt," fuhr Olivier fort.

Vernier hatte die Schwachheit, seine Hand zurückzuziehen: ein bloßer Name hatte seine alte in Europa empfangene Wunde wieder geöffnet, aber der Gedanke an Rache durchkreuzte nur seinen Kopf, und erreichte nicht sein Herz.

„Und woher seid Ihr?" fragte ihn der Verwundete.

„Ich bin aus Saint-Cyr," sagte Vernier, seinem Feinde zu-

Digitized by Google

lächelnd, und vielleicht war diese Lüge das Großmüthigste, was er noch gethan hatte.

„Aus Saint-Cyr?" sagte Olivier mit schwacher, inniger Stimme. „Ach, das traute Dörfchen! was für schöne Bäume man da findet! Ich habe einmal einem Feste dort beigewohnt am 15. August im J. 1831, es kamen auch Mädchen dazu aus Ollioulles, Signe, Six-Fours und Castelet, wir tanzten unter Tamarisken, ganz nahe am Meere. Man sang auch ein Liedchen, das mit den Worten: „Es steht an meiner Rechten ein duftiger Rosenstrauch" anfing. Ich gewann eine Schüssel beim Ballspiel, und eine Schärpe bei den drei Sprüngen. Seid auch Ihr bei dem Feste gewesen, mein Freund?"

„Ich bin dabei gewesen," sagte Vernier, mit einer von Thränen erstickten Stimme.

„Und jetzt, wo sind wir jetzt?" fragte besorgt Olivier.

„Ich weiß es nicht; aber der gute Gott weiß es, und das ist besser," antwortete Vernier.

In diesem Augenblicke näherte sich der Hund mit gesenktem Kopfe den Sprechenden, und die Vorsicht, mit welcher er seine Pfoten, eine nach der andern auf die trockenen Blätter ausstreckte, schien Stillschweigen auferlegen zu wollen. Die vierfüßige Schildwache hatte ohne Zweifel etwas Beunruhigendes in der Wüste entdeckt. Vernier sah hin, und erblickte ein langes, weißes Gewölke, das im Fluge die Ebene durchstrich. Es war ein Zug rückkehrender, reitender Araber, ein lebendes Meteor, das gegen Süden eilte, und bald den Augen Vernier's entschwand.

Olivier liebkoste den Hund, der vor Freuden nicht wußte, was er machen sollte, als er seinen, dem Leben wiedergeschenkten Herrn sah.

„Das ist ein gutes Thier!" sagte Vernier, „man soll mir nicht sagen, daß es einen besseren Hund geben könne! er macht seine Sache besser, als ein Plänkler von 63. — — Wie heißt Euer Hund?"

„Alban," sagte Olivier.

„Wieder dieser Name," dachte Vernier, und er mußte sich noch einmal Mühe geben, den Sturm seiner Seele zu beschwichtigen.

„Alban!" wiederholte Olivier, „ich habe den Hund in Bona auf der Gasse gefunden, und in die Regimentsliste einschreiben lassen. Geh', Alban! geh' Wache halten."

Der Hund nahm wieder sein ernstes Wesen an, und setzte sich hinter die Aloe, die ihm als Schilderhaus diente.

„Aber Ihr habt mich nicht um mein Heimatland gefragt?" sagte Olivier. „Ich bin aus Bausset, dem hübschesten Dörfchen des Var, und heiße Olivier, wie fast alle Leute aus Bausset, Castelet und St. Anna."

„Mein Name ist Ambrosio," sagte Vernier. Sie drückten sich freundschaftlich die Hände, und da sie Beide der Ruhe benöthigten, so legten sie sich nieder, und schliefen, vom treuen Alban bewacht, ruhig ein.

Ihr Schlaf dauerte, wie man sich es wohl denken kann, sehr lange, er stellte die Kräfte der beiden Soldaten fast ganz her. Die allgemein bekannte Mäßigkeit der provenzalischen Bauern ist eine im Kriege sehr nützliche Tugend. Ambrosio und Olivier wünschten sich Glück, an einem noch mehr als mäßigen Tische erzogen worden zu sein. Sie begnügten sich gern mit Wasser und Brod, wie die Einsiedler an den Ufern des Nil. Als die Nacht die Spitzen des Engpasses von Muara mit ihren finstern Flügeln bedeckt hatte, lud Vernier seine lebende Last wieder auf seine Schultern, der Hund machte die Avantgarde, und die drei Wanderer setzten ihren Weg mit einem von der Hoffnung neubelebten Muthe fort.

In dieser Nacht machte der treue Alban eine neue Entdeckung. Er führte den beiden unglücklichen Soldaten ein Pferd zu. Es war glücklicherweise nicht ein feindliches Araberpferd, aber ein gutes ehrliches Zugpferd, das, obgleich am linken Hinterfuße verwundet, doch den zwei erschöpften Fußreisenden von großem Nutzen sein konnte. Der Hund hatte diesen Freund an dem Rande einer Quelle gefunden, wo er seinen Durst löschte. Die beiden Thiere, nachdem sie sich ohne Zweifel in einer den Menschen unbekannten Sprache verständigt hatten, vereinigten sich mit der Arrieregarde, welche aus den beiden Soldaten bestand. Als der Hund seine zwei Herren zu Pferde sah, konnte er sich eines kleinen Ausrufes, der einen befriedigten Stolz ausdrücken sollte, nicht erwehren; dieses Gefühl läßt sich übrigens bei dem Thiere sehr gut entschuldigen, da es durchaus nicht am unrechten Platze war. Die Caravane setzte sich alsogleich in Bewegung, und nahm ihren Weg durch ein Land, das ehedem unter Jugurtha in einem sehr blühenden Zustand gewesen war; alte römische Trümmer umgeben den Reisenden von allen Seiten, und bezeugen den Durchzug einer großen civilisirten, militärischen Macht. Ambrosio und Olivier beachteten diese Ruinen nicht sonderlich. Als jedoch der Morgen wieder graute, fanden sie ein Obdach in den Ruinen eines befestigten Schlosses, das wahrscheinlich Syphax für sie zu bauen die Gefälligkeit gehabt hatte, und dem Pferde gaben sie das muthmaßliche Gynäceum einer Villa von Scipio dem Afrikaner zum Stalle. Endlich erreichten sie in einigen mit Märschen zugebrachten Nächten — denn bei Tag ruhten sie aus — das Land Buafra, und bei ihrer letzten Station empfanden sie vor dem Aufgang der Sonne jenes freudige Gefühl, welches Xenophon in seinem Rückzuge der zehn Tausend beschreibt; sie erblickten nämlich seit langer Zeit wieder einmal das Meer. Bona, das gastfreie Bona nahm diese Arrieregarde der Armee des heroischen und unglücklichen Clauzel auf. Olivier begab sich sogleich in das Spital, um dort seine Heilung, welche durch die Mühseligkeiten des Rückzuges verspätet war, abzuwarten.

Ambrosio Vernier sehnte sich sehr nach der gänzlichen Genesung seines Kameraden, denn er wollte sich ihm dann als den Besiegten von St. Alban zu erkennen geben. Die schöne That des Ambrosio Vernier war unterdessen in der Garnison bekannt geworden, und hatte allgemeinen Beifall gefunden. Der General überreichte ihm bei der Musterung das Kreuz der Ehrenlegion, welches der Soldat von La Cadière seinem Feinde von Bausset zeigte, indem er folgende Worte sagte: „Hier ist das h. Kreuz, welches für alle gegeneinander feindlich Gesinnte ein Symbol des Friedens und der Versöhnung sein soll; erkenne mich, ich bin Ambrosio Vernier, ich bin dein Freund!"

Olivier stieß einen Schrei aus, der alle Arten von Gefühlen ausdrückte, und umarmte den guten Ambrosio auf eine echt südländische Art. Der Hund, der keine Araber mehr zu fürchten hatte, brach in ein lautes Freudengebell aus. Vielleicht hatte er die letzten Worte seiner beiden Freunde verstanden, und diese rührende Versöhnung durch seine Freudensalve feiern wollen.



Der kleine Steinhauer.

Biographische Skizze von Victor Bednář.

Es war einer der trüben Morgen, wie solche der Spätherbst gewöhnlich bringt; das Wetter, unfreundlich und rauh, ward unerträglich, da bald ein kalter Wind mit eisigem Regen pfeifend zu peitschen begann. An einem solchen Morgen wanderten zwei Knaben, von denen der eine zwölf, der andere kaum acht Jahre alt sein mochte, durch die Straßen von Beauvais. Man sah es den Kleinen wohl an, daß ihre Lage keine beneidenswerthe war; das rothgeweinte Auge des Jüngeren, der oft in das betrübte Antlitz des Aelteren schaute, verrieth deutlich, daß ein Schmerz das kleine Herzchen bewegte.

„Der Oheim todt — der Vater auch —" sagte der Kleine

Digitized by Google



Jean Michel Sedaine.

weinend und hob die Augen gen Himmel so wehmütig, daß dem Aelteren, trotz der erkünstelten Fassung, die Augen mit Thränen sich füllten.

„Weine nicht, Honoré!“ tröstete der Größere, „noch bin ich da, und Gott wird mir Kraft verleihen, für dich und unsere arme Mutter zu sorgen.“ —

„Nein, Jean!“ unterbrach ihn der Kleine, „das sollst du nicht; ich will gerne sterben, daß ich dir und der Mutter nicht zur Last falle.“

„Armer Honoré!“ entgegnete Jean und preßte den Bruder an die vom Regen durchnäßte Brust.

Schweigend schritten die Verwaisten weiter, bis sie vor dem Postwagenbureau halt machten und eintraten.

„Mein Herr!“ sagte Jean schüchtern zu einem grünbebrillten Manne, der in einem staubigen Registerfolianten blätterte, „wie viel kostet wohl ein Platz auf dem Postwagen von hier nach Paris?“

„Verschieden, mein kleiner Freund!“ sagte derb der Registerfürst; „ein Platz im Wagen kostet 30 Franken, ein Platz auf dem Wagen, d. h. auf dem Gepäck des Daches, 20 Franken.“

Diese Antwort schien den kleinen Reisenden unangenehm zu berühren, denn erst nach einer längeren Pause sagte er wieder: „Sehen Sie, lieber Herr! ich und mein Bruder sind noch klein — ich meine, daß — wir nur einen Platz einnehmen würden.“

„Ho, ho! mein Kleiner!“ sagte der mit der grünen Brille, „nur Kinder unter 7 Jahren zahlen die Hälfte, ihr seid wohl schon älter?“

„Ach, ja! — “ seufzte Jean und dachte an den geringen Inhalt seiner Börse.

„Ach, ja! — “ sagte auch der kleine Honoré und schmiegte sich weinend an seinen Bruder.

Nun füllten mehre Personen das Bureau und Jean sah, daß bald kein Platz mehr für ihn und seinen Bruder übrig bleiben werde, wenn er sich nicht beeile; er ahmte das derbe Wesen der anderen Platzkompetenten nach, griff nachlässig in die Tasche und rief: „Einen Platz nach Paris!“

„Ist nur noch einer übrig auf der Imperiale und kostet 20 Francs;“ sagte der Mann hinter dem Gegitter ohne aufzuschauen. Als er aber die kleine Hand sah, die ihm das Geld hinhielt, blickte er auf und erkannte den kleinen Jean.

„Für dich, oder für deinen Bruder?“

„Für meinen Bruder,“ antwortete Jean.

„Und du? —“ fragte der Postbeamte weiter.

„Das kümmert Sie nichts, mein Herr!“ entgegnete der kleine Reisende und warf sein Geld auf den Tisch, wofür ihm eine Fahrkarte übergeben würde. So eben rasselten die Räder eines Wagens vorüber. Es war die Imperiale. Der Postillon knallte und der Kondukteur streckte den Kopf in das Bureau, und nach einem trockenen: „Aufgesessen!“ saß er schon wieder im Wagen.

„Nun konnte sich Honoré doch nicht enthalten und fragte den Bruder: „Du wirst nicht nach Paris? Ohne dich will ich nicht dahin.“

„Auch ich werde mitreisen,“ erwiederte Jean kurz.

„Aber wie denn, wenn du nur einen Platz für mich nahmst?“

„Sei unbesorgt um mich, mein armer Honoré! — gib nur Acht, wenn du oben sitzest, schaue nicht auf die Straße hinunter, du könntest schwindeln und herunter fallen,“ sagte Jean zärtlich und küßte den kleinen Bruder, der nun die Leiter hinauf stieg und sich zwischen das Gepäcke setzte.

Die Peitsche knallte, der Postillon blies lustig sein Di tanti palpiti und die Imperiale rollte zum Thore hinaus. Keiner der Reisenden bemerkte, daß ein Knabe dem Wagen nachlief und sich bemühte gleichen Schritt mit demselben zu halten. Endlich bemerkte es der Postillon

„He; Kleiner!“ rief er, „was machst du denn?“

„Ich laufe,“ sagte der Kleine kurz ohne zurückzubleiben.

„Der Bub' ist toll“ wandte sich der Postillon an den Kondukteur, der nun auch den kleinen Laufer bemerkte. „Wenn er bis Paris gleichen Schritt hält, so kann er leicht beim Herzog von Orleans als Laufer angestellt werden.“

Der Knabe kehrte sich nicht an diesen Spott, sondern sah wehmüthig auf das Dach des Wagens hinauf, wo der kleine Honoré zusammengekauert saß und weinte.

„Dich friert's wohl, Honoré?“ rief er ihm zu.

Ein heftiges Zähneklappern verhinderte Honoré zu antworten. Ohne stehen zu bleiben, immerfort laufend zog Jean, denn er war es den wir im Postwagenbureau kennen gelernt und hier wieder gefunden haben, seinen eigenen Rock aus und warf ihn auf den Wagen hinauf.

„Kleide dich damit, es wird dich warm halten!“ rief Jean und lief in bloßen Hemdärmeln bei dem frostigen Regen.

Jetzt erst wurden die Reisenden aufmerksamer auf den Kleinen, und durch diese Selbstaufopferung tief gerührt, rief eine Dame den armen Jean zu sich.

„Armes Kind!“ sagte sie, „warum beraubst du dich deines Kleides, ohne auf deine Gesundheit zu achten?“

„Madame,“ sagte Jean wehmüthig lächelnd, „der Kleine auf der Imperiale oben ist mein Bruder und er friert.“

„Wie kommt es, daß dein Bruder sitzt, während du nachläufst?“

Ehe Jean antworten konnte, mischten sich mehrere Reisende in das Gespräch.

„Ich sah den Kleinen im Postwagenbureau,“ sagte der Eine.

„Er bezahlte einen Platz für seinen Bruder und selbst läuft er sich die Füße ab,“ bemerkte ein Anderer.

„Fandest du vielleicht keinen Platz mehr auf der Imperiale?“ fragte die Dame, die den Knaben zuerst angeredet hatte.

„Madame!“ erwiederte Jean schüchtern, ich hatte kein Geld, um ihn zu bezahlen. Der Platz kostet 20 Franken und ich habe nur 18.“

Auf diese mit der tiefsten Wehmuth gesprochenen Worte veranstaltete die Dame eine Kollekte und bald war eine hübsche Summe beisammen.

„Da nimm, Kleiner! und bezahle dir einen Platz in der Imperiale,“ sagte die Dame zärtlich, indem sie die schönen Geldstücke ihm reichte.

Jean dankte gerührt und zögerte das Geld anzunehmen, denn sein Ehrgefühl sträubte sich dagegen; aber seine Kräfte schwanden, er warf einen Blick auf seinen Bruder, der am Wagendache vor Kälte zitterte, und — nahm das Geld.

Digitized by Google

Freudig lief er nun zum Kondukteur, um für sich einen Platz zu bezahlen neben seinem Honoré zwischen dem Gepäcke. Aber bei der allgemeinen Theilnahme für den hochherzigen Kleinen konnte auch der Kondukteur nicht ungerührt bleiben.

„Komm zu mir auf den Bock," sagte er; „hier brauchst du keinen Sitz zu bezahlen."

„Wenn dem so ist," entgegnete Jean, „so will ich das Geld der guten Dame wieder zurückgeben. Ich brauche es ja nicht, wenn ich nichts zu bezahlen habe."

„Behalte es nur, du kannst es sonst noch brauchen," widersprach der Kondukteur und half dem Kleinen, sich auf den Bock zu schwingen, der sich nun mit behaglicher Miene setzte.

Die erste Station ward erreicht. Die Reisenden begaben sich in's Gastzimmer, um einige Erfrischungen einzunehmen. Jean half dem armen Honoré von der obern Region herunter und wollte, um den Durchfrorenen zu erwärmen, in die Küche treten; doch die Dame, die zuerst das Mitleid der Reisenden erweckte, rief die beiden Kinder zu sich und ließ ihnen warme Speisen reichen.

„Ihr seid wohl Waisen, arme Kinder?"

„Nein, Madame! wir haben noch eine Mutter."

„Und sie läßt euch in einem solchen Unwetter so ganz allein hinaus?"

„Excusez, Madame!" antwortete Jean und ein leichter Anflug von Unwillen übertünchte seine Wangen. — Unser Vater starb bereits vor zwei Jahren, ohne ein Vermögen hinterlassen zu haben, daß die Mutter uns hätte erziehen lassen können. Ihr Bruder schrieb ihr daher, uns zu ihm nach Beauvais zu schicken, wo er uns erziehen lassen wolle. Wohl kostete es viele Thränen, ehe die arme Mutter sich dazu entschloß; aber Noth kennt kein Gebot und — wir trennten uns unter tausend Umarmungen. Die Mutter weinte, wir Beiden noch mehr, aber es half nichts, wir mußten nach Beauvais; nun ist aber auch dieser Oheim seit vierzehn Tagen todt. — — Seine Erben, die sich in den Reichthum frohlockend theilten, jagten uns fort, ohne nur das Geringste uns zu geben; meine Sparkasse betrug 38 Franken, von diesen zahlte ich den Platz für Honoré und so sind wir auf dem Wege nach Paris, zu unserer armen Mutter."

Inzwischen bestiegen die Passagiers wieder den Wagen, nahmen den kleinen Honoré in ihre Mitte und Jean saß am Bock neben dem Kondukteur, der ihn in seinen Mantel gehüllt hatte.

Wenn die beiden Kinder dem rauhen Wetter wären länger ausgesetzt geblieben, hätten sie vielleicht noch ein ferneres Mitleid genossen; da sie aber nun ziemlich behaglich saßen, wurden sie auch bald vergessen. Es ist bei reichen Leuten schon einmal nicht anders — unbekümmert um die Zukunft, nur für die Gegenwart lebend, helfen sie auch nur für den Augenblick. Der Arme aber, der selbst schon die Noth empfunden, fühlt den Schmerz eines Andern tiefer, und trachtet, wenn er mit Geld nicht kann, mit Rath und That beizustehen. So war es bei dem Kondukteur. Mit besonderer Theilnahme fragte er seinen kleinen Nachbar:

„Was gedenkst du zu thun, mein Kind, wenn du nach Paris kömmst?"

„Ich werde arbeiten, um meine Mutter in der Erziehung meines Bruders zu unterstützen."

„Was willst du denn thun?" fragte der Kondukteur, den Kleinen messend.

„Was ich kann!" war Jean's lakonische Antwort, den der Zweifel an seinen Kräften beleidigt haben mochte.

„Höre, Kleiner! mir fällt ein gescheidter Gedanke ein."

„Nun?"

„Ich kenne sehr gut den Kutscher des Bruders meines Gevatters, der kennt wieder den Vetter des Bruders des Oheims des Kammerdieners eines Architekten und dem will ich dich empfehlen."

„Wem!?" — fragte Jean gedehnt, vergeblich bemüht, den Anfang und das Ende dieser Bekanntschaftskette zu finden.

„Nun, dem Kutscher, und so soll die Empfehlung stufenweise gehen, bis sie zu dem Kammerdiener kömmt; dieser empfiehlt dich seinem Herrn, dem Architekten Büron, der für dich vielleicht Arbeit haben könnte."

Jean schwieg. Er hatte eine so gute Erziehung genossen; seine Studien waren bereits begonnen und sein außergewöhnliches Talent berechtigte zu den größten Erwartungen — nun sollte er in einer Steinmetzwerkstätte Steine behauen! Tief seufzte er auf; aber ein Gedanke an seine arme Mutter, an seinen zarten, geliebten Bruder reichte hin, ihn zu bestimmen. „Es sei!" sagte er, indem er das gebeugte Haupt entschlossen erhob. „Ich will in die Steinmetzwerkstätte, wenn ich nur weiß, daß ich dadurch meiner Mutter und meinem kleinen Bruder helfe."

Die Empfehlung bei dem Kutscher des Bruders des Gevatters und bei allen den Gliedern der schon genannten langen Bekanntschaftskette hatte doch ihr Gutes; denn wir erblicken nun den kleinen Jean in der Arbeitshalle des Herrn Büron die Steine behauen.

Das arme Kind, gewohnt, bei seinem Oheim in Beauvais mit dem Informator zierliche Buchstaben auf das Papier zu malen, sollte jetzt den schweren Hammer schwingen, um den harten Stein zu meiseln! Die mit großen Blasen bedeckten zarten Hände bezeugten sein Leiden; wenn er aber am Zahltage stolz und glücklich seiner Mutter den Wochenlohn brachte, wenn er sah, daß sein Honoré fleißig die Schule besuchen konnte, so waren seine Leiden ihm reichlich aufgewogen, und freudig schwang er wieder den Hammer. — Das Unterlassen seiner Studien schmerzte ihn aber immer noch tief und er verdoppelte seinen Fleiß, um seinen Wochenlohn zu erhöhen. Nach kurzer Zeit war Jean im Stande, sich einige Bücher anzuschaffen, und wenn die andern Arbeiter die Zeit mit Essen oder Schlafen durchbrachten, widmete sich der Junge den Studien.

Bei der angestrengten Arbeit und der wenigen Ruhe, die sich unser kleine Steinhauer gönnte, konnte es nicht fehlen, daß er sich ein leidendes Aussehen zuzog und eben dieses sollte die Ursache werden, daß seine Existenz eine glücklichere wurde.

Es sollte jenes Haus, welches jetzt die elisäischen Felder ziert, gebaut werden, und dem Architekten Büron ward der Bau anvertraut. Tausend fleißige Hände rührten sich in der Arbeitshalle und der umsichtige Büron schritt anordnend und aufmunternd durch die Reihen. Da fiel ihm das leidende Aussehen eines jungen Steinhauers, noch mehr aber etwas Edles und Zartes in dessen Gesichtszügen auf. Als die Ruhestunde kam, suchte er den interessanten Knaben unter den Andern in der Schänke auf, da er ihn aber hier nicht fand, fragte Herr Büron, wo er sei?

„Wer? der kleine Gelehrte? — der Lesenarr?" sagte einer der Arbeiter, „der wird wohl nicht weit sein. Gewiß sitzt er wieder wo in einer Ecke, mit einem Stück Brod in der einen und der Feder in der andern Hand."

„Wie?" fragte der Architekt weiter. „Erlaubt ihm denn sein Lohn nicht, mit Euch zu essen?"

„Hm! sein Lohn?" sagte ein Anderer. „Weiß Gott, was der kleine Pedant mit dem Lohne macht; aber so viel weiß ich, daß er ihn weder verißt, noch vertrinkt."

„Ja," fügte ein Dritter hinzu, „wenn der es so forttreibt, so hat er am längsten Steine behauen."

Neugieriger als je kehrte Büron in die Arbeitshalle zurück. Hier saß der junge Steinhauer auf einem kleinen Steine, auf einem größeren vor sich ein Stück Brod, ein Glas Wasser, die Werke des Horaz, ein Heft Papier, Federn und Tinte und übersetzte mitten unter dem Essen.

Mit tiefer Rührung sah ihn einen Augenblick der Architekt an. Endlich, da er seine Bewegung nicht länger unterdrücken konnte, sagte er: „Was machst du da?"

Erschrecken wollte Jean seine Beschäftigung verbergen, als er aber sah, daß es unmöglich war, bat er stammelnd: „Verzeihung, Herr! ich versuche den Horaz zu übersetzen."

„Herrlich!" rief Büron voll Verwunderung aus, da er über die Achseln des Knaben in die Uebersetzung geblickt hatte. „Vortrefflich! — Wer ist dein Lehrer?"

Digitized by Google

„Ich habe keinen!" sagte Jean und schlug die Augen zu Boden.

„Keinen Lehrer, und du übersetzest den Horaz? — Wie heißt du, wunderbares Kind?"

„Jean Michel Sedaine."

„Sedaine!" rief der Architekt überrascht. „Was war dein Vater?"

„Baumeister in der Rue du Faubourg du Temple."

„Also doch, wie ich es dachte! du der Sohn meines Kollegen, meines theuren Freundes — und hier in der Arbeitshalle?"

„Ach, mein Herr!" erwiederte Jean weinend; „mein Vater starb, und ich — ich bin die einzige Stütze meiner armen Mutter."

„So jung — du armes Kind! Wie alt bist du?"

„Vierzehn Jahre."

„Höre, Jean!" sagte Herr Büron, indem er den kleinen Steinhauer väterlich an seine Brust drückte. „Verlasse diese Halle und werde mein Zögling."

„Herr!" rief jauchzend Sedaine und warf sich zu des Architekten Füßen. „Aber — wer sorgt dann für meine Mutter? — Wer erzieht meinen Bruder?" —

„Ich! mein vortrefflisches Kind." —

Ein leiser Handkuß und eine heiße Thräne, die aus des armen Jean's schönem Auge auf Büren's Hand fiel, war der stille, herzliche Dank für diese edle Handlung.

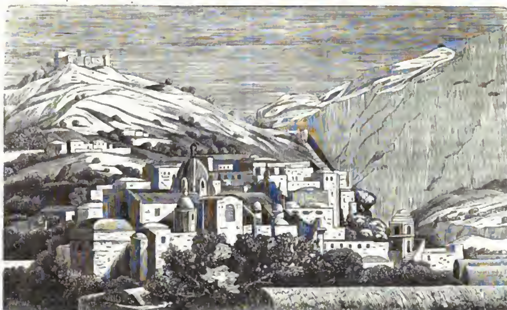
Jean Michel Sedaine, ein großer Stern am literarischen Horizonte, dem wir nebst vielen Opern das schöne Drama: „Der Philosoph ohne es zu wissen" verdanken, von dem wir das unübertreffliche Werk: „Richard Löwenherz" haben — dieser Sedaine war es, der der Imperiale nachlief und zwei Jahre lang als Steinhauer arbeitete.

Jean Michel Sedaine, in Paris am 4. Juli 1719 geboren, ward am 27. April 1786 Mitglied der französischen Akademie und starb nach einer langwierigen Krankheit im 78. Jahre seines thatenreichen Lebens am 17. Mai 1797 zu Paris, betrauert und beweint von Allen, die ihn kannten.

Schade, daß seine schönen Opern von dem Repertoir verschwanden.



Die Insel Capri.



In dem Museum zu Neapel befindet sich ein kleines Bas-relief in griechischem Geschmacke, welches Tiberius auf der Insel Capri darstellt. Er reitet ein schönes Pferd. Ein junges Weib, welches vor ihm in dem Sattel sitzt, erhebt sich, um mit einem Stabe einige Orangen von dem nahe stehenden Baume abzuschlagen; während sie mit einer graziösen Handbewegung einer jungen Sklavin den Zügel zuwirft.

Diese Antike, welche uns den Tyrannen an einem der Erholung gewidmeten Tage inmitten seiner ländlichen Vergnügungen zeigt, vermag vielleicht, uns einen richtigern Begriff über seinen Aufenthalt in Capri zu geben, als dies selbst durch die kräftigen Worte des Tacitus geschieht. Augustus hatte Capri vor Tiberius bewohnt. Er hatte diese Insel von den Neapolitanern, für die Insel Ischia bekommen, welche er ihnen gewaltsam weggenommen, und nur für diesen Preis wiedererstattet hatte.

Während die römischen Großen sich auf ihren Villen, die auf der entgegengesetzten Seite des neapolitanischen Golfes in Baiä, Pozzuolo und Pausilippo zerstreut lagen, vergnügten, hatte Augustus, vielleicht um sie zu überwachen, ihnen gerade gegenüber, auf der andern Seite des Golfes, ein reizendes ruhiges Eiland zu seinem Aufenthalte gewählt; ein Eiland, welches im Winter durch das athenäische Vorgebirge (jetzt Cap von Sorrento) vor stürmischen Winden, im Sommer durch die Nähe des Meeres vor drückender Hitze geschützt war.

Es sind die vier letzten Jahre seines Lebens, die Augustus hier zubrachte, und viele Denkmäler, deren Ueberreste sich noch bis jetzt erhalten haben, geben davon Zeugniß. Die Insel scheint überhaupt wegen ihrer glücklichen Lage, und durch den entzückenden Anblick, den sie gewährt, ein Lieblingsaufenthalt Augustus gewesen zu sein. Und dennoch ist es auch der furchtbare Name Tiberius, welcher sich an dieses Eiland

Digitized by Google

heftet, ein Name, der noch nach Jahrhunderten, die Bewohner dieses herrlichen Strandes mit Grauen und Schrecken erfüllte.

Tiberius ließ auf dieser kleinen Insel zwölf Palläste bauen, welche er den zwölf großen Göttern weihte. Die Ruinen dieser Gebäude sind fast unkenntlich. Es haben sich kaum die Grundgräben derselben erhalten, und auch diese wurden so wenig näher untersucht, man hat so wenig Nachgrabungen veranstaltet, daß man fast zufällig nur, einige unterirdische Kammern, einige Stücke Mosaik und einige Denkmünzen fand. Die neapolitanische Faulheit hat, trotz der kräftigen Anregung Murats, den Schutt, der Pompeji bedeckt, noch nicht weggeräumt, und läßt friedlich Schmarotzerpflanzen auf den Resten kaiserlicher Größe wuchern.

Blos die Pflugschar des Ackerknechtes findet zufällig von Zeit zu Zeit in dem zerwühlten Boden Denkmale, die dem merkwürdigsten Zeitalter der römischen Geschichte angehören.

Zu welcher Zeit mochten wohl die Palläste des Tiberius in Staub zerfallen sein? Der Leuchtthurm, welcher sich an dem äußersten Ende der Insel, an der Seite des athenäischen Vorgebirges befand, stürzte, als sollte er die Zukunft vorhersagen, einige Zeit vor dem Tode des Kaisers zusammen. Sechsundzwanzig Jahre nach Tiberius Hinscheiden wurde die ganze Umgegend durch ein furchtbares Erdbeben, welches der Vorläufer größerer Trübsale war und weit hin schreckliche Verwüstungen anrichtete, heimgesucht. Die meisten Thürme Pompeji's stürzten ein; aber sie erstanden neu aus ihrem Schutte, als 16 Jahre nach diesem Erdbeben, das ist 79 nach Chr. Geb., unter Titus Regierung, sich der Krater des Vesuvs öffnete, und Pompeji und Herculanum unter einem Lavastrome begrub.

Dieses merkwürdige Naturereigniß hat die Gestalt der Inseln und des festen Landes wesentlich verändert. So scheint es auch, daß Capri früher eine Bucht besaß, in welcher die Schiffe lagen, welche Tiberius zu seiner Sicherheit in der Nähe haben wollte. Auch diese ist spurlos verschwunden. Eine solche Erschütterung mußte nothwendigerweise auch die Paläste zertrümmern, und als im zweiten Jahrhunderte die Gattin und die Schwester des Kaisers Commodus nach Capri verwiesen wurden, mögen sie von Tiberius Wohnung wohl nichts als den Schutt gefunden haben. Das Mittelalter, welches die Saracenen in diese Gegend brachte, konnte daher mit leichter Mühe die gänzliche Zerstörung der möglicherweise noch übrig gebliebenen Bauwerke vollenden. Eilf Jahrhunderte waren über die Ruinen der Cäsarenpaläste hingeschritten, als es dem großen Kaiser Friedrich Barbarossa gefiel, auf der Insel, die Tiberius einst bewohnt hatte, ein Schloß zu erbauen. Als die geeignetste Stelle hierzu erwählte er die höchste Felsenspitze des Eilandes. —

Die Insel Capri hat die Gestalt eines länglichen Schiffes. Zwei einander gegenüber stehende Bergspitzen bilden, wie zwei Mastbäume die äußersten Enden desselben. Zwischen diesen beiden Felsen liegt, in einem von den zwei Hügeln San-Michele und Castiglione eingeschlossenen Thale, der Marktflecken, welcher den Namen Capri trägt und 1800 Einwohner zählt. Auf dem höchsten Felsen Monte-Solaro erhebt sich der von 1700 Seelen bevölkerte Marktflecken Anacapri. Der Haß, welcher Tiberius Herz beseelt hatte, scheint in der unaufhörlichen Eifersucht, die zwischen dem untern und dem obern Flecken besteht, fortzuleben.

Der Aufgang nach Anacapri wird durch eine in den Felsen gehauene Treppe von 500 Stufen gebildet. Die ungeheure Länge derselben wird der geneigte Leser durch die getreue Abbildung, die wir beifügen, ermessen können.

Hat man den Gipfel dieses Berges erreicht, so steht man an dem Fuße des eben erwähnten, von Friedrich Barbarossa erbauten Schlosses und genießt den herrlichen Anblick, welchen dieses bewunderungswürdige Land gewährt.

Südlich erblickt man die ungeheure, unbegränzte, blaue Fläche des mittelländischen Meeres; westlich die Inseln Ischia und Procida, die an der andern Seite des Golfes von Neapel liegen, nebst der Bucht von Pozzuoli (sonst Puteoli); nördlich den majestätischen Golf von Neapel und die Stadt, welche sich am Fuße reizender Hügel hinzieht, und den Vesuv, der sein rauchendes Haupt hoch über den Strand erhebt, dessen Städte er begraben, und die nun durch neue ersetzt worden sind.

Oestlich erblickt man das Cap von Sorrento, von welchem Capri nur eine Fortsetzung zu sein scheint, die durch irgend eine Erdrevolution in diesem an gewaltsamen Naturereignissen so reichen Lande abgerissen wurde; über dem Cap, einen neuen Golf, größer, als jenen von Neapel, den Golf von Salerno, an dessen Ufern zwei Städte liegen, die im Laufe der Zeiten den hohen Standpunkt verlassen mußten, den sie eingenommen, Pestum, die prachtvolle Gruft griechischer Kunst, und Amalfi, ein nicht minder merkwürdiges Grabmahl der Freiheit und des Handels im Mittelalter.

Dem denkenden Beschauer, der das entzückte Auge über diese Schätze von Naturschönheiten schweifen läßt, werden auch bald die großen historischen Erinnerungen, die sich an diese Umgebung knüpfen, vor die Seele treten und Vergangenheit und Gegenwart werden in ihm um den Sieg kämpfen.



Abyssinien und seine Bewohner.

Abyssinien oder Habesch begreift im weitern Sinne das Gebiet des großen, östlichen Hochlandes von Afrika. Es besteht aus Hochebenen, welche von Bergen meist vulkanischen Ursprungs durchzogen werden, und aus Schluchten. Abyssinien ist das Quellenland des Nils. Im Süden des Landes fließt der ziemlich unbekannte Hawasch. Das Gebirge enthält mehrere Seen, von denen der Tzanasee der bedeutendste ist. Das Klima ist blos im Hochlande gemäßigt, sonst aber glühend heiß und ungesund. Die Hauptmasse der Bewohner bilden die Abyssinier, die Nachkömmlinge der alten Aethiopier, welche, obgleich ein altes, afrikanisches Stammvolk, dennoch zu dem semitischen Stamme der kaukasischen Race gehören. Dann aber kommen noch die Gallas und die jüdischen Falaschas in der Provinz Simen vor. Diese sind wahrscheinlich die Abkömmlinge der Juden, welche nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus, ausgewandert sind; Jene, ein wildes afrikanisches Volk, welches sich unter eigenen Häuptlingen mitten in das Land gedrängt hat, und in der Kultur sehr weit zurück ist. Ein einziger Stamm derselben ist zum Christenthume übergetreten. Ferner leben in Abyssinien noch einige kleine meist nomadische Völkerschaften.

Wenn auch die Berichte über die älteste Geschichte Abyssiniens voller Fabeln sind, so beweisen sie doch, daß seine Bewohner zu den ältesten Kulturvölkern der Erde gehören.

Das Christenthum ward in der Mitte des 4. Jahrhunderts unter ihnen eingeführt und verbreitet. Später begannen die bis in die neueste Zeit dauernden Kämpfe zwischen den Abyssiniern und dem Islam; und der Küstenstrich der Samhara und des Landes Adal ging an den Muhammedanismus verloren. Noch nachtheiliger für das dadurch schon geschwächte abyssinische Reich wurden die im 16. Jahrhunderte beginnenden Einfälle der Gallas, die, von Süden her kommend, Abyssinien furchtbar verwüsteten, und es dadurch in immer größere Barbarei zurückwarfen.

Mit Europa waren die abyssinischen Herrscher, welche den Titel Negus führen, im Mittelalter seit den Kreuzzügen immer in einiger

Digitized by Google



Verbindung gestanden. In nähere Berührung kamen sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts vorzüglich mit Portugal. Hierdurch ward der römische Hof auf den Gedanken gebracht, die Abyssinier zum Katholicismus zu bekehren. Der vereinigten Thätigkeit der Portugiesen und der Jesuiten gelang es auch wirklich, großen Einfluß in Abyssinien zu erlangen, 1603 die Königsfamilie zum Katholicismus zu bekehren, und eine Vereinigung der alten Landeskirche mit der römischen zu Stande zu bringen. Innere Kämpfe waren aber die Folge davon, da das Volk seinem alten christlichen Glauben treu blieb, und erst als König Socinius sich vom römischen Glauben wieder losgesagt hatte, und die kathol. Priester 1632 vertrieben oder hingerichtet waren, kam das Land zur Ruhe. Seit dieser Zeit hat der römische Hof nicht unterlassen, immer von Neuem Versuche zu machen, wieder Einfluß zu gewinnen; besonders in der neuesten Zeit, wo deutsche und englische Missionäre die Abyssinier für den Protestantismus zu gewinnen suchten. Mit diesen religiösen Bestrebungen verbanden sich rivalisirende politische Absichten der Cabinete von Paris und London, so daß gegenwärtig ein offener Kampf zwischen franz.-kathol. und engl.-protest. Missionären, mit denen das Land überschwemmt ist, besteht.

Die Abyssinier bilden eine eigene Kirche, deren Oberhaupt Abuna, das heißt unser Vater, ist. Diesen empfängt sie von dem koptischen Patriarchen in Alexandrien, da die abyssinische Kirche mit der koptischen einerlei Lehrbegriff hat, während sie im Ritus mehr der orthodoxen orientalischen gleicht. Doch hat sie auch viele Eigenthümlichkeiten, die aus alten orientalischen Gebräuchen herrühren, so die Beschneidung bei den Geschlechtern, die Beobachtung der mosaischen Gesetze in Betreff der Speisen und der Reinigung, die Feier des Sonnabends u. s. w. Sie haben viele Kirchen, die in der Nähe eines fließenden Wassers, behufs der Taufe, gelegen sind. Die ältesten sind in Felsen gehauen. Im Sanctuarium steht der Altar in der Form der alttestamentlichen Bundeslade. — Statuen und Basreliefs dulden sie nicht darin, wohl aber viele Gemälde. Die Geistlichen sind im Ganzen sehr unwissend, und werden in Komosats oder Weltgeistliche und Abbas oder Schriftgelehrte und Mönche eingetheilt. — Blos eine Klasse dieser letzteren ist unverheiratet, und folgt, in ordentlichen Klöstern lebend, einer strengeren Regel.

Merkwürdig ist, daß die Kirche dem Könige die Vielweiberei gestattet.

Der Handelsverkehr in Abyssinien beschränkt sich auf die Ausfuhr von Gold, Elfenbein, Rhinocceroshörnern und Sklaven.

Seit einem Jahrhunderte etwa, ist die Macht des Negus zu einem Schattenbilde herabgesunken; dagegen haben sich die Raas oder

Digitized by Google

Statthalter der einzelnen Provinzen zu fast unabhängigen Regenten gemacht. Seit dieser Zeit herrscht im Lande ein fortwährender Bürgerkrieg. Die Stellung der Wilden wird immer bedrohlicher. Der Staat ist fast aufgelöst, das ganze Land ist ein Schlachtfeld, jeder Einwohner ein Krieger. Es ist sehr natürlich, daß man unter solchen Umständen in diesem Lande nur kriegerische Trachten sieht.

Wir geben hier das treue Bild eines Kriegers, was aber, wie eben erwähnt wurde, jetzt ein jeder Abyssinier ist. — Die Beinkleider aus Baumwollstoff reichen nur bis über das Knie, ein großes, weißes Stück Zeug von demselben Gewebe hängt über seinem Rücken herab, und wird durch ein langwollichtes Schaffell, welches meistens mit gezackten Riemen verziert ist, zurückgehalten. Ist er Christ, so trägt er langes Haar, läßt das Haupt unbedeckt, und bindet um den Hals eine Seidenschnur (Matab), welche ihn unterscheidet. Ist er Muselmann, so trägt er, wie seine Glaubensgenossen, die Araber, eine Art Turban, und am Halse eine Amuletschnur. Sein Schild aus der Haut des Rhinoceros ist mit einem Schaffelle, auf welchem sich noch das in eine Spitze auslaufende Vließ befindet, verziert. Auf der andern Seite hängt ein langer lanzenförmiger Riemen herab, der mit Nägeln, breiten Knöpfen und polirten Metallstückchen besäet ist.

Zwei Lanzen aus gestähltem Eisen dienen ihm als Angriffswaffe. Häufig trägt er auch statt der Lanzen ein Luntengewehr. Dieses wilde Costum hat, wenn die Krieger in Massen erscheinen, etwas Imposantes. Die Soldaten sind entweder zu Fuß, zu Pferde oder reiten auf Mauleseln. Die Anführer unterscheiden sich von ihren Untergebenen nur durch einige Verzierungen an ihren Kleidern oder Schildern; oft nur durch einen rothen Streifen an ihrer Stirne. Sie sind stets von zahlreichen Bedienten umgeben.

Will der König in's Feld ziehen, so erläßt er drei Proclamationen. Die erste lautet folgendermaßen:

„Kauft euch Maulesel, und haltet Mundvorrath bereit; denn an einem bestimmten Tage werden mich die nicht finden, die mich suchen.“

Die zweite, die gewöhnlich erst eine Woche später erscheint, lautet:

„Hauet in allen Theilen der Welt den Kantuffa um, denn ich weiß noch nicht, wo ich hinziehe.“

Der Kantuffa ist nämlich eine Staude, eine Art Akazie, die der Kavallerie beim Zuge hinderlich ist, weil die fliegenden Gewänder leicht an den Dornen hängen bleiben.

Endlich erscheint die letzte Proclamation:

„Ich lagere an den Ufern des Angrab's oder Kahha's, wer nicht zu mir stößt, wird auf sieben Jahre bestraft.“

„Ich wußte mir dies anfänglich nicht zu erklären,“ erzählt der bekannte Reisende Bruce, dem wir diese Notiz entnehmen, „aber später erinnerte ich mich, daß die Juden alle sieben Jahre ein Erlaßjahr hatten, wo die Schuldner ihrer Verpflichtungen entledigt, und die Sklaven in Freiheit gesetzt wurden. Abermals eine Spur jüdischer Gewohnheiten in den abyssinischen Sitten!“

Als das Reich noch in voller Blüthe stand, gab es in Abyssinien eine Art regulärer Armee, die den Kern der Kriegsmacht des Negus bildete, welche größtentheils aus irregulären Truppen bestand.

Um über diese einen richtigen Begriff zu geben, wollen wir die Schilderung der neuesten Reisenden, die abyssinischen Truppen der Gegenwart betreffend, mittheilen.

„Die Soldaten marschirten in der äußersten Unordnung, und während ein Theil derselben die Stadt noch nicht verlassen hatte, hatte der andere schon Mariam-Schauitu, den nächsten Stationsplatz, erreicht. Unter dem unordentlichen Haufen bemerkten wir eine große Anzahl Weiber, die wie Lastthiere bepackt waren. Einige unter ihnen waren schwanger, einige trugen noch ihre Säuglinge an der Brust. Sie folgten ihren Gebietern oder Gatten in den Krieg, und an dem Ruheplatze angelangt, bereiteten sie den Soldaten das Essen, ohne daran zu denken, zuerst von dem anstrengenden Marsche auszuruhen. Ueberhaupt scheint ihnen dies abenteuerliche und gefährliche Leben zu behagen, denn sie ertrugen fröhlich alle Drangsale, und unterzogen sich ohne Murren den härtesten Arbeiten. Die Anführer, in der Strategie wenig bewandert, schienen sich gar nicht um ihre Truppen zu kümmern, sondern drückten ihren Pferden die Spornen in die Weichen, um bald zu dem ersehnten Ruheplatze zu gelangen. Sie waren von einer barbarischen Musik umgeben, welche ihr Wohlgefallen zu erregen schien. Die Unordnung dieser Haufen war eine solche, daß 50 Mann in geschlossenen Reihen leicht diese zahlreichen Cohorten hätten zerstreuen können. Und doch gewährte diese Armee, trotz ihrer Unordnung, trotz der regellosen Masse ihrer gefällten Lanzen, einen wahrhaft furchtbaren Anblick.

Der Heerführer dieser kleinen Armee hatte eine Stellung auf einem Hügel eingenommen, welcher sich am Eingange eines Thales erhob. Wir waren hier 11 Uhr morgens angelangt, und es war schon Nacht, als erst der Nachtrab eintraf.

Jene, welche Zelte hatten, beeilten sich nun, sie aufzuschlagen, sie waren größer oder kleiner, je nach der Würde des Besitzers. Die kleinern waren von grober schwarzer Leinwand, die schönern, welche den höhern Befehlshabern gehörten, waren aus weißem Baumwollgewebe. Der Troß gemeiner Krieger, die nichts als ihre Lanze und ihren Schild besaßen, errichtete sich in der Eile aus Schilfrohr, Binsen und Palmenzweigen Hütten, welche sie jedesmal vor dem Ausbruche verbrannten.

Den 11. hielten wir in Ongassoné. Theils um sich zu üben, theils um sich zu zerstreuen, hatten sich die vorzüglichsten Krieger vereinigt, nach der Scheibe zu schießen. Alle hatten Luntengewehre von ungewöhnlicher Länge. Das Pulver, dessen sie sich bedienten, wird im Lande selbst erzeugt, und ist so grob, daß sie genöthigt waren, es erst zu zerstoßen, bevor sie es in das Zündloch brachten.

Bevor sie feuerten, lehnten sie ihr Gewehr an einen Baum oder an einen Stein, und erst nachdem sie lange gezielt hatten, brannten sie das Zündkraut ab. Uebrigens verfehlten sie, wenn sie sich auf diese Weise genugsam vorbereitet hatten, selten ihr Ziel. Nachdem sich die Krieger getrennt hatten, begaben sich einige auf die Jagd. Ein paar Geier, die sie erlegt hatten, überbrachten sie ihrem Feldherrn, der sie dafür mit Meth regalirte; die Schützen von Tigré gelten für die geschicktesten in Abyssinien. Unser Führer, der aus der Provinz Schoa war, und uns nur verließ, um die Soldaten bei ihren Plünderungen zu begleiten, unterhielt uns außerordentlich dadurch, daß er erzählte, wie man früher in seinem Lande beim Schießen verfahren war.

Drei Krieger waren hierzu unumgänglich nothwendig. Der eine mußte niederknien, der zweite lehnte die Waffe auf die Schulter des Knienden, und der dritte, welcher die brennende Lunte in der Hand hielt, brannte endlich nach langem Zaudern das Zündkraut ab. War das große Werk geschehen, so blickten sich die drei Tapfern, die während des Schusses sichtbarlich zusammenschraken, erstaunt darüber an, daß sie weder todt, noch verwundet seien, und überboten sich dann gegenseitig in Lobeserhebungen über diese heldenmüthige That.

Später aber wurden in der Armee des Königs von Schoa auf die Veranlassung eines Griechen, Nahmens Elias, bedeutende Verbesserungen eingeführt.

Bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Einzuge eines Raas in eine Stadt, marschirt man in etwas besserer Ordnung als gewöhnlich. Die Armee zeigt sich in ihrem vollsten Glanze. Die Leinwand ihrer Ueberwürfe ist von blendender Weiße, die Stabsoffiziere schmücken sich mit rothsammtenen Mänteln, welche sich in zierlich gezackte Ränder endigen. Der Raas selbst ist zuweilen ganz roth gekleidet, in der Hand trägt er einen eleganten grünseidenen Sonnenschirm. Die Krieger von Bedeutung haben auf dem Arme geschmackvoll vergoldete Schienen. Die Priester sind in bunte Kleider gehüllt, die Musik ertönt mit einem schrecklichen Getöse, die Frauen sind in ihrem schönsten Putze. Am Schluße des Gastmahls, welches gewöhnlich den Sieg krönt, tritt ein Sängerchor in den Festsaal und stimmt eine Lobhymne, etwa folgender Art, an:

„Samen-Rugus, unser Fürst, unser Herr, ist der Schrecken der Gallas. Der Tapferste unter ihnen vermeidet seine Begegnung; denn wie viele von ihnen hat er nicht schon überwunden! Samen-Rugus ist unbesiegbar. Der Sieg folgt ihm überall. Sein Ruf schleu-

dert Schrecken in die Reihen seiner Feinde, seine Lanze den Tod. Er wird uns bald verlassen; denn er zieht in den Kampf. Wie werden seine Feinde zittern! sie werden niederstürzen, und unser Fürst wird in unserer Mitte wieder erscheinen in vollstem Glanze wie Christus, der nach dreitägiger Abwesenheit wieder erstand."

Den Sängern folgen die Musiker. Ihre Instrumente unterscheiden sich wesentlich von unsern, und sind sehr unvollkommen.

Während sie spielen, tanzen sie, und versuchen, von Zeit zu Zeit das Geschrei irgend eines Thieres nachzuahmen. Die höchlich ergötzte Menge spendet ihnen dann rauschenden Beifall.



Das Familien-Portrait.



Herr Maler! einen schönen guten Morgen! Wir kommen zu Euch, daß Ihr uns Alle sammt und sonders malen sollt. Vor Allem mich! ich bin der reiche Bauer Troll, und verstecke mich vor mancher Herrschaft nicht. Dann meine Eheliebste Marianne, meinen ältesten Sohn Joseph hier, und meine drei Töchter. Ihr werdet wohl schon von ihnen gehört haben. Es ist die Margret, die Ursel und die Katel. Ihr werdet gestehn, daß wir Alle gerade nicht zu den häßlichsten gehören. He?

Jetzt werde ich Euch das Ding angeben, wie ich es haben will, wenn ich es bezahlen soll. Dafür aber, wenn's nach meinem Wunsch ausfällt, bekommt Ihr zwei Thaler, Herr Maler. He? das ist ein Geld!

Ihr müßt mir also zuerst das ganze Dorf mit der Kirche malen, daß man's auf den ersten Blick erkennt, und unsern Knecht Michel, wie er den Torfwagen nach Hause führt, und das Weibsvolk, wie es vor der Hausthür mit den Spinnrädern sitzt. Versteht sich, daß

unser Haus mit dem Kirchhof, der gleich dabei ist, besonders schön und deutlich ausfällt, und vergeßt nicht auf die Inschrift, die ich darauf habe schreiben lassen, wie man es ausgebessert hat. Verstanden? Ich zahle aber auch zwei Thaler, Herr Maler!

Dann malt uns an einem Feiertag, wie wir in die Kirche gehen, aber in unseren besten Kleidern. Und dann malt mir meinen Sohn Joseph, wie er mit den vier großen starken Ochsen — Ihr kennt sie vielleicht — ackert. Und meine Frau, wie sie Kuchen backt, und meine drei Töchter, wie sie im Haus und im Stall arbeiten. Und malt mich, wie ich in der Stube sitze, und mein Pfeifchen rauche, und nur manchmal ein Bischen drein brumme, wenn die Arbeit nicht recht von der Hand geht. Aber schön, Herr Maler! zwei Thaler sind viel Geld!

Wenn Ihr mir jetzt noch meinen Freund Johann malen wolltet, wie er das Heu in die Scheuer bringt und sein Liedchen dazu singt. Alle Felder müssen mit Getreide bedeckt sein, und mein Sohn muß dabei stehen und an den Fingern rechnen, wie viel Scheffel uns eingehen werden.

Wenn Ihr noch sonst was wüßt, was Ihr dazu malen könnt, — je mehr je besser. Ihr bekommt auch ein schönes Stück Geld. Uebrigens muß ich Euch sagen, ich will keine solche Farben, wie dort auf dem Bilde. Ich will helle Farben, am liebsten roth. Mir macht ein Gesicht so goldbraun, wie eine Brodrinde; mein Weib da will ich weiß haben, wie Kreide, und meinen Mädeln da macht recht appetitliche Backen, wie die Kirschen.

Ihr braucht auf die Farben nicht karg zu sein, schüttet nur darauf, so viel ihr könnt. Zwei Thaler sind kein Spaß. Und dann muß das Bild wenigstens 6 Ellen hoch und 6 Ellen breit sein, und wenn ich zufrieden bin, hört Ihr! so könnt Ihr euer Lebelang, so oft Ihr wollt, zu mir essen kommen. Euch, he! he! he! werde ich schon satt machen. Verstanden?

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Bokhara. Der Minister des Königs von Bokhara, der elende Abd Ul-Samadkan, ist von der Hand seines königlichen Gebieters durch den Schlag einer Streitaxt gefallen. Er war es, der den englischen Obersten Stoddart, den Capitän Conolly, und mehrere andere europäische Reisende hinrichten ließ, weil er ihren politischen Einfluß fürchtete. Es scheint, daß er endlich dem Großkhan selbst gefährlich geworden sei, der sich endlich seiner auf die kürzeste Art entledigte.

England. Die ganze Insel Malta ist Anfangs Oktober unter Quarantaine gestellt worden; die Times geben über diese unglaubliche Maßregel folgende Details: „Am 1. Oktober kam die englische Brigg Mary, Kapitän Tait, auf ihrem Wege von Alexandrien nach Irland mit einer Ladung Getreide, in Malta an. Dieses Fahrzeug war 35 Tage unterwegs gewesen, und hatte bei seiner Abreise von Alexandria ein Gesundheitszeugniß erhalten, das den öffentlichen Gesundheitszustand dieser Stadt und insbesondere den der Schiffmannschaft verbürgte. Ueberdieß gewährte eine 35tägige Ueberfahrt ohne einen einzigen Krankheitsfall eine hinlängliche Quarantaine. Die Behörde in Malta waren jedoch damit noch nicht zufrieden gestellt. Die Gesundheitsbeamten, die die Mary gleich nach ihrer Ankunft untersuchten, ordneten eine 14tägige Quarantaine an, unterließen es jedoch, dem Schiffe einen Aufseher beizugeben, da sie die Ueberflüssigkeit der ganzen Maßregel selbst einsehen mochten.

Fünf Wochen, auf dem Meere zugebracht, können Einem schon Lust machen zum Landen. Der Kapitän Tait bestieg mit seiner Frau ein Boot und ließ sich an's Land setzen. Das glückliche Ehepaar ging den ganzen Tag in der Stadt spazieren, besuchte das Arsenal und den Palast des Gouverneurs, bewunderte die großartige Pracht dieses einstmaligen Aufenthaltsortes der Johanniter, und machte in mehreren Läden verschiedene Einkäufe. Zuletzt glaubten sie, den angenehmen Tag nicht besser beschließen zu können, als indem sie sich zu dem Agenten ihres Fahrzeuges begaben.

Als dieser erfuhr, daß seine beiden Gäste kein Gesundheits-Certificat aufzuweisen hätten, stieß er einen Schrei des Schreckens aus. Und nicht mit Unrecht; denn in ihrer ganzen Strenge angewendet, forderten die Gesetze den Tod des unglücklichen Kapitäns, der doch nur aus Unwissenheit gesündigt hatte. Der Agent beeilte sich, diesen Umstand Herrn Tait mitzutheilen, und man kann sich denken, daß dieser ziemlich lange Beine machte, um wieder auf sein Schiff zu gelangen.

Mittlerweile verfügte sich der Agent zu dem Gesundheitsoffizier, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Das Resultat dieses Berichtes war die Verdächtigkeitserklärung der ganzen Insel Malta mit allen ihren Bewohnern und Fremden, mit allen Waaren in den Magazinen und Kaufläden, und mit allen fremden Fahrzeugen in ihren Häfen. Konnte Kapitän Tait während seines Spazierganges nicht den Keim der Ansteckung, den er vielleicht mit sich trug, weiter verbreitet haben? Die ganze Bevölkerung wurde daher in die Lage einer verdächtigen Schiffmannschaft versetzt, und der Termin bis zum 15. Oktober angesetzt, vorausgesetzt, daß sich kein weiterer verdächtiger Fall ereigne.

Erst dann sollte Malta dem europäischen Verkehr wiedergegeben werden. Wie, sagen die Times, hat ein erzürnter Papst ein furchtbareres Interdikt gegen ein Land geschleudert. Alle Fahrzeuge im Hafen, die bereits Gesundheitszeugnisse erhalten hatten, mußten wieder die gelbe Fahne aufziehen und sich in Quarantaine erklären; Waaren, die man bereits einzuschiffen begonnen hatte, mußten am Ufer liegen bleiben, und das Neapolitanische Post-Packetboot weigerte sich, Felleisen und Briefe anzunehmen. So wurde durch ein veraltetes, unnützes Gesetz aller Verkehr zwischen Morgen- und Abendland unterbrochen, und Verluste herbeigeführt, deren Ausdehnung man nicht zu berechnen im Stande ist."

Frankreich. Ein merkwürdiges Phänomen bildet seit einigen Tagen das Stadtgespräch in Paris. Es ist ein Gasconier, den der Finanzminister aus Agen kommen ließ, um ihn zum Thürsteher des Hôtels der Finanzen zu machen. Er hat 7 Schuh Höhe und 8 Schuh im Umfange und wiegt 600 Pfund. Die französischen Zeitungen bemerken, daß er am Eingange des Finanzministeriums aufgepflanzt, das passendste Sinnbild des Budgets abgeben werde.

— Graf Mortier, französischer Gesandter in Turin, wurde am 8. November in Paris plötzlich von Wahnsinn befallen. Er schloß sich mit seinen zwei Kindern in ein Zimmer ein, und schrieb an seine Frau und an einen seiner Freunde Briefe, die beinahe in den gleichen Ausdrücken abgefaßt waren. Er sagte darin, er und seine zwei Kinder würden in wenigen Augenblicken aufgehört haben zu leben. Der Polizei-Präfekt wurde augenblicklich in Kenntniß gesetzt, er eilte in die Wohnung des Grafen, wo bald auch der Kanzler Baron Pasquier eintraf, da Graf Mortier Pair von Frankreich ist. Der Graf war noch immer in seinem Zimmer, in dem er sich fest verrammelt hatte. Mit einem Rasiermesser bewaffnet, das er bald gegen seine Kinder schwang, bald gegen sich selbst zu richten drohte, führte er in seinem Wahnwitz die fürchterlichsten Reden. Hier galt es, einen Entschluß zu fassen. Mit freundlicher Sprache redete man ihn an, er antwortete mit unzusammenhängenden, Tod und Blut athmenden Reden, dann wandte er sich gegen seinen Sohn, den er auf seinen Knieen zusammengekauert hielt, und sagte ihm, er müsse sterben. Das unglückliche eilfjährige Kind schreit, es wolle nicht sterben und kämpft sich weinend gegen ihn ab. Hierauf wandte er sich an seine Tochter, ein Kind von acht Jahren, und fragte sie, ob sie ihm folgen und mit ihm sterben wolle. Die arme Kleine antwortete mit ihrer kindlichen Stimme, sie wolle gern mit ihrem Vater sterben, und man mußte glauben, er schicke sich wirklich an, diesen fürchterlichen Vorsatz auszuführen. Die Personen, welche durch die Thüre diese gräßlichen Worte vernahmen, waren vor Schrecken zu Eis erstarrt; ein Wort, eine Bewegung konnte den Arm sich senken machen, den der Wahnsinn zu gleicher Zeit in Bewegung setzte und zurückhielt. Diese Scene dauerte länger als 3 Stunden. An dieser Thüre standen in unaussprechlicher Angst die Gräfin Mortier, der Kanzler Pasquier und der Polizeipräfekt, Herr Delessert. Endlich nach diesen langen und grausamen Stunden des Hin- und Herredens, der Erwartung, des Schweigens, der Unterhandlung, gelang es, durch eine geheime Thüre, die man geräuschlos öffnete, in das Zimmer einzudringen und die armen Kinder ihrer Mutter zu übergeben. Aber Herr Mortier hielt noch immer sein Rasiermesser in der Hand und nichts konnte ihn bestimmen, es wegzulegen. Von Zeit zu Zeit machte er die Geberde des Kehlabschneidens. Diese Scene dauerte ¾ Stunden; hierauf beschwerte er sich heftig über die Verfolgungen, denen er, wie er sagte, ausgesetzt sei, und drohte, beim Siegelbewahrer Klage zu führen. Herr Delessert forderte ihn auf, dieses in einem Briefe zu thun, und der Siegelbewahrer, der indeß in Kenntniß gesetzt worden war,

Digitized by Google

ließ ihn zu sich bitten, um sich mit ihm über die Klage zu besprechen. Herr Mortier entschloß sich endlich zum Weggehen; auf der Treppe drückte er das Rasirmesser ein, schob es in die Tasche, und im Hofe des Hotels bemächtigte man sich seiner und brachte ihn nach einem Irrenhause.

Rom. Die italienischen Zeitungen erzählen folgenden artigen Zug von Sr. Heiligkeit, dem Papst Pius IX. Ein reicher, kinderloser italienischer Cavalier wollte von seinen zwei Neffen, deren Vormund er war, nur den Einen zum Universalerben machen, jedoch nach Abzug eines Legats zu Gunsten der Kirche. Da er aber erfuhr, daß die beiden Brüder beschlossen hätten, nach seinem Tode die Verlassenschaft gleich zu theilen, machte er ein anderes Testament, das er bei dem Protonotarius des heiligen Stuhles hinterlegte. Laut dieser Urkunde sollten die Neffen mit einem mäßigen Pflichttheil abgefertigt werden, und das sämmtliche, bedeutende Vermögen des Testators demjenigen Priester zufallen, der am Tage seines Leichenbegängnisses zufälligerweise die erste Messe lesen würde. Der alte Herr starb, der Protonotarius eröffnete das Testament und theilte den Inhalt dem Papste mit. Dieser, obgleich er die Nachricht erst spät in der Nacht erhalten hatte, begab sich noch vor Anbruch des Tages in die Kirche, wo die Leichenfeier abgehalten werden sollte, ließ sich die Thüre öffnen und las Messe. Auf diese Art unbeschränkter Universalerbe geworden, überließ der heilige Vater auf der Stelle die ganze Verlassenschaft den beiden Neffen.

Holland. Eine Scheinhinrichtung. In Arnheim fand am 9. Juni ein seltenes Schauspiel statt. Schon bei Tagesanbruch wurden auf dem Marktplatze die Vorbereitungen zu einer Hinrichtung getroffen. Ein Schaffot ward erbaut und mit allem Zugehör versehen; man brachte ein Beil und ein Schwert, sogar den Sarg, der die verstümmelten Ueberreste des Verbrechers aufnehmen sollte. Wie es gewöhnlich bei derlei Veranlassungen der Fall ist, war eine ungeheure Menschenmenge aus der Stadt und Umgegend herbeigeströmt, obgleich allgemein bekannt war, daß kein Blut fließen sollte. Alle diese Vorkehrungen waren nämlich nicht zu einer wirklichen Hinrichtung da, sondern zur Anwendung einer eigenthümlichen Strafe, welche das Holländische Criminalgesetz das „Schwingen des Schwertes“ nennt. Ein Mörder war zum Tode verurtheilt worden, der König hatte aber die Todesstrafe in lebenslängliche Gefangenschaft mit Anwendung des „Schwertschwingens“ verwandelt. Der Delinquent kam mit gebundenen Händen, entblößtem Haupte und Halse, kurzgeschnittenen Haaren, wie Einer, der sein Verbrechen mit dem Tode büßen soll, auf der Richtstätte an. Zwei Geistliche saßen an seiner Seite und hinter ihm der Scharfrichter mit zwei Knechten. Der Verbrecher wurde auf das Schaffot geführt, wo er alle Vorkehrungen zur Hinrichtung sah, denn es wurden ihm erst die Augen verbunden, als er auf dem Sandhaufen niedergekniet war. Der Scharfrichter nahm nun das Schwert, hielt es dem Delinquenten einen Augenblick an den Nacken, und schwenkte es dann mehrere Minuten lang über dem Kopfe des Unglücklichen, der das Pfeifen der Klinge hörte und ohnmächtig niedersank. Dann wurde er wieder in das Gefängniß zurückgeführt. Seit Menschengedenken hatte keine solche Hinrichtung mehr stattgefunden.

Deutschland. Bremen. Von der Bremer elektrischen Telegraphen-Linie glauben die Landleute, daß dieselbe den Regen abhalte und überhaupt der Fruchtbarkeit des Landes hinderlich sei. Neuerliche Ereignisse scheinen als Thatsache dafür zu sprechen. Es war am Mittage ein heftiges Gewitter von Osten im Anzuge und schon so nahe, daß man gleich nach dem Blitz den Donner hörte; aber doch zog das Gewitter ganz still über den electro-magnetischen Telegraphen und kam bald in früherer Stärke wieder von Westen ganz nahe heran nicht zum Ausbruche, sondern vertheilte sich nach Süden hin. Eben so war es am 22. August. Auch sind größtentheils die Gewitter bis jetzt an jenem Telegraphen vorbeigezogen. Einige Drähte sind unbrauchbar gemacht und Drohungen gegen die Telegraphen laut geworden. In Folge dessen haben einige Mann Kavallerie patrouilliren müssen. Man erinnert sich, daß dieselbe Besorgniß vor einigen Jahren und zwar von naturkundiger Seite her, in Bezug auf Eisenbahnen ausgesprochen wurde.

— Preußen. Berlin hat zwei herbe Verluste erlitten. Am 4. November starb der berühmte Compositeur Mendelssohn-Bartholdy, ein Enkel Mendelssohns, und einige Tage später der berühmte Operateur Dieffenbach.

— In Coblenz hat sich ein Anti-Getreidewucher-Verein gebildet. Er bezieht sein Getreide aus fremden Ländern, wo es gerade am wohlfeilsten ist, und liefert seinen Mitgliedern das Getreide durch's ganze Jahr zu einem Durchschnittspreise.

— Wie groß die Macht der Mode ist, zeigt die immer zunehmende Consumtion des Pferdefleisches in Berlin. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sich daselbst schon itzt mehr als tausend Familien befinden, die das Pferdefleisch in ihre regelmäßige Consumtion aufgenommen haben. Wenn das so fortgeht, wird man bei Belagerungen erst dann anfangen, Rindfleisch zu essen, wenn alles Pferdefleisch aufgezehrt sein wird. Auch dürfte an die Stelle des Kalbfleisches, Füllenfleisch zu empfehlen sein.

Oesterreich. Ungarn. Gekränkter Ehrgeiz hat bei dem jetzigen trostlosen Unglauben an eine Zukunft nur eine Aeußerungsweise, den Selbstmord. Der sächsische Schulmeister in Töpeny wurde, weil er einen Knaben zu streng bestraft hatte, von dem Gemeindevorstand zur Abbitte bei dessen Vater verurtheilt. Der ehrgeizige Mann konnte diese vermeinte Ehrenkränkung nicht ertragen, und erschoß sich.

— Der ungarische Reichstag hat am 12. November Se. kaiserliche Hoheit, den Erzherzog Stephan, unter allgemeinem Jubelgeschrei einstimmig zum Palatin erwählt. Dieses erfreuliche Ereigniß hat nur eine Schattenseite, daß dadurch alle Hoffnung einer einstigen Rückkehr des Durchlauchtigsten Erzherzogs nach Böhmen für immer abgeschnitten wird.

— Prag. Am 14. November starb der um die böhmische Literatur hochverdiente Gymnasialpräfekt, Herr Joseph Jungmann. Wir werden im nächsten Hefte sein Bildniß nebst einer ausführlichen Biographie liefern.

Kleine Erzählungen.

Ein guter Ehemann. Es war im schönen Monat Mai — erzählt der französische Romanendichter Jules Sandeau — als ich am frühen Morgen einsam und allein im Lande Vannes durch die blühenden Hecken und Gärten zog. Durch das grüne Laub schimmerte die weiße Kirche des benachbarten Pfarrdorfes; die Todtenglocke läutete; aber der Klang, der das Herz in enger Städte Mauern so oft mit Schwermuth erfüllt, hatte hier in der frischen, freien Lenznatur nichts Düsteres, er verlieh im Gegentheil der Landschaft einen mit Worten nicht zu beschreibenden neuen Reiz. Während ich so Herz und Sinne an den Düften und Stimmen der Frühlingswelt labte, gewahrte ich einen Landmann, der zwischen den beiden Hecken, die den Pfad einfaßten, hin und her ging und etwas vor sich hersummte, das bald wie Selbstgespräch und bald wie ein Kirchenlied klang. Dabei trug er ein Gartenmesser in der Hand, mit dem er bald auf der einen, bald auf der anderen Seite einen auf den Weg ragenden Zweig abhieb. Der Mann trieb sein Geschäft mit einer Gewandtheit und Aufmerksamkeit, als wenn er bei dem Hofgärtner zu Versailles in der Lehre gewesen wäre. Jede Bewegung des in sich gekehrten und doch so fleißigen Mannes hatte etwas Feierliches, das meine Neugierde mehr und mehr spannte. Er schien ein Gelübde gethan zu haben, und es kam mir vor, als wenn sein Herz bei jedem niedergesäbelten Zweige leichter werde. Wenn ihm ja ein Dornzweiglein, das in den Weg die weiße Rose zu weit vorstreckte, entgangen war, so schoß er wie ein Stoßvogel auf seinen Raub zurück und trat nun den hinterher gefallenen Unhold trotzig noch mit den Füßen. Staunend beobachtete ich ihn, und gerade wollte ich ihm in den Weg treten und um Lösung des Räthsels bitten, als Grabgesang erklang und aus einer Seitenallee ein Leichengefolge in den Heckengang einbog. In diesem Augenblicke malte sich eine jähe Angst auf des Mannes Gesicht; rasch ließ er die abgehauenen Dornzweige noch einmal Musterung passiren. Je näher der Zug der Stelle kam, wo ich gestanden, und wo die Hecken noch in voller Lenzesfülle prangten, desto ängstlicher wurde der Mann. „Leise, leise!“ begann er jetzt, zu den Trägern tretend; „bleibt in der Mitte; wie leicht wird die Ruhe der Todten gestört.“ Und Angstschweiß trat ihm auf die Stirn. Als die Begräbnißceremonien beendet waren, zerstreute sich das Landvolk auf die Felder, während mein Mann im lebhaften Gespräche mit dem Pfarrer nach dem Dorfe zuschritt. Als ich auf dem Rückwege gegen Abend wieder durch das Dorf kam, saß mein Mann vor seiner Hausthüre und betrachtete mit zufriedenem Blicke die letzten Sonnenstrahlen, die den Kirchthurm vergoldeten: ein Bild des Friedens und Behagens, ein echt idyllisches Stück Landleben. „Sie haben's sich heute früh sauer werden lassen,“ redete ich ihn an; „aber sagen Sie, ist es hier zu Lande Sitte, die Hecken im Mai zu scheren?“ — „Im Mai? Ei, das wär' eine sonderbare Sitte!“ antwortete er aufhorchend. — „Aber diesen Morgen?“ — „Ja das ist etwas Anderes!“ meinte er lächelnd. „Sehen Sie! heute Früh wurde meine Frau beerdigt.“ — „Und deßhalb wollten Sie den Pfad mit Blumen bestreuen?“— „Mit Blumen bestreuen?... Das nun eben nicht. Die Sache ist sehr einfach; ich will sie Ihnen erzählen, da Sie's zu interessiren scheint.“ — Und mit einer Unbefangenheit und Treuherzigkeit, wie sie selten mehr auf dem Lande gefunden wird, erzählte er: „„Meine Frau starb ehegestern schon zum zweiten Male.““ — „Zum zweiten Male?“ — „„Mein Gott, ja! Als sie zum ersten Male starb — es sind in einigen Tagen zwei Jahre her — kam der Sarg bei dem Gange zum Kirchhofe auf der Stelle, wo wir uns diesen Morgen trafen, mit einem Weißdornenzweig in Berührung, schlug um und von der Bahre herab. Bei dem Sturze fiel der Deckel auf, und meine selige Frau, die nur in tiefem Schlaf gelegen, wachte von dem Stoße auf. Das war ein Schrecken; Alles lief davon. Heute früh nun, wurde sie zum zweiten Male begraben. Merken Sie jetzt, weßhalb ich das Weißdorn schnitt?““ Diese Erzählung und die Schlußfrage wurden mit einer Harmlosigkeit und Naivetät vorgebracht, die auch nicht dem mindesten Argwohn von Bosheit oder Schadenfreude Raum gab. Dieser ländliche Biedermann berichtete, gleich den Heroen der homerischen Zeit mit classisch-epischer Ruhe ein Abenteuer, worin er die Hauptrolle gespielt, als sei dies ganz etwas Gewöhnliches, ganz in der Ordnung. Mein Mann hatte weder „Zadig“ noch „Joconde“ gelesen, er wußte nicht einmal, daß ein Voltaire und La Fontaine, zu deren Erzählung er ein Seitenstück geliefert, jemals existirt hätten. Die Enthusiasten der ländlichen Idyllen, die Strafrichter der Herzlosigkeit in den Classen der Gebildeten aber, sie alle mögen an den durch und durch natürlichen Landmann denken, der seine Frau beim zweiten Leichenbegängnisse so vorsichtig behandelte.

Digitized by Google

Damen-Bibliothek.

Ein französischer Schriftsteller führt in einer Abhandlung über die Herrschaft der Mode in Frankreich folgende Data an: Die Mode ist in Frankreich zu allen Zeiten wunderlich gewesen; sie ist immer von einer Uebertreibung in die andere gefallen, und die Frauen haben durch die ewigen Umgestaltungen ihrer Kleidung, ihren Körper um seine natürliche Form gebracht. Sie haben in ihren Trachten fast immer das Unbequeme mit dem Abgeschmackten vereinigt. Viele Jahre hindurch haben sie lange, geschlossene Kleider getragen, welche ihre Brust, ihre Arme, ihre Handgelenke bedeckten und bis auf die Ferse herunterfielen; es ist das Costüm, welches sich bis auf den heutigen Tag in den Klöstern erhalten hat. Im Jahr 1460 trugen sie Kleider, deren Aermel bis zur Erde hinunterhingen, deren Schleppen, mehrere Ellen lang, den Boden fegten, worauf die kurzen Kleider folgten, welche nicht einmal die Waden bedeckten. Im Jahre 1500 trugen die französischen Damen Hals und Brust entblößt, kurz darauf trennten sie die Aermel von den Kleidern, so daß auch der Arm nackt blieb. Im Jahre 1660 schaffte die, dem Wahnsinn verfallene Mode die Männer in Weiber um. Es war in den ausgezeichneten Kreisen der Hauptstadt aufgekommen, daß die jungen Leute in Damenkleidung erschienen. Der Abbé de Choisy, der, als Dame gekleidet, am Spieltische des Königs saß, wurde von einem großen Herrn mit den Worten angeredet: „Mein Herr oder mein Fräulein! denn man weiß nicht, was Sie sind —“

In Wien ist itzt ein Damenkaffeehaus errichtet worden, das schon sehr besucht ist. Auch viele Zeitungen und Zeitschriften sind dort zu haben, worunter die „Klatschblätter“ am meisten Anklang finden. Zweckwidrig ist jedoch, daß nicht geraucht werden darf, wodurch viele Damen ausgeschlossen sind. Schnupfen ist nicht verboten.

Bei der Legislatur des Staats Michigan kam kürzlich eine Petition mehrerer Einwohner von Buffalo vor, in welcher die Supplicanten um Erlaubniß durch ein Gesetz baten, „mehrere Weiber zu heiraten.“ Die Bittschrift ward an die „Commission für innere Verbesserungen“ verwiesen. Das Eine ist fast noch seltsamer als das Andere.

Erheiterungs-Salon.

In einer kleinen Stadt in Polen waren zwei Gasthöfe, der eine „zum grauen Esel,“ der andere „zur goldenen Henne“ benannt. Der erstere war berühmt und sehr besucht. Es kehrten dort alle vornehmen Reisenden ein; und was der Hennenwirth auch thun mochte, immer nahm der „graue Esel“ alle Kunden weg. Einst stieg General Suwarow ab, und wohnte mehre Tage da. Der Wirth bediente den General zur größten Zufriedenheit, und als dieser abreiste, bat der Eselwirth sich die Gnade aus, seinen Gasthof in der Folge „zum General Suwarow“ nennen zu dürfen. Es ward ihm gewährt, und der „graue Esel“ machte dem „General Suwarow“ Platz. Der Hennenwirth aber benützte pfiffig die Gelegenheit, ließ einen grauen Esel auf ein Schild malen, und nahm seine Henne weg, die ihm wenig goldene Eier gelegt hatte. Alles zog jetzt in den „grauen Esel,“ und der „General Suwarow“ stand so verlassen da, wie einst in der Schweiz gegen die Franzosen. Aber der Wirth wollte seinen alten Ruhm wieder herstellen. Er setzte also auf sein Schild unter den Worten: „zum General Suwarow,“ noch die Anmerkung: „Dieses ist der eigentliche alte graue Esel.“

Ein Leipziger, dessen Name sich mit P anfing, und der mit seinem Handel ein kleines Vermögen erworben hatte, ließ sich in einem kleinen ungarischen Städtchen nieder. Er kaufte dort ein Haus, und bestellte bei dem Maurermeister, der es aufputzen mußte, daß er über die Hausthür seinen Vor- und Zunamen in Gyps erhaben anbringen möchte. Als er nun die eben vollendeten noch weichen Schriftzeichen betrachtete, sah er statt des bestellten P ein B — „Aber sagen's nur,“ zürnte er dem Maurermeister entgegen, „was haben's da gemacht? da steht ja ein weiches B!“ — „Thut nix;“ erhielt er zur Antwort, „es ist in ein Paar Stunden hart!“

In Dresden lebte ein Maurer, berühmt bei den höflichen Bewohnern dieser guten Stadt seiner colossalen Grobheit halber. Einst wurde er in Ludwig Tieck's Wohnung beschieden, um dort einen neuen Ofen zu setzen. Mit Zittern und Bangen erwartete das hübsche Stubenmädchen die Ankunft des „groben Kerls.“ Und der grobe Kerl erschien, aber mit der freundlichsten Miene, mit den devotesten Bücklingen und den „scheensten guten Morjens;“ mit Eifer verrichtete er seine Arbeit auf das Beste, gab auf alle Fragen die artigsten, mit den zierlichsten Redensarten verbrämten Antworten, kurz, er war die Liebenswürdigkeit selbst. Als er nach beendigtem Geschäfte sich, wie er gekommen, mit vielen Bücklingen und Empfehlungen davontrollen wollte, sagte das hübsche Stubenmädchen ganz erstaunt: „Aber Meister K., warum ist Er denn heute so überaus höflich gewesen?“ — „Ja sehen Sie, mein liebes Mamsellchen,“ lautete die Antwort, „dieses kann ich Sie schon sagen. Ich fürchte mir vor das älteste Fräulein Tiecken; ich weiß, daß die liebe, scheene Dame auch Novellen schreiben thut und denk' bei mich, wenn du dich bei Tieckens nicht höflich beträgst, so schildert sie dir am Ende in einer Geschichte ab als einen groben Klotz, und dieses wollte ich doch nicht gehabt haben, und darum war ich höflich.“ — „Ach,“ entgegnete das hübsche Stubenmädchen traurig, „Fräulein Dorothea ist ja schon vor sechs Monaten gestorben, wissen Sie das nicht?“ — „Was?“ brüllte Meister K., in seine alte Grobheit zurückfallend; — „was? — todt ist sie? und ich habe mir vergeblich gefürchtet und bin umsonst höflich gewesen? — I tausend Schwerenoth! das hätte ich wissen sollen! ich wäre auch ganz anders uffgetreten. Und Sie, dumme Gans, warum hat Sie Ihren Schnabel nicht früher uffgesperrt und mich nicht gesagt, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte. Ne! Herr Jeses! seit sechs Monaten todt und ich fürchte mir und bin höflich! Hole euch alle miteinander dieser und der!“ — Damit stürmte er aus dem Zimmer, die Thüre hinter sich donnernd in's Schloß werfend, und noch auf der Straße immerfort brummend, daß er höflich gewesen sei.

Selten hat man wohl vor Gericht so viel gelacht als letzthin in Paris, als die Klage eines Ehemannes gegen seinen Freund, einen der geistreichsten und witzigsten Schriftsteller, wegen verbotener Verhältnisse mit seiner Frau verhandelt wurde. Der Angeklagte vertheidigte sich selbst und schloß: „ich bin im höchsten Grade erstaunt, daß ein Mann den Muth hat, in solcher Sache über einen andern zu Gericht zu sitzen. Mein Ankläger selbst wagt es nicht, mir in's Gesicht zu sehen, sogar die glatte Zunge seines Advokaten stammelt, der Richter sitzt unruhig auf seinem Stuhle, während er auf die Beweise gegen mich hört, der Gerichtsdiener wurde blutroth, als er mir den Verhaftbefehl übergab, das ehrliche Gesicht des Gensd'armen erblaßte, als er mich in diesen Saal geleitete, jeder Zeuge wendet das Gesicht von mir ab, wie sogar der Schuhputzer draußen, welcher die Kutsche rufen soll, die mich in das Gefängniß bringen wird.“ Die Liebenden hatten übrigens ein seltsames Mittel gebraucht, um den Mann aus dem Hause zu entfernen. Der angeklagte Hausfreund hatte sich nämlich sehr fromm gestellt und war jeden Abend gekommen, um der bewundernden Dame etwas aus Massillons Fasten-Predigten vorzulesen. Der unglückliche Ehemann, der aufrichtig die Werke des großen Kanzelredners verehrte, konnte gleichwohl einer gewissen Langeweile bei der Vorlesung nicht widerstehen; anfangs suchte er das Vorlesen durch Dazwischenreden zu unterbrechen, dann schlummerte er wohl auch bisweilen ein, und endlich konnte er sich nicht anders retten, als daß er einen kleinen Spaziergang auf den Boulevards machte. So befreite er das Paar in seinem Hause von seiner Gegenwart, und das wollten sie. Es entstand schallendes Gelächter in dem Gerichtssaale, als ein Zeuge naiv erzählte, er sei dem Kläger begegnet, als er im letzten Frühjahre in einer kalten Nacht spazieren gegangen, und er habe ihm betrübt gestanden: „Ich muß die Zeit hinzubringen suchen, bis mein Freund C. seine Fastenpredigt zu Ende gelesen hat. Es ist merkwürdig, daß ein solcher Mann so lange für witzig und geistreich gelten konnte! Ich kann nicht zehn Minuten in seiner Gesellschaft sein, ohne zu gähnen. Zum Glücke kann sich meine Frau besser beherrschen als ich. Sie läßt die Langeweile nicht merken, die sie fühlen muß, — sie ist so gutherzig, so höflich!“ — Trotz des Lachens aber und der geistreichen Vertheidigung wurde der Angeklagte in die Kosten und zu 10,000 Franks Schadenersatz, wie die Dame zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Kölnische Zeitung gibt eine scharmante Geschichte zum Besten, welche die Engländer zur Verspottung der Deutschen aufgebracht haben. Ein Engländer befand sich mit vielen andern Reisenden am Bord eines Dampfschiffes auf der Donau. Um an's Land zu kommen, wurde ein Brett übergelegt, aus welchem ein großer Nagel hervorstand. Ein Jeder klagte darüber, aber Keiner dachte daran, den Nagel wegzuschaffen; der Engländer stellte sich zur Seite, um die Deutschen zu beobachten. Mancher verletzte sich an dem Nagel, die Damen zerrissen ihre Kleider daran, aber Keiner that mehr, als daß er etwa einen Fluch ausstieß. Endlich kam die Reihe auch an einen Herrn, welcher vor dem Brette stehen blieb, nach einem Hammer rief und den Nagel herausklopfte. Da trat der Engländer erfreut auf ihn zu und begrüßte ihn als einen Landsmann; er hatte ihn daran erkannt, „daß er Hand anlegte!“

Der Maler Theiner in Köln hat den Vorstand des dortigen Kunstvereins, der meistens für belgische Bilder schwärmt, durch ein im belgischen Style gemaltes Landschaftsbild zu mystificiren versucht. Das Gemälde stellt eine Nebelscene dar, durch die im Vordergrunde vier Steine und fünf Grashalme hervorbrechen. Die matte Sonnenscheibe war, näher betrachtet, eine aufgeklebte weiße — Oblate! Viele Mitglieder des Vorstandes sollen die Landschaft für echt belgisch und von großer Wirkung gefunden haben.

Ein Bauer verklagte einen andern einer Schuld wegen und zeigte dem Richter den Schuldschein vor. Der Richter besah ihn, merkte, daß er auch auf der Rückseite eine Abschrift hatte, und fragte den Bauer, was dies zu bedeuten habe? — Der Bauer antwortete: Ich fürchtete, der wirkliche Wechsel könnte mir verloren gehen, da hab' ich mir ihn auf der Rückseite abgeschrieben.

Ein sehr geduldiger Mann, dem seine Frau in allen Stücken widersprach, sagte einst, als dies gerade wieder geschah, zu ihr: „Nun laß es nur gut sein, mein Kind, ich weiß doch, daß ich ein gutes Weib habe.“ — „Den Teufel hast Du!“ — rief die Frau in der Hitze des Widerspruchs.

Der Professor Weber in Rostock begann seine Vorlesungen über das Rostocker Stadtrecht jedesmal folgendermaßen: „Meine Herren! jetzt hört die gesunde Vernunft auf und das Rostocker Stadtrecht fängt an.“ —

Die Schüler eines würtembergischen Gymnasiums hatten die Erlaubniß bekommen am Abend ihres Turnfestes im Beisein ihrer

Digitized by Google

Lehrer einen kleinen Commers halten zu dürfen, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß sie um 9 Uhr nach Hause müßten. Als nun die verhängnißvolle Stunde schlug, trat der gewählte Präses auf, hielt eine lovale Rede, worin er den Herren Lehrern seinen Dank ausdrückte und mit den Worten schloß: „So wollen wir denn nach dem Grundsatze, daß man dann, wenn es Einem am Besten schmeckt, aufhören muß, jetzt ruhig nach Hause gehen ic." — „Ja", ertönte auf einmal eine Stimme aus dem lustigen Chor, „mir schmeckt es aber noch nicht am besten!"

Gränzenlose Unverschämtheit eines Diebes. Vor einiger Zeit stand in Glasgow vor der Polizeibehörde ein Mann, der ein Häringsfaß gestohlen haben sollte. Nachdem diese Beschuldigung bewiesen war, sagte der Hauptankläger zu dem Polizei-Chef: „Der Mann ist ein frecher Bösewicht, Sir! was er jetzt gethan, ist nur eine Kleinigkeit. — Vorige Woche stahl er mir meine Firmatafel; und was meinen Sie wohl, was er damit machte? Ich will es Ihnen sagen. Er brachte sie zu mir in meinen Laden, bot sie mir zum Kaufe an, und sagte, er glaube, ich werde sie besser brauchen können, als irgend ein Anderer." — Auch diese Anklage wurde vollkommen erwiesen.

Am 4. November starb Mendelssohn-Bartholdy. Am 9. November kündigten die Anschlagzettel des großen Musikfestes in Wien die Aufführung seines Oratoriums — Elias — „unter der persönlichen Leitung des dahingeschiedenen Tondichters" an.

(Theaterz. vom 10. November.)

Caricatur.

Der uneigennützige Pädagog.

Eigenthümer der Pensions-Anstalt. Es weiß also Niemand von Ihnen, meine Herren! wer diese Fensterscheibe zerbrochen hat? (Bei Seite) Müßten auch verdammt klug sein, es zu wissen. (Laut) Es will mir also Niemand den Thäter anzeigen? Nun denn, das ist sündige Verstocktheit, und zur Strafe dafür werden Sie, meine Herren! jeder extra die Scheibe bezahlen. Bei nochmaligem Vorkommen wird die Strafe verdoppelt.

Alterthum, Literatur und Kunst.

Eine der größten numismatischen Seltenheiten ist eine Münze, die im Jahre 1751 in Breslau geprägt worden. Bei der dortigen Münze war ein Oesterreicher angestellt, der aus Haß gegen Friedrich II., der durch das Recht der Eroberung Schlesien an sich gerissen, folgende Infamie beging: In der Devise theilte er die Worte: „Ein Reichsthaler" auf folgende Weise ab: „Ein Reich stahl er." Diese injuriösen Thalerstücke wurden auf Befehl des Königs eingeschmolzen; doch existiren noch einige dieser Münzen und werden von Liebhabern mit Geld aufgewogen. — Einer dieser Thaler befindet sich in der großen Münzsammlung des Buchhändlers Philipp Reclam in Leipzig.

Der unternehmende Wolf Pascheles, in dessen Verlage bereits manches gute Buch erschienen ist, hat so eben zwei neue Werke herausgegeben, von denen ein jedes einer andern Zeitanforderung entspricht. Das erste ist der Maslul Halimmud, ein illustrirtes Lehr- und Lesebuch für die israelitische Jugend, dessen innere Oekonomie sowohl als die äußere Ausstattung wenig zu wünschen übrig lassen. Das zweite ist ein jüdisches Sagenbuch unter dem Titel Sippurim. Bei dem Eifer, mit dem alle Völker itzt ihre Volkssagen, als ihren eigensten Schatz, zusammentragen und aufbewahren, ist der gänzliche Mangel einer solchen Sammlung bei den Juden doppelt schmerzlich. Daß dem Sammler ein reiches Material zu Gebote stehe, wird wohl Niemand bezweifeln, der bedenkt, wie viele Jahrhunderte die Juden über alle Theile des Erdbodens zerstreut sind und welche Schicksale sie erduldet haben. Ueberdieß ging den Juden des Mittelalters der Sinn für historische Aufzeichnung ab, wodurch sich das Gebiet der Sage immer mehr erweitern mußte. Wir können also einem Unternehmen nur Gedeihen wünschen, das, zwar zunächst für den Juden bestimmt, doch für jeden denkenden Leser von hohem Interesse sein muß.

Unter dem Titel: „Napoleon at St. Helena" erscheint, aus den Tagebüchern des verstorbenen Sir H. Lowe von Sir N. H. Nicholas herausgegeben, eine Schilderung des Aufenthaltes des Kaisers auf der Insel Helena.

Der Cadizer „Nacional" enthält einen merkwürdigen Artikel. Es wird darin gesagt, daß ein dortiger Gelehrter, Herr Adolf de Castro, eine unbekannte Schrift des Cervantes entdeckt habe, welche den Titel: „el buscapie" (die Pulverschlange) führt, und worin alle die dunkeln Stellen und Anspielungen des Don Quixote erklärt werden. Das Exemplar befand sich im Besitze des Herrn Augustin de Argote, Sohnes des berühmten Bewohners von Sevilla, Gonzalo Argote de Molina, des Verfassers der „Geschichte des andalusischen Adels" (historia de la nobleza de Andalusia). Herr Castro hat dem Werke noch mehrere geschichtliche, kritische und bibliographische Anmerkungen hinzugefügt, und will es der Oeffentlichkeit übergeben.

Johann Christof Tschanter schrieb eine „historische Nachricht von Leuten, die sich zu Tode studirt haben". Budissin, 1722. 8.

Entdeckungen und Erfindungen.

Nicht allein für die Geschäfte, sondern auch für wissenschaftliche Zwecke werden die Telegraphen schon in Amerika benützt. Der Professor Espy, der Gründer der neuen Theorie der Entstehung und Bildung der Stürme, hat Anstalt getroffen, daß man von Westen her jeden Sturm im Osten ankündigt, um den Seeleuten zeitige Warnung zu geben, damit sie günstige Momente zum Auslaufen wählen können.

Oekonomisches.

Wer sein Zimmer gut heizen und dennoch dabei sparen will, der lege auf die eben geschütteten Steinkohlen jedesmal einen kleinen eisernen Deckel, dessen Durchmesser etwa 2—4 Zoll weniger beträgt, als der innere Durchmesser des Ofens; hierdurch werden die sämmtlichen flüchtigen Theile der Kohlen gezwungen, durch's Feuer zu gehen und am Ende des Deckels mit Flamme zu verbrennen, welche die Wände des Ofens glühend macht, während bei anderem Verfahren der große Theil der strahlenden Wärme in der Mitte des Ofens verloren geht.

Völkerkunde.

Wien vor hundert Jahren. Vor 100 Jahren hatte Wien natürlich ein ganz anderes Aussehen als gegenwärtig, ja vor 50 Jahren glich die Stadt der jetzigen bei weitem nicht. Es gab durchaus Schindeldächer, die älteren Häuser waren mit Hirschgeweihen, auch zuweilen mit großen Ochsenhörnern geschmückt, die Beleuchtung war äußerst schwach, die Laternen an einigen Orten an dreifüßigen Gestellen befestiget. — Die Scharwache, mit Hellebarden versehen, später mit Picken bewaffnet, durchzog Nachts die Stadt, in den Vorstädten streiften seit 1714, Dragoner. — Bei allen öffentlichen Brunnen, Säulen, Gebäuden standen Schildwachen, so auch allenthalben auf den Wällen, welche überdies ringsum bis 1805 mit Kanonen besetzt waren. Die Hauptwache befand sich am Petersplatz, wo das jetzige Feuerpiket ist. Noch eine bedeutende Wache hatte ihren Posten gegenüber dem heutigen Theresianum, damals Favorite genannt, ein Lieblingsaufenthalt Karl VI. Von der Favorite bis zum Kärnthnerthor war die Straße schon damals Nachts durch Laternen erleuchtet.

Man rauchte in allen Straßen, doch nur die gemeine Klasse. Man klagte auch schon vor 100 Jahren über den Uebelstand des Tabakrauchens auf der Straße, und eben so über das starke Fahren, doch mag man damals eben nicht schnell gefahren sein, da die Wagen plump und meist mit vier schweren Pferden bespannt waren. Auch waren die Wagen gewöhnlich von riesigen Heiducken zu Fuße begleitet, und zwei Laufer mußten dem Wagen vortreten, der dann gewiß nicht so hinjagen konnte, wie unsere jetzigen leichten und zierlich gebauten Wagen.

Bei Leichenbegängnissen waren die nächsten Verwandten ganz verhüllt und trugen Larven vor dem Gesichte; auch die Fackelträger, meist kleine Jungen, waren in wahre Teufelsmasken gesteckt.

Duelle fielen sehr häufig vor, selbst am Glacis, besonders nächst der Roferanogasse, welche durch Einmischung der Vorübergehenden oft auf zwanzig bis vier und zwanzig Streiter anwuchsen.

Balgereien unter Studenten, Werbern, Handwerksburschen und Bedienten waren ebenfalls sehr häufig, daher ergingen wiederholte Mandate wegen des Waffentragens. Anno 1712 wurde das Tragen der Degen ausschließend dem Militär, den Beamten und Bürgern gestattet; den Studenten,

Digitized by Google

den Stadt-, Feld- und Offiziersjagen aber verboten, eben so den Heiducken die Säbel, Czakany und Streitärte, und den Handlungsdienern das Führen irgend einer Waffe untersagt.

Ein Edelmann, der 1745 einen Doktor durch seine Bedienten hatte prügeln lassen, wurde zu drei Monate Arrest und 1000 Gulden Geldstrafe, die Bedienten mit öffentlicher Züchtigung und zwei Monaten Strafarbeiten bestraft.

Die Menge der Hinrichtungen mochte bewirken, daß drei Hochgerichte, nämlich beim Räderkreuz am Wienerberg, vor dem Schottenthor und auf der Gänsweide bestanden. — Oeffentliche Strafarbeiten wurden bis 1740 im Stadtgraben verrichtet.

Unter die seither verschwundenen Schauspiele gehörten die Bärenführer und Marionettenspiele am Hof, am Graben und am Mehlmarkt. — Eben so die Lustfahrten auf der Donau.

Vor dem Amtshause in der Himmelpfortgasse, dessen Portal grottenartig verziert und mit großen Steinbildern des gekreuzigten Heilandes zwischen den Schächern versehen war, wurden die verurtheilten Verbrecher in einem Kreise der Wache, zwischen mehreren Priestern ausgestellt, und beteten öffentlich durch drei Tage, jeden Tag eine Stunde hindurch.

Sehr lästig und zudringlich waren die Bettler, häufig lagen kranke Personen auf Strohsäcken in den Gassen, neben ihnen ihre Angehörigen, für sie um Almosen flehend. (Vogl's österr. Volkskal. für 1848.)

Statistisches.

Nach einer Berechnung des „Athenäums“ schreibt jede Londoner Familie in einem Jahre durchschnittlich 175 Briefe.

Die französische Zeitschrift „Les Archives Israelites“ berechnet die Gesammtzahl aller über den Erdball verbreiteten Juden auf sechs Millionen. Von diesen befinden sich nur 180,000 (wahrscheinlich sind blos die erwachsenen Männer gemeint) im Genuße voller bürgerlicher Rechte, nämlich: 30,000 in den vereinigten Staaten, 50,000 in Holland, 10,000 in Belgien und 90,000 in Frankreich. In England sind 20,000 bis jetzt nur unvollständig emancipirt, d. h. sie sind vom Oberhause ausgeschlossen, und ihr Recht, im Unterhause zu sitzen, ist bis jetzt noch zweifelhaft.

Statistik des Pauperismus. In Schweden, das eine Bevölkerung von ungefähr 3½ Millionen hat, die sich durch die Einfachheit ihrer Sitten und ihre Vorliebe für Feldarbeit auszeichnet, kommen 3 Bettler auf 400 Seelen, während man in andern Ländern auf je 100 Personen folgende Durchschnittzahl von Bettlern rechnet: In Norwegen 5, in Dänemark 4, in Würtemberg 5, in der Schweiz 10, in Italien 13, in Frankreich 15, auf den Brittanischen Inseln zusammen gerechnet 17, in England allein 10.

Die tiefste Mine. Die größte Tiefe, in die man bis jetzt auf der Erdoberfläche hinabkam, ist die Kohlengrube von Moriment mit 530 Meters Tiefe. Man hatte bisher den Schacht von Chaurfour bei Valenciennes für den tiefsten gehalten.

Allerlei Curiosa.

Gräßlicher Mord. Auf einem Gute, einige Meilen von der polnischen Weichselstadt Wloclawek gelegen, trug sich vor Kurzem eine Geschichte zu, die gewiß zu den schaudervollsten unserer Zeit gehört. Der Pächter von diesem Gute fuhr zu seinem Gutsherrn, um demselben die fällige Pacht zu bezahlen, findet denselben jedoch nicht zu Hause, und kehrt mit dem Gelde zurück. Zu Hause angekommen, ist er über den vergebens gemachten Weg verdrießlich, und äußerte diesen Verdruß zu seinem Inspektor mit den Worten, daß er das Geld nun wieder habe zurückbringen müssen. Mit dem Herannahen der Nacht stellt sich auch bei dem Inspektor das Verlangen nach dem Gelde ein; er hatte sich bereits zu Bette gelegt, stand aber wieder auf, und begab sich, mit einem Beile versehen, in das Schlafzimmer des Pächters, um die Schlüssel zur Geldlade zu suchen. Der Pächter erwacht hierüber, will den Inspektor zur Rede stellen, wird aber von demselben mit mehreren Beilhieben dermaßen empfangen, daß er todt zu Boden fällt. Dieses Werk genügt ihm noch nicht, noch muß die Frau des Pächters getödtet werden, und kaum wird dieser Gedanke in ihm rege, als auch diese schon todt in ihrem Blute schwimmt. Ein Kind des Pächters, das durch dieses Getöse erwacht, wird ebenfalls niedergehauen; darauf wendet sich seine Mordgier zur Gouvernante, und auch diese fand ihren Tod, ohne daß jemand anders davon Zeuge wurde. Nachdem der Verbrecher vier Menschen geopfert, begibt er sich in sein Zimmer, wechselt sein mit Blut beflecktes Hemde mit einem reinen, öffnet ein Fenster, ruft um Hilfe, und zeigt den Herbeieilenden den Schauplatz seiner Thaten mit der Ermunterung, den Mörder aufzusuchen. Einer den Herzugeeilten bemerkte jedoch im Gesichte des Inspektors Blut, schickt sogleich zur Wache, es kommt eine Mannschaft Soldaten; der Führer, von dem Geschehenen unterrichtet, erklärt den Inspektor sogleich für den Verbrecher, der auch, nachdem er gefesselt war, alsbald seine That eingestand, und den Hergang der Geschichte eben so kaltblütig erzählte, als wie er das Geständniß machte, daß er vor etwa zwei Jahren seine Frau gemordet, daß er in Spanien gefochten, und ihm ein Menschenleben nichts werth sei.

Die Zeitung von Calcutta erzählt von einer ungeheuern Boa Constrictor, die in den Gärten von Staldah dem Publikum zur Schau ausgestellt ist. Das riesige Reptil, wie man vorher noch keines gesehen hat, wurde von Jägern an der Küste von Hongly, während es der Verdauung pflegte, getödtet. Was das höchste Erstaunen erregte, war ein großer Eber, den man noch vollkommen unverdaut im Bauche der Boa fand. Wenige Tage vorher war ein kleines Kind verschwunden, und man fürchtete, daß es von der Schlange aufgefressen worden sei. Erst die Oeffnung ihres Leibes zeigte statt des Kindes den erwähnten Eber. Die Schlange ist 6 Metres lang und ihr Umfang beträgt in der Mitte des Bauches einen halben Metre.

Seltene Gutmüthigkeit. Die Familie eines angesehenen Kaufmanns in Flensburg führte in ihrem Wappen eine halb gefüllte Flasche, und man sollte fast denken, die habe in der frühern Zeit, wo noch die Fürsten recht braven Leuten und recht tapferen im Kriege, zum Andenken an ihre Thaten, Wappen verliehen, eben auch ein Fürst einem ihrer Vorfahren in's Wappen gesetzt, weil er — ein tapferer Trinker gewesen; dem ist aber nicht so, sondern die Sache verhält sich anders.

In einem Kriege zwischen Schweden und Dänemark stritt ein Altervater dieser Familie mit, vielleicht war's auch ein Urältervater, genau weiß man das nicht. Als die Schlacht vorüber war, kriegt der Flensburger einen entsetzlichen Durst und ist auch so glücklich, daß er, wahrscheinlich von einem Marketender, eine Flasche Bier für schweres Geld erlangt. Als er sie eben an den vertrockneten Mund setzen will, um einen Labetrunk zu thun, da hört er das von Stöhnen unterbrochene Wort eines armen Schweden, dem eine Kanonenkugel beide Beine abgeschlagen hatte, das um einen einzigen Schluck des Getränkes in seiner Todesnoth fleht.

Dem guten Flensburger geht's durch's Herz. Ohne daß er einen Tropfen über seine Lippen gehen läßt, geht er zu dem Unglücklichen hin, bückt sich zu ihm, um ihm die Flasche an die Lippen zu setzen und ihn zu laben.

Da erhebt der heimtückische Schwede seinen Arm und drückt ein geladenes Pistol auf seinen gutmüthigen Wohlthäter ab, dessen Kugel an seinem Kopfe pfeifend vorüberfliegt.

Ruhig, aber unwillig blickt ihn der Flensburger an, setzt dann seine Bierflasche an seine Lippen, trinkt sie halb leer und reicht sie dann dem sterbenden Schweden, indem er zu ihm sagt: „Siehst du, Bösfeind, nun kriegst du auch nur die Hälfte!“

Das ist hernachmals dem Könige von Dänemark bekannt geworden, der befahl, die Nachkommen sollten für ewige Zeiten zur Erinnerung an die edle Selbstverläugnung ihres Altervaters, eine halbe Flasche in ihrem Wappen und Siegel führen. (Spinnstube.)

Eine Erwiederung Prießnitz's. Einige Journale haben neulich die Nachricht mitgetheilt, daß sich der Wasserheilkünstler in Gräfenberg seit dem Jahre 1825, also seit 22 Jahren, ein Vermögen von drei Millionen Gulden in Zwanzigern durch seine Wasserkur erworben. Briefe, die aus Gräfenberg vor einigen Tagen hier eingetroffen, erklären dies nur für einen Puff, und bemerken, daß Prießnitz hierüber bemerkt hätte: „Drei Millionen! wissen denn die Leute nicht, was zu einer Million gehört? Wüßte ich den Schreiber jener Notiz unter meinen Patienten, ich würde ihn für unheilbar erklären.“

Aufrichtigkeit. Wenn Georg der Erste, König von England, von seinem Herrn Schwager, dem Könige von Preußen, sprach, sagte er gewöhnlich: „Mein Bruder, der Sergeant.“ — Dagegen aber sagte auch Friedrich Wilhelm, wenn er von Georg sprach, nicht anders, als: „Mein Bruder, der Comödiant.“

In den Bildern aus dem preußischen Husarenleben im Jahre 1804 und 1805, mit welchen der „Nürnberger Correspondent“ in diesen Tagen seine Leser erfreut hat, liest man auch folgendes tragi-komische Memento: Von allen Gamaschenplagen war der Zopf die beschwerlichste. Waren Pferde, Reitzeug, Waffen und Alles geputzt, dann blieb noch die mühsame Kopf-Toilette übrig, und gerade bei dieser mußte die größte Pünktlichkeit und Sorgfalt beobachtet werden. Jeder Reiter hatte das bestimmte Maß für die ganze Länge des Zopfes, für die Länge der Bandwicklung, und wie weit diese vom Nacken entfernt sein durfte. Sogar die Länge des am Ende befindlichen Haarbüschels war genau bestimmt. Die hinter den Ohren hinabhängenden, nicht in den Zopf eingebundenen Seitenhaare mußten genau bei den Ohrläppchen abgeschnitten werden. Wer sie nur einen halben Zoll länger wachsen ließ, war ein „Seiltänzer“, „Scheerenschleifer“ und „Comödiante“. Das waren aber nur die Ehrenprädicate, das gewöhnliche hieß: „verdammter Windbeutel“. Die Husaren frisirten einander selbst, aber es gab unter zehn kaum einen, der einen tüchtigen, parademäßigen Zopf mit einem schönen Kammstrich von Pomade zuwege brachte. Da mußten nun Manche stundenlang warten, bis die Reihe an sie kam, dabei verlief die Zeit, wo zur Parade oder zum Exercieren ausgerückt wurde, und es saß oft noch mancher arme Teufel in Höllenangst, ohne daß sein Zopf gemacht war, und ein Kamerad erbarmte sich endlich noch seiner und wickelte ihm ein schlechtes Ding zurecht, bei dessen Vollendung oft nicht so viel Zeit übrig blieb, um den überflüssigen Puder aus dem Gesichte zu entfernen, was gewöhnlich ein Paar Fuchteln mit den allzeit fertigen Klingen des Wachtmeisters oder Lieutenants eintrug, gegen welche keine Appellation stattfand. Mit dem Putzen der Waffen wurde es bei Weitem nicht so streng genommen, wie mit den Zöpfen, und hier ließ sich der Wachtmeister eher eine Entschuldigung, mitunter auch einen Schwank, gefallen, wenn er nur originell war.

Digitized by Google

Es ist merkwürdig, daß gerade derjenige Marschall, der am häufigsten verwundet worden war (Oudinot), am längsten gelebt, und das schöne Alter von 81 Jahren erreicht hat. Seine Verwundungen waren so sprichwörtlich geworden, daß Kaiser Napoleon, als er den Marschall einst besucht hatte, lachend ausrief: „Schämen Sie sich, Herzog von Reggio! wer wird sich denn beständig verwunden lassen?"

Die beiden Parthenien. Die Theater-Locomotive bringt nachstehendes Bild aus dem Theaterleben. Im Bade zu Kreuznach wurde Comödie gespielt. Die Muse hatte es sich gefallen lassen müssen, die Säulen ihres Tempels in einem Kuhstalle gegründet zu sehen, und die wandernden Histrionen waren würdige Priester dieses Tempels. Bühnenskandal ist nichts Neues; für den gezwungenen Frieden der Scene, für die Zärtlichkeit vor den Lampen entschädigt sich das bewegliche Völkchen durch Dialoge hinter den Coulissen, deren heftige Gestikulation nicht selten Naturlaute des Schmerzes erpreßt.

Im wilden Theater zu Kreuznach ging Halm's „Sohn der Wildniß" über die Bühne im Kuhstalle, zum Benefiz der Mad. Christiani. Es war ein verhängnißvoller Abend. Man beneidete die Freundin des Direktors um das einträgliche Benefiz, und schon vor dem Beginne des Stückes wurden Scenen der Wildniß hinter dem Vorhang gespielt. Im dritten Akt hatte der Tectosage Samo die Worte zu sagen: „das Weib hat ihn verhert." Der Tectosage war ein boshaftes Geschöpf. Er haßte die Benefiziantin mit dem ganzen Hasse einer wandernden Histrionenseele. Er wagte es, mit Umgehung der Theatergesetze, zu improvisiren, und improvisirte: „das alte Weib hat ihn behert!" Mad. Christiani ist eine der reizbaren Damen, deren Fingerspitzen momentan eine unüberwindliche Sehnsucht nach anderer Leute Angesichtern haben. Schon vorher gereizt, wirkte dies „alt" wie der Pfeil des Banderillo, sie nahm einen Ansatz, sich auf ihren Gegner zu stürzen. Der Respekt vor dem Publikum zügelte ihre Wildheit, ihre Wuth machte sich in einem krampfhaften Gelächter, in einem Gebärdenspiel Luft, daß die Urbewohner dieser heiligen Hallen mit Entsetzen erfüllt haben würde.

Der Vorhang mußte fallen.

Hinter dem Vorhang wurde die Scene humoristisch. Mad. Christiani windet sich wüthend in den Armen des herkulischen Sohnes der Wildniß und ringt nach Befreiung. Hohnlachend und spottend steht die Gesellschaft um sie her und nährt die Wuthflammen.

Mad. Christiani: „Ich, alt — eine alte Here — he! he! fragt den Direktor, ob ich alt bin — laßt mich los, ich muß ihm die Augen auskratzen. — Ungeheuer! wie kannst du mich alt nennen — 28 — Ungeheuer — ist das alt?"

Ein lautes Gelächter der Umstehenden begrüßte diese Worte. In diesem Augenblicke erschien der Direktor, ein kleines, bewegliches Männchen mit rother Schnapsnase.

Direktor: „Meine Herren — meine Damen — compromittiren Sie die Kunst nicht — bedenken Sie den geheiligten Boden."

Mad. Christiani: „Bin ich alt, Direktor? kannst du sagen, daß ich alt bin? — he?"

Direktor: „Beruhigen Sie sich, Madame, Sie sind krank — bringt sie zu Bette. — Fr. Küchler — spielen Sie die Rolle zu Ende, ich werde Madame Christiani mit Krämpfen entschuldigen." —

Mad. Christiani wurde hinter die Coulissen gebracht, der Direktor hielt seine Rede, und Fr. Küchler trat auf. Jetzt jedoch mußte der herkulische Wildnißsohn die Gefangene frei geben, um seine Rolle weiter zu spielen. Madame Christiani erhob sich im Gefühle der Freiheit, ordnete mechanisch ihre Locken und folgte dem Bändiger auf die Bühne.

Mit glühenden Augen standen sich beide Parthenien gegenüber. Nach einer stummen Minute erhoben sie Beide ihre Stimme und spielten Beide zugleich ihre Rollen weiter. Das Publikum, im ersten Augenblick etwas verblüfft über diese Doppelgängerei, nahm im zweiten Partei, und der Kampf der Rivalinnen wurde im Parterre mit wüthender Erbitterung fortgeführt. Endlich siegten die Verehrer des jugendlicheren Fräul. Küchler; die Anhänger der Madame Christiani und ihre heiser gewordene Clientin räumten den Platz, und der „Sohn der Wildniß" erreichte glücklich sein Ende.

Wettrennen eines Pferdes mit einer Lokomotive. Vor einiger Zeit trug sich auf der Newcastle-Berwicker Eisenbahn ein lustiger Vorfall zu, bei dem die Pferde- und Dampfschnelligkeit sich in einen ergötzlichen Wettkampf einließen. Als die Maschine Nro. 137, nach Newcastle gehend, sich Chatwill näherte, sprang ein muthiges, dem Herrn M'Kay gehöriges Pferd, entweder aus Uebermuth oder scheu gemacht, auf die Bahn, und sprengte in voller Carriere vor der Maschine her, die sich in einer Schnelligkeit von 30 (engl.) Meilen auf die Stunde dahin bewegte. Der Lokomotivführer, vor den Folgen besorgt, suchte durch häufiges schrilles Pfeifen das Thier von der Linie zu vertreiben, doch umsonst, eine volle Meile oder mehr verfolgte das Pferd mit unnachlassender Geschwindigkeit seinen Weg. Als endlich die Maschine ihm etwas näher auf den Leib kam, sprang es in die parallele Linie hinüber; ja, als sei es entschlossen, sich nicht überwinden zu lassen, lief es immer zu und gewann der Maschine nochmals einen Vorsprung ab. Das Pferd hatte nun beinahe drei Meilen zurückgelegt, und der Locomotivführer, der sich gehemmt sah, beschloß, auf alle Gefahr hin, seinem Gegner vorzukommen. Er steigerte mithin die Geschwindigkeit seiner Maschine und war dem Thiere bald so dicht auf dem Leibe, daß dieses zur Seite sprang. Als der Zug vorüberging, schlug es mit den Hinterhufen zur großen Belustigung der Passagiere aus. Die ganze Strecke, welche das Pferd mit dem Zuge machte, mochte ungefähr 4 Meilen betragen.

In dem Pfarrbuche des Kirchspiels Lanmaes in Glamorganshire (England) hat ein Alterthumsforscher kürzlich folgende Notiz gefunden: „Ivan Yorath, begraben am Samstag 17. Juli anno domini 1621, im 21. Regierungsjahre des Königs (Jakob I.), in seinem 180sten Lebensjahre. Er focht als Soldat in der Schlacht bei Bosworth (22. August 1485) und ernährte sich größtentheils vom Fischfange."

Die Luftfahrten kommen wieder in die Mode, aber in sehr verjüngtem Maßstabe; die weiteste erstreckt sich auf einige Meilen. Wie ganz anders war das früher, als ein Flug über den Kanal La Manche und zurück zur Tagesordnung gehörte. Und erst jener Krönungsballon, der sich bei der Kaiserkrönung Napoleons am Abende des 15. Decembers 1804 vom Marsfelde in Paris in die Lüfte erhob und am andern Morgen vor den Thoren Rom's sich niederließ.

Schach-Aufgabe Nro. 62.

Von Herrn J. Bär aus Neubidschow.

Weiß setzt mit dem 7. Zuge matt.

Schwarz.

8
7
6
5
4
3
2
1

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 61.

Erste Lösung.

Weiß.	Schwarz.
Dame von G 6 auf A 8 †	Bauer von B 7 auf A 6.
Laufer · G 5 · D 8 †	Laufer · D 4 · B 6.
Thurm · D 1 · D 5 †	Roß · E 4 · C 5.
· · D 5 · C 5 †	· · B 3 · C 5.
Bauer · B 2 · B 4 † und Matt.	

Zweite Lösung.

Weiß.	Schwarz.
Laufer von G 5 auf D 8 †	Bauer von B 7 auf B 6
· · D 8 · B 6 †	Laufer · D 4 · B 6.
Thurm · D 1 · D 5 †	Roß · E 4 · C 5.
· · D 5 · C 5 †	· · B 3 · C 5.
Bauer · B 2 · B 4 † und Matt.	

Wenn im 3. oder 4. Zuge Schwarz statt des Rosses den Laufer vorsetzt, so sagt die Königin sogleich auf A 6 Matt.

Inhaltsverzeichniß.

Die illustrirten Artikel sind mit so vielen • bezeichnet, als sie Illustrationen enthalten.

Novellen.

Novelletten.

Vermischte Aufsätze.

Denkmäler und Biographien berühmter Männer.

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

Gedichte.

Licht- und Schattenseiten des Lebens,





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek

+Z186426606

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek

+Z186426606

Digitized by Google

Digitized by Google


Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426606
Digitized by Google

Digitized by Google